22101179586

Allgemeine

Deutsche Biographie.

[illegible] Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfundfünfzigster Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfundfünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Wandersleb — Zwirner.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1910.

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.
Die Verlagshandlung.

WELLCOME HISTORICAL MEDICAL LIBRARY

WELLCOME LIBRARY
General Collections
M
7962

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Mit dem 55. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie erreicht der darstellende Text unseres umfassenden Unternehmens sein Ende. Neben dem Rest der Artikel des zweiten Alphabets enthält er in überwiegender Zahl eine bunte Reihe von Nachträgen, durch welche früher gelassene Lücken ausgefüllt werden. Hierzu boten uns alte und neue Mitarbeiter vor Thoresschluß wetteifernd die Hand; es drängt uns, ihnen auch an dieser Stelle besonderen Dank dafür zu sagen. Der gewöhnliche Umfang eines Bandes mußte so leider überschritten werden; über den Mangel an Ordnung des Inhalts kann nur das angehängte Artikelverzeichniß hinweghelfen — Formfehler im Einzelnen, die man um der Sache des Ganzen willen verzeihen möge!

Außer Sr. Excellenz dem Freiherrn v. Liliencron, dessen wohlerwogener Plan auch diesem letzten Theil des so lange von ihm geleiteten Werks im wesentlichen zu Grunde liegt, hat sich an der Vorarbeit zur Herausgabe Herr Dr. A. Bettelheim in Wien nicht unbeträchtlich betheiligt; die Redaction jedoch gab er zu unserem Bedauern nach Abschluß des vorigen Bandes in unsere Hände zurück, wozu ihn grundsätzliche Meinungsverschiedenheit über die Ausarbeitung des Generalregisters bestimmte. Mit der letzteren ist Herr Reichsarchivpraktikant Dr. Fritz Gerlich in München seit längerer Zeit beschäftigt, unter Benützung des ehedem von Herrn Kanzleisecretär Graap in Schleswig gefertigten Entwurfs; im Winter 1910/11 hoffen wir mit dem Druck des Registerbandes zu beginnen. Für diesen, der das nationale Werk erst im praktischen Sinne vollenden wird, versparen wir uns einen kurzen Epilog.

München, im Januar 1910.

**Die historische Commission
bei der kgl. Akademie der Wissenschaften.**

Vorwort.

Mit dem [illegible] Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie erreicht der [illegible]

[illegible]

München, im Januar 1910.

Die historische Commission
bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften.

Wandersleb: Adolf W., Musikdirector, hervorragender Förderer des Gesangvereinswesens in Thüringen, geboren am 8. Januar 1810 in Werningshausen bei Straußfurt, † am 20. October 1884 in Gotha. W. besuchte als Jüngling das Lehrerseminar in Gotha, trat aber nach Absolvirung desselben nicht in den Schuldienst ein, sondern widmete sich infolge vorzüglicher Begabung der Musik. Als tüchtiger Clavierspieler und -lehrer erwarb er sich bald Ruf, namentlich als Dirigent wurde er beliebt. Von 1837—1881 war er mit nur kurzer Unterbrechung musikalischer Leiter der „Liedertafel“ in Gotha, von 1844 ab Dirigent der Feste des Thüringer Sängerbundes, auch bekleidete er mehrere Jahrzehnte die Stellung eines Hofcantors in Gotha. Veranlaßt durch nach Amerika ausgewanderte Schüler folgte er ihnen 1850 dorthin, konnte aber nicht heimisch werden und kehrte schon nach Jahresfrist nach Gotha zurück.

Als Componist schuf W. zwei Opern: „Die Bergknappen“ und „Lanwall“, vor allem aber treffliche Männerchöre; die bekanntesten sind: „Wie herrlich ist mein Vaterland“ und „Schweigend in der Abenddämmrung Schleier“. Auch die Clavierstücke Wandersleb's fanden viel Anklang. Der Herzog von Gotha ehrte W. durch Verleihung der Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft und des Titels „Musikdirector“. Aus der zweiten Ehe Wandersleb's mit einer Enkelin des Philologen Fr. Jakobs ging eine Tochter hervor, die sich als Cellistin Ruf erwarb.

Nach Familienmittheilungen und Voigt, Geschichte des Thür. Sängerbundes; Voigt, 50 Jahre der Gothaer Liedertafel und Gothaische Zeitung vom 24. October 1884.
M. Berbig.

Wasielewski: Wilhelm Joseph von W. Der Vater des ausgezeichneten Musikgelehrten stammt aus dem bei Warschau gelegenen Flecken Narielsk (geboren 1785). Er war Landwirth. 1808 heirathete er eine Tochter des Landschaftsrendanten Piwko aus Danzig. Die schweren Zeiten der französischen Occupation lasteten auf Danzig und Umgegend besonders drückend. So waren die Ansiedelungsversuche der Eheleute in jener Gegend nicht vom Glücke begünstigt. 1820—26 wohnten sie in Groß-Lessen. Hier wurde Wilh. Jos. W. am 17. Juni 1822 geboren. 1826 siedelte die Familie nach Danzig über, wo der Vater als Lehrer an der St. Brigittenschule Anstellung gefunden. Diese Schule besuchte auch der Knabe, bevor er mit zehn Jahren auf die höhere Lehranstalt zu St. Petri und Pauli geschickt wurde. Musikalische Eindrücke erhielt W. früh.

Die Mutter war sehr musikalisch, sie spielte geläufig Clavier und sang auch sehr hübsch. Der Vater spielte etwas Geige und ertheilte ihm auf diesem Instrument den ersten Unterricht. Zusammen mit seinen beiden Brüdern Julius und Theodor, von denen der erstere Cello, letzterer Clavier spielte, trieb Wilh. Jos. eifrig Kammermusik, wobei er nöthigenfalls auch die Bratsche übernahm. Einen tüchtigen Lehrer im Violinspiel erhielt er durch den als Vorspieler an das Theaterorchester berufenen Geiger Braun, einen Schüler Matthäi's in Leipzig. Anregung gab auch die Mitwirkung in einem Instrumentalverein, in dessen Orchester er gern die Pauke spielte. Ludwig Granzin, erster Organist von St. Johannis, unterrichtete den angehenden Künstler in der Theorie. Trotz seiner ausgesprochenen Neigung zur Tonkunst sollte aus ihm jedoch — wie aus seinen Brüdern — ein Officier werden. Infolge der Befürwortung seines Talentes durch angesehene Musiker setzte er endlich seinen Wunsch, Musiker zu werden, durch. Die Möglichkeit einer guten Ausbildung war durch die Gründung des Leipziger Conservatoriums (1843) gegeben, das W. als einer der ersten Schüler bezog. Er studirte hier Geige bei F. David, Theorie bei M. Hauptmann, Composition und Ensemblespiel bei Mendelssohn und in dessen Abwesenheit bei F. Hiller. Seine Fortschritte waren sehr gut, so daß sich Mendelssohn in einem Briefe an seinen Vater lobend über ihn aussprach. Die Folge war ein dreijähriges Studienstipendium von Seiten der Westpreußischen Friedensgesellschaft. Mancherlei Beziehungen zu gleichstrebenden Genossen oder Berühmtheiten knüpfte der junge Künstler an, so mit Karl Reinecke. Mit ihm, Otto v. Königslöw und Andreas Grabau schloß er sich zu einem Quartettverein zusammen, in dem Karl Reinecke außer seinem Hauptinstrument auch die Bratsche spielte. Die Eifrigen brachten es bis auf 15 Quartette an einem Tage.

Nach Absolvirung des Conservatoriums blieb W. in Leipzig, um noch privatim bei David und Hauptmann weiter zu studiren. Januar und Februar 1846 veranstaltete die Genossenschaft auf Anregung von Robert Franz in Halle drei Kammermusikabende. Fernere Concertausflüge führten nach Bremen und Hannover, und endlich unternahm Reinecke mit W. eine Tournee nach Danzig und Ostdeutschland. Im Herbst war W. wieder in Leipzig, wo er bei der Primgeige des Gewandhausorchesters engagirt wurde. Mancherlei Beziehungen knüpften sich zu den musikliebenden und -treibenden Kreisen der Stadt. Er verkehrte in den Häusern Raimund Härtel's, der Sängerin Frau Frege, der Pianistin Voigt u. A.; überhaupt trat er mit allen Musikern in Berührung, die in Leipzig zu längerem oder kürzerem Aufenthalt weilten. Wasielewski's Obliegenheiten erweiterten sich fernerhin durch Uebernahme des Concertmeisteramtes in Halle unter Robert Franz (1846—50) und an der Euterpe in Leipzig (1848/49). Im J. 1850 wurde W. durch Robert Schumann veranlaßt, zu ihm nach Düsseldorf als Concertmeister zu gehen. Er gehörte dort zu den Intimen des Hauses. 1852 vertauschte er Düsseldorf mit Bonn, wo er eine selbständige Thätigkeit besonders als Dirigent des neu gegründeten Gesangvereins entfalten konnte. In diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit dem jungen Brahms, der ihn 1853 auf seiner Rheinpilgerfahrt aufsuchte. Gelegentlich eines Musikfestes in Rotterdam (1853) trat W. in Beziehung zu Liszt und Anton Rubinstein. Ersteren besuchte er 1854 auf der Altenburg in Weimar. Die Weigerung des Bonner Gemeinderathes, W. eine feste Anstellung als städtischer Musikdirector zu gewähren, veranlaßte ihn, die Stadt zu verlassen. Im Sommer 1855 siedelte er nach Dresden über. Hier begann er die Reihe seiner bedeutsamen, großen musikwissenschaftlichen Arbeiten mit der Biographie Robert Schumann's (1858; 2. Aufl. 1869;

3. 1880). Am öffentlichen Leben betheiligte er sich durch Kammermusik-Aufführungen. Auch ertheilte er Unterricht im Ensemblespiel. Ferner lieferte er Beiträge für die „Allgemeine Zeitung", für das Sammelwerk „Männer und Frauen der Zeit" (Leipzig) und vertrat auch den Kritiker Karl Bauck im „Dresdner Journal". Reisen dienten zur Erholung und zu wissenschaftlichen Zwecken. 1869 erschien die werthvolle Monographie „Die Violine und ihre Meister" (2. Aufl. 1883; 3. 1893; 4. 1904 von seinem Sohne besorgt). 1869 im Spätsommer wurde W. nach Bonn als städtischer Musidirector zurückberufen. In segensreicher Thätigkeit blieb er daselbst bis 1884, doch unternahm er auch in dieser Zeit größere Reisen. Nach vierzigjähriger reger Arbeit zog sich W. 1884 ins Privatleben zurück. Sein Domicil war — nach kurzem Aufenthalt in Blankenburg i. Harz — Sondershausen, wo er nach reicher schriftstellerischer Thätigkeit am 13. December 1896 starb.

Von seinen Arbeiten, die zum Theil auf unbebaute Gebiete führten, sind noch zu erwähnen: „Die Violine im 17. Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalcomposition" (1874); „Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrhundert" (1878); „Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts" (1879); „Schumanniana" (1883); „Beethoven" (2 Bde., 1888); „Das Violoncell und seine Geschichte" (1889); „Karl Reinecke, ein Künstlerbild" (1892). Die Quelle für sein Leben endlich ist „Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen" (1897), in denen auch vieles Interessante über die Musiker, deren er viele in seinem langen Leben kennen lernte, zu finden ist. Aufsätze von W. finden sich im Musikalischen Centralblatt, der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft, in der Sammlung musikalischer Vorträge von Breitkopf & Härtel (Goethe's Verhältniß zur Musik).

Als Componist trat W. weniger hervor. Es erschienen: für Violine ein Notturno „Herbstblumen"; ferner für Gesang ein Sedanlied und ein Kaiserlied; Bearbeitungen Tartini'scher und Veracini'scher Geigencompositionen erschienen bei Simrock, Lauff und Heinze. Wasielewski's Spiel zeichnete sich besonders durch breite gesangliche Tongebung und vornehmen Ausdruck aus. — An mancherlei Ehrungen hat es dem verdienstvollen Gelehrten nicht gefehlt: 1871 meiningsches Verdienstkreuz, 1873 königl. Musikdirector, Ehrenmitglied der Academia Filarmonica zu Bologna u. a. W. war zwei Mal verheirathet. A. Münzer.

Wastler: Josef W., Geodät und Kunsthistoriker, k. k. Hofrath und o. ö. Professor an der technischen Hochschule zu Graz. Er erblickte das Licht der Welt zu Heiligenberg in Oberösterreich am 20. Februar 1831, besuchte die Industrie- und Gewerbeschule zu Linz, studirte am Polytechnikum und an der Akademie der bildenden Künste in Wien. 1853 wurde er zum Assistenten der praktischen Geometrie am polytechnischen Institute zu Wien ernannt und von 1855—1858 wirkte er als Lehrer an der k. k. Oberrealschule zu Ofen. In den Ferien 1858 machte er im Auftrage und auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien mit den Professoren Dr. Peters, Dr. Kerner und Schmidt eine wissenschaftliche Reise in das Bihargebirge an den Grenzen von Ungarn und Siebenbürgen, deren Resultate von seiner Seite die von ihm entworfene Karte des Bihargebirges und der Abschnitt: „Die geodätischen Arbeiten" in Schmidt's Werk über das Bihargebirge waren.

Am 23. October 1858 wurde er als Professor der niederen und höheren Geodäsie an die technische Lehranstalt (jetzt Hochschule) am Joanneum zu Graz berufen, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende in ausgezeichneter Weise wirkte. Er war Mitglied der Prüfungscommission für beeidete

Civilgeometer, erhielt für ausgestellte Arbeiten bei der Wiener Weltausstellung (1873) die Verdienstmedaille, wurde 1883 durch den Titel Regierungsrath, 1898 durch den Titel Hofrath ausgezeichnet. Oftmals beriefen ihn seine Collegen an die Spitze einer Fachschule als Decan, ununterbrochen fungirte er als Präses und Examinator in den Prüfungscommissionen und vier Mal bekleidete er die Würde des Rectors der technischen Hochschule.

Als Professor der Geodäsie bildete er eine große Zahl von Schülern heran, die zum Theil in hervorragende Stellungen gekommen sind. Auch litterarisch und praktisch sind seine Verdienste bedeutend. So seine Theilnahme an den Untersuchungen über die Leistungsfähigkeit der Federbarometer, die sich um das Jahr 1860 in die Praxis der tracirenden Ingenieure Eingang verschafften; seine mit dem Bourdon'schen Aneroide gemachten Erfahrungen veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften (mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, 45. Bd., S. 559—586).

Es folgten Untersuchungen über die Genauigkeit von Längenmessungen, Ergebnisse, die bei der Aufnahme der Stadt Graz zu Ende der sechziger Jahre gewonnen wurden und einen werthvollen Beitrag zu der damals gerade in öffentlicher Discussion stehenden Frage bildeten. Diese Stadtaufnahme gab ihm auch Gelegenheit, sich zu jener Zeit schon als überzeugungstreuen Vertreter von Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Vermessungswesens zu erweisen. W. brachte bei dieser Aufnahme jene Principien in Anwendung, welche in den preußischen Vermessungsanweisungen niedergelegt sind und 1887 in den österreichischen Vorschriften bei den Arbeiten für den Grundsteuerkataster zur Geltung kamen. Er ist demnach als Vorkämpfer dieser zeitgemäßen Reform, wenigstens in Oesterreich, anzusehen.

Ein werthvolle Leistung Wastler's ist seine Neubearbeitung des aus den fünfziger Jahren stammenden „Handbuches der niederen Geodäsie" von Hartner, dessen Auflagen von der 5. bis zur 8. von W. herausgegeben wurden. Er verstand es, dem Werke den Charakter eines trefflichen Lehrbuches zu bewahren und gleichzeitig den Fortschritten der Wissenschaft und Technik Rechnung zu tragen. Es steht auf der Höhe der Wissenschaft und ist gleich werthvoll für den Studirenden wie für den praktischen Ingenieur.

Neben diesen Studien und Arbeiten auf dem Gebiete der Geodäsie widmete er sich aber auch mit ebenso großer Liebe und bedeutendem Erfolge dem Studium der Geschichte der bildenden Künste. Eine Folge davon war es, daß ihm vom Ministerium der Lehrauftrag ertheilt wurde, an der Hochschule, an der er als Geodät wirkte, auch Geschichte der Architektur vorzutragen, ein Auftrag, dem er mit Begeisterung nachkam, welche er auch auf seine Hörer zu übertragen verstand. Reisen in Italien, welche er in den letzten Jahren seines Lebens fast alljährlich unternahm, bewirkten sein tiefes Eindringen in die italienische Kunst und brachten sein Kunsturtheil zur vollendeten Reife. Durch mehr als zwanzig Jahre war er der Kunstkritiker für die Grazer „Tagespost", namentlich der Verfasser der kritischen Besprechungen der jeweiligen Kunstausstellungen in Graz, durchaus Arbeiten, welche von dem klaren Geiste, dem gerechten Sinne, dem gediegenen Kunstverständnisse des Verfassers Zeugniß geben.

Als Kunsthistoriker gehörte W. jener Reihe jüngerer Schriftsteller dieses Faches an, welche als Substrate ihrer Darstellungen nicht bloß das Kunstwerk allein gelten lassen, sondern auch aus Urkunden und Acten, die in den Archiven verwahrt sind, den Werde- und Bildungsgang der alten Meister, ihr Leben, die Umwelt, welche auf sie wirkte, zu ergründen suchen. Dadurch gelang ihm, viele bisher unbekannte Thatsachen aus der Kunstgeschichte der

Steiermark, in allen drei Zweigen, der Malerei, der Skulptur, der Architektur zu erforschen und bekannt zu machen. Drei größere Arbeiten lieferte Wastler's Forschergeist, daneben aber eine fast unübersehbare Zahl von kleineren, jedoch nicht minder werthvollen Abhandlungen und Notizen. Ein großes Verdienst überhaupt und speciell um die Steiermark erwarb er sich zunächst dadurch, daß er eifrigst und erfolgreich bemüht war, von biographischen Daten steiermärkischer Künstler zu retten, was noch zu retten war, all dies mit größtem Fleiße zusammentrug und in seinem „Steirischen Künstlerlexikon", Graz 1883, veröffentlichte, einer Frucht vieljähriger Studien und eifriger archivalischer Forschungen.

Seine zweite Arbeit ist dem Landhaus (Ständehaus) in Graz gewidmet, einem Meisterwerke der Renaissance und des Rococo; kunsthistorisch würdigt er in der Schrift „Das Landhaus in Graz", Graz 1890, diese herrliche Schöpfung, schildert in Wort und Bild die allmähliche Entstehung desselben seit dem 15. Jahrhundert, bestimmt die Stelle, welche es in der Entwicklung der Baukunst in Steiermark und überhaupt einnimmt. Dieses Landhaus ist in der Geschichte der Architektur deshalb so bemerkenswerth, weil sich an ihm vier verschiedene Stilarten zeigen: deutsche Frührenaissance, noch halb im Banne der Gothik stehend — ein Flügel desselben wurde im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erbaut, zählt also mit der als erster Renaissancebau Deutschlands geltenden Fuggercapelle bei St. Anna in Augsburg (1512) und mit dem Portale der Salvatorkirche in Wien (1515) zu den allerersten Werken der Renaissance auf deutschem Boden —, venetianische Frührenaissance, deutsche Renaissance im Charakter des 17. Jahrhunderts und französisches Rococo.

Das dritte und letzte größere Werk, das W. der Kunstgeschichte der Steiermark widmete, war: „Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Herzogen von Steiermark, den Erzherzogen Karl und Ferdinand", Graz 1897. Es beschränkt sich auf die Zeit von etwa der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, auf die Zeit, in welcher Steiermark einen selbständigen Regentenhof hatte, und die mit dem Beginne der Renaissance in den Alpenländern zusammenfällt, da für die vorausgehende Periode fast kein urkundliches Material besteht, nachher aber die Kunst im Lande beinahe erlischt.

Außer diesen Werken liegt noch die kaum übersehbare Zahl von Studien, Aufsätzen und Notizen vor, welche in wissenschaftlichen Zeitschriften und Journalen (in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale", in dem Bande „Steiermark" des Kronprinzenwerkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", in der „Oesterreichisch-ungarischen Revue", in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark", in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen", in der „Grazer Tagespost", in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur- Literatur- und Kunstgeschichte") erschienen sind.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Kunstgeschichte der Steiermark forschte und arbeitete W. — wenn er sich auch vorwiegend auf demselben bewegte —, er war auch ein Kenner der italienischen Kunst und widmete ihr mehrere Arbeiten, welche in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst", und im „Repertorium für Kunstwissenschaft" veröffentlicht wurden. — Weitere Arbeiten Wastler's sind auch in „Westermann's Monatsheften", in der „Neuen Freien Presse", in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", im Grazer „Industrie- und Gewerbeblatt" und an anderen Orten erschienen.

So wie in der Kunstgeschichte, so trat W. bei seinen geodätischen Studien

und Arbeiten die Steiermark — zwar nicht das Land seiner Geburt, aber das seines Berufslebens — in die erste Reihe; er bedachte sie mit einer Karte der Umgebungen des Curortes Gleichenberg und mit einem Plane von Graz und sprach 1890 in seiner Rectoratsrede über „Die Geodäsie auf steirischem Boden", in welcher er in großen Umrissen das Bild der geodätischen Thätigkeit in Steiermark von den ältesten Zeiten bis in das 19. Jahrhundert entwarf. — W. starb am 1. April 1899.

Professor F. Ruth, Josef Wastler (in der Grazer Tagespost 1899, Nr. 119). — Ilwof, Josef Wastler, k. k. Hofrath und o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule in Graz (in dem Gedenkbuch des Historischen Vereins f. Steiermark; Mittheilungen desselben XLIX. Heft, S. 281—308).

Franz Ilwof.

Weber: Heinrich W., Historiker, geboren am 21. Juni 1834 zu Euerdorf in Unterfranken, † am 18. Januar 1898. Er machte seine Gymnasialstudien in Würzburg und Bamberg, die philosophischen Studien 1853—54 am Lyceum zu Bamberg, die theologischen Studien 1854—57 an der Universität Würzburg und wurde am 9. August 1857 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst eine Reihe von Jahren in der Seelsorge, zuerst als Kaplan in Sulzbach a. M., 1859 in Sonderhofen, 1860 Stadtkaplan in Schweinfurt. 1865 wurde er Lehrer der Religion und Geschichte an der Lateinschule zu Würzburg, 1866 Gymnasialprofessor daselbst für dieselben Fächer, 1871 Professor der Geschichte am Lyceum zu Bamberg; 1889 Dr. theol. h. c. (Würzburg), 1891 erzbischöflicher geistlicher Rath.

Seit den 70er Jahren entfaltete W. eine ziemlich ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, die vorwiegend der kirchlichen und profanen Geschichte, Kunst- und Culturgeschichte Bambergs gewidmet ist. Als selbständige Schriften erschienen: „Die sogenannten Gebetbücher des heil. Heinrich und der heil. Cunegundis in der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" (Programm, Bamberg 1872); „Geschichte des freiherrl. von Aufsees'schen Studien-Seminars in Bamberg" (Bamberg 1880); „Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803" (3 Abtheilungen, Bamberg 1880—82; als Beilagen zum 42.—44. Bericht über das Wirken des histor. Vereins zu Bamberg); „Geschichte des Christenlehr-Unterrichts und der Katechismen im Bisthum Bamberg zur Zeit des alten Hochstifts" (Regensburg 1882); „Die St. Georgenbrüder am Alten Domstift zu Bamberg" (Programm, Bamberg 1883); „Bamberger Weinbuch. Ein Beitrag zur Culturgeschichte" (Bamberg 1884; als Beilage zum 46. Bericht über das Wirken des histor. Vereins); „Die Bamberger Beichtbücher aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, mit einem Anhange über die Bamberger Pönitentialbücher" (Kempten 1884); „P. Marquard von Rotenhan S. J. Das Lebensbild eines eifrigen Priesters aus dem XVIII. Jahrhundert" (Regensburg 1885); „Bamberg im dreißigjährigen Krieg. Nach einer gleichzeitigen Chronik bearbeitet" (Bamberg 1885; als Beilage zum 48. Bericht über das Wirken des histor. Vereins); „Die Verehrung der heiligen vierzehn Nothhelfer, ihre Entstehung und Verbreitung" Kempten 1886); „Johann Gottfried von Aschhausen, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken" (Bamberg 1889); „Der Name »Bamberg«. Eine historisch-etymologische Studie" (Programm, Bamberg 1891)); „Die St. Martinspfarrkirche in Bamberg" (Bamberg 1891); „Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg" (Köln 1893; 2. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1893); „Das Bisthum und Erzbisthum Bamberg, seine Eintheilung in alter und neuer Zeit und seine Patronatsverhältnisse. Nebst einer Beilage über die Vicarien und Benefizien am Domstift. Quellengemäß dar-

gestellt" (Bamberg 1895; Beilage zum 56. Bericht über das Wirken des hist. Vereins). In den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" sind von ihm die Arbeiten enthalten: „Die »Sündenwage« zu Wilsnack" (N. F. IX, 1; 1887); „Die Trappisten-Mission in Süd-Afrika" (N. F. XII, 2; 1891); „Die Kaiseridee des Mittelalters" (N. F. XIII, 2; 1891); „Bunte Bilder aus dem alten Zunftleben" (N. F. XV, 5; 1894); „Die Klostersuppe. Ein Beitrag zur freiwilligen Armenpflege" (N. F. XVI, 5; 1895). Von seinen zahlreichen in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten seien nur einige größere Abhandlungen besonders genannt: „Ein Beitrag zur Geschichte des Collegiatstiftes zum hl. Stephan in Bamberg" (40. Bericht über das Wirken des histor. Vereins zu Bamberg, 1877, S. 43—183); „Ein Ostfränkisches Namenbuch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts" (ebd., 49. Bericht, 1886/87, S. 1 bis 92); „Die Privilegien des alten Bisthums Bamberg" (Histor. Jahrbuch, 20. Bd. 1899, S. 326—345, 617—639). Andere Beiträge lieferte er für die „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" (1883), das „Archiv für christliche Kunst" (1884 ff.), „Die katholische Bewegung in unseren Tagen" (1886), die „Historisch-politischen Blätter" (1887 ff.), den „Katholik" (1889 ff.), die Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift" und andere Zeitschriften, sowie für den Sulzbacher „Kalender für katholische Christen". Die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte enthält von ihm eine größere Zahl von historischen und biographischen Artikeln; darunter: „Bayern, Kirchengeschichte" (II, 89—135); „Deutschland (III, 1615—46); „Italien" (VI, 1051—1111); „Nürnberg" (IX, 558—579); „Passau" (IX, 1557 bis 1573).

Kalender f. kath. Christen (Sulzbach), 1889, S. 126—36; m. Porträt.

Lauchert.

Wehrmann: Rudolf Theodor W., preußischer Schulmann, geboren am 27. Juli 1819 zu Väthen in der Altmark, † am 28. November 1892 zu Stettin, stammte aus einer Pastorenfamilie. Er erhielt seinen ersten Unterricht von dem Vater, besuchte dann die Stadtschule in Tangermünde, sowie das Domgymnasium in Magdeburg. Nachdem er Michaelis 1837 das Abiturientenexamen gemacht hatte, studirte er in Halle Theologie und Philologie, wandte sich aber dann immer mehr philologischen und philosophischen Studien zu. In Berlin, wohin er Michaelis 1839 ging, schloß er sich besonders an Trendelenburg an, unter dessen Leitung er auch seine Dissertation „Introductio in Platonis de summo bono doctrinam" verfaßte. Am 21. Juli 1843 wurde er zum Doctor promovirt und bestand bald darauf die Prüfung pro facultate docendi. Sein Probejahr legte er am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin ab, war dann kurze Zeit in Halberstadt und von 1845—53 am Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frau in Magdeburg thätig. Bereits im Alter von 34 Jahren wurde er Rector des Stiftsgymnasiums in Zeitz, verwaltete dies Amt aber nur kurze Zeit, da ihn schon Ostern 1856 der Minister v. Raumer als Provinzialschulrath nach Stettin berief. Bis an sein Lebensende, 36 Jahre lang, ist er als solcher thätig gewesen. In dieser Zeit hat sich die Zahl der höheren Lehranstalten Pommerns verdoppelt, und an den Neugründungen von Gymnasien und Realschulen hat W. stets persönlichen Antheil genommen. Seine umfassende Personal- und Sachkenntniß machte es ihm möglich, die große Last von Arbeiten, die auf ihm, als dem einzigen Schulrath für das höhere Schulwesen, lag, bis ins Alter zu tragen. Voll Begeisterung für das classische Alterthum, das ihm in enger Verbindung mit dem Christenthum als die Grundlage der Gymnasialbildung galt, hat er verstanden, dem pommerschen höheren Schulwesen einen bestimmten

Charakter zu geben und durch persönliche Beziehungen zu Directoren und Lehrern in diesem Sinne zu wirken. Auch in Aufsätzen, die u. a. in Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens erschienen, oder in Vorträgen, von denen eine Auswahl unter dem Titel „Griechenthum und Christenthum“ 1888 veröffentlicht wurde, gab W. seiner Ueberzeugung Ausdruck. Auf dem Gebiete der inneren Mission war er eifrig thätig und nahm an den Arbeiten der Kirche als Mitglied der Provinzial- und Generalsynoden theil. Die allgemeine Liebe und Verehrung, die W. bei den Lehrern Pommerns genoß, fand ihren Ausdruck bei der Feier seines 25jährigen Schulraths-Jubiläums. Damals erschienen die „Blätter zur Geschichte und Statistik der höheren Schulen in Pommern besonders in den Jahren 1856—1881“, eine Arbeit, die von den Verdiensten Wehrmann's um das Schulwesen Zeugniß ablegt. Auch bei seinem Tode, der ziemlich plötzlich wenige Tage nach dem Abscheiden seiner Gattin erfolgte, zeigte sich, welche Achtung er in weiten Kreisen genoß.

Lebensbeschreibungen erschienen u. a. im Evangelischen Monatsblatt für deutsche Erziehung (XIII, S. 5—13), in dem Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft (1893), in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1896, S. 656—662).

M. Wehrmann.

Weichmann: Christian Friedrich W., Dichter, † 1770, wurde am 24. August (a. St.) 1698 in Harburg geboren. Der Vater, Friedrich W., war hier Rector der Schule und seit dem 16. October 1697 mit Hedwig Dorothee Grünenberg, einer Tochter des fürstlichen Bauschreibers Christian Grünenberg in Harburg, verheirathet; im J. 1701 übernahm er das Rectorat der Schule zu Wolfenbüttel, 1710 das der Martinischule zu Braunschweig, das er noch bis 1733 führte; er starb als Emeritus Ende Januar 1744. Von ihm, der als tüchtiger lateinischer Redner und Dichter geschätzt wurde, erhielt der Sohn eine gründliche Bildung. Er wandte sich, nachdem er die Schule durchgemacht hatte, der Rechtswissenschaft zu, doch läßt sich vorläufig nicht feststellen, wo er deren Studium betrieben hat; im Album der Universität Helmstedt, die ihm zunächst lag, ist er nicht zu ermitteln. Am 14. Mai 1720 wurde er bereits von dem Herzoge Philipp Ernst zu Schleswig-Holstein in Glücksburg zum Hofmeister für seinen jüngeren Sohn Karl Ernst bestellt, der am 14. Juli 1706 geboren war. Wie lange dieses Verhältniß gewährt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sich in den 20er Jahren — ob mit oder ohne Zögling, müssen wir dahingestellt sein lassen — zumeist in Hamburg aufgehalten, wo damals unter Hervorhebung niedersächsischer Stammesart ein geistig sehr reges Leben herrschte. Er gewann zu dem dortigen dichterischen Kreise, einem Barth. Heinr. Brockes, Rich. Richey u. A. bald nahe Beziehungen und erfreute sich auch selbst als Dichter nicht geringer Werthschätzung; er wurde Mitglied der Patriotischen Gesellschaft, die die Bestrebungen der Teutsch-übenden Gesellschaft fortsetzte, und hatte an der Herausgabe der in Hamburg wöchentlich erscheinenden „Gelehrten Nachrichten“ und des „Patrioten“ umfassenden Antheil; von letzterem hat er den Plan entworfen, auch hat er die erste Aufsicht über ihn geführt. Ganz besonders bekannt und verdient gemacht hat er sich aber durch die Herausgabe des noch immer geschätzten Sammelwerkes „Poesie der Nieder-Sachsen, oder allerhand, mehrentheils noch nie gedruckte Gedichte von den berühmtesten Nieder-Sachsen, sonderlich einigen ansehnlichen Mit-Gliedern der vormals in Hamburg blühenden Teutsch-übenden Gesellschaft“, das von den dichterischen Bestrebungen des nordwestlichen Deutschlands in jener Zeit durch Mittheilung zahlreicher Dichtungen ein deutliches

Bild gibt und daher, wenn auch jene Leistungen selbst nicht von hervorragendem Werth sind, doch eine bleibende geschichtliche Bedeutung behalten wird. Der erste Band ist aus Hamburg den 14. October 1721 Brockes gewidmet, der zweite ebendort den 3. April 1723 Richey; sie erschienen 1725 und 1732 in zweiter Auflage. Nur der dritte Band, der 1726 herauskam, ist noch von W. selbst veranstaltet; die drei folgenden Bände dagegen sind 1732 und 1738 von dem Professor J. P. Kohl herausgegeben. Doch enthalten auch diese noch zahlreiche Gedichte aus Weichmann's Feder. Der vierte Band des Werkes ist sogleich ihm gewidmet „als einem der würdigsten Mit-Glieder der Nieder-Sächsischen Musen-Gesellschaft". Mit beredten Worten preist der Herausgeber Weichmann's Verdienste, der durch sein Beispiel zum Ruhme Niedersachsens gezeigt habe, „daß Geist und Anmuth auch in unsren Worten lebt". Das große Ansehen, welches er in diesen Kreisen genoß, ist auch aus dem Umstande ersichtlich, daß verschiedene Werke anerkannter Schriftsteller mit Vorreden oder unter Aufsicht von ihm herausgegeben wurden, so schon 1721 Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott", 1727 dessen zweiter Theil und die 3. Auflage von seinem „Bethlehemitischen Kindermord", 1724 Chr. Heinr. Postel's „Der große Wittekind", dem er wichtige authentische Nachrichten auch über des Verfassers Leben anschloß. Eine Zeit lang hat sich W. auch in England aufgehalten, wo ihm mehrere Ehrungen zu Theil wurden; die englische Societät der Wissenschaften in London ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, die Universität Oxford verlieh ihm das juristische Baccalaureat; in der Bodlejanischen Bibliothek hing man sein Bildniß auf, das Denner gemalt hatte, mit dem W. in guten Beziehungen stand und auch später blieb. Er hat, einem Kupferstiche von C. Fritzsch zufolge, 1734 auch Weichmann's Vater gemalt.

Wohl durch Vermittlung des Geheimraths H. v. Münchhausen, dem er wiederholt Bilder und Kunstwerke besorgte, hat W. dann Ende des Jahres 1728 eine Anstellung in Blankenburg bei dem Herzoge Ludwig Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg erhalten, wo er mit dem Titel eines Raths am 20. Januar 1729 in die Justizkanzlei eingeführt wurde. Als etwa zwei Jahre später (23. März 1731) Herzog August Wilhelm starb und das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel nun seinem Bruder Ludwig Rudolf anfiel, gehörte W. zu den Beamten, die sofort von Blankenburg nach Wolfenbüttel abgesandt wurden. Zu den musikalischen Kirchenandachten bei der Beisetzung Herzog August Wilhelm's, wie zu der musikalischen Aufführung der Capelle bei der Huldigung für Herzog Ludwig Rudolf (2. October 1731) hat W. die Texte verfaßt; ebenso hat er es auch noch 1748 bei Einführung der Aebtissin von Heimburg in Steterburg gethan. Sonst läßt sich aber in dieser Zeit eine größere dichterische Wirksamkeit von ihm nicht mehr nachweisen. Auch sind Beziehungen zwischen ihm und dem jüngeren Dichterkreise, der sich zumeist aus Lehrern des 1745 begründeten Collegium Carolinum in Braunschweig bildete, niemals bekannt geworden. Seine Kräfte werden jetzt mehr für die praktischen Aufgaben seiner amtlichen Stellung in Anspruch genommen sein. Ein besonderes Vertrauen genoß er bei dem Geheimrath Hieron. v. Münchhausen, der ihn gelegentlich auch zu diplomatischen Sendungen, finanziellen Operationen u. s. w. gebrauchte; nach dessen Tode († am 18. August 1742) scheint er an Einfluß sehr verloren zu haben, z. Th. wohl auch deshalb, weil er zu dem späteren Geheimrathe v. Praun schon von Blankenburg her in keinem guten Verhältnisse stand.

Bei der Neuordnung der Regierung und des Beamtenthums wurde er 1731 zunächst Geheimsecretär in der fürstlichen Geheimrathstube in Wolfen-

büttel; um das Jahr 1734 erhielt er den Titel eines Hofraths; im Nebenamte wurde er unterm 20. April 1737 auch zum Consistorialrathe ernannt. Als 1753 Hof und Regierung nach Braunschweig verlegt wurden, blieb W. als Hof- und Consistorialrath in Wolfenbüttel. Zu Anfang des Jahres 1765 wurde er von seinen Geschäften im Consistorium entbunden, wo er kurze Zeit den Vorsitz geführt und zu mancherlei Unordnungen Anlaß gegeben hatte; er erhielt nun den Titel eines Geheimen Justizraths und hat in Wolfenbüttel, wie es scheint, in stiller Muße noch bis zum 4. August 1770 gelebt, wo ein hitziges Nervenfieber seinen Tod herbeiführte. Verheirathet scheint er niemals gewesen zu sein. Friedr. Nicolai (Allg. literar. Anz. 1800, Sp. 1952) nennt ihn „einen Mann von hellem Geiste“ und schreibt es hauptsächlich seiner Einwirkung zu, daß der vielverfolgte Verfasser der Wertheim'schen Bibelübersetzung, Joh. Lor. Schmidt, in Wolfenbüttel eine ruhige Zufluchtstätte fand. Er wird auch sonst in mancher Beziehung, für Viele in sichtbarer Weise seine eigenen Wege gegangen sein; der Kirchenbuchführer bemerkt bei der Eintragung seines Todes, daß er „ein rechtes original zu nennen“.

Eine Schwester Weichmann's war Hedwig Eleonore W., deren „ungemeine Geschicklichkeit in der Dicht-Kunst“ J. M. Darnmann in der „Poesie der Niedersachsen“ (IV, S. 390) rühmt, und von der dort auch ein paar Stücke zum Abdrucke gekommen sind. Sie verheirathete sich am 18. November 1732 mit dem Hofgerichts- und Consistorialsecretär Joh. Jul. Christoph Hantelmann in Wolfenbüttel, starb aber schon im ersten Wochenbette und ist am 24. October 1733 beerdigt. P. Zimmermann.

Weickum: Karl Franz W., katholischer Theologe, geboren am 1. Juli 1815 zu Boxberg in Baden, † am 20. Februar 1896. W. war der Sohn einer protestantischen Beamtenfamilie; er besuchte 1828—33 das Gymnasium zu Wertheim, 1833—34 zu Aschaffenburg. 1834 trat er zur katholischen Kirche über. Er studirte dann katholische Theologie 1835—38 zu Würzburg, 1838—40 zu Freiburg i. Br. und wurde am 5. September 1840 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er an verschiedenen Orten in der Seelsorge, als Vicar in Ladenburg, Feudenheim bei Mannheim, Rheinsheim, 1843 in Rastatt; 1845 wurde er Pfarrer in Ziegelhausen bei Heidelberg, 1849 Hausgeistlicher in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, 1853 Pfarrer in Beuern und Hausgeistlicher des Klosters Lichtenthal bei Baden; 1861 Domcapitular zu Freiburg i. Br., bis 1866 zugleich Pfarr-Rector der Münsterkirche, am 4. Januar 1886 Domdecan; während der Sedisvacanz nach dem Tode des Erzbischofs Orbin (April bis September 1886) war er Erzbisthumsverweser; 1886 Apostolischer Protonotar und päpstlicher Hausprälat. Auf socialem Gebiete war er als Diöcesanpräses der katholischen Gesellenvereine (seit 1869) thätig.

Von Weickum's schriftstellerischer Thätigkeit seien — mit Uebergehung kleinerer Gelegenheitsschriften — zunächst die theologischen und erbaulichen Schriften genannt: „Das hl. Meßopfer, dessen Inhalt und Feier in der katholischen Kirche. Ein Handbuch für Prediger und Katecheten sowie zur allgemeinen Erbauung und Belehrung“ (Schaffhausen 1865); „Kloster-Reden“ (Schaffhausen 1858); „Beata quae credidisti. O selig die du geglaubt hast! 31 Betrachtungen über das apostolische Symbolum für die Maiandacht“ (Paderborn 1872; 3. Aufl. 1896); „Anleitung zum Katechisiren“ (3. Aufl. Ingenbohl 1882). Ferner: „Bernhard der Heilige, Markgraf von Baden; ein Lebensbild“ (Baden 1858). Seine schöne dichterische Begabung stellte er vorzugsweise in den Dienst des religiösen Volkstheaters: „Dramatische Bilder“

(Augsburg 1861; 2. Aufl. 1884); „Kolumbus“ (Freiburg i. Br. 1873); „Der Feuerofen in Babylon“ (ebd. 1879); „Die Heilung des Blindgeborenen“ (ebd. 1882); „Petrus und Kornelius“ (ebd. 1887); „Weihnachtsspiele“ (ebd. 1880; 2. Aufl. 1890; 3. Aufl. 1896); u. a. Außerdem ist noch zu nennen: „Erinnerungsblüthen von Rom. Ein Sonettenkranz“ (Freiburg 1876).

Zum Gedächtniß an Prälat und Domdekan Karl Franz Weickum; Freiburger Katholisches Kirchenblatt, 40. Jahrgang 1896, Nr. 8, 10—13, 15—19. — Freiburger Diöcesan-Archiv, N. F. Bd. 1 (der ganzen Reihe Bd. 28; 1900), S. 278 f. — Badische Biographien, V. Theil (Heidelberg 1906), S. 800—803 (J. Mayer). — A. F. Muth, Der dramatische Dichter K. F. Weickum; Histor.-polit. Blätter, 94. Bd. 1884, S. 72—80.

Lauchert.

Weierstraß: Karl W., Mathematiker, wurde als Sohn des Rendanten Wilhelm W. in Osterfeld in Westfalen am 31. October 1815 geboren und starb am 19. Februar 1897 in Berlin. W. gehörte der katholischen Confession an, zu welcher sein Vater übergetreten war. Vom Gymnasium zu Paderborn aus bezog er 1834 die Universität Bonn, um bis 1838 die Rechtsgelehrtheit zu studiren und mehr noch das studentische Corpsleben kennen zu lernen. Gegen Ende dieser Zeit erwachte bei W. erstmalig die Neigung zu mathematischen, insbesondere zu astronomischen Dingen, und er ging, um dieselbe zu befriedigen, nach Münster, wo er von 1838—1840 verweilte. Dort fand er Gudermann (s. A. D. B. X, 87), jenen tiefen Denker, der den Schüler schon gereiften, wenn auch mathematischer Schlußfolgerungen nicht gewohnten Geistes in privaten Unterrichtsstunden in die damals zu äußerst gelegenen Theile der Mathematik einführte. Im Sommer 1841 unterzog sich W. der Oberlehrerprüfung und wußte durch seine drei schriftlichen Arbeiten, insbesondere durch eine derselben, für welche er sich freie Wahl des Gegenstandes erbeten hatte, die Bewunderung der Prüfenden zu erregen. Das war kein zu prüfender Candidat mehr, das war ein erfindungsreicher Forscher im Besitze von neuen Hülfsmitteln, der neue Bahnen eröffnete. Ein Theil dieser Arbeit ist 1843 in ein Programm von Deutsch-Krone, dann 1855 in die im 51. Bande des Crelle'schen Journals abgedruckte Abhandlung über analytische Facultäten hineinverarbeitet worden. Nach einem Probejahr in Münster erhielt W. 1842 eine Lehrerstelle am Progymnasium in Deutsch-Krone in Westpreußen, wo er sechs Jahre lang allen möglichen Unterricht zu ertheilen hatte, sogar Schreib- und Turnunterricht. Daneben war ihm das Amt eines Censors des feuilletonistischen Theils der kleinen in Deutsch-Krone erscheinenden Tageszeitung übertragen worden, welches er allerdings eigenthümlich genug verwaltete. Während der eigentliche Censor dafür sorgte, daß der politische Theil der Zeitung keine aufregende Aufsätze enthielt, ließ W., den die Abneigung jenes Censors gegen Verse, welche er niemals las, kannte und benutzte, im Feuilleton Herwegh's feurigste Freiheitslieder abdrucken. Im J. 1848 kam dann W. als Oberlehrer an das Gymnasium in Braunsberg, und von jetzt an konnte er wenigstens so weit seinen wissenschaftlichen Neigungen folgen, daß er nur mathematischen Unterricht ertheilte.

Das Braunsberger Gymnasialprogramm von 1849 brachte seine Abhandlung „Beiträge zur Theorie der Abel'schen Integrale“, welche 1854 im 47. Bande des Crelle'schen Journals wiederholt der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Die gleiche Empfindung, einem überlegenen Geiste gegenüberzustehen, welche einst in Münster durch die Prüfungsarbeit erweckt worden war, bemächtigte sich jetzt der ganzen mathematischen Welt. Die Universität Königsberg ernannte 1854 auf Richelot's Antrag W. zum Ehrendoctor. Nach einem

Aufenthalte des neuen Doctors in Königsberg, zu welchem ihm Urlaub ertheilt worden war, durfte W. Richelot's Gegenbesuch in Braunsberg empfangen, und ebendahin begab sich Borchardt, um den neu auftauchenden Genius persönlich kennen zu lernen. Wie sehr der Director des Braunsberger Gymnasiums, ohne Mathematiker zu sein, in die allgemeine Bewunderung einstimmte, beweist eine kleine Geschichte aus jener Zeit. Die Knaben in Weierstraß' Classe lärmten eines Morgens über die Gebühr, da ihr Lehrer ausgeblieben war. Der Director dadurch aufmerksam gemacht, eilt persönlich in Weierstraß' Wohnung und findet ihn im durch geschlossene Läden verdunkelten Zimmer bei tief herabgebrannter Lampe am Schreibtische sitzend. W. hatte die Nacht durchgearbeitet und den Wechsel von Tag und Nacht nicht bemerkt. Auch der Eintritt des Directors vermochte ihn nicht zu stören. Er könne, erwiderte er nur, jetzt nicht Schule halten, er sei einer wichtigen Entdeckung auf der Spur und dürfe seine Arbeit nicht verlassen, worauf der Director ihn gewähren ließ.

Im J. 1856 erhielt W. unter Belassung seines Gehaltes einen Urlaub nach Berlin zum Zwecke weiterer Studien. Er sollte nicht wieder nach Braunsberg zurückkehren. Der Lehrstuhl der reinen Mathematik an dem damaligen Gewerbeinstitute in Berlin mußte besetzt werden, und unter den für diese Stelle in Aussicht genommenen Persönlichkeiten, lauter weithin in Deutschland bekannten Gelehrten, fiel die endgültige Wahl auf W. Am 16. Juni 1856 wurde er in feierlicher Versammlung dem Lehrkörper als neuer College vorgestellt. Nun folgte in kurzen Zwischenräumen die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität neben der Stellung am Gewerbeinstitute und die Wahl zum Akademiker. Aber die mit diesen Auszeichnungen verbundenen Pflichten, 12 wöchentliche Stunden Vorlesungen an dem Gewerbeinstitute, dazu 2 Universitätsvorlesungen, eigene Arbeiten der feinsten und anstrengendsten Natur, stellten eine Ueberbürdung dar, welche das Nervensystem schwer schädigten. Schwindelanfälle stellten sich ein, welche zwar, wie die noch fast 40jährige Dauer seines Lebens nachträglich bewies, nicht so gefährlicher Natur waren, als man zuerst befürchtete, welche aber quälend und störend seine Thätigkeit in einer Hinsicht fortwährend hemmte. W. war niemals im Stande, an der Tafel zu lehren und die nöthigen Zeichnungen und Rechnungen während des Vortrags selbst auszuführen. Das hinderte allerdings weder das Vorrücken in immer vortheilhaftere Stellung, noch die Lehrerfolge.

Von 1862 an wurde W. von der Thätigkeit am Gewerbeinstitute entbunden und Aronhold mit seiner Vertretung betraut, während er selbst das Einkommen der Stelle so lange behielt, bis im Frühjahr 1864 die preußische Volksvertretung die Mittel zu einer neu zu schaffenden dritten ordentlichen Professur der Mathematik an der Universität für W. bewilligte. In seinen Universitätsvorlesungen bediente sich W. des bei Mathematikern sonst wohl nie angewandten Mittels, daß er die Tafelarbeit einem schon vorgeschrittenen Schüler übertrug, während er von einem Stuhle aus, der ihm die Uebersicht über das Angeschriebene gestattete, seinen Vortrag hielt, häufig und insbesondere bei schwierigen Stellen mit geschlossenen Augen. So in sich versunken, theilte er den von nah und fern ihm zuströmenden Zuhörern, von denen er mitunter über 80 in den Vorlesungen über die höchsten Capitel der Mathematik vereinigte, seine neuesten Entdeckungen mit. Er war in dieser Beziehung so sorglos, daß es ihm mitunter genügte, eine derartige mündliche Veröffentlichung vorgenommen zu haben, ohne eine Zeile dem Druck zu übergeben. Er konnte einestheils bei der großen Anzahl seiner Zuhörer gewiß sein, daß sein geistiges

Eigenthum nicht leicht anders als unter Nennung seines Namens verwerthet würde, und legte anderntheils so wenig Gewicht darauf, daß er, wie man gesagt hat, sich freute, wenn er seine eigenen Gedanken in Arbeiten von Schülern wiederfand, auch wo es unterlassen war, deren Ursprung zu bezeugen.

W. war aller Orten als einer der ersten, wenn nicht als der erste Mathematiker seiner Zeit anerkannt. Die gelehrten Gesellschaften aller Länder wetteiferten, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und wo es verschiedene Grade der Mitgliedschaft gab, wurde er gewiß durch den höchsten ausgezeichnet, so gehörte er beispielsweise der Pariser Akademie der Wissenschaften als auswärtiges Mitglied an. Der hochberühmte und bewunderte wie gefeierte Gelehrte war im Familienkreise von bestrickender Liebenswürdigkeit. Er war nie verheirathet, aber zwei gleichfalls unverheirathet gebliebene Schwestern, deren eine ihm ein Jahr im Tode voraneilte, während die andere ihn überlebte, bereiteten ihm ein angenehmes Heim, das sich gern dem Fremden öffnete, welcher Eingang suchte. Der Tod ereilte W. infolge eines sich rasch entwickelnden Lungenleidens, welches vielleicht aus einer Influenza entstand.

Die große mathematische Bedeutung von W. ist in seinen Leistungen in der sogen. Functionentheorie begründet. Wenn Cauchy, Abel, Riemann, um nur drei verstorbene hervorragende Schriftsteller verschiedener Nationalität zu nennen, die Lehren dieses der Hauptsache nach dem 19. Jahrhunderte angehörenden Abschnittes der mathematischen Wissenschaften theils von der Integralrechnung ausgehend, theils auf geometrischer Grundlage behandelten, so hat W. mehr als irgend ein Anderer die heute sogen. Arithmetisirung der Mathematik in den Vordergrund treten lassen. Die Eigenschaft der Darstellbarkeit durch die Taylor'sche Reihe ist für ihn die Definition der analytischen Function, und Potenzreihen bilden dann weiter für ihn auch das Instrument zur Bewältigung dieser Functionen, sowie er mittels ihrer die Aufgabe der Fortsetzung von Functionen über ihren ursprünglichen Bereich behandelte. Der Riemann'schen Flächen hat W. sich niemals bedient, wenn er auch weit entfernt davon war, die Genialität ihrer Erfindung zu verkennen oder gering zu schätzen. In der allgemeinen Functionentheorie hat W. das erste Beispiel einer stetigen aber gleichwohl nicht differentirbaren Function aufgestellt und dadurch eine förmliche Umwälzung in den Grundbegriffen der Infinitesimalrechnung hervorgebracht. Die Lehre von den elliptischen Transcendenten brachte er durch Einführung zweier neuer Functionen, der $\wp$- und der σ-Function, in ganz neue Gestalt. Das Gebiet der Abel'schen Transcendenten mit den schwierigen in ihm enthaltenen Umkehrungsaufgaben beherrschte W. auf das vollständigste und stellte die Abel'schen Functionen als Quotienten zweier beständig convergirender Potenzreihen dar, welche ihn zu den Thetafunctionen beliebig vieler Veränderlichen weiterführten. Der Variationsrechnung verlieh W. die ihr bis dahin immer noch fehlende Strenge. In der Lehre von den Minimalflächen hat er den Anstoß zu den abschließenden Untersuchungen von H. A. Schwarz gegeben. Kurzum, es gibt kein Gebiet der höheren und höchsten Analysis, welches W. nicht in hervorragendem Grade bereichert hat, so daß man zuversichtlich die Behauptung aussprechen darf, sein Name werde als der Größten einer sich in der Geschichte der Mathematik erhalten.

Vgl. Nekrolog von E. Lampe in d. Jahresbericht d. Dtsch. Mathematiker-Vereinigung VI, 27—44 (Lpz. 1898). — Necrologue par M. D'Ocagne in der Revue des Questions scientifiques. Octobre 1897, p. 484—507.

Cantor.

Weigand: Konrad W., Historienmaler, geboren am 12. December 1842 in Nürnberg, † am 3. December 1897 zu München. Wohlerfahren im Zeichnen, Lithographiren und Copiren von Gemälden, versuchte er sich mit eigenen Compositionen und Kirchenbildern; in der Kunstschule August v. Kreling's mächtig gefördert, wendete er sich an der Münchener Akademie bei W. Diez und Lindenschmitt zur Historienmalerei, errang mit einer Scene zu Shakespeare's „Julius Cäsar“ den ersten Preis und infolge davon den Auftrag zu Wandmalereien in den Prunkräumen der Burg Hohenzollern (mit der von Jakob Frischlin geschilderten „Hochzeit von Hechingen“). Die lebendig und besonders coloristisch gelöste Darstellung eines „Religionsgesprächs“ zwischen Ulrich v. Hutten, Franz v. Sickingen mit Martinus Bucerus erwarb Freiherr v. Reischach zu Stuttgart. Dadurch ermuthigt, wagte sich W. an den „Einzug Luther's in Worms“, ein figurenreiches culturhistorisches Oelbild (1879). Als ein edelmüthiger Mäcen, Freiherr v. Biehl aus Mecklenburg-Schwerin, der Münchener Akademie eine sehr erhebliche Summe übermittelte, damit an einem beliebigen Privathause der Stadt eine Freske ausgeführt werden sollte, ging W. aus der Concurrenz sieghaft hervor: das die „Hochzeit Albrecht Dürer's zu Nürnberg“ vorführende Bild kam in der Vorhalle von A. Humplmayr's Kunsthandlung (Wimmer) in der Briennerstraße zur gediegensten Ausführung („Vom Fels zum Meer“, Mai 1886), wobei der Maler jedoch mehr in Piloty's Fußtapfen trat; beim Umbau des Hauses 1903 wurde das Werk durch A. Keim abgenommen und in das neue Rathhaus unbeschädigt verbracht. Eine weitere achtenswerthe Leistung behandelte den im Volkslied des 15. Jahrhunderts besungenen „Raubritter Hans Schüttensamen, wie er mit seinen Spießgesellen 1465 gefangen in Nürnberg eingebracht“ wird, ausgeführt (1887) im Auftrag des „Vereins für Historische Kunst“ (Holzschnitt in Nr. 47 der „Gartenlaube“ 1887), seit 1894 im Kunstmuseum zu Halle. Im Rathhaussaal zu Landshut freskotirte W. (mit Rudolf Seitz, Löfftz und Spieß) den großen „Hochzeitszug Herzog Georg des Reichen“. Als kleinere Oelbilder entstanden „Luther's Hochzeitfeier“ (1894), der in München altherkömmliche „Schäfflertanz“, allerlei heiteres Genre: „In der Thurmstube“, „Der Maigraf“, verschiedene „Musikanten“ und Einzelfiguren (ein Minnesinger, Dudelsackbläser, Clarinetten- und Mandolinenspieler; eine altdeutsch-kostümirte „Näherin“), ein lustiges „Kleeblatt“; der „Marienplatz in München“; „Aufführung einer Komödie von Hans Sachs“ u. s. w. Außerdem bethätigte sich W. mit Illustrationen zu W. Hauff's „Lichtenstein“, Franz Trautmann's „Herzog Christoph“ (1880), mit Cartons für Gustav van Treeck's Glasmalerei-Anstalt (Luther im Kreise seiner Familie) und zahlreichen Zeichnungen zu kunstgewerblichen Arbeiten. W. starb nach längerer Krankheit auf dem Wege anscheinender Genesung unerwartet am Herzschlag und wurde zu Nürnberg bestattet. Sein reicher, aus achtzig Bildern, Skizzen, Studien und Zeichnungen bestehender, sehr anziehender Nachlaß wurde — ausgestellt Mitte Juni 1898 im Münchener Kunstverein — rasch aufgekauft.

Vgl. Abendblatt 338 der Allgem. Zeitung vom 7. December 1897. — Kunstvereins-Bericht f. 1897, S. 77. — Kunst f. Alle, 15. Januar 1898, S. 126. — Bettelheim, Jahrbuch 1898. II, 215. — Fr. v. Bötticher 1901. II, 986.

Hyac. Holland.

Weinart: Benjamin Gottfried W., zwei gleichnamige sächsische Gelehrte, Vater und Sohn, die meist mit einander verwechselt werden. Der Vater wurde am 20. Februar 1715 zu Schönwalde in der Niederlausitz als Sohn des dortigen Pfarrers Gottfried W. geboren. Er erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte dann die Stadtschule zu Sorau,

darauf das Gymnasium zu Bautzen und bezog schließlich die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren. Nachdem er durch eine „Disputatio theologica de vera animae ἀναπαύσει solo ex evangelio exspectanda“ (Vitemb. 1741) den Magistertitel erworben hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in der Oberlausitz an. Um sich für das geistliche Amt zu empfehlen, gab er eine „Epistola gratulatoria de veritate Christiano-Lutheranae religionis ex animae ἀναπαύσει“ (Budiss. 1743) heraus, die er einflußreichen Gönnern und Vorgesetzten übersandte. 1746 wurde er zum Substituten an der Kirche des Städtchens Dohna bei Dresden ernannt. 1750 rückte er an demselben Orte zum Diakonus, 1760 zum Archidiakonus und 1765 zum Pfarrer auf. Dieses Amt verwaltete er 30 Jahre hindurch bis zu seinem am 7. März 1795 erfolgten Tode. Von seinen kleinen Gelegenheitsschriften vorwiegend theologischen Inhalts sind erwähnenswerth „Ein gesegnetes Alter nach dem Sinn Mosis 5. Mos. 33, 25“ (Dresden 1753), „De mercede satoris iustitiae vera eaque firma et stabili ad Proverb. XI, 18“ (ebenda 1755) und „Zwey Jubelpredigten vor und an dem andern Jubel- und Dankfeste wegen des am 25. September 1555 zu Augspurg geschehenen Religionsfriedens“ (ebenda 1755). —

Der Sohn, bekannt als sächsischer Geschichtschreiber und Bibliograph, wurde am 4. Mai 1751 in Dohna geboren. Er besuchte die Lateinschule zu Pirna und widmete sich dann auf der Universität Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft. 1774 erwarb er daselbst durch Vertheidigung einer Dissertation aus dem Gebiete des kanonischen Rechts „De corona nuptiali vi compressae haud deneganda“ den Magistergrad. Gleichzeitig veröffentlichte er eine volkswirthschaftlich-pädagogische Abhandlung „De ignorantia plebis reipublicae nociva disquisitio“ (Lips. 1774), die er dem später durch seine Verdienste um das sächsische Schulwesen bekannt gewordenen Grafen Peter Karl Wilhelm v. Hohenthal widmete. Nachdem er die juristische Prüfung bestanden und das Recht zur Betreibung der Advocatur in den kursächsischen Landen erworben hatte, nahm er eine Stellung als gräflich Hoym'scher, später Reußischer Amtmann und Gerichtsdirector zu Ruhland in der Oberlausitz an. Dieses Amt ließ ihm viele Muße, und so konnte er sich ausgiebig seinen Neigungen widmen, die namentlich auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte lagen. Er begann mit großem Fleiße alles zu sammeln, was ihm Merkwürdiges aus dem Bereiche der sächsischen Landes-, Fürsten-, Rechts- und Ortsgeschichte vorkam. Von Anfang an ging seine Absicht dahin, seine Collectaneen durch den Druck zu veröffentlichen. Schon nach einem Jahre gab er eine Auswahl von Urkunden, Statuten und Abhandlungen unter dem Titel „Neue Sächsische Historische Handbibliothek“ (Dresden 1775) heraus, die sich den gleichartigen Sammelwerken von Schöttgen, Kreyßig und Klotzsch nicht unwürdig anreihte. Bald darauf veranstaltete er einen durch Anmerkungen erläuterten Neudruck des von dem ehemals berühmten Pariser Rechtsgelehrten Jacob Gutherius verfaßten umfangreichen staatsrechtlichen Werkes „De officiis domus Augustae publicae et privatae“ (Lips. 1776) nach der seltenen Pariser Originalausgabe von 1628. Um dieselbe Zeit versuchte er sich auch als Uebersetzer, indem er zwei ziemlich witzlose, gegen die akademischen Kreise Leipzigs gerichtete Satiren „Mores eruditorum“ und „Genius seculi“ des 1771 verstorbenen, als Gegner Lessing's und Herder's sattsam bekannten Halleschen Professors Christian Adolf Klotz ins Deutsche übertrug („C. A. Klotzens Satyren, aus dem Lateinischen übersetzt“, Leipzig 1776), ohne sich indeß auf dem Titel zu nennen.

Inzwischen war er durch seine rasche litterarische Production in den

Ruf eines vielseitigen Geschichtsforschers und federgewandten Schriftstellers gekommen. Als deshalb der Verlagsbuchhändler Hilscher in Dresden mit dem Plane umging, eine Chronik seiner Vaterstadt herauszugeben, fragte er bei ihm an, ob er geneigt wäre, die Bearbeitung zu übernehmen. W. erklärte sich bereit, begann sogleich mit den Vorstudien und förderte das Unternehmen so fleißig, daß es in den Jahren 1777—81 unter dem Titel „Topographische Geschichte der Stadt Dresden und der um dieselbe herum liegenden Gegenden“ in 8 Heften erscheinen konnte. Das Werk ist als Materialsammlung noch heute brauchbar und wird hauptsächlich wegen der beigegebenen 28 Kupfertafeln gesucht, die landschaftliche Scenerien, sowie bemerkenswerthe, zum Theil längst verschwundene Gebäude nicht ungeschickt veranschaulichen und von den ehemals geschätzten Dresdner Künstlern C. G. Nestler, G. W. Weise und C. G. Langwagen entworfen und gestochen sind.

Während dieser eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte Dresdens hatte W. aber nicht versäumt, seine Collectaneen zur sächsischen Landesgeschichte fortzusetzen, und so konnte er schon nach wenigen Jahren einen 2. Band seiner „Neuen Sächsischen Historischen Handbibliothek“ (Leipzig 1784) herausgeben, der wie der erste eine bunte Mannichfaltigkeit von Urkunden und Abhandlungen verschiedensten Inhalts umfaßte. Leider fand das Unternehmen beim Publicum nur geringe Unterstützung, und so mußte die geplante Fortsetzung unterbleiben, obwohl W. noch einen beträchtlichen Vorrath ungedruckter Nachrichten besaß. Er wendete sich nun einem Specialgebiete zu, das damals noch ziemlich wenig angebaut war und das nicht nur seinen amtlichen Interessen, sondern auch seinen juristischen Studien und historischen Neigungen nahe lag, nämlich den überaus verwickelten Rechtsverhältnissen seiner zweiten Heimath, der Lausitz. In mehrjähriger Arbeit verfaßte er zwei Werke, die sich seiner Zeit allgemeiner Beliebtheit in Fachkreisen erfreuten und noch heute als grundlegend in ihrer Art angesehen werden: „Lehnrecht des Markgrafthums Oberlausitz, aus Landes- und Provinzialgesetzen, auch andern öffentlichen Urkunden erläutert“ (2 Bände, Dresden und Leipzig 1785—1788, neue unveränderte Titelausgabe Leipzig 1805) und „Rechte und Gewohnheiten der beiden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz“ (4 Bände, Leipzig 1793—1798, dazu eigenhändige Nachträge im Mscr. K 5 c der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden). Während der Ausarbeitung dieser Bücher war es ihm aufgefallen, daß zahlreiche werthvolle Specialuntersuchungen, namentlich Disputationen und andere Gelegenheitsschriften, die er zu Rathe ziehen mußte, wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit kaum auffindbar und den meisten Interessenten unbekannt waren. Er beschloß deshalb, eine Anzahl dieser unverdient in Vergessenheit gerathenen Abhandlungen durch Neudrucke der Oeffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Die Sammlung war auf mehrere Bände veranschlagt, doch erschien nur der erste, der 13 Programme und Dissertationen rechtsgeschichtlichen Inhalts umfaßte, unter dem Titel „Analecta iuris publici Germaniae praesertim Saxoniae“ (Lips. 1790). Die übrigen mußten aus Mangel an Subscribenten Manuscript bleiben. Dasselbe widerfuhr einer ähnlichen, im Herbst 1790 angekündigten Sammlung „Analecta iuris et historiarum Lusatiae utriusque“, da sich kein Verleger fand und W. den Druck auf eigene Kosten nicht zu unternehmen wagte.

Mehr Anklang und Erfolg fand er mit einem umfangreichen Werke bibliographischen Inhalts, das er um dieselbe Zeit nach 15jähriger Vorarbeit abschloß und das seinen Namen in erster Linie auf die Nachwelt gebracht hat. Es ist das sein „Versuch einer Litteratur der Sächsischen Geschichte und Staatskunde“ (2 Bände, Dresden und Leipzig 1790—1791, dazu Nachträge

im: Musäum für die Sächsische Geschichte, Litteratur und Staatskunde, herausgegeben von Christian Ernst Weiße, 1. Band, 2. Stück, Leipzig 1794, S. 228 bis 264 und in: Historische und statistische Aufsätze über die Sächsischen Lande, gesammlet und herausgegeben von Friedrich Grafen von Beust, 1. Band, Altenburg 1797, S. 69—178, handschriftliche Zusätze außerdem im Mscr. R 153—156 der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden). Eine neue Ausgabe mit Verbesserungen erschien Dresden 1805. Der 1. Theil enthält die Litteratur über die einzelnen Landestheile und die darin gelegenen Ortschaften, der 2. die der Landes-, Fürsten- und Adelsgeschichte. Das Werk verzeichnet nicht nur die Titel von mehreren tausend gedruckten Büchern, sondern auch viele Aufsätze aus Zeitschriften, z. Th. mit kurzen kritischen Bemerkungen und mit Hinweisen auf die Urtheile angesehener Recensenten. Es wird noch heute trotz seiner Unvollständigkeit und trotz der Unzuverlässigkeit vieler Angaben zur Orientirung gern benutzt und dürfte erst in einigen Jahren durch die gegenwärtig bei der Kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden in Bearbeitung befindliche „Bibliographie der sächsischen Geschichte“ endgültig antiquirt werden.

Kurz vor dem Ende des 18. Jahrhunderts hatte W. sein Amt in Ruhland aufgegeben und sich in Dresden als Rechtsconsulent mit dem Titel eines kurfürstlichen Finanzprocurators niedergelassen. Er kaufte nahe bei der Stadt einen Weinberg mit einem Landhause, das er Weinartsruhe nannte, und widmete sich nun, unterstützt durch die reichen litterarischen Hülfsmittel der Hauptstadt, mit größerer Muße als bisher seinen wissenschaftlichen Neigungen. Zunächst ließ er einen neuen, noch heute geschätzten Beitrag zur sächsischen Bibliographie „Litteratur des Staatsrechts und der Statistik von Sachsen“ (2 Bände, Meißen 1802) nebst einem angehängten Verzeichniß der in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Manuscripte aus diesem Gebiet erscheinen. Wenige Jahre später folgte eine für den praktischen Gebrauch der Behörden und Amtspersonen bestimmte „Allgemeine Uebersicht aller churfürstlich sächsischen gerichtlichen und außergerichtlichen Taxordnungen, wie selbige bei den Dikasterien, Gerichten und Canzleien, auch in der Oberlausitz gewöhnlich sind, mit beigefügtem Betrag des Stempelpapiers zu jeder Sache“ (Dresden 1804, neue Ausgabe ebenda 1811). Auch gab er zwei von den Autoren im Manuscript hinterlassene staatsrechtliche Arbeiten heraus: „Ueber die kursächsische Steuerverfassung“, von F. A. Eichhof (Leipzig 1800) und „Ludwig Andreas Gotter's Reichs-Matrikular-Anschläge der gesammten Chur- und Fürstlich Sächsischen Lande, Albertinischer und Ernestinischer Linien, mit Urkunden erwiesen“ (Altenburg 1805). Das Werk Eichhof's scheint er ohne Genehmigung des Verfassers oder dessen Erben veröffentlicht zu haben, denn es kam zu einem Proceß, der damit endigte, daß W. zu Arrest, Schadenersatz und Erstattung der Kosten verurtheilt wurde. Seine letzten Lebensjahre waren durch körperliche Leiden getrübt, so daß seine litterarische Production nahezu aufhörte. Er starb am 9. December 1813 in Dresden-Neustadt. Seine Sammlungen zur sächsischen Geschichte hinterließ er der Kgl. öffentl. Bibliothek daselbst, wo sie heute noch vorhanden sind. Darunter befinden sich mehrere ungedruckte Werke: „Verzeichniß einer Volks- und Schulbibliothek“ (Mscr. Dresd. H 128g, 9), „Codices manuscripti bibliothecae Ponikavianae“ (J 37a) und „Die Erbfolge nach sächsischen Rechten, höchsten Entscheidungen und Herkommen (Q 38, 1), sowie eigenhändige Collectaneen (L 118a, 1 u. 8; Q 209, 4).

Man würde Weinart's überaus fleißige und vielseitige Thätigkeit nicht voll würdigen, wenn man nicht auch seiner Mitarbeit an verschiedenen Zeitschriften gedenken wollte. In früheren Jahren hat er sich wiederholt als

Redacteur versucht. Als der preußische Oberconsistorialrath Anton Friedrich Büsching sein 1767 begründetes „Magazin für die neue Historie und Geographie“ 1788 mit dem 22. Bande eingehen ließ, plante W. eine Fortführung des Unternehmens. Er bearbeitete ein ausführliches systematisches und alphabetisches Register über die vorangegangenen Bände und begann die Neue Folge mit einer Zusammenstellung von Urkunden zur sächsischen und deutschen Geschichte. Da aber dieser 23. Band erst nach mehreren Jahren erschien (Halle 1793), hatten sich die Interessenten unterdeß anderen Zeitschriften zugewandt, und so mußte die weitere Veröffentlichung aus Mangel an Abonnenten unterbleiben. Nicht viel glücklicher endigte ein wenige Jahre später unternommener Versuch, eine juristische Zeitschrift unter dem Titel „Annalen der Rechtswissenschaft“ ins Leben zu rufen. Sie gedieh nur bis zum 4. Hefte (Leipzig 1798—1799) und stellte dann gleichfalls ihr Erscheinen ein. Auch für mehrere sächsische und ausländische Zeitschriften hat W. öfters Abhandlungen vorwiegend geschichtlichen, volkswirthschaftlichen oder gemeinnützigen Inhalts verfaßt. Die meisten finden sich in den Dresdner Gelehrten Anzeigen und im Wittenbergischen Wochenblatt, andere in den Dresdner Gemeinnützigen Beiträgen, dem Journal für Sachsen, den Sächsischen Provinzialblättern, dem Lausitzischen Magazin, der Lausitzischen Monatsschrift, dem Hamburgischen Magazin und dem Juristischen Journal. Außerdem schrieb er Recensionen für die Jenaische Litteraturzeitung, die Staatswissenschaftliche und juristische Literatur von Völderndorff und Kretschmann und die Erfurtische Gelehrte Zeitung.

F. A. Weiz, Das gelehrte Sachsen, Leipzig 1780, S. 266 f. — J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, 4. Aufl., Bd. IV, Lemgo 1784, S. 160; 5. Aufl., Bd. XVI, Lemgo 1812, S. 169 f. — G. F. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, Bd. III, Görlitz 1803, S. 476 bis 478; Supplementband, Görlitz u. Leipzig 1821, S. 459 f. — J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. XIV, Leipzig 1815, S. 465. — J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland im 19. Jahrhundert, Bd. IX, Lemgo 1827, S. 420 f.

Viktor Hantzsch.

Weinsberg: Hermann von W., Kölner Chronist, wurde am 3. Januar 1518 in Köln geboren als Sohn des Christian v. W. und der Sophia Korth. Nachdem er in seiner Vaterstadt den Elementarunterricht genossen hatte, besuchte er das Gymnasium in Emmerich und bezog alsdann die Kölner Universität, wurde 1536 Baccalaureus, 1537 Magister in artibus und schließlich im J. 1543 Licentiatus iuris. Er ließ sich in Köln als Advocat nieder und wurde gleichzeitig, 25 Jahre alt, von seiner Gaffel Schwarzhaus in den Rath gewählt. Da sein Vater ihn in die Rolle der Weinschule hatte eintragen lassen, so kam ihm die meiste Einnahme aus dem von ihm übernommenen väterlichen Weinzapf zu. Im Alter von 30 Jahren schritt er zur ersten Ehe mit einer Wittwe Weisgin Ripgin, die einen Tuchhandel betrieb. Als sein Vater 1549 starb, wurde W. an seiner Stelle Burggraf, d. i. Kastellan unter dem Rathhause, mußte aber als städtischer Beamter sein Rathsherren-Amt niederlegen. Um wieder Weinhandel treiben zu können, gab er später das Burggrafen-Amt auf. Nach dem Tode seiner ersten Frau schritt er 1558 zur zweiten Ehe, ebenfalls mit einer Wittwe, Drutgin Bars. Im J. 1564 wählte ihn seine Gaffel zum Bannerherrn und 1565 anstatt seines verstorbenen Bruders Christian wieder zum Rathsherrn. Im regelmäßigen Turnus wurde er immer wieder gewählt; gegen das Ende seines Lebens bekleidete er auch das Amt eines Rathsrichters. In den unruhigen Kriegsjahren 1583—87

war er Hauptmann in einem Bürgerfähnlein. In seiner Pfarre S. Jakob war er Kirchmeister. Im hohen Alter von 80 Jahren starb er im Frühling 1598 als einsamer Mann. Sein Neffe Hermann, den er zu seinem Nachfolger und Erben bestimmt hatte, lohnte ihm mit Undank. Er wurde der Ermordung seiner Tante bezichtigt, und bei einer Haussuchung nahm der Rath bei ihm die Gedenkbücher des Oheims in Beschlag. Dieselben haben unbeachtet im städtischen Archiv geschlummert, bis der städtische Archivar Leon. Ennen sie in den 1860er Jahren wieder entdeckte. Diese Gedenkbücher, in welchen der Verfasser in größter Breite alle Einzelheiten des eigenen Lebens im Spiegel der vaterstädtischen Geschichte wahrheitsgetreu berichtet, sind eine unschätzbare Quelle namentlich für die Culturgeschichte Kölns, aus dessen Mauern W. nur selten und nicht weit herausgekommen ist, im 16. Jahrhundert. Der Chronist hat das „Hausbuch“, wie er es nennt, im J. 1560 begonnen, indem er die früher liegenden Begebenheiten nachtrug und von jener Zeit ab das Buch gleichzeitig führte. Bis zum Jahre 1578 hat Konst. Höhlbaum, bis zum Schlusse (1598) Friedr. Lau die Bände herausgegeben, freilich mit Auswahl, wie sie namentlich die zunehmende Schreibseligkeit des alternden Verfassers erforderte.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrh., bearb. von K. Höhlbaum u. Fr. Lau. 4 Bde. (Leipzig 1886/87 bzw. Bonn 1897/98) (Publikationen d. Gesellsch. f. Rhein. Geschichtskunde III. IV. XVI).

Hermann Keussen.

Weis: Dr. Ludwig W., Parlamentarier und Präsident des Appellationsgerichtes in Zweibrücken, war im Januar 1813 zu Zweibrücken in der Pfalz noch unter den Adlern des Kaiserreiches geboren worden. Seine Familie stammte von der rothen Erde, erst der Großvater war nach der fröhlichen Pfalz gekommen; der Vater, von Beruf Eisenhändler, hatte sich in Zweibrücken bereits zu Ansehen und Wohlhabenheit hinaufgearbeitet und konnte seinen begabten Sohn studiren lassen. Während der durch die Julirevolution ausgelösten Bewegung in der engeren Heimath und während des Hambacher Festes lag der junge W. in München mit Ernst seinen juristischen Studien ob und trat nach deren Beendigung in eine Anwaltskanzlei seiner Vaterstadt ein, von Anfang an wegen seiner Begabung geschätzt, obgleich seine katholisch-conservative Gesinnung, wohl ein Erbstück der westfälischen Urheimath, ihm eben so wie seinem Vater mancherlei Gegnerschaft erwarb. 1841 wurde er selbständiger Advocat am Bezirksgericht Zweibrücken, als gesuchter Vertheidiger in Strafsachen erfreute er sich bald einer ansehnlichen Klientel. Daneben bethätigte er sich litterarisch: aus den praktischen Erfahrungen seines Berufs erwuchs sein „Handbuch für Huissiers“, Zweibrücken 1843; seit 1847 gab er zusammen mit C. H. Heintz und E. Damm „Annalen der Rechtspflege in der kgl. bayerischen Pfalz“ heraus, ein Unternehmen, das freilich nur bis zum sechsten Hefte gediehen ist.

Immerhin werden es diese litterarischen Leistungen gewesen sein, die die Aufmerksamkeit der juristischen Facultät der Universität Würzburg auf W. lenkten und diese im J. 1851 veranlaßten, dem jungen Advocaten die vacante Professur für das im linksrheinischen Baiern noch geltende französische Recht und für bairisches Staatsrecht anzubieten. W. nahm den Ruf an und wurde am 27. August 1851 von König Maximilian II. zum ordentlichen Professor an der Julius-Maximilians-Universität ernannt.

W. dürfte den neuen Weg in der Erwartung eingeschlagen haben, daß das akademische Amt ihm mehr Freiheit gönnen werde, in der Oeffentlichkeit und als Politiker zu wirken; denn nach den Ereignissen von 1848 und 1849,

denen — so sehr sie die Heimath bewegten — W. kühl ablehnend gegenüberstand, wurde er von den sich sammelnden Katholisch-Conservativen des Wahlbezirkes Zweibrücken-Pirmasens im Herbst 1849 als Abgeordneter in die zweite Kammer des bairischen Landtages entsandt. Für die conservative Partei, aus der sich später die sogenannte „Patriotenpartei" entwickelte, war die Gewinnung eines so tüchtigen, praktischen Juristen nicht gering anzuschlagen. Weniger in den Debatten des Plenums als in den Ausschüssen, besonders im Gesetzgebungsausschuß, dem die Aufgabe zufiel, die modernen Anschauungen über Verwaltung und Rechtspflege auch in Baiern zur Wirkung zu bringen, machte sich Weis' Begabung geltend; bei der Berathung des neuen Strafgesetzbuches (W. hat später, 1863—65, das „Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern", erläutert in zwei Bänden herausgegeben), der neuen Gerichtsorganisation, des neuen Notariatsgesetzes stellte er seinen Mann, auf diesem Gebiet trotz seiner conservativen Gesinnung durchaus modernen Anschauungen zuneigend. Diese führten ihn auch in den Conflict mit dem Ministerium von der Pfordten-Reigersberg, das besonders der geforderten Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege widerstrebte und sogar das Wahlgesetz auf den Stand von 1818 zurückschrauben wollte. Schon im Landtag von 1854/55, in dem W. zum ersten Mal die Würde eines 2. Präsidenten zu Theil wurde, gehörte er mit Hegnenberg und Lerchenfeld zu der Mehrheit, die das angesonnene Vertrauensvotum für v. d. Pfordten ablehnte und damit die Auflösung der Kammer herbeiführte. Bei den Neuwahlen wieder in die Kammer gewählt, wurde, nicht ohne Zuthun der Regierung, seine Wahl angefochten und schließlich cassirt; doch die Nachwahl brachte ihn schließlich auf seinen Platz zurück.

Der Gegensatz zwischen der conservativen Kammermehrheit und dem liberalisirenden Ministerium erfuhr dadurch natürlich noch eine Verschärfung, die auch im nächsten Landtag fortwirkte und schließlich zur Aufhebung des Gesetzgebungsausschusses am 20. März 1858 führte. Der zweite Schlag richtete sich gegen den Berichterstatter dieses Ausschusses, gegen W., der fünf Tage später durch königliche Verfügung seiner Professur an der Universität Würzburg enthoben und als Rath an das mittelfränkische Appellationsgericht in Eichstätt versetzt wurde — das letzte Beispiel der Maßregelung eines bairischen Universitätsprofessors durch Versetzung. Ein der Regierung nahestehendes Münchener Blatt bezeichnete als Grund der Verfügung, daß die von W. in der Kammer bekundete politische Gesinnung es unmöglich mache, einen solchen Mann auf dem Lehrstuhl für bairisches Staatsrecht zu belassen. — Ungern, wie begreiflich, ließ die Würzburger Universität W. ziehen. War auch seine parlamentarische Thätigkeit der akademischen im Wege gestanden (während der dreizehn Semester seiner Wirksamkeit hatte er nur in sieben Semestern Vorlesungen gehalten, die neben französischem Civilrecht und bairischem Staatsrecht noch bairisches Verwaltungsrecht und die pfälzische Gerichtsverfassung behandelten), so hatte er sich doch in der Facultät wie im Senat eine feste Position geschaffen. Nachdrücklich nahm sich der akademische Senat in einer Immediateingabe an den König vom 29. März 1858 seines ehemaligen Mitgliedes an und erbat die Aufhebung jener „betrübenden" und „schmerzlichen" Maßregel, die die Universität eines „anerkannten und geachteten Lehrers", Facultät und Senat „eines treuen und unverdrossenen Mitarbeiters" beraube; der Senat stellte dem König ferner die sachlichen Nachtheile der unfreiwilligen Entfernung des Dr. Weis von seinem Lehramte vor, insbesondere die Schwierigkeit, unter solchen Umständen mit Erfolg Rufe an aus- oder inländische Gelehrte für Lehrstühle an bairischen Universitäten ergehen zu lassen. Die Vorstellung des Senats machte in München nur wenig Eindruck, ziemlich starken dagegen der

Beschluß des Gemeindekollegiums der Stadt Würzburg vom 12. April 1858, dem Gemaßregelten, „der sich den Ruf eines ebenso wissenschaftlichen als rechtlichen Mannes erworben habe, dessen Entfernung die Universität als ein Unglück betrachte, dessen als eines der einflußreichsten Kammermitglieder Interesse mit dem der Bürger verbunden werden müsse", das Ehrenbürgerrecht der Stadt Würzburg zu verleihen. Versagte auch der Magistrat diesem Beschluß seine Zustimmung, weil ihm von einer Wirksamkeit des W. für das Wohl der Gemeinde nichts bekannt sei, so mußte doch der königliche Stadtcommissär über diese Beschlüsse „zur Illustrirung der allgemeinen Volksstimmung" schleunig nach München berichten.

Doch nicht allzu lange sollte W. in seinem Patmos an der Altmühl verharren. Die nächste Kammertagung im September 1858 rief ihn wieder nach München; gleich am ersten Tage wurde er wieder zum zweiten Präsidenten gewählt, für welche Demonstration am folgenden Tag, den 30. September, die Kammer aufgelöst wurde. Bei den Neuwahlen im Januar 1859 unterlag W. in seinem bisherigen Wahlbezirk dem Regierungscandidaten; aber in drei rechtsrheinischen Bezirken gewählt, trat er als Abgeordneter von Kaufbeuren in die neue Kammer ein. Sofort wurde er zu deren zweitem Präsidenten erwählt, ein äußeres Zeichen, daß der Kampf der Kammermehrheit gegen das Ministerium weitergehen solle; schon nach zwei Monaten wurde auch diese Tagung vorzeitig geschlossen.

Es war der letzte Sieg des Ministeriums v. d. Pfordten, das, wie man bis in die Hofkreise besorgte, König und Volk zu entzweien drohte. Es gehörte mit zu den ersten Vorboten des einsetzenden Umschwunges, daß W., den sich die Stadt Würzburg, den Verdacht der Opposition gegen die Regierung nicht scheuend, als rechtskundigen Bürgermeister ausersehen hatte, in diesem Amt vom König bestätigt wurde. Der Minister des Innern, v. Reigersberg, scheint, als der Magistrat wegen der Aussichten der Bestätigung der Wahl zuerst vertraulich anfragte, diese widerrathen zu haben; aber König Maximilian II. war anderen Sinnes geworden. Er soll angeblich aus diesem Anlaß und in diesem Zusammenhang das berühmte Wort gesprochen haben: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke"; sicherlich aber wurde unter dem 5. Juni 1859 dem Magistrat mitgetheilt, daß der König „nicht das geringste dagegen habe", wenn W. zum Bürgermeister von Würzburg erwählt würde. Zu Ende des Juni erfolgte die Wahl.

Aber es war wieder nur eine Episode in Weis' Leben. Nicht ganz drei Jahre bekleidete er dies ehrenvolle Amt, gerade lang genug, um sich „durch die Regelung des intricaten Finanzhaushaltes der Stadt, durch Einführung bedeutender Ersparungen" und Vereinfachungen in der Verwaltung den Dank der Bürger zu verdienen. Dem aus der städtischen Verwaltung Scheidenden wurde auf Antrag der städtischen Collegien jetzt im Mai 1862 wirklich das Ehrenbürgerrecht der Stadt Würzburg verliehen, auch „für seine Verdienste um das gesammte Vaterland", wie es in dem Ehrenbürgerbriefe heißt.

Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts hängt mit einer neuen Wandlung in Weis' Laufbahn zusammen. Das neue Ministerium v. Schrenck, das sich der bisherigen Opposition näherte, wünschte sich der Kenntnisse und wohl auch des Einflusses von W. zu versichern und bot ihm zu Anfang des Jahres 1862 die Stelle eines Ministerialraths im Staatsministerium der Justiz an. Mochte bei W. der Wunsch wirksam sein, zur legislatorischen Thätigkeit zurückzukehren, mochten ihm, dem Zugewanderten, die Verhältnisse in Würzburg nicht zusagen — er nahm an und wurde am 1. Mai 1862 zum Ministerialrath ernannt.

In seiner amtlichen Stellung widmete sich W. wieder den Arbeiten der Gesetzgebung. So ist sein Name mit der im J. 1869 zum Abschluß gebrachten bairischen Civilproceßgesetzgebung verbunden; auch an der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs zum Schutz des Urheberrechts an Werken der Litteratur und Kunst hat er als Mitglied der noch vom Bundestag in den Jahren 1863 und 1864 einberufenen Commission von Sachverständigen Antheil genommen. Dabei blieb er Abgeordneter und vertrat seit 1863 den Wahlkreis Dillingen in der zweiten bairischen Kammer.

Mehr und mehr rückten auch in Baiern die Fragen der deutschen Politik in den Vordergrund und drängten die innerpolitischen Streitigkeiten zurück. Unter den Großdeutschen aus Baiern finden sich Conservative und Fortschrittler. Auch W. war natürlich Großdeutscher und plädirte für das Verbleiben Oesterreichs im deutschen Bund. Als im Herbst 1861 in Frankfurt a. M. ein Parteitag großdeutscher Politiker tagte, führte W. den Vorsitz. In der Kammer dagegen trat er, seiner Stellung als Regierungsbeamter Rechnung tragend, von nun ab wenig hervor. Auch bei den erregten Debatten im Juni 1866 überließ er anderen Rednern der „Patriotenpartei", wie sich seine Partei jetzt nannte, das Wort, blieb aber dabei immer ein einflußreicher Mann in der Kammer wie in der Partei, mit der er allmählich in merklichen Gegensatz zu dem liberalisirenden Ministerium Hohenlohe gerieth, das sich nur auf eine schwache fortschrittlich-demokratische Mehrheit zu stützen vermochte und bei den Wahlen zum Zollparlament in Baiern bereits einen Mißerfolg erlitt. Die Landtagswahlen im Mai 1869 brachten zwar der Patriotenpartei nicht die Mehrheit; aber bei der Präsidentenwahl im September geschah es, daß auf W. als den Candidaten der Patrioten in sieben Wahlgängen ebenso viele Stimmen fielen als auf den Fortschrittler Edel, seinen ehemaligen Würzburger Collegen. Eine Vermittlung zwischen den Parteien, von Hohenlohe versucht, scheiterte daran, daß die Patrioten die Wahl von W., dem Hohenlohe in seinen „Denkwürdigkeiten" vorwirft, daß „er die ultramontane Partei terrorisire", außer Frage gestellt wissen wollten. Unter diesen Umständen wurde die neue Kammer schon am 6. October 1869 wieder aufgelöst. In der nächsten Kammer hatten die Patrioten die unzweifelhafte Mehrheit; W. war natürlich wieder gewählt worden, diesmal in Straubing. Hohenlohe, bereit, aus dem neuen Mißerfolg die Consequenzen zu ziehen, rieth Ludwig II. zu einer „Modification" des Ministeriums und zu einer Berufung der Parteihäupter der nunmehrigen Mehrheit, darunter von W., um sich über die Aussichten der Bildung eines Ministeriums aus der Kammermehrheit zu informiren. Ludwig II. hatte dazu keine Lust und ließ es bei einer theilweisen Erneuerung des Ministeriums, mit dem Hohenlohe vor die am 17. Januar 1870 eröffnete Kammer trat, deren Mehrheit er aber nicht zu versöhnen vermochte. In beiden Kammern heimste er ein Mißtrauensvotum ein; am 7. März nahm er seine Entlassung und machte dem Grafen Bray-Steinburg Platz.

Die Verhandlungen der zweiten Kammer leitete nunmehr in ereignißvoller Zeit W. als zweiter Präsident. In die stürmischen Redekämpfe in der zweiten Kammer im Juli 1870, die der Bewilligung des außerordentlichen Rüstungscredites für die bairische Armee vorausgingen, griff er, die gebotene Zurückhaltung wahrend, nicht ein. Aber es besteht Grund zur Annahme, daß es nicht allein der bekannten Schwenkung des Professors Sepp, sondern auch dem im stillen wirkenden Einfluß von W. zuzuschreiben ist, wenn sich trotz der donnernden Reden Jörg's und Ruland's, die den ablehnenden Ausschußantrag vertraten, eine ansehnliche Mehrheit für die Regierungsvorlage ergab. — Am 13. December 1870 traten die inzwischen vertagten Kammern neuerdings zu-

sammen. Die Tagung eröffnete W. mit einer längeren Ansprache, in der er die weltgeschichtliche Bedeutung der Ereignisse in den abgelaufenen Monaten betonte, der Eintracht der deutschen Regierungen, der Tapferkeit der Truppen, die das deutsche Vaterland vor den Schrecken des Krieges bewahrten, gedachte und die Staatsregierung aufforderte, für die durch den Krieg hulfsbedürftig Gewordenen zu sorgen. Am Tage darauf legte Bray dem Hause die Versailler Verträge vor. Ihr Schicksal ist bekannt: vier Wochen ließ der eingesetzte Ausschuß über deren Berathung vergehen; die Mehrheit des Ausschusses bestellte Edmund Jörg, den Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter“, zum Berichterstatter, der die Ablehnung der vorliegenden Verträge und die Einleitung neuer Verhandlungen Baierns mit dem norddeutschen Bund verlangte, während die fortschrittliche Minderheit sich für unbedingte Annahme der Verträge aussprach.

Vom 11. bis zum 21. Januar 1871, während welcher Zeit — trotzdem das Reich noch nicht fertig war — die Kaiserproklamation in Versailles vor sich ging, dauerte die Redeschlacht, blieb das Schicksal der Vorlage, die nur durch Zweidrittelmehrheit Gesetz werden konnte, im Ungewissen; die politischen Folgen der Ablehnung der Vorlage wären aber unabsehbar gewesen. Da griff W. ein und warf seinen Einfluß in der Patriotenpartei in die Wage. Es glückte ihm, in langen Verhandlungen ungefähr die Hälfte seiner Parteigenossen zu bestimmen, gegen den Ausschußantrag und für die Vorlage einzutreten. Die Erklärung, die Dr. Huttler im Namen eines Theiles der Patrioten unmittelbar vor der Abstimmung abgab, daß die bundesstaatliche Einigung Deutschlands dringend nöthig sei und daß die Unterzeichneten darum den vorliegenden Verträgen zustimmen wollten, wenn sie auch in wichtigen Dingen den Interessen Baierns nicht entsprächen, war im wesentlichen das Werk von Weis, und die bedeutendste That seines Lebens, die ihm einen Platz in der deutschen Geschichte sichert. Unter den 102 Stimmen, die sich für die Vorlage aussprachen, war auch die von W.; 48 Mitglieder der Patriotenpartei, darunter seine nächsten Freunde, hatten dagegen gestimmt; die erforderliche Zweidrittelmehrheit war also knapp erreicht worden.

Den gefaßten Beschluß begrüßte W., gegen die Gewohnheit aus seiner Zurückhaltung heraustretend, mit den Worten: „Durch diesen Beschluß ist das deutsche Einigungswerk vollendet und auch Baiern in das neugegründete deutsche Reich eingetreten. Geloben wir uns in dieser ernsten Stunde, mit treuer Hingebung und mit Vaterlandsliebe im besten Sinne des Wortes an all dem mitzuarbeiten, was für des gesammten Vaterlandes Wohl gefordert wird. Thun wir dieses, dann wird uns auch der Segen des Himmels nicht fehlen und wir können uns dem Vertrauen hingeben, daß der Baum, der jetzt gepflanzt ist, in kurzer Zeit feste Wurzeln schlagen und reiche Früchte bringen wird. Zu den Früchten . . . rechne ich einen für die deutsche Nation ehrenvollen Frieden und die Herstellung der Eintracht nicht nur unter den deutschen Regierungen, sondern auch unter den deutschen Stämmen und innerhalb der deutschen Stämme unter den bis jetzt sich bekämpfenden Parteien“. Mit einem Hinweis auf das, was daneben dem engeren Vaterland geschuldet werde und was das Wohlergehen der einzelnen Staaten für das Wohl Deutschlands bedeute, leitete W. zum Hoch auf den König über. — Der bairische „Patriot“ hatte sich in der entscheidenden Stunde als ein deutscher Mann gezeigt.

Es waren fast die letzten Worte, die W. in der Kammer sprach. Noch präsidirte er der nächsten Sitzung, dann legte er die Geschäfte in die Hände des zweiten Präsidenten, des Grafen v. Seinsheim-Grünbach. Die Aufregung der verflossenen Tagung, die Anfeindungen, die er für seine vermittelnde Thätig-

keit, für seinen „Umfall“ eingeheimst hatte, legten W., den auch körperliche Beschwerden zu quälen begannen, den Gedanken nahe, von der politischen Schaubühne abzutreten. Manche seiner ehemaligen Freunde, so Ruland, der streitbare Oberbibliothekar der Universität Würzburg, hatten sich in Groll von ihm abgewendet; die Sprengurg der „Patriotenpartei“, im wesentlichen sein Werk, und ihre Folgen haben ihm Viele nicht vergessen. So nahm er dankbar das ehrenvolle Anerbieten der Regierung an, das ihn in der Eigenschaft des obersten Ric,ters der Pfalz in die Heimath zurückführte. Am 20. April 1871 wurde er zum Präsidenten des Appellationsgerichtes in Zweibrücken ernannt. Fortab war sein Leben nur mehr den Aufgaben des richterlichen Berufes gewidmet. Trotz der Beargwöhnung durch die liberale Presse der Pfalz, trotz der Anfeindungen durch manche seiner ehemaligen Parteigenossen verstand er es in den acht Jahren seiner Amtsführung, durch die Sachlichkeit, mit der er seines Amtes waltete, durch den Reichthum seines juristischen Wissens, das sich nun ungehemmt entfalten konnte, sich allenthalben Achtung und Verehrung zu sichern. Im Frühjahr 1879 suchte er, von körperlichen Leiden mehr und mehr heimgesucht, um seine Versetzung in den Ruhestand nach. Er übersiedelte zu seinen beiden Söhnen nach München, wo ihn schon am 15. Mai 1880 der Tod ereilte.

Acten des kgl. bairischen Staatsministeriums der Justiz, des akademischen Senates der Universität Würzburg und des Stadtmagistrates Würzburg. — Stenographische Protokolle der Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des bayerischen Landtages 1849—1871. — Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, I, 1907. — Graf Otto von Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, 1901. — Ludwig Hauff, Leben und Wirken Maximilian II., Königs von Bayern, München 1864. — Nekrolog (anonym) in der „Pfälzer Zeitung“ vom 19. u. 21. Juni 1880.

A. Chroust.

Weiß: Johann Baptist von W., Historiker, geboren am 17. Juli 1820 zu Ettenheim im Breisgau, studirte an den Gymnasien zu Offenburg und Freiburg im Breisgau und an den Universitäten zu Freiburg, Tübingen, Heidelberg und München und wurde Lehrer der französischen und englischen Sprache an der Realschule zu Freiburg. Dadurch für das Leben gesichert, bereitete er sich auf das Examen für das Lehrfach der Philologie vor, das er 1845 ablegte. — Von der großherzoglich badischen Regierung erhielt er den Auftrag, Vorlesungen über Geschichte an der Universität Freiburg zu halten. Das Professorencollegium trat jedoch dieser Anordnung der Regierung entgegen mit dem stichhaltigen Grunde, daß W. noch nicht die Doctorwürde erlangt und sich habilitirt habe. Erst nachdem er zum Dr. phil. promovirt worden war und sich der Habilitation unterzogen hatte, konnte er dem Auftrag der Regierung nachkommen und gegen ein Honorar von 600 fl. die Vorlesungen an der Universität beginnen.

In dem Bewegungsjahre 1848 schloß sich W. mit aller Kraft der klerikalen Partei im Großherzogthum Baden an, übernahm 1850 die Redaction der in gleicher Gesinnung wirkenden „Freiburger Zeitung“ und griff, als 1852 in Baden der Kampf zwischen der Regierung und dem Erzbischof von Freiburg Hermann v. Vicari ausgebrochen war, in heftiger Weise den Großherzog und die Regierung an; infolge dessen verlor er die Stelle als Redacteur, und das Gehalt für die Vorlesungen an der Universität wurde ihm gestrichen. Gleichzeitig erhob die Staatsanwalschaft gegen ihn eine Preßklage wegen eines in seinem Blatte erschienenen Artikels, der einen schweren Angriff auf die großherzoglichen Beamten und ihr Verhalten vor, während und nach der Re-

volution enthielt. W. wurde zu einer Geldstrafe und zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt. Bald darnach traf ihn die durch Leo Thun, den Unterrichtsminister Oesterreichs veranlaßte Berufung, die Professur der Geschichte an der Universität Graz zu übernehmen. Er folgte dem Rufe (1853) und blieb in dieser Stellung, bis er 1891 in den Ruhestand versetzt wurde.

Inzwischen war seine erste historische Arbeit an das Licht der Oeffentlichkeit getreten. 1851 war die Erstlingsschrift des ausgezeichneten Historikers Reinhold Pauli („König Alfred und seine Stellung in der Geschichte Englands“, Berlin 1851), der später eine Reihe vortrefflicher Werke über englische Geschichte verfaßte, erschienen. Als ein Jahr darnach die „Geschichte Alfreds des Großen“ (Schaffhausen 1852) von W. veröffentlicht wurde, war man in der gelehrten Welt darüber sehr erstaunt, daß es gewagt wurde, unmittelbar nach Pauli den Stoff, den er vollständig und glänzend behandelt hatte, noch einer Bearbeitung, die nichts Neues und Besseres bieten konnte, zu unterziehen. Wenn auch die Geschichte Alfred's von W. als eine fleißige und correcte Arbeit bezeichnet werden kann, so war sie doch entbehrlich, nachdem unmittelbar vorher die ebenso gründliche als erschöpfende, nach Inhalt und Form vollendete Monographie Pauli's erschienen war. Wer sich heute über König Alfred und seine Zeit belehren will, wird und muß Pauli und nicht W. zu Rathe ziehen.

Im J. 1860 gab die steiermärkische Landwirthschafts-Gesellschaft zur Feier ihres 40jährigen Bestandes eine Festschrift: „Ein treues Bild des Herzogthumes Steiermark“. Von Dr. F. X. Hlubek (Graz 1860) heraus. Für dieses Sammelwerk schrieb W. einen Abriß der „Geschichte der Steiermark“, der auf S. 417—494 abgedruckt ist, und für die von Helfert veranstaltete „Oesterreichische Geschichte für das Volk“ als elften Band dieser Sammlung „Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740—48“ (Wien 1863).

Sein Hauptwerk ist ein Lehrbuch der Weltgeschichte, das in letzter Auflage, bearbeitet von Dr. Ferd. Vockenhuber in 22 Bänden (Graz 1900—1906) erschienen ist. Der Verfasser steht in demselben auf dem strengsten katholischen Standpunkt; großer Fleiß in der Beibringung der Thatsachen, umfassende Belesenheit und Benützung der über alle Perioden der Geschichte sich erstreckenden Litteratur können dem umfangreichen Werke nicht abgesprochen werden. Wenn die Darstellung des Kampfes zwischen Kaiserthum und Kirche im Mittelalter, der Reformation und Gegenreformation, der Aufklärung im 18. Jahrhundert u. a. nicht objectiv und parteilos sich zeigt, so erklärt sich dies aus den ultramontanen Gesinnungen des Verfassers. Am besten gearbeitet sind die letzten Bände, welche das 18. Jahrhundert und die französische Revolution behandeln, da W. hierbei mit Geschick die umfassende Memoirenlitteratur der Zeitgenossen jener Periode benützt hat. — Eine selbständige Untersuchung oder die Darstellung eines einzelnen historischen Ereignisses liegt von W. nicht vor. — Er hat nur noch die hinterlassenen Werke seines Freundes, des namhaften Historikers August Friedrich Gfrörer († 1861) herausgegeben: „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, 4 Bände (Schaffhausen 1862—74), „Zur Geschichte der deutschen Volksrechte“, 2 Bde. (Schaffhausen 1866) und „Byzantinische Geschichten“, 2 Bde. (Graz 1872—74).

An äußerer Anerkennung fehlte es W. nicht. Er erhielt vom Kaiser von Oesterreich den Titel „Regierungsrath“ (1878), dann „Hofrath“, den Orden der Eisernen Krone III. Cl. (1885), das Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst, wurde in den erbländischen Adelstand erhoben und 1892 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus des österreichischen Reichsrathes berufen. Der Papst verlieh ihm das Ritterkreuz des Ordens Gregor's des

Großen — Auszeichnungen, welche W. wohl weniger wissenschaftlichen Leistungen als seinen hochkirchlichen Gesinnungen und deren Bethätigung zu danken hatte.

Als Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder Kaiser Franz Josef's I., einige Jahre in Graz residirte, ließ er sich von W. Vorträge über Geschichte halten und nahm ihn als Begleiter auf Reisen nach Frankreich und Constantinopel mit, wo er 1882 vom Sultan das Commandeurkreuz des Medschidjeordens in Brillanten erhielt. W. wurde 1891 in den Ruhestand versetzt und starb am 8. März 1899 zu Graz.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich LIV, 111—119.

Franz Ilwof.

Weißensee: Friedrich W., bedeutender Tonsetzer, geboren ums Jahr 1560 zu Schwerstedt vor dem Ettersberge, † im J. 1622 als Pastor zu Altenweddingen. Ueber seine tüchtige sowohl musikalische als philologisch-classische Vorbildung war nähere Nachricht nicht zu ermitteln. Ums Jahr 1590 ist er Rector der Lateinschule zu Gebesee. Ums Jahr 1600 wird er Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Cantors und Stadtmusikus Leonhard Schröter zu Magdeburg. Die musikalische Bedeutung seiner Vorgänger, eines Martin Agricola, Gallus Dreßler sowie des Mannes, auf den er unmittelbar im Amt folgte, weiß er hoch zu würdigen und er will all seine Kräfte daran setzen, ihnen nachzueifern, damit die göttliche Tonkunst an seiner berühmten Wirkungsstätte erhalten und weiter ausgebreitet werde. Diesem Vorsatze ist er auch nicht untreu geworden; er hat vielmehr eine größere Zahl vier- bis zwölfstimmiger Tonsätze verfaßt. Dennoch wurde sein musikalisches Schaffen dadurch wesentlich beschränkt, daß ihm, nachdem er nur ein paar Jahre das Stadtcantorat in Magdeburg verwaltet hatte, im J. 1602 die auskömmliche Pfarrstelle zu Altenweddingen in der Börde verliehen wurde, die er dann auch bis an seinen Tod versah. Sein geistliches Amt ließ ihm aber doch noch zu einer Reihe von Tondichtungen willkommene Muße. Auch musikalische Kunstreisen hat er von seinem ländlichen Wirkungsorte aus unternommen, wie wir das aus seinen Beziehungen zu Wernigerode wissen, dessen musikalisches Kränzchen er besuchte und dessen Einrichtungen und Leistungen er uns in einer höchst merkwürdigen Widmungsschrift: „Memoria gemina: I. Metrica, quam Carmine Phalecio; II. Melica, quam Harmonia Musica: et quidem vocibus octonis — offero, collegio Wernigerodensium musico et nobili . . dico“ Magdeb. 1616 anziehend in lateinischen Hendekasyllaben beschreibt. Von seinen Werken wurden zuerst bekannt seine „Evangelischen Sprüche auf die vornehmsten Festtage“, Magdeburg 1595; „Opus melicum, continens harmonias selectiores 4. 5. 6—12 vocum, singulis diebus dominicis et festis accommodatas“, Magdeburgi 1602, Folio. W. hat bis gegen sein Lebensende nicht aufgehört, seine musikalischen Gaben im Dienste der Kunst, besonders bei festlichen Feiern von Kunstgenossen und Freunden, zu verwerthen. Dahin gehört auch eine achtstimmige Motette „Cythara et Gloria Davidis“ in der erwähnten den Wernigerödern gewidmeten Memoria gemina; andere Stücke sind in Eitner's Musikal. Lexikon zusammengestellt.

W. war lange Zeit vergessen, und noch der sorgfältige E. L. Gerber weiß 1792 in der ersten Auflage seines Lexikons der Tonkünstler nichts von ihm zu sagen. Als er dann in dem 1814 gedruckten IV. Theile der neuen Auflage dieses Werkes seiner gedenkt, macht er die Bemerkung, daß W. als Gelehrter und als braver Kirchencomponist wohl bekannter zu sein verdiene. C. v. Winterfeld nennt ihn als trefflichen Nachfolger würdiger Vorgänger im Magdeburger Cantorat und erwähnt seine ansehnliche theoretische wie praktische musikalische Bibliothek. S. Kümmerle, der im J. 1895 zu den bis dahin von W. ans

Licht getretenen Tonschöpfungen verschiedene weitere hinzufügte, erkannte ebenfalls in ihm den verdienten Meister der kirchlichen Tonkunst. „Er schrieb", so urtheilt K., „als ein durchaus tüchtiger Kirchentonsetzer in dem motettisch-madrigalesken Stil seiner Zeit, da harmonische Rücksichtnahme bereits zu geschlossenen Formen führte. So vermochte er zwar die volle Freiheit der polyphonen melodischen Führung der Stimmen, welche die Werke Leonhard Schröter's und Hans Leo Haßler's auszeichnet, nicht mehr ganz zu erreichen; aber in seinen achtstimmigen Sätzen im Florilegium Portense des Bodenschatz stellte er sich gleichwohl den besten Meistern unter seinen Zeitgenossen, einem Melchior Vulpius, Demantius und Andern würdig an die Seite".

E. L. Gerber, Neues Lexikon der Tonkünstler III, 541 f. — C. v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang I, 190. — S. Kümmerle, Encyklopädie der Evangel. Kirchenmusik (1895), S. 189—191. — E. Jacobs, Das collegium musicum zu Wernigerode, in der Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch. und Alterthumskunde Bd. 35 (1902), S. 309—314, 316—323.

E. Jacobs.

Weizsäcker: Karl W., protestantischer Theologe, † 1899.

Karl Heinrich W. ist geboren am 11. December 1822 zu Oehringen, der Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Hohenlohe in dem fränkischen Theil Württembergs, wo seine Familie seit Alters heimisch war. Sein Vater Christian Ludwig Friedrich W. war 1822 Diakonus in Oehringen, wurde später Stiftsprediger daselbst, starb aber schon im J. 1831. Seine Mutter, eine Tochter des Fürstlich Hohenlohe-Oehringenschen Hofraths Ludwig G. K. Rößle, hatte nun für die Erziehung der hinterlassenen Kinder zu sorgen; über den 1828 geborenen jüngeren Sohn Julius W., den berühmten Historiker s. A. D. B. XLI, 637; ein älterer Bruder Hugo starb vierzehnjährig als Zögling des Blaubeurener Seminars. Die Mutter, eine tapfere, fromme Frau, hat den größten Einfluß auf die innere Entwicklung ihrer Söhne geübt, in dankbarer Liebe haben sie ihr angehangen; sie ist 1861 in Tübingen gestorben.

Karl W. war bei der Geburt ein so schwächliches Kind, daß er am zweiten Tag die Nothtaufe erhielt; auch während der Knaben- und Jünglingsjahre hat er viel mit Krankheit zu kämpfen gehabt, und eine völlig feste Gesundheit hat er erst seit den 60er Jahren genossen. Nachdem er den ersten Unterricht auf dem Lyceum in Oehringen empfangen hatte, fesselte ihn von 1835—38 eine Entwicklungskrankheit an das Zimmer, vielfach auch an das Bett. Während dieser Zeit ist er fast nur durch Selbstunterricht gefördert worden; seine Confirmation wurde dadurch auch bis Ostern 1838 hinausgeschoben. Das Glaubensbekenntniß, das der Fünfzehnjährige aus diesem Anlaß niedergeschrieben hat, ist durch Günther (Monatsschrift für Pastoraltheologie 1897, S. 13—15) zur Veröffentlichung gelangt; es ist in der That mehr als ein Zeugniß für die damals herrschende Art der Frömmigkeit, vielmehr trotz aller Anlehnung an übliche Formeln ein Beleg für den ungewöhnlichen Ernst, mit dem Karl W. sich auf diesen Act vorbereitet hatte: in der warmen, fast lebhaften Fassung, die den von W. 1855 für die Protestantische Real-Encyklopädie übernommenen Artikel „Confirmation" auszeichnet, dürfte eine Bestätigung dessen liegen, daß unter den vielfachen Leiden jener Jahre seine religiöse Reife weit vorangeschritten war.

Nach einjähriger Vorbereitung bestand der Wiederhergestellte im Sommer 1839 das Eintrittsexamen für das niedere Seminar in Schönthal und ging von hier aus mit dem Zeugniß der Reife Herbst 1840 — schon vor Vollendung des 18. Lebensjahrs, trotz aller Krankheiten! — um Theologie zu

studiren, nach Tübingen. Dem Tübinger Stift, wo er Genossen wie August Dillmann zur Seite hatte, gehörte er bis zum Frühjahr 1845 an. In Tübingen lehrten damals außer F. Chr. Baur — und dem Privatdocenten Zeller — Hr. Ewald, Kern, Chr. Fr. Schmid und Landerer; nach Kern's Tod vom Winter 1842/43 an Joh. Tob. Beck, der bekannte Pietist. Wahrlich sehr verschiedene Menschen; den stärksten Eindruck auf W. scheinen Baur und Schmid gemacht zu haben; letzterer, von dem Storr'schen Supranaturalismus herkommend, durch Aneignung Schleiermacher'scher Gedanken der Typus einer neuen Art von Vermittlungstheologie geworden mit deutlicher Vorliebe für das confessionell Lutherische. Im Mai 1845 begann für W. die Vicariatszeit; zunächst wurde er dem Decan Ziegler in Urach beigegeben, übernahm im October für ein Semester die Functionen des erkrankten Professors Schmoller am niederen Seminar zu Blaubeuren, und war im April 1846 Gehülfe des Stadtpfarrers in Eßlingen, Prof. Hochstetter; — wiederholt bedurfte er in diesen Jahren eines Urlaubs zu Erholungszwecken. 1847 dagegen erhält er auf ein Jahr den üblichen Urlaub zum Besuch deutscher Universitäten, bleibt aber nur kürzere Zeit in Berlin. Er erwarb sich in diesem Jahre den philosophischen Doctorgrad, habilitirte sich auch in der theologischen Facultät zu Tübingen und versah gleichzeitig die Stelle eines Repetenten am Stift. Aber schon 1848 gab er alle diese Stellungen auf und übernahm die Pfarre in Billingsbach (Decanat Langenburg, im Hohenlohischen); seine Nomination ist datirt vom 22. Mai 1848. Jetzt gründete er seinen Hausstand durch die Verheirathung mit Sophie Auguste Dahm, einer Tochter des Oberhelfers Dahm in Eßlingen. Aus dieser Ehe sind außer einer kurz nach der Geburt verstorbenen Tochter drei Kinder entsprossen, die den Vater überlebt haben, Sophie, die Frau des verstorbenen Oberhofpredigers Prälaten D. Bilfinger in Stuttgart, Carl, seit Jahren königl. württembergischer Staatsminister, und Marie, verheirathet mit dem Staatsrath Professor Dr. Bruns in Tübingen. Als ihre Mutter am 3. September 1884 in Tübingen gestorben war, haben die Kinder und Enkel, die dem Vereinsamten nahe blieben, in etwas den Verlust ersetzen können: an häuslichem Glück ist K. Weizsäcker ein schönes Theil beschieden gewesen.

Während der drei Jahre, die er in der Landgemeinde Billingsbach mit ihren Filialen als Pfarrer wirkte, hat er sich gleichmäßig weitergebildet als Prediger wie als Theologe; den Aufgaben des Dorfpfarrers hat er sich ausgezeichnet gewachsen gezeigt. Ungeduldiges Streben nach weiteren Zielen lag ihm fern. Wie durch einen Zufall wird er — als Dritter von neun vorgeschlagenen Candidaten — von König Wilhelm I. 1851 als Hofkaplan (und Gardefeldprediger) nach Stuttgart berufen, wo sich bald um seine Kanzel „eine erlesene Hörerschaft“ sammelte. 1856 wurde er im Nebenamt Hülfsarbeiter im Ministerium des Kirchen- und Schulwesens, 1859 außerdem außerordentliches Mitglied des Consistoriums mit dem Titel Oberconsistorialrath, und er hat die mannichfaltigen Verwaltungsgeschäfte mit ebenso viel Geschick, Sicherheit und Freude geführt, wie er als Seelsorger und Hofprediger ganz andersartige Gaben bewährte, ohne daß eines das andere beeinträchtigte.

Ich weiß nicht, ob er in diesen Jahren von 1848—1860 ein akademisches Lehramt als Ziel im Auge behalten hat. Mühe hat er sich nicht darum gegeben. Die wissenschaftlichen Interessen in ihm waren so kräftig und seine Begabung so zweifellos, daß er natürlich seit 1850 sich an der öffentlichen Discussion theologischer Probleme betheiligte, zuerst mit einigen Recensionen, u. a. in Reuter's Repertorium. 1853 gab er die „Biblische Theologie des Neuen Testamentes“ von Chr. Fr. Schmid, seinem früheren Lehrer, heraus,

auf Grund von Schmid's Aufzeichnungen und den Nachschriften zuverlässiger Hörer seiner Vorlesungen. Das Buch hat vier Auflagen erlebt (noch eine fünfte, von Heller besorgte, erschien 1886), es hat damals wirklich eine Lücke in der Litteratur dieser Wissenschaft ausgefüllt. Was ein pietätvoller und sachkundiger Editor mit den ihm überlieferten Manuscripten nur irgend im Interesse des Autors und der Leser thun konnte, hat W. gethan; über weite Strecken hin würde Niemand glauben, ein opus posthumum zu lesen, und die vorangeschickte Biographie und Charakteristik Schmid's wie insbesondere seiner Neutestamentlichen Theologie behalten ihren Werth. Daß uns Heutige Schmid's Theologie mit ihrer „Vorgeschichte Jesu“, ihrer „Lehre des Paulus“, ihrem „petrinischen Lehrbegriff“ wenig befriedigt, ist zum guten Theil der Erfolg der Weiterarbeit, die W. selber dem Gegenstande gewidmet hat, und aus der sich ganz neue Forderungen an Form und Inhalt dieser Disciplin ergaben.

Im J. 1854 begann Herzog's Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche zu erscheinen: im Mitarbeiterverzeichniß des ersten Bandes begegnet sofort W., und zu den ersten fünf Bänden (1854—56) hat er denn auch eine Reihe von Artikeln beigesteuert. Zum Theil kirchengeschichtliche und zwar aus den verschiedensten Zeitaltern, wie Hegesippus, Dionysius von Alexandrien, Barmherzige Brüder, Agrippa von Nettesheim, Caesarius von Heisterbach, Cochläus, Cassander, Cajetan, Contarini, Berleburger Bibel; aber auch dogmatische und ethische, z. B. Bosheit, Gehorsam, Gesetz, Heilsordnung. Sie sind großentheils in die 2. Auflage 1877 ff. übernommen und dort um einige wie J. B. Hirscher und Chr. F. Schmid vermehrt worden; für die 3. Auflage 1896 ff. hat W. offenbar bei den meisten eine Umarbeitung gewünscht, aber nicht selber ausführen wollen. Daß er bereits in der ersten Auflage von 1856 an zurücktrat, hat schwerlich einen anderen Grund als den, daß er die Redaction der 1856 neubegründeten — und bis 1878 fortgeführten — Jahrbücher für deutsche Theologie übernehmen mußte. Der Kreis der Gründer, Liebner in Dresden, Dorner und Ehrenfeuchter in Göttingen, Landerer und Palmer in Tübingen, Weizsäcker in Stuttgart, zeigt lauter Namen von gelehrten Theologen vermittelnder Richtung, die weder mit den Theologischen Jahrbüchern Baur's noch mit Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung gehen wollten und mit ihrem Unternehmen vornehmlich der unbefangenen Erörterung dogmatischer Fragen mittelst gründlicher dogmengeschichtlicher und symbolischer Forschung zur Vermeidung des ewigen Parteigezänks eine Thür zu öffnen gedachten. W. betheiligt sich wie bei der Realencyklopädie nicht etwa sogleich mit neutestamentlichen Forschungen: 1856 bietet er S. 131—196 Studien „zu der Lehre vom Wesen der Sünde“, 1858, S. 153—188 antwortet er auf die Frage: Um was handelt es sich im Streit um die Versöhnungslehre?, womit er in einen Streit der Erlanger mit der Rostocker Orthodoxie einzugreifen scheint, aber doch nur, um die einfache Rückkehr zu der Lehrweise sei es Anselm's, sei es der Reformation für unmöglich zu erklären und als ein an Luther selber geübtes Unrecht zu erweisen. Größeres Aufsehen erregten freilich seine Abhandlungen 1857, S. 154 bis 208: Das Selbstzeugniß des johanneischen Christus, und 1859, S. 685 bis 767: Beiträge zur Charakteristik des johanneischen Evangeliums. Auf das dogmatische Absehen des Verfassers, eine Grundlegung der Christologie, achtete man weniger als auf das Resultat historisch-kritischer Untersuchung, wonach von der Kritik der Abstand zwischen dem vierten Evangelium und den synoptischen überschätzt würde, und Christus bei Johannes so wenig als bei Marcus ein transscendentes Selbstbewußtsein zeigt. Baur selbst erhob noch Einspruch gegen diese Escamotirung der Logoslehre als des Schlüssels zum

vollen Verständniß der Reden Jesu bei Johannes (1859, Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart), Strauß erfüllte sich mit Verachtung für den reactionären Landsmann. Heute entdeckt man auch ohne feinere Augen, wie weit 1858 und 59 der Schüler K. Weizsäcker über seinen Lehrer Schmid schon hinausgekommen war und eben unter fortwährender Auseinandersetzung mit den Baur'schen Grundsätzen; er ist schon jetzt um vieles freier, d. h. negativer, als z. B. Bernh. Weiß in seinem johanneischen Lehrbegriff — vgl. Weizsäcker in den Jahrbüchern 1862, S. 619—708 über die johanneische Logoslehre —, es fällt ihm nicht ein, die verwandtschaftlichen Beziehungen der johanneischen zur philonischen Logoslehre zu bestreiten; die litterarische Abhängigkeit des 4. Evangelisten von den drei Synoptikern steht ihm ebenso fest wie die Umfärbung der Jesusworte ins Johanneische, aber er hält eine Vereinigung der beiden Charakterbilder Jesu behufs Erkenntniß des Lebens Jesu für möglich und meint, daß man das Johannesevangelium am leichtesten erklären könne, wenn man seinen Inhalt „geschichtlich“, soll heißen, als wirkliche Geschichte zu verstehen sucht.

Damals starb plötzlich Baur am 2. December 1860. Die reinen Tübinger wollten keinen Andern zum Nachfolger haben als Ed. Zeller. Wenn sonst an Weizsäcker, Sigwart, Wagenmann — später als Verfasser kirchengeschichtlicher Säcular-Erinnerungen viel gelesen — gedacht wurde, so schien es ihnen gleichgültig, ob unter den Blinden einer mehr oder weniger blind sei. Ostern 1861 wurde K. Weizsäcker auf Baur's Lehrstuhl berufen, und hat dort fast 38 Jahre hindurch allein die historische Theologie in seinen Vorlesungen vertreten, nach Tübinger Brauch mit Einschluß von neutestamentlichen Anhängseln, Einleitung in das Neue Testament, apostolisches Zeitalter, Apostelgeschichte. Aeußerlich ist fortan der Gang seines Lebens wie seiner Arbeit ein ruhiger gewesen. Zwei Mal, 1867 und in dem Jahr, wo Tübingen sein 400jähriges Jubiläum feierte, 1877 hat er die Würde des Rectors der Universität bekleidet: 1877 schrieb er das 172 Seiten umfassende Festprogramm der evangelisch-theologischen Facultät: „Lehrer und Unterricht an der evang.-theologischen Facultät der Universität Tübingen von den Reformatoren bis zur Gegenwart“, eine Fundgrube von interessanten, bisweilen pikanten Materialien zur deutschen Gelehrtengeschichte. Nach dem Tode Palmer's hatte er, der mit der Professur auch eine Frühpredigerstelle übertragen bekommen hatte, die Predigtthätigkeit wieder auszuüben begonnen und ist damit bis etwa 1886 fortgefahren. Als Stiftsinspector hat er von 1877—1889 wie in anderer Form als Mitglied der württembergischen Landessynode sich um die Kirche seiner Heimath Verdienste erworben durch klugen Rath und mühsame Arbeit. Als im December 1889 der Kanzler der Universität Tübingen v. Rümelin gestorben war, wurde zu seinem Nachfolger W. berufen; das Amt brachte ihm auch Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten. An Ehrenbezeugungen aller Art fehlte es ihm jetzt noch weniger als zuvor; sein König ertheilte ihm die höchsten Orden und Auszeichnungen, an denen er seine Freude hatte, ohne sie zu überschätzen. Die Kanzlerwürde war in ihm gefürstet durch eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit und durch wissenschaftlichen Weltruhm. Im Sommer 1898 nahten die Vorboten des Todes. W. fühlte sich öfters matt, hielt aber noch im Winter 1898/99 die gewohnten Vorlesungen. Im Juni 1899 erkrankte er schwer; nun ging es zu Ende. Da hätte er gern noch so viel Zeit gefunden, um seine Gedanken über Religion und Christenthum wie in einem Testamente für seine Zeitgenossen zusammenzufassen. Aber es war zu spät; in der Frühe des 13. August 1899 ist er still entschlafen.

Unstreitig sind seine drei größten Werke die der neutestamentlichen Wissenschaft gewidmeten. 1864 erschienen von ihm „Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung“. Sie waren lange vergriffen gewesen, als sie A. Bilfinger 1901 mit geringfügigen Zuthaten nochmals herausgab; der Erfolg bewies auch, daß das Buch, inzwischen durch kein besseres ersetzt, in vielem ihm Eigenthümlichen noch unentbehrlich war. 1875 gab W. zum ersten Mal heraus: „Das neue Testament übersetzt“. Eine zweite Auflage von 1882 enthielt reichliche Verbesserungen; die Ausgaben, die sich von da an in rascher Folge drängten, zeigen bis zur 9., die er auf dem Sterbebette vorbereitet hatte, wie er unermüdlich bestrebt war, jede Kleinigkeit in diesem Werk seinem Plan entsprechend zu gestalten: in Kautzsch's Textbibel des Alten und Neuen Testaments 1899 wird das Neue Testament einfach in der letzten Form von Weizsäcker's Uebersetzung gegeben, weil darin, wie E. Kautzsch richtig bemerkt, „die Aufgabe einer den heutigen Ansprüchen genügenden Verdeutschung lange vor unserer Bearbeitung des Alten Testaments zu allgemeiner Befriedigung gelöst war“. Das dritte Werk schloß wieder mehr an die „Untersuchungen“ von 1864 an: „Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche“, 1886; hiervon kam eine zweite neu bearbeitete Auflage 1892 heraus; eine dritte 1901 ist in der Hauptsache Abdruck der zweiten.

Jene drei Werke scheinen ihrem Wesen nach ganz verschieden, wenden sich an verschiedene Leserkreise; das erste an mitforschende Theologen, das letzte an die Historiker überhaupt, das mittlere an alle Bibelleser. Weizsäcker's Neues Testament hat denn auch dankbare Anerkennung in allen Lagern gefunden, es ist eins der wenigen modernen Bücher eines gelehrten Verfassers, denen eine Parteimarke anzuhängen unmöglich ist. W. hatte sich nicht etwa vorgenommen, Martin Luther's deutsches Neues Testament zu verdrängen; den unersetzlichen Werth dieses Volksbuchs mit seiner Kraft der Erbauung erkennt er an, ohne Einschränkung. Aber er hat auch eingesehen, daß ein Verständniß der neutestamentlichen Schriften in ihrem Zusammenhang und ihrer Eigenart sich nur aus einer Uebersetzung gewinnen läßt, die, ganz in modernem Deutsch gehalten, dem Leser dieselben Eindrücke zu verschaffen suche, die die ältesten Leser aus der Ursprache erhielten. Jede Anlehnung an Luther's Sprache, wie noch de Wette in seiner Bibelübersetzung sie geübt hatte, ist darum auszuschließen: alle Zuthaten der Ueberlieferung, auch die Eintheilung in Capitel und Verse, die das Verständniß manchmal heillos erschwert, werden, soweit der praktische Zweck es irgend zuläßt, beseitigt. Natürlich geht W. aus von dem Text, den er für den zuverlässigsten hält; bietet dann die Erklärung der Einzelheiten, wie er sie mit Hülfe der philologischen Arbeit so vieler Jahrhunderte zu rechtfertigen glaubt, und bindet vor allem in der Vertheilung der Zeichen z. B. für Anfang und Ende kleinerer oder größerer Abschnitte, für Hervorhebung der Stichworte, der Themen u. s. w., den Leser an seine eigene Auffassung von dem Zusammenhang der Textschrift, ihrem Gedankengang und den sie beherrschenden Interessen. Eine „absolut richtige“ Uebersetzung des Neuen Testaments kann eben Niemand geben; aber was ein Einzelner in Erfüllung des W. hier vorschwebenden Ideals zu leisten vermag, hat er in der That geleistet. Sein „Neues Testament“ ist ein classisches Werk der Uebersetzungslitteratur. Aufgebaut auf dem gründlichsten Verständniß der Texte, mit einem seltenen Feingefühl in der Wahl der entsprechenden deutschen Ausdrucksformen ausgeführt, kann diese Uebersetzung dem des Griechischen unkundigen Leser wirklich die Eindrücke verschaffen, die er beim ersten Lesen gewinnen würde, wenn die Sprache des Paulus seine Muttersprache wäre. Für den Theologen

aber ist es ein sonderlicher Genuß, das, was er bei seinem exegetischen Bemühen um diese Texte nur dunkel empfindet, von W. in klarem Wort ausgesprochen zu bekommen: dem Sachkundigen ersetzt diese Uebertragung in das heutige Deutsch streckenweis durchaus den Commentar; zum mindesten einen Commentar zu Weizsäcker, denn man bleibt nie darüber im Zweifel, wie W. die betreffende Stelle verstanden hat. Daß Weizsäcker's Buch nicht mit der Zeit ein Volksbuch wie das N. T. von Luther werden kann, ist die Folge seiner Vorzüge; es ist dazu nur gerade so geeignet, wie es etwa der Römer- oder der Judasbrief im 20. Jahrhundert ist. W. nimmt den von ihm übersetzten Schriften nicht dadurch etwas von ihrer Ehre, daß er sie zu verbessern anfängt. Wo z. B. Paulus sich in einem Gedankenlabyrinth verliert, wo er einen Satz nur halb ausspricht oder in der Leidenschaft fast ein Zeichen gebraucht statt der Worte — da ergänzt W. nicht etwa zur Bequemlichkeit des modernen Lesers, sondern vergegenwärtigt ihm all diese Schwierigkeiten, Anstöße und Zweideutigkeiten: die Nachbildung wird so fein ausgeführt, daß man in Weizsäcker's Neuem Testament beinahe den Pseudopaulus der Pastoralbriefe von dem der Korintherbriefe unterscheiden kann, wie viel mehr den Johannes der Apokalypse von dem des Evangeliums! Die Verschiedenheit der Geister in dem angeblich einen Buch der Neutestamentlichen Offenbarung, die Mannichfaltigkeit ihrer Sprachen, ihrer Interessen, Fähigkeiten, der starke Einschlag von zeitlich Bedingtem und heut schwer noch Genießbarem in mancher Schrift wird hier dem wohlgesinnten Leser drastisch vor Augen geführt, und so erhält Weizsäcker's Buch zu seinem ästhetischen und exegetisch-wissenschaftlichen Werth noch einen seltenen und vornehmen pädagogischen: in diesem wird keiner seiner Nachahmer an ihn heranreichen.

In dem „Apostolischen Zeitalter" hat W. die reifste Frucht seiner Lebensarbeit, der 64jährige, geboten. Es ist auf der einen Seite eine Zusammenarbeitung einzelner früherer Abhandlungen von ihm, z. B. gleich der vier in den Jahrbüchern für deutsche Theologie XXI, 1876 veröffentlichten: Die Anfänge christlicher Sitte, über die älteste römische Christengemeinde, die Versammlungen der ältesten Christengemeinden, Paulus und die Gemeinde in Korinth. Aber die alten Stoffe sind neu eingeschmolzen und ein Werk aus einem Guß geworden, ein Meisterstück von Geschichtschreibung in großem Stil. Wir finden den Erzähler ganz allein am Werk bei seinen Quellen, nirgends stört polemische Auseinandersetzung mit fremden Meinungen, keine gelehrte Notiz wird gemacht, die nicht unmittelbar das Verständniß fördert, nicht einmal ein Vorwort darf von der Sache selber ablenken. In einer Architektonik von herrlicher Einfachheit wächst der Bau empor: die älteste jüdische Gemeinde, der Apostel Paulus, die paulinische Kirche, die weitere Entwicklung (Jerusalem, Rom, Ephesus), abschließend eine Schilderung des Gemeindelebens in Versammlungen, Verfassung, Sitte — Alles in dem Buche, der Stil und die Auswahl der Belegstellen, das Verhältniß von Kritik und positiver Darstellung, von Andeutung des Problematischen und Herausstellung des sicher Erwiesenen sind von wunderbarer Zweckmäßigkeit. Die stolze Ruhe dieses Werkes läßt nichts von den lärmenden Schlachten ahnen, in denen solche Erkenntniß erstritten worden ist. Aber der Verfasser weist doch auch auf so viel Lücken in seiner Darstellung hin, auf so viel dunkle Stellen in der Entwicklung, auf das peinlich Fragmentarische unseres Wissens, daß ihn nicht etwa der Vorwurf trifft, den Leser in falsche Sicherheit gewiegt zu haben. Das Leben Jesu freilich, das fragmentarischste von allem, fällt nicht in den Rahmen seines Plans, er beginnt mit der Sammlung der Jünger nach ihrer flucht-

artigen Zerstreuung am Tage von Golgatha, und der hierdurch eingeleiteten Gründung einer Gemeinde von Christusgläubigen in Jerusalem.

Der Standpunkt des Geschichtschreibers ist der rein historische: er mengt keine Reflexionen über die Stellung des Glaubens zu diesem oder jenem Stück Geschichte ein, und bringt an die Kritik seiner Quellen keine wie immer geartete religiöse Voraussetzungen mit. Das Johannes-Evangelium hat aufgehört, ihm eine theilweis geschichtliche Ueberlieferung enthaltende Quelle zu sein, es ist ihm nur noch der werthvollste Zeuge für die nachapostolische Entwicklung des Christenthums in Ephesus. In Echtheitsfragen bei den neutestamentlichen Briefen ist W. skeptischer, als man ihm zugetraut hätte; den Quellenwerth der Apostelgeschichte wagt er namentlich angesichts der Differenz von Apostelgeschichte 15 und Galaterbrief 2 nur sehr gering zu bemessen. Begreiflicherweise ragt in einem Buch über das Apostolische Zeitalter, auch wenn man dessen Grenzen nach uns zu weit absteckt (ca. 100 n. Chr.), die Gestalt des Paulus hoch hinaus über das Andere; vielleicht sogar etwas zu hoch, und dem Petrus, wie auch der von ihm inspirirten Jerusalemischen Gemeinde konnte stärkerer Einfluß zugewiesen werden. Sodann bleibt die urchristliche Welt, die wir bei W. kennen lernen, etwas isolirt; von ihren dauernden Beziehungen zu Andersgläubigen, Auseinandersetzungen mit Judenthum und Hellenismus, insbesondere auch von ihrer Abhängigkeit in religiösen und Culturangelegenheiten von denen draußen bekommt man wenig zu hören. In diesen beiden Richtungen mag die Zukunft, von Besserungen in Einzelheiten (wie die Composition der Johannes-Apokalypse) abgesehen, eine Ergänzung zu Weizsäcker's Darstellung bringen. Aber das werden dann Früchte einer neuen Arbeitsperiode sein: was am Schluß des 19. Jahrhunderts die Forschung auf dem Gebiet des Urchristenthums allmählich und stückweise erkannt und festgestellt hatte, das hat W. zu einer Gesammtanschauung in eins gefügt, so daß durch den Zusammenhalt des Ganzen nun auch die einzelnen Bestandtheile erst volles Licht und rechte Werthschätzung empfangen.

Weizsäcker's Untersuchungen über die evangelische Geschichte haben bei ihrem Erscheinen nur Wenigen ganz gefallen. Auf der kritischen Seite freute man sich wohl über die auffallend reservirtere Haltung des Verfassers in der johanneischen Frage, war aber mit dem Grundsatz, daß das Leben Jesu von uns nur mittelst einer Vereinigung johanneischer und synoptischer Traditionen reconstruirt werden könne, nicht zufrieden. Man lobte also eigentlich bloß die Zugeständnisse Weizsäcker's an die negative Kritik; C. Schwarz gibt noch 1869 in seinem Buch „Zur Geschichte der neuesten Theologie“ dieser Stimmung bezeichnenden Ausdruck (S. 579): Anzuerkennen sei der Fortschritt in den Arbeiten des Mannes, der, zum nächsten Nachfolger Baur's berufen, durch die Macht des von ihm entzündeten und in Tübingen noch fortwirkenden kritischen Geistes nur widerwillig ergriffen und fortgezogen worden; in seinem Werke von 1864 fänden sich sehr werthvolle Beiträge für die Evangelienfrage. „Und auch hier trotz der sehr ausdrücklichen und starken Betonung der Echtheit des johanneischen Evangeliums im Allgemeinen werden doch wieder im Einzelnen so viele Zugeständnisse gemacht, wird die weitgehende Herrschaft der Idee und der idealen Zusammenhänge gegenüber der Wirklichkeit, die einer späteren Zeit angehörende Färbung, die Einförmigkeit, Nebelhaftigkeit und unwahre Härte in der ganzen Stellung Jesu zu seinen Umgebungen und namentlich in seinen Reden, in so vollem Maße anerkannt, daß von der behaupteten Echtheit und Geschichtlichkeit gar wenig übrig bleibt.“ Gleichwohl hält für Schwarz W. mit der rein geschichtlichen Höhe Keim's und vollends von Hausrath's Neutestament-

licher Zeitgeschichte keinen Vergleich aus. — Die älteren Freunde Weizsäcker's wiederum waren über sein Zurückweichen vor den kritischen Angriffen auf die Glaubwürdigkeit der Evangelien bekümmert; Herm. Schmidt bemerkt 1866 (Prot. Realencyklopädie XX, Art. Baur und die Tübinger Schule) bei W. eine auf dem Standpunkt des Theismus nicht ganz erklärliche Scheu vor dem Wunder, und tröstet sich über die Thatsache, daß Männer wie Keim und W. an noch so vielen Fäden mit Baur zusammenhängen, nothdürftig mit der Ueberzeugung, daß sie eine im wesentlichen verschiedene Grundanschauung verträten: d. h., man gestand unwillkürlich ein, daß die Ergebnisse wahrhaft wissenschaftlicher Evangelienkritik auch bei wesentlich verschiedener Grundanschauung ziemlich gleich ungünstig für die kirchliche Tradition lauten.

Epochemachend konnte Weizsäcker's Buch schon nicht wirken, weil ihm gerade 1863 und 64 H. J. Holtzmann mit seinen Synoptischen Evangelien und Schenkel mit seinem Charakterbild Jesu zuvorgekommen waren: diejenigen, die Verständniß für seine mühsame und verdienstvolle Kritik an den Synoptikern und für den eigenen Werth des Buchs auch neben Holtzmann's grundlegender Arbeit hatten, fanden in dem kurzen Lebensbild Jesu, das Holtzmann nach seiner Quelle A in § 29 (S. 468—496) entworfen, ihre Ansprüche besser befriedigt, einen faßlicheren und einheitlicheren Entwurf, als den im 2. Theil bei W. gezeichneten „Entwicklungsgang der Geschichte". W. verlegt dem Johannes zu Liebe die Tempelreinigung in Jesu Anfänge, sie ist ihm eine kühne, die Laufbahn eröffnende That: daß nach einer so schroffen Provocation der Jerusalemiten die friedliche Laufbahn Jesu, die uns die Synoptiker über einen längeren Zeitraum hin malen, unhaltbar ist, sieht er nicht ein. Später hat er es eingesehen und auch insbesondere die Unvereinbarkeit der johanneischen Abschiedsreden mit den synoptischen zugestanden, so daß er sich geradeheraus von einem der Grundgedanken seines älteren Werks losgesagt hat. Und dennoch behält es seine Bedeutung nicht bloß durch die beiden ersten Abschnitte des ersten Theils, die von dem ältesten Evangelium, „der synoptischen Grundschrift" und von der Redensammlung handeln, sondern auch durch die späteren. Ich kann nicht wie der Herausgeber der posthumen 2. Auflage, A. Bilfinger, sagen, weil das letzte Wort über die johanneische Frage noch nicht gesprochen ist, auch nicht, weil das im 2. Theil mit so feiner Zurückhaltung gezeichnete Bild der Persönlichkeit und des Wirkens Jesu seine Stelle noch lange neben anderen gleichartigen Versuchen behaupten sollte. Es ist vielerlei in allen Abschnitten des Buches überholt. Neue Probleme sind aufgestellt worden, alte präciser gefaßt als vor 40 Jahren: die Fortschritte der Textkritik haben die Grundlagen von Weizsäcker's Argumentation mehrfach erschüttert: über die marcionische Variante im Vaterunser: „Dein heil. Geist komme zu uns und reinige uns" hätte W. schon 1864 nicht mit einer kurzen Anmerkung wie auf S. 407 hinweggehen dürfen. In der Verwendung des Variantenapparates für die historische Kritik war ihm namentlich G. Volkmar weit überlegen, und eine gewisse Einseitigkeit liegt bei W. auch vor, wenn er so gar nicht über die Schranken des Kanons hinaus auf spätere, immerhin degenerirte Ueberlieferungen den Blick wenden will. Indeß weder um der Vollkommenheit des Ergebnisses noch um der Vollständigkeit des kritischen Materials willen sollen Weizsäcker's Untersuchungen auch heut als eine Einführung in das Studium der Evangelienfrage von absonderlichem Werth empfohlen werden. Die Aufgabe, die er sich dort gestellt hatte, Verbindung der litterarischen Kritik mit der Realkritik, ist wenigstens praktisch noch immer nicht als Grundbedingung für die Lösung der beiderseitigen Aufgaben begriffen worden; wie solche Verbindung stattzufinden habe, lehrt aber W. mit besonderer Meisterschaft. Im

Wägen von Bedeutsamem und Gleichgültigem, im Ausscheiden und Fortlassen des Zufälligen und Formelhaften, in der Vertiefung in das Bezeichnende und Charakteristische einer Quellenschrift oder einer Persönlichkeit, in der Umsicht und Vorsicht, die lieber gar nichts als falsche Sicherheit erreichen mag, ist er vorbildlich; nicht minder in der vornehmen Haltung der Untersuchung, die so wenig in eine fromme Anhimmelung wie in spöttelnde Mißhandlung der Quellen verfällt: hier wird den strengsten Anforderungen der unparteiischen Wissenschaft nichts vergeben und auch das innere Verhältniß des Forschers zu seinem Stoff nicht hinter einer manierirten Kälte versteckt.

Hatte aber ein Mann von so eindringendem Scharfblick wie W. und von seinem unermüdlichen Fleiß die Aufgabe sich so richtig gestellt, so mußten ihm selbst nach und nach die Fehler in seinen Voraussetzungen zum Bewußtsein kommen, und er die Schalen vermittelungstheologischer Halbkritik vollends abwerfen. Man hat ihn nach dem Erscheinen des „Apostolischen Zeitalters“ als den würdigen Nachfolger auf dem Lehrstuhl Baur's gefeiert und in weiteren Kreisen war es um 1890 kaum noch bekannt, daß W. einst nach Tübingen berufen worden war, um den „Hegelianismus linker Seite“ unter den Tübinger Theologen verdrängen zu helfen. Das ist ja anders gekommen, als die dachten, die es veranstalteten. Aber W. ist nicht schuldig an ihrer Enttäuschung. Was er zuletzt gewesen ist, ist er in einer gesunden, gleichmäßigen Entwicklung geworden, weil er zu frei und tief veranlagt war, um sich dauernd einer Wahrheit zu verschließen, die sich seinem wissenschaftlichen Gewissen aufdrängte. Er hat kein Damaskus erlebt wie Schenkel, er hat sich auch nicht die speculative Weltanschauung Baur's angeeignet, er ist nur in den freilich zahlreichen und wichtigen Punkten auf die Seite des Historikers Baur hinübergetreten, wo die geschichtlichen Thatsachen, wie er sie immer genauer kennen lernte, ihn dazu zwangen. Mit einer kleinen Veränderung läßt sich auf W. ein Wort anwenden, das er von Chr. F. Schmid gebraucht hat: eines ist ihm lebenslänglich geblieben, das Ausgehen von der geschichtlichen Urkunde, und das hat ihm möglich gemacht, ohne Bruch gradlinig zum Besseren fortzuschreiten.

Ganz gewiß ist nun seine Bedeutung nicht erschöpft mit dem, was er in jenen drei großen Werken an Erkenntniß niedergelegt hat und dem, was sie an Einfluß noch lange üben werden. Ausgezeichnete Stücke sind z. B. die Untersuchungen über die Papstwahl von 1059—1130 und über die Decretale Licet de vitanda in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1872, S. 486—551 und 1873, S. 1—68; für die Dogmengeschichte „Die Theologie des Märtyrers Justinus“ (ebenda 1867, S. 60—119). Auch in seinen Besprechungen bedeutender Bücher aus der Gegenwart hat W. kostbare Schätze seines Wissens ausgetheilt. Er übte die Recensentenkunst nicht gern in der Art, daß er controlirte, Lob und Tadel aussprach und begründete, sondern so, daß er das Werk im Ganzen als eine Aeußerung des wissenschaftlichen Geistes charakterisirte und rubricirte, daß er ihm den Zusammenhang zuwies, in dem es zu würdigen sei; in der Regel wies er auch noch auf die neuen Aufgaben hin, die nach diesem Werke zu lösen seien. Wie der Recensent bei ihm unter der Hand zum Geschichtschreiber wurde, ist vortrefflich zu beobachten an seiner Besprechung von Rougemont, A. Coquerel, Pécaut, de Pressensé und Ed. Reuß — fünf „französische Arbeiten im Gebiete der neutestamentlichen Theologie und Geschichte des Urchristenthums“ (Jahrbb. f. d. Theol. 1861, S. 142 bis 196). Vorzüglich gelang es ihm, das Bild eines Menschen streng wahrhaftig zugleich und doch mit der Zuthat von innerer Antheilnahme, ohne die es nicht Anschauungen schafft, zu zeichnen; so feinsinnig wie die Worte der Erinnerung

an Christian Palmer in den Jahrbb. f. d. Theol. 1875, S. 353—370, so wuchtig ergreifend sind die Gedächtnißreden auf F. Chr. Baur, die W. 1890 und 1892 gehalten. Die Pflicht, eine fremde Individualität aus ihr heraus zu verstehen, hat er sehr ernst genommen, und ich bezweifle, ob D. Fr. Strauß über W. so gerecht zu urtheilen vermocht hätte, wie es W. 1875 that in dem actenmäßigen Bericht über Strauß' Entlassung aus dem württembergischen Kirchendienst. Es mag aus demselben ein Satz hier stehen, weil er die prinzipielle Stellung Weizsäcker's zu allen Excommunicationsfragen und sein Bewußtsein über sein eigenes Verhältniß zur Kirche erkennen läßt: „Wenn man die ganze spätere Entwicklung von Strauß überblickt, wird man sagen müssen, daß der Ausschluß vom Kirchenamt und theologischen Beruf sich gerechtfertigt hat; es war kein wirklicher innerer Zug zu demselben in ihm. Und das darf man sagen, trotzdem daß ihm die Neigung zu theologischen Fragen wie ein character indelebilis anhaftete."

Also nicht durch die Abweichung in der Beantwortung theologischer Fragen — und Bekenntnißformeln würden auch dazu gehören —, überhaupt nicht durch etwas auf dem Gebiet der Wissenschaft Liegendes fühlt sich W. von Strauß geschieden, sondern dadurch, daß er bei jenem den inneren Zug zur Theologie, zum Christenthum, also ein Bedürfniß nach Bethätigung christlicher Frömmigkeit vermißt, das ihm selber etwas Selbstverständliches ist. In dieser Beziehung ist der Weizsäcker von 1892 auch kein anderer als der von 1853. Die Verschiebung seines theologischen Standpunktes nach der linken Seite hin hat ihn nie an seiner Zugehörigkeit zur Kirche zweifeln lassen. Er hat die Predigten nicht eingestellt, als er zu kritisch geworden war, sondern er hat das Predigen in Tübingen wieder aufgenommen, als seine neutestamentliche Kritik in den Grundzügen fertig und fest da stand. Und so gewiß seine späteren Predigten einen anderen Ton tragen als die der 50er Jahre und allerlei apologetische Absichtlichkeit aus der älteren Zeit in der späteren vergeblich gesucht würde, völlig unverändert geblieben ist die unbefangene Sicherheit seines Gottvertrauens, seiner Anhänglichkeit an die kirchliche Gemeinschaft, seines Glaubens an eine einzigartige Offenbarung Gottes in Christus. Er hebt das nicht etwa geflissentlich wieder und wieder hervor, am liebsten knüpft er an die Empfindungen natürlicher Frömmigkeit an und zeigt, wie in dem Erlöser Jesus diese unsere besten Triebe sich erst wahrhaftig und fruchtbringend entfalten. In seiner kerngesunden Seele ist die Harmonie zwischen Glauben und Wissen nie getrübt worden, wie ihn auch keine Schmerzen und Leiden von einer warmen Dankbarkeit gegen Gott, der es so gut und schön mit ihm gefügt habe, abbringen konnten. Ohne doppelte Buchführung zu treiben, hat er vielmehr das religiöse Leben und Erleben jederzeit als ein Gegengewicht gegen die zermürbende Thätigkeit des Kritikers hochgehalten: und seinem im Grunde conservativen Wesen fiel der Anschluß an die Ausdrucksformen vergangener Zeiten nicht schwer. Doch überließ er es Jedem, sich, wenn er nur überhaupt innerlich im Christenthum stand, den Beweis dafür auf eigene Art zu liefern: „wenn einer sich zutraut zu Christus zu halten, so mag er auch von sich aus schließen, daß wir es gerade so gut thun" (II. Kor. 10, 7) hat er im J. 1880 unter sein Bild geschrieben. Das ist sein Glaubensbekenntniß.

Durch Reichthum der Gedanken, sinniges Eingehen hier auf den Text, dort auf die Vorgänge in einer kämpfenden Menschenseele zeichnen sich seine Predigten aus; sie haben nicht fortgerissen durch stürmische Gluth und nicht durch den Glanz der Rede bezaubert. Das gleiche gilt von den akademischen Vorlesungen Weizsäcker's. Er hatte in der Regel einen durchaus ruhigen

Vortrag; keine gesuchten Pointen und keine geistreichen Ausblicke in die Gegenwart zogen die Aufmerksamkeit von der Sache ab, bisweilen forderte er von dem Zuhörer, den er auch nicht durch gelehrte Allüren blendete, eine gewisse Entsagung. Die großen Gestalten und Zeiten der Kirchengeschichte verstand er in großem Stil und mit vertiefter Hingebung zu behandeln, aber auch durch die Niederungen hin verfolgte er die öderen Wege: auf Auswahl des Fesselnden ließ er sich nicht ein. Es besteht ein großer Unterschied zwischen ihm und etwa Karl Hase. Für das Anekdotische blieb in seinen Vorträgen kein Platz. Er erzog seine Hörer nicht etwa zu zukünftigen Akademikern; den augenblicklichen Stand einer wissenschaftlichen Debatte ihnen vorzuführen und sie zum Kampf für oder wider anzuleiten, erschien ihm nicht als seine Aufgabe. Aber er lehrte sie den Hergang der Dinge, die Entwicklung im Ganzen und in vielem Einzelnen begreifen, richtig urtheilen, würdigen: er schärfte den Verstand, nöthigte zu eigenem Denken, auch wo es schien, als wenn er nur trockene Thatsachen mittheile. So war er gar nicht der Mann, Jünger für eine bestimmte Schule zu werben, wohl gar sich als Schulhaupt aufzuwerfen, er war ganz frei von dem Streben, Andern seine Meinung aufzudrängen. Aber wer das Zeug in sich hatte, eine eigene Meinung sich zu erwerben, wissenschaftliche Selbständigkeit zu lernen, der kam bei W. in die beste Schule.

Von dem öffentlichen Auftreten Weizsäcker's erhalten wir dasselbe Bild. Es ist schade, daß die Reden, die er als Kanzler bei den festlichen Acten der Universität Tübingen gehalten hat, und die von ihm in der württembergischen Kammer gesprochenen nicht gesammelt vorliegen; die Lectüre, dieser „Gelegenheitsreden" würde dem, der nicht bloß ästhetisch angeregt sein will, sondern Nahrung für Geist und Gewissen sucht, einen großen Genuß gewähren. Von seinem bedeutenden Vorgänger im Kanzleramt, Rümelin, unterschied ihn nicht bloß das Temperament und das Fach; W. ist nicht so vielseitig wie Rümelin, nicht so unmittelbar fesselnd; vor allem aber, er lebt nicht so stark wie Jener in der Gegenwart und verfolgt nicht wie Rümelin, der mit ganzer Seele Politiker war, in allem den Zweck, auf die Gegenwart zu wirken. In der Betrachtung des Vergangenen, der Menschen und der Institutionen, einer Betrachtung, die in vollem Verstehen gipfelt, wachsen ihm die Schwingen, und selbst wo er, wie in der Frage nach der Ausscheidung der Privilegirten aus dem württembergischen Parlament, höchst actuelle Themen behandelt, vermeidet er jede Leidenschaftlichkeit; er vergegenständlicht die Sache, indem er sie über den Bannkreis der Parteiinteressen heraushebt und objectiv feststellt, wohin die Entwicklung sichtbar schon lange drängt, und wie wirkliche Rechte, alte und neue, trotz aller Umgestaltung unbeeinträchtigt erhalten bleiben können.

Ein Mann wie W. ist vor dem Localpatriotismus des Kleinstaaters und dem dort sich leicht einwurzelnden Kastengeist gesichert gewesen. Er dachte deutsch, ohne seinem engeren Vaterland den Rücken zu kehren, wie er christlich dachte, ohne seinen Platz in der lutherischen Landeskirche seiner Heimath aufgeben zu wollen. Unentwegt hat er zu den Idealen gestanden, für die er 1870 den Anfang der Erfüllung erlebte. Er war nur kein politischer Agitator, aus demselben Grunde wie er für keine kirchliche Partei oder theologische Richtung Agitation hätte treiben können: seine Ueberzeugungen standen unwandelbar fest, er sah die Dinge so klar, daß er durch keine Debatten über sie etwas hätte gewinnen können. Noch weniger mochte er Anderen ihre Ueberzeugung rauben; denen aber, die keine eigene besaßen, künstlich eine einzureden, widerstand ihm. Er hatte fast eine naturhafte Abneigung gegen die ewig unentschiedenen, zu keinem Entschluß fähigen, ziellos dahinwandelnden Menschen.

Und in Fällen, wo er diesen Defect des Willens wahrzunehmen glaubte, konnte er, der sonst so Nachsichtige und Wohlwollende, auch wohl ungerecht sein und unerbittlich ablehnend.

Als ein ungewöhnlich kluger Mann ist W. Jedem, der von ihm wußte, erschienen. Weil er so klug war — richtiger würde man es weise nennen — hat er nie die Grenzen seines Könnens überschritten und sich immer nur erreichbare Ziele gesteckt. Er war ein Menschenkenner, und weil er die Menschen, ihre Schwächen und Vorzüge oft besser als sie selber erkannte, wurde es ihm leicht, sie zu beeinflussen. Seine Weisheit verhinderte den Mißbrauch dieser seiner Macht über die Gemüther, die durch ein liebenswürdiges, verbindliches Wesen und vornehme Umgangsformen noch vergrößert wurde. Allein schon die Art, wie er in der theologischen Facultät ohne Reibungen mit J. T. Beck zusammengearbeitet hat, beweist, wie fern ihm der Ehrgeiz lag, als Dictator über Sklaven zu herrschen. Er hat den Kampf nicht gesucht, weil er den Frieden und die Ruhe höher schätzte; nur wenn die Freiheit ernstlich bedroht war, die er jedem Andern so gönnte, wie er sie für sich selber forderte, so war er zum Kampfe gerüstet. Vielen unnöthigen Streit hat er dadurch verhindert, daß er von ernstem Krieg die Gegner abschreckte, die seine Nachgiebigkeit in allen Angelegenheiten, die mit der Freiheit der Person nichts zu thun haben, immer wieder erprobten.

Und so stand er im letzten Decennium seines Lebens mit einer fast unbestrittenen Autorität da in seinem Land, an seiner Universität, in seiner Wissenschaft. Zu seinem 70jährigen Geburtstag wurde ihm eine Festschrift überreicht, an der ein Harnack, ein Holtzmann, ein Usener mitgearbeitet haben, Forscher aus den verschiedensten Lagern und Generationen. Und nachdem er von uns geschieden ist, wird sein Andenken weiterbestehen als das eines der bedeutendsten deutschen Männer des 19. Jahrhunderts, des Geschichtschreibers, der als echter Historiker, wie es Baur auch gewesen war, den Segen der Verbindung von neutestamentlich philologischer Forschung mit der allgemein geschichtlichen Schulung dargethan hat in seinen Meisterwerken, des Tübinger Professors, der in seiner Person eine wundervolle Harmonie von Frömmigkeit, strenger Wissenschaftlichkeit und weltmännischer Energie darstellt, die lebendige Antwort auf die Frage, ob theologische Facultäten noch an deutsche Universitäten gehören.

Quellen (außer den Reden, Aufsätzen und Schriften Weizsäcker's und den im Text angeführten Werken): Mittheilungen aus der Familie und von Freunden K. Weizsäcker's. — Staats-Anzeiger f. Württemberg 1899, Nr. 187, S. 1461. — Aug. Baur, Zur Erinnerung an K. Weizsäcker, in Protestantische Monatshefte 1899, S. 444—448. — Nachruf auf K. Weizsäcker von Alfred Hegler, in Schwäbische Kronik, Nr. 56 vom 3. Februar 1900. — Alfr. Hegler, Zur Erinnerung an K. Weizsäcker, in Hefte zur christlichen Welt Nr. 45, 1900 (69 Seiten, besonders eingehende, liebevolle Charakteristik). — Lic. R. Günther, Karl Weizsäcker als Prediger, in Monatsschrift f. Pastoraltheol. IV, 1. 2/3, 1907, S. 10—32, 64—73 (dahinter S. 73—78 eine Predigt Weizsäcker's v. 16. Juli 1878 über Matth. 6, 1—18).

Ad. Jülicher.

Welcker: Hermann W., Dr. med., Geh. Medicinalrath, ordentlicher Professor der Anatomie in Halle a. S., war geboren am 8. April 1822 in Gießen. Bald nach 1859 verheirathete er sich mit Bertha v. Klipstein aus Gießen. Daselbst und in Heidelberg studirte W. Naturwissenschaften und Medicin und wurde 1851 in Gießen zum Dr. med. promovirt. Er wurde dann für mehrere Jahre Assistenzarzt an der medicinischen Klinik in Gießen,

und im J. 1853 Privatdocent der Anatomie in Heidelberg, bald darauf Prosector in Gießen. Im J. 1859 erhielt er eine außerordentliche Professur der Anatomie in Halle als Nachfolger von Max Schultze, und wurde 1866 als Nachfolger von A. W. Volkmann ordentlicher Professor der Anatomie und Director des anatomischen Instituts. Letzteres befand sich in einem Seitenflügel der bischöflichen Residenz und war sehr dürftig, wenn es damit auch nicht so schlimm war, wie Solger es schildert, zumal die Anzahl der Medicinstudirenden damals in Halle sehr gering war. Auf Welcker's Anregung und nach seinen Angaben wurde dann bald darauf ein neues, schönes anatomisches Institutsgebäude aufgeführt. Im J. 1893 wurde W. emeritirt; er starb am 11. September 1899 zu Winterstein in Thüringen.

Die Inauguraldissertation behandelt die Lehre von der Irradiation. Zunächst wandte sich W. dann der Mikroscopie zu. Als Secretär des in Gießen gebildeten Vereins für Mikroscopie erreichte er eine Einigung über das Format der Objectgläser. Bis dahin hatte fast jeder Forscher sein eigenes Format, es gab lange und kurze, breite und schmale und die verschiedensten Combinationen dieser Dimensionen. Dieser Zustand erschwerte nicht nur die Aufbewahrung, die gesicherte Handhabung in den Laboratorien, sondern auch den Austausch von Präparaten der Mikroscopiker unter einander. Die Vortheile einer Einigung waren so ersichtlich, daß das sog. Gießener Format sich sehr bald in ganz Deutschland Eingang verschaffte und erst dann durch ein größeres ersetzt wurde, als es nothwendig und möglich ward, eine Anzahl von auf einanderfolgenden Serienschnitten auf einem Objectglase zu vereinigen. Diese Aufgabe wurde durch das Mikrotom gelöst. Es war von Oschatz (1856) für Pflanzenhistologie erfunden und von W. für thierische Gewebe adaptirt. Es war das Object in einem hohlen Metallcylinder eingeschlossen, wurde durch eine Schraube aufwärts und abwärts bewegt; der Cylinder war oben mit einem kleinen durchbohrten Metallteller versehen, auf dem ein Rasirmesser gleiten konnte.

W. beschäftigte sich ferner mit Blutuntersuchungen und reducirte die Blutmenge des Körpers auf calorimetrischem Wege auf ein viel geringeres Maß, als damals angenommen zu werden pflegte, bestimmte auch die Anzahl der Blutkörperchen im Kubikcentimeter und durch sorgfältige Messungen ihre Form. Dies führte zu Nachbildungen der Gestalt in großem Maßstabe, und diese Gipsmodelle von Blutkörperchen verschiedener Thiere haben eine sehr weite Verbreitung erlangt.

Die Entdeckung der Färbbarkeit isolirter Ganglienzellen und Arzneicylinder durch Karmin schloß sich noch naturgemäß an diese Blutuntersuchungen.

Aus der Fertigstellung des anatomischen Instituts in Halle a. S. folgte die Aufgabe, eine schöne und lehrreiche Sammlung von wissenschaftlichen und Demonstrationspräparaten herzustellen, die W. in vorzüglicher Weise gelöst hat. Instructiv waren besonders Trockenpräparate, z. B. vom Arm, an dem die Nervenvertheilung durch verschiedenfarbige Zwirnfäden versinnlicht worden war.

Zu der Mikroscopie und descriptiven Anatomie gesellte sich für W. als drittes Thema die Anthropologie. Später stellte sich W. die Aufgabe, zu entscheiden, ob ein angeblicher Schillerschädel wirklich von Schiller herrühre und dann folgten genaue Beschreibungen der Schädel von Dante, Kant und anderen berühmten Philosophen. Im J. 1866 vereinigte sich auf Anregung von His und R. Virchow eine Commission zur Ausarbeitung einer Vorschrift für ein einheitliches Schädelmessungsverfahren, da man unvergleichbare Resultate erhält, wenn man in beliebigen schrägen Richtungen durch den Schädel hindurchmißt. Diese, unter dem Namen der Frankfurter Verständigung be-

kannte Vorschrift hat in Deutschland allgemeine Verbreitung gefunden. Sie beruht auf einem rechtwinkligen Coordinatensystem, dessen Horizontale, die deutsche Horizontale, vom oberen Rande der knöchernen Ohröffnung zum unteren Rande der knöchernen Augenhöhle in der Profilansicht gezogen wird. Die Verständigung umfaßt 30 Messungen, viele davon beruhen auf Compromissen in den Conferenzen der Commission, und häufig werden 1—1½ Dutzend von den 30 Nummern bei der Ausführung weggelassen, z. B. wenn kein Unterkiefer vorhanden ist. W. suchte seine Messungsresultate graphisch in Form unregelmäßiger Polygone darzustellen, was keinen Anklang gefunden hat, und trat dann der Frankfurter Verständigung bei.

Nach dem Gesagten hat W. sich auf drei sehr differenten Gebieten, nämlich als Mikroscopiker, descriptiver Anatom und Anthropologe gleichmäßig ausgezeichnet. Im Folgenden geben wir eine Uebersicht seiner Schriften.

„Beschreibung eines genauen, leicht herstellbaren mikroscopischen Meßapparates" (Zeitschr. f. ration. Medicin Bd. X, S. 1—19. Mit einer Tafel, 1850); „Das Zahlenmikrometer, eine neue Form der auf Glas getheilten Gitter" (Dingler's polytechn. Journal S. 267—271, 1853); „Ueber Blutkörperchenzählung" (Arch. f. wiss. Heilk. Bd. I, S. 161—194. Mit einer Taf., 1853); „Der Gehalt des Blutes an gefärbten Körperchen, approximativ bestimmt nach der bei methodischer Verdünnung des Blutes entstehenden Färbung" (ebenda Bd. I, S. 195—208, 1853); „Blutkörperchenzählung und farbeprüfende Methode" (Prager Vierteljahrsschr. Bd. XLIV, S. 11—80, 1854); „Bestimmungen der Menge des Körperblutes und der Blutfärbekraft, sowie Bestimmungen von Zahl, Maß, Oberfläche und Volum des einzelnen Blutkörperchens bei Thieren und bei Menschen" (Zeitschr. f. ration. Med., N. F. Bd. VIII, S. 225—255. Mit 2 Taf., 1857); „Ueber die Ausmessung des senkrechten Durchmessers mikroscopischer Objecte und über die Ermittelung der chemischen Qualität aus dem Lichtbrechungsvermögen" (Eckhard's Beiträge z. Anat. u. Physiol. Bd. II, H. 2, S. 45, 1859); (mit Schweigger-Seidel,) „Verbreitungsgrenzen der quergestreiften und glatten Muskulatur im menschlichen Schlunde" (Arch. f. path. Anat. u. Physiol. Bd. XXI, S. 455, 1861); „Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels" (Lpz., Th. I, Fol. I—XVI, S. 1—148. Mit 17 Taf., 1862); „Kraniologische Mittheilungen" (Arch. f. Anthropol. Bd. I, S. 81—160. Mit 3 Taf., 1866); „On the skull of Dante" (Anthropol. review, Januar 1867. Auch deutsch unter der Aufschrift „Der Schädel Dante's" im Dante-Jahrbuch für 1867, 1867); „Die Füße der Chinesinnen" (ebenda Bd. V, S. 133—152. Mit 4 Fig., 1872); „Modelle zur Erläuterung der Form, des Volums und der Oberflächenentfaltung der rothen Blutkörperchen der Wirbelthiere" (Arch. f. mikrosc. Anat. Bd. VIII, S. 472—480, 1872); „Mittheilungen über die Anatomie des Hüftgelenkes" (Sitzungsber. d. naturforsch. Gesellsch. zu Halle, 27. April 1872); „Ueber das Hüftgelenk nebst einigen Bemerkungen über Gelenke überhaupt, insbesondere über das Schultergelenk" (Zeitschr. f. Anat. u. Entwicklungsgesch., hsg. von His u. Braune, Jahrg. 1875, S. 41—79); „Ueber Pronation und Supination des Vorderarmes" (Arch. f. Anat., Phys. u. wiss. Med., hsg. von Reichert u. Du Bois-Reymond, Jahrg. 1875, S. 1 bis 26. Mit 1 Taf., 1875); „Nachweis eines Ligamentum interarticulare (teres) humeri, sowie eines Lig. teres sessile femoris" (Zeitschr. f. Anat. u. Entwickelungsgesch. Bd. II, S. 98—107. Mit Holzschn., 1876); „Zur Anatomie des Ligamentum teres femoris" (ebenda Bd. II, S. 231—235. Mit Holzsch., 1876); „Die neue anatomische Anstalt zu Halle, durch einen Vortrag über Wirbelsäule und Becken eingeweiht" (Arch. f. Anat. u. Physiol., Anat.

Abth. S. 161—192, 1881); „Die Asymmetrien der Nase und des Nasenskelettes. Beiträge zur Biologie“, als Festgabe dem Anatomen und Physiologen Th. L. W. v. Bischoff zu seinem 50jähr. medic. Doctorjubiläum gewidmet von seinen Schülern. 8. Abth., S. 317—349. Mit 7 Holzschn., 1882); „Die morphologische Bedeutung des ersten Daumengliedes“ (Preisvertheilungsprogr. d. Univ. Halle. 18 S., mit 1 Taf., 1884); „Der Schädel Raffael's und die Raffael-Porträts. Sendschreiben an Herrn Geh. Rath Prof. Dr. Schaafhausen“ (Arch. f. Anthrop. Bd. XV, H. 4. Mit 2 Taf., 1884); „Die Kapacität und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel bei den verschiedenen Nationen“ (ebenda Bd. XVI, S. 1—159, 1885); „Die Abstammung der Bevölkerung von Socotra“ (Verhandl. d. 5. deutschen Geographentages zu Hamburg S. 92, 1885); „Zur Kritik des Schiller-Schädels. Ein Beitrag zur kraniologischen Diagnostik“ (Arch. f. Anthrop. Bd. XVII, S. 19 bis 60, 1887); „Die Dauerhaftigkeit des Desseins der Riefchen und Fältsehnen der Hände“ (Arch. f. Anthrop. Bd. XXV, H. 1 u. 2, S. 29—32. Mit 2 Holzschn., 1897); „Die Zugehörigkeit eines Unterkiefers zu einem bestimmten Schädel, nebst Untersuchungen über sehr auffällige, durch Auftrocknung und Wiederanfeuchtung bedingte Größen- und Formveränderungen des Knochens“ (Archiv für Anthropol. Bd. XXVII, S. 37 u. f., 1900); „Gewichtswerthe der Körperorgane bei den Menschen und den Thieren. Ein Beitrag zur vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte“. Nach dem Tode des Verfassers geordnet und eingeleitet von Alexander Brandt (ebenda Bd. XXVIII, H. 1 u. 2, S. 1—3, 1903).

v. Gudden, Ueber ein neues Mikrotom, Archiv f. Psychiatrie Bd. V, S. 229, 1875. — Harting, Das Mikroscop, Bd. III, S. 406.

W. Krause.

Wenck: Friedrich August Wilhelm W., Historiker, wurde am 4. September 1741 zu Idstein geboren. Sein Vater, der Schulmann Joh. Martin W. (s. A. D. B. XLI, 709), war Rector des dortigen Gymnasiums, seit 1746 Prorector des Pädagogiums zu Darmstadt, seit 1752 Rector. Von 1760—63 studirte W. in Erlangen (die Erlanger gelehrten Anmerkungen erwähnen ihn gelegentlich des Todes seines Vaters als „einen würdigen Bürger unserer hohen Schule“). 1763 wurde er Hofmeister bei dem jungen Grafen Fr. Alex. v. Schönberg zu Dresden (vgl. die Widmung an den sächsischen Kanzler Graf Adolf Heinr. v. Schönberg in seiner Erstlingsschrift über König Albrecht II. oder vielmehr über dessen Eltern, einer Leipziger Dissertation von 1770). 1766 wurde er Collaborator am Darmstädter Pädagogium. Indessen war sein Streben auf akademische Lehrthätigkeit gerichtet. In der Absicht, sich dazu vorzubereiten, kehrte er 1768 nach Sachsen zurück und nahm auf Gellert's Empfehlung in Leipzig eine Hofmeisterstelle bei zwei jungen Herren v. Uetterodt an. Dort wurde W. 1770 Magister und eröffnete Vorlesungen über Universal- und Reichsgeschichte wie über Diplomatik. Schon im nächsten Jahre wurde ihm die Stelle eines ordentlichen Professors der Geschichte an der Universität Gießen angetragen, aber er zog es vor, in Leipzig zu bleiben, wo ihm am 23. October 1771 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Philosophie zu Theil wurde. 1779 wurde er ordentlicher Professor, 1780 Baccalaureus der Rechte, am 2. October 1780 erhielt er die durch den Tod Joh. Gottlob Böhme's erledigte ordentliche Professur der Geschichte mit dem Charakter eines Hofraths. Fünf Mal hat er auf je ein Semester in den Jahren 1784—1804 das Rectorat bekleidet, so auch im Sommersemester 1800, als Heinrich v. Kleist und Brockes sich von ihm „mit einem wahren Studentenstreich“ Matrikel auf falsche Namen ausstellen ließen, die ihnen zu Pässen für

eine Reise nach Wien verhelfen sollten (s. A. D. B. XVI, 131. H. v. Kleist's Werke, hsg. von Erich Schmidt 5, 94, 96 u. 452). Wiederholt führte er das Amt eines Procancellars und Decans, seit 1799 war er beständiger Präsident der Jablonowski'schen Gesellschaft. Bei der Feier der Jahrhundertwende am 1. Januar 1801 gedachte W. als Redner der Hochschule derer, die im 18. Jahrhundert die Universität mit wohlthätigen Stiftungen, Stipendien und Gründung neuer Professuren gefördert hatten, bei der Jubelfeier zu Ehren des 400jährigen Bestehens der Leipziger Hochschule am 4. December 1809 hielt „der durch seine gründlichen Geschichtskenntnisse nicht minder als durch classische Latinität ausgezeichnete Herr Hofrath Wenck" in der Paulinerkirche die Jubelrede über die Verdienste der Männer, die seit dem dritten Jubelfest den Ruhm der Universität Leipzig durch ihre Vorträge und Schriften erhöht hatten. — Im J. 1781 hatte sich W. mit Johanna Luise Schmidt, einer Tochter des ehemaligen Directors der fürstlich mansfeldischen Regierung zu Eisleben vermählt. In dieser Ehe erzeugte er drei Söhne, deren ältester, Karl Friedrich Christian, als Professor der Rechtswissenschaft in Leipzig eine geachtete Stellung eingenommen hat (s. A. D. B. XLIV, 478), und zwei Töchter. W. besaß mehrere Rittergüter in der Gegend von Delitzsch: Beerendorf, Schenkenberg, zeitweilig auch Petersrode. Am 15. Juni 1810 starb er.

Das bekannteste Werk seiner ausgebreiteten gediegenen Gelehrsamkeit war der Codex juris gentium recentissimi, eine Ausgabe der Staatsverträge der Jahre 1735—1772, eine Fortsetzung der Quellensammlungen von Dumont Rousset, Schmauß, welche bei größerer kritischer Sorgfalt und strengerer Aufsuchung der Originaltexte die Arbeit der Vorgänger übertraf und noch heute unentbehrlich, damals von der gelehrten Welt mit großem Dank aufgenommen worden ist (vgl. auch die Vorrede G. Fr. v. Martens' im ersten Bande seines Recueil des principaux traités von 1791, p. III). Das dreibändige Werk mühsamer Sammelarbeit erschien in den Jahren 1781, 1788 und 1795 in Leipzig. Die vorher übernommene Uebersetzung von Ed. Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs hat W. nicht über den ersten 1779 erschienenen Band hinausführen können. Er hat diese Uebersetzung in treuem Anschluß an das Original, aber doch in guter Sprache geliefert. Seine kritischen Anmerkungen, die nicht selten Gibbon's Auffassung entgegentreten, sind aus gründlicher Kenntniß der römischen Kaisergeschichte und weiter Belesenheit geschöpft, die Fortsetzung von K. G. Schreiter (seit 1788) steht an Treue und hinsichtlich der eigenen Beigaben hinter dem von W. gelieferten Bande zurück. Auch die Geschichte seiner neuen sächsischen Heimath hat er gefördert, namentlich durch die fünf Universitätsprogramme über Markgraf Heinrich I. von Meißen, die in den Jahren 1798—1809 erschienen, auch heute noch nicht vergessen sind.

Christoph Weidlich, Biogr. Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Teutschland II (1781), S. 442. — Strieder, Hessisches Gelehrtenlexikon 16 (1812), S. 524. — Kreußler, Beschreibung der Feierlichkeiten am Jubelfest der Universität Leipzig den 4. Decbr. 1809. Leipzig 1810, S. 20 u. 58. — J. F. K. Dilthey, Geschichte des großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt 1829, S. 84. An den beiden letzten Orten findet sich ein Verzeichniß von Wenck's Schriften. — P. Zweifel in der Leipziger Rectoratsrede vom 31. October 1900, S. 2. — Das gedruckte Material wurde ergänzt durch gütige Mittheilungen des Geh. Rath M. Heinze aus dem Leipziger Universitätsarchiv.

K. Wenck.

Werk: Franz Xaver W., katholischer Theologe, geboren am 26. Mai 1769 zu Steinbach bei Bühl, † am 26. December 1856. Er erhielt seine humanistische Ausbildung im Gymnasium des Prämonstratenserklosters Allerheiligen auf dem Schwarzwalde, studirte dann Philosophie und vier Jahre Theologie in Straßburg, wurde im Herbst 1791 Lehrer am Gymnasium in Baden und empfing am 2. Juli 1792 die Priesterweihe. 1795 bis 1800 wirkte er in der praktischen Seelsorge. Im November 1800 wurde er als Professor der Theologie nach Baden berufen und erhielt zugleich ein Kanonikat an dem dortigen Collegiatstift. Am 27. August 1804 wurde er ordentlicher Professor der Moral- und Pastoraltheologie an der katholisch-theologischen Facultät zu Heidelberg; bei deren Verschmelzung mit der Freiburger theologischen Facultät wurde er im Frühjahr 1807 als ordentlicher Professor der Pastoraltheologie nach Freiburg versetzt; 1847 wurde er pensionirt. W. war ein Mann von scharfem Verstand und vielseitigem Wissen, ließ aber, seinem Bildungsgange nach in der Aufklärungsperiode wurzelnd, die Richtung auf das Ideale vermissen; er war eine mehr praktisch angelegte, als zu wissenschaftlicher Arbeit berufene Natur; Umsicht und Geschäftsgewandtheit bewährte er in der Verwaltung der akademischen Nebenämter. — Schriften: „Ueber theologische Spezialschulen“ (Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Konstanz, 1818, Bd. I, Heft 6, S. 401—432; und separat Freiburg 1818); „Stiftungs-Urkunden akademischer Stipendien und anderer milden Gaben an der Hoch-Schule zu Freyburg im Breisgau von 1477 bis 1842 chronologisch geordnet, auf Anordnung des akademischen Senats herausgegeben“ (Freiburg 1842).

Freiburger Diöcesan-Archiv, Bd. X (1876), S. 310—314 (J. König). — Badische Biographien, Bd. III (Karlsruhe 1881), S. 199 f. (J. König).

Lauchert.

Wermuth: Christian W., hervorragender Medailleur des siebzehnten Jahrhunderts. Er wurde am 16. December 1661 in Altenburg geboren, wo sein Vater Hofgürtler war. Dieser siedelte aber 1669 nach Dresden über und widmete sich ganz der Münzschneidekunst. Sein Sohn Christian trat in seine Fußstapfen und wurde ein Schüler der berühmten Stempelschneider Ernst Kaspar Dürr und Pieler. Bereits im J. 1686 fand er Anstellung als Münzeisenschneider in Sondershausen, 1688 aber wurde er fürstl. sachsengothaischer Hofmedailleur. Durch seine sogenannte Kaisersuite, d. i. eine Reihe von 214 sehr schönen Medaillen auf sämmtliche Kaiser und deren Hauptthaten, die er in den Jahren 1694—1715 herstellte, erwarb er sich nicht nur großen Beifall, sondern erhielt auch 1699 das kaiserliche Privilegium, in seinem Hause ein Prägewerk zu halten und Münzen zu prägen. Nach dem Tode des berühmten preußischen Hofmedailleurs Faltz in Berlin im J. 1703 erhielt er einen Ruf, dessen Nachfolger zu werden, er schlug jedoch die Stelle aus, bekam aber durch die Gnade des Königs den Titel. Fortan nannte er sich „Kaiserlich privilegirter, auch Königlich Preußischer und Fürstlich Sachsen-Gothaischer Medailleur“. Es wird berichtet, „daß kein Potentat oder großer regierender Herr zu seiner Zeit gelebt, den er nicht mit seiner Kunst zu bedienen geflissen gewesen sei“. In Gotha rief er eine Stempelschneiderschule ins Leben, aus der eine große Zahl bedeutender Künstler hervorging, so Johann Christian Koch aus Großzerbst, Johann Christian Weber aus Wittenberg, später Arnstädtischer Medailleur und Reichsthalerzeichner; Johann Friedrich Hilken aus Nordhausen, später herzoglich schwerinscher Medailleur, Stephan Andreas Reinhardt aus Goslar, später herzoglich braunschweigischer Medailleur, Rudolf Philipp Wahl aus Clausthal, später sachsen-eisenachischer Medailleur, Jerem.

Balth. Wilhelmi aus Gotha, später Medailleur in Ilmenau und Joh. Heinrich Voigtländer von Bettmar, Wermuth's Schwager, später Wappenschneider in Erfurt u. A. m. W. hatte sich am 25. September 1688 in Langelsheim unweit Goslar mit der Tochter des lüneburgischen Amtmanns in Bettmar, Elisabeth Juliane Voigtländer, vermählt, und dieser Ehe entsprossen neun Kinder, fünf Söhne und vier Töchter. Zwei Söhne und eine Tochter starben frühzeitig, zwei Töchter vermählten sich mit Doctoren in Gotha, drei Söhne und eine Tochter aber erwarben sich in der Kunst einen Ruf. Die Söhne Christian Siegmund, Friedrich Wilhelm und Heinrich Friedrich waren Stempelschneider wie der Vater und standen in kursächsischen Diensten, wo sich besonders der zuletzt genannte, Heinrich Friedrich, der Gunst des Hofes erfreute und als Inspector über die Münze in Dresden thätig war. Die älteste Tochter Wermuth's, Maria Juliana, schnitt auch Stempel in Stahl, war aber besonders als Verfertigerin von Emailbildern berühmt. Sie wurde die Gattin des Secretärs Wachler in Gotha.

Die Zahl der in Wermuth's Anstalt hergestellten Münzen und Medaillen beträgt weit über 1300. Ueber dieselben sind verschiedene ausführliche Kataloge vorhanden. Seine schönsten Stücke stammen aus den Jahren 1700—1707, sollen aber von Koch herrühren und nur Wermuth's Namen tragen. Mit seinen Erzeugnissen bezog W. die Leipziger Messen und scheint sehr gute Geschäfte gemacht zu haben, denn man rühmte seinen Reichthum, den er zum Theil zur Anlegung einer werthvollen Münzsammlung, zum Theil zur Vergrößerung seiner ansehnlichen Bibliothek benutzte; auch besaß er in der Mönchelsstraße in Gotha ein stattliches Wohnhaus. Als Nebenbeschäftigung betrieb er den Verlag numismatischer Schriften; so erschien bei ihm „Tentzels Sächsisches Medaillen Cabinet“, dessen letzte Theile er nach Tentzel's Tode auch selbst bearbeitete. Die Meinungen über Wermuth's Persönlichkeit und Leistungen sind sehr getheilt. In der Vorrede zum 6. Theile seiner „Sammlung merkwürdiger Medaillen“ sagt Lochner: „Es ist aber Medaillen zu schneiden, an sich und allein, nicht das einzige Werk des Herrn W. gewesen: da er vielmehr noch daneben sich in vielen anderen zumal damit verwandten Wissenschaften ungemein habilitirt. Insonderheit war er in Kennung und Traktirung der Metalle, auch dem ganzen Münzwesen an sich vortrefflich, so daß er den vollkommensten Münzwardein hätte vorstellen können. In der Genealogie und Historia war er allenthalben zu Haus, und durchgehends hatte er eine sehr große Lektur. Er war auch in der philosophia universali ungemein bewandert und hatte eine schöne Wissenschaft von allerhand Medicin, dergleichen daher beständig auf Messen bei ihm anzutreffen war: wie er sich denn mit einem arcano, das podagra zu curieren, flattirte.“ Köhler dagegen fällt im 12. Bande, S. 34 seiner „Münzbelustigungen“ das folgende harte Urtheil über W.: „Die bei dem Schildsfuß stehenden Buchstaben C. W. zeigen den Namen des Medailleurs Christian Wermuth an; daher nicht zu verwundern, daß diese Medaille so monströs aussiehet, indem sie ihren vielen anderen Geschwistern nicht unähnlich sein kann. Es gereichet zu Teutschlands recht sonderbahrer Ehre, daß der sehr späte Tod endlich diesem aller ungeschicktesten Medailleure das Handwerk einmal gelegt hat, welcher diese vortreffliche Kunst die ganze Zeit seines Lebens so sehr mißbrauchet und Teutschland mit sehr übel ausgesonnenen und noch übler geschnittenen Medaillen, darunter sehr viele auch mit hoch verpönten Hohn- und Spottbildern angefüllet sind, zur Unehre der Teutschen Nation recht überschwemmt hat. Wofern sich nicht sowohl vor, als zu seiner Zeit, andere vortreffliche Meister in dieser edlen Kunst in unserem Vaterlande hervorgethan hätten, so würde dieser Schandfleck nicht

können vertilget werden: indem die auswärtigen scharfen Beurtheiler der Gebrechen der Teutschen Nation dahero Gelegenheit nehmen würden, mit dem größten Scheine der Wahrheit zu behaupten, daß die Teutschen zu Medaillen gar nicht aufgelegt wären und weder darzu gehörigen Verstand noch Kunst besäßen.“ Dieses Urtheil läßt sich jedoch durchaus nicht rechtfertigen.

Die Münze, die W. 1702 auf sich selbst mit seinem Brustbild im Avers prägte, ist mit drei verschiedenen Reversen vorhanden. Der eine trägt Wermuth's Wappen. Es ist ein Schild in drei Felder getheilt, zur Rechten ein blaues, zur Linken ein weißes und unter diesen ein rothes Feld. Im blauen sieht man ein grünes Kleeblatt, im weißen den Merkur mit dem Schlangenstab. Das untere rothe Feld hat in der Mitte einen silbernen, darüber und darunter je einen blauen Balken. Auf dem verschlossenen silbernen Helme befindet sich zwischen zwei mit je drei Sternen besetzten Flügeln ein frischer Wermuthstrauch.

Eine eigenartige Liebhaberei Wermuth's war das oben von Köhler angedeutete Prägen von satirischen Münzen, von denen man mehr als 100 Stück kennt. Oft beleidigte er damit, und besonders August der Starke zürnte ihm deshalb sehr. Wiederholt wurde er auch in langwierige Processe verwickelt, allein das focht ihn nicht an. Er war stolz darauf, durch solche Münzen die Wahrheit sagen zu können und änderte deshalb im höheren Alter seinen Namen mit Bezug darauf oft in Warmuth um. W. starb am 3. December 1739 im Alter von 78 Jahren in Gotha.

Vgl. Vorrede zum Hauptregister in Tentzel's Sächsischem Medaillen-Cabinet. — Specifikation Wermuthischer Medaillen, 1713. — Blätter für Münzfreunde. Leipzig 1883, Nr. 109—112. — Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 21, S. 299. — Lochner, Sammlung merkwürd. Medaillen, Bd. 6. — Köhler, Münzbelustigungen, Bd. 12.

M. Berbig.

Werner, Diöcesanheiliger des Bisthums Trier, stammt aus dem Dorfe Womrath, das auf dem Hundsrück zwischen Kirchberg und Kastellaun liegt. Wegen mißlicher Familienverhältnisse wanderte der Knabe nach Oberwesel, trat hier in die Dienste eines Juden und wurde in den Ostertagen des Jahres 1287 in der Absicht, die geweihte Hostie von ihm zu bekommen, von den Juden gemartert, als der Versuch mißlang, geschlachtet, seines Blutes beraubt und in der Nacht rheinaufwärts geführt, bei einbrechendem Morgen aber geländet und zwischen Dornen und Sträuchern zwischen Bacharach und Rheindiebach versteckt. Aufgefunden wirkte der Leichnam Wunder. Man setzte ihn daher in der Capelle des h. Cunibert bei Bacharach bei. Eine in dem Hause des Juden bedienstete Christenmagd holte während des Martyriums des Knaben den Schultheißen herbei, aber dieser ließ die Juden, von ihnen bestochen, gewähren.

So berichtet die Legende in einer heute in Brüssel befindlichen Handschrift, welche die Bollandisten „vetustus“ nennen und A. Poncelet (briefliche Mittheilung) in ihrem hier in Betracht kommenden Theil in das 14. Jahrhundert setzt. — Im J. 1426 ließ der Trierer Erzbischof Otto von Ziegenhain zum Zwecke der Kanonisation des Getödteten durch den Bacharacher Pastor Winand von Steeg in feierlicher Gerichtsverhandlung aufnehmen, was man in der Mordgegend von dem h. Werner wußte. Die Zeugenaussagen des nach einer in der Trierer Stadtbibliothek befindlichen Handschrift von den Bollandisten gedruckten Prozesses erzählen übereinstimmend oder nur mit geringen Abweichungen, daß der gute Wernher im J. 1287 von den Juden heimlich getödtet worden sei, zwei Zeugen fügen hinzu, um sein Blut zu erhalten.

Die zuverlässigste Quelle, ein zeitgenössischer spätestens zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßter Bericht, ist in den Gesta des Trierer Erzbischofs Boemund I., welche der Trierer Schöffenmeister Ordulf Scholer schrieb, enthalten. Dieser Bericht gibt ebensowenig wie andere zeitgenössische Annalisten das Tag- und Monatsdatum, sodann lediglich das Jahr 1287, bezeichnet aber auch die Juden als Mörder und enthält bereits die Anschuldigung der als Augenzeuge auftretenden Magd.

Also ein regelrechter Ritualmord! Ich bin nicht geneigt, daran zu glauben. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts muß der Glaube an Ritualmorde der Juden in Deutschland weit verbreitet gewesen sein. Unter dem 1. Juni 1275 bestätigte Rudolf von Habsburg die von Innocenz IV. erlassene und von Gregor X. wiederholte Bulle, durch welche die Juden gegen den Vorwurf, daß sie am Osterfeste Blut gebrauchen, in Schutz genommen werden. Nichtsdestoweniger kamen unter seiner Regierung Blutanklagen und Judengemetzel öfter vor. In vielen Fällen haben auch Stadtgemeinden, indem sie den Pöbel gegen die Juden unter Mißbrauch des erwähnten Aberglaubens aufhetzten, sich der lästigen Verschuldung bei den Juden entledigen wollen.

In dieser Beziehung ist die Nichtbeachtung bezw. Nichtberücksichtigung einer den Thatort Oberwesel betreffenden Urkunde geradezu verwunderlich. Sie ist datirt auf den 18. März 1338 (Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1886, S. 231 ff.). Laut der Urkunde verträgt sich die Stadt Oberwesel mit Erzbischof Balduin wegen geschehener Judenunruhen, bei denen Juden zu Tode geschlagen worden sind. Die Stadt verspricht, nach Bestem dahin zu streben, „daz alle die scholt, die man schuldig ist oder wirdet unsers vorg. herrn Juden zu Wesel, bezahlt werde“.

In einiger Entfernung von Oberwesel wird ein Jüngling, der bei einem dortigen Juden in Diensten gestanden hat, ermordet aufgefunden. Wahrscheinlich ist er das Opfer eines Raubmordes. Verschuldete Elemente der Oberweseler Gemeinde sind rasch bei der Hand, die Juden zu bezichtigen und die Massensuggestion thut ihren Dienst bei einer hysterischen oder rachsüchtigen Magd. Das ist, wie mir scheint, der der Wernerlegende zu Grunde liegende historische Kern, und diese Auslegung wird durch den Bericht zeitgenössischer Quellen gestützt, welche Kaiser Rudolf und den Erzbischof von Mainz für die Unschuld der Juden im Oberweseler Falle eintreten lassen. Daß Rudolf sich diese Hülfeleistung von den Juden gut bezahlen ließ, fällt für den Kundigen nicht ins Gewicht.

Ueber Bacharach auf einer Felsklippe, deren Schroffheit Felsstürze veranlaßt haben, ragen die malerischen Trümmer der Wernerkapelle, von der eine erste Weihe aus dem Jahre 1293 bekannt ist, eines der reizendsten Architekturbilder der Rheinufer. „Scharf wie Bronzeguß sind die Details gearbeitet in den anmuthigsten Formen der Hochgothik; die Reste der Pfeiler, der Rippenansätze, vor allem die herrlichen Maßwerkfenster gehören zum Edelsten, was überhaupt derart geschaffen.“

Acta Sanctorum Aprilis. T. II, p. 699 ff. — Monumenta Germaniae Scriptores XXIV, p. 470. — Stramberg, Rheinischer Antiquarius. Abth. II, Bd. 7, S. 689 ff. — A. J. Weidenbach, Bacharach, Stahleck und die Wernerskirche, 2. Auflage. Bonn 1854. — (A. J. Ließ,) Leben und Thaten der Heiligen, deren Andenken besonders im Bisthum Trier gefeiert wird. Trier 1837, S. 112 ff. — Westdeutsche Zeitschrift, Korrespondenzblatt 1886, S. 231 ff. — H. Graetz, Volksthümliche Geschichte der Juden, Bd. II, Leipzig (1906), S. 514. — Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst, Berlin o. J.

Kentenich.

Werner von Falkenstein, Erzbischof und Kurfürst von Trier, war ein Sohn Philipp's VI. von Falkenstein, Herrn zu Münzenberg (von Falkenstein Reichsministerialen am Donnersberg, Erzdiöcese Mainz). Er war Archidiakon, seit 16. Juni 1384 Propst von St. Florin zu Coblenz, auch Propst von St. Paulin bei Trier. Am 6. Januar 1388 wurde er zum Coadjutor des Trierer Erzbischofs Kuno ernannt, am 3. April desselben Jahres von Papst Urban VI. zum Erzbischof von Trier providirt. Das anfänglich widerstrebende Domcapitel willigte ein. Im September 1388 erhielt W. die Priester- und Bischofsweihe. Seine Regierung ist für das Erzstift Trier wenig glücklich gewesen. Die Gesta Trevirorum nennen W. einen Fürsten „minoris industriae“. Beim Antritt seiner Regierung fand er einen gefüllten Schatz, er selber hinterließ das Erzstift seinem Nachfolger in Verarmung. Neben einer Reihe von Fehden mit Frankfurt, Oberwesel (kostspielige Belagerung), dem Grafen von Solms, dem Wildgrafen u. s. w. sollen nach dem Zeugniß des Trithemius alchymistische Neigungen zu dieser Verarmung beigetragen haben. Dieser Thatsache gegenüber kann ihm die Betheiligung an den zahlreichen rheinischen Münzverträgen und Landfriedensbündnissen, welche durch seinen großen Vorgänger Balduin inaugurirt wurden und für die rheinischen Lande sehr segensreich gewesen sind, kaum hoch angerechnet werden. Verdienstlich war dagegen eine Verordnung zu Gunsten der Testirfreiheit der erzstiftischen Geistlichkeit. Vorher galt im Gebiete des Erzstiftes kein Testament eines Geistlichen, man war vielmehr der Ansicht, daß der Geistliche durch die Weihe Mann der Kirche geworden sei und dieser sein Erbe zukommen müsse. Starb daher ein Geistlicher, so fielen die Beamten des Bischofs über seinen Nachlaß her, es gab Mord und Todtschlag. Eine Bulle Bonifaz' IX. rügte diesen Mißbrauch im Trierschen sehr. Ein Versuch, die in Mißwirthschaft gerathene mit umfangreichem Güterbesitz ausgestattete Abtei Prüm dem Erzstift einzuverleiben, der gewiß ebenso sehr um der Besitzthümer der Abtei willen, wie der gefährdeten geistlichen Zucht wegen unternommen wurde und den Finanzen aufhelfen sollte, scheiterte. Die Schöffengerichtsordnung, welche mit dem Namen Werner's verknüpft ist, bedeutete keinen Fort- sondern Rückschritt, insofern sie als ihr hauptsächliches Ziel ausdrücklich die Festhaltung und Aufzeichnung des bestehenden Rechts gegenüber dem eindringenden römischen bezeichnet. Auf dem Gebiete der Reichspolitik erscheint W. an allen großen Ereignissen seiner Zeit betheiligt, an der Absetzung Wenzel's, der Wahl Sigismund's, dem Konstanzer Concil, aber weniger als Führer denn als Gefolgsmann bald des Pfalzgrafen, bald des Kurfürsten von Köln. Gegenüber den Gestalten seiner thatkräftigen Vorgänger, einem Balduin und Kuno, ja selbst im Vergleich mit Friedrich von Köln ist W. eine kraftlose und mattherzige Erscheinung. Die Gesta Trevirorum berichten, daß er von einer wunderbaren Ruhe gewesen sei. Daß diese vermuthlich in einer schweren, langsam fortschreitenden Krankheit ihren Grund hatte, darauf deuten Bericht und Bitte des Domcapitels aus dem Jahre 1399, dem Erzbischof einen Coadjutor zur Seite zu stellen, da er geisteskrank sei. W. erholte sich damals wieder und starb erst am 4. October 1418 auf Burg Burenberg bei Wellmich. Er wurde in der Klosterkirche zu Coblenz beigesetzt.

Löhnert, Personal- und Amtsdaten der Trierer Erzbischöfe. Greifswald 1908. — A. Görz, Regesten der Erzbischöfe zu Trier. Trier 1861. — Deutsche Reichstagsacten unter König Wenzel. München 1867 ff. — Gesta Trevirorum edd. Wyttenbach-Müller. Trier 1836—39. — Brower und Masen, Antiquitates et annales Treverenses I—II. Leodii 1670

(II, p. 255 ff.). — J. Leonardy, Geschichte des Trierer Landes und Volkes. Trier 1870. — Stramberg, Rheinischer Antiquarius II 4, 156 ff.

Kentenich.

Wernher, Priester, fälschlich zubenannt „von Tegernsee“, geistlicher Epiker des zwölften Jahrhunderts. Priester W., der Verfasser eines Marienlebens, der driu liet von der maget, ist unter den Händen der fundfrohen Germanisten der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu einer geradezu mythischen Persönlichkeit geworden. Die biographischen Daten und Anhaltspunkte, die er uns selbst in seinem Werk hinterlassen hat, wurden in ein litterarhistorisches Märchen hineinverwirrt, wie es selbstherrlicher und phantasievoller in der Geschichte der Philologie kaum erdichtet werden konnte. Ein Wernher „von Tegernsee“ hat nie existiert. Die Familia St. Quirini kennt 15 „Berenher“ und 2 „Werenher“, für die sich kaum annähernde Jahrhundertdaten mit voller Sicherheit feststellen lassen, sie zählt einen 1042 als lebend nachweisbaren Werinheri minorista, einen Wernher Anaglypha (1068 bis 1091), im 12. Jahrhundert aber den für das Kloster vielbesorgten Presbyter Werinher Camerarius et Custos, geboren in Fünsingen (Fünsing), † am 23. Juli 1199, und den für den Priester Wernher so verhängnißvollen Presbyter Werinher Scholasticus, noch 1197 am Leben, am 13. Juni eines nicht bestimmbaren Jahres des 12. Jahrhunderts verstorben. Wernher Scholasticus, über dessen Herkunft nichts bekannt ist, hält als Vorstand der Schule in Tegernsee auf Reinheit der lateinischen Sprache und empfiehlt als Vorbild nur die alten Classiker. Die „Formulae Epistolarum“ warnen vor den Barbarismen und dem üblen Latein eines gewissen Alberikus. Er ist ferner der Gründer eines botanischen Gartens in Tegernsee. Unter seinen litterarischen Nachlaß glaubt P. Pirmin Lindner stellen zu dürfen die beiden Briefe: Ad R. Priorem Tegerns., cur ad monasterium redire nequeat und Ad Conradum abbatem Tegerns., de beneficiis ab eo impensis und die lateinische Briefsammlung im cod. lat. mon. 19411, wovon W. Wattenbach im Neuen Archiv 17 (1892), S. 31 ff. eine genaue Beschreibung gibt. Der strikte, nach allen Seiten fest verankerte Beweis, daß die Briefe, die von mancher Seite, vielleicht nur die Liebesepisteln ausgenommen, nicht als wirkliche Briefe, sondern nur als Musterbriefe nach italienischem Muster anerkannt werden, wirklich von Wernher Scholasticus verfaßt sind, läßt sich nicht führen. Lindner ist der Meinung, daß Werinher Scholasticus mit großer Wahrscheinlichkeit der Autor der Quirinalia des sog. Metellus sei: auch dafür läßt sich keine allgemeine zweifelsfreie Uebereinstimmung erzielen. Immerhin sind wenigstens die Quirinalia dem Priester Wernher „von Tegernsee“ nie zugeschrieben worden. Die dem Scholasticus zugewiesene Passio S. Quirini stammt von dem Mönch Heinrich. Endlich hat Werinher Scholasticus seinem Kloster Dienste als Schreiber geleistet: die cod. lat. mon. 18523b, 18527a, 18646, 27145 rühren von seiner Hand, angeblich auch der Epistolarcodex clm. 19411. Bei der Häufigkeit des Namens Wernher, der Gefährlichkeit, den Schreiber einer Handschrift, selbst wenn er sich mit Sicherheit in einer bestimmten Person feststellen läßt, mit dem Autor der darin geborgenen Stücke zu identificiren, angesichts der durch Lindner festgestellten Thatsache, daß „erst seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts“ die Tegernseer Mönche vollständig nach dem Zeitpunkt ihrer Profeß verzeichnet werden, können schon für die Zuweisung bestimmter Werke an Werinher Scholasticus nicht alle Zweifel für erledigt gelten. Eine Localisirung des Dichters des Marienlebens, des Priesters Wernher, und eine Identification mit eben jenem Scholasticus und seinen wirklichen oder angenommenen Werken entbehrt jeder Grundlage.

Trotzdem wurde diese Identification vorgenommen und vor allem durch Günthner ins Märchenhaft-romantische gesteigert, hat Fr. Wilh. Oetter nach Holland's scharfem Wort „den Unsinn in die gelehrte Welt gebracht", der Verfasser habe Wernher von Tegernsee geheißen. Kein Tegernseer Mönch Wernher hat jemals historisch den Zunamen „von Tegernsee" getragen, er ist lediglich das Ergebniß moderner Phantasie. Die Gleichsetzung des Scholasticus mit dem Autor des Marienlebens glaubte Docen dadurch rechtfertigen zu können, daß er in dem dem Tegernseer Schulvorstand zugetheilten Epistolarcodex clm. 19 411 und in dem Münchener Fragment des deutschen Epos (B) ein und dieselbe Hand, ein Autograph „Wernher's von Tegernsee" constatiren zu können meinte. Eine weitere Stütze ergab die grundverkehrte Interpretation des V. 1140, die Beziehung auf Wernher statt auf seine Quelle. Franz Kugler colportirte und mehrte die Irrthümer sorgfältig.

So entstand der „litterarhistorische Mythos" von Wernher von Tegernsee. Da stammt der Epistolarcodex von ihm, sind die lateinischen Liebesbriefe besonders von ihm oder an ihn gerichtet, die in Lachmann's Minnesangs Frühling (4. Ausg. S. 221 ff.) gedruckt stehn, rühmt man ihn als Verfasser der feinen Verse „Ich bin dîn, du bist mîn" (a. a. O. und früher), als Dichter des an glücklicher Onomatopoiie der Thierstimmen sich freuenden, nach der Philomela des Albus Ovidius Juventinus gebildeten Carmen vernale (Jam uernali tempore! terra uiret germine!) [edirt von W. Wackernagel, Voces variae animantium, Basel 1869², S. 44 ff.], als den wirkungsvollen Dramatiker des „Ludus de Antechristo", vor 1161/63 verfaßt. Alles unbewiesene, unbeweisbare Dinge. Besonders der Dichter des Ludus ist ein Anonymus, ein „Geistlicher", „ein Freund weltlicher Prälaten" (vgl. Wilh. Meyer aus Speyer, Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik I, 149, Berlin 1905, auch Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I, 79 ff., Halle 1893), keineswegs aber der Verfasser des Marienlebens, der Pseudomönch von Tegernsee. Die Rhythmomachia, eine Art Poetik, sollte von ihm rühren, ein Commentar zu Vergil's Georgica und Macrob wird mit ihm in Verbindung gebracht, eine treffliche Hand schreibt er, auch zur Kunst der Antike soll er ein ganz unmittelalterliches Verhältniß gewonnen haben, er erscheint geradezu als Vorläufer des Humanismus (s. o.). Er ist Botaniker und Schöpfer der botanischen Gärten in Tegernsee und Benediktbeuren, als ihn das Alter drückte, er mehrt die Bibliothek in Tegernsee, schreibt Tintenrecepte, hat staats- und weltmännische Qualitäten, besonders im Verkehr mit Damen, er ist Maler, nach Originalen von seiner Hand sind die 85 Illustrationen der Berliner Handschrift D copirt, er ist Geograph, der Schöpfer der Tabula Peutingeriana und noch weiterer, in die Liebesbriefe verflochtener deutscher Verse. Ein romanhaftes Universalgenie, das nie existirt hat, das Kugler überdies zu einem autobiographischen Roman „Werner von Tegernsee. Ein Bericht aus dem Klosterleben des 12. Jahrhunderts" verleitet hat, worin von dem tüchtigen Regisseur, dem Dramatiker und reuevollen Marienepiker, dem Maler und Humanisten, dem Minneritter in der Kutte und der verführerischen Gräfin Lauretta aus Provencerland gebührend die Rede ist (Belletristische Schriften, Band 7, Erzählungen, Stuttgart 1852, S. 1 ff.). Alfred Meißner hat daraufhin ein Epos „Werinherus" geschaffen (Sämmtliche Werke XVIII, 1872). Kugler hat in seiner Berliner Dissertation auch die Behauptung aufgestellt, Wernher sei von früher Kinderzeit an im Tegernseer Kloster erzogen worden.

Mit allen diesen Dingen hat Wernher nicht das mindeste zu thun. Es

gibt keinen Wernher von Tegernsee, wohl aber einen „priester Wernhêr“, einen Weltpriester, keinen Mönch, wie er sich selber v. 1135 seines Werkes bezeichnet:

> Der priester heizzet Wernhêr (: sêr)
> der des liedes began

(cf. weiter v. 4809 ff.). Er hat uns mit einer seltenen Genauigkeit über Zeit und Umstände der Entstehung seines einzigen Werkes, des Marienlebens, unterrichtet. Im J. 1172 ist die Dichtung entstanden, dreizehn Jahre nach Ausbruch des Schismas, da Papst Alexander III. in Bedrängniß war (1159), zur Zeit des Polenfeldzugs Friedrich's I.,

> dô er zwei und zweinzec iâr
> was gewesen keiser

(4809 ff.). Damals

> wurden diu liet alliu driu
> volbrâht von der maget

(4870). Ein Priester Manegold war die unmittelbare Veranlassung zu seinem Werk, der ihn in sein Haus lud, ihm alle Unterstützung zur Vollendung angedeihen ließ, ihm hinsichtlich des Quellenmaterials an die Hand ging (v. 4820 ff.). Man hat an den 25. Abt Tegernsees, Manegold de Berg, de Monte, aus dem Geschlecht der schwäbischen Grafen von Berg gedacht, seit 1189 Abt von Tegernsee, früher in Kremsmünster, seit 1206 Bischof von Passau, † am 9. Juni 1215, eine Annahme, die nicht vertheidigt werden kann, selbst wenn man, wie Feifalik, einen Wernherus capellanus ad a. 1173 in einer Passauer Urkunde des Bischofs Dietbold von Berg und Bruders jenes Manegold nachweisen kann. Für keinen Fall wäre hieraus ein Wernher von Tegernsee, eher noch ein ebenso unhaltbarer „Wernher von Passau“ zu erschließen. Am ehesten käme noch, wie auch Kochendörffer und Friedrich Vogt für möglich halten, der von Greiff nachgewiesene Senior, d. h. Pfarrer Manegold der Gemeinde zu St. Ulrich in Augsburg, der mit dem gleichnamigen Stift verbundenen Pfarrei, der 1182 Abt des durch seine Schreibschule neben Tegernsee berühmten Klosters wurde, in Betracht. Zudem tritt in einer Augsburger Urkunde von 1180 zu einem Streitfall zwischen den Klöstern St. Ulrich und St. Georgen ein Wernherus presbyter maioris ecclesiae Augustensis auf, wonach Wernher dem Domcapitel Augsburg zugehört haben könnte. Jedenfalls wäre auch dieser Manegold ein Mann von gleich vornehmer Qualität, von den nämlichen materiellen Machtmitteln und geistigen Interessen, wie sie der von Wernher charakterisirte Gönner zu eigen gehabt haben muß. Dazu kommt, daß gerade der Augsburger Episcopat und die Aebte von St. Ulrich sich die Propagirung und Feier der von Wernher so gepriesenen Immaculata conceptio besonders angelegen sein ließen.

Für jeden Fall ist hiefür auch mit der Sprache, der phonetischen Qualität der Reime Wernher's zu rechnen. Und die weisen nach Bartsch, Edw. Schröder, Kochendörffer, Zwierzina und meinen eigenen Studien mit aller Bestimmtheit von Tegernsee als Geburts- oder Erziehungsstätte Wernher's (Kugler), überhaupt von dem inneren Baiern fort, also auch von Passau weg: die Heimath Wernher's, dieses zu allem hinzu mit Wernher dem Gartenære, Wernher vom Niederrhein und Wernher dem Schweizer Verwechselten, kann nur ein bairisch-schwäbisch-fränkisches Grenzgebiet sein, das schon sehr bedeutsame fränkische Influenz aufweist. Zweifellos basirt Wernher's Sprache auf dem Bairischen, wozu sich schwäbische und in erster Linie ausgeprägt fränkische Spracheigenthümlichkeiten ganz organisch, der Natur eines Grenzbezirks gemäß, gesellen. Bestimmteres — jedenfalls ist die Heimath des Wirnt von Gravenberc

ausgeschlossen — läßt sich kaum ermitteln. Ein genau fixirter Heimathsort ist so wenig wie nur eine Spur von Wernher's Geburts- und Todesjahr zu ermitteln. Heimathsort Wernher's kann Augsburg nicht gewesen sein, sehr wohl möglich ist aber nach Wernher's eigenen Worten eine Berufung nach Augsburg. In diesem Sinne kann Edw. Schröder Wernher für „die schwäbisch-augsburgische Litteratur" in Anspruch nehmen. Den Dichter an den Mittelrhein zu setzen, wie Bruinier thut, ist eine Unmöglichkeit, ebenso, wie wenn er Manegold zum „Präpositus einer Margarethenkirche" macht. Völlig unannehmbar ist der Versuch Bruinier's, eine Mitarbeiterschaft Manegold's wahrscheinlich zu machen, der gerade die ihm weniger gut scheinenden Theile der Dichtung zufielen.

Wernher trägt vielmehr nach allen Seiten eine sehr große Selbständigkeit zur Schau, die sich am genauesten in der geschmackvoll, mit sicherem dichterischen Instinct auswählenden Behandlung der wieder mit litterarhistorischer Genauigkeit von ihm angegebenen Hauptquelle (v. 77—133, 170 ff., 1138—48, 2733, 177—189), dem apokryphen Evangelium des Pseudomatthäus, dem Liber de infantia sanctae Mariae et Christi Salvatoris kundgibt. Diese vielbenutzte Quelle hat noch bis ins 14. und 15. Jahrhundert ihre Kraft bewahrt, Michel Beham hat sie benutzt und der Mystiker Marquard von Lindau hat für seine reizvolle Darstellung des Tagewerks, der Umgebung Mariens in seinem Dekalogwerk (handschriftlich z. B. München cgm. 506. 234 ꝛc.) aus ihr geschöpft. Daneben kommen das Lukasevangelium und vielleicht noch der eine oder andere Fundort in Kleinigkeiten in Betracht. Hinter allem aber steht ein ganzer Dichter, der frisch darzustellen, eindringlich zu mahnen, von hitziger Wundersucht sich freizuhalten und in allem einen angenehmen, den orientalisch-christlichen Vorgang in die gemüthliche Behaglichkeit deutsch-mittelalterlichen Lebens rückenden Realismus festzuhalten versteht. So gehören „die driu liet von der maget", wie Wernher selbst sein Werk benennt (2505. 4809 ff.), zum reizvollsten der geistlichen Poesie des 12. Jahrhunderts. Die altdeutsche Mädchenarbeitsstube, in der Maria spinnt und stickt, die Gespielinnen sich gerne von der Bearbeitung „des rûhen hars" drücken möchten, die Dienstbotenscene in Anna's Haus mit der spitzigen, patzigen Magd, die der Herrin ihr Mißgeschick in der Ehe boshaft vorwirft, die kostbare Ueberraschung, als Joseph die unberührte Maria infolge der mit vielem Liebreiz geschilderten Beschattung durch den hl. Geist schwanger vor sich sieht — er ist gerade von Schiffsreparaturarbeiten bei fremden Fürsten heimgekehrt —, energisch von den Gefährtinnen im Hause Aufklärung verlangt und allen Reden der unwissenden Mädchen gegenüber erklärt, in dem Falle lasse er sich nichts vormachen, der die Jungfrau besuchende Engel sei natürlich ein Mann aus der Stadt gewesen, sind dichterische Werthe, die wir in unserer Litteratur nicht missen möchten. Neben der großen culturgeschichtlichen Bedeutung als Document der Entwicklung des Mariencults — Greiff will sie sogar in bewußter Opposition gegen die von Clairvaux ausgehende, die unbefleckte Empfängniß befehdende Bewegung abgefaßt wissen — eignet diesen drei, vielleicht von dem Predigtschema der Zeit beeinflußten Liedern von Joachim und Anna und Mariens wundersamer Geburt (I), von der Erziehung und Vermählung des auserwählten Mädchens (II) und der verfolgten und gehetzten Gottesgebärerin (III) mit Ausblick auf das Wunderleben Christi bei der alterthümlichen Sprachform, den vielen Assonanzen und dem dipodischen, nun vor den Thoren der neuen, höfischen Zeit noch auf die Zweihebigkeit des alten Alliterationsverses basirten Versbau eine hohe Bedeutung für die Geschichte unserer Sprache und Metrik. Für die Volkskunde sind sie fast unverwerthet.

Das Gedicht, dessen Lectüre vor allem den Frauen ans Herz gelegt wird, denen es in Kindesnöthen hilft, muß viel verbreitet gewesen sein. Annähernd vollständig bringen es eine Wiener Handschrift (A), von Feifalik edirt [Des Priesters Wernher driu liet von der maget, Wien 1860], und eine noch dem 12. Jahrhundert zugehörende Fassung D, nun in Berlin, inhaltlich und rhythmisch den Anforderungen der höfischen Gesellschaft gemäß überarbeitet und wie die 2., jüngere Umarbeitung A gekürzt, immerhin aber in vielem verlässiger, namentlich im Reim, als dieses. D muß dem Dialekt Wernher's sehr nahe gestanden haben. Die ursprüngliche Fassung liegt am wenigsten ungetrübt in einer fragmentarischen Augsburger, Münchener, Nürnberger und vor allem einer Heidelberg-Karlsruher, wohl in der Nähe Nürnbergs oder dort selbst geschriebenen Fassung C vor, die Bartsch in seinen Beiträgen zur Quellenkunde (Straßburg 1886, S. 6 ff.), Mone im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters VII (1837), S. 156 ff., Keinz in den Münchener Sitzungsberichten (1869) II, 295 ff. veröffentlicht haben. D wurde von Oetter (Nürnberg und Altorf 1802) edirt, ein 2. Mal in Hoffmann's Fundgruben II, 145 ff. Das Handschriftenverhältniß wurde bis auf Bartsch und Greiff gründlich verkannt, von Bruinier noch in neuester Zeit. Wie der fehlende kritische Text zu gewinnen ist, hat Bartsch, Kochendörffer, vor allem Eduard Sievers (s. u.) gezeigt. Bemerkenswerth ist, daß keine der Handschriften aus Tegernsee stammt, was zu dem Wernher „von Tegernsee“ übel paßt. Besonders möchte ich noch die Fabelei Bruinier's abweisen, die Bearbeitung D stamme von einer Frau.

Außer den schon genannten Ausgaben vgl. zu den Augsb.-Fragmenten Greiff, Germania VII (1862), 305 ff., zu den Abdrücken der kleineren Fragmente am besten Dr. Paul Piper, Die geistliche Dichtung des Mittelalters (Kürschners Dtsche. Nationallit. III, 1) 1888, S. 249 ff. — Goedeke I^2, 41 ff.; a. a. O. auch eine Uebersetzung ins Nhd. — Zur apykryphen Wernher-Litteratur: a) Ludus: Texte von Pez, Thesaurus anecdot. nov. T. II, p. III 186 ff. — G. v. Zezschwitz, Vom römischen Kaiserthum deutscher Nation, S. 213 ff. Leipzig 1877. — R. Froning (Kürschners Nationallit. 14, 199 ff.) — am besten bei Meyer, s. o. — b) Epistolarcodex: Pez a. a. O. — Minnesangs Frühling[4] (1888), S. 221 ff. — Biographisches und Litterargeschichtliches: die im Text und oben angeführten Werke. Ferner: Oberbayr. Archiv I (1839), 15 ff. (Joseph v. Hefner), L (1897), 18 ff. (P. Pirmin Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee). — P. Pirmin Lindner, Monasticon Metropolis Salzburgensis. Salzburg 1908. — Conradus Eubel, Hierarchia catholica medii aevi, s. v. Münster 1898. — Gams, Series episcoporum. Regensb. 1873, s. v. — Dr. Rob. Reinsch, Die Pseudoevangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der rom. und germ. Literatur. Halle 1879. — Zeitschrift für deutsches Alterthum 32 (1888), 387 ff. (Traube), 45 (1901), 43 A. 3 (Zwierzina). — Schade, Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris. Königsberg 1869, S. 7ff. Riezler, Geschichte Baierns I, 811 ff. Gotha 1878. — Germania 6 (1861), 117 (Bartsch). — Göttingische Gelehrte Anzeigen 1884, Bd. II, 569 (Edw. Schröder). — Scherer, Geschichte d. deutschen Dichtung im 11. u. 12. Jahrh. Straßburg 1875 (Quellen u. Forschungen 12). — J. W. Bruinier, Krit. Studien zu Wernher's Marienliedern. Greifswald 1890. — Steinhäuser, Wernher's Marienleben in seinem Verhältniß zum „liber de infantia“. Berlin 1890 (beide Diss.; vgl. dazu Archiv für das Studium der neueren Sprachen 85. Bd. (1892), S. 320 (Weinhold), Litteraturblatt für german. u. roman. Philologie 1892, Sp. 147 ff. (John Meyer), Deutsche Literatur-

zeitung 1892, Nr. 39 (S. Singer), und vor allem Anzeiger der Zeitschrift f. dtsch. Alterthum XIX (1893), 137 ff. (K. Kochendörffer). — Ed. Sievers, Zu Wernher's Marienliedern (Festgabe f. Rud. Hildebrand, Leipzig 1894, S. 11 ff.) — Günthner, Geschichte der lit. Anstalten in Bayern I, München 1810; ders. in Westenrieders Beiträgen N. F. I, 156 f. — Franz Kugler, De Werinhero saeculi XII monacho Tegernseensi. Berlin 1831 (Diss.), ders., Kleine Schriften I, 12 ff. — H. Holland, Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern, S. 367 ff. Regensburg 1862. — Weitere Litteratur an den angegebenen Stellen, über Wernher im 18. Jahrhundert Oetter's und Feifalik's Einleitungen zu ihren Ausgaben. — Uebersetzungen des Ludus von Zezschwitz und Widde: s. Goedeke, Grundriß² I, 200 f. — Friedrich Vogt in Paul's Grundriß der german. Philologie II².

Otto Maußer.

Wernich: Albrecht Ludwig Agathon W., zuletzt Medicinalbeamter in Berlin, geboren am 15. Juli 1843 zu Elbing, genoß seine medicinische Ausbildung in Königsberg (v. Recklinghausen, Leyden, Spiegelberg) bis 1867, dem Jahre der Promotion. Auf einer Studienreise nach Prag, München, Leipzig, Berlin legte er in Berlin 1868 die Approbationsprüfung ab und ließ sich als Assistenzarzt am dortigen Elisabeth-Krankenhause nieder. Aus dem deutsch-französischen Feldzuge zurückgekehrt, habilitirte er sich an der Berliner Universität für Geburtshülfe und Gynäkologie und folgte 1874 einem Rufe für dieses Fach und innere Klinik an die japanische medicinisch-chirurgische Akademie in Tokio (Yeddo). Schon auf der Heimreise (1877) wandte er sich epidemiologischen und hygienischen Forschungen zu, habilitirte sich zum zweiten Male in Berlin für specielle Pathologie und Therapie und war die nächsten vier Jahre vorwiegend lehrend und schriftstellerisch thätig. 1881 wurde er zum Bezirksphysicus in Berlin ernannt, 1884 als Regierungs- und Medicinalrath nach Köslin, 1891 in gleicher Eigenschaft an das Polizeipräsidium von Berlin versetzt, wo er am 19. Mai 1896 an Diabetes starb. W. gehört zu den rührigsten und um die Hygiene und Epidemiographie wohlverdientesten deutschen Medicinalbeamten. Von seinen Leistungen geben die Titel der nachfolgenden monographischen Publicationen ein Bild: „Einige Versuchsreihen über das Mutterkorn“ (Berlin 1874); „Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde“ (ebd. 1878); „Klinische Untersuchungen über die japanische Varietät der Beriberi-Krankheit“ (ebd. 1878 und Virchow's Archiv); „Die Entwicklung der organisirten Krankheitsgifte“ (ebd. 1880); „Die Medicin der Gegenwart“ (ebd. 1881); „Desinfectionslehre“ (Wien und Leipzig 1880; 2. Aufl. 1882); „Der Abdominaltyphus, Untersuchungen über sein Wesen, seine Tödtlichkeit und seine Bekämpfung“ (Berlin 1882); „Generalbericht über das Sanitäts- und Medicinalwesen Berlins“ (ebd. 1883), später „des Regierungsbezirks Köslin“ (Kolberg 1887); „Lehrbuch für Heildiener“ (1884; 2. Aufl. 1887); „Zusammenstellung der giltigen Medicinalgesetze Preußens“ (Berlin 1887). Auch hat er das von A. Hirsch herausgegebene „Biographische Lexikon“ bis zum Buchstaben F redigirt.

Vgl. Biographisches Lexikon, herausgegeben von J. Pagel, S. 1838.

Pagel.

Wessely: Joseph W., Forstmann; geboren am 6. März 1814 in Wien, † am 10. October 1898 daselbst im 84. Lebensjahre. Seine Eltern waren kleine Bürgersleute. Die Schulbildung erhielt er anfangs auf einer Volksschule, später — da diese seinem außergewöhnlichen Wissensdrang nicht genügte — auf der Realschule seiner Vaterstadt. Hierauf besuchte er die

technische Abtheilung des Wiener Polytechnikums und hörte nebenbei auch Vorlesungen an der Universität. Da seine Mutter einer Forstfamilie entstammte und auch Verwandte derselben im Forstdienste standen, verbrachte er fast alle Schulferien bei Forstmännern, lernte daher den Wald in seinen vielgestaltigen Formen schon frühzeitig kennen und lieben. Es war daher nicht zu verwundern, daß er den forstlichen Beruf ebenfalls ergriff. Noch nicht ganz 18jährig, trat er (1832) als Hörer in die k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn ein und absolvirte den dreijährigen Lehrcursus (1835) mit solcher Auszeichnung, daß er alsbald nach seinem Austritt zum Assistenten an dieser Anstalt ernannt wurde. Nach den Ferien trat er diese Stelle an und verblieb in ihr zwei Jahre. Wahrscheinlich war die ihm hier obliegende Thätigkeit die erste Veranlassung für seine spätere Neigung zum Lehramte. Dann drängte ihn aber sein unruhiges Wesen, Land und Leute auch auswärts kennen zu lernen, hinaus in die Welt. Er verließ daher die Heimath Anfang Januar 1837 und wanderte nach Südtirol, wo er in den Forsten von Primiero, in denen die Katastrirungsarbeiten im Gange waren, Beschäftigung als Geometer fand. 1838 zum Leiter von fünf Geometern ernannt, arbeitete er zwei Jahre lang an der Triangulirung der dortigen Hochgebirgsgegend. Die Unsicherheit seiner Stellung veranlaßte ihn aber, Ende 1839 die Stelle eines „Waldschaffers“ (d. h. ersten Forstbeamten) an dem k. k. Bergwerk Agordo in dem damals noch österreichischen Venetien anzunehmen. In dieser Stellung wirkte er volle sechs Jahre. Sie bot ihm vortreffliche Gelegenheit, den alpinen Forstbetrieb mit seinem großartigen Bringungswesen, ausgedehnten Köhlereibetrieb und seinen Handelsbeziehungen inbezug auf Forstproducte gründlich kennen zu lernen. Zudem erfreute er sich in diesem ausgedehnten Wirkungskreis einer großen Selbständigkeit, was bei seinem Widerspruch nicht gut vertragenden Wesen ein weiterer Vorzug dieser Stellung war. Hierzu kam endlich noch die Pracht der Natur und der Reiz des italienischen Volksthums, wofür W. sehr empfänglich war. Die geringe Dotirung der Stelle in Verbindung mit der Unmöglichkeit des Vorrückens in pecuniärer Beziehung bewirkte aber, daß er — trotz dieser Annehmlichkeiten — doch abermals zum Wanderstabe griff. Nachdem er die ihm angetragene neugeschaffene Stelle eines Forstinspectors für den Kanton Graubünden aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ausgeschlagen hatte, wendete er sich nach Böhmen, welches damals als das Land intensivster Waldwirthschaft im Oesterreichischen Kaiserstaate galt. Um die Absicht, hier eine seiner Fähigkeit entsprechende Stellung zu finden, zu verwirklichen, mußte er sich herbeilassen, zunächst die wegen Mangels an Bewerbern schon über ein Jahr nicht besetzte, nur geringe Befriedigung gewährende Stelle eines k. k. Raitförsters in Goldenhöhe (Erzgebirge) anzunehmen. Auf der Reise dahin (im Frühjahr 1846) ereilte ihn aber die Berufung als Waldamtsvorstand an dem berühmten k. k. Quecksilberbergwerk zu Idria (Krain), welcher er gern Folge leistete. Hier entfaltete er eine lebhafte Thätigkeit. Er begann mit dem Kunstwegebau in den Idrianer Staatsforsten, um den Holztransport und hierdurch die Holzpreise zu heben, übernahm die Aufarbeitung der Forstproducte in ärarische Regie, führte zu diesem Zwecke eine stramme militärische Organisation des Forstschutz- und Holzhauerpersonals ein und regelte das bäuerliche Einforstungswesen. Durch alle diese Verbesserungen erwarb er sich das Vertrauen der dortigen Bevölkerung in solchem Grade, daß ihn die Bergstadt Idria im Revolutionsjahr 1848 zum Commandanten der Nationalgarde wählte und sogar zum Bürgermeister bestellen wollte.

Sein Stern sollte aber noch höher steigen. Im Frühjahr 1849 wurde

er auf Vorschlag des Ministers v. Thienfeld vom Kaiser in das neu gegründete Ministerium für Landescultur und Bergwesen nach Wien als Concipist berufen und dem Sections-, später Ministerialrath Rudolf v. Feistmantel als Hülfsarbeiter beigegeben. In dieser Stellung arbeitete er mit Feuereifer hauptsächlich an der Verwaltungsorganisation der Staatsgüter, sowie an der forstlichen Gesetzgebung, insbesondere an dem neuen Forstgesetz von 1852. Außerdem wurde er fast regelmäßig als Regierungscommissär in die Provinz gesendet, wenn es galt, Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die Kraft der Provinzialbehörden überstiegen. So gelang ihm z. B. in den Alpenländern die Durchführung der Trennung der staatlichen Forstregie von jener der Berg- und Hüttenwerke, die Beseitigung von Auflehnungen gegen die Behörden in Einforstungs- und Triftangelegenheiten, die neue Einrichtung der Verwaltung und des Dienstes in Staatsdomänen (z. B. Wandhofen) u. dgl. m. Die Anforderungen des ministeriellen Dienstes veranlaßten ihn auch, Litteraturstudien zu machen und als Schriftsteller aufzutreten, wovon später die Rede sein wird.

Man hätte nun annehmen sollen, daß W., der nach so vielen Kreuz- und Querzügen, nach einer gleichsam zigeunerhaften Wanderzeit endlich in den Hafen der höchsten Landesculturbehörde eingelaufen war, seine Kräfte zu Gunsten der Allgemeinheit hier weiter verwenden würde, zumal er in diesem Falle bei seiner außerordentlichen Befähigung zweifellos noch höher gestiegen wäre! Allein sein unstetes Wesen, die Sucht, auf allen Gebieten als Reformator zu glänzen, ließen ihn nicht ruhen.

Im J. 1851 hatte sich der Verein für die Errichtung und Erhaltung der Mährisch-schlesischen Forstschule zu Aussee gebildet, und dieser verlangte W. zum Director der Anstalt und Verwalter des ihr vom Fürsten von Liechtenstein zugewiesenen Schulforstes. Nachdem W. die Annahme dieser Stellung zugesagt hatte, erwirkten die Repräsentanten der Anstalt bei dem Ministerium, daß er zur Uebernahme dieses Vertrauenspostens auf sechs Jahre beurlaubt wurde. Die neue Stelle trat W. im Sommer 1852 an. Er richtete die Forstschule nach seinen Ideen ein und übernahm bei Eröffnung derselben im Herbst die Vorträge über die Administrativfächer, die seine Domäne bildeten und in denen er daher reiche Erfahrungen besaß, sowie die Vorlesungen über Betriebseinrichtung und Taxation. Durch sein organisatorisches Talent und die Frische und Eleganz seines Vortrags erwarb er sich rasch Ansehen und Geltung.

Zum zweiten Male suchte ihn die Schweiz zu gewinnen, indem ihm 1854 die Uebernahme der ersten Professur und Leitung der forstlichen Abtheilung des neu gegründeten eidgenössischen Polytechnikums in Zürich angeboten wurde. Auch diesmal lehnte er aber ab, weil er bei Annahme des Rufes das österreichische Indigenat hätte aufgeben müssen, was seine Liebe zur angestammten Heimath nicht zuließ.

An der Mährisch-schlesischen Forstschule hatten sich die Verhältnisse inzwischen zum Verdruß von W. leider wesentlich verändert. Der Vorstand des Schulvereins huldigte feudalen Tendenzen und wollte nur eine möglichst beschränkte fachliche Ausbildung ertheilt wissen. W. hingegen vertrat freisinnige Grundsätze und war principiell für eine möglichst weitgehende intensive Bildung der Forstschüler. Nach dreijährigem Ringen mit dem reactionären Vorstand verließ er daher die Anstalt und nahm die Stelle eines Local-Domänendirectors und Oberforstmeisters an der eben zu Stande gekommenen k. k. privilegirten Staatseisenbahngesellschaft im Banate an, die — außer dem Pachte von Eisenbahnen — auch Staatsgüter (Bergwerke, Hüttenwerke und Forste)

von 40 Meilen Fläche erworben hatte. Nachdem seiner an die Uebernahme der Stelle geknüpften Bedingung, daß die Verwaltung und Verrechnung der Domänen und Forste selbständig, d. h. völlig getrennt von der des Montanums erfolgen müsse, entsprochen worden war, begab er sich im Sommer 1855 auf seinen neuen Posten nach Oravicza in das ungarische Banat. Sein großartiges Organisationstalent, wobei er stets nur die Hauptpunkte ins Auge faßte, nach großen Gesichtspunkten handelte und alles Kleinliche bei Seite ließ, bewährte sich auch hier in glänzender Weise. Er organisirte sofort die ganze Domänenverwaltung nach seinen Ideen und regelte die Wirthschaft nach rationellen Grundsätzen, was schon deshalb mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war, weil der größte Theil der Beamtenstellen mit Männern aus anderen Provinzen besetzt werden mußte. Hierbei fanden viele Abiturienten der Mährisch-schlesischen Forstschule Verwendung. Auch später bildeten die Zöglinge dieser Anstalt vorzugweise den jüngeren Beamtennachwuchs für die betreffende Verwaltung. Die übermäßigen Anstrengungen und seelischen Conflicte, denen W. während dieser verschiedenen dienstlichen Stellungen ausgesetzt war, übten schließlich, was nicht zu verwundern war, einen nachtheiligen Einfluß auf seine sonst kräftige Körperconstitution aus. Im Sommer 1857 zog er sich sogar einen gefährlichen Blutsturz zu, der ihn zwang, für den Winter bis zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem warmen Süden überzusiedeln. Er wählte das ihm von seiner früheren Amtirung her bekannte und schon damals ans Herz gewachsene Venetien zum Aufenthalt und verfaßte hier, da er nicht unthätig sein konnte, u. a. den vortrefflichen Aufsatz: „Die beweglichen Triftrechen, insbesondere die Bockrechen in den italienischen Alpen Oesterreichs“ (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 4. Bd., 1863, S. 1). Da die Aerzte nach seiner Rückkehr das weitere Verbleiben im localen Verwaltungsbetrieb für unzulässig erklärten, löste der Verwaltungsrath der Gesellschaft die Localdirection in Oravicza auf und vereinigte deren Geschäfte mit denen der Domänen- und Bergwerksabtheilung der Centraldirection in Wien. W. siedelte infolgedessen (1858) in die österreichische Hauptstadt über und wurde hier der Centraldirection als Generalinspector für Domänen und Bergwerke beigegeben. Sein Hauptwerk in dieser Stellung war die Katastrirung des gesammten Güterbesitzes. Dieses Kataster, welchem ein mit Uebersichtskarten ausgestattetes statistisches Generalgemälde des ganzen Domänengebiets und des darin liegenden Grundeigenthums mit seinen Rechten und Verpflichtungen beigegeben war, faßt alles Hierhergehörige zusammen und schildert Land und Leute, Natur und Wirthschaft, sowie alle den Domänenbetrieb beeinflussenden Verhältnisse so eingehend, daß hierdurch ein ausgezeichneter Behelf für die fortlaufende Verwaltung und ein vorzügliches Einführungswerk für neu eintretende Beamte erlangt wurde. Mit der im Vorsommer 1865 von der Staatseisenbahngesellschaft vorgenommenen Reorganisation ihres Montan- und Güterwesens war aber W. nicht einverstanden, weil hierdurch die Verrechnung der Domänen- und Bergwerksabtheilung — gegen seinen schon früher wohlbegründeten Widerspruch — wieder zusammengeworfen wurde. Er bat daher die Direction um Enthebung vom Dienste, welche ihm in der Mitte des Jahres gewährt wurde. Seinen Titel als Generalinspector behielt er jedoch bei. Er schied mit der Absicht aus, keine neue Dienststelle zu übernehmen, sondern als freier Mann für die Interessen des Vaterlandes und seiner Bodencultur nach eigener Ueberzeugung auf Grund seiner langjährigen, gereiften Erfahrungen auf diesem Gebiete zu wirken. Der Plan, ganz nach freiem Ermessen und unabhängig von ihm übertragenen Geschäften

zu leben, kam aber wegen seiner außerordentlichen Befähigung und Brauchbarkeit doch nicht zur Ausführung, wie aus Folgendem hervorgeht.

Im Winter 1865/66 übernahm er im Auftrag der Niederösterreichischen Landwirthschaftsgesellschaft die Besorgung der forstlichen Abtheilung der großen Agriculturausstellung, die 1866 im Prater stattfand. Für die in dieser Beziehung entwickelte Thätigkeit wurde ihm das Ritterkreuz des Franz Josephordens verliehen. 1867 wurde er von der Regierung zum Commissär für die Oesterreichisch-Ungarische Ausstellung bei der Weltausstellung in Paris ernannt und daselbst zum Obmann der forstlichen Abtheilung der internationalen Jury gewählt. Die ihm übertragenen Functionen besorgte er in so vorzüglicher Weise, daß ihm die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst zu Theil wurde.

Inmitten seiner Pariser Thätigkeit erfolgte seine Ernennung zum Director der zu einer Forstakademie erhobenen alten Forstlehranstalt Mariabrunn, wohin er schon im Herbst 1867 übersiedelte. Die Ausführung der decretirten Reform war eine große Aufgabe. Aber das warme Interesse von W. für das forstliche Unterrichtswesen und seine Neigung zu organisatorischen Arbeiten bewogen ihn, sich denselben zu unterziehen. Ausschlag gebend waren auch die Umstände, daß die maßgebenden Mitglieder des Ministeriums den von ihm entworfenen Umgestaltungsplan gebilligt, ihm das Festhalten hieran zugesagt und zugleich für die auf sechs Jahre veranschlagte Durchführungsperiode der Reform weitgehende Befugnisse zugestanden hatten. Unter seiner Leitung ging die Reform rasch und gut von statten. Er selbst hatte auch hier die Vorträge über die administrativen Lehrfächer übernommen. Im dritten Jahre seiner Thätigkeit wechselten aber die Machthaber im Ackerbauministerium und hiermit auch die Ansichten über die Zweckmäßigkeit des seither eingehaltenen Systems. Hierzu kamen Klagen der Lehrer über den von seiner Seite ausgeübten directorialen Satteldruck. Die Differenzen mit dem Lehrercollegium nahmen mehr zu, als ab. Alle diese Verhältnisse zusammen bewirkten, daß er im J. 1870 — nach Durchführung des erst halben Reformwerks — abermals von einer Stellung im öffentlichen Dienste zurücktrat. Seine Wirksamkeit für die Allgemeinheit hörte aber deshalb noch nicht auf, da er wiederholt officielle Functionen übernahm, um deren Durchführung er ersucht wurde.

In dieser Beziehung sind beispielsweise zu nennen: die Constatirung und Verwerthung der großen und werthvollen Eichenaltholz-Ueberschüsse Slavoniens sowie die Vorschläge zur Aufforstung der dem Militärärar gehörigen Banater Sandwüste. Die gründliche Erledigung dieser beiden Arbeiten erforderte die Bereisung der bezüglichen Forste und Gegenden, welcher sich W. unterzog. Ende 1871 übernahm er das Arrangement der Ausstellung des Ungarischen Forstwesens auf der Wiener Weltausstellung, wobei er großes Verständniß für die sachliche Inscenirung und zugleich Geschmack entfaltete. Im J. 1874 erhielt er den Auftrag des commandirenden Generals Freiherrn v. Mollinary, den kroatisch-slavonischen Karst zu studiren und Vorschläge bezüglich dessen Wiederbewaldung zu machen. Für die gleichfalls auf Grund persönlicher Inaugenscheinnahme bewirkte Durchführung dieser Aufgabe erhielt er den Orden der Eisernen Krone III. Classe, womit die Erhebung in den erblichen Ritterstand verbunden ist.

Neben allen diesen mannichfachen Beschäftigungen in den verschiedensten dienstlichen Stellungen nahm W. auch lebendigen Antheil am forstlichen Vereins- und Zeitschriftenwesen. Er gehörte mit zu den drei Begründern des Oesterreichischen Reichsforstvereins (1849). Nachdem er dauernd nach Wien übergesiedelt war, trat er in das Directorium und später in das Präsidium

dieses Vereines ein und bekleidete das Amt eines zweiten Präsidenten von 1860 bis 1878. Die Redaction der Vereinsschrift (Oesterreichische Monatsschrift für Forstwesen) führte er von 1862 ab. In diese Zeitschrift lieferte er zahlreiche und werthvolle Beiträge, insbesondere Leitartikel über forstliche Tagesfragen. Seine Feder griff in alle Gebiete der österreichischen Forstpolitik ein. Mit besonderer Vorliebe behandelte er die Angelegenheiten des Holzhandels, der Industrie und des Aktienwesens auf forstlichem Gebiete, was ihn bei seinem schneidigen Wesen wiederholt in Conflicte mit dem Verein brachte, die schließlich seinen Rücktritt von der Redaction (1882) zur Folge hatten. (Vom 1. Juli 1882 ab ging die Monatsschrift unter der Bezeichnung „Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen“ an Robert Micklitz als Redacteur über.) Ferner betheiligte er sich an der Gründung des Ungarischen Forstvereins (1851) und an dessen späterer Umgestaltung (1861). Von 1860 bis 1865 fungirte er auch in diesem Vereine als zweiter Präsident.

Sein gesundheitlicher Zustand zwang ihn schließlich, ganz vom öffentlichen Leben zurückzutreten, namentlich von solchen Veranstaltungen, die lautes Sprechen verlangten. Nachdem 1877 abermals ein Blutsturz eingetreten war, legte er sein Amt als Vorsitzender des Reichsforstvereins 1878 nieder und zog sich 1883 ganz in das Privatleben zurück. Einen großen Theil seiner Muße verbrachte er auf einem kleinen Landsitze in Klosterneuburg bei Wien. Die Thätigkeit war ihm aber auch hier noch Bedürfniß. Er beschäftigte sich immer noch mit Vorliebe mit dem Güter- und Forstwesen vom socialen Standpunkt aus im Hinblick auf die österreichischen Verhältnisse. Den Plan, seine Biographie in zwei Theilen zu schreiben, von denen der erste bloß auf das Persönliche sich beziehen, während der zweite sein öffentliches und fachliches Wirken schildern sollte, scheint nicht zur Ausführung gelangt zu sein. Dies ist entschieden zu bedauern, weil durch diese Unterlassung werthvolle Rückblicke und geistreiche Vorblicke, die mancherlei Anregung gegeben haben würden, nicht zur Kenntniß der Epigonen gelangt sind.

Große Ehrungen durch Gratulationen, Adressen von Vereinen und Privaten, insbesondere von seinen früheren Hörern aus allen Kronländern der großen Monarchie, sowie sonstige Zeichen von Verehrung wurden W., dem Nestor der österreichischen Forstmänner, dem „forstlichen Humboldt“, wie er von Manchem genannt wurde, am 6. März 1894 zu Theil, an welchem Tage er sein 80. Lebensjahr zu verleben das Glück hatte. Mit vollem Recht! Denn er hatte alle ihm gewordenen Auszeichnungen durch sein Streben und Wirken für Oesterreichs Wohlfahrt, durch sein Wollen und Handeln für das allgemeine Wohl reichlich verdient.

Nach drei Seiten hin hat W. fruchtbringend, sogar bahnbrechend gewirkt: in der österreichischen Staatsforstverwaltung, im Lehrfach und als Schriftsteller.

Von energischem, stürmischem, zu Reformen geneigtem Naturell hat er sich in erster Linie um die Hebung der österreichischen Forstwirthschaft nach allen Richtungen hin, um ihre Befreiung von dem Drucke vormärzlicher Ueberlieferungen und um die moderne Ausgestaltung aller forstlichen Einrichtungen große Verdienste erworben. Was er als richtig erkannt hatte, vertrat er mit Feuereifer und großer Energie. Die rücksichtslose Kritik aller öffentlichen Zustände, die ihm nicht zusagten, war seine stärkste Seite, zumal, wenn es galt, die Standesinteressen der Forsttechniker zu fördern. Er besaß selbst ein scharf ausgeprägtes Selbstbewußtsein, übertrug dieses aber überhaupt auf die forstlichen Fachkreise. Seiner Ueberzeugung, die ihm über alles ging,

opferte er sogar einige Male seine Stellung, mochte sie auch noch so glänzend sein, wie aus der Schilderung seines Lebensganges hervorgeht.

Auch als Organisator des forstlichen Unterrichts hat dieser genial angelegte, rastlos thätige Mann Großes geleistet. Während seiner Lehrthätigkeit als Director von Mariabrunn verstieg er sich zwar, wenn er Widerstand bei seinen Collegen fand, durch sein ungestümes Vorwärtsdrängen oft zu unnöthiger Schärfe. Allein seinen Reformideen lagen doch stets große und zugleich praktische Gesichtspunkte zu Grunde, für welche kleinlichen, pedantischen und zaghaften Naturen das richtige Verständniß leicht abgeht. Es liegt außerdem im Wesen jeder Herrschernatur, daß sie zur Schärfe geneigt ist. Besondere Erwähnung verdient hier noch, daß er durch seine rastlose Betriebsamkeit großartige Sammlungen von Lehrmitteln jeder Art (Geräthe, Instrumente, Modelle, Naturobjecte ꝛc.) zu Stande brachte. Als Lehrer erfreute er sich der vollen Verehrung und Zuneigung seiner Hörer. Er war ein Meister der Rede, der es vortrefflich verstand, die forstliche Jugend mächtig anzuregen und für ihr Fach zu begeistern. Selbst einen spröden statistischen Stoff mit vielen Zahlen wußte er interessant zu gestalten.

Gleiche Befähigung zeigte er auch als Schriftsteller. Als scharfer Denker, klarer Kopf und zugleich eleganter Darsteller behandelte er schwierigere forstliche Fragen selbst für das große allgemeine Publicum in verständlicher Fassung und anregender Form. Man kann im Hinblick auf diese Eigenschaften wohl behaupten, daß er unter den forstlichen Schriftstellern Oesterreichs den ersten Rang einnimmt. Seine selbständigen Werke und Abhandlungen in der Zeitschriftenlitteratur beziehen sich vorwiegend auf die forstlichen Administrativfächer (Forstpolitik, Forststatistik, Forstverwaltung ꝛc.); jedoch schrieb er auch über Gegenstände der forstlichen Productionslehre. Nachstehend folgt ein chronologisches Verzeichniß über seine Werke:

„Die Oesterreichischen Alpenländer und ihre Forste", 2 Theile (1853). I. Theil: Die Natur, das Volk, seine Wirthschaft und die Forste der Oesterreichischen Alpenländer. II. Theil: Forststatistik der österreichischen Kronländer Kärnthen, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg; „Dienstunterricht für die öffentlichen Forst- und Jagdwachen des österreichischen Kaiserstaates. Eine Schrift für Forst- und Gutsbeamte, Wald- und Jagdbesitzer, Gerichts- und politische Beamte, Forst- und Jagdaufseher ꝛc." (1855; zweite Auflage 1868); „Die Einrichtung des Forstdienstes in Oesterreich in seinem Zusammenhange mit der Domänen-, Montan- und Finanzverwaltung. Ein Buch für Güterbesitzer, Forstwirthe, höhere Domänen-, Montan- und Finanzbeamte" (1861; neue wohlfeile Ausgabe 1866); „Die Verrechnung der Urproduction (Land-, Forst-, Berg- und Domänenwirthschaft)" (1869 oder 1870); „Der Europäische Flugsand und seine Cultur" (1872); „Die Bodencultur Oesterreichs. Im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums" (1873, gemeinschaftlich mit J. R. Lorenz); „Das Karstgebiet Militärkroatiens und seine Rettung, dann die Karstfrage überhaupt" (1877); „Das Futterlaub, seine Zucht und Verwendung" (1877); „Gedanken über unsere forstliche Unterrichtsfrage" (1880); „Forstliches Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn" (1880, 1881 und 1882). In diesem umfassend angelegten Werke gedachte W. eine österreichische Landeskunde für die Interessenten des Forstwesens zu schaffen. Im ersten Jahrgang ist die österreichische Monarchie als Ganzes behandelt (1880). Im zweiten und dritten Jahrgang sind die Donauländer (Ober- und Niederösterreich mit Wien) dargestellt (1881 ff.). Die weitere Fortsetzung dieses Unternehmens, durch welches der Cultur ein bisher noch wenig bebautes Feld von großer Fruchtbarkeit eröffnet wurde, mußte leider wegen mangelnder

Unterstützung unterbleiben. „Oesterreichs Jagdrecht, seine morschen Stellen und seine zeitlich beste Reform mit Beginn 1890.“ Außerdem gab er das Hauptwerk von Leopold Grabner: „Grundzüge der Forstwirthschaftslehre“, zwei Bände in 3. Auflage, und zwar beide Bände zusammen, heraus (1866). — Von der Aufzählung der zahlreichen Abhandlungen und Mittheilungen in der forstlichen Journallitteratur, in Berichten der Wiener Handelskammer u. s. w. muß mit Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raum abgesehen werden.

W. gehört mit zu den Koryphäen unter den österreichischen Forstmännern. Sein Name ist daher mit der Geschichte des österreichischen Forstwesens untrennbar verknüpft. Seine sterbliche Hülle liegt — seinem Wunsche gemäß — auf dem Friedhofe zu Mariabrunn; er wollte an der Stätte ruhen, welcher er seine beste Kraft als Bildner der akademischen Jugend gewidmet hatte.

Am 2. April 1901 erschien ein von zahlreichen Notabilitäten unterzeichneter Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Joseph Wessely (und eines zweiten für Robert Micklitz). Beide auf dem Linnéplatz unmittelbar vor dem Gebäude der k. k. Hochschule für Bodencultur errichteten Denkmäler wurden am 16. Mai 1908 unter großartiger Theilnahme enthüllt. Sie sind vorzüglich gelungen und ein schönes Zeugniß dafür, wie hoch man in Oesterreich verdiente Forstmänner ehrt.

G. von Schwarzer, Biographien ꝛc., S. 27. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1882, S. 33 (Biographie); 1898, S. 414 (Todesnachricht); 1899, S. 96, hier 98 (Forstliches aus dem Jahre 1898). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1882, S. 493 (Rücktritt von der Redaktion der Oesterreichischen Monatsschrift für Forstwesen); 1899, S. 64 (Todesnachricht); 1899, S. 175 (Joseph Wessely und Robert Micklitz). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1885, S. 34 (Biographie mit Porträt); 1888, S. 268, hier 274 (der „Berühmteste“ und die „Aeltesten“ aus der Forstlehranstalt Mariabrunn. Kurze Biographie mit Bild, von Dimitz); 1894, S. 132 (80. Geburtstag); 1894, S. 180 (Achtzigster Geburtstag, von B); 1898, S. 511 (Forstliche Trauertage, betr. das Ableben, von β); 1901, S. 235 (Wessely-Micklitz-Denkmäler). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1899, S. 114 (Nekrolog); 1899, S. 365 (Kurzer Nekrolog, von Laspeyres). — Die mährisch-schlesische Forstlehranstalt Aussee-Eubenberg während ihres ersten Vierteljahrhunderts. Denkschrift von Fr. Kraetzl. Olmütz, 1877, S. 48. — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien, 1894, S. 170 (80. Geburtsfest mit Porträt, von K.); 1898, S. 414 (Todesanzeige und Bericht über die Leichenfeier, von Fr. Kraetzl; 1901, S. 171 (Aufruf zur Gründung eines Denkmals); 1905, S. 53 (Wessely- und Micklitz-Denkmäler). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, 1894, S. 93 (Mittheilung über die Feier des 80. Geburtstages mit Bild); 1898, S. 209 (Todesanzeige); 1898, S. 346 (Nekrolog); 1901, S. 129 (Denkmäler für Joseph Wessely und Robert Micklitz, Aufruf), S. 223 (Beiträge für die Wessely-Micklitz-Denkmäler), S. 469 (desgl., zweiter Ausweis); 1902, S. 83 (desgl., dritter Ausweis); 1905, S. 85 (Wessely- und Micklitz-Denkmäler). — Oesterreichische Forst-Zeitung, 1894, Nr. 9 (Biographie mit Porträt). — Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, 1898, S. 362 (kurzer Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1908, S. 132 (Denkmäler für Wessely und Micklitz, von Dr. L. Dimitz). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, 1908, S. 191 (Enthüllung der Denkmäler); Centralblatt für das gesammte Forst-

wesen, 1908, S. 308 (desgl.); Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1908, S. 332 (desgl.); Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1908, S. 503 (desgl.).
R. Heß.

Westermayer: Georg W., Historiker und Litterarhistoriker, geboren am 13. April 1836 zu Rosenheim, † am 17. December 1893 zu Feldkirchen bei Aibling. Er besuchte 1846—50 die Lateinschule in Rosenheim, 1850—52 das Gymnasium in Freising, 1852—55 das Wilhelms-Gymnasium in München; die philosophischen Studien machte er 1855—57 an der Universität München, studirte dann 1857—60 Theologie am Lyceum zu Freising und empfing daselbst am 5. Juni 1860 die Priesterweihe. Er wurde dann zuerst Cooperator in Prien, 1865 Cooperator in Tölz, 1867 Benefiziat und Prediger daselbst, 1879 Pfarrer in Feldkirchen, 1890 auch Kammerer des Decanats Aibling 1885 erzbischöflicher geistlicher Rath. — Litterarisch machte sich W. besonders bekannt und verdient durch seine gediegene, auch Uebersetzungen enthaltende Balde-Biographie: „Jacobus Balde, sein Leben und seine Werke“ (München 1868). Auf dem Gebiete der Provinzial- und Diöcesan-Geschichte, das er als eifriger Forscher bearbeitete, sind seine Hauptwerke die „Chronik der Burg und des Marktes Tölz“ (Tölz 1871; 2. Aufl. 1893) und die Fortsetzung der „Statistischen Beschreibung des Erzbisthums München-Freising“ von Anton Mayer (von W. ist Lfg. 18—33, = Bd. II, S. 441—828 und Bd. III; Regensburg 1878—84). Eine Reihe von kleineren Arbeiten, besonders zur bayerischen Gelehrtengeschichte, sind in den Historisch-politischen Blättern (Bd. 74, 79, 100, 102), der Allgemeinen Deutschen Biographie und der 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte enthalten. Erwähnt sei noch der Aufsatz: „Die Anlegung und regelmäßige Fortführung der Pfarrchroniken“ (Beilage zum Amtsblatt für die Erzdiöcese München und Freising, 1890, Nr. 3, S. 25—39).

M. Stigloher im 56./57. Jahresberichte des Historischen Vereins von Oberbayern (München 1895), S. 33—45. Dasselbe auch in der Beilage zum Amtsblatt für die Erzdiöcese München und Freising, 1896, Nr. 2, S. 13—25. — Georg Westermayer in Bild, Poesie und Prosa; Rosenheim 1901. Mit Portr. (Im Anhang eine Auswahl ungedruckter Gedichte. — Fr. S. Rausch, Leben und Werke Georg Westermayer's; Tölz 1901.
Lauchert.

Wetzell: Georg Wilhelm W., geboren am 23. Januar 1815 zu Hofgeismar in Kurhessen, Sohn des Rectors der dortigen Stadtschule, in dieser und dann auf dem Kasseler Gymnasium vorgebildet, studirte von Michaelis 1833 an zu Marburg Rechtswissenschaft in Verbindung mit philosophischen, geschichtlichen, philologischen Disciplinen — mächtig angezogen und gefördert durch Puchta —, bestand im Frühjahr 1838 das sog. Candidatenexamen und besuchte dann die Berliner Universität, wo er Savigny, Klenze, Rudorff, Ranke, Ritter ꝛc. hörte.

Der Wissenschaft gewonnen durch Puchta's und Savigny's Lehre und entschlossen, die akademische Laufbahn einzuschlagen, ging er von Berlin nach München, um an Schelling's Philosophie die Weltanschauung zu gewinnen, die er sein Leben hindurch festgehalten hat.

Auf Grund der Dissertation „Lex XII tabularum rerum furtivarum usucapionem prohibet“ promovirte er am 16. Mai 1840 in Marburg und erhielt zugleich die venia legendi. Seine dortige Lehrthätigkeit, die sich auf Civilproceß und römisches Recht erstreckte, währte bis Herbst 1851.

Als Mitarbeiter an Richter's und Schneider's Kritischen Jahrbüchern (Besprechungen von Sartorius' Widerklage, 1843, S. 599 fg., von Planck's

Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Proceßrecht, 1847, S. 120 fg. u. s. w.) trat er in dieser Zeitschrift 1848 (S. 769 fg.) dem von Briegleb (Joannis Faxioli et Bartoli de Saxoferrato de summaria cognitione commentarii; Summatim cognoscere quid et quale fuerit apud Romanos; beide Schriften von 1843) aufgestellten Begriff der summarischen Cognition (objective Beschränkung des Beweises auf die „summa causae“, die nächsten und unerläßlichsten Voraussetzungen des Anspruchs, nicht qualititative Unvollkommenheit der Beweisgründe) entgegen, indem er seinerseits die Bescheinigungstheorie (Feststellung eines Rechtsverhältnisses nach bloßen Wahrscheinlichkeitsgründen) verfocht: eine Controverse, die auf die Civilproceßdoctrin sehr anregend gewirkt hat und demnächst von Briegleb in seiner „Einleitung in die Theorie der summarischen Processe“ 1859, von W. im § 29 seines Civilproceßsystems fortgeführt wurde.

Aus der Marburger Zeit datiren ferner: „Der römische Vindicationsproceß“, 1845 (wesentlich eine Untersuchung über die cautio judicatum solvi, Puchta gewidmet); der Nekrolog Puchta's (in Huber's Janus 1846, S. 337 fg., abgedruckt in Rudorff's Ausgabe der kleinen civilistischen Schriften Puchta's); „Bedenken gegen die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit“, 1848 (W. befürwortet Beibehaltung der akademischen Gerichtsbarkeit in Disciplinarsachen einschließlich der polizeilichen Straffälle und in Civilsachen der Studirenden); die „Disputatio de quaestione, adversus quem in integrum restitutio imploranda sit“, Rectoratsprogramm 1850.

In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten und seiner Lehrerfolge wurde W. 1845 zum außerordentlichen, 1846 zum ordentlichen Professor ernannt und, nachdem er 1849 auf 50 das Prorectorat in Marburg bekleidet hatte, im Sommer 1851 als Nachfolger von Bruns für die Professur des römischen Rechts und des Civilprocesses nach Rostock berufen.

Die Rostocker Periode, Herbst 1851 bis Frühjahr 1863, ist der für die Wissenschaft und die Rechtslehre werthvollste Abschnitt seines Wirkens. Er war ein außerordentlich beliebter Docent und hat durch seine Vorlesungen auf die Entwicklung des mecklenburgischen Juristenstandes und damit auf den wissenschaftlichen Geist der mecklenburgischen Praxis nachhaltigen Einfluß geübt.

In Rostock schuf er auch das Hauptwerk seines Lebens, das „System des ordentlichen Civilprocesses“ (1. Aufl. 1854—1861, 2. 1863—1865, 3. 1871 bis 1878), die weitaus beste Gesammtdarstellung, die der gemeinrechtliche Proceß erhalten hat, und eine der hervorragendsten Leistungen der historischen Rechtsschule. Auf dem Grunde vollster Beherrschung der Quellen und Litteratur wird die Bildung der Proceßinstitute von den Anfängen bis zu ihrer schließlichen Gestalt geschildert und so ein historisch-systematisches Gesammtbild gewonnen, das die Kenntniß des gemeinen Civilprocesses der modernen Juristenwelt aufs trefflichste vermittelt und auf lange hinaus der Wissenschaft unentbehrlich sein wird.

Im April 1863 folgte W., nachdem er früheren Berufungen (nach Greifswald, Jena) sich versagt hatte, einem Rufe nach Tübingen, wo er noch drei Jahre hindurch mit stets wachsendem Erfolge gelehrt hat. Schweres Geschick, Tod der Gattin, des einzigen Kindes, mag ihm den Entschluß, von Rostock zu scheiden, erleichtert haben.

Von seinen akademischen Reden ist neben der Tübinger Antrittsrede über „das Wesen und die Bedeutung der Nationalität“ (1863) erwähnenswerth die Gedächtnißrede auf Stahl, die er als Rostocker Rector am 28. Februar 1862 gehalten und in der Neuen Preußischen Zeitung vom 27. März 1862 publicirt hat. Sie ist, wie der Nekrolog Puchta's, charakteristisch für die

wissenschaftliche, politische, kirchliche Stellung nicht nur des Gefeierten, sondern auch ihres Verfassers. Der starke Einfluß der Schelling'schen Philosophie auf die Gedankenwelt der geschichtlichen Rechtsschule tritt charakteristisch in dem Nachrufe an Puchta hervor.

Im Frühjahr 1866 vertauschte W. das akademische Lehramt mit dem staatsmännischen Berufe. Sein früherer Landesherr Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg hatte ihm die Leitung des Schweriner Ministeriums des Innern angetragen. Für die Rechtswissenschaft bedeutete dieser Wechsel einen schweren Verlust. Den W. Nahestehenden wird sein Entschluß nicht unerwartet gekommen sein, eine Neigung zu staatsmännischem Wirken war schon in seinen Schriften gelegentlich erkennbar geworden. Getreu seinen streng conservativen und positiv-kirchlichen Anschauungen hat W. sein hohes Amt bis 1. October 1886 im Sinne und zur vollen Anerkennung (1877 Titel Excellenz, 1882 Großkreuz des Hausordens der Wendischen Krone) des Großherzogs geführt. Ein zweiter Ehebund wurde ihm Quelle dauernden Glückes.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Rostock, der ihm liebgewordenen Stadt, in der er einst als Lehrer und Forscher sein Bestes geleistet hatte, die weitere Entwicklung des Rechtes und der Jurisprudenz mit vollem Interesse, wenn auch den eigenen wissenschaftlichen Traditionen entsprechend nicht immer mit Beifall begleitend. Körperliche Rüstigkeit und seltene geistige Frische blieben ihm bis ins höchste Alter bewahrt. Nachdem er noch an seinem 50jährigen Doctorjubiläum, 16. Mai 1890, sich zahlreicher Ehrungen (Festschriften der Marburger Juristenfacultät und Sohm's, seines Schülers aus der Rostocker Periode, Erhebung in den mecklenburgischen Adelsstand ꝛc.) hatte erfreuen können, ist er am 22. October des nämlichen Jahres ohne vorangegangene Krankheit einer Herzlähmung erlegen.

Nachruf in den „Hessischen Blättern“, Nr. 1690 vom 12. November 1890. — Oetker, Georg Wilhelm von Wetzell, Zeitschrift f. deutschen Civilproceß Bd. 15, S. V—XX. — Ueber Wetzell's Wirken als Ministerial-Vorstand findet sich einiges Material bei v. Hirschfeld, Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (Leipzig 1891), Bd. II.

Oetker.

Wieck: Karl Ferdinand W., Rector und Professor am Domgymnasium in Merseburg, wurde geboren am 18. Januar 1787 in Trossin bei Torgau und starb am 8. December 1864. Der Vater, ein Geistlicher, bereitete den talentvollen Sohn zur Aufnahme in die sächsische Fürstenschule St. Afra in Meißen vor. Dreizehn Jahre alt, wurde Ferdinand in die berühmte Anstalt aufgenommen, wo Lessing seine akademische Vorbildung gefunden hatte. Mit einer tüchtigen classischen Bildung versehen, wie sie die Fürstenschulen zu geben pflegten, setzte W. in Leipzig unter berühmten Lehrern, von denen ich nur den großen Philologen G. Hermann nenne, seine Studien fort. Vor allen Dingen vertiefte er sich in philologische, philosophische und theologische Lectüre. Nach Beendigung seiner gründlichen akademischen Bildung, und nachdem er in der theologischen Staatsprüfung in Dresden mit der Censur „vorzüglich“ bestanden hatte, übernahm er in Altenburg nur auf kurze Zeit eine Hauslehrerstelle und wurde sehr bald als Nachfolger für den nach Schleusingen als Conrector versetzten Karl Christian Schmidt an die Landesschule Pforta berufen und am 19. Juni 1810 von dem ehrwürdigen Rector David Ilgen in sein Amt als Collaborator eingeführt. Mit Eifer und Hingebung, bekannt mit den Sitten und Gebräuchen geschlossener Anstalten, verwaltete er geschickt und gewissenhaft sein Amt bis Johanni 1817.

In diesem Jahre siedelte er als Conrector an das Gymnasium nach Merseburg über. Hier, wie Hiecke, sein treu ergebener Schüler und später sein intimer Freund und Amtsgenosse, schreibt (s. A. D. B. XII, 385 ff.), erschloß er durch die Art seines Unterrichts begabten Schülern ein höheres geistiges Leben. Hiecke hebt insbesondere das für seine Individualität wichtige Moment hervor, daß er auf den Rath Wieck's der ausgebreiteten Romanlectüre, welche sein leicht empfängliches Gemüth zu gefährden drohte, entsagte und fortan bestrebt gewesen sei, mit unermüdlichem Eifer in den antiken und modernen Classikern hinter der schöneren Form auch den tieferen Gehalt zu erfassen. Schon nach ³/₄ Jahren wurde W. nach Pforta geschickt, um nach dem Abgange des Magisters Gernhard als Diakonus und 4. Professor eine neue Thätigkeit an der berühmten Anstalt zu eröffnen. Auch in dieser Stellung bewährte er seine ungewöhnliche Tüchtigkeit, seine Predigten zeichneten sich durch reichen Inhalt und rednerische Gewandtheit aus, sein Unterricht war äußerst fruchtbar. Hier lernte er auch seine spätere außerordentlich tüchtige, schlagfertige, gewandte Gattin, Marianne Kuffs, Tochter des damaligen Schulpächters, kennen, die mit dem geistvollen Manne bis an sein Lebensende Freud und Leid getheilt, ihn in seinem Alter treu und gewissenhaft gepflegt hat.

Doch schon nach wenigen Jahren (1822) wurde W. seinem segensreichen Wirkungskreise wieder entrissen und als Rector des Domgymnasiums nach Merseburg versetzt. Vor allen freute sich Hiecke, der ein besonderer Verehrer des vorzüglichen Mannes war, seiner Wiederkehr. Unter sehr schwierigen Verhältnissen trat W. sein Amt an. Das Gymnasium war unter dem Vorgänger Hennecke und unter dem Einflusse des zum Trunke neigenden Conrectors Weiße gänzlich heruntergekommen. Dieser erbärmliche Zustand der höheren Bildungsanstalt der alten Stiftsstadt wurde nicht bloß von Schülern, sondern auch von den Bürgern schmerzlich empfunden. Auf Grund der kurzen Wirksamkeit Wieck's als Conrector (1817—1818) erwartete man von dem neu eintretenden Rector eine neue Epoche der höheren Bildungsanstalt. Die Primaner ritten ihm in studentischer Weise bis zu dem an der Landstraße zwischen Merseburg und Naumburg gelegenen Gasthof „Luftschiff“ feierlich entgegen, um ihn zu begrüßen. Man hatte sich in der Wahl des neuen Rectors nicht getäuscht. Durch seine pflichttreue Thätigkeit und durch die anregende Art seines Unterrichts überwand er die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten.

Der Wunsch, den verehrten Lehrer bei der Aufrichtung der heruntergekommenen Anstalt zu unterstützen, bewog den trefflichen Schüler Hiecke, obwohl derselbe inzwischen bereits durch selbständige Studien die Reife für die Universität erworben hatte, zu einem zweijährigen Aufenthalt in der Prima über das bereits vollendete Triennium hinaus. Nachdem Hiecke seine akademischen Studien unter der Leitung des geistvollen Karl Reisig in Halle begonnen und in Berlin zum Abschluß gebracht hatte, kehrte er nach Merseburg zurück, um unter dem Beirath seines heißgeliebten W. sein Probejahr abzuleisten. Nach einer kurzen Beschäftigung als Hauslehrer und an dem Stiftsgymnasium in Zeitz wurde Hiecke 1837 an dem Gymnasium in Merseburg zu seiner und Wieck's Freude nach Haun's Weggange nach Mühlhausen als Conrector angestellt. Eng befreundet war der Rector W. mit seinem Conrector Hiecke; gleiche wissenschaftliche Interessen schlangen um sie eine innige Freundschaft. Das ausgezeichnete Buch über den deutschen Unterricht auf Gymnasien (1842) widmete Hiecke seinem heißgeliebten Rector.

Die Programme, welche W. veröffentlichte: „Zwei Abhandlungen über die Elektra des Sophokles und die Choephoren des Aeschylos nebst An=

merkungen zu beiden Stücken", Merseburg 1825 (die Abhandlung über die Sophokleische Elektra nahm Hiecke in sein deutsches Lesebuch, das in den 30er Jahren erschien, auf), fanden Anerkennung. Die 1852 über die Vögel des Aristophanes erschienene Abhandlung fand zwar nicht den Beifall des feinsinnigen Koechly, zeigte aber deutlich, daß W. sich auch mit diesem unvergleichlichen griechischen Komiker beschäftigt hatte. Für die Goethefreunde haben die im J. 1837 erschienenen Abhandlungen über Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters besonderes Interesse, seine theologische Bildung trat in der geistvollen Rede hervor, die er am 1. Juli zur Eröffnung der 300jährigen Religionsfeier in Merseburg gehalten hat. W. besaß ein tief religiöses Gemüth. In schweren und trüben Tagen, die in keiner Familie fehlen, pflegte er die Bibel zur Hand zu nehmen und sich sinnend in sie zu vertiefen, vor allem liebte er die Psalmen, über welche er auch begeisterte und begeisternde Vorträge ab und zu in der Aula des Gymnasiums zu halten pflegte. Begeistert war er von dem Kleinen Katechismus Luther's. Auch Wieck's großer Schüler L. v. Ranke sagt in der „Geschichte der Reformation": „Der Katechismus, den Luther im Jahre 1529 herausgab und von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doctor er sei, ist eben so kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält. Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Moment: hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der den Weisesten der Weisen genugthut." So übernahm W. auch eine Zeit lang den Religionsunterricht in Quarta — der Generalsuperintendent Möller rühmte bei einer Revision die Leistungen der Quartaner auf diesem Gebiete —, wußte auch jüngere Seelen für diesen Unterricht zu gewinnen. An der ersten im J. 1846 abgehaltenen Generalsynode nahm er als vom König ernanntes Mitglied Theil. Während seines Berliner Aufenthaltes fand er gastliche Aufnahme im Hause des Bischofs Neander, mit dem er befreundet war, da Neander vor seiner Berufung nach Berlin Hof- und Domprediger in Merseburg gewesen.

Vor allen Dingen habe ich aus dem schriftlichen Nachlasse Wieck's, den mir sein Sohn, mein Schwager der Pastor W., überlassen hatte, ersehen, wie genau er, mit der Feder in der Hand, sich mit der Homerischen Dichtung, mit Pindar, den Platonischen Dialogen und den Sophokleischen Dramen beschäftigt hat. So versteht man das Bedauern, daß W. bei der Gründlichkeit und Vielsetigkeit seiner Studien nicht dazu zu bringen war, ein größeres, seiner Gelehrsamkeit entsprechendes Werk zu veröffentlichen. Er pflegte bei der fortwährenden Lectüre, die er trieb, seine Gedanken auf kleine Papierstreifen niederzuschreiben, die dann regelmäßig in den Papierkorb wanderten oder, da er ein starker Raucher war, zu Fidibussen benutzt wurden. Aber der Rector W. war nicht bloß ein vielseitiger, gründlicher Gelehrter, sondern auch ein Mann ohne Falsch, von einer seltenen Liebenswürdigkeit im Verkehr. Daher kam es, daß er von hallischen Professoren gern aufgesucht wurde. Der Theolog Karl Schwarz, später Generalsuperintendent in Gotha, die Historiker Max Duncker (später in Berlin), Röpell (später in Breslau), öfter auch der treffliche Tholuck u. A. erschienen namentlich Sonntags öfter, um mit dem geistreichen Merseburger Rector sich zu unterhalten. Ein strebsamer Pastor aus Globikau sprach regelmäßig in dem Rectorhause vor, um mit dem Bewohner des Hauses theologische und philosophische Fragen zu erörtern. Auch die jüngeren Lehrer, die sich auf Spaziergängen ihm anzuschließen pflegten, waren, wie mir der Curator der Bonner Universität Dr. Gandtner, welcher Lehrer der Mathematik in Merseburg gewesen war, erzählte, von der Art der

geistreichen Gespräche Wieck's ganz hingenommen. Mit L. v. Ranke hat W. in Pforta privatim Sophokles gelesen, so daß der fromme Vater Ranke's heidnische Einflüsse fürchtete, die W. auf seinen Sohn ausüben könnte.

In späteren Jahren versäumte L. v. Ranke nicht, wenn er auf seinen Reisen an Merseburg vorüberfahren mußte, in dem Wieck'schen Hause vorzusprechen. Charakteristisch für W. und Ranke zugleich ist, was in dem schönen von Alfred Dove herausgegebenen Buche „Zur eigenen Lebensgeschichte von Leopold v. Ranke" S. 23 mitgetheilt wird: „Von allen persönlichen Begegnungen bei weitem die werthvollste und nützlichste war die Freundschaft, welche mir einer der Collaboratoren, Wieck, später Director in Merseburg, damals bewies. Ein Mann von Tiefe der Anschauung, etwas dunkel in seinem Ausdruck, namentlich, wenn das Feuer des Gesprächs ihn ergriff; aber zugleich den Einwirkungen des Zeitgeistes sehr offen, für das Neue empfänglich und immer bemüht, das eine mit dem andern zu combiniren. Von den dortigen Menschen war er der Einzige, der einen Begriff von Goethe hatte; er hat mir zuerst von Faust gesprochen. Lange (Professor, später Rector von Pforta) liebte Schiller; er gab uns zuweilen einige sehr glücklich ausgesprochene Sentenzen, an denen er Gefallen fand, selbst zu Uebersetzungsversuchen. Wir lasen die Schiller'schen Stücke und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch beurtheilen zu können. Sie sind dem Standpunkte der Jugend durchaus gemäß, denn sie bringen große objective Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen; Farbe und Ton prägen sich dem Gedächtnisse ein. Das ist alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereigniß geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergibt. Da ist alles mehr subjectiv; ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. Auch war das alles nur vorübergehend; das ernstliche Studium gehörte ausschließend der alten Welt an. Und da kann ich es nun Wieck nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Alterthums einführte. Ich sehe noch die Erfurdter (Erfurdt [s. A. D. B. VI, 195 fg.] 1801 Conrector in Merseburg, 1813 Professor in Königsberg, wo er am 5. Februar 1818 gestorben ist) Ausgabe der Sophokleischen Stücke vor mir, die er besaß und die er vor sich hatte, wenn wir sie miteinander lasen. Wir gingen zu Aeschylos fort, der mir freilich noch fremd blieb. Aber schon genug, wenn man außer dem, was man in der Hauptsache zu fassen meint, noch etwas wahrnimmt, was jenseits steht und für die Zukunft bleibt. Wieck hatte einen vollkommenen Begriff von dem Unterschiede der drei Tragiker. Ich fand an Euripides Gefallen, namentlich den Phönissen, doch geschah es wohl durch Wieck, daß ich mich von Anfang an mehr mit Sophokles beschäftigte. Es versteht sich, daß ich ihn durchlas. Allein für mich, ohne die Theilnahme des Freundes, machte ich auch den Versuch, das eine oder das andere Stück zu übersetzen; Elektra übersetzte ich ganz und machte mit der Reinschrift dem Vater zu seinem Geburtstage ein Geschenk." So hat W. nach dem eigenen Bekenntniß des großen Geschichtschreibers in die Bildung desselben eingegriffen.

Bis zum Jahre 1855 waltete er unter manchen Widerwärtigkeiten seiner Gegner, unter denen sich auch wohl mißgünstige Collegen befanden, seines Amtes. Nach seiner Pensionirung siedelte er nach Leipzig über, wo eine seiner Töchter sich im Gesang ausbilden sollte. Auch hier hat er durch seine geistigen und sittlichen Eigenschaften angezogen, verehrungsvolle Freunde gefunden. In alter Weise lag er seinen geistigen Beschäftigungen ob, von alten Freunden und Verehrern öfter besucht. Im J. 1864 hauchte er, von allen, die ihn kannten, betrauert, seine reine Seele aus.

Hauptquelle vorstehenden Berichtes ist das Ecce, das Prof. Buchbinder am 8. December 1865 in Schulpforta dem Rector Wieck gehalten hat, nachgelassene Abhandlungen u. Mittheilungen seines Sohnes u. seiner Töchter.

Lothholz.

Wiedemann: Gustav Heinrich W., einer der hervorragendsten der aus der Magnus'schen Schule hervorgegangenen Physiker, wurde am 2. October 1826 zu Berlin geboren und starb am 23. März 1899 zu Leipzig.

Gustav W. stammte aus einem Berliner Kaufmannshaus; er verlor früh seine Eltern. Seine Jugenderziehung erhielt er in Bartels' Privatschule in Berlin und dann von 1838 an auf dem Cölnischen humanistischen Gymnasium, das unter der Leitung von August, dem Erfinder des Psychrometers, einem vortrefflichen Mathematiker, stand; es gab ihm eine ausgezeichnete philologische und mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung. Schon früh beschäftigte sich W., zunächst privatim, neben den Schularbeiten mit den Naturwissenschaften. Dabei erhielt er mancherlei Anregungen von seinem Onkel Gruel, einem damals hochangesehenen Mechaniker. In dem Gymnasium selbst förderten ihn in dieser Richtung Seebeck, Rob. Hagen und August. Die damalige freie Gestaltung des Unterrichtes ermöglichte dies ohne Schaden für die philologische Schulung, W. konnte noch bis in die oberen Classen seinen Söhnen die lateinischen und griechischen Hausaufgaben durchsehen.

Im J. 1844 bezog W. die Universität Berlin, trieb dort Physik, Chemie und Mathematik bei H. Rose, Dirichlet, Joachimsthal, Magnus, Dove, Mitscherlich und arbeitete in den Laboratorien von Sonnenschein und vor allem von Magnus. Mit einer Arbeit über das Biuret, die an einen von ihm als Gymnasiasten gemachten Fund anknüpfte, promovirte er 1847. Im J. 1850 habilitirte er sich in Berlin und las über Elektricität, Magnetismus und ausgewählte Capitel der theoretischen Physik. Von großer Bedeutung waren für Wiedemann's Entwicklung, wie für diejenige der zahlreichen damals in Berlin vereinigten Physiker, einmal die Theilnahme an dem Colloquium bei Magnus und dann die Sitzungen der Physikalischen Gesellschaft. Mit der Tochter Mitscherlich's verlobte sich W. gelegentlich einer geologischen Studienreise mit Mitscherlich in Italien. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder: Eilhard, jetzt Professor der Physik in Erlangen (geboren am 1. August 1852), Alfred, jetzt Professor der alten Geschichte und Aegyptologie in Bonn (geboren am 18. Juli 1856) und Margaretha, jetzt Frau Oberst v. Domarus (geboren am 12. Juli 1861). — In Berlin wurde auch der Grund zu der Freundschaft mit Helmholtz gelegt, die die beiden Gelehrten ihr ganzes Leben hindurch verband.

Im J. 1854 folgte W. einem Rufe als ordentlicher Professor nach Basel, dort lehrte er vor allem Experimentalphysik; daneben hielt er noch einzelne Vorlesungen über physikalische Geographie und Meteorologie, technische Anwendung der Wärme oder Technologie und hatte als Schüler u. a. Hagenbach und Zöllner; mit Beiden haben ihn noch lange freundschaftliche Beziehungen verknüpft. Besonders nahe stand ihm wissenschaftlich in Basel der geniale Schönbein. Die experimentellen Hülfsmittel in Basel waren klein. Der einzige heizbare Raum, mit einem Fenster nach dem Hof, hatte nur 15 Meter im Quadrat. Ein anderer, durch eine Glaswand von der Sammlung abgetrennt, war größer, aber nicht heizbar. Dem chemischen und physikalischen Institut stand nur ein Diener zur Verfügung, der zugleich Buchbinder und Hausmeister für das ganze Museumsgebäude war.

In Basel wie an allen anderen Orten seines Wirkens hat W. aber nicht nur seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten gelebt, sondern an allen Fragen des geistigen Lebens, freilich (trotz eines lebhaften patriotischen Empfindens)

mit Ausschluß der Politik, theilgenommen. In seinem Hause verkehrten nicht nur zahlreiche Gelehrte, sondern ebenso Beamte, Kaufleute, Industrielle, Künstler u. s. w. Dabei kamen ihm seine mannichfachen Interessen für litterarische und künstlerische Fragen sehr zu statten, die er auf Reisen und durch fleißige Lectüre in den Abendstunden förderte.

1863 nahm W. dann einen Ruf nach Braunschweig an das dortige Polytechnikum an, z. Th. um seine Söhne in Deutschland erziehen zu lassen, und bewogen durch die Erwartung auf ein Aufblühen dieser Hochschule. Für die organisatorische Voraussicht von W. ist charakteristisch, daß er in Braunschweig schon damals darauf hinwies, welchen Vortheil eine Erweiterung der dortigen Hochschule zu einer Handelshochschule bieten würde. Einen Ruf nach Marburg von Braunschweig hatte er abgelehnt, da ihm das allgemein anregende Leben in Braunschweig sehr werthvoll war; dagegen siedelte er zu Ostern 1866 nach Karlsruhe als Nachfolger von Eisenlohr über, wo ihm schöne Räume und die Sammlung reiche Gelegenheit zum Arbeiten boten, zum ersten Male in seiner Laufbahn. Auf Veranlassung der Regierung richtete er die meteorologischen Stationen Badens ein.

Mit seinen ursprünglichen chemischen Studien und Arbeiten auf physikalisch-chemischem Gebiet hing es zusammen, daß W. 1870 (Amtsantritt Ostern 1871) nach Leipzig als Professor der physikalischen Chemie berufen wurde. Nach seinem Lehrauftrag hatte er zu lesen physikalische Chemie im Sommer und anorganische Chemie im Winter; dabei hatte er ein physikalisch-chemisches Praktikum, sowie ein chemisches zu leiten, deren Räume zunächst nebeneinander lagen, dann aber räumlich getrennt wurden. Als um Ostern 1887 der damalige Physiker W. Hankel in Leipzig seine Stellung aufgab, kehrte W. wieder zur Physik zurück und vertrat dieselbe bis kurz vor seinem Tode 1899.

Eine größere Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten ist in den von W. geleiteten physikalischen und chemischen Laboratorien entstanden, sei es von eigentlichen Schülern, sei es von den ihm als Assistenten zur Seite stehenden selbständigen jungen Gelehrten. In vorzüglicher Weise verstand er es, mit Allen zu verkehren und sie durch die Regsamkeit seines Geistes und die Vielseitigkeit seines Wissens, auch dann durch die Erörterung allgemeiner Fragen, anzuregen, wenn ihr eigentliches Arbeitsgebiet dem seinigen ferner lag.

Vom Jahre 1877 an führte W. nach dem Tode von J. C. Poggendorff die Redaction der „Annalen der Physik und Chemie", die damals noch die einzige größere deutsche physikalische Zeitschrift waren, und fast bis zu seinem Lebensende gelang es W., ihnen diese Stellung zu erhalten; nur die technischen Gebiete und größere Theile der physikalischen Chemie spalteten sich ab. Neuerdings ist die Zersplitterung fort und fort gewachsen. Wiedemann's Bestreben war es, nur wirklich werthlose Arbeiten auszuscheiden; daß dabei auch ein Irrthum vorkommen konnte, war nur zu natürlich. Vor allem aber wirkte er darauf hin, daß alle persönlichen Schärfen vermieden wurden, und dies gelang ihm auch, dank dem Entgegenkommen der Physiker, in vollkommener Weise. Unterstützt wurde er bei seiner Redaction durch Helmholtz und Planck, die die Durchsicht der mathematisch-physikalischen Arbeiten übernahmen, und durch seinen Sohn. Die Redaction der Beiblätter, die 1877, noch vor dem Tode von Poggendorff, gegründet waren, führte sein Sohn E. Wiedemann, den er mit seinem Rath und durch die Uebernahme zahlreicher Referate aus dem Gebiete der Elektricität unterstützte.

Seit 1889 war W. Mitglied des Curatoriums der physikalisch-technischen Reichsanstalt. 1895 bei Gelegenheit der Sitzungen erkrankt, erholte er sich aber wieder vollkommen. 1899, am 25. März, ist er gestorben.

Rascher Ueberblick über die einzelnen Forschungen und zusammenhängende Gebiete, großes Gedächtniß, große Arbeitskraft und Eintheilung und Anwendung der Zeit waren ihm eigen. Er erledigte alles schnell. Trotz seiner sehr entgegenkommenden Natur, vertrat er, wenn es, z. B. bei Internationalen Congressen, darauf ankam, energisch die als richtig erkannte Meinung. Dabei unterstützte ihn eine große Sprachgewandtheit.

Neben der bereits oben erwähnten Arbeit über das Biuret sind noch die folgenden von Gustav W. anzuführen. Eine seiner ersten Beobachtungen betraf die Ausbreitung der Elektricität auf Flächen nicht regulärer Krystalle mittelst der Staubfiguren. Diese Ausbreitung erfolgte nach verschiedenen Richtungen in verschiedener Weise; sie schien einen Zusammenhang zwischen Lichtgeschwindigkeit und Wärmeleitung zu ergeben. Eine vollkommene Deutung der Versuche hat sich erst an der Hand der neuen Theorien ergeben. In der Habilitationsschrift wurde die kurz vorher von Faraday entdeckte elektromagnetische Lichtdrehung untersucht, bestätigt, daß sie mit der Feldstärke proportional ist und ihre Abhängigkeit von der Wellenlänge erforscht.

Allgemein bekannt ist die zuerst mit Franz ausgeführte und dann später allein fortgesetzte Untersuchung der Beziehung zwischen Wärme und Elektricitätsleitung von reinen Metallen und Legierungen. Die Arbeit führte zu der Wiedemann-Franz'schen Beziehung über die Proportionalität beider Leitvermögen, eine Beziehung, die im wesentlichen auch jetzt noch anerkannt wird. Die Erklärung für dieselbe, nach der W. stets suchte, haben erst die neueren theoretischen Betrachtungen über die Elektronen geliefert. Die erhaltenen Zahlen waren seiner Zeit die besten. Gelegentlich dieser Arbeit construirte W. auch das nach ihm benannte Galvanometer.

Von elektrochemischen Problemen beschäftigte ihn besonders die elektrische Endosmose, d. h. die Fortführung von Flüssigkeiten durch eine Röhre sowie poröse Diaphragmen durch den elektrischen Strom; dabei wurde die Abhängigkeit des endosmotischen Druckes von der Stromstärke, der Natur der Diaphragmen und dem Gehalt der Lösungen festgestellt.

Anschließend an diese Arbeiten und im Zusammenhang mit denen von Hittorf untersuchte W. die Ueberführungszahlen in Elektrolyten. Dabei wandte er sich scharf gegen die theoretischen Anschauungen Hittorf's; als die weitere Entwicklung der Wissenschaft letztere als richtig erkennen ließ, hat er offen sich denselben angeschlossen. — Hier wäre noch die Arbeit über die Dampfspannung wasserhaltiger Salze zu erwähnen, aus der man damals einen Anhalt für die chemische Verwandtschaft zu gewinnen hoffte.

Eine große Anzahl von Arbeiten betreffen die Magnetisirung des Eisens und die Beziehungen der Magnetisirungserscheinungen und der mechanischen Deformation. Dabei ergab sich ein weitgehender Parallelismus beider Erscheinungen. Mögen im Lauf der Zeit auch die theoretischen Anschauungen, die diesen Arbeiten zu Grunde liegen, sich ändern, jede neue Theorie wird den gefundenen Resultaten Rechnung tragen müssen.

Von besonderer Bedeutung sind die Abhandlungen über die Magnetisirung der Salze; Arbeiten, die nur ein physikalisch und chemisch gleich geschulter Experimentator unternehmen konnte, da Spuren eines Eisengehaltes die ganzen Resultate fälschen mußten. Der Nachweis, daß ein bestimmter, jeder „Oxydationsstufe" eigner Atommagnetismus besteht, hat nach den verschiedensten Richtungen Werth; vor allem kann er bei Betrachtungen über Constitution Aufschlüsse geben; weiter kann er den Dissociationszustand von Eisenoxydsalzen in den Lösungen erkennen lassen. W. legte ein besonderes Gewicht darauf, daß bei seiner Methode nicht irgendwie in den vorhandenen Zustand

chemisch eingegriffen wurde. Von besonderem Interesse war die in peinlichster Weise geprüfte Thatsache, daß zwei diamagnetische Elemente, wie Kupfer und Brom, einen magnetischen Körper ergeben können. Eine Messung mit vollkommenen Hilfsmitteln, die ihn lange unter sehr ungünstigen Umständen, wie Arbeiten in ungeheizten Räumen, beschäftigte, war eine Ohmbestimmung mittelst der von Weber entworfenen und von W. umgeänderten Hilfsmittel. Ein besonderes Interesse wandte W. auch den Gasentladungen zu. Nach sinnreichen Methoden bestimmte er die Potentiale und zeigte aus der Erwärmung, welche die Entladung bewirkte, daß in den Gasen die Gesetze, welche den Stromdurchgang durch feste und flüssige Leiter bestimmen, nicht mehr gelten.

Das Hauptwerk von Gustav W. war sein großes Handbuch, das in den ersten zwei Auflagen den Titel: „Lehre vom Galvanismus" und seit der dritten den erweiterten „Die Lehre von der Elektricität" trug. Während die ersten beiden Auflagen nur den galvanischen Strom und den Magnetismus und deren Beziehungen behandeln, haben die beiden letzten auch entsprechend der neuen Entwicklung die frühere Elektrostatik aufgenommen. Die Bedeutung des Buches ist von F. Kohlrausch, der das Erscheinen der ersten Auflage als junger Gelehrter mit erlebte, nach einer Schilderung des damaligen Standes der Wissenschaft folgendermaßen charakterisirt: „In diesen Zustand fiel Wiedemann's Unternehmen, zum ersten Mal ‚die Leistungen als geordnetes Ganzes darzustellen'. Es wäre vielleicht kein Anderer im Stande gewesen, diese Aufgabe so wie er auszuführen. In klarer Darstellung, übersichtlicher Anordnung, mit eingehenden, sorgfältigen Litteraturangaben versehen und in einer Vollständigkeit, die bei dieser ersten Bearbeitung besonders anerkennenswerth ist, stand das ganze, großartige Gebiet plötzlich vor unseren Augen. Welchen Dienst der Verfasser hierdurch der Physik erwiesen hat, kann mit solcher Empfindung nur beurtheilen, wer selbst damals an dem Nutzen theilnehmen durfte." Diese zusammenfassende kritische Bearbeitung der gesammten theoretischen und experimentellen Kenntnisse auf dem großen Gebiet der Elektricität und des Magnetismus hat ganz wesentlich das Weiterarbeiten in diesen Fragen gefördert und dadurch zu der schnellen Entwicklung auch der Elektrotechnik beigetragen. Unter Wiedemann's und Helmholtz's Mitwirkung sind eine Reihe der populär wissenschaftlichen Werke Tyndall's von Frau v. Helmholtz und Frau Wiedemann übersetzt worden.

Selbstbiographie, nur als Manuscript gedruckt. — H. v. Helmholtz, Gustav Wiedemann (Wiedemann's Annalen Bd. 50). — Ed. Hagenbach, Gustav Wiedemann (Naturwissenschaftl. Rundschau, XIV. Jahrg., Nr. 24). — F. Kohlrausch, Verhandlungen der deutschen physikalischen Gesellschaft 1899, S. 155; dieser Nachruf würdigt besonders eingehend die Leistungen von Gustav Wiedemann. — W. Ostwald, Berichte der mathemat.-physikal. Classe der kgl. sächs. Gesellsch. der Wiss., Leipzig 1899, S. LXXVII.

Reiger.

Wiener: Heinrich W., Jurist.

Zur Entwicklung seiner reichen Anlagen hatte sein Bildungsgang beigetragen. 1834, am 12. October, zu Glogau geboren, wurde er als Assessor 1860 bei der Staatsanwaltschaft in Stettin eingestellt, 1862 dort, 1864 in Berlin Staatsanwaltsgehülfe, 1866 zweiter Staatsanwalt am Kammergericht. Er muß schon damals als heller Kopf erkannt sein; denn 1873 wurde er vom Bundesrath in die Commission zur Berathung des Entwurfs einer Strafproceßordnung berufen. Inzwischen war er 1867 Rechtsanwalt beim Stadtgericht Berlin und Notar geworden. Da hat er bald eine große Praxis ge-

wonnen und sich als Anwalt insonderheit in Handelssachen, auch als Rechtsconsulent großer Banken bewährt. Man war auf seinen Blick für große Verhältnisse aufmerksam geworden. So erbat der Verein für Socialpolitik sein Gutachten zur Reform des Actiengesellschaftswesens, 1873 publicirt neben den Gutachten von Goldschmidt und Behrend. 1884 hat er den Actiengesetzentwurf selbständig besprochen. Sonst hat er nichts von Bedeutung veröffentlicht. Sein Sinn war auf das Richteramt gerichtet; politisch ist er nicht hervorgetreten. Er war wohl überzeugtes Mitglied der nationalliberalen Partei; sein Temperament würde ihn auch nicht verlassen haben, um im Kampfe, wenn er ihm aufgedrungen wäre, seine Ansicht zu vertreten. Aber er hatte keine Passion, den Kampf in großen Volksversammlungen, im Gemeinderath, im Reichstag oder im Abgeordnetenhause aufzusuchen.

Am 1. October 1879 traten zur Constituirung des Deutschen Reichsgerichts die berufenen Mitglieder, Reichsanwälte und Rechtsanwälte, nahezu hundert hochangesehene Männer, in der Aula der Universität Leipzig zusammen. Da habe ich als Collegen meinen späteren Freund Dr. W. persönlich kennen gelernt. Seit fünf Jahren war er bereits Mitglied des nun aufgelösten höchsten Gerichtshofs des Reichs, des Oberhandelsgerichts gewesen, in das er, noch nicht ganz 40 Jahre alt, am 1. April 1874 eingetreten war. In diesem hatte er mit seinen aus den verschiedenen Rechtsgebieten des Reichs berufenen Collegen unter dem Präsidium des unvergeßlichen Pape eine besondere Aufgabe zu lösen. Man hatte nicht eine einheitliche Proceßordnung, wie sie das Reichsgericht vorfand. Die Schwierigkeiten, welche die in den territorialen Proceßordnungen verschieden gestalteten Rechtsmittel der gleichmäßigen Entscheidung derselben materiellen Rechtsfragen, die aus den einzelnen Ländern an das Reichsoberhandelsgericht gelangten, entgegensetzten, mußten überwunden, die Processe zu einem glatten Endurtheil geführt werden. Sodann aber mußten die unter der Herrschaft des Preußischen Allgemeinen Landrechts, des französischen und des gemeinen Rechts groß gewordenen einzelnen Mitglieder sich zu einem einheitlichen Geist, einer einheitlichen Methode in der Behandlung der gegebenen Institute des bürgerlichen Rechts, der Anpassung an die Lebensverhältnisse erziehen, um so zu gerechten, billigen und verständigen Urtheilen zu gelangen. Das ist dem Reichsoberhandelsgericht zum Ruhm seiner Mitglieder, auch Wiener's, gelungen. Nun hatte man ein Muster. Vielleicht wäre dasselbe in den fünf Civilsenaten des Reichsgerichts von Anfang an erreicht worden, wenn man die aus dem Reichsoberhandelsgericht herübergetretenen 20 Mitglieder mit den hinzugekommenen neuen Richtern aus den Gebieten des gemeinen, des französischen und des preußischen Rechts gleichmäßig gemischt und aus der so gebildeten Gesammtheit die Mitglieder für die einzelnen Senate gewählt hätte. So hervorragende Geister wie W. wären einer solchen Aufgabe der Assimilation wohl gewachsen gewesen. So ist man aber nicht verfahren. Ein Stamm von sieben Mitgliedern des Oberhandelsgerichts, unter Senatspräsident Drechsler, wurde dem Ersten Civilsenat zugetheilt, unter ihnen W. Zwölf Jahre ist er dort wirksam gewesen, und hat an erster Stelle dazu beigetragen, daß die Jurisprudenz des Oberhandelsgerichts hier fortgesetzt wurde. Das ist die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen; er wie die Andern sahen die Erfolge ihrer Wirksamkeit vor Augen. Den Bedürfnissen des Handels und Gewerbes wurde Rechnung getragen; aus den Urtheilen des Civilsenats bereicherte sich die Wissenschaft, namentlich auf dem Gebiet des Patentrechts, des Urheberrechts, des Genossenschaftsrechts, des Handelsgesellschaftsrechts, des Seerechts. Neue Mitglieder, welche in den Senat eintraten, entwickelten sich nach diesem Muster. Wie belehrend und bildend waren die

Berathungen und die auf ihnen beruhenden Entscheidungsgründe auch für die Rechtsanwälte! Bei einem so beweglichen, mit Scharfsinn und Phantasie gleichmäßig ausgestatteten, deductiv und inductiv denkenden Geiste wie W., der mit den Lebensverhältnissen wie mit dem Rechte tief vertraut war, Verhältnisse wie Menschen klug beurtheilte, leuchtete bei Vorführung eines Rechtsfalles nicht bloß ein einzelner Hauptpunkt hervor, den er mit seinem Urtheil traf. In seinen Gesichtskreis traten zwei, drei, vier verschiedene Gesichtspunkte, aus denen er verschiedene Consequenzen zog, die er dann gegeneinander abwog, mit anderen Fällen verglich und so das Resultat zog. Dabei sonderte sein scharfer Verstand, ohne daß er auf Haarspaltereien und Quisquilien verfiel. Sein Rechts- und Billigkeitsgefühl wehrte Rabulistereien und Chikanen ab. Abstracten philosophischen Grübeleien stand er ebenso fern wie antiquarischen Studien. Er war ein aufgeklärter Mann, der in der Gegenwart lebte und darauf gestellt war, das Rechte für den concreten Fall zu treffen. Das gelang ihm auch meistens. Dazu kam eine merkwürdige Beredsamkeit, weniger für eine große Versammlung als für einen engeren Kreis; er war discret und bemühte sich zu überzeugen oder zu überreden. Freilich gelang ihm dies nicht immer. Manchmal widerlegte er sich selbst; nachdem er scheinbar zum Abschluß gekommen war, verfolgte er eine andere Gedankenreihe, die ihn zu einem abweichenden Resultat führte. Im Freundeskreise konnte er stundenlang disputiren; dasselbe Problem verfolgte ihn taglang.

So hatte man große Hoffnungen auf die Fortsetzung seiner Thätigkeit im Richteramt gesetzt, als er im J. 1891 zum Senatspräsidenten für den fünften Civilsenat berufen wurde. Da trat eine unglückliche Wendung ein. Auf seinen Wunsch ward er 1892 in zwölfter Stunde zur Börsenenquete berufen, die ihn nun abhielt, sein Richteramt dauernd auszuüben. Die lebhaften Streitigkeiten, welche sich hieran knüpften, und zu deren Beschwichtigung seine im J. 1893 veröffentlichte Broschüre über das Differenzgeschäft nichts beitrug, scheinen den Grund zu einer Neuralgie gelegt zu haben, deren weitere Entwicklung zunächst seine wiederholte Beurlaubung von seinem Amte, im Jahre 1896 seine Pensionirung, seinen Verzug nach Berlin und am 7. November 1897 den allzufrühen Tod dieses edlen Mannes herbeiführte. Es war eine weitverbreitete Ansicht, daß er das glückliche Leben, welches er in seiner Familie, in der Gesellschaft, im Kreise seiner Freunde, in der gleichmäßigen ruhigen Ausübung seines Amtes führte, wohl noch länge Zeit hätte fortsetzen könnnen, wenn er den ruhigen Weg ohne Unterbrechung weitergegangen wäre.

Bolze.

Wietersheim: Eduard von W., sächsischer Unterhändler bei der Gründung des Zollvereins, Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichtes und Schriftsteller, † 1865. — Eduard Karl August Wilhelm v. W. wurde am 10. September 1787 zu Zerbst geboren. Sein Vater, August Christian Ludwig v. W., war Major im anhaltischen Infanterieregiment „Fürstin von Anhalt-Zerbst“, Erbherr auf Wörbzig, Frenz, Stadt- und Sachsenhagen. Die Mutter war Johanna Friederike Juliane geborene v. Nostitz, Tochter des fürstlichen Geheimen Rathes v. Nostitz-Drzwiecky. 1777 war ein W. von dem Fürsten Friedrich August nach London zur Einleitung der Unterhandlungen über den Verkauf von Zerbster Truppen an England zur Verwendung gegen die nordamerikanischen Colonien geschickt worden, ging auch später mit den Truppen nach Amerika, lebte nach der Heimkehr eine Zeitlang in Jever und trat dann in österreichische Dienste. Es war wohl ein Verwandter des oben genannten Majors. Als dieser den Befehl über die anhaltischen Truppen in

Luxemburg übernahm, verlebte der Knabe hier seine erste Jugend. Seine geistige Entwicklung erfolgte ungewöhnlich schnell. Kaum vier Jahre alt, erfreute er seinen Großvater mütterlicherseits durch Vorlesen der Zeitung. 1794 schied sein Vater aus dem Heeresdienste aus und kaufte das damals im Kurfürstenthume Sachsen gelegene Rittergut Mensdorf bei Eilenburg. Der Knabe wurde hier von einem Hauslehrer unterrichtet und kam dann nach Dessau, das damals in Erziehungsfragen großes Ansehen genoß. Zunächst besuchte er die Anstalt des Pestalozzianers Olivier, die dieser nach Auflösung des Philanthropins gegründet hatte (Fritsch, Ernst Tilich, S. 3), dann die des Professors Christoph Friedrich Feder, der als Schriftsteller wie als Schulmann sich zu Rousseau's Grundsätzen bekannte und u. a. den Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau und den Fürsten Pückler-Muskau zu seinen Schülern zählte. Wie W. diesem Lehrer sein Leben lang in Dankbarkeit zugethan war, so blieb ihm aus der Dessauer Zeit der Sinn für Körperpflege und Naturschönheit, dazu das Interesse für Erziehungsfragen eigen. Vielleicht stammte daher auch seine Vorliebe für Beschäftigung mit der Geschichte.

Am 30. April 1804, reichlich 16½ Jahr alt, wurde er an der Universität Leipzig immatrikulirt. Die Juristenfacultät, in der er seine Studien begann, sah damals noch ihre Hauptthätigkeit in der Wirksamkeit als Spruchbehörde. Als der Ordinarius Heinrich Gottfried Bauer einige Jahre später seine Entlassung einreichte, begründete er sie damit, daß er neben seiner akademischen Thätigkeit in 30 000 Processen mitgewirkt habe (Friedberg, Collegium Juridicum, S. 79). Doch gab es auch tüchtige Vertreter juristischer Wissenschaft: Erhard war der Verfasser des ersten Entwurfs eines sächsischen Criminalgesetzbuches, Christian Gottlieb Biener genoß hohe Achtung und Haubold, Vertreter des sächsischen Privatrechtes, war auch im Auslande angesehen. Die Staatswissenschaften pflegte Gottfried August Arndt im publicistischen, Karl Gottlieb Rössig im cameralistischen Sinne. Als sächsischer Geograph und Statistiker erfreute sich Friedrich Gottlob Leonhardi großer Anerkennung. Eifrig besuchte der Student die Vorlesungen. Wenn sie Sonnabend Mittag beendet waren, wanderte er nach dem elterlichen Gute. um Montag in früher Stunde von da abzurücken und zu rechter Zeit zum Colleg einzutreffen.

Nachdem er im Juni 1807, noch nicht 20 Jahre alt, die juristische Staatsprüfung mit der ersten Censur bestanden hatte, war er zwei Jahre lang Auditor beim Oberhofgerichte in Leipzig und trat nach Fertigung der vorgeschriebenen Probearbeit und bestandenem lateinischen Examen als Assessor bei der Landesregierung in Dresden ein, um bei dieser Behörde die für die höhere Beamtenlaufbahn übliche Vorbildung durchzumachen. Als Supernumerarien wurden hier junge Leute von altem Adel oder Freiherren beschäftigt, die sich dem Staatsdienste widmen wollten. Sie hatten zunächst sechs Monate unter Anleitung eines wirklichen Rathes vorzutragen und übernahmen dann selbständige Referate. Da diese der strengen Kritik der auf die Bevorzugung des Adels eifersüchtigen Doctorenbank ausgesetzt waren, so wurden sie mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet. Die Schwierigkeit, Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der zu bearbeitenden Sachen machte den Aufenthalt bei der Landesregierung zu einer vortrefflichen Bildungsschule für den höheren Staatsdienst. Aus den ordentlichen Räthen wurden die Cabinetsräthe und Geheimreferendare, aus den Supernumerarien die Räthe für das Geheime Finanz- und Obersteuercollegium, die Kriegsverwaltungskammer und das Appellationsgericht gewählt. Auch die Amts- und Kreishauptleute wurden von hier berufen. Fast alle hohen Landesbeamten empfingen in der Landesregierung ihre grundlegende Bildung.

Nachdem W. im J. 1811 seine sogenannten Hofrathsspecimina, bestehend in einem Lehens- und einem Cameralfalle, mit höchster Anstrengung gegen sieben Monate bearbeitet hatte, wurde er zum Supernumerar-Hof- und Justitienrath befördert und blieb ohne Gehalt bei der bisherigen Behörde.

Da brachten die politischen und kriegerischen Wirren ihn in eine bewegte Laufbahn. Während der Schlacht bei Leipzig befand er sich in der Stadt. Als jetzt das russische Gouvernement die Regierung Sachsens zunächst von Leipzig aus leitete, übernahm er bei diesem „auf wiederholtes Andringen, mit widerstrebendem Gefühl, jedoch nicht ohne vorher schriftlich erbetene und bedingtermaßen erhaltene Genehmigung des Cabinetsministers von Einsiedel“ eine Anstellung und wurde der Person des Generalgouverneurs Fürsten Repnin, zuerst ganz allein, beigegeben. Jedoch fühlte er sich auf seinem Posten nicht wohl und empfand Gewissensbisse über Annahme der Stellung, trotzdem er der großen persönlichen Güte und Liebenswürdigkeit Repnin's und dessen Schwagers sich zu erfreuen hatte. Da veranlaßten ihn die Freiheitskämpfe in den Heeresdienst einzutreten, um sich dem inneren Zwiespalte zu entziehen. „An diesem drohenden Abgrunde“, schreibt er in seinem Tagebuche, „der mich entweder ganz verloren oder in einen fürchterlichen Kampf gerissen hätte, rettete mich eben jenes Gefühl (der Begeisterung für die deutsche Sache), was mich mit heißem Durste in den heilig geglaubten Kampf trieb. In diesem Sinne verschmähte ich die Vortheile, die manchen geblendet hätten, und Mittel an meiner Erhebung zu arbeiten, die ich hier nicht suchte, obwohl ich die Wege dazu kannte . . . Ich sprengte meine Bande und zog ins Feld. — Gottlob, ich war frei!“

Freilich war die Theilnahme an dem Feldzuge eine Enttäuschung. Der Banner der freiwilligen Sachsen, nach dem Vorbilde der Lützower gebildet, zog viele Leipziger an. Neben W. traten Professor Krug und Superintendent Tzschirner in ihn ein. Aber er „blieb in der Hauptsache Spielerei“ (Flathe), lag lange in Chemnitz und Thüringen, marschirte schließlich über Würzburg zur Blokade nach Mainz, wurde nach der Capitulation in die Umgebung verlegt und kam an die französische Grenze, als der erste Pariser Friede geschlossen wurde. W. wurde zum Officier gewählt, benutzte auch die Gelegenheit Paris zu sehen. Im Juni 1814 kam er nach Leipzig zurück.

Repnin suchte ihn wiederzugewinnen. Aber trotz der glänzenden Anerbietungen glaubte dieser „die Pflicht sprechen zu hören und wankte nicht“. Er trat als Supernumerar-Hof- und Justitienrath in die Landesregierung zurück. Als jetzt die Gefahr drohte, daß ganz Sachsen in preußischen Besitz übergehen würde, übernahm er im Sommer 1814 eine Reise nach Wien, wo damals der Congreß tagte; er wollte „die großen Ereignisse und Schauspiele der Gegenwart zu seiner Bildung benutzen und für den Fall der Annektirung Sachsens sich anderweit eine Stellung sichern. Als aber die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens gesichert schien, gab er diesen Plan auf. Nach Dresden zurückgekehrt, hatte er wegen seiner Dienstleistung im russischen Gouvernement manche Unannehmlichkeiten zu erdulden. Er schreibt: „Mit der Aussicht auf die Rückkehr des Königs wuchs aber auch in dieser furchtbaren Zeit der Verstellung, des Mißtrauens und der Verfolgung der bittere Argwohn und die Gehässigkeit der Royalisten gegen offene und heimliche, wahre und vermeinte Feinde der guten und rechtlichen Partei dergestalt, daß auch ich in Betracht meines früheren Verhältnisses nur nach und nach mit äußerster Anstrengung mich von schwerem Verdachte reinigen konnte.“

Vielleicht war auch seine äußere Erscheinung für eine außerordentliche Beförderung ein Hemmniß. Eine kleine bewegliche Figur, etwas unsicher

infolge von Kurzsichtigkeit, reichlich oft mit goldenem Löffelchen aus kostbarer Dose schnupfend, schien er Manchem mehr für den Regierungstisch als für Stellungen mit starker Repräsentation nach außen geschaffen.

Jedenfalls mußte er es zwei Mal erleben, daß er, wiewohl an erster Stelle vorgeschlagen, eine erledigte Amtshauptmannschaft nicht erhielt, auch sonst nicht berücksichtigt wurde und sich mit einer ständigen Stelle in der Landesregierung begnügen mußte, allerdings mit der Zusicherung des Ministers, daß der König mit den bisherigen nützlichen Diensten zufrieden sei und ihn in der Regierung nützlicher als anderswo gebrauchen könne.

Erst mit Beginn der Regierung König Anton's wurde er schneller befördert. 1827 erfolgte seine Ernennung zum Kreishauptmann des Voigtländischen Kreises mit dem Sitze in Plauen. Bei seinem Amtsantritte erklärte er in einem Schreiben an die unterstellten Behörden: „Schriftliche Verhandlungen werde ich vermeiden und abkürzen, soweit die Geschäftsordnung es gestattet. Der Geist meines Berufes, der, unmittelbar in das Leben eingreifend, den Keim des Guten überall wecken und dessen Gedeihen zu ersprießlicher Frucht pflegen und leiten soll, bedarf oft einer lebendigeren Mittheilung, als das schriftliche Wort sie zu gewähren vermag."

Wie er gemäß dieser seiner Anschauung praktisch in seinem Kreise eingriff, z. B. kurz nach seinem Amtsantritte bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung des Elsterthales sich thatkräftig der Bewohner annahm, so suchte er auf die Gesetzgebung und Regierung durch Anregung, Kritik und Vorschläge einzuwirken. Sein Bezirk, wie ganz Sachsen, befand sich in einer schwierigen Lage: Gewerbfleiß und Handel lagen darnieder, die Prohibitivzölle an den enger gewordenen Grenzen erschwerten oder verhinderten die Ausfuhr; Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit machten sich breit.

Da reichte der neue Kreishauptmann am 1. October 1827 ein Gutachten über die Hebung und Unterstützung des Fabrikwesens ein. Er ging davon aus, daß die Natur den größten Theil Sachsens für das Fabrikwesen geschaffen habe; daß Gewerbe, die dem Welthandel angehören, die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Regierung bedürfen. Lange sei das beneidete Sachsen den Nachbarländern hierin vorausgegangen, jetzt sei durch die Prohibitivsysteme ringsum der gleiche feste Schritt der sächsischen liberalen Handelspolitik mit dem Bedürfnisse in einen drückenden Gegensatz gestellt. Die Mittel Sachsens zu directer Unterstützung des Gewerbes hätten sich seit 1815 beinahe in dem Grade vermindert, in dem der innere Bedarf einer solchen sich vermehrt und auswärts ein neues reges Leben in den Nachbarstaaten sich entwickelt habe. Er verwies auf Preußen, Baiern und Oesterreich. Diese doppelt nachtheilige Stellung Sachsens zum Auslande führe übereilte Urtheile und Vergleiche herbei, die den treuen Staatsdiener schmerzten. Er gab daher 1. die Hinweisung auf einen neuen Fond zur Unterstützung des Gewerbes und 2. Bemerkungen über dessen Verwendung. Hier hob er hervor, daß es den Behörden noch an derjenigen innigen Verbindung mit dem Handelsstande fehle, die es ersteren allein möglich mache, das eigene Urtheil und den Blick dieses in Gewerbsangelegenheiten für ihre Zwecke zuverlässig zu benutzen. Denn der Fabrikant habe bei allem isolirten Interesse doch auch einiges Gemeinsame, welches, geweckt und weise benutzt, reiche Frucht tragen könne. „Verbesserung der jetzt vorhandenen und Einführung neuer Maschinen ist eins der dringendsten Bedürfnisse unseres Fabrikwesens. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Millionen für Sachsen gewonnen sein würden, wenn es seit zehn Jahren Bobbinet-Maschinen gehabt hätte. Der Verfall unserer Spinnereien, lediglich die Folge ihres Zurückbleibens hinter den neueren englischen Verbesserungen,

hat schon viele brotlos gemacht und bedroht im Gebirge und Voigtlande noch die Existenz von 10 000 Menschen, während der ungeheure Verbrauch des Landes in demselben Artikel lediglich durch das Ausland befriedigt werden muß und Sachsens Weber von England abhängig macht. Gerade das Maschinenwesen aber bedarf am dringendsten einer kräftigen Unterstützung der Regierung, theils durch Bildung mechanischer Institute, woran es leider noch ganz gebricht, theils durch Anschaffungen von Modellen, Reisen u. s. w. Das Voigtland hat beinahe den größten Theil seines Handels in glatten baumwollenen Waaren nur darum verloren, weil es hinter der englischen und schweizer Appretur zurückgeblieben ist, und dieses wieder ist nur darum geschehen, weil kein Einzelner Fond und Muth hatte, die kostspieligen Appretur-Anstalten des Auslandes herzustellen, was durch gemeinsame Kraft, von der Regierung unterstützt, wahrscheinlich leicht gewesen sein würde."

Eine Anerkennung seiner Thätigkeit und Auffassung durfte W. bereits im Jahre darauf in seiner Ernennung zum Kreishauptmann des erzgebirgischen Kreises mit dem Sitze in Zwickau erblicken. Wie er in dieser einflußreichen Stellung seine Anschauungen in die That umsetzte, so stellte er auf dem Landtage von 1830 als Mitglied der Ritterschaft den Antrag auf Erlaß einer allgemeinen Städteordnung.

Nachdem er bei der neuen Organisation am 29. September 1830 zum Director der Landes-Oekonomie-, Manufaktur- und Commerziendeputation ernannt worden war, bekam er entscheidenden Einfluß auf die Verhandlungen wegen Einführung der Gewerbefreiheit und Begründung eines ganz Deutschland umfassenden Zollvereins. In einem eingehenden Gutachten vom 22. September 1830 empfahl er die „gänzliche Vertilgung aller Behinderung des Fabrikwesens durch den Innungszwang" und hob hervor: „Ein Volk, dessen nationales Leben an die Früchte seines Gewerbfleißes geknüpft ist, das in dem höchsten Aufschwunge, in der freiesten Entwicklung dieses seine einzige Rettung aus äußerer Bedrängniß sieht, fordert mit Recht, daß dieser gewichtigen Rücksicht jede andere nachgesetzt werde." Eine eingehende Begründung und Schilderung des Zustandes und Rückganges in den einzelnen Landestheilen hob die Nothwendigkeit thatkräftigen Eingreifens hervor.

Bei den Verhandlungen über den Zollverein vertrat er, zunächst ziemlich alleinstehend, den engen Anschluß an das preußische System, das später sich als Odem und Leben des großen deutschen Zollvereins erwiesen hat. Darin sah er die Ueberwindung der Schwierigkeiten, die mit den entgegenstehenden Interessen des Handels und der Industrie zusammenhingen, stellte eine günstige Wirkung auf Sachsens wirthschaftliche Verhältnisse in Aussicht, versprach eine leichte, einfache und klare Beilegung des Widerstreites zwischen Handelsfreiheit und Gewerbeschutz, hob aber auch die dadurch bedingte Aenderung des bisherigen Steuersystems hervor, aus der sich, ähnlich wie in Preußen, große Einnahmen ergeben würden.

Die durch die Septemberrevolution 1830 ans Ruder gekommenen Männer, namentlich v. Lindenau und v. Zeschau, unterstützten seine Vorschläge. Zu der entscheidenden Sitzung vom 25. December 1830 wurde er zugezogen. Drei Tage später berichtete der Geh. Legationsrath v. Jordan dem Könige von Preußen, daß Sachsen bezüglich der Steuern und des Handels das preußische System annehmen werde. Am Tage darauf schrieb König Anton an Friedrich Wilhelm III. den Wunsch, in eine nähere commerzielle Verbindung mit den preußischen Staaten zu treten und dadurch ebensowohl dem Besten seiner Unterthanen zu entsprechen, als zur Begründung eines freien Verkehrs im Umfange deutscher Bundesstaaten beizutragen. Das Anerbieten

wurde freundlich aufgenommen. Bei den in Berlin stattfindenden Verhandlungen erschien Zeschau und W.

Einen Einblick in den Gang und die Schwierigkeiten der Verhandlungen bietet des Letzteren Niederschrift im Geheimen Staatsarchive zu Berlin über eine Berliner Conferenz vom 24. Juli 1831, in der die wesentlichsten Gegensätze über die Zoll- und Handelsvereinigung in Berathung gezogen wurden. Der erste Punkt betraf die preußischen Ausgleichungs- oder Schutzsteuern von einigen sächsischen Fabrikaten. Da die sächsischen Commissare die Bereitwilligkeit ihrer Regierung, die fraglichen inneren Consumtionssteuern Preußens zu gleicher Zeit mit der jenseitigen Gesetzgebung über Ein-, Aus- und Durchgangszölle in Sachsen einzuführen, nochmals aufs bestimmteste erklärten, wurde von den preußischen Bevollmächtigten der bereits früher ertheilten Zusicherung gemäß der Wegfall der Ausgleichs- oder Schutzsteuern bestimmt ausgesprochen. Der ursprünglich für den 1. Januar 1832 in Aussicht genommene Anfangstermin wurde auf den 1. Juli 1832 oder spätestens 1. Januar 1833 hinausgeschoben. Bis dahin hoffte Sachsen alle Vorbedingungen und Vorbereitungen, namentlich auch die Entlassung aus dem mitteldeutschen Handelsverein bewirken zu können. Dann wurde über den Umfang verhandelt, in welchem die preußische Besteuerung innerer Erzeugnisse in Sachsen einzuführen sein werde und dabei von beiden Theilen anerkannt, daß bei dem Wegfall aller Grenzbewachung zwischen beiden Ländern hierunter auch völlige Gleichstellung in solchen eintreten müsse und daher in Sachsen namentlich nicht allein die preußische Braumalz-, Branntwein- und Weinmoststeuer, sondern auch die Tabaksteuer einzuführen sei. Ebendiesen Grundsatz wollte man preußischerseits nunmehr als Folge einer unbedingten gegenseitigen Verkehrsfreiheit auch auf die Salzverkaufspreise in Sachsen ausgedehnt wissen. Sachsen erklärte sich dazu sofort bereit, wenn preußischerseits der Salzpreis von 15 Thalern pro Tonne auf 13 Thaler herabgesetzt würde. — In der zweiten Streitfrage, der Gleichstellung Leipzigs mit den preußischen Meßplätzen hinsichtlich der Zollvergünstigungen, gelangte man zu keiner Annäherung der sich durchaus entgegenstehenden Ansichten. — Die dritte wesentliche Meinungsverschiedenheit betraf die Entschädigung der aus einem Zollverein zwischen Preußen und Sachsen für ersteres entspringenden finanziellen Verluste. Es handelte sich um die Frage, ob Sachsen allein oder Preußen mit den Verlust zu tragen habe.

Nachdem W. nach Dresden zurückgekehrt war, wurde ein Gutachten des Leipziger Handelsstandes über Gleichstellung der Meßplätze herbeigezogen. Darauf arbeitete er eine umfängliche Darstellung des sächsischen Standpunktes mit neuen Vorschlägen aus, die am 29. August 1831 in Berlin von dem sächsischen Gesandten v. Watzdorf überreicht wurden. Von besonderem Interesse ist ein Privatbrief, den W. am 16. August an den preußischen Commissar, Legationsrath Eichhorn, richtete, in dem er die einzelnen schwierigen Punkte hervorhob, z. B. über die Modifikation des Elbzolls, „deren einleuchtende Gerechtigkeit und Billigkeit Ihre Regierung gewiß auch zu einer angemessenen Beachtung unserer Wünsche bringen wird.“ Er erwähnt bezüglich der schwierigen Frage des Meßrabatts das Gutachten des Leipziger Handelsstandes, nach dem die Bevorrechtung von Frankfurt a. O. sicherlich zum Ruin der Leipziger Messe, infolge dessen aber des gesammten Handelsplatzes führen müsse und fuhr fort: „Unter diesen Umständen werden Ew. Hochwohlgeboren selbst erkennen, daß meine Regierung auf eine Vertragsbedingung nicht eingehen kann, welche, dem Grundsatze der Handelsfreiheit, dem Grundsatze der Gleichheit der Rechte unter den contrahirenden Theilen geradezu zuwider-

laufend, — um ein jenseitiges Localinteresse sicher zu stellen — ein verhältnißmäßig für Sachsen ungleich wichtigeres Landesinteresse, welches den Leipziger Handel in mehrfacher Hinsicht, selbst in Beziehung auf den Fabrikstand für solches darbietet, einer Gefahr preisgeben würde, deren Folgen sich hier nicht übersehen lassen. Keine Regierung aber, am wenigsten eine constitutionelle, dürfte wohl — einer so ausdrücklichen Erklärung der Repräsentanten des gefährdeten nationalen Interesses entgegen — die Verantwortlichkeit einer so großen und bedenklichen Maßregel, wie die vorliegende, auf sich zu nehmen vermögen. Dieses wird vor allen die Ihrige, welche die Wünsche Ihres Volkes so weise aufzufassen, so geschickt und sorglich zu beachten weiß, nicht anders als richtig zu würdigen, nicht anders als wohlwollend zu beurtheilen im Stande sein. Sachsen verlangt nichts anderes, als Sie selbst im 17. Artikel Ihres Entwurfs und in dessen Erläuterungen für billig, gerecht und nothwendig im Grundsatze anerkannt haben, allgemeinen Wegfall alles Meßrabatts, d. i. bis auf diejenige unbedeutende Erleichterung, welche in den Meß- und Regieverhältnissen selbst eine unvermeidliche Begründung findet. Nur auf eine solche, zugleich gerechte und richtige Grundlage gestützt, kann gewiß auch ein großer deutscher Zollverein dauernden Bestand haben und wahrhafte Frucht bringen. Es ist innig zu bedauern, daß eine jenseitige Localrücksicht, deren Billigkeit an sich vollkommenes Anerkenntniß verdient, sich so feindlich zwischen die gute, große Sache gedrängt hat; man kann aber die Hoffnung immer noch nicht aufgeben, daß eine Regierung, die durch ein aufgeklärtes, freisinniges Verwaltungssystem schon so Wichtiges und Ersprießliches für Preußen und Deutschland gewirkt hat, auch in diesem — allerdings schwierigen — Gesichtspunkte bei der Sache sich bestimmen lassen werde.“

Am 21. September 1831 beantragte W. mit Zeschau die Zulassung zu den Verhandlungen Preußens mit den Regierungen von Baiern und Württemberg wegen Einführung eines gleichen Maaß-, Münz- und Gewichtssystems. Die preußischen Commissare beantworteten die oben erwähnten sächsischen Vorschläge unter dem 25. November 1831. W. hielt eine mündliche Verhandlung für erfolgreicher und fragte in Berlin wegen Feststellung eines Termins an. Am 15. März 1832 sprach er die Hoffnung aus, daß der Abschluß der Verhandlungen mit Baiern und Württemberg auch für Sachsen einen günstigen Erfolg in Aussicht stellen möge.

In der folgenden Zeit ist er bei den Berliner Verhandlungen nicht mehr betheiligt. Wie er schon früher mehrfach die drängenden Dresdener Geschäfte als Hinderniß in Berlin zu erscheinen bezeichnet, so mochte jetzt die Reformarbeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung und seine Stellung als Regierungscommissar bei den ständischen Verhandlungen ihn in Dresden festhalten, namentlich nachdem er 1832 Mitglied des Staatsrathes und mit der Umgestaltung des Steuerwesens beauftragt worden war. 1833 wurde ihm das Ritterkreuz des sächsischen Verdienstordens, preußischerseits der Rothe Adlerorden II. Classe „als ein Anerkenntniß seiner eifrigen und einsichtsvollen Bemühungen bei der Unterhandlung und dem Abschlusse der vor kurzem zu Stande gekommenen Zollverträge“ verliehen. Aus dem Dankschreiben an den preußischen Minister geht seine Freude an dem Werke hervor: „War auch meine Mitwirkung bei der nun ins Leben getretenen deutschen Zollvereinigung nur eine sehr geringe, so läßt doch jede, selbst die entfernteste Theilnahme an einem großen und segensreichen Werke erhabene Erinnerungen zurück, ein Bewußtsein, dessen Werth für mich noch durch das Andenken an die hohen

und ausgezeichneten Staatsmänner vermehrt wird, deren persönliche Bekanntschaft und wohlwollende Aufnahme ich jenen Unterhandlungen verdanke."

Unterdessen war er an neuen wichtigen Arbeiten betheiligt. Seine Ernennung zum Präsidenten der Landesregierung hatte die Ernennung als Regierungscommissar für die gesammten in den Geschäftskreis des Ministeriums des Innern einschlagenden Gegenstände zur Folge gehabt. Er vertrat die sämmtlichen an die Stände gelangenden Vorlagen, so das Heimathgesetz von 1834, die Brandversicherungsgesetze von 1834/35, den Entwurf einer allgemeinen Städteordnung, das D-Gesetz von 1835, die Medicinalorganisation vom folgenden Jahre, die Armenordnung von 1840, die Landgemeindeordnung u. a. m. Seine Reden aus dieser Zeit liegen nicht in stenographischen Niederschriften, sondern nur in den gedruckten Protokollauszügen vor. Ruhig und sachkundig entwickelte er den Standpunkt der Regierung, in vermittelnder Form ging er auf die Wünsche der Stände ein, wenn er z. B. in einer seiner ersten Reden über die Verleihung größerer Rechte an die Juden erklärte: „uns als dem größeren Theile liege es wohl ob, ihnen entgegenzukommen, ihnen die Hand zum Frieden zu bieten, doch nur mit Vorsicht und Behutsamkeit, und dieses wird geschehen können, wenn man der Ansicht nachgeht, welche in letzter Sitzung von dem Abgeordneten, Herrn Eisenstuck, entwickelt worden."

Daneben hatte er in seinen Stellungen großen Einfluß auf die Bildung der Beamten. „Die Wietersheim'sche Schule hat viel dazu beigetragen, dem Beamtenthum vor allem jenen trefflichen Geist einzuimpfen, vermöge dessen der Beamte sich als wirklicher, zu voller Krafthingebung verpflichteter Diener des Staates fühlt, dem das von ihm bekleidete Amt nicht als solches, sondern nur in der Art seiner Pflichterfüllung Ansehen und Ehre gibt."

1835 wurde er zum Kreishauptmann von Dresden bestellt, erhielt auch das Comthurkreuz des Verdienstordens in Anerkennung der „ferner in ausgezeichneter Weise dargelegten Berufstreue und einsichtsvollen Geschäftsleitung". Der Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rathe folgte die zum Mitgliede des Ordensrathes, auch zum Spruchmann des durch Artikel II des Bundesbeschlusses vom 30. October 1834 zur Erledigung der Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen eingesetzten Bundesschiedsgerichtes. Zahlreiche, gelehrte und praktische Zwecke verfolgende Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitgliede.

So war er eine bekannte Persönlichkeit, als er 1840 zum Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts ernannt wurde. Er übernahm und führte die Geschäfte in einer Sturm- und Drangzeit, in der die kirchlichen wie die pädagogischen Fragen unter dem Einflusse der Bedürfnisse der neuen Zeit Gegenstand lebhafter Erörterungen und Auseinandersetzungen, Forderungen und Wünsche waren.

Auf kirchlichem Gebiete machten sich die verschiedensten Strömungen mit Macht und Hast geltend. In vielen Kreisen klang noch eine Verstimmung darüber nach, daß beim Jubiläum der Augsburgischen Confession 1830 die Behörden, namentlich in Dresden und Leipzig, eine gewisse Zurückhaltung gezeigt hatten. Das am 19. Februar 1827 ohne nochmalige Vernehmung mit den Ständen erlassene Mandat über die katholisch-geistliche Gerichtsbarkeit und ähnliche Maßregeln hatten Befürchtungen hervorgerufen, als ob es sich nicht um Gleichstellung der Confessionen, sondern um den Vorrang der katholischen Kirche handele. Jetzt erhoben auch die Stände Beschwerden wegen einzelner Uebergriffe katholischer Geistlicher und verhandelten 1843 und 1845 über den Antrag auf Erlaß eines Regulativs, die Ausübung des staatlichen

Hoheitsrechtes über die katholische Kirche betreffend. W. führte hier aus, daß die Mehrzahl der Beschuldigungen unbegründet seien und wies auf die Bestimmungen der Verfassungsurkunde hin, die hinreichende Sicherheit böten. Er erklärte, das Cultusministerium habe seine Pflicht gethan. Allerdings sei mit Strenge nicht durchzukommen, vielmehr gegenseitige kluge Nachgiebigkeit erforderlich. Wenn irgendwo, so habe man in dieser Beziehung die rechte Mitte einzuhalten. „Ich kann mir nicht denken, daß es der Regierung je einfallen sollte, die Frage, ob etwas dem allgemeinen kirchlichen Zwecke nachtheilig sei, von dem speciellen Gesichtspunkte der Kirche zu beurtheilen, welcher deren Träger zufällig angehören. Der Staat als solcher gehört keiner bestimmten Kirche an, sondern steht über allen Kirchen, und es wird eine Abänderung um so weniger nöthig sein, als dieser Ausdruck schon im vorigen Regulativ enthalten war und damals von beiden Kammern nichts dagegen erinnert wurde."

Mit den politischen Freiheitsbestrebungen gingen die kirchlichen Hand in Hand. Deutschkatholiken und Lichtfreunde breiteten sich auch in Sachsen aus, namentlich in Leipzig. Hier fand Pfingsten 1842 die Versammlung der letzteren statt, wobei die vom Archidiakonus Fischer herausgegebenen „Blätter für christliche Erbauung" mit dem Beiblatte „Mittheilungen für protestantische Freunde" verbreitet wurden und viel Anklang fanden.

Andererseits suchte ein strengeres Lutherthum den früheren milden Supranaturalismus zu verdrängen. Wie früher Hahn in Leipzig, so war jetzt Rudelbach in Glauchau einflußreich. Letzterer hielt auf der Leipziger Conferenz im Herbste 1843 einen Vortrag über die Frage: „Wie kann mit dem festen Halten am lutherischen Bekenntniß der rechte Fortschritt in der Theologie vereinigt werden?" und gab sein Gutachten ab: „Ueber die Bedeutung des Symbolums und das Verhältniß desselben zur Confirmation. Mit Beziehung auf die Leipziger Confessionswirren" (Leipzig 1844). Später übernahm die Führung dieser Richtung Harleß, der als Professor der Theologie, wie als Pfarrer zu St. Nikolai zu Leipzig zahlreiche Anhänger warb.

Die in evangelicis beauftragten Staatsminister, zu denen W. als Cultusminister gehörte, erließen eine Bekanntmachung unter dem 17. Juli 1845, in der sie angesichts der Bestrebungen auf Beseitigung oder doch Aenderung des gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisses erklärten, sie fühlten sich gedrungen, auf jene Gefahren aufmerksam zu machen, von solchen Versuchen abzumahnen und öffentlich auszusprechen, daß sie, eingedenk ihres Eides, eingedenk der ihnen übertragenen Stellung, jenen Bestrebungen mit Bestimmtheit entgegentreten würden, daß sie daher auch die Bildung von Vereinen sowie Versammlungen, welche darauf gerichtet seien, das Glaubensbekenntniß der Augsburgischen Confessionsverwandten in Frage zu stellen oder anzugreifen, nicht dulden könnten und demgemäß das Verbot derselben veranlaßt hätten.

Aus allen Theilen des Landes liefen Proteste und Petitionen mit zahlreichen Unterschriften ein; die Stände nahmen sich der Beschwerdeführer an und der Abgeordnete Hensel begründete die Nothwendigkeit einer Verhandlung darüber mit dem Mißtrauen und der Mißstimmung im Volke, die nur durch ehrliche, offene Aussprache seitens der Stände und durch unbefangene Aufnahme und Berücksichtigung seitens der Staatsregierung gründlich verhütet werde. „Mit Entschiedenheit ist die Staatsregierung dem Geiste und der Richtung der Zeit entgegengetreten."

Die bereits früher hervorgetretene Bewegung für eine protestantische Kirchenverfassung wurde von neuem lebendig. Eine Petition des Professors Biedermann mit 719 Genossen in Leipzig verlangte einen Gesetzentwurf,

durch welchen der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde ein größerer Antheil an der Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten eingeräumt würde, als ihnen nach der bestehenden Kirchenverfassung zustand. Der Abgeordnete Oberländer unterstützte sie mit den Worten: „Wir sind hier, weil eben nicht mehr der Wille und die Ansicht Einzelner das Volk und sein öffentliches Leben leiten, sondern weil aus ihm selbst hervorgehen soll, was ihm als Vorschrift gelten soll.“ Deshalb werde die Kammer die tausendfältig sich wiederholenden Wünsche freudig aufnehmen. W. erklärte sich zu gesetzgeberischen Vorlagen bereit. Doch warnte er bei der Schwierigkeit des Gegenstandes vor übereilten Beschlüssen.

Dagegen nahm er die Regelung der rechtlichen Stellung der Deutschkatholiken in die Hand. Er ging damit als erster den übrigen deutschen Regierungen voran, ohne freilich dafür Dank zu ernten. In dem Decret, das den Ständen am 14. September 1845 zuging, wurde hervorgehoben, daß die neue Religionsgesellschaft Gegenstand ernster Aufmerksamkeit und sorgfältiger Erwägung gewesen sei. Der Darlegung und Begründung des bisherigen Verfahrens der obersten Staatsbehörden inbezug auf die neuen Dissidenten folgte die Darstellung der gegenwärtigen Sachlage bezüglich der Vorbereitung der künftigen Hauptentschließung und des Bedürfnisses interimistischer Maßregeln. Bei den landständischen Berathungen hob er gegenüber dem Vorwurfe der Bedenklichkeit und Aengstlichkeit die Nothwendigkeit einer genaueren Prüfung der Bewegung hervor, erklärte sich aber zur gesetzlichen Regelung bereit. Sie erfolgte unter dem Ministerium v. d. Pfordten durch das Gesetz vom 2. November 1848.

Behufs zweckmäßigerer Vorbildung und Erziehung der Geistlichen wurden mehrere Verordnungen erlassen: die vom 10. August 1845 setzte die Anzahl der Prüflinge bei den theologischen Prüfungen fest; größere Bedeutung erlangte das Regulativ über die theologischen Candidatenvereine vom 20. März 1844. Die Eigenthums- und finanziellen Verhältnisse der Parochien und Stiftungen wurden durch genauere Bestimmungen geregelt, über die Präsentation der designirten Geistlichen für geistliche Aemter Anweisungen gegeben. Dem Landtage vom Jahre 1845 ging ein Dekret über die Gründung eines Emeritirungsfonds für Geistliche zu, das in eingehenden Verhandlungen zur Berathung gelangte. Gegenüber dem Vorwurfe, als ob es das Cultusministerium an Fürsorge habe fehlen lassen, erklärte der Minister in der II. Kammer, es würde sich bei näherer Erörterung der einzelnen Uebelstände herausstellen, daß das Ministerium alles gethan habe, wozu es nach den bestehenden Gesetzen und nach den kirchlichen Rechtsverhältnissen ermächtigt war. Ueber diese Schranken dürfe er nicht hinausgehen, und es bedürfe dies in der That keiner Rechtfertigung. Er fügte hinzu, daß sich die Cassenverhältnisse günstig gestaltet hätten, so daß entweder der Beitrag herabgesetzt oder die Pension erhöht werden könne. Bei dem Hinweise auf die Landtagsverhandlungen von 1836/37 wurde erwähnt, daß die Pension für die Wittwen der Pfarrer ursprünglich nur 16 Thaler, für die der Superintendenten 32 Thaler betrug.

Der Gottesdienst wurde namentlich durch die Einführung des neuen Perikopenbuchs berührt, dessen erster Theil mit dem 1. Advent 1840, der zweite mit dem gleichen Tage 1842 in Gebrauch genommen wurde. Einzelne Punkte, so die Altarvorlesungen und die Ertheilung des Segens fanden in besonderen Verordnungen ihre Regelung.

Nicht weniger stürmisch waren die Verhandlungen über das Unterrichtswesen, das, hinter den Bedürfnissen der Zeit zurückgeblieben, im allgemeinen

durch die neueren Strömungen wenig berührt, fast durchweg auf dem Standpunkte der Ordnungen Kurfürst August's vom Jahre 1580 stand. Wohl war in dem letzten Jahrzehnt seit dem Inslebentreten der neuen Verfassung manches geschehen, doch war die Empfindung allgemein, daß hier noch mehr gethan werden müsse.

Die Universität Leipzig befand sich in einem bedenklichen Zustande der Stagnation. Die Verwaltung bedurfte einer durchgreifenden Neuordnung nach der rechtlichen wie nach der finanziellen Seite. Bereits durch Verordnung vom 7. März 1836 war dem Senat eine Statutenentwerfung aufgegeben und die Frage angeregt worden, ob nicht für minder wichtige Angelegenheiten die Bildung eines Ausschusses zweckmäßig sei. Jetzt wurde W. an letzteren erinnert und unter dem 20. August 1847 der endlich eingereichte Entwurf im allgemeinen gebilligt; nur hielt man zur Zeit die versuchsweise Einführung für angezeigt, um Erfahrungen zu sammeln. Wichtiger war die Finanzfrage. Der Staatszuschuß betrug 1842 39 000 Thaler und wurde in der nächsten Landtagsperiode auf 40 000 Thaler erhöht. Namentlich hielt der Minister eine bessere Verwaltung und Ausnutzung der Stiftungsgelder für nöthig. Da die Universität an dem lebhaftesten Geschäftsviertel der Stadt Leipzig lag, glaubte er durch zweckmäßige Bauten von vermiethbaren Läden und Wohnungen den Ertrag der Gebäude steigern zu können, was ihm auch gelang, wenn sich auch bei den ständischen Verhandlungen und sonst manche Angriffe gegen ihn richteten. Bereits dem Landtage von 1842 war ein darauf zielendes Dekret zugegangen, wurde aber zurückgezogen, da der Bau zunächst nicht mehr durchführbar war. Erst in der nächsten Landtagsperiode wurde er ausgeführt und dadurch für Bibliothek, Convict und Vorlesungen eine Reihe praktischer Räume gewonnen.

Weiter suchte der Minister den wissenschaftlichen Charakter der Universität zu heben. Von Bedeutung war die Reform der Juristenfacultät. Das Studium der Rechtswissenschaft wurde in Leipzig, so erklärte er in der II. Kammer, nicht mit dem Fleiße, besonders nicht mit dem wissenschaftlichen Geiste wie in den anderen Facultäten, besonders der medicinischen und theologischen, betrieben; der germanistische Zweig, deutsches Privatrecht und öffentliches Recht wurden vernachlässigt. Als Mittel zur Besserung wurde von ihm die Neuordnung der Prüfungen und die Entlastung der Professoren bezüglich der Spruchthätigkeit vorgeschlagen und durchgeführt. Durch Berufungen von außen suchte er der Facultät neues Blut zuzuführen; so wurde 1842 für Pandektenrecht v. d. Pfordten berufen. Für die philosophische Facultät wurde im Jahre darauf der Göttinger Wilhelm Weber gewonnen, der für die Hebung des physikalischen Unterrichts und die Ausstattung des physikalischen Cabinets erfolgreich thätig war. In die theologische Facultät wurde 1845 Harleß berufen, nicht ohne daß eine scharfe Gegnerschaft dagegen Widerspruch erhob. Auch für die Erhöhung der Gehälter geschah einzelnes.

Die Zahl der Studirenden betrug im J. 1840 reichlich 900, fiel im Winterhalbjahre 1842/43 auf 850, 1845/46 sogar auf 826, überschritt aber bei Wietersheim's Austritt aus dem Ministerium wieder die Zahl 900. Von Einfluß auf den Rückgang der Studentenzahl mag der Ueberfluß der Candidaten der Theologie und des Predigtamtes gewesen sein, der das späte Einrücken in ein geistliches Amt zur Folge hatte und nicht zum Studium der Theologie ermuthigen konnte.

Eine Verstimmung zwischen Universität und Ministerium sei erwähnt. Als vom Ministerium des Innern die Einholung der Genehmigung der Vorgesetzten vor der Uebernahme städtischer Aemter und Aufträge eingeschärft

wurde und das Cultusministerium in der Verordnung vom 11. December 1847 den akademischen Senat anwies, künftig, so oft einer der Professoren oder sonstigen Beamten der Universität zu einem städtischen Amte gewählt werden sollte, dem Ministerium hierüber jedes Mal sofortige Anzeige zu erstatten, auch sich gutachtlich darüber zu äußern, ob die fraglichen Functionen mit den Lehrerpflichten des betreffenden Gewählten und dessen sonstiger Amtsthätigkeit vereinbar sei, erhob der akademische Senat dagegen am 27. Februar 1848 Widerspruch. In der That wurde die Verordnung nach Gehör des Gesammtministeriums vom neuen Cultusminister durch Verordnung vom 14. April 1848 aufgehoben.

Die Universitätsbibliothek, die nach langer Vernachlässigung sich seit dem Jahre 1833 eines bedeutenden Zuwachses zu erfreuen hatte, erfuhr unter W. manche Förderung. 1840 wurde die jährliche Verwendungssumme von 1500 auf 2000 Thaler erhöht. Durch die Ausführungsverordnung zum Preßgesetze vom 5. Februar 1844 wurde die Abgabe eines Pflichtexemplars aller im Lande gedruckten bezw. verlegten Bücher und Schriften gefordert; die Universitätsbibliothek erhielt so bis zu Wietersheim's Rücktritt einen Theil der Schriften. 1840 wurden aus dem Rosenmüller'schen Nachlasse werthvolle Handschriften und Bücher der orientalischen Litteratur, 1845 zahlreiche Handschriften, die Tischendorf auf der Orientreise erworben hatte, angekauft. Der Heinroth'sche Nachlaß ergänzte die Bestände der medicinischen Bücherei. Zur Vermehrung des Münzcabinets wurde ein jährlicher Betrag angewiesen.

Am 1. Juni 1846 trat die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ins Leben, der W. nach seinem Rücktritt als Ehrenmitglied angehörte, und deren Sitzungen er gern beiwohnte.

Die Gymnasien bedurften bezüglich der Gebäude, der Lehrergehälter, des Unterrichtsbetriebs einer Neuordnung. In scharfen Ausdrücken kam die Mißstimmung in den ständischen Verhandlungen zum Ausdruck. Klagen der Studenten der Medicin, Mathematik und Pharmacie wurden vorgebracht: sie müßten die Elemente ihrer Wissenschaft auf der Universität lernen; in der II. Kammer wurde behauptet, daß, wenn der berühmte Liebig in Gießen in Leipzig seine Vorlesungen halten wollte, er keine Zuhörer haben würde, da kein Student im Stande sein könnte, ihm wegen Mangels der nöthigen Vorkenntnisse zu folgen. Der Reform der Gymnasien wendete daher der Minister sein ganzes persönliches Interesse zu. Zunächst setzte er frühere Bemühungen fort, auf die Gelehrtenschulen durch Unterstellung unter das Cultusministerium einen erhöhten Einfluß zu gewinnen. Nachdem der erste Cultusminister, Dr. Müller, bereits erfolgreich in dieser Richtung gewirkt hatte, waren dessen Nachfolger, v. Lindenau und v. Carlowitz, den Städten gegenüber nachgiebiger gewesen. Jetzt wurde 1842 die Lateinschule zu Annaberg eingezogen; kurz darauf wurden mit den Stadträthen zu Freiberg, Plauen i. V. und Zwickau Verträge abgeschlossen, kraft deren das Cultusministerium auf Zeit die Ausübung des der Stadt rechtlich verbleibenden Collatur- und Patronatsrechtes und alle Kosten, geringfügige Beiträge aus städtischen Cassen abgerechnet, übernahm, die Lehrer, denen der Stadtrath nur noch die formelle Vocation zuzufertigen hatte, durch das Bestallungsdekret anstellte und besoldete, in Zwickau auch jedes Mal dem Stadtrathe vor der Ernennung ein „geeignetes Subject" zu präsentiren hatte. Der Staatszuschuß wurde für die einzelne Anstalt von 2125 Thalern im J. 1842 im folgenden Budget auf 3166 Thaler erhöht. Die Aufwendungen für die Gelehrtenschulen betrugen ursprünglich 18 000, später 20 300 Thaler.

Behufs besserer Lehrerbildung wurde am 1. August 1843 eine Prüfungsordnung für das höhere Schulamt erlassen, die zum ersten Male in Sachsen den Gymnasiallehrerstand selbständig machte und den Bildungsgang von dem der geistlichen Laufbahn schied. Auch der Unterrichtsbetrieb erfuhr eine völlige Umgestaltung. Bereits unter dem Ministerium Müller waren Vorbereitungen für ein neues Regulativ getroffen worden, aber nicht zum Abschlusse gekommen. Jetzt wurden Bestimmungen erlassen, um den deutschen, den Geschichts- und den Geographieunterricht den Bedürfnissen der Zeit entsprechender zu gestalten. Im August 1845 trat in Dresden eine amtliche Rectorenconferenz zusammen, in der der Minister selbst den Vorsitz führte. Gegenentwürfe von Raschig und Köchly wurden mit zur Berathung gezogen. Hier wurde, zuerst nicht ohne Widerspruch, dann doch unter allgemeiner Befriedigung, die Vorlage nach dreitägigen Verhandlungen angenommen. Mit Verordnung vom 27. December 1846 wurde das Regulativ im Januar 1847 versandt, behufs Einführung von Ostern ab. Gleichzeitig wurde eine Revision der Gymnasien vorgenommen. Behufs Vertiefung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts wurde ein Gutachten der Naturforschenden Gesellschaft in Dresden, sowie der Universität Leipzig herbeigezogen und darauf von Vertretern der genannten Körperschaften berathen.

Dagegen wurden die namentlich von Köchly ins Leben gerufenen und geleiteten Vereinsbestrebungen mit dem Motto: „Nicht Reformen, sondern Reformation!" vom Cultusministerium mit scheelen Augen angesehen. Die auf den 20. October 1846 einberufene Hauptversammlung des Dresdener Gymnasial- (nicht Gymnasiallehrer-) Vereins wurde verboten, schließlich das Verbot der Bekanntmachung der Versammlung aufgehoben, das Halten wissenschaftlicher Vorträge gestattet, die Bestätigung des Vereins aber nicht ausgesprochen. Das Vereinsorgan, die „Vermischten Blätter", erhielt vom Cultusministerium nicht die Genehmigung als Zeitschrift zu erscheinen und wurde nun in drei umfangreichen Broschüren veröffentlicht. In einer Unterredung suchte der Minister die Seele der Bestrebungen, Köchly, zum Maßhalten zu bestimmen. Hierbei sprach er seine Stellung zu den politischen Tagesfragen dahin aus, er wolle Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens gewähren; dagegen bezeichnete er die Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde als Hirngespinnst, als Lossagung vom Bunde; „Sachsen hat Pflichten gegen ihn, und er ist garantirt durch die europäischen Großmächte". Köchly entgegnete: „Es ist ein deutscher Bund. Wollen ihn die Deutschen ändern, so werden sie stark sein gegen Ost und West." Erwähnt sei, daß das Regulativ von 1846 das nationale Element in der Erziehung betonte.

Die Errichtung von Realschulen wurde ins Auge gefaßt. 1843 wurde in Annaberg eine Realschul- und Progymnasialanstalt ins Leben gerufen, an der vier Realschul- und eine Progymnasialclasse bestanden. Von ständischer Seite sah man diese Gründung als eine Abschlagszahlung an und verlangte die Förderung des Realschulwesens als eines „bedeutenden und wichtigen Bildungsmittels für den Bürgerstand". Dem Dresdner Stadtrath Gehe stellte W. für den Fall, daß auf communale Kosten ein Realgymnasium errichtet würde, aus der Staatscasse einen angemessenen Beitrag sowohl zur ersten Einrichtung als auch zur künftigen Unterhaltung in Aussicht, sobald die Verhandlungen wegen Reorganisation der Gymnasien zum Abschlusse gelangt sein würden. Waren doch in den ständischen Verhandlungen vielfach dringende Wünsche nach einer anderen Gestaltung der Bildung für die praktischen Berufe laut geworden. So ersuchten die Stände am 12. Juni 1846 bei Berathung

eines Dekrets über die chirurgisch-medicinische Akademie in Dresden die Staatsregierung, „die bereits von namhaften Pädagogen und sogar von Philologen im engeren Sinne angeregte Frage, ob unsere Gymnasien ihrer damaligen Einrichtung nach zur Vorbildung der Mediciner für die Universität allein geeignet seien, sowie die in diesem Bezug zu ergreifenden Maßregeln in sorgfältige Erwägung zu ziehen.“

Die Seminare zur Bildung der Volksschullehrer erhielten durch Verordnung vom 13. November 1840 die erste allgemeine Seminarordnung. Wichtig war an ihr, daß der bisherige dreijährige Cursus zu einem vierjährigen erweitert, die Aufnahmebedingungen erhöht, die Unterrichtsfächer und Ziele näher bestimmt, die Seminarcollegien zur Aufstellung von Lections- und Beschäftigungsplänen angehalten wurden. Leider ließen auch hier die Finanzverhältnisse des Ministers Absichten nicht voll zur Ausführung gelangen, indem behufs Ersparniß mehrfach die Classen zusammengelegt wurden. Doch wurden auch hier die Zuschüsse etwas erhöht. Während im J. 1842 im Budget 12 755 Thaler standen, wurden 1845 14 450 Thaler bewilligt, nachdem der Zuschuß für die Seminare zu Annaberg und Freiberg von 4200 auf 5000 Thaler erhöht worden war. Die Staatsregierung hatte bei den Ständen die Verlegung des Freiberger Seminars nach Annaberg unter Belassung eines kleineren, höhere Ziele verfolgenden in Freiberg beantragt; die Stände aber versagten dazu ihre Zustimmung, weil sie, bei aller Anerkennung des Bedarfs eines größeren Seminars für das Erzgebirge, sich von der Entbehrlichkeit der Freiberger Anstalt für die Landestheile, denen es bisher die Lehrer bildete, nicht überzeugen konnten. Das Annaberger Seminar wurde auf 50 Zöglinge erweitert, dagegen der vom Cultusministerium beantragte Ankauf des Hauses nicht genehmigt.

Unter Benutzung eines Legates des Superintendenten D. Tischer beabsichtigte das Cultusministerium die Begründung eines Lehrerinnenseminars in Pirna. In Uebereinstimmung mit einem Beschlusse vom Jahre 1839 sollten die Lehrerinnen nicht für die öffentlichen Schulen, sondern für den Privatunterricht und die Privatschulen erzogen werden. Aber die Stände lehnten den Antrag, wesentlich aus finanziellen Gründen, ab, weil die testirten 20 000 Thaler im Verhältniß zu den bedeutenden Kosten als zu geringer Beitrag erschienen.

Das Volksschulwesen mußte in einer Zeit, in der der Zollverein und der wirthschaftliche Aufschwung auf allen Gebieten dem ganzen Volke neue Aufgaben stellte und von jedem einzelnen erhöhte Arbeit und Bildung verlangte, Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit werden. Mit anerkennenswerther Offenheit hatte das Cultusministerium durch eines seiner Mitglieder, den Geheimen Kirchen- und Schulrath Schulze, im J. 1833 eine unverblümte Darlegung der Schäden veröffentlicht. Das Volksschulgesetz von 1835 hatte die Volksschule auf eine rechtliche Grundlage gestellt. Aber die Schwierigkeiten, die dem Fortschritte durch das Patronatsrecht und namentlich die Nothwendigkeit großer finanzieller Opfer entstanden, waren groß. Immerhin war ein Fortschritt zu verzeichnen. Bei Eröffnung des Landtages am 20. November 1842 wurde in dem üblichen Berichte erklärt: „Ein Grundpfeiler des Staates und seiner Wohlfahrt — der öffentliche Unterricht — hat seit Erlaß des Volksschulgesetzes an Umfang und Wirksamkeit unverkennbar gewonnen. Vereinigt haben Staat und Gemeinde zu dessen Ausführung hingewirkt, und die von Letzteren zu diesem Zwecke gebrachten bedeutenden Opfer verdienen rühmend anerkannt zu werden.“ Die Mängel in den ärmeren Gegenden wurden offen zugegeben, ein Bericht darüber, sowie über die Mittel zur Abhülfe, für den

nächsten Landtag verheißen. Bei den letzteren Verhandlungen wurde von dem Minister ein neues Volksschulgesetz als in Aussicht stehend bezeichnet.

Auch die Lehrerschaft regte sich. Am 4. Februar 1843 beschloß der Dresdener Lehrerverein eine „Petition an die hohe Staatsregierung, wie an die hohe Ständeversammlung um Abhülfe gegen den herrschenden pekuniären und socialen Nothstand der sächsischen Volksschullehrer durch angemessene Ausgleichung ihrer äußeren Lage mit der Würde und den Beschwerden des Berufs“. Es wurde mehr Besoldung, Abschaffung der Bezahlung des Vicars durch den kranken und altersschwachen Stelleninhaber und pünktlichere Gehaltszahlung durch die Schulcassen erbeten. Die Verhandlung in der II. Ständekammer zeigte viel guten Willen und Anerkennung der Lehrerarbeit. Der Minister gab selbst statistische Unterlagen für die unhaltbaren Zustände: 36 Lehrerstellen hatten weniger als 120 Thaler Gehalt, 361 ein Einkommen von 120 Thalern, 245 ein solches von 120 bis 150 Thalern. An einzelnen drastischen Beispielen zeigte er die Noth in Lehrerhäusern. Den Standpunkt des Cultusministeriums vertheidigte er mit den Worten: „Was man hat thun können, hat man gethan; auch wird ferner so verfahren; wenn aber die Beschränkung der Mittel das Ministerium hindert, dem Antrage zu entsprechen, so liegt es in der Natur der Sache, daß es nicht möglich ist.“ Freilich mußte er sich auch gegen Männer wenden, die die Bestimmungen des Volksschulgesetzes als zu weitgehend angriffen und die Anforderungen zurückschrauben wollten. Da trat der Minister kräftig für das Gesetz ein, z. B. in der Frage des Ausfalls des Sonnabends- bez. Mittwochsunterrichts in den ländlichen Gemeinden. Gegenüber Vorwürfen wegen zu straffer Durchführung oder zu großer Anforderungen des Schulgesetzes erklärte er: „Diesem Grundsatze ist das Ministerium allerdings nachgegangen und das war seine Schuldigkeit; denn das Gesetz hat es so gewollt; und das Schulwesen hätte in den betreffenden Orten nicht zweckmäßig organisirt werden können, wenn ihm nicht nachgegangen worden wäre.“ Der Vater des Volksschulgesetzes, D. Schulze, stand ihm hier getreu zur Seite, indem er den großen Fortschritt desselben hervorhob und u. a. erklärte, daß das, was anderwärts sich nur auf dem Papier schön ausnehme, sich hier in Wirklichkeit vorfinde; freilich machte er auch auf den klaffenden Gegensatz der Mittel und Leistungen aufmerksam. Erleichterungen für Lehrer, die 100 und mehr Kinder zu unterrichten hatten, wurden in Aussicht gestellt. Eine ausgiebige Hülfe wurde nicht beschlossen. Die äußerste Noth sollte durch Gratificationen gemildert werden. Die gesetzliche Regelung wurde auf den nächsten Landtag verschoben.

Bei seiner Eröffnung, am 14. September 1845, wurde in der Uebersichtlichen Mittheilung den Ständen eröffnet: „Durch die bewilligten Geldmittel ist es möglich geworden, das Gehalt der gering dotirten Geistlichen zu bessern, auch das Gehalt der Volksschullehrer, ständischem Antrag gemäß, bis zu dem gesetzlichen Betrage zu erhöhen und zugleich den Bedürftigsten unter ihnen eine noch weitere Unterstützung zu gewähren. Demnächst ist zu bleibender Verbesserung der Lage der Letzteren, ohne wesentliche Belastung der Staatscasse, geeignete Einleitung getroffen worden.“

Als jetzt der Dresdener Pädagogische Verein eine Denkschrift mit neuen Forderungen einreichte, die sich auf Verminderung der Minimalstellen, Wiederherstellung der zersplitterten und verkürzten 600- und 800-Thaler-Stellen richteten, als Robert Blum in einer Petition für die Verbesserung der geringen Gehälter der Volksschullehrer durch Zuschüsse aus Staatscassen eintrat, als Schriften wie „Lehrerleid und Lehrertrost“ zur Vertheilung gelangten, da durfte man auf eine wesentliche Besserung der Verhältnisse der

Lehrer durch die Gesetzgebung hoffen. Aber die Kammer erging sich in breiten Debatten über religiöse und politische Streitfragen; die Schule kam kurz weg. Allerdings bewilligte man 16 500 Thaler zur Verbesserung der Lehrergehälter, erklärte sich auch zu mehr bereit, „da es Zeit sei, den Lehrern einmal etwas Reelles zu geben und sie nicht wieder mit geist- und gemüthvollen Reden abzuspeisen.“ Als Staatszuschüsse standen jetzt im Budget für die Volksschulen 37 000 Thaler gegen 35 000 im J. 1842.

Der Volksschulunterricht wurde insofern erweitert, als das Turnen, das in zahlreichen Vereinen eifrige Pflege fand, auch in seiner Bedeutsamkeit für den Jugendunterricht erkannt wurde.

Daß W. auch den künstlerischen Bestrebungen, die damals in Dresden von hervorragenden Künstlern, wie Semper, Richard Wagner, Schnorr von Carolsfeld, gepflegt wurden, Verständniß und Förderung zuwandte, geht aus einer Schrift hervor, die er aus Anlaß eines neuen Galeriebaues anonym veröffentlichte.

So hatte W. auf dem Gebiete des Schulwesens und der Volkserziehung eine Reihe Verbesserungen herbeigeführt, auch ein neues Volksschulgesetz in Aussicht gestellt. Wenn er im März 1848 mit dem Ministerium Könneritz seine Entlassung einreichte, so war der Grund mehr in den politischen und religiösen Strömungen zu suchen, die seit dem Rücktritte v. Lindenau's in der Regierung zur Herrschaft gelangt waren, weniger in seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung, der scharfe Gegner, wie Oberländer, ihre Anerkennung nicht versagten. Auch Raschig in seinem „Rückblicke“ läßt der Thätigkeit nach der äußeren Seite Gerechtigkeit widerfahren. Er selbst erklärte in seinen „Bemerkungen“: „Schwieriges versucht, nur Unvollkommenes geleistet zu haben, bin ich mir bewußt. Handeln — wo durch Zuwarten unfehlbar Tadel zu vermeiden gewesen wäre — bekundet mindestens ein Wollen, das die Sache höher stellt als die Person. Auch die Streitfrage praktisch angeregt, die Hauptpunkte festgestellt zu haben, scheint nicht nutzlos.“ Auch hier tritt die sachliche Behandlung der einschlagenden Fragen, die Verweisung auf die Thatsachen wohlthuend hervor. Zum Schlusse ruft er seinem Kritiker zu: „Ob der versuchte Neubau wieder umgestürzt oder nur verbessert wird — gilt gleich. Förderung des Zwecks über Alles! Wolle dazu der so befähigte Verfasser, wie jeder der Beruf und Kraft dazu in sich fühlt, redlich mitwirken!“

Wie diese Schrift den Abschiedsgruß an die Schule darstellt, so richtete er bei seinem Rücktritt an die Superintendenten ein Schreiben, dessen Veröffentlichung er nicht scheute, aber auch nicht wünschte. Als Grund seines Scheidens aus seinem Wirkungskreise führte er an: „Der Rückschlag eines ungeheuren Weltereignisses auf Europa hat — in weiser Allerhöchster Würdigung der Forderungen der Zeit — auch meine Entlassung zur Folge gehabt, nicht weil meine Ueberzeugung — überall dem Rufe Gottes in der Geschichte folgend — Aenderungen widerstrebte, sondern weil eine neue Zeit auch neue Männer fordert.“ Von Interesse ist die Betonung der Lehrfreiheit, deren „weite, gleichwohl nicht maßlose Geräumigkeit der evangelische Geistliche mit Stolz als die kostbarste Errungenschaft unserer Kirche betrachtet“.

Von seinen Amtspflichten entbunden, wandte er sich der Thätigkeit als Schriftsteller zu. Zunächst knüpfte er an eine Schrift Guizot's an, der, ebenfalls Staatsmann und Geschichtsschreiber, ihm wohl als Vorbild dienen mochte. Seine Schrift „Die Demokratie in Deutschland“ (Leipzig 1849) bietet in dem sechsten Abschnitte über die socialistische Republik eine wörtliche Uebersetzung des vierten Capitels aus Guizot's „De la démocratie en France“;

übrigens ist er „der Anmaßung fern, solchem Vorbilde nahe zu kommen, nicht aber dem Anspruche selbständiger Auffassung“.

Nur hier betrat er in diesen Jahren das Gebiet der zeitgenössischen Politik. Später berührte er es in seinem Aufsatze über „Detlev Graf von Einsiedel“ (Arch. f. d. Sächs. Geschichte Bd. III, S. 353—390). Viel beachtet wurde seine „Gedächtnißrede auf Se. Majestät Friedrich August, König von Sachsen“, die er in der öffentlichen Sitzung der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 27. October 1854 hielt (Leipzig 1854). Als zehn Jahre später das Schicksal der Elbherzogthümer die Gemüther bewegte, schrieb er „Die Tagesfrage. Zur . . . Beleuchtung der Schleswig-Holsteinschen Erbfolge und Verfassung“ (Dresden 1864).

Dagegen wandte er sich mit aller Kraft historischen Studien zu, die von Jugend auf sein Lieblingsgebiet gewesen waren. Zunächst war es die Geschichte seiner Heimath, die ihn fesselte. Als Frucht dieser Studien veröffentlichte er die Abhandlung über „Die Urbewohner des heutigen Sachsens“ (Archiv f. d. Sächs. Gesch., Bd. III, S. 51—71). Mehr und mehr vertiefte er sich in die Geschichte des römischen Reichs und der Völkerwanderung; mit besonderem Eifer warf er sich auf das Studium des geographischen Hintergrundes der Völkerzüge und Schlachten. Mit deutscher Urgeschichte für den besonderen Zweck sächsischer Geschichte beschäftigt, führten ihn im Juli 1849 Familienangelegenheiten auf den classischen Boden der Römerfeldzüge. Bereits am 14. November 1849 las er in der Sitzung der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig eine Studie „Ueber die Marsen“, die im ersten Bande der Berichte zum Abdrucke gelangte (S. 175—185). Im folgenden Jahre erschien in den Abhandlungen der genannten Gesellschaft (Philol.-historische Classe I, S. 429—481) „Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 nach Christi Geburt“. Es waren Vorstudien zu seiner vierbändigen „Geschichte der Völkerwanderung“, die in den Jahren 1859 bis 1861 erschien und ihm die Würde eines Doctors der Philosophie seitens der Universität Leipzig einbrachte. In zweiter, völlig umgearbeiteter, auf zwei Bände verkürzter Auflage wurde sie 1880 von Felix Dahn herausgegeben. 1857 erschien seine Arbeit „Ueber den praktischen Werth der speciellen Angaben in der Geographie des Claudius Ptolemäus, inbesondere über Germanien“ (Ber. d. Gesellsch. d. Wiss., 9. Bd., S. 112—145).

In seinem Familienleben trafen ihn eine Reihe schwerer Schicksalsschläge. Nachdem seine Braut, Adelaide v. Schönberg, geb. v. Burgsdorff, auf einer Reise in Montpellier gestorben war, verheirathete er sich später mit Constanze v. Thümmel, die ihm 1833 durch den Tod entrissen wurde. 20 Jahre später verschied seine zweite Gemahlin, Freifrau Agnes v. Gutschmid. Auch die drei Töchter aus erster Ehe gingen ihm im Tode voran. Er starb am 16. April 1865 in Dresden.

C. D. von Witzleben, Eduard von Wietersheim. Leipzig 1865. Hier wird S. 11 ein Tagebuch über die Jahre 1813—16 erwähnt. — (F. E. Raschig,) Rückblicke auf die Wirksamkeit des Ministeriums v. Wietersheim in Sachen des vaterländischen Gelehrtenschulwesens. Zwickau 1848. — (E. von Wietersheim,) Bemerkungen über die Schrift des Director und Professor M. Raschig zu Zwickau. „Rückblicke . . .“ Dresden 1848. — E. Böckel, Hermann Köchly. Heidelberg 1904. — Th. Vogel, Artikel „Sachsen“ in Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 2. Auflage. — v. Seydewitz, Codex des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts. 3. Auflage. Leipzig 1890, S. 1044—1046. — Th. Flathe, Geschichte von Sachsen, III. Bd. (Gotha

1873), S. 389. 429. 445. 450. 461 ff. 514. 535. 568. — A. Leuschke, Zur Geschichte der Lehrerbildungsfrage im Königreiche Sachsen. Dresden 1904. — O. Hartung, Der Dresdener Lehrerverein. O. O. u. J. — (Bülau,) Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen Besuch der Universität Leipzig am 4., 5. und 6. August 1857. Nebst einer Darstellung der Anstalten und Sammlungen der Universität. Leipzig 1858. — Harleß, Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen, 2. Abth. Bielefeld u. Leipzig 1850. — W. Weber, Der deutsche Zollverein. Leipzig 1871. — F. Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 2. Auflage. Berlin 1874, S. 144. 210. 249 ff. — Briefe von Wietersheim enthält das Kgl. Preuß. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Georg Müller.

Wigand: Paul W., Rechtshistoriker und Geschichtsforscher, ist am 10. August 1786 als Sohn des Professors und Hofarchivars Karl Samuel Wigand in Kassel geboren. In Marburg studirte W. die Rechte und Geschichte. 1807 übernahm er an Stelle seines Vaters die Herausgabe der „Politischen Zeitung“ in Kassel und verwaltete gleichzeitig die Stelle eines Procurators bei den Gerichten in Kassel. Unter Jerome wurde er als Friedensrichter nach Höxter versetzt. Mit Jubel begrüßte er den Freiheitskampf. Unter dem Pseudonym „Veit Weber der Jüngere“ gab er seine „Kriegslieder der Deutschen“ (1813) heraus, die mehr durch die Gesinnung des Verfassers als durch ihren poetischen Gehalt bemerkenswerth sind. Einem dramatischen Festspiel aus dem folgenden Jahre gab er den bezeichnenden Titel: „Der Flußgott Rhein und noch Jemand. Ein Freudenspiel aus den Tagen der Erlösung“ (Marburg 1814). Auch unter preußischer Herrschaft blieb W. in Höxter als Assessor. 1819 ließ er in Höxter sein Hauptwerk erscheinen: „Die Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Corvey.“ Eine umfangreiche litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und Rechtsgeschichte folgte aus der Corveyer Geschichte. In diesen Jahren hätte er gern seinen Beruf als Richter aufgegeben, um die Stelle eines Archivars oder Bibliothekars einzunehmen. Verhandlungen, die darüber im Ministerium in Berlin gepflogen wurden, sind zu keinem Resultate gekommen. Dafür bewirkte sein Schwiegersohn, der durch seinen Kampf mit Hassenpflug bekannte Marburger Professor Sylvester Jordan, das Angebot einer Professur in Marburg; aber W. schlug aus, da „er sich dem Staate Preußen verpflichtet fühle“. Preußen belohnte diesen Entschluß. W. wurde 1833 Stadtgerichtsdirector in Wetzlar. Mit Bedauern sah man ihn in Höxter scheiden, besonders die historisch interessirten Kreise in Südwestfalen empfanden den Verlust. In Wetzlar wußte W. ebenfalls die Gebildeten zur lebhaften Theilnahme an der Vergangenheit zu wecken: er gründete dort einen historischen Verein und gab die Zeitschrift: „Wetzlarsche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer“ heraus. Mit einer außerordentlich persönlich gefärbten Vertheidigungsschrift trat er 1844 für seinen verfolgten Schwiegersohn Jordan ein. 1848 erbat er seinen Abschied aus dem Justizdienst. Er hat die Muße noch bis zum Jahre 1866 genossen. Noch als 72jähriger hat er das „Lyrische Album aus dem Lahngau“ herausgegeben und darin auch die Kinder seiner Muse veröffentlicht. Doch ein Dichter war W. nicht. Nur einige Epigramme und Elegien sind ihm gelungen. Am 4. Januar 1866 ist W. in Wetzlar gestorben.

Jurist und Geschichtsforscher; daß W. beides war, bestimmt seine litterarische Thätigkeit. Als Geschichtsforscher und Historiograph hat er sich einen Namen gemacht; weniger bekannt sind seine juristischen und rechtshistorischen Werke, und doch hat er in ihnen sein Bestes geleistet. Er hatte sich kaum in

die Amtsgeschäfte eines Friedensrichters im Königreich Westfalen eingearbeitet, als er schon den ersten Band seines „Versuchs einer systematischen Darstellung der Amtsgeschäfte der Friedensrichter“ herausgab, dessen erster Band im Frühjahr 1813 eine zweite Auflage erlebte und in Göttingen als „Neues systematisches Handbuch für Friedensrichter des Königreichs Westfalen“ erschien. Nach diesen systematischen Versuchen wandte er sich mehr der Rechtsgeschichte zu. Schon die rechtshistorischen Excurse seiner Corveyer Geschichte (1819) verrathen sorgsames Studium, waren aber nicht einwandfrei. Auch seine beiden Untersuchungen „Das Femgericht Westfalens“ (Nachträge, Wetzl. Beiträge 3, S. 1), Hamm 1825, und „Die Dienste“, ebd. 1828, die heute trotz mancher treffenden Ausführung vergessen sind, fanden damals in maßgebenden Kreisen volle Anerkennung. Er vereinigte sich mit Strombeck zur Darstellung der Provinzialrechte, und zwar bearbeitete er in trefflicher Weise die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey (Leipzig 1832), Mindens und der Grafschaft Ravensberg (ebd. 1834). Im Auftrage der Regierung entwarf er für den Obergerichtsbezirk Paderborn die Provinzialgesetzbücher. 1854 gab er dann noch eine Sammlung von Abhandlungen heraus, die an der Hand der Wetzlarschen Reichskammergerichtsacten die spätere deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte behandelten. Er nannte sie „Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft. Gesammelt aus dem Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar“.

Wie schon gesagt, ist der Name Wigand's durch seine historischen Arbeiten bekannter geworden. Die Nähe der Abtei Corvey, die Beschäftigung mit dem Archiv dieser Abtei bewirkten es, daß fast alle historischen Arbeiten Wigand's sich irgendwie mit der Corveyer Geschichte berührten, und Aufgaben bot ja die 1000jährige Geschichte Corveys in unendlicher Fülle. Wigand's erstes Geschichtswerk ist auch sein Hauptwerk, es ist die breit angelegte „Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Corvey“, die 1819 in Höxter erschien. Es war ein kühnes Unterfangen; W. that gleichsam den zweiten Schritt vor dem ersten: ohne ernsthafte kritische Vorstudien benützte er alle ihm zur Verfügung stehenden Quellen, gefälschte wie echte. Die beiden ersten Bände, die zusammen erschienen und die Geschichte Corveys bis 1140 enthalten, wurden mit großem Beifall aufgenommen und verschafften W. die Oberaufsicht über das gesammte Corveyer Archiv. Jetzt erkannte W. selbst die Fehler seiner Geschichte, erkannte die ungeheuren Schwierigkeiten, die in der Sichtung der Quellen vorher zu thun gewesen wären. Nun lieferte er nachträglich gleichsam die Vorarbeiten zu der Corveyer Geschichte, die in Urkunden und Quellenkritiken, Entlarvung von Fälschungen u. s. f. bestanden. In seiner Zeitschrift, dem „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens“, hat er seine Arbeiten darüber veröffentlicht. 1826 hatte er die Zeitschrift gegründet. Bis 1838, wo sie durch die „Zeitschrift des Vereins für westfälische Geschichte“ abgelöst wurde, war sie die angesehenste historische Zeitschrift des Westens. Aus dem Studium erwuchsen W. größere historische Abhandlungen. So gab er eine Darstellung des Corvey'schen Güterbesitzes; vielleicht sein bestes Werk überhaupt. Dann betheiligte er sich in der Schrift „Die Corvey'schen Geschichtsquellen“ (Leipzig 1841) an dem Streite um die Echtheit des Chronicon Corbeiense, in der er viel interessantes Neues brachte und zum ersten Male Paullini's Schwindeleien aufdeckte. In der Anordnung der sogenannten „Traditiones Corbeienses“, die er Leipzig 1843 herausgab, hat er sich zwar geirrt, dafür aber doch die Aufmerksamkeit auf dieses interessante Quellenmaterial gelenkt und die Fälschungen Falcke's aufgedeckt. Seine späteren Aufsätze in Wetzlar veröffentlichte er in der von ihm 1840 gegründeten Zeit-

schrift des Wetzlarer historischen Vereins, den „Wetzlarschen Beiträgen für Geschichte und Rechtsalterthümer“ (3 Bände). Sie behandeln zumeist die Geschichte des Reichskammergerichts. Im hohen Alter hat er sich noch einmal mit der Corveyer Geschichte beschäftigt; die Früchte dieser Arbeiten waren die 1858 herausgegebenen „Denkwürdigen Beiträge für Geschichte“. Sie behandeln die neuere Geschichte Corveys, zumeist läßt er hier die Acten selbst reden.

Wigand's Bedeutung liegt nicht in diesen historischen Werken. Auch bei den besten Werken kann die unbedingte Wahrheitsliebe die mannichfachen Mängel der methodischen Forschung nicht verdecken; und dadurch, daß W. immer dazu neigte, seinen wissenschaftlichen Arbeiten einen populären Anstrich zu geben, haftet etwas Dilettantenmäßiges allen seinen historischen Werken an, zumeist aber seiner großen Corveyer Geschichte.

Uneingeschränkt aber ist das Verdienst des Organisators und Conservators Wigand. Im Auftrage der Regierung ordnete er mit Fleiß und Geschick das umfangreiche Corveyer Archiv, unter mühseligen Anstrengungen brachte er Verlorenes wieder herbei. Die Archive der Klöster Marien-Münster, Bursfelde, Neuenheerse, Hardehausen, der Stadt Höxter sind durch Wigand's Hand geordnet oder geradezu vor dem Untergange gerettet worden. Er erwarb sich durch die Einordnung der Archivalien derartig tüchtige Kenntnisse der Diplomatik, daß man in Berlin einmal daran dachte, für ihn einen Lehrstuhl für Diplomatik an der Berliner Universität zu schaffen. Nach seinen Plänen ist dann später in Wetzlar das Archiv des Reichskammergerichtes geordnet. Die Denkschrift, die er darüber der preußischen Regierung überreichte, hat er in den „Denkwürdigkeiten“ drucken lassen. Nicht minder groß sind Wigand's Verdienste durch die Gründung zweier historischer Vereine. Die frische Begeisterung für heimathliche Geschichte in Westfalen wußte er zusammen mit Domcapitular Meyer aus Paderborn durch die Gründung des noch heute in Blüthe stehenden Vereins für Vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens fruchtbringend zu machen. Auch in Wetzlar hat er dann später einen historischen Localverein ins Leben gerufen. Und mehrfach hat er dann die Idee vertreten, daß die kleinen localen Geschichtsvereine zu einem Gesammtverbande vereinigt werden müßten. So hat W. auf den verschiedensten Gebieten gleich treu und mit echter Begeisterung gearbeitet. Von Justus Möser zu W. geht eine gerade Linie.

Meusel-Hamberger, Das gelehrte Teutschland, Bd. 21 (ungenau). — Brockhaus, Conversationslexikon „Artikel Wigand“ (von W. selbst durchgesehen). — P. Wigand, Vertheidigung Jordan's, ein Nachtrag zu dessen Selbstvertheidigung. Mannheim 1844. — Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Bd. 1, S. 326 und Bd. 6, S. 326 ff. — Reinhold Koser, Die Neuordnung des Preußischen Archivwesens durch den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, S. 5, 53 f., 59 (Heft 7 der Mittheilungen aus der königl. preuß. Archivverwaltung 1904). — Gerhard Bartels, Die Geschichtsschreibung des Klosters Corvey, in den Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung, hsg. von Philippi (Veröffentlichungen der Historischen Commission für Westfalen). Münster 1906, S. 161 ff. — Ungedruckte Briefe Wigand's im Archiv des Vereins für Westfälische Geschichte in Paderborn. Gerhard Bartels.

Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn, geboren zu Wien am 21. April 1827 als jüngster Sohn des Erzherzogs Karl und seiner Gemahlin Prinzessin Henriette, Tochter des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Nassau-Weilburg, erhielt unter der persönlichen Leitung seines

Vaters eine überaus sorgfältige Erziehung. Wenngleich kein Zweig der Wissenschaft beim Unterrichte des Prinzen vernachlässigt wurde, so legte doch er selbst, früher Neigung folgend, besonderes Gewicht auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien. Obwohl Kaiser Ferdinand dem Erzherzog W. bereits im J. 1843 das Infanterieregiment Nr. 12 verliehen hatte, widmete sich dieser doch der Artilleriewaffe, wurde im Alter von zwanzig Jahren zum Generalmajor befördert und am 25. Juni 1847 zum Artilleriebrigadier in Wien ernannt, nachdem er schon am 11. October 1845 in den deutschen Ritterorden getreten und 1846 Coadjutor dieses Ordens geworden war. Gleich seinem Bruder, dem Erzherzog Albrecht, eilte auch Erzherzog W. bei Ausbruch der Feindseligkeiten 1848 nach Italien, um sich dem FM. Radetzky zur Verfügung zu stellen, nahm theil an der Schlacht bei Santa Lucia und an dem Ausfalle aus Mantua und erwies sich als tapferer und umsichtiger Soldat während der Belagerung von Malghera. Im October 1849 nach Wien zurückgekehrt, wurde Erzherzog W. zum Sectionschef bei der damaligen General-Artilleriedirection ernannt, am 7. März 1853 zum Feldmarschalllieutenant befördert und mit dem Vorsitze der Berathungen der Sectionsvorstände des bestandenen Armee-Obercommandos betraut. Nachdem ihm am 10. September 1854 das Feldartillerieregiment Nr. 6 verliehen worden war, erfolgte am 17. Februar 1857 seine Ernennung zum Chef des Armee-Obercommandos.

Im Feldzuge des Jahres 1859 stand Erzherzog W. als Feldartilleriedirector bei der I. Armee und seine Leistungen wurden durch Verleihung des Militärverdienstkreuzes gelohnt. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt bereitete Erzherzog W. die Umwandlung des Armee-Obercommandos in ein den constitutionellen Principien entsprechendes Kriegsministerium vor, er selbst wurde am 20. October 1860 zum Feldartilleriedirector bei der Armee im lombardisch-venetianischen Königreich ernannt, in welcher Stellung er bis zum 15. April 1862 verblieb, um an diesem Tage als Gouverneur der Bundesfestung Mainz das Commando über die dortigen Truppen zu übernehmen. Nach dem Tode des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Maximilian d'Este, 1. Juni 1863, trat Erzherzog W. an dessen Stelle, gleichzeitig als Inhaber an die Spitze des Infanterieregiments Nr. 4. Für die Umgestaltung des Ordens leistete W. Außerordentliches, insbesondere ist die freiwillige Sanitätspflege im Kriege und im Frieden seiner Initiative zu danken. Nach zweijähriger Thätigkeit als Gouverneur von Mainz wurde Erzherzog W., 19. Februar 1864, zum General-Artillerieinspector ernannt. Im Feldzuge des Jahres 1866 erhielt er die Bestimmung als Feldartilleriedirector der Nordarmee. Am Tage der Schlacht von Königgrätz hielt er in der Suite des Armee-Obercommandanten FZM. v. Benedek, im Centrum der österreichischen Schlachtstellung, auf der Höhe von Lipa, als die Meldung eintraf, daß die Preußen Chlum besetzt hätten. Die von dorther einschlagenden Geschosse verwundeten mehrere Officiere aus der Umgebung Benedek's. Unter ihnen befand sich auch der Erzherzog, welchen ein Sprengstück am Kopfe verletzte. Die Verdienste der kaiserlichen Artillerie an jenem Tage sind bekannt, nicht zum wenigsten der energischen und umsichtigen Einwirkung ihres damaligen Feldartillerieinspectors ist es zu danken, daß der allgemeine Rückzug der Armee nicht in eine Deroute ausartete. In Würdigung dieser Verdienste verlieh der Kaiser dem Erzherzog W. das Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration und ernannte ihn im Januar 1867 zum Feldzeugmeister. Bei Einführung des neuen Wehrgesetzes wurde Erzherzog W. mit der Organisation der österreichischen Landwehr betraut und am 14. Juli 1867 zu ihrem Ober-

commandanten ernannt. Am 20. Juni 1862 dieser Stellung enthoben, übernahm der Erzherzog als Generalinspector der Artillerie wieder die Leitung dieser Lieblingswaffe, um die er sich schon bisher unvergängliche Verdienste erworben und welcher er in der folgenden letzten Periode seines Lebens, die sich infolge der Neubewaffnung der Artillerie und einschneidender Reorganisationsarbeiten überaus nützlich gestaltete, seine ganze rastlose Thätigkeit widmete. Viele Verbesserungen des Waffenwesens wurden theils von ihm angeregt, theils unter seiner Leitung durchgeführt. Hierzu zählt unter anderem auch die Ausführung der vielfach außerordentlich schwierigen Arbeiten und Versuche mit Hinterladergewehren, welche seiner Zeit mit der Annahme des Gewehrsystems Werndl abschlossen. Insbesondere ist die Erfindung der Stahlbronze auf seine Anregung zurückzuführen. Der Einfluß des Erzherzogs als Artillerieinspector erstreckte sich sowohl auf militärische wie auf administrative und instructive Angelegenheiten. Er überwachte und leitete die einheitliche theoretische und praktische Neubildung der Feld- und Festungsartillerie, richtete seine Obsorge auf die Schlagfertigkeit der Artillerietruppe und die Kriegsbrauchbarkeit des gesammten Artilleriematerials, auf den Dienstbetrieb und endlich auf die Schulung und Pflege des Officiersnachwuchses, sowie auf die höhere Ausbildung der sich für die Specialverwendung eignenden Oberofficiere. Ein besonderes Augenmerk wendete der Erzherzog der Manövrirfähigkeit der Artillerie zu. Selbst ein vorzüglicher Reiter und Fahrer, der nicht nur elegant im Sattel und auf dem Kutschbock saß, sondern auch die Pferde zu führen wußte, legte er ein Hauptgewicht auf die Pflege der Fahrkunst.

Trotz der vielfachen Thätigkeit, welche der militärische Dienst, die Würde als Hoch- und Deutschmeister ihm auferlegten, erübrigte der Erzherzog doch noch Zeit, allen Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Insbesondere war er ein fast ebenso tüchtiger Musiker und Musikkenner wie Soldat.

Den Sommer verbrachte Erzherzog W. mit Vorliebe in Baden bei Wien. Dort ereilte ihn auch ein verhängnißvolles Geschick. Am 29. Juni 1894 Vormittags kurz nach zehn Uhr, auf einem Spazierritt begriffen, sank er in Weikersdorf infolge eines Schlaganfalles vom Pferde und wurde, am Hinterhaupte schwer verletzt, in seine Villa gebracht, wo er um 5½ Uhr Nachmittags verschied. Die Leiche wurde am 2. August in Anwesenheit des Kaisers in der Kapuzinergruft in Wien beigesetzt.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Grünhut-Franges, Haus Habsburg-Lothringen. — Duncker, Erzherzog Albrecht. — Armeeblatt 1894, Nr. 31 und Nekrologe anderer Zeitungen. Criste.

Willatzen: Johann Peter W., Dichter und Uebersetzer, wurde am 12. September 1824 in Silberstadt, einem zur St. Michaelskirche der Stadt Schleswig eingepfarrten Dorfe, als Sohn des dortigen Lehrers geboren, kam in seinem dritten Jahre nach Hadersleben, wo sein Vater eine Stelle an der Wilhelminenschule erhalten hatte, und besuchte hier die Schule und eine Zeit lang auch das Gymnasium. Da jedoch den Eltern die Mittel fehlten, den Sohn studiren zu lassen, so widmete sich dieser dem Berufe eines Volksschullehrers und brachte zu dem Zwecke drei Jahre, von 1842—1845, auf dem Seminar zu Tondern zu. Zunächst erhielt er eine Hülfslehrerstelle an der Stadtschule in Altona, und hier begann er seine poetischen Versuche, denen sich die Spalten des „Hamburger Beobachters“ gern öffneten. Im J. 1849 kam W. als Substitut seines Vaters nach Hadersleben, ward aber im Mai 1850 mit den übrigen deutschen Lehrern von der damaligen dänischen Re-

gierung abgesetzt. Er unterrichtete nun, von der deutsch gesinnten Bevölkerung unterstützt, als Privatlehrer weiter, bis er, mit Gefängnißstrafe bedroht und in Gefahr, von den einrückenden Dänen aufgehoben zu werden, nach Rendsburg flüchtete und in die schleswig-holsteinische Armee eintrat, in der er bis zu ihrer Auflösung das Amt eines Feldküsters versah. Dieser Zeit entstammt sein „Liederbuch für Schleswig-Holsteins Krieger" (1850), welches auch das zum Volksliede gewordene Gedicht „Des Sängers Tod": „Es war auf Jütlands Aue, es war am kleinen Belt. . ." enthält. Im April 1851 kam W. als Lehrer an der höheren Töchterschule nach Bremen, widmete sich hier mit Vorliebe dem Studium der Geschichte und unterrichtete eine Reihe von Jahren an verschiedenen Instituten in diesem Fache. Im J. 1865 wurde er vom Senat zum Lehrer an der Hauptschule gewählt, und an derselben hat er als ein für seinen Beruf begeisterter und wegen seiner Leistungen allgemein geschätzter Pädagoge noch Jahrzehnte wirken können. Er starb am 14. December 1898.

Schon in früher Jugend, als seine Heimath noch unter dänischer Herrschaft stand, hatte sich W. mit den nordischen Sprachen vertraut gemacht, sich lebhaft für die Geschichte und Litteratur des Nordens interessirt und ohne fremde Leitung sich im Uebersetzen dahin gehöriger Dichtungen versucht. System kam in diese Thätigkeit erst, nachdem er in Bremen den sprachkundigen, formgewandten Dichter Friedrich Ruperti kennen gelernt und an ihm einen treuen Freund und wohlmeinenden Förderer seiner poetischen Bestrebungen gefunden hatte, und seine Uebersetzungen von Dichtungen eines Andersen, C. M. Bellmann, H. Hertz, Holberg, Janson, Henrik Scharling, Es. Tegnèr, sowie die metrischen Uebertragungen, die in den Sammelwerken „Nordlandsharfe. Ein Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens" (1858, 2. Aufl. 1889) und „Altisländische Volks-Balladen und Heldenlieder der Färinger. Zum ersten Mal übersetzt" (1865, 2. Aufl. 1897) enthalten sind, müssen als rühmlich bezeichnet werden. Als selbständiger Dichter ist W. vorwiegend Lyriker, der in seinen Liedern einen reinen warmen Herzenston anschlägt. Er hat deren mehrere Sammlungen veröffentlicht, wie „Uferblumen" (1853); „Tagfalter" (1855); „Gedichte" (1860. Zweite Sammlung 1862. Auswahl 1872); „Buch der Lieder" (1866, 3. Aufl. 1877), denen sich dann noch das epische Gedicht „Hannibals Tod" (1857, 2. Aufl. 1870) anschließt.

Persönliche Mittheilungen. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, 4. Bd. 1899, S. 328. — Alberti, Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen Schriftsteller von 1866—1882; 2. Bd., S. 383.

Franz Brümmer.

Wilmers: Wilhelm W., Jesuit, geboren am 30. Januar 1817 zu Boke an der Lippe (Westfalen), † am 9. Mai 1899 zu Roermond. Er besuchte das Gymnasium zu Paderborn. Am 29. September 1834 trat er zu Brig im Kanton Wallis in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, machte die rhetorischen Studien in Brig, die philosophischen in Freiburg i. d. Schw. und wurde dann Gymnasiallehrer in Brig. 1844—47 machte er sodann seine theologischen Studien in Freiburg i. d. Schw., wurde aber vor der Vollendung derselben durch den Sonderbundskrieg nach Chambéry (Savoyen) vertrieben, wo er das vierte Studienjahr beendete. Hierauf machte er das dritte Probejahr zu Ay (Südfrankreich), wo er am 4. Juni 1848 zum Priester geweiht wurde. Sodann wirkte er viele Jahre im Orden im philosophischen und theologischen Lehramt, zuerst als Professor der Philosophie in Issenheim (Elsaß); in Löwen docirte er Einleitung in die Heilige Schrift; 1853—56 war er

Professor der Dogmatik in Köln, 1856—60 Professor der Metaphysik und Studienpräfect in Bonn, 1860 als Theologe des Cardinals v. Geissel auf dem Kölner Provinzialconcil, 1860—63 Professor in Aachen, 1863—65 in Maria-Laach, 1866 Repetitor im Seminar zu Regensburg, 1867—69 Professor der Dogmatik in Maria-Laach, 1869—70 als Theologe des Bischofs Leo Meurin in Rom beim Vaticanischen Concil; bei der Einnahme Roms durch die Piemontesen war er Militärgeistlicher bei den päpstlichen Truppen; 1871—75 lebte er als Schriftsteller an verschiedenen Orten, auf dem Kreuzberg bei Bonn, in Münster, bei dem Freiherrn von der Kettenburg, im Andreas-Colleg zu Ordrupshoj bei Kopenhagen; 1875—80 war er Professor der Dogmatik in Poitiers, 1881 Professor der Dogmatik im Jesuitencolleg zu St. Hélier auf der Insel Jersey, 1881—92 Schriftsteller in Ditton Hall in England, seit August 1892 in Exaeten in Holland.

Durch seine bekannten katechetischen Handbücher und dogmatischen Werke wurde W. einer der namhaftesten Theologen seines Ordens. Er begann mit der Fortsetzung des Werkes seines Ordensgenossen J. Deharbe, „Populäres Lehrbuch der Religion oder der katholische Katechismus, gründlich und gemeinfaßlich erklärt" (II. Bandes 2. Abtheilung, Münster 1854). Die 2. Auflage erschien ganz als neues Werk von W.: „Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbe's katholischem Katechismus und ein Lehrbuch zum Selbstunterrichte" (4 Bde., Münster 1855—57; 4. Aufl. 1885 f.; 5. Aufl. 1894 f.; 6. Aufl. nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von August Lehmkuhl 1902 ff.). Die in der 2. Auflage den 1. Band dieses Werkes bildende Religionsgeschichte erschien weiterhin als selbständiges, zu immer größerem Umfange anwachsendes Werk: „Geschichte der Religion als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte" (Münster 1856; 4. Aufl. 1872; 5. Aufl. 1879; 6. Aufl. in 2 Bänden 1891; 7. Aufl. 1904). Später folgte das „Handbuch der Religion für Studirende an höheren Lehranstalten und für gebildete Laien überhaupt" (Regensburg 1871; 3. Aufl.: „Kurzgefaßtes Handbuch der katholischen Religion", 1891; 4. Aufl. 1905; eine englische Uebersetzung erschien 1891, eine französische 1896). Den letzten Lebensjahren Wilmers' gehören die größeren lateinisch geschriebenen dogmatischen Werke an: „De religione revelata libri V" (Ratisbonae 1897); „De Christi Ecclesia libri VI" (ib. 1897); „De fide divina libri IV. Opus posthumum, post mortem auctoris ed. cura Aug. Lehmkuhl S. J." (ib. 1902). Von seinen kleineren Schriften sind hervorzuheben die beiden als Programme des Gymnasiums von Feldkirch veröffentlichten Abhandlungen: „Religionsunterricht und religiöser Unterricht an Gymnasien" (Freiburg i. Br. 1857) und „Die Philosophie als Theil der allgemeinen Geistesbildung" (ebd. 1858), und die zur Concilslitteratur gehörende anonyme Schrift: „Animadversiones in quatuor contra Romani Pontificis infallibilitatem editos libellos" (Neapel 1870; davon erschienen drei verschiedene deutsche Uebersetzungen 1870 zu Münster i. W., Wien und Regensburg; vgl. zu dieser Schrift Granderath-Kirch, Geschichte des Vatikanischen Konzils, III. Bd. [Freiburg i. B. 1906], S. 44—68).

P. A. Baumgartner in der Germania vom 13. Mai 1899, Nr. 108, Beilage. — Augsburger Postzeitung vom 17. Mai 1899, Nr. 112. — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller, Neue Folge (Münster 1881), S. 248. — Briefliche Mittheilungen des Herrn P. Konrad Kirch S. J. in Valkenburg.

Lauchert.

Wilmowski: Gustav von W., Rechtsanwalt und juristischer Schriftsteller, wurde am 17. August 1818 in Paderborn als Sohn des Oberlandesgerichtsrathes Wilhelm v. W. geboren, studirte in Bonn und Berlin, trat 1838 in den Justizdienst, war von 1844—1849 Obergerichtsassessor in Wollstein und wurde 1849 Rechtsanwalt in Schlawe, wo er, nachdem Bismarck Varzin erworben hatte, dessen Generalbevollmächtigter war und ihm auch persönlich näher treten durfte („Meine Erinnerungen an Bismarck. Herausgegeben von Marcell v. W.", Breslau 1900). Von 1869—1872 war er Rechtsanwalt in Breslau, dann in Berlin; erst am Stadtgericht, von 1879 bis 1883 am Landgericht I, von da bis zu seinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1891 am Kammergericht. Er starb am 28. December 1896.

W. war nach Veranlagung und Bethätigung juristischer Praktiker; der „Theorie" stand er, wie die meisten landrechtlichen Juristen, kühl und fremd gegenüber. Aber er war ein Praktiker von hervorragend scharfem Blicke für die Bedürfnisse des Rechtslebens und von feinem Verständniß für die Gedanken des Gesetzes. Mit instinctiver Treffsicherheit entdeckte und löste er die Probleme des praktischen Lebens. Dabei war es ihm inneres Bedürfniß, das Recht, das er anwandte, in sicherem Besitze zu haben. Das bezeugen seine Studien „Lübisches Recht in Pommern", Berlin 1867, und „Beiträge zum pommerschen Lehnrecht", Berlin 1870, die den Niederschlag seiner Erfahrungen auf litterarisch brachliegenden Gebieten bilden.

Sein besonderes Interesse galt stets dem gerichtlichen Verfahren, und in der Zeit, in der die deutsche Gerichtsorganisation und Proceßgesetzgebung geschaffen wurde, betheiligte er sich an der Vorbereitung dieses großen Werkes durch zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und durch Berichte für den preußischen Anwaltstag und den Deutschen Juristentag, dem er lange Jahre in hervorragender Stellung angehörte. Seine scharfsinnige und doch maßvolle Kritik des norddeutschen Entwurfes der Civilproceßordnung (Zeitschr. f. Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen, Bd. IV) trug ihm die Berufung in die Bundesrathscommission zur Vorbereitung einer Deutschen Civilproceßordnung ein (1871—1872). Aus dieser Thätigkeit entsprangen die beiden Werke, die vor allem seinen Ruhm begründen und die Vorzüge seiner Arbeitsweise zeigen, der ausgezeichnete, in Gemeinschaft mit M. Levy bearbeitete „Commentar zur Civilproceßordnung" (2 Bde., Berlin 1877; 7. Aufl. 1896), der bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs die altpreußische Praxis vorwiegend beherrschte, seither aber leider nicht neu bearbeitet ist, sowie sein „Commentar zur Concursordnung" (Berlin 1878; 5. Aufl. 1896), den nach seinem Tode Kurlbaum und Kühne weiterführen.

Dem Anwaltsstande, dem er ein Vorbild pflichtgetreuer und wahrhaft vornehmer Amtsführung war, diente er auch litterarisch mit Kraft und Wärme. Seiner gemäßigt liberalen Grundanschauung entsprechend von jeher ein Vorkämpfer der freien Advocatur (s. Preuß. Anwalts-Zeitung 1862 u. ff.), trat er noch in den letzten Jahren energisch und erfolgreich gegen die Versuche auf, diese Einrichtung zu beschränken („Die geplante Beschränkung der freien Advokatur", Berlin 1894; „Zur Organisation des Anwaltsstandes", Zeitschr. f. Civilproceß Bd. 20, S. 199).

Die Ehrenpromotion durch die Berliner Juristenfacultät (28. September 1888) legt Zeugniß dafür ab, daß nicht nur die amtlichen Stellen und nicht nur seine engeren Fachgenossen die Vorzüge seines Geistes und seines Charakters zu schätzen wußten.

Nachrufe von Jacobi in der Deutschen Juristen-Ztg. II, 34 f. und von Dr. J. L. in d. Illustr. Ztg. 1897, S. 77.

Friedrich Stein.

Windmaier: Anton W., Landschaftsmaler, geboren am 4. April 1840 zu Pfarrkirchen (Niederbaiern), † am 13. Januar 1896 in München, liefert den Beweis, daß ein Genie auch aus den widerstrebendsten Verhältnissen sich siegreich durchzuarbeiten vermag. Der Knabe lernte seit 1850 das Tischlerhandwerk, ging zur Zimmermalerei über und stand bis 1862 zu München in Condition, verwendete aber jeden freien Augenblick zu landschaftlichen Studien, wozu ihm die Schätze der Kunststadt und der umgebenden Natur Vorbilder in Fülle boten. Als W., ein echter Autodidakt, 1870 seine ersten Bilder in den Kunstverein zu bringen wagte, fand er nicht allein ermunternden Beifall, sondern auch bereitwillige Käufer. Bald darauf erschienen die „Kinder am Eis“ und ein „Winterabend“ (1872), womit W. sich noch an Stademann anlehnte, in der Folge aber rasch mit einer „Winterlandschaft“ seine eigene Art zu sehen und zu fühlen bekundete. Nebenbei copirte er auch alte Meister, erwählte aber für sich die Herbst- und Winterstimmung, immer mit den geringsten, doch virtuos beherrschten Mitteln die überraschendste Wirkung erreichend. Wie Adalbert Stifter, weiß er die lauterste Poesie sommerlicher Buchenwälder mit äsenden oder in spiegelklaren Wassern stehenden Rehen ebenso zu schildern, wie unter der schweren, winterlich starrenden Schneelast. Er ist gleich heimathberechtigt in den feuchten Moorgegenden von Erding, Dachau und Haimhausen, wie am norddeutschen Küstenland, mit den unter Schneedecken verschlafen träumenden, einsamen Höfen, stillverschneiten Dörfern und Windmühlen. Er schätzt auch den Reiz schwerbeladener Erntewagen, bleifarbiger Strichregen mit blinkenden Tümpeln; knarrenden Winterfrost und plötzlich einfallendes Thauwetter. Sein Grundelement bildet der in eisstarrenden Winternächten gluthroth vollausstrahlende Mond. Nebenbei tummeln sich zur Abwechslung wohl auch städtische Schlittschuhläufer oder bäuerliches Holzschlittenfuhrwerk. Da ist W. unerschöpflich, immer neu mit diesem Mondnachtzauber: echten Perlen wahrer Kunst. Die verhältnißmäßig kurze Zeit seines Schaffens bewahrte ihn vor Einseitigkeit und Manier. Leider brachten die letzten Jahre herbe Erfahrungen. Der auf beiden Seiten gelähmte Künstler lag zwanzig Monate krank darnieder; sein Trost war, daß die linke Hand nicht den Dienst versagte; dagegen schwand das Licht eines Auges. Trotzdem blieb er muthig wie in den besten Lebenstagen, obwohl die Sorge an seine Werkstätte pochte. Bedürfnisse kannte er keine; sein einziges Vergnügen hatte sich früher zeitweise auf Scheibenschießen beschränkt, wobei er treffsicher auch Preise errang. Sein letztes größeres Gemälde „Frühling“ wurde für die Galerie des Münchener Kunstvereins erworben.

Ein gleichnamiger Sohn Anton W., geboren 1870, trat rühmlich in die Fußtapfen des Vaters, brachte auch ganz eigenartige, sehr beachtenswerthe Leistungen (Singer 1906, VI, 286).

Vgl. Nekrolog in der Allgem. Zeitung, 15. Januar 1896. — Rechenschaftsbericht des Münchener Kunstvereins f. 1895, S. 84. — Bettelheim, Jahrbuch 1897. I, 55. — Fr. v. Bötticher, 1901. II, 1024. — Singer, 1901. V, 106.

Hyac. Holland.

Windthorst: Ludwig W., Staatsmann, wurde geboren am 17. Januar 1812 auf dem Gute Kaldenhof bei Osterkappeln im alten Fürstenthum Osnabrück, das eben damals unmittelbar zu Frankreich, und zwar zum Departement der Oberems gehörte. Er stammte aus einer alten, streng katholischen Familie; schon in frühester Jugend verlor er den Vater, welcher Advocat und Rentmeister des Droste-Vischering'schen Gutes Kaldenhof war. W. besuchte das Gymnasium zu Osnabrück und die Universitäten Heidelberg und Göttingen.

1836 ließ er sich als Rechtsanwalt zu Osnabrück nieder. Seine Ernennung 1842 zum Vorsitzenden Rathe des Katholischen Consistoriums zu Osnabrück beweist, daß schon damals über seine kirchliche Stellung kein Zweifel obwaltete. Im Sommer 1848 wurde er Rath beim Oberappellationsgericht in Celle; im Januar des folgenden Jahres wurde er in seiner Heimath in die zweite hannoversche Kammer gewählt, und damit begann seine politische Thätigkeit, zunächst unter dem Ministerium Bennigsen-Stüve, dessen Seele Stüve war. Wie Stüve, so war auch W. constitutionell und großdeutsch gesinnt; daher schloß er sich der Regierungspartei an. Schon im April 1849 wurde die Kammer aufgelöst, da ihre überwiegende Mehrheit für die Reichsverfassung der Paulskirche war. Im neuen Landtage, der Ende 1849 zusammentrat, hatte die Partei Stüve's die Oberhand; ihr Führer nach außen war der Landdrost Mayer; in Wahrheit war W. ihr Lenker, der schon damals Proben seiner staunenswerthen parlamentarischen Taktik und Geschicklichkeit ablegte. Er war ein entschiedener Gegner der Union, der sich Hannover damals beizutreten genöthigt sah; seinen confessionellen Standpunkt bekundete er durch die heftige Opposition gegen das Volksschulgesetz von 1850, das ihm mit den kirchlichen Ansprüchen und Interessen nicht vereinbar erschien. Noch spielte der Gegensatz der Weltanschauungen eine so geringe Rolle, daß W. trotzdem (am 12. Februar 1851) zum Präsidenten der zweiten Kammer gewählt werden konnte.

Im November 1851 starb König Ernst August; sein Nachfolger Georg umgab sich mit einem Ministerium, das aus reactionären und liberalen Elementen zusammengesetzt war; zu den letzteren gehörte W., der die Justiz übernahm. Eben damals brach der Verfassungskampf in Hannover aus; die Feudalen strebten die Verwandlung der ersten Kammer zu einem Adelsparlament an, und zwar mit Hülfe des Frankfurter Bundestages. W. und sein College Schele widersetzten sich der Einmischung des Bundes; Georg V. schlug sich zuerst auf ihre Seite und entließ (am 10. April 1852) Borries und Decken, die den entgegengesetzten Standpunkt vertraten. Die Hauptleistung Windthorst's aus der Zeit seines ersten Ministeriums ist die Durchführung einer Reform der Justizorganisation; sie gipfelte in der Trennung von Verwaltung und Rechtspflege, sowie in der Einführung des mündlichen Verfahrens. Der Sieg Windthorst's und Schele's über ihre feudalistisch gesinnten Widersacher war allerdings von kurzer Dauer; diese wußten mehr und mehr den König für sich zu gewinnen und brachten (Ende 1853) den Sturz des Ministeriums zu Stande, — ein Ereigniß, auf das der damalige preußische Gesandte am Bundestage, Otto v. Bismarck, nicht ohne Einfluß war.

Nach seiner Entlassung zog sich W. nach Osnabrück zurück; hier nahm er seine Anwaltspraxis wieder auf. In der Kammer gehörte er der Opposition an; doch hörte 1856 seine parlamentarische Wirksamkeit auf, da Georg V. gegen ihn die sogenannte „Ausführungsverordnung zum Staatsdienergesetze“ zur Anwendung brachte, derzufolge auch pensionirte Beamte zum Eintritte in die Kammer der Erlaubniß des Königs bedurften. Als das reactionäre Cabinet Borries abgewirthschaftet hatte, berief Georg V. Ende 1862 ein neues Ministerium, worin W. abermals die Justiz übernahm; da sich der König aber noch immer nicht von den reactionären Einflüssen und von den Beziehungen mit Borries loszulösen vermochte, gab W. abermals (1865) seine Demission. Er wurde im Mai 1866 zum Kronoberanwalt (d. h. Oberstaatsanwalt) beim Oberappellationsgericht zu Celle ernannt; kaum hatte er aber diese Stellung angetreten, da erfolgte die Katastrophe des welfischen Königthums, die Occupation Hannovers durch Preußen. Nur wenige Monate verblieb W. noch in

seinem Amt und damit im preußischen Staatsdienste; Anfang 1867 schied er mit der gesetzlichen Pension aus seinem neuen Wirkungskreise aus, um als Bevollmächtigter des depossedirten Herrschers die Verhandlungen über dessen Abfindung mit der preußischen Regierung zu führen und sich zugleich einer freien politischen Thätigkeit zu widmen. Er ließ sich nach 1867 sowohl für den constituirenden Norddeutschen Reichstag als auch für das preußische Abgeordnetenhaus im Wahlkreise Meppen-Lingen-Bentheim wählen; in jenem begründete er mit Mallinckrodt als einzigem Preußen und etwa sechzehn Particularisten aus Schleswig-Holstein, Hannover und Oldenburg den „bundesstaatlich-constitutionellen Verein“, dessen „Präses“ er wurde.

Damit waren die Richtlinien seiner Politik für die nächsten Jahre vorgezeichnet: Wahrung eines streng föderativen Charakters für den neuen Bundesstaat, Kampf gegen jede Centralisation, welche ja doch der Präsidialmacht Preußen zu gute kommen würde, möglichst vollkommene Selbständigkeit der Einzelstaaten und daher thunlichste Beschränkung der materiellen Bundescompetenz, sowie nach der formalen Seite hin eine Organisation der Bundesgewalt, derzufolge die Präsidialgewalt einer weitgehenden parlamentarischen Bevormundung unterworfen würde — durch Einführung liberal-constitutioneller Verfassungsformen, nämlich eines verantwortlichen Bundesministeriums, eines Zweikammersystems, ausgedehnten parlamentarischen Budgetrechtes, eines Bundesgerichtes zur Schlichtung von Zwistigkeiten unter den Bundesgliedern sowie von Verfassungszwistigkeiten, „damit nicht in solchen Angelegenheiten die Macht [d. h. Preußen] anstatt des Rechtes entscheide“. Den katholischen Interessen diente er, indem er schon damals die Uebertragung der Artikel der preußischen Verfassung über die „Freiheit der Kirche“ auf den Bundesstaat forderte. Der Bismarck'sche Verfassungsentwurf, der seinen Wünschen in allen Stücken widersprach, war daher für ihn unannehmbar; mit Mallinckrodt und Reichensperger stimmte er dagegen, nicht minder gegen den Miquel'schen Antrag (von 1869) betreffend die Ausdehnung der Competenz des Norddeutschen Bundes auf das gesammte bürgerliche Recht. Im Zollparlamente von 1868 scharten sich sämmtliche katholischen und particularistischen Elemente des Nordens und Südens um ihn; es ward damals in diesen Kreisen der Plan erwogen, Hohenlohe im Vorsitze im bairischen Ministerium durch W. zu ersetzen.

Seit dem Ausgange der sechziger Jahre gewannen die kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse und Conflicte zusehends an Bedeutung. Die Proklamirung des Unfehlbarkeitsdogmas hielt W. zum mindesten für inopportun, weil dadurch die Einigkeit im katholischen Lager gestört zu werden drohte. Er nahm theil am sog. „Laienconcile“ vom 17. Juni 1869, das die deutschen Bischöfe vor überstürzten Schritten in dieser Richtung warnte, dessen Mahnungen aber erfolglos verhallten. Er fand, daß das Dogma die Gewissen Tausender mit Qual und Sorge erfülle; er hat wohl auch versichert: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaub' nicht an die Unfehlbarkeit.“ Er hat sich dem Spruche gefügt, den das Concil schließlich fällte; aber noch Ende 1870 hatte er seine Zweifel nicht ganz überwunden, und er war von Ingrimm gegen die Jesuiten erfüllt, die er „an Allem für schuldig erklärte“. Schon die Verschärfung der kirchenpolitischen Situation, die sich gerade jetzt bemerkbar machte, die Aussicht auf die Entstehung einer geschlossenen kirchlichen Kampfespartei, mit deren Hülfe er hoffen durfte die politischen Tendenzen, wie er sie bisher im Parlamente verfochten hatte, mit noch größerer Kraft und Wucht vertreten zu können, konnte gerade jetzt in

ihm den Gedanken an eine Trennung von dem Gros der Kirche nicht aufkommen lassen.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre war die katholische Fraction im preußischen Landtage mehr und mehr zurückgegangen; endlich war sie ganz und gar verschwunden. Unter dem Eindrucke der Verkündigung des Syllabus und den Vorbereitungen für die Proklamirung der Infallibilität verschärfte sich der Gegensatz der Weltanschauungen zu feindseliger Spannung, und damit erwachte der Wunsch in den kirchlich gesinnten Kreisen nach einer Wiederbelebung der politischen Organisation der deutschen Katholiken. Im Frühjahr 1870 setzten diese Bestrebungen ein; sie fanden lebhaften Wiederhall zumal in den Rheinlanden und in Westfalen; bei den Landtagswahlen, die im Herbste 1870 stattfanden, wurde durch die Presse und in den Versammlungen ein Programm aufgestellt, in dessen Mittelpunkte die Forderungen der „Freiheit" der Kirche, eines streng confessionellen Volksschulunterrichts und der Durchführung des föderativen Charakters der Bundesverfassung standen. Mehr als ein halbes Hundert Abgeordnete wurde auf dieses Programm gewählt. Am 13. December schlossen sich 48 von ihnen zu einer besonderen Partei zusammen, die sich „Centrumsfraction" (Verfassungspartei) nannte. W. hatte sich zwar an den Vorberathungen betheiligt, hielt sich aber zunächst von der neuen Partei fern, angeblich, um sie nicht dem Verdachte „welfischer Bestrebungen" auszusetzen; auf die Einladung ihrer Führer trat er freilich bald mit noch fünf anderen Abgeordneten ihr bei. In eben jenen Tagen erfolgte die Gründung des Deutschen Reiches; Mallinckrodt und W. stimmten, als die einzigen Katholiken, im Norddeutschen Reichstage gegen die Verträge mit den süddeutschen Staaten, da ihnen dabei das föderative Princip nicht zur Genüge gewahrt schien. Als die Wahlen zum ersten deutschen Reichstage ausgeschrieben wurden, trat die neue Partei als solche in die Agitation ein.

Von Anfang an bewährte sich die Centrumspartei im Parlamente als Vorkämpferin der ecclesia militans. Alsbald nach der Eröffnung des Reichstages trat sie nicht nur für die Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstthums ein, indem sie den Wunsch ziemlich unverhohlen durchblicken ließ, daß sich das Deutsche Reich dafür ins Zeug werfe, sondern sie forderte auch die Uebertragung der preußischen Verfassungsartikel über die „Freiheit der Kirche" auf das Reich. Diese Schritte lieferten für Bismarck den Beweis, daß sie alle nationalen und selbst die auswärtigen Interessen dem confessionellen Momente zum Opfer zu bringen gewillt sei; in dieser Ueberzeugung sah er sich bestärkt durch ihre Verbindung mit allen partikularistischen und selbst reichsfeindlichen Gruppen, den Welfen, Reichsländern, ehemaligen bairischen Patrioten und Polen. Unter diesen ihren Alliirten schien ihm Niemand gefährlicher, als eben die Polen, und der Kampf gegen sie ward das Vorspiel und der Uebergang zum „Culturkampfe". Die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, die er im Verdachte hielt, daß sie der polnischen Propaganda in Posen und Westpreußen Vorschub leiste, schien ihm unbedingt erforderlich, nicht minder die Befreiung der Volksschule in den polnischen Landestheilen von der Localaufsicht des Clerus. Das waren freilich Maßregeln, die den Widerstand der katholischen Kirche und des Centrums herausfordern mußten.

So entbrannte denn der Culturkampf. Zuerst versuchte Bismarck, durch Antonelli zu erwirken, daß die Centrumsfraction von Rom aus desavouirt würde. Als sich die Curie nicht dazu hergeben wollte, bei der Beseitigung der Partei mitzuwirken, die ihr Interesse in Preußen und Deutschland vertrat, meinte Bismarck, den Kampf gegen das Centrum als einen solchen gegen

die katholische Kirche überhaupt führen zu müssen. Das Centrum nahm die Fehde auf, und daß es darin nicht besiegt wurde, das war in der Hauptsache das Werk der unvergleichlichen parlamentarischen Kunst und Taktik Windthorst's. Bismarck erkannte in ihm seinen gefährlichsten Gegner; umsonst suchte er durch persönliche Einwirkung auf A. Reichensperger, durch öffentliche Angriffe die Partei dazu zu bringen, daß sie ihre Sache von der des „Welfen“ trenne, der sie nur für seine besonderen Zwecke mißbrauche; der einzige Erfolg war der, daß sie sich solidarisch mit der „Perle von Meppen“ erklärte, die erst durch ihre Zugehörigkeit zum Centrum die „richtige Fassung“ erhalten habe. In den Kämpfen, die sich um das Schulaufsichtsgesetz, um die mißglückte Ernennung des Cardinals Hohenlohe zum deutschen Botschafter beim Vatican und bei allen den Acten kirchenpolitischer Gesetzgebung der nächsten Jahre entspannen, war W. neben Mallinckrodt der Hauptredner der Fraction. Vermochte auch das Centrum am Gange der kirchenpolitischen Entwicklung in den Parlamenten bis 1876 nicht viel zu ändern, so wurde es doch der Regierung mehr als einmal sehr unbequem. Wirksamer jedenfalls, als der parlamentarische Strike, den einige seiner Parteigenossen empfahlen, war die Taktik der „Nadelstiche“, die W. bei jedem Anlasse dem Reichskanzler gegenüber zur Anwendung brachte. Ueberall trat der negirende Standpunkt des Centrums unter Windthorst's Führung hervor, bei den Etatsberathungen, bei den Erörterungen über den inneren Ausbau des Reiches, bei den Debatten über die auswärtige Politik. Den Höhepunkt des Conflictes bildete die Discussion über das Kullmann'sche Attentat. Der Kanzler machte dem Centrum den Vorwurf der moralischen Mitschuld an diesem Verbrechen und glaubte in der Art und Weise, wie W. dagegen protestirte, „eine Nichtachtung seiner Person und seines Lebens“ erblicken zu müssen. Das Sperrgesetz, das Klostergesetz, das Altkatholikengesetz, die Aufhebung der Verfassungsartikel über die „Freiheit der Kirche“ in Preußen, sowie die Einführung der obligatorischen Civilehe im Reiche waren die letzten Phasen des Kampfes, der nur dazu gedient hatte, die politische Stellung der Centrumsfraction und in dieser hinwiederum die Windthorst's zu festigen. Nach dem Tode Mallinckrodt's (1874) war W. der unbestrittene Führer der Partei; gegen ihn traten selbst die alten Veteranen, wie die Reichensperger, in den Hintergrund.

Der Tod des unversöhnlichen Pius IX., die unzweifelhafte Bereitwilligkeit seines Nachfolgers zu einem einigermaßen annehmbaren Frieden, die Veränderungen in der innerpolitischen Lage Deutschlands setzten dem Kirchenconflict ein Ziel. Durch die Wahlen von 1877 und 1878 war die liberale Partei stark reducirt worden; dazu kam die Schwenkung, die Bismarck damals auf dem Gebiete der Zoll- und Wirthschaftspolitik machte; während die Liberalen an dieser Wendung nicht theilnehmen wollten, herrschte hier zwischen dem Kanzler und dem Centrum mannichfache Uebereinstimmung; ähnliche Berührungspunkte gab es hinsichtlich der Socialpolitik: dadurch ward eine gewisse Basis der Annäherung zwischen den bisherigen Gegnern geschaffen. Die freihändlerische Minderheit im Centrum ward zum Schweigen gebracht; indem es Bismarck's Zollpolitik unterstützte, erwarb es Anspruch auf kirchenpolitische Concessionen. Diese Taktik war im wesentlichen das Verdienst Windthorst's, der seine Partei zusammenzuhalten wußte, während die Nationalliberalen gerade wegen ihres Verhaltens in der Zollfrage zerrieben wurden und auseinanderfielen. Es folgten der Bruch Bickmarck's mit den Liberalen und die Ersetzung Falk's durch Puttkamer; der Kanzler unterschied zwischen einem entbehrlichen und einem unentbehrlichen Theile der Maigesetzgebung, indem er für jenen, für das „juristische Detail, den juristischen Fangapparat

für widerspenstige Priester", Falk die Verantwortung zuschrieb. Im Sommer 1878 wurden die Verhandlungen zwischen Regierung und Curie eröffnet; W. spielte dabei eine sehr wichtige Rolle, indem er den Nuntius Jacobini fortlaufend berieth. Sie nahmen freilich einen recht langsamen Fortgang; das Haupthinderniß war die Anzeigepflicht, auf welcher der Staat bestand, und ihre Modalitäten. Dazu kam, daß sich das Centrum der Regierung doch nicht so unbedingt zur Verfügung stellte, wie Bismarck es wünschte, vor allem bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen, in der Polenfrage, bei den Steuerprojecten, beim Socialistengesetze und beim Septennate. W. nahm in diesen Punkten eine oppositionelle Haltung ein, theils in Rücksicht auf die Stimmung der Wählermassen des Centrums, theils um die Regierung nicht mehr erstarken zu lassen, als es ihm aus Gründen der Machtvertheilung wünschenswerth erschien. Bismarck konnte sich nicht vorstellen, daß eine Partei, „die sich speciell zum Dienste des Papstes bekennt", ohne directe Beeinflussung von Rom aus ihm solchen Widerstand entgegensetzen könnte, und argwöhnte, daß ihn die Curie mürbe machen wolle, indem sie ihm parlamentarische Schwierigkeiten bereite. Dem gegenüber versuchte er es mit dem Kampfmittel eines Systems von discretionären Vollmachten; d. h. die Regierung wollte sich vom Landtage die Vollmacht ertheilen lassen, nach discretionärem Ermessen in bestimmten Punkten von der Ausführung der Maigesetze Abstand nehmen zu dürfen. Das Centrum erblickte darin eine Auslieferung des Clerus in die Gewalt der Behörden auf Gnade und Ungnade; es bestand auf einer „organischen Revision der Maigesetze". Am 20. Mai 1880 wurde die „erste kirchenpolitische Novelle" eingebracht, die auf dem System der discretionären Vollmachten beruhte. Auf Grund von Weisungen, die der Papst theils direct an Majunke, theils indirect durch Jacobini an W. ertheilte, nahm das Centrum dagegen eine ablehnende Haltung ein; gegen das Centrum erhielt die Vorlage, indem sie stark beschnitten wurde, infolge eines Compromisses zwischen Conservativen und Nationalliberalen Gesetzeskraft.

Daß die oppositionelle Haltung des Centrums gegen seine innere Politik nicht auf Weisungen aus Rom zurückging, konnte Bismarck auf die Dauer nicht verkennen; er setzte sie nunmehr auf die Rechnung ihres Führers, nämlich Windthorst's. Das Ziel, das er sich daher jetzt stellte, war die Umwandlung des Centrums in eine katholisch-conservative Regierungspartei, womöglich unter Beseitigung Windthorst's, und jedenfalls in Verbindung und mit Hülfe des Papstes. Es fehlte nicht an Elementen in der Fraction selbst, die dafür zu haben waren; aber der Einfluß Windthorst's in der Partei war stark genug, um sie abermals zusammenzuhalten; durch die Neuwahlen von 1881 erlangte sie zudem die ausschlaggebende Stellung im Reichstage. Ein Versuch, W. bei seinen Fractionsgenossen zu discreditiren, mißglückte; am 6. December 1881 erschien ein Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", worin W. wegen einiger Bemerkungen in der Hamburger Zollangelegenheit der Preisgabe der nationalen Unabhängigkeit geziehen wurde; er hatte keinen andern Erfolg, als daß das Centrum abermals solidarisch für W. eintrat. Aussichtsvoller schienen die Bemühungen Bismarck's, den Frieden unter Ausschaltung Windthorst's und seiner Partei direct mit der Curie zu schließen, sowie den Papst zu Einwirkungen auf die Haltung des Centrums in den Fragen der inneren Politik zu bewegen. Eingeleitet wurde die Action zu einer directen Verständigung zwischen Rom und Berlin im Anfange des Jahres 1882 durch die Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft beim hl. Stuhle; es folgte darauf das sog. „zweite und dritte Friedensgesetz" von 1882 und 1884, durch welche weitere Breschen in die Maigesetzgebung der

siebziger Jahre gelegt wurden. Während die Verhandlungen zwischen Rom und Berlin ihren Fortgang nahmen, kam es zwischen dem Kanzler und dem Centrum, insbesondere W., zu heftigen parlamentarischen Zusammenstößen, so im November 1884 beim Antrage auf Aufhebung des Expatriirungsgesetzes. Anfang 1886 wurde der Bischof Kopp von Fulda in das Herrenhaus berufen, um hier als Vermittler zwischen Curie und Regierung auf einen kirchenpolitischen Ausgleich hinzuwirken; nachdem die Curie die Anzeigepflicht bewilligt hatte, kam das „vierte Friedensgesetz“ von 1886 zu Stande, indem die Regierung zugleich das Versprechen immer weiterer „organischer Revision der Maigesetzgebung“ abgab.

Durch seine Ausschließung vom Zustandekommen des Friedenswerkes fühlte sich W. persönlich verletzt; auch war er mit den Bedingungen des Abkommens zwischen Staat und Kirche keineswegs einverstanden, vor allem schien ihm die Anzeigepflicht eine viel zu weit gehende Concession. So hatte die Annäherung zwischen Berlin und Rom keinen Einfluß auf das Verhältniß zwischen Regierung und Centrum; der Gegensatz zwischen Bismarck und W. wurde immer schärfer. Gegen Ende des Jahres 1886 entbrannte der Kampf um das Septennat, als dessen Gegner W. aus „constitutionellen“ Gründen auftrat. Nachdem es in erster Lesung abgelehnt worden war, suchte Bismarck durch den Papst auf das Centrum einzuwirken. Die Curie wies in der That das Centrum an, für die Vorlage zu stimmen; aber W. hielt in Gemeinschaft mit Franckenstein diesen Befehl vor dem Gros der Fraction geheim und setzte es durch, daß das Centrum auch in der zweiten Lesung (14. Januar 1887) geschlossen gegen das Septennat votirte und dieses also zu Fall brachte; darauf löste Bismarck den Reichstag auf. Zwar wiederholte der Papst seinen Wunsch, daß das Centrum den Widerstand gegen das Septennat aufgebe, und diese Note wurde veröffentlicht, um den Gang des Wahlkampfes zu beeinflussen; aber W. fügte sich nicht. Am 6. Februar hielt er die berühmte Wahlrede im Gürzenich in Köln, worin er ausführte: um seine Existenz zu erhalten, müsse das Centrum gegen das Septennat stimmen, und es handele so auch gemäß den wahren Intentionen des Papstes, da auch er die Erhaltung des Centrums als unbedingt nothwendig erachte. Der Papst war darüber verstimmt; aber in der That hatte W. dadurch die politische Selbständigkeit der Partei gerettet. Durch die Neuwahlen verlor das Centrum freilich seine maßgebende Stellung im Reichstage; insofern siegte Bismarck, dem das Kartell jetzt eine sichere Mehrheit bot. Durch das „fünfte Friedensgesetz“, das abermals unter der Aegide Kopp's zu Stande kam, fand der Culturkampf jetzt seinen Abschluß. Alles das, was Bismarck als „entbehrlichen Bestandtheil“ der Maigesetzgebung ansah, war nunmehr beseitigt; W. gingen die Zugeständnisse der Regierung allerdings noch immer nicht weit genug, insbesondere was die Regelung des staatlichen Einspruchsrechtes anbelangte; schließlich stimmte das Centrum jedoch auf directen Befehl des Papstes dafür. W. machte kein Hehl aus seiner Verstimmung über die Art und Weise und die Bedingungen des Friedensschlusses; sein Verhalten fand aber selbst bei alten Parteigenossen, wie bei A. Reichensperger, scharfe Mißbilligung.

Noch war Windthorst's kirchenpolitisches Ziel keineswegs erreicht; sein Ideal war und blieb die Wiederherstellung des status quo ante 1871. Manches hat er auch in der That noch erreicht, so weitere Milderungen des Klostergesetzes, die Aufhebung des Expatriirungsgesetzes, die Befreiung der katholischen Theologen von der Militärpflicht, die Sperrgeldervorlage, die allerdings erst nach seinem Tode perfekt wurde. Insbesondere rückte er die Schulfrage in den Vordergrund. Er verlangte die Erneuerung des Zustandes,

wie er vor dem Schulaufsichtsgesetze von 1872 existirt hatte, eventuell vollkommene Unterrichtsfreiheit. Am 14. Februar 1889 brachte er einen Antrag ein, der von diesen Gesichtspunkten getragen war; doch vermochte er nicht dafür die Mehrheit zu erlangen. Im Reichstage trat er in gewissen Grenzen für die Colonialpolitik und für die Socialreform ein, indem er allerdings, was die letztere anbelangte, das staatssocialistische Element als Verstärkung der „staatlichen Omnipotenz“ bekämpfte. Sein Welfenthum, als politisches Princip betrachtet, war im Lauf der Zeiten verblaßt; auch bahnte sich allmählich zwischen Bismarck und dem Centrum wieder ein besseres Verhältniß an. Durch die Neuwahlen vom Anfange des Jahres 1890 gewann das Centrum seine maßgebende Stellung wieder; in diese Situation fällt die bekannte Unterredung zwischen Bismarck und W., die bei dem bald darauf erfolgten Sturze des Kanzlers eine Rolle spielte. W. hatte noch die Genugthuung, das Steigen der Macht und des Einflusses seiner Partei zu erleben; er trat sogar in Berührung mit dem Hofe. Als im J. 1890 der „Volksverein für das katholische Deutschland“ gegründet wurde, wurde er dessen erster Ehrenpräsident. Gegen den Goßler'schen Schulgesetzentwurf von 1890 führte er vornehmlich den Kampf; schon konnte er sich der Ueberzeugung hingeben, daß er das Feld behaupten würde, da wurde er am 10. März 1891 von einer Lungenentzündung befallen, der er vier Tage später (am 14. März) erlag.

Selbstlos, uneigennützig, persönlich liebenswürdig und in der Arbeit unermüdlich, wie auch seine politischen Gegner anerkannten, war W. im 19. Jahrhundert der eifrigste, gewandteste und erfolgreichste Vorkämpfer des politischen Katholicismus, und zwar nicht nur in Deutschland, ein parlamentarischer Redner, Taktiker und Parteiführer ersten Ranges. Sein Werk war es, daß das Centrum die einzige Partei blieb, die Bismarck weder zu zertrümmern, noch sich dienstbar zu machen vermochte.

Johann Menzenbach, Ludwig Windthorst in seinem Leben und Wirken, insbesondere in seiner politischen Wirksamkeit. Trier 1892. — J. Knopp, Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. Dresden und Leipzig 1898. — Dr. Eduard Hüsgen, Ludwig Windthorst. Cöln 1907. (Alle drei gearbeitet auf Grund seiner Reden und Mittheilungen seiner Familie.) — Da W. seine Correspondenzen zu vernichten pflegte, ist ein schriftlicher Nachlaß leider nicht vorhanden. Ergänzungen aus: Oppermann, Zur Geschichte des Königreichs Hannover 1862 (über Windthorst's Wirksamkeit in Hannover); Onno Klopp, Das Preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover, Wien 1869 (über Windthorst's Thätigkeit für die Vermögensinteressen des Welfenhauses); Paul Majunke, Geschichte des Culturkampfes in Preußen, Paderborn 1888; O. Pfülf, Hermann von Mallinckrodt, Freiburg i. Br. 1892 und Ludwig Pastor, August Reichensperger, Freiburg i. Br. 1899 (über Windthorst's Thätigkeit im Culturkampfe und Stellung in der Centrumspartei). — Eine erweiterte Bearbeitung des vorstehenden Artikels ist unter dem Titel „Windthorst und der Culturkampf“ in d. Preuß. Jahrbüchern Bd. 135, Heft 2 u. 3 erschienen.

F. Rachfahl.

Winkler: Joseph W., katholischer Theologe, geboren am 14. Mai 1809 zu Gelfingen (Kanton Luzern), † am 31. Januar 1886. Er besuchte 1825 bis 31 das Gymnasium und Lyceum in Luzern und studirte dann Theologie in Tübingen, München, Gießen und Bonn. Nach seiner Priesterweihe war er zunächst 1835—38 an der Stiftsschule zu Münster thätig; 1838 wurde er Professor der Moral und Kirchengeschichte, später auch des Kirchenrechts und der Pädagogik an der theologischen Lehranstalt zu Luzern; in den späteren

Jahren beschränkte er sich auf das Kirchenrecht, 1878 legte er die Lehrthätigkeit nieder. Er war auch Chorherr bei St. Leodegar in Luzern, bischöflicher Commissar, 1871—75 Mitglied des Erziehungsrathes; 1872 päpstlicher Ehrenkämmerer. — Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch des Kirchenrechts, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz“ (Luzern 1862; 2. Aufl. 1878). Seine zahlreichen kleinen Gelegenheitsschriften stellte er zusammen in einer „Sammlung von Broschüren, Abhandlungen, Anreden und Zeitungs-Artikeln“ (Luzern 1880); im Einzelnen sind dieselben verzeichnet bei L. R. Schmidlin, Die katholisch-theologische und kirchliche Literatur des Bisthums Basel (Heft 1 u. 2, Bern 1894 f.).

Der Geschichtsfreund, 41. Bd. 1886, S. XV f. Lauchert.

Wintzer: Karl Albert Leopold Benedikt W., evangelischer Theolog und Schulmann, geboren in Tannroda a. d. Ilm am 16. September 1812, † in Weimar am 14. October 1890. Väterlicherseits einer altangesessenen Grundbesitzersfamilie entsprossen und mütterlicherseits zu den Nachkommen Lukas Cranach's sowohl wie Benedikt Carpzov's gehörend, vereinigte W. die körperliche Tüchtigkeit und die geistige Veranlagung seiner Vorfahren in sich. Die Anfangsgründe der alten Sprachen erlernte er durch Privatunterricht und besuchte darauf 1828—1834 das Gymnasium zu Weimar. Während seiner dortigen Schülerzeit, in der er auch mit Goethe persönlich bekannt wurde, betrieb er in den Freistunden eifrig das Turnen und gewann einen Kreis von Kameraden, mit denen er im Nachbardorfe Grunstedt heimlich gymnastischen Uebungen oblag. Die Entdeckung dieser damals hochverpönten Thätigkeit trug ihm einen strengen behördlichen Verweis ein, wohingegen seine offene Schwärmerei für die flüchtigen Polen 1831 unbeanstandet blieb. Von 1834 an widmete sich W. in Jena dem Studium der Philosophie (zeitweilig Famulus von Fries), Geschichte und Theologie. Seine treffliche Singstimme (Tenor), die ihm bis zum 70. Lebensjahr erhalten blieb, veranlaßte ihn auch, einen akademischen Gesangverein in Jena zu stiften. Nach Ablegung der theologischen Candidatenprüfung 1837 in Weimar kehrte er wieder zur Universität zurück und studirte noch allgemein bildende Fächer, wie Litteratur, Nationalökonomie, Musik.

Auf Einladung eines Freundes Namens Lossius, der in London an der Privatschule von Green Lehrer war und heimzukehren wünschte, begab sich W. 1838 als Lossius' Nachfolger nach London, das ihm zur zweiten Heimath werden sollte. Von dort aus unternahm er 1839 und später noch einmal Studienreisen nach Paris. An der Green'schen Anstalt lehrte W. Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Geschichte, Gesang und erwarb sich in wenigen Jahren solche Gewandtheit im Gebrauch der englischen Sprache und solches Ansehen, daß er von 1841 an als Lehrer der deutschen Sprache an verschiedenen öffentlichen Schulen Londons angestellt wurde. Im J. 1842 zog ihn der Professor des Deutschen, Bernays, für längere Zeit als Gehülfen an die Londoner Hochschule King's College. Daneben widmete sich W. unter den Londoner Deutschen auch den Werken der inneren Mission — der preußische Gesandte Freiherr v. Bunsen wollte ihn ganz dafür gewinnen — und leitete namentlich von 1846 an jahrelang einen von ihm gegründeten deutschen Gesang- und Handwerker-Jünglingsverein, wobei ihn die preußische Regierung materiell unterstützte. Ferner unterrichtete W. seit 1845 an der Stockwell Grammar School und seit 1848 auch an Mary-le-bone Literary and Scientific Institution. Das Collegium Hebraicum (für getaufte Juden) gewann ihn 1849 für den lateinischen und griechischen Unterricht, das weitbekannte Eton College

im gleichen Jahre als Examinator bei den Bewerbungen um die vom Prinz-Gemahl Albert ausgesetzten Preise.

Diese vielseitige Thätigkeit fand ihr Ende, als W. im März 1851 vom Senat zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur (German Master) an King's College berufen ward und damit im Lehrkörper dieser Anstalt eine feste Stellung erhielt. Auf einer Reise, die er im Sommer 1851 nach der Thüringer Heimath unternahm, erwarb er sich in Jena die philosophische Doctorwürde; seine Dissertation handelt „De שְׁאוֹל sive ᾅδης“. Die angestrengte Arbeit des neuen Amtes an King's College nöthigte ihn, die frühere private Unterrichtsthätigkeit größtentheils aufzugeben; dafür wurden ihm nach und nach an verschiedenen staatlichen Lehranstalten wie Wellington College, University College, Royal College of Preceptors, Royal Naval School u. a. m. die commissarischen Obliegenheiten eines German Examiner übertragen. Auch veranstaltete er, nachdem durch den Prinz-Gemahl Albert zum ersten Mal Verständniß und Interesse für deutsches Wesen in England geweckt worden war, wiederholt Vortragscurse über deutsche Sprache und Litteratur in den Kreisen der höchsten Aristokratie Londons, in denen er sich ebenso wie bei den Führern der deutschen Colonie des größten Ansehens und ungetheilter Verehrung erfreute. Vom Jahre 1858 an bis zum Tode des Prinz-Gemahls Albert (1861) verwaltete W., der mit tiefer Religiosität mildeste Duldsamkeit verband, auch das Amt eines Hofcaplans an der deutschen St. James-Capelle in London. Viele Jahre lang war er ferner litterarisch thätig durch Mitarbeiterschaft an englischen Zeitschriften und sah sich auch durch das Fehlen eines brauchbaren englischen Lehrbuchs für die deutsche Sprache 1856 zur Herausgabe eines „First German Book for Beginners“ (2. Auflage 1860) veranlaßt.

War W. durch seine Ernennung zum deutschen Professor an King's College das Haupt der gesammten deutschen Lehrerschaft Englands geworden, so benutzte er diese leitende Stellung gern und eifrig zur Förderung seiner Landsleute, insbesondere der deutschen Lehrer und Geistesarbeiter, und wuchs sich allmählich zu einer starken Stütze des Deutschthums in London aus, ohne dabei seine vornehme Bescheidenheit zu verleugnen. Deutsche Studenten, Gelehrte, Lehrer, Lehrerinnen und Kaufleute suchten ihn fleißig auf und fanden in ihm einen erfahrenen, einflußreichen und stets bereiten Helfer und Rathgeber. Er war ferner häufig seelsorgerisch am deutschen Hospital thätig wie überhaupt ein treuer Beistand aller hülfsbedürftigen Deutschen. Seine englischen Collegen an King's College bezeichneten ihn oftmals als trefflichen Engländer und versuchten, ihn, der mit englischen Berühmtheiten wie Kingsley, Benson u. A. verkehrte, zur Aufgabe des Deutschthums zu bewegen; aber mit aller Entschiedenheit und doch in der ihm eigenen fein-satirischen Art wies er solche Aufforderungen stets zurück und blieb ein echter Deutscher. Wenn jetzt die deutsche Geistesarbeit in England höher und gerechter bewerthet wird als früher, und die deutschen Lehrer dort besser gestellt und geachtet sind, so ist dieser Wandel zum nicht geringen Theil auf Wintzer's Pionierarbeit zurückzuführen, die von seinen Nachfolgern wirksam fortgesetzt wurde.

Aus der Fülle seines frischen und segensreichen Schaffens sah sich W. plötzlich durch Gesundheitsrücksichten herausgerissen. Das Uebermaß der Arbeit und das unfreundliche Klima hatten ihm ein Bronchialleiden eingetragen, und der Hausarzt forderte nicht bloß Aufgeben des Berufs, sondern auch Verlassen des ungünstigen London. So mußte W. mit schwerem Herzen 1868 vom Amte zurücktreten und 1869 dem Schauplatz seiner langjährigen Thätigkeit Lebewohl sagen. Er wandte sich mit seinen drei Töchtern — die Gattin,

eine geborene Leipzigerin, war ihm nach wenigen Jahren glücklicher Ehe durch den Tod geraubt worden — in die Heimath zurück und nahm seinen Wohnsitz in Weimar, um sich hinfort der Erziehung seiner Töchter, privaten Studien und einigen Werken der inneren Mission zu widmen. Die gewünschte und seinen Sprachorganen nöthige Ruhe blieb ihm zunächst noch versagt, denn er mußte sich auf vielfältiges Drängen dazu verstehen, an der Realschule zu Weimar von Anfang 1870 bis Ostern 1871 den deutschen Unterricht in den untersten Classen und im Jahre 1872 stellvertretungsweise auch französischen Unterricht zu ertheilen. Beim Festactus zum Geburtstag (24. Juni) des Großherzogs Karl Alexander hielt er dort 1870 eine Rede über „Das Volksschulwesen Englands bis auf den bezüglichen neuesten ministeriellen Vorschlag“. Auf ganz besonderen Wunsch der Großherzogin Sophie ließ W. sich ferner bewegen, von 1871 an auch den englischen Unterricht in den obersten Classen der höheren Töchterschule „Sophienstift“ zu übernehmen, — wie er vorerst glaubte, nur vorübergehend, aber man wußte die erfahrene und gewiegte Lehrkraft immer aufs neue festzuhalten. Nur gelegentlich wirkte er fortab noch in der Sonntagsschule zu Weimar oder ertheilte unentgeltlichen Privatunterricht an strebsame Unbemittelte und genoß im übrigen unter der treuen Pflege seiner jüngsten Tochter in stets glücklicher Heiterkeit ein otium cum dignitate bis zu seinem am 14. October 1890 erfolgten Ableben.

Familienpapiere. — Decanatsacten der philosophischen Facultät zu Jena (August 1851 bis Februar 1852). — W. Bode, Der letzte Bekannte Goethes, in der Zeitung „Deutschland“ (Weimar), Nr. 127 vom 7. Mai 1905. — C. J. Freiherr v. Bunsen, geschildert von seiner Wittwe. Deutsche Ausgabe von Nippold, Bd. II, S. 351, 356. — King's College Calendar 1851—1868. — Programm der Realschule zu Weimar IX (1870), S. 23, 32, 33; X (1871), S. 19 f., 27, 28; XI (1873), S. 26. — Wernekke in der Beilage zum Jahresbericht 1906, S. 6 und 15. — B. Ritter, Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Sophienstiftes (Weimar 1904), S. 44, Nr. 29. — J. Dilthey, Bericht zum 25. Jahresfeste des Kinder-Gottesdienstes in der Hofkirche zu Weimar. Weimar 1901, S. 7, 13. — Weimarische Zeitung, Nr. 245 vom 18. October 1890.

Mitzschke.

Wippel: Wilhelm Jakob W. wurde am 3. September 1760 zu Berlin geboren. Sein Vater war Rector des Gymnasiums zum grauen Kloster; er starb im J. 1765 und hinterließ seine zahlreiche Familie in den drückendsten Verhältnissen. Da die Mutter den Unterhalt der Kinder nicht bestreiten konnte, so nahm die älteste Tochter, die mit dem Rector der lateinischen Schule in Neuruppin, Glörfeld, verheirathet war, den Bruder zu sich. W. besuchte die genannte Schule bis 1769 und dann bis 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster. 1782—84 studirte er in Halle Theologie; aber das Studium sagte ihm wenig zu, und schon als Student faßte er den Entschluß, sich dem Lehrfach zu widmen. Am 3. August 1784 berief ihn der Gouverneur von Berlin, General v. Möllendorff, zum Rector der Garnisonschule, um die gänzlich in Verfall gerathene Anstalt zeitgemäß zu reorganisiren. Die Aufgabe hat W. mit der ganzen Energie seines Willens gelöst. Um sich für sein Amt praktisch vorzubereiten, und um Wesen und Werth der Rochow'schen Methode kennen zu lernen, besuchte er im Herbst des Jahres die Musterschule zu Reckahn und die Garnisonschule zu Potsdam. Er entwarf für die Berliner Garnisonschule, um den äußeren Schulbetrieb zu regeln, „Gesetze“, die bis zu ihrer Auflösung 1849 mit wenigen Abweichungen in Geltung geblieben sind und vielen Garnison- und Regimentsschulen als Muster gedient haben. Sie

sind im philanthropischen Geiste verfaßt, und die darin enthaltenen disciplinarischen Forderungen über Strafen und Belohnen müssen als mustergültig bezeichnet werden. Der von ihm verfaßte Lehrplan ist eine Originalarbeit, in der mit dem Herkömmlichen gebrochen wurde. Da war eine Stunde „zur Verbesserung des Herzens und zur freundschaftlichen Unterhaltung darüber", eine Stunde „zur Mittheilung der Lebensgeschichten guter Männer", eine Stunde „zur Mittheilung der wichtigsten Begebenheiten der Jetztzeit" angesetzt. Später führte W. den „Handwerksunterricht" ein, in dem er, abweichend von dem Grundsatz des Erwerbs, der in den Industrieschulen zu sehr in den Vordergrund trat, die Kinder zur Erlernung eines Handwerks tüchtig machen wollte. So eigenartig auch jetzt das, was in den genannten Stunden getrieben wurde, in dem Rahmen einer Volksschule klingen mag: W. wollte den modernen (philanthropischen) Forderungen gerecht werden, aufklärend und sittlich veredelnd wirken und dem Princip der Nützlichkeit Rechnung tragen. Es war ihm ernst mit der Sache, und vom idealen Streben geleitet, führte er, um die Leistungen in den einzelnen Disciplinen zu erhöhen, den Fachunterricht ein, indem er den einzelnen Lehrern, ihren Befähigungen und Neigungen entsprechend, bestimmte Unterrichtsfächer übertrug. Die Vermuthung, daß ein solcher Unterricht in Spielerei ausgeartet sei, trifft nicht zu; Männer von pädagogischem Ruf spendeten seinen Einrichtungen und den von ihm erzielten Erfolgen ungetheiltes Lob, und noch heute beweisen die zahlreichen Glückwünsche, buntseidene Schärpen mit Goldinschrift, welche Liebe und Verehrung er bei seinen Schülern und Schülerinnen genoß.

Wenig erfreulich war Wippel's Verhältniß zu seinen Collegen und zu seinen Vorgesetzten, den Garnisonpredigern. Erstere waren im Dienst ergraut und konnten sich mit den getroffenen Neuerungen nicht befreunden, und letzteren war sein selbstbewußtes Auftreten und selbständiges Handeln ein Dorn im Auge. Aber die Beschwerden der Geistlichen waren erfolglos, da ihn der Gouverneur schützte und ihm sein volles Vertrauen schenkte. Auf seine Veranlassung wurde W. 1789 zum Professor der schönen Litteratur und Künste am adligen Cadettencorps in Berlin ernannt; er behielt aber das Rectorat der Garnisonschule bis 1792 bei. Nach der Reorganisation des Militärbildungswesens 1809 und 1810 übertrug man ihm das Amt eines Archivars an der genannten Anstalt. Am 3. August 1834 feierte W. sein 50jähriges Amtsjubiläum, an dem auch die Garnisonschule theilnahm. Er starb am 2. November 1834.

W. ist auch mehrfach litterarisch thätig gewesen. Er verfaßte eine Fibel und ein Lesebuch zum Gebrauch in Garnisonschulen, die in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek günstig beurtheilt und mehrfach in Soldatenschulen eingeführt wurden. Ferner finden sich von ihm in den Berliner Zeitschriften (Berlin. Monatsschrift, Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg u. a.) historische und ethnographische Aufsätze. Für die Geschichte des Berliner Schulwesens sind die von ihm verfaßten Programme für die öffentlichen Prüfungen in der Garnisonschule und die von ihm gesammelten Schulschriften, die im Besitz der königlichen Bibliothek sind, eine schätzbare Quelle.

Die Acten der Berliner Garnisonkirche. — Handschriftlicher Nachlaß Wippel's im Archiv der Garnisonkirche. — Berliner Schulschriften u. Rede des Rectors Wippel z. Einweihung d. Garnisonschule am 22. Juni 1785.

Friedrich Wienecke.

Wittichen: Karl W., Theolog (1832—1882). Er war das vierte unter sieben Geschwistern, geboren am 7. April 1832 zu Montjoie, einem industriereichen Städtchen in der Eifel, mit wohlhabender Bevölkerung von unab-

hängiger Gesinnung. Sein Vater war Tuchfabrikant. Seine Mutter, Sophie Charlotte geb. Moller, entstammte einer Familie, die nicht in reichen, aber auskömmlichen Verhältnissen lebte und Lernbegier und Bildungsbedürfniß ihm und seinen Geschwistern von früh auf in die Seele pflanzte. — Herbst 1847 trat er zugleich mit seinem Bruder Emil in die Tertia des Bonner Gymnasiums ein. Nach bestandenem Abiturientenexamen studirte er ein Semester lang in Bonn unter Rothe; dann bezog er 1853 die Universität Göttingen. Dort lehrten die Theologen Dorner und Ehrenfeuchter, der Historiker Waitz, der Philosoph Ritter. Von Göttingen siedelte er nach Berlin über, um seine Studien fortzusetzen. Er hat zu C. J. Nitzsch's und Twesten's Füßen gesessen und von Vatke nachhaltige Anregung empfangen. In Coblenz hat er das Candidatenexamen bestanden. Dann ist er Hauslehrer geworden in der Nähe von Göttingen, in der Familie eines Gutsbesitzers. Hier blieb er aber nur kurze Zeit. Er wurde Pfarrvicar in Castellaun auf dem Hunsrück. Die Mutter und seine jüngste Schwester wohnten mit ihm zusammen, bis er nach wenigen Jahren einem Rufe nach Malmedy folgte. Dort hat die älteste Schwester dem Einsamen den Haushalt geführt. Einen eigenen Hausstand gründete er am 6. Mai 1871, nachdem die Gemeinde Eschweiler ihn im Winter 1869/70 zu ihrem Pfarrer gewählt hatte.

Dort hatte Jahrzehnte lang Pfarrer Greeven, einer rheinischen Pastorenfamilie angehörig (auch Superintendent der Synode Jülich), das Pfarramt verwaltet. Ein eifriger Seelsorger und fleißiger Prediger, bei großer Strenge mild und weitherzig, ein Sohn jener Zeit, in welcher der Geist Schleiermacher's noch den nachhaltigsten Einfluß auf die aufstrebende theologische Jugend ausübte. Von seiner Thätigkeit in der Verwaltung dachte er hoch; er konnte wohl scherzend rühmen, daß er zu den Superintendenten gehöre, welche die Consistorien überflüssig machen. Der Nachfolger dieses würdigen Mannes ist W. gewesen; ganz anders veranlagt als er, aber in Gewissenhaftigkeit und Ernst amtlichen Verhaltens und persönlicher Lebensführung seinem Vorgänger ebenbürtig. Wittichen's Begabung drängte ihn zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Bei gewissenhafter Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten hat er mit unermüdlichem Eifer theologischen Studien obgelegen, auch wo er in seiner nächsten Umgebung wenig Verständniß fand für seine Arbeit und unter seinen Collegen einsam blieb mit seinem wissenschaftlichen Streben, nur von Wenigen verstanden, die in der Rheinprovinz zerstreut ihres Amtes walteten. Wir nennen statt Vieler Doerrien in Gladbach, Schepers in Mühlheim a. Rh. W. hat jede freie Minute ausgekauft, um mit theologischer Forschung nicht bloß auf dem Laufenden zu bleiben, sondern um selbstthätig in die theologische Debatte einzugreifen. Das größte Interesse wandte er den Untersuchungen über die Entstehung der Evangelien zu und den Fragen, welche in dem Leben Jesu ihre Beantwortung suchten und, allerdings in schnellem Wechsel, fanden.

Nachdem er schon 1864 einen Vortrag über den Sieg des Christenthums über das Heidenthum unter Constantin dem Großen veröffentlicht hatte, hat er ein Jahrzehnt später eine ganze Reihe von Untersuchungen ausgehen lassen, die in der gelehrten Welt seinen Namen schnell bekannt machten und zu Ehren brachten. Im J. 1864 hat er in seinem „Leben Jesu in urkundlicher Darstellung“ den Erwerb unermüdlich fortgesetzter eingehender Studien im Zusammenhang und ausführlich niedergelegt. Dieses Leben Jesu darf wohl als die reifste Frucht seiner Studien bezeichnet werden. Die Arbeit ist durchaus selbständig. Ihre Voraussetzung ist, daß sich die Geschichte Jesu auf den synoptischen Berichten, insonderheit des Markusevangeliums, mit Ausschluß des

4. Evangeliums aufzubauen hat. Im Unterschiede von anderen gleichnamigen Werken stellt es sich nicht eigentlich als eine pragmatische Erzählung dar, sondern als eine fortlaufende Zusammenstellung, Uebersetzung und Erklärung der kritisch bearbeiteten Urkunden. Sie sind im wesentlichen auf den Faden aufgereiht, den das Markus-Evangelium, wie es nach Wittichen's Kritik ursprünglich gestaltet war, darbietet. Noch heute bemerkenswerth sind die einleitenden Abschnitte über die Quellen, über die materiellen Kriterien für die Unterscheidung von Geschichtlichem und Ungeschichtlichem, über die rhetorischen Formen in den Worten Jesu und vieles Einzelne, vorbildlich und erfreulich noch heute der ernste, nüchterne, ebenso besonnene wie freimüthige Geist der Behandlung im Ganzen. Alb. Schweizer (Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung; Tübingen 1906, S. 217 Anm.) hält die Anlage des Wittichen'schen Buches für verfehlt, weil der Verfasser exegetische Erklärung und historische Darstellung ineinander gearbeitet hat, aber er bezeichnet das Werk als eines der abgeklärtesten auf Grund der Markushypothese; er rühmt ihm nach: das Detail ist sehr interessant. Heute arbeitet die Leben-Jesu-Litteratur mit neuen Mitteln, die, als W. schrieb, noch keine Geltung hatten, sie beschäftigt sich mit Problemen, die für den Gesichtskreis der damaligen Forschung noch gar nicht gestellt waren. Trotzdem wird der Name Wittichen unter den Kundigen immer als der eines Vorarbeiters, dem die Nachfolger Dank schulden, mit Ehren genannt werden.

Nach seinem Hingang hat Everling nach einem fertigen Manuscript des verehrten Lehrers den Ur-Markus herzustellen versucht. Diese Abhandlung (Jahrb. f. protest. Theol., 17. Jahrg. 1891, S. 481—519), leider von den Fachgenossen nicht genügend berücksichtigt, ist keineswegs veraltet. Die Methode, aus den Uebereinstimmungen des Matthäus und Lukas gegen unseren heutigen Markustext den älteren Text, den sie einst gelesen haben, zu reconstruiren, verspricht auch heute noch Erfolg. W. steht hierin der Auffassung von K. Weizsäcker (Untersuchungen zur ev. Geschichte) am nächsten und auf der Linie, die heute besonders von J. Weiß verfolgt wird. — Eine Anzahl von Einzeluntersuchungen, auch über den damals noch nicht erschlossenen Charakter des vierten Evangeliums, dienten Wittichen's Grundanschauungen zu bestätigen und fester zu begründen.

Seine wissenschaftliche Arbeit umfaßte aber nicht bloß die Entstehungsverhältnisse der Evangelien, sondern auch eingehende Untersuchungen über den Kern der neutestamentlichen Theologie, über die Idee Gottes als des Vaters (Göttingen 1865), über die Idee des Menschen (1868), über die Idee des Reiches Gottes (1872). Diese Beiträge haben ihrer Zeit ihren Dienst vollauf gethan, eine lebendigere geschichtliche Behandlung der biblisch-theologischen Probleme anbahnen zu helfen. Durch die reiche Fülle des in ihnen niedergelegten Stoffes haben sie befruchtend gewirkt. Sehr geschätzt wurden sie z. B. von Albrecht Ritschl. Heute sind sie naturgemäß durch die Arbeiten Wellhausen's und der von ihm angeregten religionsgeschichtlichen Erforschung des N. T.s in Vielem überholt. Immerhin wird man sie noch heute mit Nutzen lesen können.

Was W. erforscht hatte, versuchte er für den Religionsunterricht in höheren Classen zu verwerthen, zu eigener Orientirung bei dem Unterrichte, den er selbst ertheilte und zur Förderung für die Praxis seiner Mitarbeiter im Religionsunterricht. 1874 erschien seine „Christliche Lehre, ein Leitfaden für den höheren evangelischen Religionsunterricht“. In demselben Jahre hat er in der „Zeitschrift für praktische Theologie“ Vorschläge gemacht für die Auswahl und Gruppirung des kirchengeschichtlichen Stoffes in den Classen

höherer Schulen. Mit besonderem Fleiß ist er Jahre lang bemüht gewesen, ein Lesebuch herzustellen für den evangelischen Religionsunterricht in Schule und Haus (Bonn 1878). Er war der Meinung, daß in dem frühesten Kindesalter die biblischen Geschichten in der herkömmlichen Weise noch nicht behandelt werden sollten, daß der Anfang vielmehr mit Fabeln, Märchen und leicht faßlichen Geschichten gemacht werden sollte. Seine Anregungen werden in der pädagogischen Welt heute noch angelegentlich erörtert, in der Praxis und in der Theorie. Er findet heute mehr Zustimmung als zu seinen Lebzeiten. Auch mit den Kirchenverfassungsfragen hat er sich eifrig beschäftigt. Dem an der rheinischen Kirchenverfassung geschulten Manne schien es selbstverständlich, daß der Einzelgemeinde und ihren Vorständen ein großes Maß von Selbstverwaltung zukomme, daß der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens in der Gemeinde zu suchen sei. Der von den Synoden erwählte Superintendent war nur primus inter pares, nicht eigentlich Vorgesetzter. Die Consistorien sollten die Beziehungen der Gesammtkirche zum Staate wahrnehmen und ordnen. Ein gutes Theil reformirter Tradition lebte in den rheinischen Gemeinden und ihren Pfarrern. W. gehörte zu den zielbewußten Hütern reformirter Observanz.

Wittichen's Arbeiten sind alle schlicht, solide und einzig auf die Sache gerichtet; es fehlt ihnen der Geistesreichthum, welchen die heutige Zeit sucht, liebt, forcirt; sie können sogar trocken erscheinen, sie verschmähen den Schein, sie sind ganz frei von Phrasen. Seine Arbeit ist um so höher einzuschätzen, weil er das erforderliche Material mit Mühe sammeln und herbeischaffen mußte, und weil er der fortgesetzten Anregung durch Gleichstrebende entbehrte, auf welche auch die Träger der theologischen Wissenschaft zu ihrer Förderung angewiesen sind. Unter der damaligen Geistlichkeit gab es wohl viele tüchtige, auch ausgezeichnete Männer, aber das wissenschaftliche Bedürfniß war bei der Mehrzahl nicht groß. Noch wirkte C. J. Nitzsch's Einfluß auf die Pastorenschaft nach; Rothe war auch in Bonn einsam gewesen; die Tübinger Schule war mehr gefürchtet als gesucht, ihre Resultate wurden verdächtigt, als dem Glauben gefährlich; Bleek's Kritik am Alten Testament ließ man gewähren, aber man scheute sich, sie auf das Neue Testament anzuwenden. Auch die Kritik hatte einen conservativen Zug und befliß sich der Vorsicht; sie strebte in Einklang zu bleiben mit der sog. vermittelnden Theologie, deren Wortführer bei aller Gelehrsamkeit in ihrem religiösen Leben noch nicht modern sein wollten. A. Ritschl aber war erst ein aufgehendes Licht. Da hatte ein Mann wie W. keinen leichten Stand. Er blieb unangefochten, weil man damals noch ängstlicher als heute „Fälle“ zu vermeiden suchte. Vielleicht hat ihn auch seine Kühnheit, die niemals Keckheit wurde, vor amtlicher Verfolgung bewahrt. Denn dem strebsamen Manne war bei seiner wissenschaftlichen Energie doch auch ein reiches Maß von Bescheidenheit eigen. Er blieb demüthig, ließ Andere seine Ueberlegenheit nicht fühlen, verleugnete es nie, daß er nur Einer unter vielen Arbeitern sei und Viele über sich habe; er konnte sich dabei begnügen, Fragen, die er nicht beantworten konnte, wenigstens richtig gestellt zu haben und wußte, daß keine schwierige Frage auf den ersten Anlauf gelöst wird, sondern nur nach viel Irrungen und vergeblichem Bemühen; deshalb lernte er gern auch vom Widerspruch, den er fand, und von den Einwänden, die ihn berichtigten (siehe H. Holtzmann, Prot. Kirchen-Zeitung 1882 Nr. 22, S. 507).

Von ihm konnte an seinem Grabe gesagt werden: Er war nicht ein Mann von viel Worten, er hatte gar nichts Bestechendes, Blendendes in seinem Wesen, nichts, was ihm schnell die Gunst, den Zulauf der Menge

hätte erwerben können; er war durchaus kein Mann für die große Welt; wem es aber gelang, ihm in sein Herz zu sehen und wem er sein Inneres erschloß, der erkannte bald seinen Werth, der wußte, daß W. nicht zu denen gehörte, die zufrieden sind, wenn das Amt sie nährt, und wenn sie seinen täglichen äußerlichen Obliegenheiten genügen. Sein Idealismus hat ihm nicht leichte Opfer aufgelegt: hätte sein lang gehegter Wunsch sich erfüllt, wäre er in eine theologische Professur berufen worden, oder Director geworden an einem Predigerseminar, so hätte er sich in solcher Stellung nach wissenschaftlicher Ausrüstung und moralischer Qualifikation ohne Frage als vor Vielen tüchtig bewährt; der Jugend wäre er ein zuverlässiger Führer und Lehrer geworden. Zeitumstände, kirchliche Stellung, theologische Strömung waren ihm nicht günstig. Männer von dem Schlage Wittichen's mußten zu ihrer eigenen inneren Ausbildung Zurücksetzung erfahren; sie geduldig zu ertragen, diente vielleicht noch mehr als ihre wissenschaftliche Arbeit zu innerer Bildung und Vollbereitung.

Die letzte Lebenszeit Wittichen's war eine lange schwere Heimsuchung. Ein Herzleiden bereitete ihm zunehmende Qual und Pein, bis er in Frankfurt, der Vaterstadt seiner Gattin, im Hause von deren Mutter, durch den Tod von seiner Krankheit erlöst wurde (am 30. März 1882) und zugleich von einem Leben, für dessen Ausgestaltung er tapfer ausharrend seine beste Kraft eingesetzt hatte, in schwierigen Verhältnissen, oft enttäuscht, aber immer hoffnungsvoll, überzeugt, daß auch sein Scherflein Arbeit nicht vergeblich sei, und daß sie eine bessere Zeit bereiten helfe, deren er mit Resignation, aber zuversichtlich wartete, er selbst ein prophetischer Bürger dieser kommenden Zeit. — Vermählt war W. mit Lili Rommel, der Tochter des Geheimen Oberfinanzrathes, Directors der Zolldirection in Frankfurt a. M., Gustav Adolf Rommel. Von seinen Kindern, denen er allzu früh entrissen wurde, ist der älteste Sohn Paul, ein zu den größten Hoffnungen berechtigender Historiker, als Assistent des Preuß. Histor. Instituts in Rom 1904 gestorben, ein Sohn (gleichfalls Historiker) und eine Tochter (Concertsängerin) werden den Vielen theuren Namen fortsetzen. Ehlers.

Wolf: Heinrich Ludwig W., Afrikaforscher, ist am 30. Juni 1850 zu Hagen unweit Osnabrück als Sohn eines Thierarztes geboren. Er besuchte nach einander die Gymnasien zu Meppen, Osnabrück und Warendorf. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, meldete er sich als Freiwilliger, doch wurde sein Gesuch abgelehnt. Darauf bezog er die Universität Greifswald, um Medicin zu studiren. Nach mehreren Semestern siedelte er nach Würzburg über. Hier genügte er im 9. bairischen Infanterieregiment seiner Militärpflicht, bestand die ärztliche Staatsprüfung und erwarb den medicinischen Doctortitel. Von dem Wunsche erfüllt, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, nahm er eine Stellung als Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd an. Er fuhr nun öfters über den Atlantischen Ocean und hielt sich wiederholt längere Zeit in den Vereinigten Staaten auf. 1879 trat er in die kgl. sächsische Armee ein und wurde dem in Dresden garnisonirenden Gardereiterregiment als Assistenzarzt zugetheilt. Hier fand seine wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit bald Anerkennung. Das Kriegsministerium commandirte ihn zu weiterer Specialausbildung an die Universitäts-Augenklinik nach Leipzig ab und sandte ihn später auch nach Nordamerika, um die dortigen Fortschritte des Sanitätswesens zu studiren. Nach der Rückkehr wurde er zum Stabsarzt befördert.

Als 1883 König Leopold von Belgien eine große Expedition ausrüstete, die unter Führung des bewährten Afrikaners Hermann Wissmann das süd-

liche Kongobecken erforschen sollte, bewarb sich W. mit Erfolg um den Posten des Arztes bei dieser Truppe, der sich als wissenschaftliche Mitglieder noch der Geograph Curt v. François und die Brüder Hans und Franz Müller anschlossen. Die Gesellschaft verließ am 16. November 1883 an Bord des „Professor Woermann“ den Hafen von Hamburg und erreichte nach einer Fahrt von zwei Monaten die Rhede von S. Paulo de Loanda. Ein Flußdampfer brachte die Reisenden dann den Kuanza aufwärts bis Dondo. Von hier aus marschirten sie nach dem wichtigen Handelsplatze Malange, wo sie eine Trägerkarawane von 320 Köpfen anwarben. Mit dieser brachen sie am 16. Juli 1884 in nordöstlicher Richtung auf, durchquerten ohne ernsthafte Unfälle das Gebiet der feindseligen Hollo- und Bangalastämme, überschritten den Kwango und dessen zahlreiche Zuflüsse, durchzogen den dicht bevölkerten Lunda-District und erreichten am 18. October bei Kikasa den gewaltigen Kassai. Sie besuchten die in der Nähe gelegenen großartigen Fälle dieses Stromes, die sie nach Wissmann's Freunde Paul Pogge nannten, drangen dann in das unbekannte Baluba-Reich vor und zogen am 8. November feierlich in dessen Hauptstadt Mukenge ein. Um einen festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu gewinnen, erbauten sie wenige Kilometer entfernt am hohen Ufer des Luluaflusses die Station Luluaburg, wo sie sich zu längerem Aufenthalte niederließen. W. benutzte diese Zeit der Muße zu zahlreichen Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung und zu wichtigen anthropologischen und ethnographischen Untersuchungen über die Baluba und ihre Nachbarn. Von Ende December 1884 bis Mitte März 1885 führte er eine gefahrvolle Recognoscirungsreise in das unbekannte, von dichtem Urwald bedeckte Land der räuberischen Bakuba aus, die zwischen Lulua und Sankuru wohnen. Er entdeckte mehrere Nebenflüsse des letztgenannten Stromes und stellte durch Erkundigungen fest, daß dieser nicht, wie man bisher glaubte, unmittelbar in den Kongo, sondern in den Kassai mündet. Auch fand er einige Niederlassungen des merkwürdigen Zwergvolkes der Batua und konnte deren körperliche Merkmale einer genauen sachverständigen Prüfung unterziehen. Nachdem er sich mit seinen Gefährten in Luluaburg wieder vereinigt hatte, ließ Wissmann unter thatkräftiger Beihülfe eines freundlich gesinnten Baluba-Häuptlings eine große Zahl von Ruderbooten erbauen, auf denen die Expedition versuchen wollte, den Kongo zu erreichen. Am 28. Mai begann die denkwürdige Stromfahrt, an der sich außer den Trägern noch gegen 200 eingeborene Freiwillige gegen das Versprechen der Rückbeförderung betheiligten. Sie ging zunächst den Lulua, dann den Kassai abwärts. Trotz mannichfacher Hindernisse durch Cataracte, Sandbänke und Angriffe feindlicher Uferbewohner kam man rasch vorwärts, untersuchte die Mündungen des Sankuru, des Kwango und zahlreicher anderer Nebenflüsse und traf am 9. Juli wohlbehalten in Kwamouth, der kürzlich angelegten Station des Kongostaates am Zusammenflusse des Kassai und des Kongo ein. Nach kurzer Erholung setzten die Reisenden ihre Fahrt den Kongo abwärts fort. Am Stanley Pool begegneten sie den deutschen Forschern Kund, Tappenbeck und Büttner. Als sich bei Wissmann ein schweres asthmatisches Leiden einstellte, das ihn zwang, so rasch als möglich nach der Küste zu eilen, übergab er W. die Leitung der Expedition. Diesem wurde von den Behörden des Kongostaates ein kleiner Dampfer zur Verfügung gestellt, auf dem er seine schwarzen Begleiter wieder in ihre Heimath brachte. Nach kurzem Aufenthalte in Luluaburg, wo er alles in guter Ordnung fand, legte er an der Einmündung des Lueboflusses in den Lulua eine neue befestigte Station Namens Luebo an. Dann begann er mit der Er-

forschung des nahezu unbekannten Sankuru, über dessen Länge und Wasserreichthum ihm die Eingeborenen Wunderdinge berichtet hatten. Mit dem kleinen, leider sehr schadhaften und reparaturbedürftigen Dampfer ‚En Avant‘ fuhr er den gewaltigen Strom aufwärts bis zur Grenze der Schiffbarkeit. Auch drang er mit einem Ruderboot auf mehreren Nebenflüssen, namentlich auf dem Lubi und dem Lubefu, denn er irrthümlicherweise für identisch mit dem erst später genauer erkundeten Lomami hielt, so weit als möglich in das Innere des ungeheuren Urwaldgebietes ein. Wiederholt kam es bei diesen Fahrten zu blutigen Zusammenstößen mit dem kriegerischen Stamme der Bassongo-Mino. Im April 1886 kehrte er nach dem Lulua zurück und traf hier mit dem fast völlig wiederhergestellten Wissmann zusammen. Beide beschlossen nun, den Oberlauf des Kassai zu erforschen, doch setzten bereits nach fünf Tagen die nach Wissmann genannten Fälle und Stromschnellen dem Vorwärtskommen zu Wasser ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, und auch zu Lande mußte man es schließlich aufgeben, durch den sumpfigen Urwald zu ziehen. Wissmann beschloß deshalb, nunmehr seinen längst gefaßten Plan einer zweiten Durchquerung Afrikas auszuführen. W. dagegen fuhr den Kassai abwärts, schiffte sich im Juli in Banana an der Kongomündung nach Europa ein und erreichte im September wohlbehalten die Heimath. Er meldete sich zunächst beim König Leopold von Belgien, der ihm in Anerkennung seiner Verdienste um den Kongostaat den Leopoldsorden verlieh. Dann trat er wieder in die sächsische Armee und wurde als Stabsarzt nach Leipzig commandirt, fand aber trotz des Dienstes die nöthige Muße, bei Friedrich Ratzel geographische Vorlesungen zu hören und im Verein mit seinen Freunden Wissmann, v. François und Hans Müller eine ausführliche Beschreibung ihrer gemeinsamen, so überaus ergebnißreichen Forschungsreise abzufassen, die 1888 unter dem Titel „Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883—1885“ bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien. Das Werk wurde von berufenen Sachkennern als eines der inhaltreichsten und anregendsten der deutschen Afrikalitteratur gerühmt. Auch verfaßte er einen kurzen Bericht über seine Erforschung des Sankuru (Petermanns Mittheilungen 1888, S. 193—203, nebst Karte von Bruno Hassenstein) und hielt in Berlin und anderen Städten Vorträge über seine afrikanischen Erlebnisse, die zum Theil in angesehenen Zeitschriften zum Abdruck kamen (Reisen in Centralafrika: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1887, S. 79 bis 95, mit Karte; Volksstämme Centralafrikas: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1886, S. 725 bis 752, nebst Bemerkungen von Rudolf Virchow: ebenda S. 752—768. Auch über seine nach Deutschland gesandten Sammlungen hat Virchow in den Jahrgängen 1884—1891 der zuletzt genannten Zeitschrift wiederholt Bericht erstattet).

Da er wiederholt den lebhaften Wunsch ausgedrückt hatte, seine Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst der deutschen Colonialsache zu stellen, so wurde er im Herbst 1887 zum Auswärtigen Amt nach Berlin commandirt und erhielt von der Reichsregierung den Auftrag, eine Expedition nach dem Hinterlande von Togo zu führen und daselbst eine Station zu begründen, die dazu beitragen sollte, die wissenschaftliche Kenntniß dieses Gebietes zu erweitern und den deutschen Einfluß daselbst auszubreiten und zu sichern. Als Begleiter wählte er den Premierlieutenant Eugen Kling. Bereits am 28. Februar 1888 landeten beide auf der Rhede von Anecho, und nach einem Monat brachen sie mit einer Karawane von 100 Mann nach dem Innern auf. Ende April erreichten sie das fruchtbare und verkehrsreiche Adeliland und legten

hier nach Ueberwindung des Widerstandes der argwöhnischen Häuptlinge und Fetischpriester in gesunder Gegend die Station Bismarckburg an. W. gewann durch einige glückliche Curen rasch das Vertrauen der Bevölkerung, nahm eine große Zahl von wissenschaftlichen Beobachtungen aller Art vor und erkundete auf mehreren kleineren und größeren Rundreisen die nähere und weitere Umgegend. So erforschte er vom Mai 1888 bis zum April 1889 die Landschaften Anyana, Kebu, Timu und Banjaue und drang westwärts bis Salaga, nordwärts bis Fasugu und ostwärts bis Pessi vor. Ueberall gelang es ihm, durch kluge Behandlung der Häuptlinge und anderer einflußreicher Personen freundschaftliche Beziehungen zu den von ihm besuchten kriegerischen und raublustigen Stämmen anzuknüpfen. Ueber den Verlauf und die Ergebnisse seiner Wanderungen sandte er Berichte in die Heimath, wo sie in den „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ zum Abdruck gelangten (I, 1888, S. 99—110, 182—184; II, 1889, S. 81—86, 90—95; IV, 1891, S. 1—24, mit Karte). Am 23. April 1889 verließ er abermals die Station, um einen Zug nach dem wenig bekannten Innern des durch seine Menschenschlächtereien berüchtigten Reiches Dahomey zu unternehmen. Bei dem Dorfe Ndali hatte er das Unglück, mit dem Pferde über einen Baumstamm zu stürzen und sich erheblich am rechten Arm zu verletzen. Er sah sich deshalb gezwungen, längere Zeit in dem ungesund gelegenen Orte zu verweilen. Es stellten sich Fieberanfälle ein, die sich schnell nach einander wiederholten und rasch die Kräfte verzehrten. Als er die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes erkannte, befahl er dem Dolmetscher, ihn nach seinem Tode in die deutsche Flage zu hüllen und außerhalb des Dorfes zu begraben, die Tagebücher und wissenschaftlichen Instrumente aber unversehrt an Kling abzugeben. Am Abend des 26. Juni 1889 erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. Seine Begleiter beerdigten ihn am anderen Tage, doch kehrten sie nicht direct nach Bismarckburg zurück, sondern trieben sich fünf Monate im Lande umher, so daß die meisten Sammlungsgegenstände und einige Aufzeichnungen verloren gingen und die Todesnachricht erst im December nach der Küste gelangte. Wolf's allzufrühes Hinscheiden bedeutete einen schweren Verlust nicht nur für die colonialen Interessen Deutschlands, sondern auch für die Wissenschaft, die ihm namentlich auf dem Gebiete der Geographie, Meteorologie und Anthropologie mannichfache Förderung verdankte. Er war ein ausgezeichneter Forschungsreisender, der Muth und Entschlossenheit mit scharfer Beobachtungsgabe, klarem Urtheil, unerschöpflicher Geduld und feinem Takt im Verkehr mit den Eingeborenen vereinigte.

Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten II, 1890, S. 187—190; III, 1891, S. 70—72. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 71 (Fr. Ratzel). — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XII, 1890, S. 332—334 (mit Bildniß). — Koloniales Jahrbuch III, 1890, S. 144—147.

Viktor Hantzsch.

Wolff: Dr. Emil von W., Professor für Agriculturchemie an der königl. württembergischen land- und forstwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim, † am 26. November 1896 zu Stuttgart. Als Sohn des Gymnasialrectors W. zu Flensburg am 30. August 1818 geboren, erhielt er seine Schulbildung an dem dortigen humanistischen Gymnasium, besuchte nach dessen Absolvirung im J. 1838 zunächst die Universität Kiel in der Absicht, sich dem medicinischen Studium zu widmen. Nach einigen Semestern wandte er sich jedoch ganz dem naturwissenschaftlichen Studium zu und ging zu diesem

Zwecke nach Berlin, wo er noch eine Reihe von Semestern bis zu seiner im Herbste 1843 erfolgten Doctorpromotion auf die betreffenden Studien verwendete. Demnächst als Assistent im chemischen Laboratorium der Universität Halle beschäftigt und zugleich litterarisch thätig, sah er sich veranlaßt, im Herbste 1847 eine Function als Lehrer für Naturwissenschaften an der landwirthschaftlichen Privatlehranstalt zu Bautzen anzunehmen. Nachdem er schon in Halle die elementaranalytische Untersuchung der organischen Substanz sowie die Theorie bezüglich ihrer chemischen Constitution litterarisch behandelt hatte, ließ er sich durch J. v. Liebig's bahnbrechende Lehren bestimmen, sich ebenfalls der neuen Wissenschaft der Agriculturchemie zuzuwenden und auf dem Gebiete der Boden= und Pflanzenchemie selbständig zu arbeiten. Als erste Frucht dieser wissenschaftlichen Thätigkeit konnte er schon gegen Ende 1847 ein „Lehrbuch der Agriculturchemie" herausgeben, das im wesentlichen auf chemische Forschungen basirt war. Einen weiteren Erfolg führte die Einlenkung in die neue Studienrichtung für ihn herbei, indem er 1850 einen Ruf zur Leitung der neu gegründeten landwirthschaftlichen Versuchsstation in Möckern erhielt, womit ihm, als dem ersten Dirigenten der ersten landwirthschaftlichen Versuchsstation Deutschlands, eine sehr schwierige Aufgabe übertragen und ein der wissenschaftlichen Aufhellung äußerst bedürftiges Gebiet überantwortet wurde. Von großem Interesse und vollem Verständniß für diese Aufgabe geleitet, erledigte er zuvörderst die organisatorischen Erfordernisse, bestimmte die Mittel und Wege für die Forschungen in den verschiedensten Richtungen und ging dann sofort mit experimentellen Arbeiten vor, welche der Verfolgung drängender Fragen einerseits hinsichtlich der Ernährung der Nutzthiere wie andererseits der Hebung des Ackerbaus dienen sollten. Die Ergebnisse der letzteren Arbeitsrichtung gaben ihm schon nach wenigen Jahren Anlaß, mit einer Schrift über „die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaues" vor das Forum der Fachgelehrten zu treten und damit eine Polemik gegen J. von Liebig zu eröffnen.

Nicht lange wirkte er jedoch an dieser Stelle, da er noch vor Ablauf des Jahres 1853 als Professor für Chemie und Agriculturchemie an die königl. württembergische Akademie für Land= und Forstwirthschaft zu Hohenheim berufen wurde. Obwohl er hier zunächst auf die ihm übertragene umfassende Lehrthätigkeit angewiesen war, so konnte er doch auf Grund der in Möckern erzielten Untersuchungsresultate sich alsbald mit litterarischen Aufgaben weiter befassen und bis 1861 zur Veröffentlichung der Schrift „Die landwirthschaftliche Fütterungslehre und die Theorie der thierischen Ernährung" gelangen. Hatte er zuerst in Hohenheim auf eine Fortsetzung der Forschungen verzichten müssen, so wurde ihm doch mit der 1865 dort bewerkstelligten Errichtung einer landwirthschaftlichen Versuchsstation das längst begehrte Forschungsinstitut mit entsprechenden Mitteln zur Verfügung gestellt. So konnte er sich nun wieder mit erneutem Eifer den Untersuchungen zuwenden, welche einerseits dem Bereiche der Fütterungslehre, andererseits den Gebieten der Bodenkunde und der Düngerlehre entlehnt werden mochten.

Im Zusammenhange mit diesen Arbeiten verfaßte er eine Reihe theils rein wissenschaftlich gehaltener, theils zur Anwendung für die landwirthschaftliche Praxis bestimmter Schriften, welche in den 1870er und 80er Jahren publicirt wurden. Unter diesen sind besonders hervorzuheben: „Die Fütterung der landwirthschaftlichen Nutzthiere, eine kritische Zusammenstellung ꝛc.", 1876, desgleichen: „Die Grundlagen für eine rationelle Fütterung des Pferdes", 1885, ferner: „Anleitung zur Untersuchung landwirthschaftlich wichtiger Stoffe", 1877, sowie: „Aschenanalysen von landwirthschaftlichen Produkten,

Fabrikabfällen und wildwachsenden Pflanzen“, 1877/80. Gleichzeitig war er bemüht, die Nutzanwendung von seinen Ermittlungen in sehr instructiv und populär gehaltenen Schriften darzulegen, welche in großer Zahl von Auflagen erschienen und zu großer Verbreitung gelangt sind. Als solche haben seine „Praktische Düngerlehre“, 1868, sein Leitfaden der Fütterungslehre: „Die rationelle Fütterung der landwirthschaftlichen Nutzthiere“, 1874, seine als Beiträge für den Landwirthschaftlichen Kalender von Mentzel und A. v. Lengerke verfertigten „Tabellen über die mittlere Zusammensetzung der landwirthschaftlichen Düngemittel und Futtermittel“, sowie seine tabellarisch angeordneten Data über die in Nährstoffantheilen ausgedrückte Verdaulichkeit der Futtermittel mit Anreihung der darauf basirten Fütterungsnormen allgemeine Beachtung und bis auf die neueste Zeit ungeschmälerte Anwendung gefunden.

Mochte er sich bei der Bearbeitung dieser verschiedenen, mehr oder minder geklärten Gegenstände vielfach auch auf die einschlägigen Arbeiten von Wilh. Henneberg und Justus v. Liebig gestützt haben, so erwarb er sich noch ein besonderes Verdienst durch die Verfolgung der Aufgabe, thunliche Aufklärung über die Beziehungen zwischen Leistungen und Futterbedarf und über die Regelung der Nahrung nach den Anforderungen an die Leistung der Nutzthiere zu gewinnen. Die dabei erzielten Aufschlüsse über den Einfluß und die Nährwirkung der verschiedenen Futtercompositionen sind längere Zeit von grundlegender Bedeutung für die Regelung der Fütterung bei Milchkühen, Mast- und Arbeitsthieren gewesen.

Sein umfassendes und verdienstvolles Wirken als Rathgeber für die Landwirthe und als Forscher im Dienste der Wissenschaft fand, wie es nicht anders zu erwarten war, in den betheiligten Kreisen allseitige Anerkennung, indem ihm nicht nur zahlreiche Auszeichnungen durch Verleihung hoher Orden, durch Ernennung zum Ehrenmitgliede gelehrter Gesellschaften sowie des Verbandes der Versuchsstationen im Deutschen Reiche dargebracht worden waren, sondern auch eine Ehrenpromotion zum Doctor rerum politicarum seitens der staatswissenschaftlichen Facultät in Tübingen votirt wurde. Außerdem hatten auch seine Leistungen aks Lehrer bei der Gediegenheit und Lebendigkeit seiner Vorträge stets ungetheilten Beifall in den Kreisen der Studirenden erweckt, so daß diese nicht selten einer lebhaft empfundenen Verehrung durch spontane Ovationen Ausdruck zu geben suchten; ebenso wurde er von den vielen, aus seiner Schule hervorgegangenen Agriculturchemikern als der Nestor ihres Faches geschätzt und gefeiert.

In seinem Privatleben stets als ein Mann von ernstem und ehrenhaftem Charakter befunden, war ihm auch in dem Kreise seiner Collegen, in deren Mitte er ebenso seinen Sinn für ungezwungene Geselligkeit wohlgemuth zu äußern pflegte, wie er der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit und Uneigennützigkeit treu blieb, stets aufrichtige Sympathie und Hochschätzung dargebracht worden. Schwer wurde ihm daher der Abschied von Hohenheim, als er im Herbst 1894 von seiner amtlichen Stellung zurücktrat; aber es war ihm doch vergönnt, sich noch wissenschaftlich zu beschäftigen und im ungestörten Genuß einer wohlthuenden Muße seinen Lebensabend in Stuttgart zu beschließen.

Vgl. „Emil Wolff“ von Dr. L. Morgen in der Zeitschrift: Landwirthschaftliche Versuchsstationen, Jahrg. 1897, und den gleichnamigen Nachruf von Geh. Reg.-Rath Dr. Tollens im Journal für Landwirthschaft, Jahrg. 1897.

C. Leisewitz.

Wolgemut: Michel W., Maler in Nürnberg, geboren daselbst 1434, † ebendort 1519, der Hauptvertreter der Nürnberger Malerschule während ihrer Blüthezeit im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, bekannt als der Lehrer Dürer's.

Seitdem die zahlreichen großen Altarwerke, welche unter Wolgemut's Namen gehen, einer schärferen Untersuchung auf ihre künstlerischen Merkmale hin unterzogen worden sind, hat sich eine zu ungünstige Auffassung vom Wesen des Meisters verbreitet, die ihn bloß als geschäftlichen Unternehmer ohne eigenes künstlerisches Verdienst erscheinen läßt. Dieser Anschauung, die 1891 in Henry Thode's „Malerschule von Nürnberg" ihren schärfsten Ausdruck fand, trat daher bald die andere entgegen, wonach W. wohl in ausgedehntem Maße begabte jüngere Kräfte zur Lösung der ihm anvertrauten Aufgaben heranzuziehen verstanden hat, daneben aber doch die Grundlagen der künstlerischen Bildung seiner Zeit so gut beherrschte, daß er mit Recht als das Haupt der damaligen Nürnberger Schule angesehen und daher mit gutem Grunde zum Lehrer des begabten Dürer erkoren wurde. Als Individualität spielt er keine hervorragende Rolle in der Geschichte der deutschen Kunst; als einem lebendigen Mittelpunkt künstlerischer Bestrebungen aber gebührt ihm ein bevorzugter Platz.

Die Lebensdaten des Meisters lernen wir aus den Inschriften kennen, die Dürer seinem Bildniß Wolgemut's in der Münchener Pinakothek beigefügt hat. Da heißt es: „Das hat Albrecht Dürer abkonterfet nach seinem Lehrmeister Michel Wolgemut im Jahr 1516, und er war 82 Jahr" (somit 1434 geboren). Später wurde auf dem Bilde noch die Nachricht hinzugefügt, daß W. im J. 1519 verstorben sei. Er hat also das stattliche Alter von 85 Jahren erreicht. Noch als Achtzigjähriger, da Dürer ihn malte, sah er sehnig und straff aus, und sein Auge leuchtete.

Obwohl der Name Wolgemut schon seit 1360 in den Nürnberger Verzeichnissen vorkommt, scheint doch Valentin W., der Vater Michel's, der uns seit 1461 begegnet, der erste Maler dieses Namens gewesen zu sein († 1469). Dessen Frau Anna, die Mutter Michel's, wird von 1473 an, wo zuerst Michel's Name auftaucht, stets unmittelbar neben ihrem Sohne erwähnt (1480 zum letzten Mal). 1473 hatte Michel die Wittwe des Malers Hans Pleydenwurf, Barbara, geheirathet und mit ihr das Haus „unter der Vesten" bezogen (jetzt Seb. 406), das bis dahin Pleydenwurf innegehabt. Dort scheint er bis 1493 gewohnt zu haben. In Verfolg dieser Vorgänge, die der Uebung entsprachen, wonach der Geselle, wenn möglich, die Wittwe seines Meisters heirathete und damit zugleich dessen Geschäft übernahm, erscheint der Name Wolgemut's von 1473 ab an derselben Stelle, die bis dahin Pleydenwurf innegehabt hatte; dieser wird somit Wolgemut's Lehrer gewesen sein. In den Bürgerlisten erscheint W. bis 1477, dann 1480, 1490, 1492 und 1495, und zwar als Formschneider, woraus hervorgeht, daß bei ihm die Thätigkeit für den Holzschnitt stets im Vordergrunde gestanden haben wird. Das letzte ihm in Auftrag gegebene Werk, wovon wir wissen, ist der Schwabacher Altar von 1507. Ob dagegen der Hofer Altar von 1465 (jetzt in der Münchener Pinakothek) an den Anfang seiner Werke zu stellen sei, bildet noch eine offene Frage. Rührt er von ihm her, so wäre W. gleich anfangs dem Hans Pleydenwurf nahezu ebenbürtig gewesen, hätte aber weiterhin die Höhe dieses Standpunktes nicht behaupten können, was mit dem lang dauernden Ruf, dessen er sich erfreute, nicht wohl vereinbar erscheint.

So viel nur ist sicher, daß W. bereits 1479 eine führende Stellung in Nürnberg einnahm, denn in diesem Jahr wurde bei ihm (nach einer ehemals an dem Werk befindlichen Inschrift) der Zwickauer Altar (für den Hauptaltar

der dortigen Marienkirche) um 1400 rheinische Gulden durch den Rath von Zwickau bestellt. Dieses als im wesentlichen eigenhändig anzuerkennende Hauptwerk enthält in der Mitte in lebensgroßen geschnitzten und reichbemalten Figuren Maria mit acht weiblichen Heiligen, auf den Flügeln die Verkündigung, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und die heilige Sippe auf Goldgrund, weiterhin auf blauem Grunde das Gebet am Oelberg, die Kreuzigung, die Dornenkrönung und Kreuztragung. So tüchtig hier alles durchgeführt ist — auch die Färbung zeigt einen tiefen, satten Ton —, ist doch ein Fortschritt über Hans Pleydenwurf hinaus nicht anzuerkennen, namentlich da der Ausdruck der Gesichter sehr allgemein und unzureichend bleibt. Von einem Gehülfen, der ihm dabei zur Seite stand, stammt der Altar in der Pfarrkirche zu Erfurt. — Bald darauf wird W. den sehr ähnlichen Altar in der Haller'schen Capelle zum heiligen Kreuz in Nürnberg ausgeführt haben. Die Schnitzerei stellt die Beweinung Christi dar, die Flügel enthalten die Kreuztragung und die Auferstehung, weiter vier Darstellungen aus der Kindheitsgeschichte Christi und endlich vier Bilder aus dem Marienleben. — Diesen Werken würden die folgenden vorausgehen, soweit sie überhaupt W. angehören: das Bildniß eines jungen Paares, von 1475, im gothischen Hause zu Wörlitz, das der Ursula Hans Tucherin, von 1478, in Kassel, das ihn als den besten Bildnißmaler der Zeit erscheinen lassen würde, und das des Hans Tucher, von 1481, in Tucher'schem Besitz, welches das Gegenstück zum letztgenannten bildet. Endlich ist noch (von Gümbel im Repertorium f. Kunstwissenschaft) der Nachweis erbracht worden, daß W. 1484 einen Altar für die Stiftskirche in Feuchtwangen geliefert hat, wobei er sich freilich auf die Bilder der Staffel beschränkt zu haben scheint, während er die Ausführung der Flügel einem Gesellen überließ. Andere Bildnisse der späteren Zeit, die ihm zugewiesen werden, sind die Halbfigur eines jungen Mannes mit Vergißmeinnicht im Germanischen Museum, von etwa 1490, das Brustbild eines etwa vierzigjährigen bartlosen Mannes in den Uffizien (Gal. Ferroni 175), aus derselben Zeit, und das der Elsbet Niklas Tucherin, von 1499, in Kassel, das bereits dem jungen Dürer weit näher steht.

In einem starken Gegensatz zu den bisher aufgeführten Bildern, die W. als einen energischen, aber weder durch feine Technik noch durch zarte Empfindung sich auszeichnenden Künstler bekunden, steht der große, für die ehemalige Augustinerkirche in Nürnberg im Jahre 1487 gemalte, jetzt im Germanischen Museum daselbst bewahrte Peringsdörfer'sche Altar, den Neudörfer ausdrücklich als Werk Wolgemut's bezeugt, der jedoch jetzt allgemein als von höher begabten Gehülfen des Meisters ausgeführt angesehen wird, und zwar (nach Thode's Vorgang) wesentlich von dem jüngeren Pleydenwurf, Wilhelm, mit dem W. gleichzeitig in Geschäftsgemeinschaft wegen der Holzschnitte zu Schedel's Weltchronik trat, die in ihren besseren Bestandtheilen die gleichen Eigenschaften verrathen wie diese Gemälde. — Das jetzt fehlende Mittelstück stellte in Schnitzerei Maria mit zwei Heiligen dar; dann folgten zwei Flügel mit vier Heiligengeschichten, weiterhin vier Flügel mit je zwei lebensgroßen Heiligengestalten und endlich acht Scenen aus dem Leben des h. Veit (die letzteren z. Th. mit den Buchstaben R. F. bezeichnet). — Sowohl im Schatzbehalter von 1491 wie in der Weltchronik von 1493 (lateinisch 1494), die zu den bedeutendsten Illustrationswerken jener Zeit gehören (die endgültige Geschäftsabrechnung darüber erfolgte erst 1509), lassen sich aus den Holzschnitten Wolgemut's, die durch eine gewisse Kraft und Derbheit hervorragen (wie in der Weltchronik Christus mit den zwölf Aposteln, das jüngste Gericht, die Darstellungen aus der Schöpfungsgeschichte), diejenigen des jüngeren Mit-

arbeiters, die sich durch einen höheren Schönheitssinn, schärfere Naturbeobachtung und anmuthige Phantasie auszeichnen, leicht absondern (z. B. Hochzeit zu Kana, Findung Mosis, Gefangennehmung, Moses und der Engel, Leben David's). — Und doch muß W. auch bei diesen Unternehmungen, die von seinem besonderen Geist wenig verspüren lassen, ein wesentlicher Antheil zugemessen werden, da sie voraussichtlich ohne den wohlbegründeten Ruf, dessen er sich als Unternehmer erfreute, nicht in der großartigen Form, die sie jetzt auszeichnet, zu Stande gekommen wären. Seine ersten sichern Holzschnitte stammen übrigens bereits aus dem Jahre 1484.

Kurz bevor W. diese großen Werke in Angriff nahm, die seinen Ruf dauernd begründet haben, wurde im J. 1486 der junge Albrecht Dürer bei ihm in die Lehre gegeben. Dieser schreibt darüber in seiner Familienchronik: „Und da man zählte nach Christi Geburt 1486 am St. Andreastag (30. November) versprach mich mein Vater in die Lehre zu Michel Wolgemut drei Jahre lang ihm zu dienen (also bis 1489). In dieser Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich gut lernte, aber ich mußte auch viel von seinen Gesellen leiden.“ — Von dem Ansehen, dessen sich W. auch sonst damals erfreute, zeugt der Rathserlaß vom 12. August 1490, laut dem er ein Gutachten über die Restaurirung des Schönen Brunnens in Nürnberg abgeben sollte, nachdem dieses Werk zuletzt im J. 1447 vergoldet worden war; doch führte nicht er, sondern Wilhelm Pleydenwurf diese Arbeit im folgenden Jahre 1491 aus. — 1493 verkaufte W. das ehemalige Pleydenwurf'sche Haus an Bartholomäus Eger und erwarb das benachbarte Eckhaus des Schreibers Hans Gerstner (Seb. 497), an der nach der Burg zu gelegenen Ecke der Burgstraße und des Crämergäßchens, gegenüber der „Schildröhre“; zu einer nicht näher bekannten späteren Zeit scheint er auch dieses Haus an die Eger verkauft zu haben, die es 1507 weiter verkauften. Seine Frau Barbara muß er gegen Ende des 15. Jahrhunderts (zum letzten Mal wird sie 1495 erwähnt) verloren haben; er heirathete nachmals eine Christine, die erst 1550 starb.

Aus der Zahl der Einzelbilder, die ihm noch angehören, mögen erwähnt werden: die Kreuztragung von 1485 in S. Sebald zu Nürnberg, der Tod Mariä von 1487 im Germanischen Museum; in der Lorenzkirche der Katharinenaltar, sowie zwei Tafeln mit der Beweinung Christi und einer Schar knieender Andächtiger; in der Schwabacher Kirche ein kleiner Altar mit der Auferweckung des Lazarus und dem Einzug Constantin's. Nach seinem Entwurf scheinen das Glasfenster mit der Wurzel Jesse in S. Jakob zu Nürnberg und der Teppich mit der Kreuzigung in der Würzburger Universitätssammlung angefertigt worden zu sein. Der große Altar in der Stadtkirche zu Crailsheim, den Thode ihm zuschrieb, wird ihm dagegen von Dörnhöffer abgesprochen. Für die Schnitzereien der großen Werke wird er wohl die Entwürfe angefertigt haben, während die Ausführung an ihnen sehr verschieden ist. — Die von Thausing aufgestellte Vermuthung, daß er auch in Kupfer gestochen habe, und zwar jene mit einem „W“ bezeichneten Nachstiche nach frühen Arbeiten Dürer's (die Thausing freilich für Originale Wolgemut's hielt), ist durch M. Lehrs' Arbeit über Wenzel von Olmütz (1889) endgültig beseitigt worden; ebenso sind aus seinem Werk die Malereien in dem Rathhause zu Goslar, die 1501 ein dortiger „Michel Wolgemut“ ausgeführt hat, zu streichen. Keine der ihm zugeschriebenen Zeichnungen läßt sich mit Sicherheit auf ihn zurückführen.

Es bleiben endlich als die beiden letzten großen Arbeiten, die bei ihm bestellt worden sind, der zu Ende des 15. Jahrhunderts entstandene Altar in der Pfarrkirche zu Hersbruck bei Nürnberg und der Schwabacher Altar von

1507 übrig. Das reich und schön geschnitzte Mittelstück des Hersbrucker Altars befindet sich im Germanischen Museum, die gemalten Flügel zeigen in zwei großen Darstellungen die Geburt Christi und den Tod der Maria, dann acht kleinere Darstellungen aus der Passion und endlich vier aus dem Marienleben. Weisen auch die beiden Hauptbilder auf einen begabten Schüler, so ist hier doch noch eine starke Betheiligung des Meisters anzunehmen, wie die Tiefe und Leuchtkraft der Färbung und die verhaltene Wildheit der Typen zeigen. — Am Schwabacher Altar, der bei ihm 1507 für 600 Gulden bestellt wurde, rühren freilich nur die Malereien der Staffel, namentlich die Anna selbdritt und die h. Elisabeth, von ihm selbst her; aber gerade sie sind wichtig zur Feststellung des Stils, der ihm von seinen Anfängen an bis zum Ende seiner Wirksamkeit eigen gewesen ist. Die Malereien der Flügel verrathen freilich eine weit spätere Hand, die bereits durch Dürer beeinflußt ist; mit W. selbst haben sie somit nichts mehr zu thun: aber erscheinen sie auch freier als die noch alterthümlich gebundenen Staffeleibilder, so übertreffen letztere sie doch durch sicheren dekorativen Sinn und Tüchtigkeit der Technik. — Für eine für Häslabrunn (bei Lehrberg) ausgeführte Tafel wurde er noch in seinem Todesjahre 1519 bezahlt.

Angesichts der vielen und reichen Werke, die aus seiner Werkstatt hervorgingen, sowie des namhaften Einflusses, den W. auf die Entwicklung der Holzschnitttechnik in Nürnberg ausgeübt hat, wird man immerhin das Urtheil bestehen lassen müssen, welches der alte Nürnberger Schreibmeister Neudörffer über ihn gefällt hat: er sei ein „guter künstlicher Maler und Reißer" gewesen; die Werke, die sich auf ihn selbst zurückführen lassen, bekunden den Einfluß, den er durch gediegene Pflege der mehr naturalistischen Bestandtheile der Malerei sowohl im Bildniß wie in der Landschaft auf die künstlerische Entwicklung seiner Zeit ausgeübt hat; das Geschick aber, womit er besonders begabte jüngere Helfer für die Lösung dieser großen Aufgaben heranzuziehen verstand, liefert den Beweis, daß er wirklich im Mittelpunkte des damaligen Kunstlebens Nürnbergs gestanden hat, somit wohl geeignet war, den jungen Dürer in die Kunst einzuführen, soweit solches durch Lehre überhaupt geschehen kann.

Ueber Wolgemut im Allgemeinen: Rettberg, Nürnbergs Kunstleben; Waagen, Kunstwerke u. Künstler I, 4. u. 5. Brief; Schnaase, Gesch. d. bild. Kunst VIII, 382; W. v. Seidlitz in der Zeitschr. f. bild. Kunst XVIII, 169 fg.; Rob. Vischer in den Studien z. Kunstgesch. (1886), S. 294—420; H. Stegmann im Repertor. f. Kunstwiss. XIII (1890), S. 60—72; Henry Thode, Die Malerschule v. Nürnberg (1891), S. 122 fg.; Fr. Dörnhöffer im Repertor. f. Kunstwiss. XXIX (1906), S. 450—460.

Ueber Einzelnes: Joh. Neudörfer, Nachrichten (1547), hsg. von Lochner (Quellenschriften f. Kunstgesch. X); Chr. G. v. Murr, Journal z. Kunstgeschichte XV (1787), S. 25 fgg.; (Zwickauer Altar 1479) J. G. v. Quandt, Die Gemälde des Hochaltars der Marienkirche zu Zwickau; (Altar in Feuchtwangen 1484) Gümbel im Repertor. f. Kunstwiss. 1904, S. 450; (Der schöne Brunnen 1490) Chroniken d. deutschen Städte XI, 560; (Frau Barbara 1495) Lochner im Anzgr. f. Kunde der deutschen Vorzeit 1871, S. 278; vollständig bei Stegmann S. 68 fg. und bei Thode S. 243 fg.; (Hersbrucker Altar um 1500) Katalog der Histor. Ausstellung Nürnberg 1906, mit Abb.; (Schwabacher Altar 1507) Meusel, Neue Miscell. 4, S. 476 fg. und Thode S. 245; (Häslabrunn) Gümbel im Repertor. 1907, S. 327; (Rechenschaftsablegung über die Schedelsche Weltchronik 1509) Thausing in Mitth. f. österr. Geschichtsforsch. V, 121 und bei Thode S. 239 fgg.; (Familie

Wolgemut) Thode S. 274 fg.; (Verzeichniß der Werke Wolgemut's) Thode S. 283 fg.

Abbildungen in: Die Gemälde von Dürer und Wolgemut, mit Text von B. Riehl, Nürnberg (Soldan). W. v. Seidlitz.

Wolters: Otto Ludwig Siegmund W., Doctor der Theologie und Hauptpastor an St. Catharinen in Hamburg, daselbst am 17. December 1796 geboren und am 14. Mai 1874 gestorben, war der Sohn des Predigers Michael W. an derselben Kirche. Häusliche Verhältnisse hatten diesen tüchtigen und sehr gelehrten Geistlichen, der in Kiel schon die akademische Laufbahn betreten hatte, genöthigt, sie zu verlassen. Als er im 50. Lebensjahre 1803 gestorben war, lag der Wittwe, einer Tochter des hamburgischen Senators Johann Siegmund Westphalen, die Erziehung der sechs Kinder ob. Otto W. besuchte bis zu seinem 14. Lebensjahre die treffliche Knabenschule des Dr. Runge und trat 1810 in die Gelehrtenschule des Johanneums über, damals unter Gurlitt's (s. A. D. B. X, 182) Leitung. Der Einzug der Russen unter Tettenborn und die baldige Wiederkehr der Franzosen 1813 verursachten sowohl eine vielfache Unterbrechung des Unterrichts als auch eine Abnahme der Schüler in den oberen Classen, da mancher von ihnen die Feder mit den Waffen vertauscht hatte. Um so größere Ansprüche stellte Gurlitt, bestrebt, mit seiner Prima den Franzosen Achtung abzunöthigen, an die wenigen Schüler der Classe, zu denen auch W. gehörte. In dieser Zeit schloß W. namentlich mit dem nachmaligen Bürgermeister H. Kellinghusen (s. A. D. B. XV, 586) und dem späteren Pastor J. John (a. a. O. XIV, 489) eine Freundschaft, die die Schulzeit lange überdauerte; ja mit John blieb W. zeitlebens so innig verbunden, in ähnlicher geistlicher Entwicklung und kirchlicher Stellung, daß die Biographie des Einen auf die des Anderen öfter zurückgreifen muß. W. nahm um Ostern 1815 als primus omnium von der Schule in einer Rede Abschied, in der er die Nachahmung guter Beispiele als ein wichtiges Beförderungsmittel sowohl der sittlichen als der wissenschaftlichen Bildung darzustellen suchte. Mit den beiden Freunden besuchte darauf W. das Akademische Gymnasium, um nach einem Jahre die Universität Göttingen zu beziehen. Um Michaelis 1817 gingen John und W. nach Leipzig, wodurch W. das Versprechen erfüllte, was er einst Gurlitt gegeben hatte, diese Universität zu besuchen. Nach einem halben Jahre trennten sich Beider Wege, indem John in Leipzig blieb, W. sich aber nach Jena wandte, angezogen durch das neue burschenschaftliche Leben daselbst, das durch die Wartburgfeier am Reformationsfeste in noch größeren Ruf gekommen war. Zwar wurde W. nicht Mitglied der Burschenschaft, verkehrte aber viel in ihren Kreisen und war auch persönlich mit K. L. Sand (a. a. O. XXX, 338) bekannt, war aber entsetzt, als er vernahm, daß dieser Jena 1819 verlassen habe, um Kotzebue aus dem Wege zu räumen. Unter den Professoren hatte erst Planck in Göttingen ihn angezogen; in Leipzig hatte er ein Privatissimum bei dem damals noch jungen Privatdocenten Wiener gehört; über eine Vorlesung über Dogmatik in Jena äußerte er aber später, daß sie nur etwas mehr als dürren Deismus enthalten hätte. Während demnach die Vorträge auf der Universität ihn nur wenig in seiner wissenschaftlichen Entwicklung gefördert zu haben scheinen, verdankte er dem Studium von Schleiermacher und Neander, „besonders aber der eindringenden Beschäftigung mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern eine tiefere Erkenntniß des religiösen Lebens“.

Im December 1819 bestand W. das Hamburger Candidatenexamen „mit großer Auszeichnung“. Gurlitt zog ihn bald zum Unterricht an die Gelehrtenschule heran, an der er zum Collaborator ernannt wurde; Gurlitt empfand

es aber schmerzlich, daß W. die Stunden nicht in dem rationalistischen Sinne gab, den er seinen Schülern so warm empfohlen hatte. 1823 wurde W. zum Pastor (damals Diakonus genannt) an der Catharinenkirche erwählt. Er gehörte mit John und Rautenberg (a. a. O. XXVII, 457) zu den Geistlichen, die mit aller Entschiedenheit das biblische Christenthum verkündigten. Als Diakonus hatte er auch die sogenannte Mittagspredigt zu halten, in der er der kirchlichen Ordnung gemäß über zusammenhängende Abschnitte der Bibel predigte, die nicht in den Perikopen enthalten sind. Einige dieser Predigten sind im Druck erschienen. Auch an dem „Friedensboten“ hat er mit gearbeitet, einer Zeitschrift, „die den Zweck hatte, über die Heilswahrheiten des Christenthums auf Grund der heiligen Schrift und der Kirchengeschichte zu belehren“. Aber an häufigerer schriftstellerischer Thätigkeit sah er sich durch seine zarte Gesundheit gehindert. Dagegen gehörte er zu der kleinen Zahl derer, die seit 1821 sich dem Missionsverein angeschlossen hatten. Wolters' Stellung zu seinen Specialcollegen an der Catharinenkirche war nicht leicht. Stand doch bei seinem Amtsantritt als Hauptpastor neben ihm ein Geistlicher, der „im Namen des Staates“ copulirte, dessen Nachfolger noch im J. 1840 ein Buch herausgab, worin er den Propsten Klaus Harms (a. a. O. X, 607) nicht anders bezeichnen wollte, als einen, „der sich von einem Müllergesellen zu geistlichen Aemtern aufgeschwungen und sich als der Klügste von unzähligen Dummköpfen an die Spitze einer die Vernunft verleugnenden Partei gestellt habe“. W. ließ sich indeß nie verleiten, die Kanzel durch unwürdiges Gezänke zu entweihen. Von Natur milde und friedfertig, mit scharfem Verstande begabt und reich an Gelehrsamkeit, gewann er auch seinen Gegnern Achtung ab, die, ohne seinen Standpunkt zu theilen, „mit Bewunderung von der Form sprachen, in der er katechesirte“. Leider hat er den Antrag, einen neuen Katechismus für Hamburg zu verfassen, wohl aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt.

Im J. 1844 wurde W. zum Hauptpastor erwählt. Zu seinen Obliegenheiten gehörte nun u. a. auch die Prüfung der theologischen Candidaten. Die Exegese, welche er als Examinator vorzutragen Gelegenheit hatte, erregte auch hier die Bewunderung seiner Collegen. Neben der theologischen Wissenschaft bildeten die Classiker, besonders Plato, seine Lieblingsbeschäftigung; mit Gymnasiasten pflegte er wohl Horaz zu lesen; indeß die Alten veranlaßten ihn nicht, sich von der neuen Litteratur abzuwenden. Während eines Menschenalters war im Sommer sein Gartenhaus in dem damals noch ganz ländlichen Barmbeck eine Stätte edler und anregender Gastlichkeit, zu der er neben seinen älteren Freunden auch namentlich jüngere Candidaten hinzuzog. Bei seinem 40jähr. Predigerjubiläum am 28. September 1863 ernannte ihn die theologische Facultät in Göttingen zum Doctor der Theologie, eine Ehrung, die ihm von dem Decan Consistorialrath Duncker, einem ehemaligen Schüler Wolters', überbracht wurde. Schmerzlich traf ihn nach zwei Jahren der Tod des Pastors John, seines treuesten Freundes. Auch Wolters' schwacher Körper, den er jahraus, jahrein durch regelmäßige Spaziergänge, oft schon im Morgengrauen, zu stärken sich bemüht hatte, wurde im J. 1869 von einer Lungenlähmung betroffen, die der Vorbote von Schlaganfällen war. Zwar gelähmt, aber geistig anfangs noch rüstig, mußte er seine Tage im Lehnstuhl zubringen. Noch an seinem 50jährigen Amtsjubiläum 1873 konnte er mit Dank und Freude die vielen Beweise der Liebe und Hochachtung von seinen Freunden und den Behörden in Empfang nehmen. Dann schwanden seine Kräfte, und am Abend des Himmelfahrtstages, am 14. Mai 1874 endete ein sanfter Tod die Leiden des schwer geprüften Mannes.

Familiennachrichten. — Das Verzeichniß seiner Schriften ist im Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 8, Nr. 4505. — Am ausführlichsten ist Wolters' Leben von Pastor C. Mönckeberg dargestellt im Hamburger illustrirten Almanach auf das Jahr 1875. W. Sillem.

Wrangel: Karl Freiherr von W., königlich preußischer General der Infanterie, am 28. September 1812 zu Königsberg i. Pr. geboren, in den Cadettenhäusern Culm und Berlin erzogen, kam am 13. August 1830 als Secondlieutenant in das 1. Garderegiment zu Fuß, besuchte von 1837 bis 1840 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), mußte im December 1841 eines Ehrenhandels wegen den Dienst verlassen, wurde, nachdem er von einer in einem sich daran schließenden Zweikampfe erhaltenen schweren Wunde geheilt war, auf Verwendung des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. im März 1843 im 1. Infanterieregimente wieder angestellt und im nächsten Jahre zur Trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes nach Berlin commandirt. Von hier ging er, 1846 Premierlieutenant geworden, mit seinem Oheim, dem Generallieutenant v. W., als dieser im April 1848 den Oberbefehl der zum Kriege gegen Dänemark bestimmten deutschen Truppen erhalten hatte, nach den Elbherzogthümern, wurde hier als Hauptmann dem schleswigholsteinschen Generalstabe überwiesen und nahm in diesem, im Stabe des Commandeurs der Avantgarden-Brigade, Obersten v. Zastrow (s. A. D. B. XLIV, 717), an den Feldzügen von 1848 und 1849 Theil, bis er im Mai des letzteren Jahres das Commando eines Bataillons erhielt. Vorher hatte er sich den Beinamen des „Trommlers von Kolding" erworben, den eine Zeitung ihm beilegte und mit dem er sich gern bezeichnen hörte, als er später zum zweiten Male nach Schleswig gekommen war. Der Vorfall, welchem er diesen Namen verdankte, hatte sich am 29. April 1849 bei einem Straßenkampfe in der Stadt Kolding zugetragen. Sie war von den Schleswig-Holsteinern besetzt, die vor den andringenden Dänen wichen und die W. dadurch zum Stehen brachte, daß er einem Tambour die Trommel entriß und auf ihr den Sturmschritt schlug. Als im April 1850 Preußen seine Officiere abrief, kehrte W. in die Trigonometrische Abtheilung zurück, wurde, nach vorübergehender Verwendung im Truppengeneralstabe, Dirigent der Topographischen Abtheilung und kehrte erst bei der Mobilmachung des Jahres 1859 als Oberstlieutenant in den Frontdienst zurück. Inzwischen war er in Angelegenheiten der Landesaufnahme nach Warschau commandirt gewesen und hatte den obengenannten General v. W. 1852 zu Manövern in Rußland, 1859 anläßlich der Thronbesteigung des Königs Karl XV. von Schweden nach Stockholm begleitet. Jetzt trat er an die Spitze eines Landwehrregiments, aus welchem bald darauf das 8. Pommersche Infanterieregiment Nr. 61 in Stolp wurde. Diese Stellung vertauschte er 1864 mit der an der Spitze der 26. Infanteriebrigade zu Münster i. W., mit der er 1866 in das Feld rückte.

Sie gehörte der Division des Generals v. Goeben an und nahm am Mainfeldzuge Theil. Im Treffen bei Dermbach kam er am 4. Juli zum ersten Male ins Gefecht, welches er bei Wiesenthal selbständig gegen die bairische Division Hartmann führte. Dann folgten die Kämpfe bei Kissingen und Winkels am 10., bei Laufach am 13., bei Aschaffenburg am 14., bei Tauberbischofsheim am 24., bei Gerchsheim am 25., bis es am 26. vor Würzburg zur Waffenruhe kam. W. hatte an allen diesen Gefechten thätigen und mehrfach, bei selbständigen Verwendungen, hervorragenden Antheil gehabt. Die Verleihung des Ordens pour le mérite brachte die Anerkennung seiner Leistungen zu sichtbarem Ausdrucke. Dann kehrte er nach Münster zurück.

Die Mobilmachung zum Kriege gegen Frankreich traf ihn in einer anderen Stellung. Im Sommer 1867 war er zum Commandeur der 18. Division in Flensburg ernannt und im Frühjahr 1868 zum Generallieutenant befördert. Seine Division wurde für den Krieg mit der hessen-darmstädtischen zum IX. Armeecorps vereinigt, welches General v. Manstein (s. A. D. B. XX, 248) befehligte. Am 14. August griff W. in der Schlacht bei Colombey-Nouilly auf eigene Verantwortung kräftig ein, am 16. entsandte er in gleicher Weise eins seiner Infanterieregimenter auf die Walstatt von Mars-la-Tour, am 18. hatte er in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat bei Verneville einen schweren, durch große Verluste gekennzeichneten Stand; dann gehörte das Armeecorps zu den Metz einschließenden Truppen. Hier kam die Division am 1. September in der Schlacht bei Noisseville zum Gefechte. Von der Mosel ging es an die Loire, wo die Division am 4. December bei der Einnahme von Orleans hervorragend betheiligt war. „Die Ehre des Tages gebührt der Division Wrangel“ telegraphirte der Oberbefehlshaber, Prinz Friedrich Karl von Preußen, nach Versailles. Da W. das Eiserne Kreuz 1. Classe schon besaß, erhielt er das Eichenlaub zum Orden pour le mérite. Der Rest des Monats brachte der Division keine Kämpfe, aber anstrengende Märsche, der Januar, nach einer Weihnachtsruhe in Orleans, den Zug nach Le Mans, wobei die Division am 11. zur Mitwirkung bei der Einnahme der Stadt berufen war. Nach Friedensschluß blieb W. bis zum Juni 1872 an der Spitze seiner Division in Flensburg, dann wurde er Gouverneur von Posen und am 12. December 1876 schied er als General der Infanterie aus dem Dienste.

Er zog sich nunmehr auf das im Kreise Rothenburg in der Oberlausitz gelegene Gut seines Schwiegersohnes, eines Freiherrn v. Liliencron, zurück und ist dort am 28. November 1899, allmählich schwächer werdend, gestorben. Im Jahre 1903 wurde seinem Andenken in Flensburg ein Standbild gesetzt.

Sein Lebensbild hat eine Enkeltochter, A. v. Liliencron, veröffentlicht (Gotha 1903). B. v. Poten.

Wucke: Chr. Ludwig W., Dialektdichter und Sagensammler, geboren am 28. Januar 1807 in Salzungen, † ebenda am 1. Mai 1883. Schon im J. 1814 verlor W. seinen Vater, einen aus Westfalen eingewanderten Apotheker und wuchs unter Aufsicht der strengen Mutter als Salzunger Bürgerschüler heran, bis er auf das Gymnasium in Meiningen gebracht wurde. Im Herbst 1826 bezog er die Universität Jena, um nach dem Wunsche der Mutter die Rechtswissenschaft zu studiren, gerieth aber als Vorstandsmitglied der Burschenschaft bald mit ganzer Kraft in die Wogen des geheimen patriotisch-politischen Treibens der Hochschule und fühlte sich daher, als ihn die Mutter nach Ablauf der akademischen Lehrjahre 1829 zurückberief, in seinen Fachkenntnissen nicht beschlagen genug, um die Staatsprüfung abzulegen. Mit dem Wanderstab in der Hand pilgerte W. nun in die Welt hinaus und hoffte zunächst bei einem begüterten Onkel in Westfalen Rath und Beistand für die Zukunft zu finden. Als seine Erwartungen dort nicht in Erfüllung gingen, zog er weiter nach Holland, wo eben (1830) der Krieg gegen die aufständischen Belgier entflammt war, ließ sich dort wider die Rebellen anwerben und rückte in kurzer Zeit zum Sergeanten auf. Da ihm der Höchstcommandirende, Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar, gewogen war, kam er bald auf die Liste der Officiersaspiranten und würde wohl in der holländischen Armee sein Glück gemacht haben, wenn ihn nicht während des Lagerlebens in den sumpfigen Gegenden Südhollands ein Augenleiden befallen hätte, das ihn schließlich zum Verzicht auf die militärische Laufbahn nöthigte. Mit einem kleinen Ruhe-

gehalte kehrte er in die Heimath zurück und versuchte, dem Fortschritte seines Leidens durch ärztliche Behandlung Einhalt zu gebieten. Vergebens! Mit dem 35. Lebensjahre war er vollständig erblindet. In diesem schweren Unglück fand W. in der Dichtkunst eine Trösterin. Zufällig entdeckte ein alter Universitätsfreund Wucke's, Dr. Friedrich Hofmann, diese stillverborgenen dichterischen Erzeugnisse und veröffentlichte in seinem „Weihnachtsbaum" einige Proben davon. Sie fanden Beifall, und von nun an war W. eine Reihe von Jahren ein gern gelesener Mitarbeiter des Unternehmens. Dann wandte sich W. der Dialektdichtung zu, und zwar der Salzunger Mundart, die er vollständig beherrschte. Die Früchte vieljährigen Schaffens dieser Art gab er 1865 in dem kernigen und humorvollen Buche „Uiß miner Heimeth" heraus, das eine zweite Auflage erlebte. Ende der 50er Jahre begann W. auch, eine Sammlung von Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuchen des westlichen Thüringer Waldes, des Werrathales und des Rhöngebirges anzulegen. Ganz allein fuhr oder wanderte der blinde Mann hinaus über die Felder und Wiesen, in die Berge oder Waldungen und lauschte den Bauern, Hirten, Bergleuten, Jägern, Waldhütern und Kräuterweibern ab, was sie ihm erzählen konnten. Die urwüchsigen und in unmittelbarer Frische gehaltenen Ergebnisse dieser Forschungen legte W. in dem zweibändigen Werke nieder: „Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes und der Rhön" (Salzungen 1864), das nach seinem Tode von Dr. Hermann Ulrich in erweiterter Form neu herausgegeben ward (Eisenach 1890—1891). Noch manche andere Erzeugnisse geringeren Umfanges flossen aus seiner Feder, z. B. eine Novelle „Der Jägerstein", die erst aus seinem Nachlaß an die Oeffentlichkeit trat (Salzungen 1905). Wucke's Grabstätte in Salzungen ist bedeckt von einem Basaltblock, den er einstmals selbst auf dem Oechsenberg dazu ausgesucht hatte; eine Marmortafel darauf trägt die Inschrift: „Ludwig Wucke 1807—1883". Die hundertjährige Wiederkehr von Wucke's Geburtstag ward 1907 nicht bloß in Salzungen festlich begangen, sondern es veranstaltete auch der Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde eine besondere Gedächtnißfeier in Hildburghausen zu Ehren des verdienstlichen Forschers und Sammlers.

Biographische Skizze aus der Feder von H. Ulrich zu Anfang der zweiten Ausgabe des Sagenbuches. — [L. Hertel,] Zum Gedächtniß Ludwig Wucke's, in der Hildburghäuser „Dorfzeitung" 1907, Nr. 23. — Derselbe, Ein blinder Dichter und Dialektdichter, in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 1907, S. 170—176. — Mit einer eingehenden Biographie ist der Seminarlehrer Honndorf in Hildburghausen beschäftigt.

Mitzschke.

Wundt, aus Steiermark stammende Familie, deren Stammvater vor dem dreißigjährigen Kriege nach Straßburg flüchtete. Einer seiner Söhne, Andreas, wurde Stallmeister des Herzogs Johann II. von Zweibrücken, trat dann in schwedische Dienste und starb in Stralsund. Dessen Sohn Adolf Nikolaus kam zu mütterlichen Verwandten nach Kreuznach, verheirathete sich hier und erwarb sich eine angesehene Stellung. Unter seinen Nachkommen befand sich eine Anzahl von verdienten pfälzischen Gelehrten, besonders Theologen, von denen die Nachgenannten Erwähnung verdienen:

1. Johann Jakob W., Enkel von Adolf Nikolaus, geboren in Monzingen 1701, besuchte das Gymnasium in Kreuznach und studirte zuerst in Heidelberg, dann seit 1721 in Jena und hierauf in Utrecht Theologie. Gründlich classisch gebildet, wendete er besonders der Geschichte und der neueren Litteratur warmes Interesse zu und erweiterte durch größere wissenschaftliche

Reisen in Deutschland und Holland seinen Blick. Seine amtliche Thätigkeit begann W. 1725 als Pfarrer in Sobernheim an der Nahe. Als solcher verheirathete er sich am 13. Mai 1732 mit einer Tochter des bekannten Verfassers der Monumenta pietatis Ludwig Christian Mieg in Heidelberg. Noch in demselben Jahre wurde W. nach Alzey versetzt, von wo er 1735 als erster Pfarrer und Inspector nach Kreuznach befördert wurde. Als während seiner dortigen Wirksamkeit die schwärmerisch-pietistische Bewegung, welche in der Grafschaft Wittgenstein-Berlenburg Viele zur Separation von der Kirche führte, auch in den zu seinem Amtsbezirk gehörenden Dörfern an der Nahe und am Glan um sich griff, gelang es Wundt's klugem und mildem Auftreten, die durch rücksichtsloses Eingreifen der Regierung aufgeregten Gemüther zu beruhigen und zahlreiche fleißige Landleute, die schon zur Auswanderung nach Amerika entschlossen waren, dem Vaterlande zu erhalten. Durch kurfürstlichen Erlaß vom 21. Mai 1750 wurde W., empfohlen durch „seine auch anderwärts gerühmten Fähigkeiten und sonstigen guten Qualitäten", zum zweiten Professor der reformirten Theologie und zugleich zum Pfarrer an der Peterskirche in Heidelberg ernannt. Dieses Doppelamt nahm in Verbindung mit seiner Thätigkeit am Sapienzcollegium, an dem W. ein Lehramt und später das Ephorat bekleidete, Wundt's Kräfte derart in Anspruch, daß ihm zu litterarischen Arbeiten keine Zeit übrig blieb.

Die theologische Doctorwürde erhielt er am 13. December 1753 und rückte nach dem Tode des ersten theologischen Professors Christian Brünings am 3. Juni 1763 auf dessen Stelle vor. Große Sorgfalt widmete W. der Erziehung seiner fünf Söhne, in denen er das gleiche Interesse für Geschichte und deutsche Litteratur zu wecken wußte, das ihn selbst beseelte. Seine geistige Frische bewahrte er bis zu seinem am 2. September 1771 erfolgten Tode. Ein gleichgesinnter Bruder Friedrich Ludwig W., weltliches Mitglied des Kirchenraths und Ehegerichtsdirector in Heidelberg, war ihm einige Jahre früher im Tode vorausgegangen. — Von Johann Jakob's Söhnen haben sich drei einen geachteten Namen erworben. Es sind dies:

2. Daniel Ludwig W., geboren am 13. December 1741 in Kreuznach, von 1770—1775 Pfarrer und Inspector in Oppenheim, dann in gleicher Eigenschaft in Kreuznach. Durch Decret vom 3. März 1787 wurde ihm der durch Karl Büttinghausen's Tod erledigte zweite Lehrstuhl an der reformirten Facultät in Heidelberg übertragen, den er am 23. September 1787 bestieg. Das mit dieser Stelle verbundene sehr spärliche Gehalt wurde durch eine persönliche Zulage von hundert Gulden etwas aufgebessert. Zum Dr. th. wurde W. am 28. October 1792 promovirt. Nach dem Tode des ersten theologischen Professors Daniel Heddäus († am 25. Januar 1795) rückte er zwar satzungsgemäß sofort als Mitglied in den akademischen Senat ein, mußte aber monatelang auf seine Beförderung auf dessen Stelle warten und blieb ebensolange der einzige Professor der reformirten Theologie an der Hochschule. In einer Eingabe vom 9. September 1795 erklärte er deshalb dem Senate, er sei trotz Aufbietung aller seiner Kräfte nicht im Stande, allein alle Wissenschaften vorzutragen, welche einem Theologen zu wissen nothwendig seien. An jeder wohlbestellten Akademie seien hierfür vier öffentliche Lehrer vorhanden. Infolge dessen müsse die Universität in den Ruf kommen, daß kein reformirter Theologe an ihr studiren könne, und das Geld von 40—50 pfälzischen Jünglingen, die sich der Gottesgelehrtheit widmen wollten, werde aus dem Lande getragen. Auch sei es nothwendig, das Gehalt des zweiten Professors aufzubessern, da nur ein „ganz unversorgter junger Mann" die Stelle annehmen könne, deren Besoldung in keinem Verhältnisse zu der des gemeinsten Dorf-

pfarrers und selbst eines Dorfschulmeisters stehe. Erst als diese Vorstellung von Rector und Senat kräftig unterstützt wurde, erfolgte endlich am 13. November 1795 Wundt's Ernennung zum ersten Professor und, wie es scheint, die Berufung eines zweiten öffentlichen Lehrers der reformirten Theologie.

Als akademischer Lehrer beliebt, war W. zugleich ein einflußreiches Mitglied des reformirten Kirchenraths, der in jener Zeit infolge der servilen Haltung und der Bestechlichkeit der Mehrzahl seiner Mitglieder in tiefe Verachtung gekommen war (vgl. Neueste Geschichte der ref. Kirche in der Unteren Pfalz; Dessau 1791, S. 204 ff.). Hier trat er nebst anderen gleichgesinnten Männern mit Entschiedenheit und Geschick für die Interessen seiner Kirche ein und wußte sie erfolgreich zu wahren. Selbst gründlich unterrichtet, suchte er auch den künftigen Dienern der Kirche eine gediegene Vorbildung zu sichern. An der nach einem Gutachten des Professors Abegg 1790 von dem Kirchenrathe verfügten Verbesserung des Lehrplans an dem Heidelberger Pädagogium hatte er einen wesentlichen Antheil. Auf seine Anregung wurde auch am 29. Februar 1796 angeordnet, daß fortan kein reformirter Theologe ohne Zeugnisse in das akademische Album eingetragen werden dürfe, und daß am Schlusse jedes Semesters für die Studirenden Prüfungen abzuhalten seien. — Schon als Pfarrer von Oppenheim hatte sich W. mit Luise Katharine geb. Fuchs verheirathet. Er starb am 19. Februar 1805 in Heidelberg und hinterließ mehrere Söhne.

Von Wundt's, für die pfälzische Kirchengeschichte noch heute werthvollen, Schriften sind zu nennen: „Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz“, 1786. Als Druckort ist Genf genannt, obwohl die Schrift in Heidelberg gedruckt wurde. W. klagte, daß ihm das kurfürstliche Archiv verschlossen blieb, und wagte nicht einmal von seinem eigenen Materiale vollständig Gebrauch zu machen; „Grundriß der pfälzischen Kirchengeschichte bis 1742“, 1786; „Magazin für die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte des Kurfürstenthums Pfalz“, 3 Bände, Heidelberg 1789, 1790 und 1793; „Geschichte des Lazarismus in der Pfalz“, 1793.

3. Friedrich Peter W., geboren 1742, studirte seit dem 3. October 1764 in Heidelberg Theologie und wurde 1776 Pfarrer und Inspector in Kaiserslautern. Von da kam er im Februar 1790 als Pfarrer und Inspector der Classe Ladenburg nach Wieblingen. Zugleich war er Professor der Landesgeschichte an der Hochschule in Heidelberg. Er starb in Wieblingen am 13. März 1805 und hinterließ eine Wittwe, die ihm 1830 im Tode folgte, sowie fünf Kinder aus zweiter Ehe. (Der bekannte 1832 in Neckarau geborene Philosoph und Physiolog Wilhelm Max W. in Leipzig ist ein Enkel von F. P. W.)

Seine litterarische Thätigkeit begann W. in Kaiserslautern durch Herausgabe einer Abhandlung über den Einfluß der französisch-reformirten Gemeinden in der Pfalz in den 1781 in Mannheim und Kaiserslautern erschienenen „Bemerkungen der pfälzischen ökonomischen Gesellschaft“, S. 243 ff. 1786 ließ er zu Mannheim „Beiträge zur Geschichte der Universität Heidelberg“ und 1791 eine „Topographie des Oberamts Oppenheim“ folgen. Eine weitere Abhandlung über Karl Theodor's Verdienste um die Geschichte der Rheinpfalz ist mit einer von W. verfaßten „Beschreibung der Bergstraße“ zusammen gedruckt und erschien 1794. Zum Gebrauche bei seinen geschichtlichen Vorlesungen sollte der 1798 in erster und 1802 in zweiter unveränderter Auflage in Mannheim gedruckte „Entwurf einer allgemeinen Landesgeschichte der Rheinpfalz“ dienen. 1802 gab W. in Mannheim die Schrift heraus: „Allgemeine pfälzische Bibliothek und systematisches Verzeichniß der Bücher, welche zur Geschichte der Kurpfalz dienen“. Als zweiten Theil von Johann

Wilhelm Schmidt's Beschreibung des Kurfürstenthums Baden veröffentlichte W. 1804 eine „Beschreibung der badischen Pfalzgrafschaft". Seine letzte Schrift, deren Fortsetzung Wundt's Tod verhinderte, ist die 1805 in Mannheim gedruckte „Beschreibung und Geschichte der Stadt Heidelberg", erster Band. Während Andere den Werth dieser Schrift nur gering anschlagen, bezeichnet sie Vierordt in seinen handschriftlichen biographischen Collectaneen als „wohl dienlich".

4. Karl Friedrich Kasimir W., geb. in Kreuznach am 25. April 1744, wurde nach dem Besuch des Heidelberger Pädagogiums bereits am 13. November 1760 daselbst immatrikulirt und widmete sich dem Studium der Rechte. Im Herbste 1764 bezog er die Universität Jena und ging dann an Ostern 1766 nach Göttingen, wo er Hofmeister eines Herrn v. Elking aus Bremen wurde. Mit diesem unternahm er 1767 eine wissenschaftliche Reise nach Holland, wo er in Leiden und anderen Städten mit verschiedenen hervorragenden Gelehrten Beziehungen anknüpfte. W. kehrte dann nach Göttingen zurück und beschäftigte sich jetzt vornehmlich mit historischen und staatswirthschaftlichen Studien. Besondere Freude hatte er an der neu aufblühenden deutschen Litteratur, die ihm schon im Elternhause werth geworden war. Als im J. 1769 Aussicht bestand, daß die Professur der Beredsamkeit und Kirchengeschichte in Heidelberg durch die Versetzung des bisherigen Inhabers dieser Stelle (Büttinghausen) in die theologische Facultät erledigt werde, reichte Johann Jakob W. am 29. April dieses Jahres ein Gesuch ein, in dem er bat, dieses Amt seinem Sohn zu übertragen. Wenn es auch sonst nicht für anständig gelte, daß ein Vater seinen Sohn unter Lobeserhebungen vorschlage, so könne er doch hier eine Ausnahme machen und seinen Sohn, dessen Studiengang er schilderte, als zur Bekleidung dieser Stelle durchaus geeignet empfehlen. In der That wurde, als die geplante Aenderung nach längerer Verzögerung eintrat, am 12. Februar 1771 Karl Kasimir W. durch den Kurfürsten zum außerordentlichen Professor der Weltweisheit und Kirchengeschichte und zugleich zum rechtskundigen Mitglied des reformirten Kirchenraths ernannt. Bevor W. jedoch dieses Amt antrat, verwendete er einen ihm bewilligten Urlaub zu einer längeren Studienreise, bei der er, wieder als Begleiter Elking's, die meisten größeren deutschen Städte besuchte und sich besonders in Wien, Dresden, Leipzig und Berlin länger aufhielt. Der Tod seines Vaters, dem er in interessanten Briefen die auf der Reise empfangenen künstlerischen und persönlichen Eindrücke schilderte, beschleunigte Wundt's im Herbst 1771 erfolgte Rückkehr nach Heidelberg.

W. war der einzige protestantische Lehrer in der philosophischen Facultät und als Protestant nur als außerordentlicher Professor und ohne Aussicht auf Beförderung angestellt worden. Als er sich am 24. März 1773 mit Gertraud Charlotte Fäsch verheirathete, suchte er um seine Ernennung zum ordentlichen Professor nach, wurde aber kurz abgewiesen. Trotzdem schlug er 1774 einen Ruf zur Uebernahme der Leitung des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin aus, wohin er im Juli dieses Jahres gereist war. Als er dann abermals um Beförderung bat, sprach sich die Facultät wieder entschieden dagegen aus, weil es der Religionsdeklaration von 1705 widerspreche. Dennoch erhielt W. bald eine namhafte Gehaltsmehrung und am 2. Mai 1776 wenigstens den Titel eines ordentlichen Professors. Seine anerkannt erfolgreiche Lehrthätigkeit und verschiedene von auswärtigen Fürsten an ihn ergangene, aber von ihm abgelehnte Berufungen mögen es bewirkt haben, daß er dann ungeachtet eines neuen von Rector und Senat dagegen erhobenen Einspruchs durch Erlaß vom

5. Februar 1777 den ihm bis dahin vorenthaltenen Sitz im Senat erhielt, allerdings „aus bloßer Gnade“ und ohne Consequenzen. — Bei seinen Hörern erfreute sich W. einer besonderen Beliebtheit und hielt auf ihre Bitte außer Vorlesungen über Rhetorik und Kirchengeschichte, zu denen ihn sein Lehrauftrag verpflichtete, auch noch über speculative und praktische Philosophie, sowie über protestantisches Kirchenrecht Vorträge. Da ihn zudem sein Amt im Kirchenrathe stark in Anspruch nahm, litt bald seine Gesundheit unter der auf ihm ruhenden Arbeitslast. In der schönen Umgebung seiner Vaterstadt Kreuznach suchte er dann Erholung und neue Arbeitsfreudigkeit. Im Juni 1782 von der damals in Heidelberg herrschenden „russischen Krankheit“ ergriffen, sah W. von da an seine Kräfte immer mehr abnehmen, setzte jedoch seine Thätigkeit fort, bis ihn im Herbst 1783 ein ernstes Lungenleiden ergriff, dem er am 23. April 1784 erlag. Außer seiner Wittwe trauerten sechs unmündige Kinder an seinem Grabe. Von seinen Söhnen studirte einer, Johann Ludwig W., Medicin und wurde am 7. Juni 1798 auf seine Bitte zum Dr. legens in Heidelberg ernannt, scheint aber, wenn überhaupt, nur kurze Zeit als solcher thätig gewesen zu sein. Er starb 1825 als Physikus in Neckargemünd. — Nach Karl Kasimir's Tod setzte ihm sein Bruder Daniel Ludwig in dem Magazin für Kirchengeschichte (I, 185—216) ein ehrendes Denkmal.

Die litterarische Thätigkeit Karl Kasimir's beschränkte sich auf die Herausgabe von Programmen und Dissertationen, theils über juristische Gegenstände, theils über die ältere Geschichte der Universität Heidelberg. Unter ihnen sind zu nennen: Fünf Programme „de origine et progressu facultatis juridicae in academia Heidelbergensi“, 1777—1782; „Commentatio historica de Marsilio ab Inghen“, Heidelb. 1775; „De celeberrima quondam bibliotheca Heidelbergensi“, Heidelb. 1776; zwei Programme: „Memorabilia nonnulla ordinis philosophici Heidelbergensis“ 1779 und 1783.

Die gedruckten Quellen zum Leben der Glieder der Familie Wundt fließen spärlich. Außer der erwähnten Abhandlung Daniel Ludwig's über seinen Bruder Karl Kasimir in dem Magazin f. Kirchengeschichte und einer kurzen Biographie desselben von Schwab in dem Pfälzischen Museum H. 9, S. 911 bieten Töpke's Matrikel und Winkelmann's Urkundenbuch der Universität Heidelberg einige Ausbeute. — Weiteres Material findet sich in Vierordt's badischer Kirchengeschichte II, 334 u. 364, sowie bei E. Schneegans, Kreuznach und seine Umgebungen. Coblenz 1839, S. 198 ff. Außerdem wurden die einschlägigen Acten der theologischen und der juristischen Facultät, sowie die Kirchenbücher der Pfarrei zum h. Geist in Heidelberg zu Rathe gezogen. Notizen aus den Kirchenbüchern von Kreuznach, Oppenheim und Wieblingen verdanke ich der Güte der dortigen Pfarrer Ph. W. Schulz, O. Bonhard und Kobe. Rey.

Wunsch: Marie (Mizi) W., Genremalerin, geboren am 17. Juli 1862 in Gersthof (Weinhaus) bei Wien (Tochter des 1870 verstorbenen Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Wunsch), † am 29. März 1898 zu Meran, nahm als kleines Mädchen an dem durch Professor Taubinger ihren Schwestern ertheilten Unterricht im Zeichnen Theil, wobei sich schon ihre scharfe Beobachtungsgabe, ihr geradezu phänomenales Formengedächtniß kundgab. Dessen ungeachtet wurde ihr Talent nicht weiter gefördert, obwohl sie immer, mit dem Stift in der Hand, alle Eindrücke und Wahrnehmungen festhielt; erst 1880 fand sie in der Vorbereitungsschule des österreichischen Museums Aufnahme bei Professor Minnigerode, Hrachowaner und in Rieser's Atelier, von wo sie nach zweijährigem Studium, ihrer zarten Constitution wegen, mit der Mutter nach

Abbazzia zog, immer durch Zeichnen und Malen sich selbst fördernd, bis sie nach Venedig übersiedelnd, nach vielen Umständlichkeiten an der Akademie und schließlich bei Eugen v. Blaas die ersehnte gründliche Weiterbildung erhielt. Daselbst malte sie ihr eigenes Bildniß, welches in gelungenster Weise die Signatur dieser Schule trägt. Dann aber begründete sie, erst in Venedig, dann in Meran, ihr selbständiges Atelier, aus welchem eine Reihe immer neuer Compositionen hervorging, die dem Kinderleben entnommen, durch ihren schalkhaften Humor und die frischeste Unmittelbarkeit ihrem Namen eine größere Zahl von Freunden und Verehrern gewannen, welche von der unaufhaltsam zunehmenden Krankheit der Malerin nicht die leiseste Ahnung hatten. Nun erschienen die in Zeichnung und coloristischer Wirkung höchst vollendet durchgearbeiteten Bilder: „Auf der Lauer“, wo ein Facchino-haftes angeschlängeltes Jüngelchen eine kleine, aus großer Düte Kirschen verspeisende Donna mit glühenden Aeuglein belauscht; die jauchzende Lustigkeit der „Schaukel“, die Einladung eines kindlichen Marinaro zur „Entführung der Helena“, das lamentable Trio mit der „gestörten Freundschaft“, der neue „Apfel des Paris“, die siegesbewußten und zaghaften „Kartenspieler“, „Ameise und Grille“, das erste „Tänzchen“, der auf der Schiefertafel rechnende, den „Ernst des Lebens“ empfindende Archimed und die „Aller Anfang ist schwer“ betitelte Knabenstrickschule; dazu die „Audifax und Hadumoth“-Scene aus Scheffel's „Ekkehart“, dann last not least „Das Geheimniß“, welches auf der Münchener Kunstausstellung 1894 den Clou bildete und von der Künstlerin noch fünf Mal, immer in wechselndem Format und mit neuer psychischer Wendung, copirt werden mußte — ein Thema, welches in Photographie, Holzschnitt, Kupferstich, Farbendruck, sogar als plastische Gruppe in Gips, Porzellan und Metallguß vervielfältigt, noch immer durch theilnehmendes Interesse zugkräftig sich erwies und wie ein freudiger Stern ihr sinkendes Leben versöhnend überstrahlte. Dazu eine Menge kleinere, selbstredende Charakterköpfe und Figuren, die dann nebst allen ihren nachgelassenen Studien in zwei großen Serien in Postkartenform durch Ackermann's Lichtdruck-Reproduction in Hunderttausenden von Exemplaren in die Welt gingen. Solche Erfolge verschönten den frühen Abend ihres nur zu kurzen Lebens. Ihre Hauptwerke wurden jeweilig durch die „Illustrirte Zeitung“, „Ueber Land und Meer“, in „Gartenlaube“ und „Daheim“, in Velhagen & Klasing's „Monatsheften“ u. s. w. in Xylographie und Farbendruck bekannt und populär — alles gesunde Schöpfungen, ohne Süßigkeit und Sentimentalität, im echten, wahren Volksliederton, treu und echt unser Kinderleben in Lust und Ernst und Scherz abspiegelnd, wahre Hauskost ohne Zuckertand oder ungesunde Zuthat.

Von ihren Werken verzeichnet Fr. von Böttícher 1901 (II, 1041 ff.) 63 Nummern. — Vgl. Moriz Necker im „Scheffel-Jahrbuch“ 1904, woselbst auch ein Brief ihrer Schwester Jos. Wunsch mit den einzigen bisher bekannt gewordenen biographischen Notizen. — Die Lexikographen haben seither ihren Namen unbegreiflicherweise übersehen und nachträglich noch eine Schuld abzutragen. — Zu Agatha's „Tochter des Kosaken“ (Leipzig bei Geibel u. Brockhaus) hat Marie Wunsch 58 Illustrationen gezeichnet.

Hyac. Holland.

Würth: Josef Edler von W., Rechtsgelehrter, Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, Unterstaatssecretär im ersten Reichsministerium. Er wurde 1817 in Wien geboren, studirte Jurisprudenz an der Universität daselbst und erlangte die juristische Doctorwürde. 1847 wurde er zum Rathsprotokoll-Adjunkten bei der obersten Justizstelle ernannt, und als 1848 in Wien die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung zu

Frankfurt am Main stattfanden, wählte ihn der Wahlbezirk Josefstadt zum Abgeordneten. Er begab sich sogleich dorthin, wo sich Schmerling als Abgeordneter, dann für kurze Zeit als Vorsitzender des Bundestages und endlich als Minister und Präsident des Reichsministeriums an der Seite des Reichsverwesers Erzherzog Johann befand. Zwischen Schmerling und W. bildete sich bald ein inniges Freundschaftsverhältniß. Ihn, den er bald zu seinem Unterstaatssecretär ernannte, Andrian und Mühlfeld, nennt Schmerling als die einzigen in Niederösterreich gewählten Abgeordneten, welche die Wichtigkeit der in Frankfurt bevorstehenden Verhandlungen richtig zu beurtheilen vermöchten.

Als Mitglied der Nationalversammlung gehörte W. mit Karl Biedermann, mit Georg Beseler, dem Bruder des schleswig-holsteinischen Statthalters Wilhelm, mit Gabriel Rießer, dem glänzenden Redner aus Hamburg, mit Robert v. Mohl, Fallati, Rümelin aus Stuttgart, Alfred v. Arneth aus Wien, Heinrich Laube aus Preußisch-Schlesien, jedoch gewählt von dem böhmischen Wahlkreis Elbogen, dem Club „Augsburger Hof“ an.

W. war der tüchtigste und treueste Mitarbeiter Schmerling's in dessen schwerem Amte; zu den schwierigsten Arbeiten, zu den heikelsten Verhandlungen und in den intimsten Angelegenheiten verwendete ihn sein Chef; auch als muthvoller Redner trat er mehrere Male auf. So stand er ihm bei den Verhandlungen über die Excesse gegen die preußischen Soldaten in Mainz, über den Malmöer Waffenstillstand und bei dem daraus sich ergebenden Septemberaufstand wacker zur Seite. Schwierig wurde die Stellung Schmerling's, Würth's und der österreichischen Abgeordneten überhaupt, als im Parlamente die österreichische Frage zur Verhandlung kam, die Frage der verfassungsmäßigen Vereinigung der habsburgischen Monarchie mit dem deutschen Staate, der an die Stelle des deutschen Bundes zu treten hatte. Am 20. October 1848 begannen im Frankfurter Parlamente die Verhandlungen über die Paragraphen 2 und 4 des Reichsverfassungsentwurfes, welche tief in das Wesen des österreichischen Staates eingriffen und ihm, falls sie Gesetzeskraft erhielten, den Dualismus aufzwangen. Neben anderen Oesterreichern wie Wiesner, Arneth, Berger, Giskra, Sommaruga ergriff gegen diese Paragraphen auch W. das Wort; er erklärte die Annahme derselben sei gleich der Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, jedoch wenn man einige Modificationen in dem vorliegenden Entwurfe der Reichsverfassung vornehme, könne an den Beitritt Oesterreichs in den Bundesstaat gedacht werden.

Die Gegensätze spitzten sich jedoch immer schärfer zu. Das Schmerling'sche Programm, ein Staatenbund mit Oesterreich, und das Programm Gagern's, das kleindeutsche mit der, wenn auch noch unausgesprochen, preußischen Spitze, und Oesterreich nur in einem völkerrechtlichen Verhältniß zu Deutschland, standen sich schroff gegenüber. Ueber Schmerling's Antrag sollten Unterhandlungen mit Oesterreich begonnen werden. Die maßgebenden Clubs der Nationalversammlung billigten diesen Vorschlag, erklärten jedoch, Schmerling dürfe dabei nicht betheiligt sein. Das bestimmte ihn zum Rücktritt, weil er auf keine Majorität im Parlamente mehr rechnen konnte. Schmerling und sein Unterstaatsscretär W. baten den Reichsverweser um Enthebung von ihren Stellen, die ihnen am 16. December gewährt wurde; Heinrich v. Gagern wurde zum Ministerpräsidenten, zum Minister des Aeußern und Innern ernannt.

W. blieb in Frankfurt, behielt sein Abgeordnetenmandat bei und wurde von Schmerling, der nunmehr wieder österreichischer Bevollmächtigter beim Reichsverweser war, zu den wichtigsten Geschäften und Sendungen verwendet. Als es noch einmal (vom 11.—13. Januar 1849) in der Paulskirche zu

lebhafter Debatte über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland kam, ergriff W. wieder das Wort: „Deutschland ohne Oesterreich ist ein jämmerliches, zerstückeltes, ohnmächtiges Deutschland, ohne natürliche Grenzen, des österreichischen Schutzes bedürftig, in allen Handelsbeziehungen von Oesterreich abhängig." Dem gegenüber entwirft er das glänzende Gemälde eines mit Oesterreich vereinigten Deutschlands. „In der österreichischen Armee besitzt Deutschland ein Hauptmittel der Propaganda des Deutschthums, durch die Verbindung mit Oesterreich wird die deutsche Streitkraft vermehrt, der Strom der deutschen Auswanderung nach Osten, wo noch für viele Millionen Raum ist, geleitet, kurz, ein Weltreich geschaffen, welches die höchsten Wünsche der Nation befriedigen muß." Sodann trat er gegen Preußen auf: „Preußen will sich ebensowenig der Centralgewalt unterordnen, zeigt eine ebenso geringe Opferwilligkeit wie Oesterreich, es behandelt die Reichscommission ebenso verächtlich, wie Fürst Windischgrätz und theilt mit Oesterreich die Vorliebe für die Vereinbarungstheorie, welchen Standpunkt übrigens die meisten deutschen Regierungen, insbesondere jene Sachsens, Bayerns und Hannovers gleichfalls festhalten."

Noch einmal suchte Schmerling nach einem Auswege in der immer brennender werdenden Frage des Verhältnisses Oesterreichs zu Deutschland. Er entschloß sich, den Mann, der sein unbedingtes Vertrauen genoß und es auch im vollsten Sinne des Wortes verdiente, eben W., nach Wien zu senden. Dort sollte er (Januar 1849) über die Zustände, wie sie sich in Frankfurt gestaltet hatten, authentischen Bericht erstatten und auf baldige positive Erklärungen dringen. Diese Mission blieb jedoch ziemlich resultatlos, denn in Wien warf im Ministerium Schwarzenberg-Stadion die centralistische Verfassung, die dann am 4. März 1849 erschien, ihre Schatten bereits voraus. Daher konnte das, was W. nach seiner Rückkehr nach Frankfurt über die in Wien gemachten Wahrnehmungen und über die Auffassung berichtete, die er bei Schwarzenberg und dessen Umgebung inbezug auf die deutschen Angelegenheiten gefunden, auf Schmerling nur äußerst entmuthigend wirken. — Und nachdem kurz darnach die Verfassung vom 4. März erflossen war, folgte Schmerling seiner Ueberzeugung, daß dadurch Oesterreichs Eintritt in den deutschen Bundesstaat vereitelt sei und gab seine Entlassung als Bevollmächtigter bei der Centralgewalt, weil „Oesterreichs deutsche Provinzen sich infolge der Verfassung vom 4. März nicht mehr an dem deutschen Bundesstaate betheiligen können und daher für die Fortführung seines Amtes die rechtliche Basis fehle".

W. folgte dem Beispiele seines Herrn und Meisters und trat ebenfalls aus dem Parlamente; er begründete diesen Schritt mit der Berufung auf die österreichische Reichsverfassung und schrieb in der Austrittserklärung: „Meine Hoffnung und mein Wunsch liegt darin, daß die künftigen Beziehungen zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland so innig als irgend möglich geregelt werden mögen; dafür in Oesterreich zu wirken, soll mir stets eine heilige Pflicht sein", welche Eingabe vom Parlamente mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde.

Diese Bethätigung Würth's auf dem Gebiete der Politik war nur die eine Seite seines Wirkens. Nicht minder Bedeutendes leistete er in seinem eigenen Berufsleben, in der Justiz, und zwar sowohl in der Praxis als auf dem Felde der Wissenschaft. Nach der Rückkehr von Frankfurt nach Wien trat er wieder in den Staatsdienst, wurde zum Oberlandesgerichtsrath ernannt und dann vom Justizminister Schmerling als Referent ins Ministerium berufen. Als solcher erhielt er den ebenso ehrenvollen als schwierigen Auftrag, den Entwurf einer Strafproceßordnung auszuarbeiten. In ungemein

kurzer Zeit vollendete er 1849 diese umfangreiche Arbeit, welche in der That mit unwesentlichen Aenderungen bereits am 17. Januar 1850 durch die kaiserliche Sanction Gesetzeskraft erhielt.

Sehr bedeutend, weit ausgreifend und tiefgehend sind Würth's wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, namentlich der Strafjustiz. Man kann ihn als den Reformator des Gefängnißwesens in Oesterreich bezeichnen. Schon 1843 unternahm er eine neunmonatliche Reise durch Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Belgien und die Schweiz, um eingehende Studien über die verschiedenen Gefängnißsysteme zu machen und mit Fachmännern auf diesem Gebiete sich zu berathen. Als Ergebniß dieser Reise veröffentlichte er das Werk: „Die neuesten Fortschritte des Gefängnißwesens in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz", Wien 1844. Es hatte zur Folge, daß schon 1846 Pläne für ein auf 800 Gefangene berechnetes, nach dem Isolirungsprincipe entworfenes Zellengefängniß in Wiener-Neustadt ausgearbeitet wurden, und daß, nachdem W. seit 1849 Referent im Justizministerium war, durch eine kaiserliche Entschließung ausgesprochen wurde, daß alle künftigen Neubauten von Gefängnissen nach dem Grundsatze der Einzelhaft aufgeführt werden sollten.

Weitere Beiträge Würth's zur rechtswissenschaftlichen Litteratur sind die Aufsätze: „Rechtsfall über die Frage: Welches Vorzugsrecht der Nationalbank auf die bei ihr verpfändeten Effecten im Falle eines Concurses über den Verpfänder zustehe" (in Wagner's Zeitschrift für die österreichische Rechtsgelehrsamkeit 1844, Bd. I, 65), „Das Staatsrecht von Wiener-Neustadt aus dem XIII. Jahrhundert" (ebenda 1846, I, 203, 265, 353; auch im Sonderabdruck erschienen, Wien 1846); „Rechtsfälle über die Frage, ob bei einer von Vermächtnissen überstiegenen Verlassenschaft die Legatare auf den Schätzungswerth derselben beschränkt sind" (in Wildner's „Jurist" III, 453); „Criminalrechtsfälle zur Erläuterung der Lehre vom Betruge" (ebenda V, 73); „Ueber die Grenzen der richterlichen Beurtheilung bei Gutachten von Sachverständigen im Strafverfahren" (ebenda VII, 420); „Ueber das Rekursverfahren gegen die criminalgerichtlichen Beschlüsse zur Einleitung einer Criminaluntersuchung" (ebenda VIII, 86).

Von all diesen bemerkenswerthen Arbeiten ist besonders die über das Stadtrecht von Wiener-Neustadt hervorzuheben, indem W. in dieser den Boden der Rechtsgeschichte betritt, welche bis dahin gerade in Oesterreich lange vernachlässigt war, und hinweist, wie ersprießlich und nothwendig es sei, gegenüber der bloß dogmatischen und hermeneutischen Jurisprudenz der geschichtlichen Entwicklung des Rechtes bei wissenschaftlichen Untersuchungen und Darstellungen Raum zu gönnen. Er zeigt dabei eine umfassende Kenntniß der germanistischen Litteratur und hat die österreichischen und deutschen Stadtrechte emsig benützt.

Den von ihm ausgearbeiteten Entwurf einer Strafproceßordnung begründete er durch eine wissenschaftliche Leistung; er veröffentlichte die Schrift: „Die österreichische Strafproceßordnung vom 17. Jänner 1850 erläutert und in Vergleichung mit den Gesetzgebungen des Auslandes dargestellt", Wien 1850, welche nicht nur von der Fachkritik günstig aufgenommen, sondern auch von namhaften Strafrechtslehrern benützt und in Motivenberichten von Strafproceßentwürfen in Deutschland verwendet wurde. In der letzten Zeit seines Lebens verfaßte er einige Abhandlungen und kritische Vergleichungen, welche in der „Oesterreichischen Gerichtszeitung" erschienen, und seine letzte Arbeit war eine „„Rechtshistorische Studie über das gesetzliche Erbrecht des Ehegatten" (ebenda 1854).

W. war seit dem 7. Juni 1845 mit Karoline geborene Freiin v. Sacken

vermählt, welche ihm schon nach achtjähriger Ehe durch den Tod (9. April 1853) entrissen wurde. Er starb, erst 38 Jahre alt, am 17. Januar 1855 zu Wien.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich LVIII, 23—232. Wien 1889. — Arneth, Anton Ritter v. Schmerling. Episoden aus seinem Leben. Wien 1895. — Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden. 2 Bde. Leipzig 1863, 65. — v. Zwiedineck, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches 1806—1871. II. Bd. Stuttgart und Berlin 1903. — Heinrich Laube, Das erste deutsche Parlament II. III. Leipzig 1849. — Dr. Joseph Edler v. Würth (Oest. Blätt. f. Lit. u. Kunst. Beil. z. Wien. Ztg. 1855, Nr. 7).

Franz Ilwof.

Wurzbach: Constant Ritter von W.=Tannenberg, geboren zu Laibach am 11. April 1818, besuchte, nachdem er die philosophischen Studien am Lyceum in Laibach vollendet hatte, die Universität Graz, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Dem Beispiel seines Großvaters folgend, der sich als Hauptmann an den französischen Feldzügen betheiligt und sich im Gefecht bei San Giacomo (1795) ausgezeichnet hatte, trat W. 1837 als Cadet in das Infanterieregiment Graf Nugent, vormals Prinz de Ligne, ein und wurde 1841 zum Lieutnant befördert. Während der Militärzeit benutzte er die freien Stunden, um sich in verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen auszubilden und Kenntnisse fremder Sprachen zu erwerben. Noch als Officier unterzog er sich an der philosophischen Facultät in Lemberg den strengen Prüfungen und erwarb daselbst am 6. Juli 1843 den philosophischen Doctorgrad. Es war dies der erste Fall in Oesterreich, daß ein activer Officier zum Doctor promovirt wurde. Drei Jahre vorher veröffentlichte W. eine Sammlung epischer und lyrischer Gedichte unter dem Pseudonym Constant, das er auch später als Dichter beibehielt. Da er diese Gedichte ohne Bewilligung der Censur drucken ließ, wurde er deshalb in Untersuchung gezogen und mit einem Verweis bestraft. Im December 1843 verließ er den Militärdienst und wurde Beamter der Universitätsbibliothek in Lemberg. Mit großem Eifer gab er sich damals dem Studium der polnischen Sprache und ihrer Litteratur hin und unternahm es, gediegene polnische Schriften durch gelungene Uebersetzungen den Deutschen zu vermitteln. Zur selben Zeit beschäftigte er sich auch mit eigenen litterarischen Arbeiten, die mit Beifall aufgenommen wurden und zur Folge hatten, daß ihn Graf Stadion, als dieser im J. 1847 als Gouverneur nach Lemberg berufen wurde, mit allerlei publicistischen Arbeiten für die amtliche „Deutsche Zeitung“ betraute. In dem darauf folgenden Sturmjahre 1848 gelang es ihm, als Adjutant der akademischen Legion ein Complott der aus dem Auslande nach Lemberg strömenden Emissäre mit Gefährdung seines eigenen Lebens zu vereiteln, wodurch er sich Stadion's vollstes Vertrauen erwarb, der ihn nach Wien entsendete, um über die Zustände in der Residenz zu berichten.

Im September desselben Jahres wurde er der Hofbibliothek zugetheilt, ohne jedoch daselbst thätig zu sein, da er zu publicistischen Arbeiten verwendet wurde. Nachdem W. kurze Zeit als provisorischer Archivar im Ministerium des Innern gewirkt hatte, wurde er am 21. April 1849 zum Vorstand der damals begründeten administrativen Bibliothek ernannt. Von Stadion's Nachfolger, dem Minister Bach, 1853 beauftragt, der geistigen Bewegung in dem polyglotten Kaiserstaate seine Aufmerksamkeit zu widmen, legte W. bereits im nächsten Jahre den ersten litterarischen Bericht vor, dem bis 1857 noch zwei umfassende Berichte folgten. Die weitere Berichterstattung, sowie die in

der „Wiener Zeitung“ erschienene „Oesterreichische Bibliographie“ wurde jedoch von Bach's Nachfolger, dem Grafen Goluchowski, der für das litterarische Leben in Oesterreich wenig Sinn und Verständniß hatte, eingestellt.

Inzwischen fand W. Gelegenheit, sich auf einem anderen Gebiete, und zwar als Verfasser des „Biographischen Lexikons für das Kaiserthum Oesterreich“, hervorragend zu bethätigen und dadurch eine Lücke auszufüllen, die bisher von jedem empfunden wurde, der für das geistige Leben der Monarchie Interesse hatte. Zwar waren in Oesterreich bis zum Erscheinen des Wurzbach'schen Lexikons bereits einige biographische Arbeiten veröffentlicht worden, wovon die meisten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts reichten. Alle diese Werke aber behandelten in verschiedenen Landessprachen entweder nur das geistige Wirken einzelner Nationalitäten oder sie bezogen sich nur auf einzelne Culturzweige. Zu den frühesten Arbeiten auf diesem Gebiete zählt de Lucca's „Das gelehrte Oesterreich“ (Wien 1776), das nach dem Muster des von Hamberger begründeten, von Meusel fortgesetzten Werkes „Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller“ verfaßt wurde. Schon de Lucca wies in der Vorrede zu seinem Lexikon auf dessen Nothwendigkeit im Interesse der geistigen Cultur hin. „Oesterreich“, schreibt er, „so reich dieses Land zu allen Zeiten an großen Männern war, so unbekümmert war man, sie dem Späterenkel bekannt zu machen“. De Lucca's Werk, das sich nur auf Gelehrte und Schriftsteller beschränkte, hat in späterer Zeit keine Ergänzung erfahren, und erst im Beginn des 19. Jahrhunderts finden sich in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern verstreut Ansätze einer biographischen Litteratur. Die von Armbruster begründeten „Vaterländischen Blätter“, Hormayr's Archiv und dessen Taschenbücher enthalten bemerkenswerthe Leistungen auf dem Gebiete der Biographie. Den ersten Versuch einer Sammlung von Biographien unternahm der Schulmann Michael v. Kunitzsch, der in den Jahren 1805—1812 „Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie“ herausgab. Das gesammte Culturleben Oesterreichs in lexikographischer Form darzustellen wagten zuerst Gräffer und Czikann in dem sechsbändigen Werke „Oesterreichische National-Encyklopädie oder Alphabetische Darlegung der wissenswürdigen Eigenthümlichkeiten des österreichischen Kaiserthums“. Die Herausgeber bezeichneten es als ein Lexikon der Individuen des österreichischen Kaiserstaates, wodurch die Kenntniß des Vaterlandes popularisirt und auch dem Auslande eine hellere Ansicht des österreichischen Staates aufgeschlossen werden sollte. Für die Kenntniß der vormärzlichen Zeit ist dieses Werk auch heute noch sehr schätzenswerth, da es nicht nur Biographien, sondern auch bemerkenswerthe topographische Aufsätze und solche über verschiedene Gebiete der materiellen Cultur, wie z. B. über Landwirthschaft und Industrie, enthält. Ein derartiges Specialwerk konnte bis dahin kein Staat aufweisen, und es ist daher bemerkenswerth, daß nach dem Muster der österreichischen Encyklopädie schon nach kurzer Zeit eine sächsische und eine nationale Encyklopädie der Eidgenossenschaft folgten, die Plan, Form und Titel dem österreichischen Werke entlehnten. Dreißig Jahre nach der Ausgabe des Gräffer und Czikann'schen Werkes erschien der 1. Band von Wurzbach's Biographischem Lexikon (1856), das 1891 mit dem 60. Bande abgeschlossen wurde.

„Mein Bestreben“, schreibt W., „war vor allem darauf gerichtet, den großen hervorragenden Vertretern des Geistes auf ihren verschiedenen Bahnen durch eine möglichst eingehende Darstellung ihres Lebens und durch Mittheilung der reichen, meist unbekannten Quellen über dasselbe so gerecht wie nur möglich zu werden.“ Einschließlich der Vorarbeiten beschäftigte ihn dieses Werk mehr als vierzig Jahre. „Als ich“, bemerkte er 1880 in einer Eingabe

an das Ministerium, „mein Werk begann, ahnte ich selbst nicht, welche Riesenaufgabe ich mir gestellt; denn ich kannte wohl die Geschichte der einzelnen Kronländer, in die einzelnen Träger der Cultur hatte ich mich nicht vertieft, und erst als ich im Zuge der Arbeit war, erkannte ich, welche Aufgabe ich mir gestellt. Ich mag auch nicht die Opfer aufzählen, welche ich dadurch gebracht, wie ich ein kleines väterliches Vermögen daran gewendet, wie ich zahlreiche lukrative Anerbieten, um mich meinem Werke ganz widmen zu können, abgelehnt, wie ich auch von allem geselligen Leben abgeschlossen, allen Genüssen, allen Zerstreuungen entsagt habe." Mit Befriedigung konnte er in einer anderen Zuschrift an das Ministerium darauf hinweisen, „daß diese kolossale Arbeit eines Einzigen ohne fremde geistige Hülfe und ohne materielle Vortheile zu Stande gebracht wurde." Hätte W., wie es in seinem Plane lag, die Geschichte seines Werkes geschrieben, so wäre dies, wie er andeutet, eine nicht für Alle gleich erbauliche Lektüre geworden, denn der Verfasser hätte berichten müssen, wie viele Enttäuschungen er im Hinblick auf politische Ereignisse, hinsichtlich der in sein Lexikon aufgenommenen Persönlichkeiten erfahren und wie wenig Unterstützung er bei seiner Arbeit gefunden habe. Schon Meusel klagte über die Leiden eines Lexikographen und über die Launen und Grillen der Leute, die oft nicht einmal ihren Geburtstag angaben, „um vor den Augen ihrer Geliebten — wenn ihnen etwa das Buch in die Hand fiele — nicht älter zu erscheinen." Auch Gräffer hatte mit solchen Hindernissen zu kämpfen: „Viele tausend öffentliche Einladungen und Aufforderungen", schreibt er in seinem Schlußworte, „blieben so gut als ohne Ergebniß; nichts zu erwähnen von so mannichfachen Hemmungen eigener Art."

Bereits zehn Jahre vor Erscheinen seines „Biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich", in welchem das Leben denkwürdiger Männer und Frauen, die seit nahezu zwei Jahrhunderten in den verschiedensten Sphären gewirkt, dargestellt wurde, begann W. mit seinen Vorarbeiten hierzu und sammelte in 1560 Cahiers, die gegenwärtig die Wiener Stadtbibliothek bewahrt, ein Quellenmaterial, das großen Fleiß und genaue Vorstudien bedingte. Außerdem legte er bereits als Officier eine Porträtsammlung an, die ihm bei der Angabe der Bildnisse werthvolle Unterstützung bot. Alle diese Vorarbeiten ermöglichten es dem rastlos thätigen Manne, in rascher Aufeinanderfolge Band um Band seines großen Werkes erscheinen zu lassen. Als er 1865 den 13. Band vollendet hatte, meinte er, es läge mehr als die Hälfte des Lexikons vor, aber für die folgenden Bände flossen die Quellen so reichlich, daß der Umfang über das festgesetzte Maß hinaus weit überschritten wurde. In den erschienenen 60 Bänden sind nicht weniger als 24 254 Biographien aufgenommen; davon entfallen 1129 auf Ausländer, die sich um Oesterreich verdient gemacht, und 1719 auf Oesterreicher, die im Ausland hervorragend gewirkt haben. Unter den einzelnen Gruppen nimmt jene des Soldatenstandes den ersten Rang ein (4119); ihr folgen inbezug auf die Anzahl der Biographien: katholische und protestantische Theologen, einschließlich der Ordensgeistlichen (3663); Adelige (3420), Dichter und Schriftsteller (2880), Maler, Zeichner, Lithographen u. s. w. (2336), Componisten und Musiker (1472). Außerdem enthält das Werk 347 mit möglichster Genauigkeit angefertigte Stammtafeln. Es wäre unbillig, wollte man an dieses von W. ganz allein verfaßte Werk einen streng kritischen Maßstab anlegen und wegen einzelner Fehler die ganze mühevolle Arbeit abfällig beurtheilen. Es nimmt sich fast komisch aus, wenn hie und da auf eine falsche Jahreszahl hingewiesen wird, oder der Vermerk „bei Wurzbach nicht vorhanden" als ein stiller Vorwurf gegen den Autor erhoben wird. Weit mehr berechtigt ist es, über die Un-

gleichheit der einzelnen Biographien zu klagen, von welchen einige den Umfang einer Monographie erreichen. Auch ist es zu bedauern, daß die Fortsetzung der Nachträge, deren letzten der 28. Band enthält, unterblieben ist. Wie der Verfasser des Lexikons rechtfertigend mittheilt, sollen diese Fortsetzungen auf Wunsch der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, welche die Herausgabe des Werkes, das im Verlage der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erschien, auch materiell unterstützt hat, unterblieben sein. Ebenso kann man dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, daß er nicht immer ganz verläßliche Quellen benützt habe. Archivalische Quellen hätten so manchen Unrichtigkeiten vorgebeugt; sie hätten aber mehr als die Kraft eines einzelnen Menschen und eine längere Dauer als das Leben des Verfassers bedingt, dem trotz dieser Fehler das Zeugniß nicht versagt werden kann, daß er ein für die Geschichte der geistigen Cultur bedeutendes Werk geschaffen hat, das nicht nur zu ergänzen, sondern auch den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechend, neu zu bearbeiten wäre. Eine so große Aufgabe könnte aber nur durch berufene Fachleute und mit Unterstützung der Staatsverwaltung erledigt werden.

Von selbständigen Arbeiten Wurzbach's erschienen noch: „Das Elisabethen-Buch. Festalbum denkwürdiger Fürstinnen“ (Wien 1854); „Das Schiller-Buch. Festgabe zur ersten Säkularfeier von Schiller's Geburtstag“ (ebenda 1859); „Habsburg und Habsburg-Lothringen“ (ebenda 1862); „Mozartbuch“ (ebenda 1869); „Franz Grillparzer“ (ebenda 1871); „Ein moderner Maler“ [Eduard Steinle] (ebenda 1879); „Generalissimus Erzherzog Karl“ (Salzburg 1880); „Aus des Kaiser Franz Josephs Jugendtagen“ (Wien 1888).

Von litterar- und culturgeschichtlichen Werken Wurzbach's sind noch zu nennen: „Die Volkslieder der Polen und Ruthenen“ (Lemberg 1846); „Die Sprichwörter der Polen und Ruthenen. Erläutert und mit ähnlichen anderer Nationen verglichen“ (Lemberg 1846); „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Sprach- und sittengeschichtliche Aphorismen“ (Wien 1864); „Die Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte und Kirchengeschichte des einstigen Königreiches Polen“ (ebenda 1853).

Wie bereits bemerkt, ist W. auch als Dichter in die Oeffentlichkeit getreten. Seiner ersten Gedichtsammlung „Mosaik“ (Krakau 1848) folgten: „Von einer verschollenen Königsstadt“ (Wien 1850. Eine zweite Auflage erschien 1856 bei Hoffmann & Campe in Hamburg); „Parallelen“ (2. Auflage Leipzig 1852); „Cameen“ (Düsseldorf 1854); „Der Page des Kaisers. Ein Gedicht von der Frau“ (ebenda 1854); „Gemmen“ (Hamburg 1854); „Cyklamen. Eine Sammlung lyrischer Gedichte“ (Wien 1873); „Aus dem Psalter eines Propheten“ (Darmstadt 1874).

Auch als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften entfaltete W. eine reiche Thätigkeit, insbesondere in der Wiener Theaterzeitung, deren Theaterkritiker er längere Zeit hindurch gewesen ist. Den größten Theil seines Lebens aber widmete er seinem Hauptwerk, dem „Biographischen Lexikon“, das er zwei Jahre vor seinem Tode vollendet hatte. Er starb nach längerem Leiden am 19. August 1893 in Berchtesgaden, wohin er sich nach seinem Scheiden aus dem Staatsdienste zurückgezogen hatte.

Wurzbach's Berichte an das Ministerium des Innern. — Mündliche Mittheilungen des Herrn Dr. Alfred Wurzbach. — Selbstbiograph. Skizze in Bd. 59 des Biogr. Lexikons des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1890.

Karl Glossy.

Wurzinger: Karl W., Historienmaler, geboren 1817 zu Wien, † am 16. März 1883 zu Döbling bei Wien. Eines Hausmeisters Sohn wurde er 1832 in seinem vierzehnten Lebensjahr Schüler der k. k. Akademie der

bildenden Künste in Wien. In der Ausstellung bei St. Anna erschienen 1844 seine ersten Werke: „Bildniß des Grafen Khevenhüller-Metsch“, „Eitelkeit“, „Orombello“, und 1845 das Gemälde: „Joseph erzählt den Brüdern seinen Traum“. Für ein historisches Bild mit dem Kaiserpreis ausgestattet, verließ er 1847 Wien, um sich in Italien weiter auszubilden. Das Hauptergebniß seines zehnjährigen Aufenthaltes in Rom waren die beiden großen Historienbilder „Tod König Ottokar's in der Schlacht auf dem Marchfeld“ und „Kaiser Ferdinand II., in der Hofburg von den böhmischen Rebellen bedrängt“. Mit letzterem beschickte er 1856 die Wiener Ausstellung; es wurde dann für die k. k. Belvederegalerie angekauft und befindet sich jetzt im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Auf seinen früheren Wanderungen durch Ausstellungen in anderen Städten (wie 1862 in Köln) mußte es sich eine sehr getheilte Kritik gefallen lassen. Noch 1856 erhielt W. den Ruf an die Akademie der bildenden Künste in Wien als Professor für Malerei an der Vorbereitungsschule, der nachmaligen allgemeinen Malerschule, woselbst er auch einige Zeit eine Specialschule für Historienmalerei leitete. Er widmete sich fortan mehr dem Lehramt als eigener künstlerischer Thätigkeit. Seine nicht sehr zahlreichen Werke sind gewissenhaft gearbeitet, wenn es ihnen auch bei dem zeitlich bedingten äußerlich theatralischen Charakter in Composition, Lichtführung und Affectausdruck an eigentlich persönlichem Leben gebricht. Nennenswerth neben einigen Porträts sind noch folgende seiner Gemälde: „Albaneserin“, 1863; „Mädchen aus dem Sabinergebirge“, 1865; „Apokalyptische Reiter“, „Hektor's Abschied“, „Saul und David“, „Rüdiger von Starhemberg bei der Türkenbelagerung“, 1868 in allerhöchstem Auftrag gemalt. Der Senior des damaligen Professorencollegiums, starb er im 66. Lebensjahre als Ritter des Franz Josephordens, des bairischen Michaels- und des päpstlichen Gregorordens.

Wurzbach, Biographisches Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich, Bd. 59. — Neue Freie Presse vom 18. März 1883.

Franz Vallentin.

Wüstenfeld: H. Ferdinand W. ist am 31. Juli 1808 zu Münden geboren und hat dort und in Hannover die Schule besucht. Er studirte ein Jahr in Berlin, vornehmlich aber in Göttingen unter Tychsen und dem damals noch sehr jugendlichen Ewald. In Göttingen promovirte (1831) und habilitirte (1832) er sich auch und führte dann dort länger als sechzig Jahre ein stilles Gelehrtenleben. Sein Hauptamt war das des Bibliothekars, als akademischer Lehrer trat er wenig hervor. Seine Muße verwandte er auf das Arabische, worauf er sich mehr und mehr beschränkte, nachdem er anfangs die orientalischen Sprachen in weitem Umfang, z. B. auch das Sanskrit, in den Kreis seiner Studien gezogen hatte. Die Summe seiner litterarischen Leistungen, die er selbst in dem Göttinger Katalog gebucht hat, ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß er ursprünglich von zarter Gesundheit war und außer in den Ferien bis Nachmittags um drei oder vier Uhr auf der Bibliothek zu thun hatte; sie zeigt, wie weit man es bei regelmäßigem Leben und regelmäßigem Fleiße bringen kann. Seine Hauptthätigkeit war auf die Herausgabe arabischer Prosaisten gerichtet; einige davon hat er selber, in seiner sauberen, klaren Schrift, lithographirt. Vorzugsweise waren es Historiker und Geographen, die er edirte. So die älteste Biographie des Propheten Mohammed von Ibn Hischam, das historische Compendium des Ibn Kutaiba, die Chroniken der Stadt Mekka, die große Biographiensammlung des Ibn Challikan; ferner die geographischen Wörterbücher von alBekri und von Jakut, und die Kosmographie des Kazvini — lauter wichtige und meist sehr um-

fangreiche Werke, deren Herausgabe jetzt nur Akademien unternehmen würden. Ueberall sind sorgfältige und zum Theil ganz ausführliche Indices beigegeben; die Register zum Jakut füllen einen Band von fast 800 Seiten. Solche Arbeit, die Anderen eine unerschwingliche Selbstverleugnung kostet, verrichtete W. mit Vergnügen. Er hat auch höchst nützliche genealogische Tabellen und Verzeichnisse über die Stämme, Geschlechter und Familien der Araber angefertigt; ferner eine vergleichende Uebersicht der islamischen und der christlichen Zeitrechnung; endlich eine Menge von Abhandlungen für die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, meist Excerpte aus unedirten arabischen Handschriften enthaltend, aber auch z. B. ein chronologisch geordnetes Verzeichniß der arabischen Geschichtschreiber. Kritik war nicht gerade seine Sache; von Poesie, die auch von den arabischen Prosaisten überall eingestreut wird und bei Jakut geradezu die Hauptsache ist, verstand er nichts. Aber ohne seine Arbeiten könnten wir jetzt doch gar nicht auskommen; sie gehören zum nothwendigen, selbstverständlichen Handwerkszeug des Arabisten und sind trotz der ihnen anhaftenden Mängel außerordentlich dankenswerth. Er starb hochbetagt und erblindet am 8. Februar 1899 zu Hannover.

Nachrichten über seine Familie hat Wüstenfeld selbst gegeben in einem sehr genauen Stammbaum auf mehreren Tafeln in Großfolio und in einem Geburtskalender von einigen hundert Verwandten. — In der Göttinger Universitätschronik für das Rechnungsjahr 1898—1899 steht ein Nekrolog über ihn von Dziatzko, der einige Daten enthält.

J. Wellhausen.

Wyle: Niclaus von W., Humanist, Staatsmann, Dichter, Maler, geboren im Anfange des 15. Jahrhunderts, † bald nach dem 5. April 1478. — Als Sprosse einer bürgerlichen Familie (nicht des habsburgischen Dienstmannengeschlechtes) in Bremgarten im Aargau erscheint der öffentliche Notar Nicolaus de Wile erstmals am 19. Juni 1439 als Zeuge in einer in Zürich ausgestellten Urkunde, wo der in jungen Jahren von — leider nicht bekannten — hohen Schulen zurückgekehrte Rechtsbeflissene gleichzeitig als Schulmeister thätig war. Hier genoß er den persönlichen Umgang und Einfluß des ausgezeichneten Kirchenpolitikers Dr. Felix Hemmerli (s. A. D. B. XI, 721—724), der ihm damals und später noch mehr Gutes als irgend ein Mensch nach Vater und Mutter gethan hat, und von dem uns v. W. in der Vorrede zur 9. Translation eine überaus plastische Schilderung hinterlassen hat. Wohl infolge der die nächsten Jahre hindurch währenden Kämpfe des alten Zürichkrieges, d. h. der mit König Friedrich III. verbündeten Stadt Zürich gegen die Eidgenossen — auf deren Seite sein Vetter, Rathsherr und Zunftmeister Heinrich Effinger gestanden hat —, verließ v. W. die Heimath für immer, um von mindestens 1444 an bis März 1447 die Stadtschreiberstelle zu Radolfzell zu bekleiden. Am 28. Juni 1447 wurde er zum Nürnberger Rathsschreiber auf zehn Jahre bestellt, allein schon im December des gleichen Jahres vertauschte er „Gesundheitshalber“ Nürnberg mit Eßlingen, wo er die nächsten 22 Jahre das Stadtschreiberamt versehen und in einer eigenen Privatschule (nebst Internat) reifere Jünglinge, auch etliche Baccalaurei, in der Kunst Schreibens und Dichtens, d. h. vor allem in Stilistik und Orthographie sowie in den Anfangsgründen des Notariatswesens unterrichtet hat. In seiner amtlichen Stellung hat v. W. nicht nur der Reichsstadt Eßlingen nach Ausweis ihrer noch vorhandenen Missivenbücher vortreffliche Dienste geleistet, sondern auch einer Reihe deutscher Fürstlichkeiten, die ihn zur Führung ihrer Geschäfte von der Reichsstadt förmlich erbeten („geliehen“) haben, in anerkanntem Maße gedient, so daß der „Stadtschreiber von Eßlingen“ in weitesten Grenzen unter diesem Namen und

nicht bloß unter seinem Geschlechtsnamen allgemein bekannt geworden ist. Am 22. März 1465 war er von Bürgermeister, Großem und Kleinem Rath von Eßlingen auf Lebenszeit zum Stadtschreiber ernannt worden, aber nach unliebsamen Zwistigkeiten mit dem dortigen Rathe entzog er sich am 11. Juni 1469 diesem Amte durch heimliche Flucht nach Stuttgart, Ulm und nach der Schweiz. Wie er mehrmals betont, ist er ungerechter Weise verdächtigt worden, daß er mit den mit Eßlingen wegen des Zolles verfehdeten Grafen von Württemberg gemeinsame Sache gemacht habe. Am 16. December 1469 trat v. W. aber doch als zweiter („minster") Kanzler in die Kanzlei des Grafen Ulrich V. des Vielgeliebten (s. A. D. B. XXXIX, 235—237) und seines Sohnes Eberhard des Jüngern ein, wo ihm insbesondere die Bewahrung der Siegel und das „Commissariat ehelicher Sachen" übertragen worden ist. Als Kanzler des Grafen Ulrich — und nur als solcher erscheint er nach dem Datum des Anstellungsvertrages — wurde er im Juni 1470 an die eidgenössische Tagsatzung nach Baden gesandt, wo jedoch der Versuch Ulrich's, eine ewige Richtung zwischen der Schweiz, dem Kaiser und dem Hause Oesterreich herzustellen, scheiterte. Kurz vorher war er in Briefwechsel mit dem damaligen Capitularen, späteren Decan Albrecht v. Bonstetten zu Einsiedeln (s. A. D. B. III, 133—135) getreten, auf dessen deutschen Stil er einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. Noch am 5. April 1478, dem Datum des Vorwortes zu seinen Translationen, wirkte v. W. in der Stellung eines Kanzlers des Grafen Ulrich in Stuttgart, und wohl bald nach diesem Datum wird er gestorben sein. Die gleichzeitigen Eintragungen im Jahrzeitenbuche des Chorherrenstiftes (Propstei) Zürich unterm 13. April: „Ob. Nicolaus de Wile poeta", beziehungsweise unterm 16. April: „Ob. Nicolaus de Wile secretarius comitis de Wirtenberg" (Necrologia Germaniae I, 563 [Monumenta Germaniae histor.] 4°. Berol. 1888) beweisen nicht, daß er in Zürich selbst aus dem Leben geschieden ist.

Gleich nach Uebernahme seines neuen Amtes in Eßlingen (1449) hat v. W. Gelegenheit gefunden, seine tüchtigen politischen und staatsmännischen Eigenschaften zu erproben, da Eßlingen mit Graf Ulrich V. von Württemberg in eine heftige, durch fünf Jahre hin sich fortspinnende Fehde verwickelt wurde, während welcher v. W. die nothwendigen Unterhandlungen mit andern Reichsstädten, sowie mit dem Kaiser führen mußte. Zugleich mit dem damals noch in Eßlingen als Arzt wirkenden Dr. Heinrich Steinhöwel (s. A. D. B. XXXV, 728—736) und seinem Substituten Felix Hegnower von Baden im Aargau sagte v. W. am 3. September 1449 in besonderem Briefe dem Grafen Ulrich seine Feindschaft an. Da Eßlingen nach Beendigung dieser Fehde vom Kaiser in den besondern Schutz des Markgrafen Karl I. von Baden (s. A. D. B. XV, 228—233) gestellt worden ist, der mit dieser Reichsstadt auf 60 Jahre in eine Einung trat, so kam v. W. von 1455 an in eine besonders enge sowohl politische als auch litterarische Verbindung mit diesem kriegerischen Fürsten, dessen treffliche Gemahlin Katharina, Schwester des Kaisers Friedrich III., er im J. 1463 als specieller Kanzler an den kaiserlichen Hof begleitet hat. Seit 1460 ungefähr datiren die frühesten litterarischen und geschäftlichen Beziehungen zu der von ihm als „große Liebhaberin aller Künste" hochgepriesenen Pfalzgräfin Mechthild, welche seine schriftstellerische Production besonders lebhaft anzuregen verstanden, und an deren Sohn Eberhard im Bart und Schwägerin Margaretha von Savoyen, der dritten Gemahlin Ulrich's V. von Württemberg v. W. ebenfalls bewährte Gönner gefunden hat. Mit der späteren Schwiegermutter des genannten Grafen Eberhard, der Markgräfin Barbara Gonzaga von Mantua, Tochter des Johannes Alchymista von

Brandenburg, trat v. W. zwei Mal als Botschafter — wohl 1459 am Concil zu Mantua und 1474 bei den Vorverhandlungen betreffend die Heirath ihrer Tochter Barbara — in persönlichen Verkehr. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber gestalteten sich die Beziehungen v. Wyle's zum kaiserlichen Hofe, den er nachweisbar mindestens drei Mal 1451 (1454?), 1456, 1463 (1465?) mit verschiedensten Aufträgen besucht hat. Vom Kaiser Friedrich III. wurde v. W. in Anerkennung seiner Dienste wahrscheinlich im Sommer 1463 mit der Würde eines Hofpfalzgrafen („sacri Lateranensis palacii auleque imperialis consistorii comes“) bekleidet, als welcher er am 30. Juni 1464 den spätern Chronisten der Reichenau, Gallus Oehem (s. A. D. B. XXIV, 179—181) von dem Makel der unehelichen Geburt befreit hat. Am 11. Juli 1465 verlieh der Kaiser ihm und seinen ehelichen Leibeserben „von Neuem“ ein Wappen, aus welcher jetzt nur erneuerten Verleihung die bürgerliche Abstammung des Wappengenossen deutlich hervorgeht (Joseph Chmel, Regesta Friderici III. Romanor. imper. II, Nr. 4226; 4⁰. Wien 1859). Schon 1463 hatte er die Kaiserin Eleonora durch Vermittlung ihrer Schwägerin, der Markgräfin Katharina von Baden, persönlich kennen und schätzen gelernt; von seinen Eindrücken am Hofe gibt er in seiner 16. Translation ausführliche Kunde, und die Zeit seines damaligen Aufenthaltes in Wiener Neustadt hat er zur Abschrift dreier auf den König Alfons von Aragonien und Neapel bezüglichen Schriften des Antonio Panormita (Beccadelli) und des Aeneas Silvius verwendet, die in der Papierhandschrift C. 158 der Züricher Kantonsbibliothek erhalten ist.

Gleich der allererste Besuch des kaiserlichen Hofes im Auftrage Eßlingens 1451 (s. Regesten der Markgrafen von Baden und Hochberg, bearbeitet von Hrch. Witte, Bd. III, S. 270, Nr. 7236, 30. Juni 1451) ist für v. W. insofern von der größten Bedeutung geworden, als er hier, in Wien oder Wiener Neustadt, in persönliche Beziehung zu dem an der kaiserlichen Kanzlei thätigen Aeneas Silvius Piccolomini, Bischof von Siena, getreten ist. Durch ihn ist v. W., der Aeneas verschiedene Proben seines offenbar ganz tüchtigen Malertalentes geschenkt, das er vielleicht als Stadtschreiber von Radolfzell an der Kunststätte des Cistercienserklosters Salem zu entwickeln Gelegenheit gehabt hatte, mit Nachdruck auf die (humanistische) Litteratur (eloquentia) hingewiesen worden, deren wunderbaren Zusammenhang mit der Kunst (pictura) in der Zeit ihrer höchsten Blüthe Aeneas in seinem ersten Briefe an v. W. (1452) zugleich mit dem Wunsche betonte, daß Niclaus der Wiederhersteller der Wohlredenheit in Deutschland werden möchte. Wohl schon vor der persönlichen Bekanntschaft der Beiden waren v. W. einzelne Briefe des Aeneas an dritte Personen zugänglich geworden, die er nach Humanistenart in seinen eigenen Briefen weidlich ausbeutete; der systematischen Sammlung aller ihm erreichbaren Briefe des Aeneas widmete v. W. seine besondere Fürsorge bis er — frühestens 1464 — bei Adolf Rusch in Straßburg die erste große Sammlung dieser für den Humanismus so überaus wichtigen Briefe ausgehen lassen konnte, welche seinem Namen allein in der Geschichte der Zeit ein dankbares Andenken sichert. (Ueber diese Editio princeps vgl. Ludw. Hain, Repert. bibliogr. Nr. 160. Exemplare in Aarau, Bamberg, Basel). Offenbar setzte v. W. nach dem Erscheinen dieser ersten Ausgabe die Sammlung dieser Briefe noch weiter fort; auf ihr beruht die erst nach seinem Tode 1493 in Nürnberg erschienene stark vermehrte neue Ausgabe. Noch einmal ist er zu Aeneas Silvius in persönliche Beziehung getreten, als er am 7. Juni 1459 auf dem Concil zu Mantua, auf dem er wohl auch Albrecht v. Eyb (s. A. D. B. VI, 447—449) kennen lernte, seinen indessen zum Papste als

Pius II. vorgerückten Gönner mit einer Rede begrüßte, in welcher er die Verspätung des Abgesandten des Kaisers, des Markgrafen Karl von Baden, im Auftrage des letztern entschuldigte.

Der Anregung des Aeneas, sich mit dem gleichen Erfolge wie der Malerei speciell der Litteratur zu widmen, ist v. W. getreulich gefolgt und zwar in einem Umfange, der erst durch die ausgezeichneten Forschungen Paul Joachimsohn's (s. u.) klar dargelegt worden ist. Ist v. W. auf der einen Seite bemüht, sich eine genauere Kenntniß der classischen lateinischen Schriftsteller zu verschaffen, ohne dabei selbst ein übermäßiger Lateiner zu werden, so ist er auf der anderen bestrebt, zuerst seinen Privatschülern zu ihrer Ergötzung und Kurzweil, sodann den höheren Ständen, insbesondere seinen fürstlichen Gönnern beiderlei Geschlechts und deren nächststehenden Kreisen einen Einblick in die neueste Litteratur der italienischen Frührenaissance zu verschaffen. So ist er mit Albrecht v. Eyb und mit Heinrich Steinhöwel einer der ältesten Vertreter des deutschen Humanismus geworden, als welcher er durch die Uebersetzung kurzgefaßter, novellenartiger, psychologisch interessanter und künstlerisch geformter Stoffe den zur Zeit herrschenden Ritterromanen ein Gegengewicht entgegengestellt hat. Seine von 1460—1478 entstandenen und zum Theile schon in Einzeldrucken bereits veröffentlichen 16 Uebersetzungen lateinischer Vorlagen von vorwiegend italienischen Verfassern faßte v. W. mit zwei oder genauer genommen anderthalb eigenen selbständigen Arbeiten (doch s. u.) zu einem am 5. April 1478 mit einer Vorrede aber ohne eigentlichen Titel versehenen Sammelbande zusammen, der gleichen Jahres bei Konrad Fyner in Eßlingen die Presse verließ. (Ueber die Quellen, Daten, Widmungen und Ausgaben der einzelnen Translatzen vgl. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl. Bd. I, 361—64, Dresden 1884.) Eine zweite Ausgabe des ganzen Bandes erschien 1510 in Straßburg bei Bryse, eine dritte 1536 in Augsburg bei Stayner, und auch nach der ersten Ausgabe wurden noch einzelne Translatzen in besondern Ausgaben gedruckt.

Außer der Sammlung der Briefe des Aeneas Sylvius und derjenigen der Translatzen sind keine andern Arbeiten v. Wyle's im Drucke erschienen. Die geplante Herausgabe der lateinischen Originale seiner „Translacionen und tutschungen" zu Nutz und Frommen von Jünglingen und Schülern, die er auf Michaelis 1478 in Aussicht gestellt hat, ist nicht erschienen, auch nicht seine fast vollendete Uebersetzung des Boethius „De consolatione philosophiae", die er im April 1478 noch „etlicher ursachen halb" zurückhielt. Damals war er eben damit beschäftigt die vor etlichen Jahren begonnene Uebersetzung der „Colores rhetoricales" des Cicero, d. h. des 4. Buches des Autors ad Herennium zu Ende zu führen, um diese Uebertragung zugleich mit einer Arbeit über das Notariat zum besseren Verständniß der Translationen zu veröffentlichen, auf welche er speciell die genannten Colores „weisen und leiten" d. h. anwenden wollte. Wenn auch einige Gelehrte von einer solchen Veröffentlichung aus eigennützigen Motiven abgerathen hatten, so überließ v. W. die genaue und strenge Durchsicht seines Werkes „vor und ee das sunst zu yemandts handen gelassen werde" seinem Schwager Dr. Georg Ehinger († 1479) und seinem „Freund und Gönner" Dr. Heinrich Steinhöwel in Ulm. Der eben angeführte Passus klingt wie eine letzte Verfügung vor dem nahen Tode, der zweifellos bald nach dem 5. April 1478, dem Datum der Vorrede der Translationen, eingetreten ist. Denn aus dem Schlusse des letzten (18.) Stückes der Translationen vom 18. Hornung 1478: „umb daz mine translaciones, die ich gemachet han und die man yetz trucket, dester bas ver-

standen . . werden mugen", darf doch wohl geschlossen werden, daß die Aufnahme dieser gar nicht in den Rahmen der übrigen Translationen passenden, eigenen und ganz selbständigen Arbeit v. Wyle's „Von Ueberschriften" nachträglich, d. h. erst nach dem Tode des Verfassers, von dritter Seite aus erfolgt ist. Ein Fragment der oben genannten Wile'schen Uebersetzung der „Colores rhetoricales" ist uns in der Rhetorik (d. h. einem deutschen Handbuche zur Abfassung von Urkunden) des Alexander Hugen von Calw (1528, Tübingen) erhalten geblieben. Andererseits lassen sich die Nachwirkungen des Wile'schen Unterrichts im Notariatswesen, der demselben die mittelalterliche Rhetorik des Meisters Friedrich von Nürnberg zu Grunde gelegt hat, in dem „Formulare und deutsch Rhetorica" (ca. 1482), das aus den Sammlungen des Schulmeisters und Schreibers Bernhard Hirschfelder's von Nördlingen schöpfte, und in dem „Handbüchlein grundtlichs berichts, recht unnd wolschrybens" des Johann Helias Meichsner von Eßlingen (1537) nachweisen. Hirschfelder, Hugen und Meichsner sind wohl alle Schüler der Ulmer Kanzleischule gewesen, welche als eine höhere Stufe der v. Wile'schen Privatschule in Eßlingen zu gelten hat, die die Tradition der Lehre v. Wyle's hochgehalten und fortgepflanzt hat.

Noch sind zwei einzelne von v. W. besorgte Uebersetzungen zu nennen: diejenige der beiden Reden, welche Jakob Motz 1451 als Brautwerber König Friedrich III. zu Lissabon an Eleonora von Portugal gerichtet hat, und die Uebertragung des „Arbor consanguinitatis" des Johannes Andreae (1474, Augsburg, Bämler). In seinen Translationen citirt v. W. dann und wann deutsche Verse, in welchen er sich nach der gleichen Quelle wie auch nach seinen lateinischen Briefen selbst versucht hat; die Bezeichnung v. Wyle's als „poeta" im engeren Sinne des Wortes von Seite des Zürcher Propstei-Jahrzeitenbuches (s. o.) ist also völlig zutreffend. — Ging v. W. in seinen deutschen Uebersetzungen wie in seinen für die Schule berechneten deutschen Stilübungen in der sklavischen Nachahmung des Lateinischen „aus verkehrtem Grundsatz" viel zu weit, so hat ihm doch die starre und consequente Befolgung der ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Nürnberg (1447) von Gregor Heimburg (s. A. D. B. XI, 327—330) empfohlenen strengen Schulung der deutschen Sprache an der lateinischen eine ebenso wichtige Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache verschafft, wie er sie in derjenigen der deutschen gedruckten Litteratur einnimmt, die — nach Lessing — mit ihm und mit Heinrich Steinhöwel anhebt.

Translationen von Niclas v. Wyle, hrsg. durch Adelbert v. Keller (Bibliothek des Litterar. Vereins in Stuttgart, 57). Stuttgart 1861. — Heinr. Kurz, Geschichte d. deutschen Literatur I, 747—750. Leipzig 1853. — Heinr. Kurz in d. Beilage z. Programm d. Aargauischen Kantonsschule 1853 (Niclasens v. W. 10. Translation). Aarau 1853. — Wilh. Wackernagel, Geschichte d. deutschen Litteratur. 2. Aufl. neu bearb. von Ernst Martin, Bd. 1. Basel 1879. — Joh. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhdts. Gotha 1882. — Phil. Strauch, Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterar. Beziehungen. Tübingen 1883. — Karl Goedeke, Grundriß z. Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl., Bd. 1. Dresden 1884. — Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen &c. Heilbronn 1888. — Albert Büchi, Albrecht v. Bonstetten. Frauenfeld 1889. — Frdr. Kaufmann, Geschichte d. schwäbischen Mundart. Straßburg 1890. — Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892. — Albrecht v. Bonstetten. Briefe und ausgewählte Schriften. Hrsg.

von Albert Büchi (Quellen z. Schweizer Geschichte, 13). Basel 1893. — Grundriß d. germanischen Philologie. Hrsg. von Hermann Paul. Bd. II, 1. Abth. Straßburg 1893. — Max Herrmann, Albrecht v. Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin 1893. — Paul Joachimsohn, Aus der Vorgeschichte des Formulare und deutsch rhetorica (Zeitschr. für deutsches Alterthum Bd. 37, 24—121). Berlin 1873. — Paul Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben (Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte, Neue Folge, Jahrg. V, 1896, S. 63—126 und 257—291). Stuttgart 1897. — Rud. Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte, Bd. 1. Freiburg i. Br. 1897. — Fr. Vogt u. Max Koch, Geschichte d. deutschen Litteratur. Leipzig u. Wien 1897. — Max Herrmann, Die Reception des Humanismus in Nürnberg. Berlin 1898. — Otto Mayer, Geistiges Leben in der Reichsstadt Eßlingen vor der Reformation der Stadt (Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte, Neue Folge, Jahrg. 9, 1900, S. 1—32 u. 311—367). Stuttgart 1900. — Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig und Wien 1904 und alle in diesen genannten Werken aufgeführte Specialliteratur. — Gütige Mittheilungen der Herren Dr. Karl Schottenloher in Bamberg, Dr. Karl Chrph. Bernoulli, Dr. Aug. Huber und Dr. Rud. Wackernagel in Basel, Dr. Herm. Escher, Dr. Ernst Gagliardi, Dr. Frdr. Hegi und Dr. Jakob Werner in Zürich.

Hans Herzog.

Wyttenbach: Friedrich Anton W., Architektur- und Thiermaler, geboren am 20. Februar 1812 zu Trier, † am 9. November 1845 ebendaselbst (Sohn des Gymnasialdirectors J. H. Wyttenbach), erhielt in Trier den ersten Unterricht von Christian Ruben, neigte sich 1829 in Düsseldorf zur historischen Richtung, wendete aber, 1832 wieder in seiner Heimath, alle Aufmerksamkeit auf die zahlreichen Denkmale der römischen und altdeutschen Baukunst, zur Architekturmalerei; eine Ansicht des schönen Portals der Liebfrauenkirche erwarb die Großherzogin Stephanie von Baden. Von dieser Thätigkeit, welche er 1834 in München noch fortsetzte, ging W. auf das theilweise schon in Düsseldorf geübte Studium des Thierlebens über, worin er überraschende Erfolge durch charakteristische Auffassung und lebendigen Humor, namentlich durch seine Hunde- und Affenstücke nach dem Vorgange des Radirers Johann Adam Klein erreichte. Die Motive sammelte W. auf Jahrmärkten, in Gauklerbuden und Thiertheatern; auch mit trefflichen Jagdbildern fesselte er, selbst ein leidenschaftlicher Jäger, seine Beschauer. Darunter ein in einem alten Schuppen mit aufgeputzten Hunden und Affen sein Brot theilender „Savoyardenjunge“ (1838); „Der treue Wächter“ (nach Chamisso's Gedicht); eine Scene aus dem ehemaligen Münchener „Jakobi-Dult“-Getriebe (1858) mit Vorstellungen in offenen Buden, im Hintergrunde die sog. Herzog-Max-Burg mit den Frauenthürmen (1838, Neue Pinakothek); „Todtes Wild“ (1844); der Künstler, im Stalle Studien malend. Zwei Blätter sind heute noch von Sammlern und Kunstfreunden gesucht: „Eine Hasenfamilie während der Schonzeit“ (Radirung) und wie ein kluger, die Thürklinke öffnender Pudel alle nicht maulkorbtragenden, von der Polizei inhaftirten Hunde aus ihrer Gefangenschaft befreit, die nun in freudeheulender Meute in die Freiheit stürmen (Lithographie von Köhler).

Vgl. Kunstvereinsbericht 1845, S. 58. — Nagler, 1852. XXII, 161 und dessen Monogrammisten, 1879. V, 306 (Nr. 1520). — Maillinger, 1876. II, 3972 ff. — Seubert, 1879. III, 618. — Singer, 1901. V, 134. — Fr. v. Bötticher, 1901. II, 1043.

Hyac. Holland.

Sauppe*): Hermann S., Philologe, geboren am 9. December 1809, † am 15. September 1893.

In dem Dorfe Wesenstein bei Dresden steht noch heute das alte kleine steinerne Pfarrhaus mit der Inschrift über dem Eingang: „Hier wurde 1809 am 9ten December Hermann Sauppe geboren.“ Sein Vater, Friedrich Hermann S., war vom Baron v. Uckermann dorthin 1808 als Pfarrer berufen, seine Mutter Auguste Clementine stammte aus der alten angesehenen Dresdener Familie Croll, in welcher sich verschiedene Generationen hindurch das Amt des Münzmeisters, mit der Dienstwohnung in der alten Münze bei der Frauenkirche, vererbt hatte. Das junge Paar fing auf das bescheidenste an, und der junge Hermann mußte in seinen ersten Jahren alle Schrecken der napoleonischen Zeit mit ihren Truppendurchzügen und Plünderungen erleben. Noch spät erinnerte er sich, wie er einmal in eine Decke gewickelt und in einen Tragkorb gepackt eine Nacht im Walde zubringen mußte. Ein anderes Mal sah der Knabe die Wohnstube voll von wilden Männern (Kosaken). Einer drohte dem Vater mit dem Säbel, die Mutter lag weinend vor dem Soldaten auf den Knien. Da stürzte ein weißbärtiger Kosak herein, riß die Hand mit dem Säbel zurück und rief: „Der Pope, der Pope!“ Er rettete so den Vater, der das Versteck der Kirchengeräthe nicht hatte angeben wollen. 1817 wurde der junge Pfarrer in die große Gemeinde von Burckhardtswalde berufen. Dort verlebte Hermann glücklichere Kinderjahre, da auch Landwirthschaft zu der Pfarre gehörte. Dort genoß er den ersten Unterricht bei seinem Vater, der selbst wissenschaftlich rege thätig war und 1819 ein Buch veröffentlichte „Ueber die Tendenz unseres Zeitalters zum Materialismus und die Richtung, die dadurch dem Prediger ertheilt wird“. Er machte den kränklichen Hermann schon in seinem zehnten Jahre zu einem tüchtigen Griechen, wollte ihn aber erst mit vierzehn Jahren auf das Gymnasium schicken. Aber der plötzliche Tod des geliebten Vaters im Juni 1820 zerstörte das Glück von Hermann's Kinderjahren. Die junge Wittwe, die mit drei Kindern mittellos dastand, kehrte mit der jüngsten Tochter zu ihrer Mutter zurück, die damals auf einem Gütchen in Seifersdorf lebte. Die ältere Tochter fand bei ihrer Tante eine Heimath, und Hermann kam zu seinem Onkel väterlicher Seite, der in Naumburg Küster an St. Othmar war. Der Onkel war nicht verheirathet und lebte mit einer Schwester zusammen. Sie thaten, was in ihren Kräften stand, für den Knaben, und er hat den Onkel wie einen zweiten Vater verehrt. Seit August 1820 besuchte Hermann das Domgymnasium zu Naumburg und gewann bald an dem Rector desselben, Gregor Gottlieb Wernsdorf, einen väterlichen Freund, in dessen Hause er seine schönsten Stunden verlebte. Von seinem Unterricht rühmt S. in seiner lateinischen Vita vom Jahre 1829, daß er ein leichtes und elegantes Latein sprach und daß er jedem grammatischen Gesetz auf den Grund ging und seine Schüler gewöhnte, erst zum vollen Verständniß durchzudringen, ehe sie etwas dem Gedächtniß einprägten. Von den anderen Lehrern verdankte er besonders viel dem Mathematikus Müller, der ihn in privaten Stunden auch in die höhere Mathematik einführte und das Interesse für die griechische Mathematik in ihm erweckte. Neben den Schularbeiten half S. seinem Onkel im Hause, schnitt Federn für seine Schüler und schrieb ihm mit seiner deutlichen, regelmäßigen Handschrift vieles Geschäftliche ab. Aus dieser Zeit stammen auch seine ersten Gedichte und seine ersten Collectaneen. Er gab auch viele Nachhülfestunden und las einem alten Domherrn regelmäßig vor. Trotzdem hatte er bereits

*) Zu Bd. LIII, S. 720.

mit sechzehn Jahren alle Classen des Gymnasiums durchlaufen, blieb aber freiwillig ein zweites Jahr in Oberprima und verließ im Frühjahr 1827 nach glänzend bestandener Prüfung die Schule, um in Leipzig zu studiren. Er hatte sich durch das Stundengeben einiges Geld erspart, dazu bekam er einen Freitisch im Convict, bald aber gelang es ihm, sich eigene Einnahmen zu verschaffen, da mehrere Verlagsbuchhandlungen ihm das Correcturenlesen übertrugen. Vor allen Dingen stellte er sich Gottfried Hermann vor und hatte die Freude, schon nach einem Jahre in die griechische Gesellschaft aufgenommen zu werden. Gar bald wurde er hier ein führendes Mitglied neben Männern wie Moritz Haupt, Karl Scheibe, Herm. Funkhänel, Ed. Putsche, Rud. Stürenburg, und der strenge Meister hatte seine Freude an ihm.

Vielerlei ließe sich von dem Leipziger Studentenleben erzählen, von dem lebhaften Verkehr mit Studiengenossen, von dem Leben in der Burschenschaft, wo S. bald großen Einfluß gewann und als Sprecher z. B. die flüchtigen Polen im Namen der Studenten begrüßte und viel mit ihnen verkehrte, von den politischen Debatten beim Conditor Felsche, wo die neuesten Zeitungen mit den Nachrichten von der Pariser Revolution von einem der Studenten, der auf einem Tische stand, vorgelesen wurden. Reiche gesellschaftliche Anregung brachte das Haus von Salomon Hirzel, in dem S. freundschaftlich verkehrte, wie er denn von jener Zeit an der Weidmann'schen Buchhandlung stets nahe stand. Eine unerwünschte Unterbrechung des Studiums brachte eine schwere Krankheit, von der sich S. erst im Pfarrhaus zu Langenbernsdorf, bei seiner geliebten Tante, und auf der von dort unternommenen Fußtour nach Teplitz, wo Hirzel zur Cur weilte, völlig erholte. Dort verlebte S. glücklichste, angeregteste Tage mit dem Freunde, eigentlich zum ersten Male in schöner Natur schwelgend.

Ueber seinen Studiengang aber schreibt S. selbst im J. 1832:

„Nach Hermann's Rath und Führung suchte ich mir zunächst gründliche, auf fester Grundlage sicher erbaute Kenntniß der griechischen Sprache, ihrer Etymologie, Syntax und Metrik dadurch zu verschaffen, daß ich Homer, Hesiod, Theognis, Herodot, die Tragiker, Aristophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, die attischen Redner mit möglichster Genauigkeit studirte. Hiermit verband ich das Studium der lateinischen Sprache und wandte mich, nachdem ich Cicero aufmerksam gelesen, besonders zu den Schriftstellern des silbernen Zeitalters, von ihnen vertrauteste Kenntniß zu erlangen. Wer die Sprache eines Volkes studirt, dem ist die Geschichte desselben unentbehrlich, und so waren griechische und römische Alterthümer, griechische und römische Geschichte nothwendig besonderes Augenmerk meiner Studien. Aber heute soll der Mensch von heute wirken, Kenntniß alten Lebens und alter Sprache soll er anwenden, gestaltend und fortbildend im Leben seiner Zeit zu denken und zu handeln; französische, italienische, spanische und englische Sprache und Litteratur lernte ich daher kürzer (?), während Denken und Handeln des deutschen Volkes, seine Geschichte und seine Sprache in der Gesammtheit ihrer Erscheinungen auf das gründlichste zu erfassen mir als heilige Pflicht gegen das Vaterland galt. Der Philosophie alter und neuer Zeit nicht fremd zu bleiben, gebot mir verehrende Liebe zu Platon, so der Drang, der jeden nach dem Höchsten strebenden Menschen beseelt, zu ergründen das innerste Wesen seines und des gesammten Lebens. Durch solche Bestrebungen, die festzuhalten das Glück meines Lebens seyn wird, suchte ich mich der Stellung würdig zu machen, in der ich als Lehrer der Jugend für das Wohl der Menschheit wirken zu können hoffe."

Als seine ersten Schriften, die er drucken lassen wollte, nennt er Quaestiones Taciteae, die zugleich eine genauere „Erkenntniß der bis jetzt zu

sehr vernachlässigten silbernen Latinität bezwecken", ferner „Geschichtliche Einleitung in das Studium Platons, eine allseitige Erörterung des politischen und wissenschaftlichen Lebens in Griechenland und besonders in Athen vor und zu Platon's Zeit und seine Beziehung zu demselben". Auch Collectanea critica in oratores Graecos beschäftigen ihn, und an einer kritischen Ausgabe des Sextus Empiricus wurde 1832 gedruckt, sie ist aber unseres Wissens nie erschienen. Wirklich zum Druck gelangt sind schon 1832 vier zusammenhängende Recensionen über die neueste Literatur über Isokrates. Die Dissertation aber, mit welcher er nach dem Zeugniß G. Hermann's (30. Nov. 1832) in Halle die Doctorwürde erlangte, ist nach damaligem Brauch nicht gedruckt worden. Wichtiger aber als erste Druckschrift und Doctordiplom — auch das Staatsexamen hatte er in Halle bestanden — war die warme Empfehlung G. Hermann's auf eine Anfrage von Orelli. Sie verschaffte ihm seine Ernennung zum Lehrer der lateinischen Sprache an dem Ostern 1833 neu gegründeten Gymnasium zu Zürich, wo er gleichzeitig als Privatdocent an der Universität auftrat. Zugleich mit dem Anstellungsdecret kam der Auftrag des Züricher Erziehungsrathes, auf der Reise die Einrichtung verschiedener Gymnasien zu besichtigen. Sein Reisetagebuch berichtet besonders von Nürnberg und Augsburg, von dem gewaltigen Eindruck, welchen der Rheinfall von Schaffhausen auf sein naturfrohes Gemüth machte, ein Reisebericht an die Mutter.

In Zürich begann ein neues Leben, reich an Arbeit jeder Art. In der Kantonschule hingen bald seine Schüler mit ungewöhnlicher Liebe an ihm. Als S. nach vielen Jahren wieder einmal nach Zürich zurückkehrte, strömten aus dem ganzen Kanton die nun ältere Männer gewordenen Schüler herbei, um den unvergessenen Lehrer zu feiern. Anerkannt wurde seine Thätigkeit durch seine Wahl zum Conrector des unteren Gymnasiums, die 1838 durch seine Collegen erfolgte. In demselben Jahre lehnte er einen Ruf, das Directorat des Gymnasiums zu Schaffhausen zu übernehmen, auf dringenden Wunsch des Züricher Erziehungsrathes ab.

Neben der Schule mit 21 Schulstunden wirkte er mit immer wachsendem Erfolg an der Universität und wurde 1838 zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt. Er scheute keine Mühe bei der Ausarbeitung der Hefte besonders für die systematischen Collegien (griechisches Staatsrecht, Geschichte der griechischen Beredsamkeit, Encyklopädie der Philologie), den einzigen, die an der Universität überhaupt über philologische Gegenstände gelesen wurden.

Neue und ungewohnte Arbeit brachte weiter die Einrichtung der Kantonsbibliothek von 25 000 Bänden, die S. ebenfalls übertragen wurde. Nicht bloß die Bestellung der Bücherballen aus Leipzig und die umständliche Bezahlung durch Wechsel lag S. ob, sondern besonders die Beschaffung der nöthigen Geldmittel. Wieviele Gönner der Anstalt mußten gebeten werden, ihr Scherflein beizusteuern, wie oft mußte S. von neuem den alten Züricher Kaufherren seinen Plan auseinandersetzen und lieb machen! Dabei lernten dann die Herren den jungen deutschen Gelehrten kennen und fanden ihn nicht so toll, wie sie gedacht hatten. Der Kreis der jungen Leute, die an die Universität berufen waren, pflegte bald einen lebhaften Verkehr, aber zum Schrecken der Bürger fand man sich, da tüchtig gearbeitet wurde, erst Abends um 10 Uhr im Wirthshaus ein. Die deutschen Flüchtlinge von 1830 kamen auch, und die Unterhaltung berührte natürlich neben der Wissenschaft stark die Politik. Traf doch S. öfter im Hause des Naturforschers Oken einen interessanten Gast, Louis Napoleon, der von Arenenberg oder Bern häufig nach Zürich herüberkam und den S. damals gern sagen hörte: „Sie werden sehen, meine Herren, Frank-

reich gehört den Napoleoniden!“ Es war eine Gesellschaft, wie sie selten sich findet, von Dichtern (Herwegh, Follen, Gottfried Keller), Gelehrten (u. a. Jakob Henle), Buchhändlern, alles bedeutende junge Männer. Der Redekampf wurde hitzig, das Gelächter homerisch, der Lärm entsetzte den Kreis der Philister. Mitunter wurden Ausflüge gemacht, nach Glarus, um die gefrorenen Wasserfälle zu sehen, und sonst in die herrlichen Schweizer Berge. 1838 aber verheirathete sich S. mit Emilie Nüscheler, der Tochter des Stadtschreibers von Zürich, in dessen herrlicher Dienstwohnung im Stadthause unmittelbar am See S. Wohnung gefunden hatte. Damals mußte er das Schweizer Bürgerrecht erwerben und wählte dazu die bescheidenste Gemeinde des Kantons, Schottikon, der wohl noch nie ein gelehrter Mitbürger einen Bürgerschmaus gegeben hatte.

In eifriger Arbeit flossen glückliche Jahre dahin. Die Heimath durfte S., abgesehen von einem vierzehntägigen Aufenthalt in München im April 1842, den er zum Abschreiben der Demosthenes-Scholien benutzte, 1844 wiedersehen, wo er sich den Fachgenossen auf der Philologenversammlung zu Dresden zu Beginn seines Vortrages „Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit“ wie ein aus weiter Ferne Zurückgekehrter vorstellte. In derselben Stimmung schrieb er von Dresden aus. „Meine Thätigkeit wird in Zürich anerkannt, aber der Deutsche bleibt dort immer ein Fremder. Sehnsucht daher, nach Deutschland zurückzukehren und meine geringe Kraft zum Wohl des geliebten Vaterlandes gebrauchen zu können, verbunden mit dem vergeblichen Wunsche, vom Elementarunterricht endlich frei zu werden, veranlaßt mich, eine andere Stellung zu suchen.“ Die Reise, welche ihn auch nach Berlin führte, gab reiche Gelegenheit, mit Universitätslehrern und Schulmännern neue enge Fühlung zu gewinnen. Ihr Ergebniß war, nachdem er andere Stellen, u. a. eine Professur in Bern, abgelehnt hatte, die Berufung nach Weimar als Gymnasialdirector, der S. im October 1845 folgte, nachdem die ganze Einrichtung bis auf das geliebte Stehpult wegen der Schwierigkeit des Transports in Zürich verkauft war.

In Weimar fand S. bald einen angenehmen und reichen Wirkungskreis. „Vor allem fesselte der Lehrer durch die geistvolle Art seines Unterrichts“ (s. Lothholz, Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern, S. 437 f.). Nicht mehr lateinisch, wie bisher, sondern in gutem Deutsch wurden die Classiker erklärt. Die Schüler wurden zu selbständiger Arbeit erzogen durch Einführung von freien Vorträgen in der Prima. Von dem Geiste, der in der Anstalt herrschte, zeugen die schönen und gehaltvollen Abschiedsreden, mit denen S. die Abiturienten entließ, und die er bei seinem Scheiden von Weimar unter dem Titel: „Weimarische Schulreden“ (1856) im Druck erscheinen ließ. Im Gymnasium war Vieles umzugestalten. Besonders beklagten sich die Lehrer über ihre untergeordnete Stellung. In dem kleinen Staate glaubte nur der Geltung zu haben, der am Hofe erscheinen durfte. Als S. dies Recht für seine Gymnasialprofessoren erstritten hatte, und sie zum ersten Male im grünen Frack, den Degen an der Seite, den Dreimaster auf dem Kopfe, zur Cour wanderten, gingen sie von da an für ihn durchs Feuer. Bei den sonnabendlichen Spaziergängen nach Belvedere hätte nie einer gefehlt. Auch als Stadtverordneter war S. bald thätig, und im J. 1848 wurde er als Officier in der Bürgerwehr bald sehr populär und litt noch lange an den vielen Pathenkindern, die man ihm damals aufgehalst hatte. Namentlich aber in geselliger Beziehung bot das Weimar jener Tage Sauppe reiche Anregung und Genuß. Es fand sich damals in Weimar ein Kreis von Männern zusammen, welche die Traditionen der Glanzzeit der

Stadt lebendig erhielten. Durch seine Stellung gehörte S. dem Hofrathskreise von Ludwig Preller, Adolf Schöll, Kirchenrath Dittenberger, Dr. Froriep, Dr. Stichling u. A. an, welchen im Sommer gemeinsame Ausflüge per Leiterwagen, im Winter ein Lesekränzchen oder musikalische Aufführungen vereinigten. Das war besonders in den Wintern der Fall, wo Peter Cornelius und H. v. Bronsart regelmäßige Gäste waren. Sie waren als Schüler Liszt's in Weimar, der damals auf der Altenburg mit der Fürstin Wittgenstein wohnte. Auf der Altenburg war auch S. ein gern gesehener Gast. Schon die gemeinsamen Arbeiten bei der Goethefeier 1849 hatten die beiden Männer oft zusammengeführt, gar oft stürzte auch später Liszt die zwei engen Treppen zu Sauppe's Studirzimmer hinauf. Durch ihn sind alle die Wagner'schen Operntexte, noch ehe sie in die Oeffentlichkeit kamen, zu S. gewandert. S. gegenüber aber wohnte Andersen und las oft abends seine Märchen vor und widmete den Kindern seine Märchenbücher. Auch Hoffmann von Fallersleben verkehrte im Hause und sandte noch nach Göttingen seine „Kinderlieder" mit freundlicher Widmung. Nicht minder kam Gustav Freytag und die Leipziger Freunde; auch zum Fürsten Pückler, zu Lewes, G. Elliot und David Strauß unterhielt S. freundschaftliche Beziehungen, kurz sein Leben hatte reichsten geistigen Inhalt, zumal auch die wissenschaftliche Arbeit trotz der enormen Anforderungen, die das Weimarer Leben an seine Zeit und Kraft stellte, durchaus nicht ruhte.

In den ersten Weimarer Jahren ließ sich S. durch Reimer für ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen gewinnen, die Herausgabe der Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, welche den Schülern der Gymnasien die schwergelehrten Ausgaben mit lateinischen wissenschaftlichen Anmerkungen ersetzen sollte, mit denen sie sich bis dahin hatten quälen müssen. Da Moritz Haupt, der mit S. die Sammlung herausgab, den speciellen Bedürfnissen der Schule ferner stand und sich meist auf ganz kurze Briefe mit Gutachten über die einzelnen Mitarbeiter und Ausgaben beschränkte, so ruhte die Hauptlast der Herausgeberthätigkeit auf Sauppe's Schultern. Und sie war wahrlich nicht gering! Wer heute die stattliche Sammlung überblickt, ahnt nicht leicht, welche Mühe es gemacht hat, die Mitarbeiter anzuwerben, unerwünschte Mitarbeiter, die sich zahlreich anboten, abzuwehren, endlich mit eigenliebigen Verfassern immer wieder über Aenderung des Manuscriptes nach den festen Grundsätzen der ganzen Sammlung zu verhandeln. „Wie viel Bogen lange Briefe und wieder Briefe, wie viele epistulae criticae et exegeticae hab' ich geschrieben, ohne daß man etwas davon hört und merkt. Indessen ich fühle mich glücklich in dem Bewußtsein, daß etwas daraus geworden ist, und der Verborgenheit freue ich mich doppelt, da ich mir dadurch wirkliche Liebe zur Wissenschaft ohne Seitenblick auf Ruhm und Geld beweisen darf." Freilich hatte er auch die Freude, von seinen Mitarbeitern oft und freudig seine Thätigkeit anerkannt zu sehen. „Wenn dieser Lysias", so schreibt Rauchenstein einmal an S., „Gutes stiftet, so gebührt Ihnen, ich sage nicht zu viel, wenigstens die Hälfte des Verdienstes." Und schon 1853 konnte S. mit Genugthuung feststellen: „In der Meinung des Publicums steigt sie [die Sammlung] fortwährend, sodaß auch die schwachen Leistungen getragen werden und Absatz finden." Wie umfassend aber der ganze Plan war, wird man daraus erkennen, daß als Hülfsbücher zu dieser Sammlung ursprünglich gedacht waren Curtius' griechische, Mommsen's römische Geschichte, dazu Bergk's griechische Litteraturgeschichte, Lange's Alterthümer, zu denen noch ein Handbuch der Archäologie von Otto Jahn und eine römische Litteraturgeschichte von Teutsch kommen sollte. S. selbst schrieb für

die Sammlung 1857 Platon's Protagoras, während der Gorgias erst 1897 von A. Gerke nach seinem unvollendeten Manuscript herausgegeben wurde.

So hatte S. in Weimar eine Stellung erreicht, welche der Höhepunkt seines Lebens hätte scheinen können, hochgeachtet in der wissenschaftlichen Welt, im öffentlichen Leben Weimars und an seinem Fürstenhofe gern gesehen und vielfach ausgezeichnet, besonders 1853, wo die Großfürstin, seine besondere Gönnerin, dem von längerer Krankheit Wiederhergestellten die Mittel zu einer Badereise nach Ostende aus ihrer Privatschatulle schenkte. In dem Comité zur Errichtung des Goethe-Schiller-Denkmals führte er den Vorsitz, und die Correspondenz mit Rietschel, dem Schöpfer des Werkes, fiel ihm zu. Noch 1854 lehnte er einen Ruf nach Lübeck, um das Directorat des Katharineums zu übernehmen, ohne Bedenken ab. Als aber 1855 von Göttingen aus an ihn der langersehnte Ruf erging, als Nachfolger Schneidewin's an die Universität überzugehen, da zögerte er keinen Augenblick, das geliebte Weimar zu verlassen, wo er über elf glückliche Jahre verlebt hatte.

Nun erst im reifen Mannesalter war das Ziel erreicht, nach dem S. unablässig gestrebt hatte, getreu seinem Lieblingsspruch, der in seinen Familienbriefen wie in den Schulreden oft wiederkehrt: „Liegt Dir gestern klar und offen, Wirkst Du heute kräftig, frei, Darfst auch auf ein Morgen hoffen, Das nicht minder glücklich sei." Nun erst konnte der Mann, der von sich 1848 schrieb: „Wenn ich mich nicht in meiner Wissenschaft selbständig beschäftigen kann, wenn ich nur meinem Schulamt leben muß, kann ich nicht zu geistigem Behagen kommen", sich seiner Lieblingsarbeit widmen. „Arbeit ist ein Segen, ohne den mir das Leben schal und öde wäre. Gott sei Dank ist die Arbeitslust mir auch in das 76. Lebensjahr als treue Gefährtin gefolgt", schreibt er an seinen Sohn Heinrich 1884. Arbeit genug brachte auch die neue Göttinger Thätigkeit mit sich, aber die Berufung dorthin war auch die schönste Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die er neben dem Schulamt von Anfang an mit allem Nachdruck betrieben hatte.

Schon in Zürich beschäftigten S. eine Fülle von Plänen für große philologische Unternehmungen. Sehr bald aber concentrirte sich seine Forscherthätigkeit auf ein erstes großes Ziel, die Neubearbeitung des Textes der griechischen Redner. Es traf sich glücklich, daß er zu diesem Plane in Johann Georg Baiter einen Freund und Mitarbeiter fand. So erschien denn schon 1834 als Vorläufer der Oratores Attici der Lykurg, von Beiden bearbeitet, und von 1838 an die Lieferungen der großen Ausgabe der Redner. Was S. für den Text geleistet hat und leisten wollte, das hat er dann im Laufe der Arbeit selbst in programmatischer Weise dargelegt in einer Schrift, die als schätzbarer Commentar und nothwendige Zugabe zu der Züricher Ausgabe der Oratores Attici sowohl die Wort- und Textkritik als auch die allgemeinen Grundsätze und ihre Anwendung im einzelnen behandelte und mit Recht ein kleines methodisches Handbuch der diplomatischen und Conjecturalkritik genannt worden ist, in der Epistola critica ad Godofredum Hermannum (1841), die seinen philologischen Ruhm fest und dauernd begründet hat. Von dieser grundlegenden und methodisch bedeutsamen Schrift gilt noch heute, was der Meister G. Hermann am 13. Mai 1841 an S. schrieb: „Sie ist so reich an gründlichen Untersuchungen, so voll trefflicher Emendationen und so schön und anmuthig geschrieben . . . Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude es mir macht, zu sehen, wie Sie überall mit sorgfältiger Prüfung, mit sicherem Urtheil und, was ich in allen Dingen ganz besonders und um so mehr hochschätze, weil es immer seltener zu werden scheint, mit gesundem Sinn verfahren. Gesunder Menschenverstand ist doch eine wahre Gottesgabe, welche manchem

entweder nicht zu Theil geworden ist, oder sie haben sie verstudirt, was noch mehr zu beklagen ist."

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Sauppe's so bewährte philologische Leistungskraft auch weiterhin umfassenden wissenschaftlichen Unternehmungen dienstbar gemacht werden sollte. Schon 1842 wurde er von Didot in Paris gewonnen als Herausgeber der rhetorischen Schriften des Dionysios von Halikarnaß und des Aristoteles. Leider ist es zur Ausführung dieses Planes nie gekommen, wenn auch die Vorarbeiten durch Beschaffung von Collationen rüstig begonnen wurden, und die kritische Durcharbeitung des Textes in Sauppe's Handexemplar schon tüchtige Fortschritte gemacht hatte (vgl. Philologus 1895, S. 429 f.). Auch eine Geschichte der Philologie übernahm er im Auftrage der historischen Commission zu München zu schreiben, ist aber zur Ausführung nicht gekommen.

In Zürich begann S. schließlich seine Studien nach der Richtung auszudehnen, aus der sie in seinem späteren Leben den reichsten Ertrag gewinnen sollten, auf die griechischen Alterthümer und die Epigraphik im weitesten Sinne. Einen Anfang hierzu werden wir schon in dem ersten Colleg erkennen „Griechisches Staatsrecht", mit dem der junge Docent 1837 seine akademische Wirksamkeit eröffnete. Genaue Aufklärung aber über die mindestens seit 1834 eifrig verfolgten epigraphischen Studien geben Sauppe's epigraphische Collektaneen, jetzt auf der Göttinger Bibliothek, in denen u. a. eine umfassende epigraphische Bibliographie von 1834 bis etwa 1890 zu lesen ist. Nicht geringe Anregung in dieser Richtung brachte die Freundschaft von Ludwig Roß, der z. B. 1842 einige Tage in Zürich bei S. verweilte und ihm den neugefundenen Isis-Hymnus von Andros mitbrachte, an dem S. alsbald seinen Scharfsinn versuchte. Auch später hat Roß mehrfach neue epigraphische Texte geschickt. Auch die Uebersetzung von Leake's Topographie Athens, die S. mit Baiter 1844 erscheinen ließ, ist eine Frucht dieser Studien. Von dieser Zeit an ließ S. keine Gelegenheit vorübergehen, um eine in Griechenland neugefundene Urkunde zu besprechen, zu ergänzen und dadurch auch in Deutschland bekannt zu machen. Boten die Weimarer Schulprogramme noch unausgenutzte Seiten, gleich druckte er einige neue Inschriften ab, niemals ohne Förderung des Textes (z. B. Programm Weimar 1856). Und später, als in Göttingen die Verpflichtung zur Abfassung des Universitätsprogramms immer wieder an ihn herantrat, da boten grade seine epigraphischen Sammlungen einen stets sich erneuernden Schatz von werthvollem Material, dem er so manches Cabinetstück der Behandlung von Inschriften entnommen hat (zuerst Programm Göttingen Sommer 1856 „De inscriptione panathenaica"). Von programmatischer Bedeutung war in dieser Richtung die zweite Vorlesung, die er als neuer Professor in Göttingen 1857 ankündigte „Cultus, Recht und Sitte der Athener". Zu ihr fügte er zuerst 1860 die Vorlesung „Griechische und römische Epigraphik" und er war einer der ersten, wenn nicht der erste akademische Lehrer, welcher den Inschriften ein besonderes großes Colleg widmete. Grade dieses mehrfach neu ausgearbeitete Colleg war stets sein Stolz, und er pflegte zu sagen, daß aus diesem Colleg zuerst Ulrich Koehler, dann Wilhelm Dittenberger die entscheidende Studienrichtung empfangen hätten, die beide, wie auch ihre Briefe beweisen, S. stets als ihren Lehrer hoch verehrten. So wurde Göttingen um 1860 ein Mittelpunkt der epigraphischen Studien, was sich besonders darin äußerte, daß oft griechische Studenten unter Sauppe's Hörern saßen. Sie zeigten sich dann dadurch dankbar, daß sie aus Athen Zeitungen mit neugefundenen Inschriften an S. sandten. So konnte S. als erster in Deutschland die berühmte Mysterieninschrift von Andania mit umfassendem

Commentar mittheilen (1859). So hat er später in zahlreichen Aufsätzen neues epigraphisches Material den deutschen Fachgenossen zugänglich gemacht. Was Alexander Conze auf Lesbos fand, was später Ulrich Koehler aus Athen nach Göttingen mittheilte, Alles fand an S. den sachkundigen Bearbeiter, der sich die umfassendsten epigraphischen Kenntnisse erwarb, lange bevor er selbst Gelegenheit hatte, mit den griechischen Steinen in unmittelbare Berührung zu treten. Freilich ist Saupve's Bedeutung für die Epigraphik lange verkannt worden, weil seine werthvollsten Arbeiten in Schul- und Universitätsprogrammen sich verbargen, und schon 1883 suchte deshalb W. Dittenberger von S. die Erlaubniß zu erlangen, eine Sammlung seiner Opuscula zu veranstalten. Doch sollte dieser Plan erst nach Sauppe's Tode zur Ausführung gelangen. Wer aber die Briefe seines pietätvollsten Schülers, W. Dittenberger's, an S. liest, der erkennt, wie groß Sauppe's Einwirkung auf seine Schüler war. Und grade die Einführung in die Epigraphik war damals noch besonders erschwert durch den völligen Mangel an litterarischen Hülfsmitteln. Da ließ es sich denn S. nicht verdrießen, durch mühsames Abschreiben zur mechanischen Vervielfältigung seinen Hörern zahlreiche griechische und lateinische Inschriften zu erklären und mitzugeben, sie auch an den beiden griechischen Originalinschriften, die ihm gehörten, im Anfertigen von Abklatschen und im Lesen der zahlreichen Abklatsche in seinem Besitze zu üben.

Wer aber die Fülle von Sauppe's Einzelabhandlungrn überschaut, der staunt nicht so sehr über ihre Anzahl als über die Reichhaltigkeit der behandelten Gegenstände. Denn S. war noch einer von den alten Philologen, die, wie R. Hirzel es einmal von ihm rühmt, keinen Theil der Wissenschaft, auch den entlegensten nicht, unbearbeitet ließen. So hat er auch auf Schiller und Goethe seine bewährte philologische Methode angewendet, und von seiner Ausgabe des Don Carlos schreibt Goedeke 1867, „daß . . die Arbeit wahre Freude macht und in der Reihe der Bände [der Schillerausgabe] einen, vielmehr den Ehrenplatz einnehmen wird“. Gerade darin aber beruht der dauernde Werth zahlreicher Arbeiten Sauppe's, daß jeder ordentliche Philologe, nach einem Worte von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, dem verehrten Manne mehr verdankt als bloß Belehrung in tausend Einzelheiten, daß er ihm ein wesentliches Stück methodischer Schulung verdankt.

Wir haben damit schon die akademische Lehrthätigkeit berührt, die S. in den letzten 36 Jahren seines überaus reichen Lebens ausgeübt hat. Sie gestaltete sich von Anfang an glänzend und erfolgreich. Sauppe's Name bedeutete für Göttingen ein Programm. Hervorgegangen aus der streng grammatischen Schule Gottfried Hermann's hatte er ganz merklich die Consequenzen gezogen aus den reichen epigraphischen Funden der vierziger Jahre und konnte bereits als ein erfolgreicher Vertreter auch der Sachphilologie gelten. Er vereinte in sich auf das glücklichste die alte und die neue Richtung in der Philologie. In Göttingen galt es freilich zunächst die sprachliche und kritische Schulung der Studenten. Ihr galten seine immer wiederkehrenden Vorlesungen über lateinischen Stil mit oft über hundert Hörern und über Hermeneutik und Kritik. Ihr galt seine eigenste Einwirkung auf die Hörer in Seminar und Uebungen. Versucht man mit kurzen Worten die Eigenart seines Unterrichts zu schildern, so war der Haupteindruck wohl der einer imponirenden Klarheit und Umsicht in allem, was er den Zuhörern bot. „Jede auch völlig freie Darlegung streng auf das Ziel gerichtet, nichts Wesentliches bei Seite lassend, aber auch nie durch Abschweifungen abgelenkt. Der Vortrag frisch, klar und kräftig, doch auch an der rechten Stelle des Schwunges nicht entbehrend. Ein Meister in gewandter Handhabung mündlicher und schriftlicher lateinischer

Darstellung. Demgemäß bestrebt, diese Fähigkeit auch bei den Studirenden zu fördern, betrachtete er die Seminararbeiten mit hingebendem Fleiße auch nach der Seite der Form. Diese Hingebung kam in ganz besonderem Maße zum Ausdruck bei den mit der ‚Theorie des lateinischen Stils‘ verbundenen Uebungen, in denen er Stücke unserer Classiker (z. B. Schiller über naive und sentimentalische Dichtung, später auch Moltke's Reichstagsreden) übertragen ließ. Die .. Ausarbeitungen verbesserte er mit der größten Sauberkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, der Auffassung jedes Einzelnen nachgehend und aus derselben das dem lateinischen Idiom Entsprechende herstellend. Welche Arbeit für ihn darin steckte, konnte besonders die Vergleichung der verbesserten Einzelübertragung mit seiner zum Schluß gegebenen Musterübersetzung zeigen. . . Ueberall aber hierbei frei von jeder Pedanterie, bei Besprechung der Mängel der Ausarbeitungen nicht ohne Humor, überall bei völliger Gründlichkeit mit liberaler Schonung. In der Verbesserung der Ausarbeitungen unterstützt durch seine ächt classische in Flüssigkeit und Schönheit unvergleichliche Handschrift, die nicht nur am schwarzen Brette eine Zierde unter den Ankündigungen war, sondern auch das Wesen des Mannes erkennen ließ“ (Aus einem Briefe von Professor Dr. Renner-Göttingen, Sauppe's Hörer 1864—65).

Besonders eindrucksvoll wirkte auf die Hörer der hohe sittliche Ernst und die unbestechliche wissenschaftliche Treue und Wahrheitsliebe, mit der S. alles nur Halbwahre, alles nur Gleißende und Verführerische abwies. (Nach L. Gurlitt, Der Deutsche und seine Schule.) „Seine Gelehrsamkeit war schier unergründlich und ging ebensosehr in die Breite wie in die Tiefe. Er war einer der Letzten, die ein lebendiges und dabei so künstlerisch empfundenes Latein sprachen und schrieben. . . Sein Vortrag war von schlichter Klarheit und Anspruchslosigkeit. Selbst Anfänger konnten ihm mühelos folgen. Dabei führte er seine Hörer in die schwersten Probleme seiner Wissenschaft ein. Mit scharfem Striche bezeichnete er die Grenze, wie weit die sichere Erkenntniß reiche, und formulirte dann klar das Wesen und die Schwierigkeit der noch ausstehenden Lösung, die zu suchen er uns mit freundlichem Lächeln allen Ernstes ohne jede Geringschätzung einlud. So blieb er geistig jung bis ins hohe Greisenalter und lebte mit seinen Studenten bis zum letzten Athemzuge im lebendigen Gedankenaustausche“ (L. Gurlitt).

Noch bleibt eine Seite von Sauppe's akademischer Thätigkeit zu erwähnen, welche für ihn besonders charakteristisch war, die Leitung des pädagogischen Seminars. S. hatte in seiner reichen Schulerfahrung einen offenen Blick für die Bedürfnisse der Schule und des höheren Lehrerstandes gewonnen. Darum empfand er bei Antritt seines akademischen Lehramts die Verpflichtung, auch seine pädagogische Erfahrung seinen Schülern mitzutheilen. Hatte er doch in erster Linie die künftigen Gymnasiallehrer des damaligen Königreichs Hannover zu unterrichten. Darum begründete er das pädagogische Seminar, in welchem er es sich zur Aufgabe machte, seinen reiferen Schülern, wie sie selbst aus Anlaß seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums von ihm rühmen, im Hinblick auf die höchsten Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts Liebe zur Jugend und Lust zu treuer Pflichterfüllung ans Herz zu legen, damit sie als Lehrer an ihrem Theil zur Wohlfahrt unseres Vaterlandes nach Kräften beitragen möchten, und ihnen zur Erreichung dieses erhabenen Zieles aus dem Schatze seiner reichen Kenntnisse und seiner langjährigen praktischen Erfahrung bewährte Rathschläge zu spenden und so Lehrer heranzubilden, die in seinem Geiste zu wirken entschlossen sind. Wie stattlich die Zahl der Männer ist, die durch dieses pädagogische Seminar, das nur sechs ordentliche Mitglieder gleichzeitig aufnahm, gegangen sind, kann das kostbare Album mit den

Photographien von 152 Mitgliedern lehren, welches die Seminarmitglieder 1883 ihrem Lehrer darbrachten, und welches unter den Acten dieses Seminars, das jetzt längst mit dem pädagogischen Seminar am Gymnasium zu Göttingen vereinigt ist, auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen aufbewahrt wird. Rechnen wir zu diesen 152 Namen noch die etwa 46 Mitglieder hinzu, die ihre Photographie damals nicht einsenden konnten, sowie die weiteren etwa 46 Mitglieder des Seminars von 1883—1890, so haben wir mit 244 näheren Schülern einen natürlich noch viel zu niedrig gegriffenen Maßstab von Sauppe's akademischer Lehrthätigkeit. In der That dürfte es zur Zeit kaum ein Gymnasium in der Provinz Hannover, im Herzogthum Braunschweig, in Hamburg, Lübeck, Bremen geben, an dem nicht Schüler von S. lehrten.

So war also seine akademische Wirksamkeit eine umfangreiche und gesegnete. Zahlreiche Schüler haben ihm oft einen Tribut ihrer Dankbarkeit abgestattet, niemals glänzender als in der „Satura Philologa“, die zu seinem siebzigsten Geburtstage 1879 erschien. Sie vereinigt Beiträge von den beiden früheren Göttinger Collegen E. Curtius und C. Wachsmuth und den Schülern F. Blaß, W. Gurlitt, R. Hirzel, W. Dittenberger, E. Hiller, U. Koehler, R. Schöll. Neben ihnen sind noch eine große Menge klangvoller Namen im Reiche der Wissenschaft zu nennen, die Sauppe's Schüler waren.

Ueber den äußeren Verlauf dieser letzten und reichsten Periode von Sauppe's Leben müssen hier wenige Andeutungen genügen. Es war das stille Gelehrtenleben eines unendlich fleißigen Mannes, der einmal von sich sagt: „Darum hasse ich alles Schönthun mit Worten und äußerem Treiben und erscheine deshalb häufig viel kälter und theilnahmloser, als ich im Inneren es bin. Grade wo ich wirklich empfinde und von einem Gefühle erfüllt bin, denk' ich, brauche es der äußeren Zeichen nicht, es werde sich schon in seinen Wirkungen von selbst zeigen.“

Die akademischen Ehren wurden ihm bald und reichlich zu Theil, drei Mal war er Prorector, 1859/60, 1860/61, 1873, bei der Eröffnung der Universität Straßburg, bei dem Universitätsjubiläum in Zürich, bei der goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelm's I. vertrat er als Deputirter die Georgia Augusta.

Auch als guter Bürger im griechischen Sinne des Wortes erwies er sich jederzeit. Schon in der Schweiz hatte er an dem lebhaft bewegten politischen Leben jener Tage Antheil genommen, in Weimar war er als Stadtverordneter thätig gewesen, in Göttingen fehlte er niemals, wo es galt, der nationaldeutschen Hoffnung Ausdruck zu verleihen. Als 1866 die kleine Universitätsstadt im Centrum der weltgeschichtlichen Ereignisse stand, die eine letzte Etappe auf dem Wege zur deutschen Einheit bedeuteten, da ist er nicht müde geworden, an seinem Theile mitzuarbeiten, um die Noth jener Kriegszeit seinen Studenten tragen zu helfen. Als aber Göttingen dann eine preußische Stadt geworden war und infolge davon die gesellschaftlichen Beziehungen unter den Professoren völlig zerrüttet waren, da war S. einer der Führer derer, die jene Ereignisse hoffnungsfreudig begrüßten und 1873 das Mittwoch-Kränzchen begründeten, in dem S. nicht weniger als 34 Vorträge gehalten hat. Und als dann 1870 der große Krieg begann zur Krönung des deutschen Einheitswerkes, das S. sein langes Leben hindurch ersehnt hatte, da sandte auch er einen Sohn in das Feld und sollte ihn schon Ende October schwer verwundet in den Schlachten vor Metz wiedersehen. Wie ein Wunder erschien es, als es der Kunst der Aerzte gelang, ihn wiederherzustellen und ihm den Gebrauch der Beine wiederzugeben.

Kleinere Reisen unterbrachen später alljährlich die Semesterarbeit. Sie galten dem Besuch des Sohnes in Schlesien, kleineren Ausflügen zum Rhein oder zu

den Philologenversammlungen. 1862 sah S. zum ersten Mal die alte Heimath Zürich wieder, regelmäßig suchte er später die Alpen auf und kehrte viele Jahre als Curgast in Tarasp wieder. Nach Florenz und Rom führte ein Osterausflug 1868.

Eine wahrhaft große Freude und Erhebung aber war dem Vierundsechzigjährigen beschieden, als er, begleitet von dem Schüler und Freunde Rudolf Schöll, am 10. März 1875 seinen Fuß im Peiräeus auf griechischen Boden setzen durfte. „Früh auf der Akropolis“, so schreibt er am 10. April, „getheilt zwischen Abdrücken von Inschriften . . . und der Bewunderung der gewaltigen, doch zur Schönheit bezwungenen Masse des Parthenons, dessen Größe und wahrhaft riesenhafte Conception man erst in der Nähe faßt und durch Vergleichung mit dem an und für sich großen Erechtheum begreift. Der Gedanke des Pheidias ungeheuer, der Eindruck viel großartiger, als der der Peterskirche in Rom. Aussicht auf das dunkelblaue Meer köstlich“, und wieder „Immer wieder zog uns ein Blick auf Meer, Himmel und Berge in Bewunderung und Entzücken von der Kunst in die Natur. Die Lage der Akropolis ist einzig in ihrer Art, wie eine stolze Herrscherin überblickt sie in einsamer Schönheit Berge um sich, Städte und Fluthen, Inseln, die sich bis weithin zum Peloponnes erstrecken.“ „Ein lebendiges Bild [von Athen] beginnt sich in mir zu gestalten.“ „Eigenthümlich war für mich auch die Empfindung fast bei jedem näheren Zusehen irgend einen alten Bekannten von Inschriftsteinen zu erblicken [auf der Akropolis] und so sich heimisch zu fühlen unter den Zeugen jener fernen Zeiten.“ So schreibt hochbeglückt der Mann, der schon 1844 Leake's Topographie von Athen übersetzt und 1846 die grundlegende Abhandlung über die städtischen Demen Athens geschrieben hatte! Unter Führung von R. Schöll, O. Lüders, C. Robert und seiner griechischen Schüler Mylonas und Pantazides studirte S. unermüdlich Athen und seine Umgebung, kletterte auf das Pentelikon hinauf, besuchte Mykene, Tiryns und Argos. Die Reisebriefe an die Gattin sind voll von den gewaltigen Eindrücken dieser Reise.

Besonders schön aber sind die Worte, mit denen S. bald nach seiner Rückkehr in seiner akademischen Festrede zur Preisvertheilung im Juni Zeugniß ablegte von der erhabenen Schönheit des Parthenon und von dem Fortschritt rein menschlicher Entwicklung in der Geschichte Athens.

Er stand auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit. Freilich häufte sich auch die Arbeit in Sitzungen und Ausschüssen jeder Art, in der Redaction der Göttingischen gelehrten Anzeigen, in dem Vorsitz der Gesellschaft der Wissenschaften (seit Wöhler's Tod 1883). Immer neue Generationen von Schülern sah er an sich vorüberziehen, die Zeit schien spurlos vorüberzugehen an diesem seltenen Manne. Auch in seiner Familie war ihm nach schwerem Leid vergangener Jahre nun vergönnt viel Freude zu erleben. Sein Sohn Heinrich gründete sich nach seiner Genesung von den Wunden ein eigenes Heim in Schlesien, wo er auf den Besitzungen der Großherzogin von Weimar einen schönen Wirkungskreis gefunden hatte. Der erste Schwiegersohn und frühere Schüler von Weimar, der Geologe C. v. Seebach wirkte in Göttingen, bis ihn die tückische Krankheit 1880 zu früh den Seinen entriß. 1886 war die Hochzeit der jüngsten Tochter mit dem Mathematiker H. v. Mangoldt, jetzt in Danzig. Dann kamen die Ehrentage, wie sie ein langes Leben mit sich bringt, das fünfzigjährige Doctorjubiläum, die goldene Hochzeit 1888, gefeiert durch ein großes Fest, zu dem U. v. Wilamowitz-Moellendorff und G. Roethe das Festspiel gedichtet hatten, gerade so wie einst zur silbernen Hochzeit E. Curtius („Die Epheben von Eleusis“ mit Chören von Ph. Spitta).

Damals schrieb R. v. Ihering die schönen Worte an S.: „Sie sind mir stets als das Muster eines ächten Gelehrten, pflichttreuen Lehrers und ganzen Mannes erschienen. . . Wo es in Göttingen gemeinnützige Unternehmungen und edle, humane Zwecke galt, habe ich den Namen Sauppe stets in erster Linie gefunden.“

Auch nach dem achtzigsten Geburtstag dachte S. nicht daran, die akademische Lehrthätigkeit aufzugeben. Kaum häufiger als sonst erschien am schwarzen Brett der wohlbekannte lateinische Anschlag, daß er durch die pituita molesta gezwungen sei, eine Stunde auszusetzen.

Den vollen Eindruck seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seines umfassenden Wissens empfingen besonders vertraute gereiftere Schüler, die er etwa in Form eines philologischen Kränzchens um sich versammelte, wie im Sommer 1862, wo W. Dittenberger an der Spitze eines Kränzchens stand, an dem R. Schöll, O. v. Bamberg u. A. theilnahmen.

Der Zugang zu seiner Studirstube stand nach wie vor vom frühen Morgen an jedem Schüler offen, und keiner verließ das trauliche Zimmer mit seinen werthvollen Bücherschätzen, die nun längst den philologischen Grundstock der Universitätsbibliothek von Bryn-Mawr bilden, ohne Rath und Ermunterung in allen wissenschaftlichen Fragen erhalten zu haben. Ja selbst die persönlichen Angelegenheiten und Sorgen durften gar viele dem verehrten Lehrer vortragen und fanden bei ihm stets freundliches Gehör. Diese außeramtliche Thätigkeit als Freund und Berather seiner Hörer nahm mit der Zeit einen solchen Umfang an, daß Viele nach bestandenem Examen von S. eine vorläufige Versorgung oder Anstellung als Hauslehrer erbaten und oft erhielten, wie denn Sauppe's gewichtige Empfehlung so bekannt und gesucht wurde, daß von weit her Fürsten und Grafen, Erziehungsinstitute und staatliche Schulbehörden sich an den Göttinger Professor wandten mit Anfragen nach geeigneten Lehrkräften. Für diese Extrathätigkeit hätte S. sich wirklich oft einen Secretär halten können! Auch sie aber ist ein Zeugniß von der allgemeinen Werthschätzung, deren sich S. auch als Menschenkenner erfreute. Berühmt war in dieser Beziehung Sauppe's Gedächtniß für die große Zahl seiner ehemaligen Schüler, von dem Karl Dilthey einmal mit Bezug auf einen Examenscandidaten schreibt: „Oder wissen Sie mit Ihrem Feldherrngedächtniß für die Leute, die Ihnen einmal vor die Augen gekommen, etwas von ihm?“

Wer ihn aber gekannt hat, den freundlichen kleinen Mann am Stehpult, wie er unermüdlich war im Eingehen auf jede Frage des rathsuchenden Seminarmitglieds, wer seine Handexemplare durchblättert hat mit den feinen Notizen, dem Ertrage von mehr als fünfzigjährigen täglichen Studien, wer ihn in Gesellschaft gesehen hat, die er so liebte, und hörte, wie er voll Interesse für Jeden das rechte Wort hatte, für die junge Balldame wie für den gelehrten Collegen, der wird ihn niemals vergessen, der glaubt seine freundliche Stimme noch zu hören! Sein Name wird nach seinem friedlichen Heimgange am 15. September 1893 — die Gattin war ihm nur wenige Wochen vorausgegangen — auch äußerlich mit der Georgia Augusta fortleben durch die Sauppe-Stiftung, die aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums geschaffen wurde von Schülern, Freunden und Verehrern, und ihren besonderen Zweck und ihre Statuten empfangen hat nach Hermann Sauppe's Angaben. Sie dient, wie das ganze Leben des Mannes, dessen Namen sie trägt, dazu, dem Studium der classischen Alterthumswissenschaft zu Göttingen immer neue Belebung zu schaffen durch Verleihung von Reisestipendien zum Besuche des classischen Südens.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Gedächtnißrede auf Hermann Sauppe, Nachr. der kgl. Gesellsch. der Wissensch., Göttingen 1894. — G. Lothholz, Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. Gütersloh 1897, S. 433 ff. — Das werthvollste biographische Material verdanke ich Fräulein Hedwig Sauppe in Göttingen, welche als die vertraute Gehülfin ihres Vaters ihm in ganz einziger Weise nahe stand und mir sowohl ihre eigenen ausführlichen biographischen Aufzeichnungen über Sauppe's Leben, die ich oft wörtlich benutzte, als auch zahlreiche Papiere und Briefe Sauppe's anvertraut hat. Den wissenschaftlichen Nachlaß durfte ich auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen benutzen; er ist katalogisirt von W. Meyer, Katalog der Handschriften des preußischen Staates, Bd. II. — H. Sauppe's Ausgewählte Schriften erschienen Berlin 1896 gesammelt von Konrad Trieber, der S. 829 f. auch ein annähernd vollständiges Verzeichniß der gesammten Schriften gab. Erich Ziebarth.

Schack*): Adolf Friedrich Graf von Sch., Dichter, Uebersetzer, Historiker und Kunstsammler, geboren am 2. August 1815 auf dem Familienmajoratsgute in Brüsewitz in Mecklenburg, unvermählt gestorben zu Rom am 14. April 1894.

Das freie Aufwachsen des Knaben auf dem einsamen Landsitz in Feld und Wald entwickelte früh seinen lebhaften Natursinn, der durch den ersten Hauslehrer bald auch nach der naturwissenschaftlichen Seite hin gelenkt wurde. Den wichtigsten Einfluß jedoch schreibt Sch. selber der Erzieherin seiner beiden ungefähr gleichaltrigen Schwestern — die dritte und ein Bruder kamen erst viel später zur Welt — zu, Hedwig Dragendorff. Durch die Widmung seines poetischen Hauptwerkes, der „Nächte des Orients", hat Sch. noch 1874 der treuen Freundin gedankt, die den Knaben zuerst in die Welt der Märchen und Sagen eingeführt, mit weisen Lehren den jungen Geist genährt und, indem sie seinen angeborenen dichterischen Sinn stärkte, doch auch dessen Ueberschwang auf das richtige Maß zurückzuführen verstanden habe. Hedwig Dragendorff „vereinigte Liebe zur Musik und bildenden Kunst, besonders der Malerei, mit einem gleich eingehenden Verständnisse der Poesie und der Litteratur im allgemeinen". Besonders an Homer, Schiller's „Räubern" und Jugendgedichten, Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Werthers Leiden" begeisterte sich der Knabe, der schon von seinem zehnten Jahre an Trauerspiele und Epen auszuarbeiten begann. Stolberg's Beschreibung seiner italienischen Reise erweckte dagegen zuerst des eifrigen jungen Lesers Sehnsucht, fremde Länder zu sehen. Die Eltern waren weder von dieser Reiselust, noch von den poetischen Neigungen ihres Sohnes sehr erbaut. Als der Vater mecklenburgischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. wurde, brachte er seinen Sohn auf das berühmte hallesche Pädagogium. Aber dieser fühlte sich in der frommen Anstalt höchst unbehaglich und war froh, als er seine Gymnasialstudien in Frankfurt fortsetzen und dort 1834 beenden durfte. Da die Eltern seinen Eintritt in den Staatsdienst wünschten, mußte er Jurisprudenz studiren. Aber wenn er auch erst in Bonn, dann in Heidelberg und Berlin juristische Vorlesungen belegte, so trieb er doch eifrig seine Lieblingsstudien, Geschichte und Sprachen. 1838 trat er als Referendar beim Kammergericht in Berlin ein. Nach dieser Vorbereitungszeit eröffnete sich ihm die diplomatische Laufbahn. Wenn der Dienst als Attaché der mecklenburgischen Gesandtschaft erst in Frankfurt, dann in Berlin wenig Anregung bot, so gewährte die amtliche Theilnahme bei den Unionsverhandlungen in Erfurt 1850 doch

*) Zu Bd. LIII, S. 728.

schmerzlich lehrreichen Einblick in die Stürme und Schwierigkeiten der deutschen Einheitsbestrebungen. Nach dem Tode des Vaters schied Sch. aus dem Amte aus, um als Legationsrath a. D. und mecklenburgischer Kammerherr nun völlig frei seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen zu leben.

Schon gleich nach dem Abiturium hatte er das erste Mal das ersehnte Italien schauen dürfen; weitere Reisen nach Paris, Südfrankreich, Italien folgten. An eine 1839 unternommene Mittelmeer- und Orientreise schloß sich ein anderthalbjähriger Aufenthalt in Spanien an, während dessen er sich mit den älteren spanischen Dramen vertraut zu machen begann. Auf der Heimkehr wurde zum ersten Male England besucht. Wieder kam er zu längerem Aufenthalt 1865 nach Spanien und als kundiger Reisebegleiter seines jungen Landesherrn, des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin 1871 in den Orient. Schack's Wunsch, Indien zu sehen, blieb unerfüllt, aber wiederholt hat er Palästina und Aegypten, Sicilien, Spanien und Portugal wie England besucht; Deutschland durchquerte er von einem Ende zum andern. Ueberall verband er mit dem eifrigen Studium der Museen, Bibliotheken und Archive die Bekanntschaft bedeutender Männer, nicht bloß die von Malern, Dichtern und Gelehrten, sondern auch von politischen Führern. Seiner Freundschaft mit Mazzini, dessen Charakter er warm verehrte, hat er in einem eigenen Buche „Joseph Mazzini und die italienische Einheit“ (1891) ein Denkmal gesetzt. Von Garibaldi's heroischer Vertheidigung Roms im J. 1849 konnte er als bewundernder Augenzeuge berichten. Sch. pries es als höchste Schicksalsgunst, daß er die erfolgreichen Kämpfe um die Einheit Italiens und Deutschlands mit erlebt habe. In den „Plejaden“, wie in „Lothar“ und „Durch alle Wetter“ feierte er das Ringen um die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens. Seine schwärmerische Liebe für Hellas und Indien, für alles Große und Schöne der Vergangenheit hielt ihn niemals ab, mit voller Seele sich für die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft und alle Fortschritte der Mechanik zu begeistern. Auf politischem und noch mehr auf religiösem Gebiete war der 1876 von Kaiser Wilhelm I. in den Grafenstand erhobene mecklenburgische Junker jederzeit durchaus freiheitlich gesinnt. Seine Vertiefung in die Religionsgeschichte der Hellenen, Inder, Perser, Araber und die Religionskriege der christlichen Confessionen machten ihn zum entschiedenen Gegner aller kirchlichen Dogmen. In einem seiner gedankenreichsten Gedichte klagte er den Apostel Paulus als den Verderber von Jesus' Heilslehre an.

Wenn Sch. trotz seiner Freiheitsliebe der Einladung König Maximilian's II. von Baiern nach München folgte, so hat wohl die Erinnerung an die kunstverschönten Fürstenhöfe der Renaissance ihn zu dem Entschlusse mitbestimmt. Außer manchen anderen Umständen war es vor allem der Gesundheitszustand des edlen Fürsten, welcher die Erfüllung der auf dessen geistige Tafelrunde gesetzten Hoffnungen vereitelte. Sch. aber schlug, wie sehr er auch nach wie vor seiner Reiselust nachgab, doch von 1858 an in München seinen dauernden Wohnsitz auf. Durch den genialen Architekten Gedon ließ er sich in der äußeren Briennerstraße im Renaissancestil das Haus für seine Gemäldesammlung bauen. Ihre Geschichte hat er 1881 (7. Aufl. 1894) selbst beschrieben. Als 1864 Richard Wagner sein Nachbar wurde, hat Sch. allein und im Gegensatze zu dem ganzen von König Maximilian hinterlassenen Kreise dem angefeindeten und verfolgten Meister bewunderndes Verständniß entgegengebracht.

Aber auch S. selber fühlte sich öfters im Gegensatz zu manchen Erscheinungen des Münchner Lebens und mit Recht beleidigt durch das taktlose Benehmen, mit dem die königliche Intendanz des Hoftheaters Schack's und Heyse's mann-

haftes Eintreten für die Verleihung des Maximiliansordens an Anzengruber zu strafen suchte. Die Folge dieser Verstimmungen war Schack's Testament, in dem er seine Gemäldesammlung Kaiser Wilhelm II. vermachte. Zwar hat der Kaiser die Galerie, Schack's Absicht entgegen, in München gelassen, aber leider wurde sie 1909 von ihrer historischen Stätte entfernt, um die prunkenden Festräume des neuen preußischen Gesandtschaftsgebäudes in der Prinzregentenstraße zu zieren.

Wenn zunehmende Augenschwäche dem Grafen selber in seinem letzten Jahrzehnt den Genuß der erworbenen Bilderschätze beeinträchtigte, so hat es nach seinem Tode nicht an Angriffen auf den Sammler Sch. gefehlt. Am schärfsten haben diese in Adolf Wilbrandt's Roman „Hermann Iffinger“ und in Franz v. Lenbach's „Gesprächen und Erinnerungen“ (mitgetheilt von W. Wyl Stuttgart 1904) Ausdruck gefunden. Aber auch Schack's eigene Briefe an die Mutter Anselm Feuerbach's stellen ihrem Schreiber kein günstiges Zeugniß aus. Allein wenn Sch. auch die Nothlage junger Künstler ausgenützt, in seinem Mäcenatenthum sich manche Blößen gegeben haben mag, so darf man deshalb sein Verdienst nicht gering einschätzen. Er hat für die Kunst und die deutschen Künstler mehr gethan als von seinen sämmtlichen deutschen Standesgenossen in Jahrhunderten geschehen ist und die reich gewordene Bourgeoisie bis jetzt in Deutschland gethan hat. Schack's Bewunderung für die großen Meister der Renaissance, die ihn zum Erwerb von Copien anspornte, hat ihn keineswegs zu einer oft geübten gelehrten Verkennung der Gegenwart verführt. Die Schätzung des Alten hat ihn nicht abgehalten, Genelli's, Feuerbach's, Böcklin's Werke anzukaufen zu einer Zeit, in der Niemand etwas von den heute Gefeierten wissen wollte. Der Dichter-Componist Cornelius hat in seiner Charakteristik Bonaventura Genelli's das Wort seines großen Oheims Peter Cornelius überliefert: „Wir Künstler alle können dem Baron Schack nicht genug dankbar sein für das, was er an Genelli thut!“ Und der Neffe fügt hinzu, jene Dankbarkeit solle ein Segment in dem Gesinnungs- und Anschauungskreise aller Gebildeten werden. Der Gemäldebestand der Schackgalerie spricht entschiedener und dauernder zu Gunsten des Sammlers, als alle Vorwürfe aus Künstlerkreisen gegen die Art, wie Sch. gesammelt hat, beweisen können. Aber auch Schack's Dichtungen und Aufsätze thun dar, daß seine Liebe zur bildenden Kunst von echter Kennerschaft begleitet war.

In den drei Sammlungen „Pandora“ (1889), „Mosaik“ (1891), „Perspektiven“ (2 Bde. 1894) hat Sch. seine kleineren litterargeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Studien vereint. Die drei Bände seines wissenschaftlichen Hauptwerkes „Geschichte des spanischen Dramas und Theaters“ sind schon 1845/46 (Berlin) erschienen, in der zweiten Ausgabe unter dem Titel „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ (Frankfurt a. M. 1854/55). In den Vorreden zu einer dreibändigen Auswahl aus Calderon's Werken und zur Neuausgabe seines „eigenen spanischen Theaters“ (1845, 2 Bde.) hat er 1886 nochmals Gelegenheit genommen, sein revidirtes Urtheil über das in der Jugend überschwänglich bewunderte Drama der Spanier darzulegen. Aber schon zur Zeit der Abfassung des auf ausgedehnter Quellenforschung vortrefflich aufgebauten großen Werkes hatte er eine ebenso gründliche Geschichte des englischen Dramas und Theaters zur Vergleichung und Kritik des spanischen geplant. Als Ersatz für dies nicht ausgeführte zweite Werk gab er 1893 verdeutschte Bruchstücke aus „den englischen Dramatikern vor, neben und nach Shakespeare“.

Wenn Sch. im Drama die Blüthe der christlichen Dichtung Spaniens

sah, so hatte doch schon der erste Besuch der Alhambra ihn mit Liebe für das Spanien der Mauren erfüllt. Aus gründlichen Studien arabischer Dichter und Historiker gingen 1865 die zwei Bände „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ (2. Aufl. 1877) hervor, denen sich 1889 die zweibändige „Geschichte der Normannen in Sicilien“ anreihte. 1888 hatte Sch. seine Autobiographie „Ein halbes Jahrhundert; Erinnerungen und Aufzeichnungen“ (3 Bde.) veröffentlicht, die allerdings mehr glänzende Reiseschilderungen als Berichte über des Dichters inneres Leben und seine Entwicklung enthielten. Zu den den Prosaschriften eingereihten Uebersetzungen und den dramatischen Uebertragungen gesellt sich die lange Reihe selbständiger Verdeutschungen von Dichtungen. Als Hauptarbeit ist die meisterhafte Nachbildung der „Heldensagen und epischen Dichtungen von Firdusi“ zu rühmen (1851/52, 3. Aufl. 1877). Dem persischen Epos reiht sich die Verdeutschung indischer Sagen („Stimmen vom Ganges“, 2. Aufl. 1877) und der „Strophen des Omar Chijam“ (1878) an. Die Sammlung „Orient und Occident“ (1890) enthält im ersten und dritten Bande das persische Epos „Medschnun und Leila“ und das indische „Raghuvansa“, im mittleren ein modernes portugiesisches Epos. Einen „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ hatte Sch. bereits 1860 im Verein mit Geibel verdeutscht. In den beiden Bänden der „Anthologie“ (1893) gab er Nachbildungen arabischer, italienischer, englisch-amerikanischer, französischer und spanisch-portugiesischer Lyrik.

Wenn Rückert neben den von Sch. beherrschten orientalischen Sprachen: Arabisch, Persisch, Sanskrit, auch noch aus dem Chinesischen übersetzte, so hat Sch. dafür auch aus allen westeuropäischen Sprachen und aus dem Griechischen übertragen. Kein Dichter irgend einer Litteratur hat als Uebersetzer gleich weite Gebiete beherrscht. Wenn Sch. trotz seiner Vorliebe für Platen orientalische Versformen vermied, so geschah es nicht wegen der formalen Schwierigkeiten, sondern zur Vermeidung des Fremdartigen (vgl. Hubert Tschersig, Das Gasel in der deutschen Dichtung, Leipzig 1907: Breslauer Beiträge zur Litteratur-Geschichte XI, 208 f.; Artur Remy, The Influence of India and Persia on the Poetry of Germany, New-York 1901: Columbia University Germanic Studies I, IV, 74 f.). Schack's Firdusi-Nachbildung steht als eine Meisterleistung unserer Uebersetzungskunst neben Voß' Homer und Schlegel's Shakespeare. Von Schack's Stellung zum Orient unterrichtet am besten seine Studie „Die erste und die zweite Renaissance“ in der „Pandora“, vielleicht die tiefgreifendste seiner geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Wie Sch. von der hohen Warte seiner universellen Bildung aus die Entwicklung der Menschheit in Kunst und Denken, religiöser und politischer Freiheit voll leidenschaftlicher Theilnahme als Geschichtskundiger stets vor Augen hat, das spiegelt sich in seinen Dichtungen wie in seinen Prosaschriften fortwährend wieder. Aber wenn einerseits die hohe persönliche Cultur des Dichters fast allen seinen Dichtungen werthvollen Gehalt verleiht, so birgt diese innige Vertrautheit mit allem Großen der Weltlitteratur und bildenden Kunst doch auch eine Gefahr für das eigene dichterische Schaffen. Schack's Aufsatz „Ein Wort über die Lyrik“ zeigt, wie hoch er die Gedankenlyrik über das einfach empfindende Lied stellte.

Sch. hat sowohl seine Dichtungen wie Uebersetzungen lange zurückgehalten und umgearbeitet, ehe er an die Veröffentlichung ging. So kam es, daß, nachdem 1866 die erste Gedichtsammlung vorangegangen war, von 1869 an eine große Anzahl Werke rasch nacheinander erschienen. 1882 hat er seine „Gesammelten Werke“ in sechs Bänden zusammengestellt, wozu schon 1884 zwei

weitere sich gesellten. Die dritte Auflage von 1897/99 umfaßt zehn Bände. Die unverdiente Gleichgültigkeit, welche Leser und Bühnen längere Zeit gegen seine Werke zeigten, hat der Dichter aufs schmerzlichste empfunden und seinen bitteren Unmuth darüber geäußert. Von seinen Dramen haben „Die Pisaner“ — der Stoff von Dante's „Ugolino“ — (1872) und „Timandra“ (Untergang des Sparterkönigs Pausanias, 1880) sich als durchaus bühnenwirksam erwiesen. Seine „Lustspiele“ (1891) würden die Probe wohl kaum bestehen. Als Lesedramen bedeutend erschienen dagegen seine beiden „Politischen Lustspiele“ (1873), in denen er die gescheiterten Einheitsbewegungen von 1848/49 — „Der Kaiserbote“ — und den Sturz des französischen Empire nach Sedan — „Cancan“ — nach dem Vorbilde von Aristophanes und Graf Platen in Ernst und Scherz behandelte (vgl. Kurt Hille, Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes, Leipzig 1907: Breslauer Beiträge zur Litteratur-Geschichte XII, 108f.). Auch im Epos hat Sch. sowohl die heitere („Romane in Versen“) wie die ernste Gattung gepflegt. Während „Durch alle Wetter“ (1870) mit köstlichem Humor und beinahe beispielloser Reimgewandtheit das Muster eines modernen komischen Epos schuf, muß das 1876 folgende „Ebenbürtig“ als mißlungen bezeichnet werden. Das Werthvollste hat Sch. jedenfalls im ernsten Epos geleistet. „Lothar“, der Erlebnisse eines in der Reactionszeit verfolgten Burschenschafters mit autobiographischen Reiseerinnerungen bringt (1872), war eine besondere Lieblingsarbeit des Dichters. In der Schilderung des Freiheitskampfes der Hellenen gegen die Perser ist ihm unter dem frischen Eindruck des deutsch-französischen Krieges in den „Plejaden“ (1881) ein Meisterstück von unübertrefflicher reiner Schönheit gelungen. In den großartigen „Nächten des Orients“ aber hat er 1874 seine eigene geschichtsphilosophische Anschauung und seinen siegesfrohen Glauben an ein Fortschreiten der Menschheit in einem traumhaften Miterleben der verschiedenen Weltalter in glänzenden Bildern vorgeführt. Zu diesem größeren Epos gesellen sich die kleineren Culturbilder in Versen, wie sie in den „Episoden“ (1869) und „Tag- und Nachtstücken“ (1884) des Dichters warme Theilnahme an Künstlern und Helden, Forschern und gelegentlich auch an den Leiden und Freuden gewöhnlicher Sterblicher zeigen.

Auf die ganze Dichtung Schack's haben seine Reisen und seine Leidenschaft für die Malkunst bestimmend eingewirkt. Den ausgeprägten Formsinn brauchte er nicht erst von dem durch Geibel geleiteten Münchner Dichterkreise zu empfangen; er hatte ihn schon vorher von seinem Liebling Platen und durch die großen romanischen Meister gelernt. In Verwendung geschichtlicher Stoffe berührt er sich wohl gelegentlich mit einem Mitgliede des Geibel'schen Kreises, mit Hermann Lingg; als Gesammterscheinung wäre er eher mit dem französischen Grafen Gobineau als mit irgend einem deutschen Dichter zu vergleichen. Gedankenreif und formvollendet, leidenschaftlich für alles Schöne und Große in Vergangenheit und Gegenwart begeistert, ein Kämpfer für geistige Freiheit und nationale Einheit, unablässig an der eigenen Bildung arbeitend, so hat der gelehrte Dichter in Uebersetzungen und freien Schöpfungen dauernd Werthvolles gerade in jenen Jahrzehnten veröffentlicht, in denen sonst ein Ermatten der deutschen Litteratur beklagt wird. Ein warmer Freund der classischen Dichtung hat er doch der modernen Strömung so volles Verständniß entgegengebracht, daß gerade Führer der jüngsten Litteraturgeschichte die rühmendste und beste Charakteristik seines Schaffens zugegeben haben.

Heinrich und Julius Hart, Graf Schack als Dichter: Kritische Waffengänge, 5. Heft. Leipzig 1883. — Aus der übrigen Litteratur seien noch angeführt: Josef Bendel, Graf v. Schack: Zeitgenössische Dichter. Stuttgart

1882. — Max Koch, Graf Schack: Sievers' Akademische Blätter. 1884. — F. W. Rogge, Schack. Eine litterarische Skizze. Berlin 1885. — Emil Brenning, Graf v. Schack. Ein litterarischer Essay. Bremen 1885. — Hans Lambel, Schack: Wiener Presse, 2. Aug. 1885. — W. J. Manssen, Schack. Ein patriotisches Charakterbild. Aus der holländischen Zeitschrift De Gids (Febr. 1888) übersetzt. Stuttgart 1888. — K. v. Reinhardstöttner, Schack und die romanische Litteratur. Beilage zur Allg. Zeitung 1894, Nr. 190. — Ludwig Fulda, Schack: Sonntagsbeilage Nr. 17 (Nr. 198) der Vossischen Zeitung 1894. — Erich Walter, Schack als Uebersetzer (mit reichen Litteraturnachweisen). Leipzig 1907: Breslauer Beiträge zur Litteratur-Geschichte, X. Bd.

Max Koch.

Schenck *): Peter Sch., einer der deutschen Buchdrucker die im 15. Jahrhundert die neu erfundene Kunst in Südfrankreich ausgeübt haben. Von seiner Person weiß man bis jetzt nichts Näheres, und was seine Druckerthätigkeit betrifft, so hat die neuere Forschung zu den früher bekannt gewesenen vier Drucken mit seinem Namen nur noch zwei solche zu Tage gefördert. Alle außer einem sind aus Vienne datirt; doch trägt nur einer, eine kleine Schrift: L'abuse au court, eine Jahreszahl: 1484, von den andern ist einer, des Jaques de Buguin Congé pris du siècle secutils, vermuthlich in das Jahr 1496 zu setzen. Alle diese Drucke, sowie zwei undatirte, die ihm noch zugeschrieben werden, enthalten französische Texte und sind für weitere Kreise bestimmt. Das Gleiche gilt auch von dem einen Druck, der nicht in Vienne entstanden ist. Derselbe, eine illustrirte Ausgabe der Istoire de Melusine, ist laut der Schlußschrift in Lyon entstanden und von Sch. im Verein mit Gaspar Ortuin, der dabei an erster Stelle genannt wird, hergestellt. Es wird, sicher mit Recht, angenommen, daß er älter ist als die Vienner Drucke, daß also Sch. in Lyon vor 1484 thätig gewesen. (Auch der Umstand, daß er hier noch nicht, wie Ortuin und wie er selbst in Vienne thut, sich maitre nennt, dürfte darauf hinweisen.) Was seinen Gesellschafter Ortuin betrifft, so legt der Name wie auch seine Verbindung mit Sch. die Annahme nahe, daß auch er ein Deutscher war, von dessen Herkunft man freilich auch nichts weiß. Er kommt in den Lyoner Steuerrollen vor, erstmals 1485, wobei aber zu beachten ist, daß vor diesem Jahre dort das Druckgewerbe nicht besteuert wurde, letztmals 1502. Sein Druckerzeichen stellt einen Hirsch dar, der von einem Weinstock frißt, von einem runden Rahmen eingefaßt, darüber ist ein Spruchband mit dem Namen: Gaspard ortuin; das Ganze ist von einem Quadrat mit schwarzem Grund umschlossen, dessen Ecken durch Laubwerk ausgefüllt sind. Nur wenige Drucke sind in dieser oder anderer Weise von Ortuin gezeichnet; doch wird ihm namentlich von Claudin (s. u.) noch eine ganze Reihe von nicht näher datirten Drucken zugeschrieben, deren ältesten Claudin in das Jahr 1481 setzt, während der jüngste die Jahreszahl 1495 trägt.

Vgl. A. Claudin, Histoire de l'imprimerie en France au XV^e^ et au XVI^e^ siècle, t. III, 1904, p. 379—424, wo im besonderen von Ortuin ausführlich gehandelt wird. Betreffs Peter Schenck's vgl. außerdem die bibliographischen Werke von Haine, Proctor und Copinger.

K. Steiff.

Schenck **): Wolfgang Sch. (seltener Schenk), ein Erfurter Buchdrucker und Buchhändler vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Geburts- wie Todesjahr sind unbekannt. Erstmals taucht er im J. 1480

*) Zu Bd. LIII, S. 749.
**) Zu Bd. LIII, S. 749.

auf, in dem er als Wolfgangus Schengk de Lipczk (Leipzig) in die Universitätsmatrikel von Leipzig eingetragen ist. Warum er später auf sein akademisches Bürgerrecht verzichtete, ist nicht ersichtlich. Dann kommt er erst wieder 1499 vor, und zwar nun als Buchdrucker in Erfurt. Hier war nach Braun (s. u.) schon 1493 ein Hans Schenck als Buchdrucker thätig gewesen, ohne daß jedoch Drucke von ihm bekannt wären; es ist nicht unmöglich, daß dies sein Vater oder etwa auch sein Bruder war. Wolfgang Sch. entwickelte als Buchdrucker von 1499—1507, aus welchem Jahr sein letzter datirter Druck stammt, eine nicht unbedeutende Thätigkeit — wir haben gegen 50 Drucke gezählt, die aus seiner Presse stammen — und zwar stellte er letztere fast ausschließlich in den Dienst der Universität und des damals an derselben aufblühenden Humanismus. Dem Vorgang der Humanisten folgend, übersetzte auch er seinen Namen, indem er sich auf mehreren Drucken Lupambulus Ganimedes, Lup. Pocillator, Lup. οινοχοος nannte. Bemerkenswerth ist, daß Sch. zwar nicht, wie man auf Grund einer Stelle in einem seiner Drucke vielfach annahm, der Erste war, der griechischen Druck in Deutschland anwandte, wenn auch noch ohne Spiritus und Accente, aber doch einer der Ersten. Denn er that dies schon in seiner ersten Zeit, in dem Interpretatorium in Psellum des Nik. Marschalk von 1499, einem Druck, dem er dann sofort eine Anzahl anderer, gleichfalls mit griechischen Typen folgen ließ. Da hierunter auch Elementarbücher zur Einführung ins Griechische waren, so kann man wohl sagen, daß Sch. an seinem Theil dazu beigetragen hat, der Kenntniß dieser Sprache in Deutschland Bahn zu machen. Gleich von Anfang an führte er auch ein Druckerzeichen: ein quadratisches schwarzes Feld, in dem sich, durch weiße Linien eingefaßt und selbst von weißen Linien gebildet, ein nach unten runder Schild befindet, in diesem wieder drei kleine weiße Schilde, darüber das astronomische Zeichen des Sternbildes der Wage; in den unteren Ecken der quadratischen Einfassung die Buchstaben WS. (Reicher ausgeführt findet sich dieses Druckerwappen nach Bauch a. u. a. O. S. 364 in den Regule congruitatum s. a., indem der größere Schild von zwei Bischöfen gehalten und das Ganze von zwei gothisch stilisirten Bäumen umrahmt wird.) Neben dem Buchdrucke trieb Sch. aber auch einen Bücherhandel; denn als er 1504 zum Bürgerrecht in Leipzig zugelassen wurde, heißt er „buchfurer“, wobei nicht etwa an einen anderen Träger des Namens Sch. zu denken ist, da im Verzeichniß der Steuerrestanten von 1507 bei seinem Namen steht: ist zu erfurt. Die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu seiner Vaterstadt galt jedenfalls den Zwecken seines Bücherhandels. Kurze Zeit hatte er in Leipzig auch eine Commandite, bei Jak. Thanner. Freilich viel gewonnen scheint W. Sch. weder durch Buchdruck noch durch Buchhandel zu haben; sonst wäre er wohl nicht von 1507 an seine Leipziger Bürgersteuern schuldig geblieben. Letztmals ist er uns 1510 begegnet; seine Presse ging ihrem wichtigsten Bestande nach an Matth. Maler (s. o. Band XX, S. 138) über. Ob die Drucker Wolfgang und Nikolaus Sch., von denen nach Braun der eine um 1560, der andere bis 1608 in Erfurt vorkommt, irgendwie mit unserem W. Sch. zusammenhängen, muß dahingestellt bleiben.

Vgl. J. Braun, Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurts im 15. bis 17. Jahrh., im Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels X, 1886, S. 73 ff. — G. Bauch, Wolfg. Schenck u. Nic. Marschall, im Centralblatt für Bibliothekswesen, XII. Jahrg., 1895, S. 354 ff. — Ders., Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus, 1904 (s. Reg.) u. das gen. Archiv an verschiedenen Stellen (s. das Gen.-Reg. im 20. Band). — Die von Braun und Bauch gegebenen Listen der Schenck'schen Drucke

finden durch die bibliographischen Werke von Hain, Panzer, Weller, Proctor und Copinger Ergänzung. K. Steiff.

Schenk*): Karl Sch., schweizerischer Bundesrath, wurde am 1. December 1823 in der Stadt Bern geboren, wo sein Vater Christen Schenk, ein Mann von ungewöhnlichen Anlagen und großer Strebsamkeit, im Zwingelhof der alten Stadtbefestigungen den Beruf eines Mechanikers betrieb. Dieser war aus seiner Heimath Signau im Emmenthal eingewandert, wo er als Sohn eines bescheidenen Landwirthes und Webers nur eine nothdürftige Schulbildung erhalten hatte. Schon frühzeitig verrieth aber Christen Sch. ein großes mechanisches Talent, das er mit eiserner Ausdauer weiter auszubilden suchte. Als er dann in Bern einen weiteren Wirkungskreis gefunden hatte, wurde er durch die von ihm erfundenen Saugspritzen bald auch im Ausland bekannt und hätte sich, wie später sein Bruder Ulrich, dadurch ein großes Vermögen erwerben können, wenn er sich auf die bloße industrielle Herstellung dieses Artikels verlegt hätte, statt jedes einzelne Exemplar mit neuen Verbesserungen zu versehen und immer wieder Versuche auf den verschiedensten Gebieten zu machen, wofür er sich ein eigenes physikalisch-chemisches Laboratorium eingerichtet hatte und eifrig wissenschaftliche Werke studirte. So lebte er in keineswegs glänzenden Verhältnissen, als ihm 1830 seine Frau von vierzehn lebenden Kindern wegstarb. Da ihm die nothwendige Zeit fehlte, um sich mit der Erziehung seiner Kinder so eingehend zu befassen, wie er es wohl gewünscht hätte, entschloß er sich im J. 1832, seinen Sohn Karl mit einem älteren Bruder der auch in Bern bekannten Kuller'schen Erziehungsanstalt in Kornthal (Württemberg) anzuvertrauen. Schon 1834 folgte Christen Sch. seiner Frau im Tode nach.

Nun fragte es sich, was aus dem erst elfjährigen Karl, dem jüngsten der vierzehn Kinder, werden sollte, und man darf es den Behörden seiner Heimathgemeinde zur Ehre anrechnen, daß sie den Bitten des Knaben nachgaben und einen verhältnißmäßig beträchtlichen Theil des bescheidenen Erbes für seine weitere Ausbildung bewilligten, damit er sich auf das Studium der Theologie vorbereiten könne. Vor der Hand wurde er noch in Kornthal, dann im Institut der Gebrüder Paulus in Ludwigsburg gelassen; von 1839—1842 besuchte er dann das Gymnasium in Bern. Welchen Eindruck damals der junge Karl Sch. machte, schildert uns Gustav Vogt, in dessen Familie er ein gern gesehener Gast war, mit folgenden Worten:

„Meine Mutter hatte Gefallen an ihm gefunden: das war ein Bursche, der in seiner körperlichen Vollkraft, in seiner geistigen Gesundheit, seinem Freimuth und seinem Haß gegen eitles Scheinwesen und heuchlerisches Thun sie an ihre Brüder, die Follens, und an deren Genossen von der deutschen Burschenschaft erinnerte. Was der Mann gehalten hat, versprach schon der Jüngling: wer mit ihm in Berührung kam, empfand, daß an diesem Menschen nichts Unsauberes, nichts Gemeines sei; er seinerseits brauchte sich nicht davor zu hüten, es kam nicht an ihn heran."

So wird man wohl die Bemerkung, die ihm einer seiner Lehrer in das Zeugniß geschrieben: „excellens in vitiis et virtutibus" auf das richtige Maß zurückführen und annehmen dürfen, daß die vitia nur in den lustigen oder ausgelassenen Streichen bestanden haben, die man sich von Sch. erzählte. So wird es uns auch nicht wundern, wenn Sch., der von 1842 an die bernische Hochschule besuchte, einer der flottesten und fröhlichsten Studenten war, in jeder Leibesübung, besonders in dem nationalen Schwingen sich auszeichnend, auf der Mensur ein gefürchteter Gegner — und dabei doch ein fleißiger

*) Zu Bd. LIII, S. 749.

Theologe. Die pietistischen Einflüsse, unter denen er in den schwäbischen Erziehungsanstalten stand, waren freilich spurlos an ihm vorübergegangen; den in Ludwigsburg gefaßten Plan, Missionar zu werden, „um ferne Länder sehen, Meere und Wüsten durchstreifen, Menschen von anderer Hautfarbe beobachten zu können", hatte er auch aufgegeben. Aber mit seinem Studium nahm er es durchaus ernst und machte schon nach drei Jahren ein glänzendes Staatsexamen. Bei alledem hatte er noch Zeit zu eingehenden philosophischen Studien gefunden, die er auch später noch fortsetzte. Den vielfachen Aufmunterungen, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, konnte und wollte Sch. aus verschiedenen Gründen nicht Folge leisten, sondern nahm eine Stelle als Vicar in dem nur wenige Stunden von Bern entlegenen Schüpfen an, wo er sich in das Pfarramt einleben konnte, ohne den Verkehr mit seinen Studienfreunden entbehren zu müssen. Das Wirthshaus, wo die Zusammenkünfte der fröhlichen Gesellschaft gewöhnlich stattfanden, muß nach den Traditionen Zeuge mancher originellen Scene gewesen sein. Der Verlockung zu einem Hosenlupf mit einem des Schwingens kundigen Gegner konnte auch der Herr Vicar noch nicht widerstehen. In der Gemeinde Schüpfen war S. außerordentlich beliebt und bei der nächsten Gelegenheit wählte ihn dieselbe als Pfarrer, nachdem er unterdessen den Sonderbundeskrieg als Feldprediger mitgemacht und nachher zwei Jahre in Laupen gewirkt hatte. Mehrere Jahre verlebte er dort in gewissenhafter Ausübung seines Amtes, daneben mit seiner weiteren Ausbildung beschäftigt und an allen gemeinnützigen Bestrebungen eifrig theilnehmend. Besonders groß war sein Interesse für die Volksschule und die Armenpflege, auf welchem Gebiete er Erfahrungen sammeln konnte, die später nicht nur ihm, sondern dem ganzen Lande nützlich sein sollten. Diese Jahre in Schüpfen gehörten zu den glücklichsten in dem Leben von Sch., bei aller Bescheidenheit der äußeren Verhältnisse. Sein Freund G. Vogt erzählt uns hierüber:

„Sch. hatte kein Vermögen, seine erste Frau, die Tochter eines Arztes in Schüpfen (Elise Kehr) ebensowenig. Es mag im Pfarrhause von Schüpfen manchmal eine spärliche Lebesucht gewesen sein, als sich die Familie von Jahr zu Jahr vermehrte, nicht ebenso auch der Quartalzapfen. Und doch hat sich, wie mich dünkt, Sch. nie glücklicher gefühlt. Was ihm vordem gefehlt hatte, das genoß er zum ersten Male: ein Familienleben. Dazu ein ziemlich behagliches Dasein: nur so viel amtliche Pflicht, daß sie nicht zur Last wurde und der Muße genug zu freien Studien; kein Ueberfluß, aber auch kein Verlangen darnach — Sch. ist nie ein Genußmensch gewesen. Er hat auch wenig Trieb und Geschick zum Erwerben gehabt; lieber als nach Gut und Geld zu jagen, schickte er sich in Bescheidenheit in die gegebene Lage. Im späteren Leben hat er sich wohl hier und da nach der idyllischen Ruhe seines Pfarrhauses zurückgesehnt."

Aus diesem Pfarrhausidyll wurde Sch. nun aber plötzlich herausgerufen. Obschon er sich an der damals im Kanton Bern äußerst leidenschaftlichen Parteipolitik keineswegs als Agitator betheiligt hatte, wurde er mit einem Schlage auf einen der schwierigsten Posten gestellt. Eines jahrelangen Haders müde, der nicht nur das öffentliche Leben vergiftete, sondern selbst die intimsten Freundschafts- und Familienbande löste, hatten sich die streitenden Parteien im J. 1854 zu einem Compromiß geeinigt, welcher den Radicalen und Conservativen eine annähernd gleich starke Vertretung in der Regierung wie in den übrigen Behörden sicherte.

Diese „Fusion" war mehr ein nothgedrungener Waffenstillstand als ein aufrichtiger Friede, und es waren nicht die schlechtesten Elemente auf beiden

Seiten, welche ihre Unzufriedenheit darüber äußerten. Während der conservative Pfarrer Bitzius in Lützelflüh, der bekannte Jeremias Gotthelf, in der leidenschaftlichsten Weise in Wort und Schrift dagegen polemisirte, nahm sein junger radicaler College in Schüpfen die Sache etwas ruhiger. Er suchte in philosophischer Begründung nachzuweisen, „daß diese Gegensätze (zwischen radical und conservativ) in der menschlichen Natur, in Geistesrichtung und Temperament tief begründet seien und daß der Kampf, wenn auch mit weniger Haß und Leidenschaft geführt, stets fortdauern werde und müsse.“ Trotz dieser Ueberzeugung konnte Sch., als er durch den Großen Rath in die „Fusionsregierung“ gewählt wurde, den Ruf nicht ausschlagen. Es war auch weniger eine politische, als eine gemeinnützige, humanitäre Aufgabe, vor die er sich gestellt sah, indem es galt, die Direction des Armenwesens zu übernehmen. Die Zustände, welche er hier antraf, waren derart, daß er ungewöhnlichen Muth brauchte, um es zu wagen, auf diesem Gebiete Ordnung zu schaffen. Die Unterstützungspflicht der Heimathgemeinden hatte sich bei der großen Bevölkerungsverschiebung als unhaltbar erwiesen, und ein Reformversuch, welcher den Uebergang zur örtlichen und freiwilligen Armenpflege bezweckte, war vollständig mißlungen, so daß sich um die Mitte der fünfziger Jahre die bernische Armenpflege in einem Zustand völliger Gesetzlosigkeit und Zerrüttung befand. Einzelne Landestheile, die zahlreiche auswärtige Arme hatten, sahen sich geradezu vom ökonomischen Ruin bedroht. Derart war die Situation, als Sch. ans Werk ging.

Es muß uns mit hoher Bewunderung erfüllen, wenn wir seine Thätigkeit in den Jahren 1855—1857 verfolgen. Wenig mehr als ein Jahr war er im Amte, als er zwei umfangreiche Druckschriften vorlegen konnte, wovon die eine an der Hand einer genaueren Enquête und eines historischen Rückblickes die Ursache der bisherigen Mißerfolge aufdeckte, die andere ein sorgfältig ausgearbeitetes Gutachten und Reformproject für die zukünftige Gesetzgebung enthält. Nach hartem Kampfe wurden die Gesetzesvorlagen, welche die Armenpflege auf einer ganz neuen Basis, dem Princip der örtlichen Unterstützung durch die Einwohnergemeinden regelten, in den Jahren 1857 und 1858 vom Großen Rathe angenommen.

Die wohlthätigen Folgen der Schenk'schen Armenreform waren unverkennbar. Vor allem wurde die Armenpflege wieder auf einen gesetzlichen Boden zurückgeführt. Das frühere Chaos mußte einem geordneten Zustand weichen, die Armengüter wurden nach und nach wieder ersetzt, das Rechnungswesen gehörig geregelt und die Landestheile, welche dem Drucke der auswärtigen Armenlast zu erliegen drohten, konnten sich wieder erholen.

Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß unter dem neuen System nach und nach auch wieder Mängel und Mißstände, besonders auf dem Gebiete der Niederlassung, hervorgetreten sind. Aber dies würde gewiß in weit geringerem Maße der Fall gewesen sein, wenn es Sch. vergönnt gewesen wäre, die Gesetzgebung nach seinem Wunsche noch weiter auszubauen. Er hielt, wie wir aus seinen persönlichen Mittheilungen wissen, mit der Armengesetzgebung die Reform überhaupt nicht für vollendet, sondern gedachte dieselbe durch eine allgemeine obligatorische Krankenversicherung zu ergänzen. Damit wollte er die Gemeinden bei dem Zuzug fremder Familien desinteressiren und auch finanziell entlasten. Leider mußte Sch. dieses Project, das aus dem Jahre 1860 stammt, wieder fallen lassen, da es schon in einer Vorversammlung von Mitgliedern des Großen Rathes auf so bedeutenden Widerstand stieß, daß es nicht gerathen schien, officiell damit hervorzutreten.

Es spricht genügend für den Werth des Schenk'schen Werkes, daß man

nach vierzig Jahren, bei einer allerdings nothwendigen Revision, die Grundzüge desselben beibehalten konnte und eine Abweichung davon nicht einmal ernstlich in Frage kam.

Bemerkenswerth ist es auch, wie Sch. bei seiner Reform stets mit dem Volke directe Fühlung suchte. Er hielt im ganzen Lande herum Versammlungen ab, um sein Project zu erläutern und seine Absichten klar zu machen, er trat überall den Gegnern in offener Discussion gegenüber. So blieb den Behörden nicht viel anderes mehr übrig, als gutzuheißen, was das Volk schon gebilligt hatte. Dieses Vorgehen entsprach nun nicht ganz dem System seiner Parteigenossen.

„Wir Berner Radicalen (erzählt G. Vogt), die in Stämpfli's Spuren wandelten, sind eigentlich keine Demokraten gewesen: Alles für das Volk, ja gewiß, und mit vollem Herzen, aber Alles durch das Volk — doch nur mit einigem Vorbehalt, dem Vorbehalt des Fortschrittes. Sch. dagegen war ein Demokrat . . . . er ist es vielleicht auch erst geworden durch seine Armengesetzgebung."

Nachdrücklich vertrat Sch. die Ueberzeugung. daß man mit der repräsentativen Demokratie nicht am Ende der Verfassungsentwicklung angelangt sei. So finden wir ihn denn auch in den sechziger Jahren als Vorkämpfer für die Erweiterung der Volksrechte und die Einführung des obligatorischen Referendums (der Volksabstimmung über alle Gesetze) im Kanton Bern. Er fürchte die neue Demokratie nicht, führte er gegenüber den Zweiflern unter seinen Parteigenossen aus, welche von ihr eine Hemmung des Fortschrittes befürchteten. Sie verhalte sich zum Repräsentativsystem wie eine Anlage zu geringem festem Zins, bei der aber das Capital sicher sei, zu einer anderen, die großen Zins abwerfe, aber bei der das Capital leicht verloren gehe. Er ziehe die erstere vor.

Die Neuordnung des Armenwesens hatte das organisatorische Talent und die Arbeitskraft Schenk's im hellsten Lichte gezeigt und ihm den Dank des ganzen Landes gesichert. Die Anerkennung, welche er fand, zeigte sich dann auch darin, daß ihm beim Hochschuljubiläum von 1859 der Doctortitel honoris causa verliehen wurde, daß ihn der Große Rath kurz nacheinander mehrere Male zum Regierungspräsidenten ernannte und als Vertreter des Kantons Bern in den Ständerath abordnete. Mitten in diesen Erfolgen sehnte sich Sch. aber nach der Ruhe seines Pfarrhauses zurück. Der starke Mann war kurz nacheinander von zwei schweren Krankheiten heimgesucht worden, seine Hauptaufgabe war erfüllt und die Regierung befand sich zu Anfang der sechziger Jahre in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Infolge unglücklicher Experimente auf dem Felde der Eisenbahnpolitik war das finanzielle Gleichgewicht gestört und eine tiefe Verstimmung hervorgerufen worden, die ein fruchtbares Wirken erschwerte und sich zwar nicht gegen Sch. direct, wohl aber gegen einzelne seiner Freunde und Collegen in persönlich sehr unangenehmer Weise äußerte. Bei solchen Verhältnissen können wir den Wunsch, vom öffentlichen Leben zurückzutreten, wohl begreifen. Statt der ersehnten Ruhe wartete aber auf Sch. ein neuer, viel größerer Wirkungskreis.

Im Herbste 1863 schied Jacob Stämpfli aus offen eingestandenen ökonomischen Rücksichten auf seine Familie aus dem schweizerischen Bundesrathe, um die Leitung der eidgenössichen Bank zu übernehmen. Da war Sch., damals Präsident des Ständerathes, der gegebene Nachfolger.

Sofort wurde er auch zum Vicepräsidenten des Bundesrathes gewählt. Mehr als dreißig Jahre hat von da an Sch. ununterbrochen der obersten Behörde des Schweizerlandes angehört. Was er hier geleistet hat, können wir

auf dem beschränkten Raume, der uns zur Verfügung steht, nicht einmal skizziren; als Vorsteher der verschiedensten Departemente hat er sich nicht nur als trefflicher Administrator gezeigt, sondern vielfach auch anregend und bahnbrechend gewirkt.

Am längsten stand Sch. dem Departement des Innern vor, dessen Geschäftskreis sich beinahe mit jedem Jahr erweiterte. Zu den Geschäften der Centralverwaltung kamen eine ganze Reihe von Materien der verschiedensten Art: das Gesundheitswesen und die Medicinalprüfungen, einzelne Gebiete des höheren Unterrichts (Polytechnikum), die Förderung von Wissenschaft und Kunst, die Erhaltung von vaterländischen Alterthümern, Landesmuseum und Landesbibliothek, die Unterstützung verschiedener gemeinnütziger Unternehmungen usw. und zu allem dem noch die Abtheilung Bauwesen mit Inbegriff der vom Bund unterstützten Straßen- und Wasserbauten. Gewiß war es oft sehr schwierig, wenn immer neue Subventionen verlangt wurden, diesen Ansprüchen in billiger Weise gerecht zu werden und die Creditforderungen, die bei diesen Geschäften gewöhnlich auf sehr hohe Summen anstiegen, in den eidgenössischen Räthen zu verfechten. Von allen Seiten mußte zugegeben werden, daß Sch. diese Aufgabe in musterhafter Weise gelöst hat.

Ein Lieblingsgedanke Schenk's war es, die Fürsorge des Bundes auch auf die Volksschule auszudehnen. Schon zu Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts wagte er einen derartigen Versuch, dem gegenüber sich aber die Mehrheit des Schweizervolkes ablehnend verhielt. Es waren damals hauptsächlich föderalistische und confessionelle Bedenken, welche den Ausschlag gaben — die Religionsgefahr wurde heraufbeschworen und Sch. in einer Weise angefeindet, wie es ihm weder vorher noch später je begegnet ist. Mehr als zehn Jahre später trat aber Sch. mit einem neuen Entwurf für die Subventionirung der Volksschule hervor, den er wenige Wochen vor seinem Tode dem Bundesrathe vorlegte. Bei diesen Berathungen soll er mit einem jugendlichen Feuer gesprochen haben, das deutlich erkennen ließ, wie sehr ihm diese Angelegenheit am Herzen lag. Die Durchführung seines Projectes sollte ihm nicht mehr vergönnt sein; trotzdem muß ihm aber das Hauptverdienst an dem seither durchgeführten Werke zuerkannt werden.

Auch mit großen Fragen volkswirthschaftlicher Natur hatte sich Sch. als Bundesrath wiederholt zu befassen. So war er ein eifriger Förderer des Gotthardunternehmens; Entwurf und Botschaft zu dem eidgenössischen Fabrikgesetz wurden von ihm persönlich mit peinlicher Sorgfalt ausgearbeitet; in der Alkoholfrage erwarb er sich die größten Verdienste bei der Ausarbeitung und Motivirung des grundlegenden Verfassungsartikels und war nachher in den Räthen der Verfechter des Monopols; später lag ihm als Departementschef die Aufsicht über die Verwendung des zu gemeinnützigen Zwecken bestimmten Alkoholzehntels ob.

Es verdient auch noch hervorgehoben zu werden, daß Sch. jedes Mal, wenn es sich um eine Revision der Bundesverfassung handelte, bei den Vorarbeiten wie bei den Verhandlungen einen großen Theil der Arbeit zu übernehmen hatte und mit gewohnter Sorgfalt durchführte.

Die Lösung der großen Aufgaben, vor die er sich immer aufs neue gestellt sah, hinderte ihn aber nicht, auch den rein administrativen Geschäften fortwährend die genaueste Aufmerksamkeit zu widmen, wie er denn überhaupt in jeder Beziehung ein äußerst gewissenhafter Departementschef war.

Sechs Mal, 1865, 1871, 1876, 1878, 1885 und 1893, hat Sch. die Würde des Bundespräsidenten bekleidet und wußte in dieser Stellung unter

oft sehr schwierigen Verhältnissen den an ihn gestellten Anforderungen in jeder Beziehung gerecht zu werden und auch würdig zu repräsentiren.

So ist die Wirksamkeit Schenk's im Dienste der Eidgenossenschaft eine ganz außergewöhnlich vielseitige und fruchtbare gewesen. Für sein Vaterland, für sein Schweizervolk hat er die ganze Kraft eines hochbegabten Mannes eingesetzt. Als er im December 1888 fünfundzwanzig Jahre dem Bundesrath angehört hatte, wollte er diesen Ehrentag bescheiden im Kreise seiner Freunde verleben. Aber der Kreis der Verehrer war so groß, daß die bescheiden geplante Feier sich zu einem patriotischen Feste gestaltete, an dem alle Schichten der Bevölkerung herzlichen Antheil nahmen. Als die Redner ihrer Freundschaft und Verehrung für den Jubilar mit dem freudigen Gefühl, ihn noch so kräftig in ihrer Mitte zu sehen, Ausdruck verliehen, antwortete Sch. bescheiden und bewegt: Wenn er einen Stolz habe, sei es der, einer Majestät zu dienen, die älter als alle Majestäten, die wahrhaft von Gottes Gnaden sei, ein einfacher Diener eines einfachen Souveräns, der keinen prunkenden Hofhalt liebe, der, der Freiheit stets ergeben, sich nicht darum zu kümmern brauche, ob sein Kronprinz das Gleiche wolle wie er, eines Souveräns, der nie alt werde, sondern stets neu seine Jugendkraft bewähre.

Einen treueren Diener als Sch. hat dieser Souverän wohl kaum finden können. Jahrzehnte lang war sein Name auf das engste mit der politischen und socialen Entwicklung der Schweiz verknüpft. Dieser Mann sollte nun seinem Volke, seinen Freunden, seiner Familie durch einen plötzlichen Tod entrissen werden. Als er einem taubstummen Armen eine milde Gabe reichte, wurde er am Morgen des 8. Juli 1894 auf offener Straße von einem Wagen zu Boden geworfen und erlitt durch den Sturz so schwere Verletzungen im Gehirn, daß er nie mehr zu vollständiger Besinnung gelangte und nach zehn Tagen trotz der sorgsamsten Pflege dem Tode erlag. Seine Beerdigung fand am 21. Juli in Bern statt unter gewaltiger Betheiligung aus allen Schichten der Bevölkerung; sein tragisches Geschick hatte weit über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus herzliche Theilnahme erweckt.

Nun erst wurde man aber auch recht gewahr, was man an Sch. besessen hatte. Von allen Seiten wurde rückhaltlos anerkannt, daß die Schweiz einen ihrer hervorragendsten Politiker, einen Staatsmann von tadelloser Integrität verloren habe. Auch seine politischen Gegner mußten zugeben, daß an der Aufrichtigkeit von Sch. nie ein Zweifel herrschen konnte, daß man bei ihm auch immer gewußt habe, daß er nach reifer Ueberzeugung und in besten Treuen handle. „Das war es ja (sprach Bundespräsident Zemp in seinem Nachruf), was uns Sch. so überaus lieb und theuer gemacht hat. Ein Mann ohne Falsch, war er jederzeit offen, aber auch ausgerüstet mit dem Muthe, jederzeit und in jeder Lage zu seiner Ueberzeugung zu stehen. Was er für Recht befunden hatte, dafür setzte er den ganzen Mann ein mit dem Aufwande einer getragenen Beredsamkeit." Wie einer seiner Freunde (J. Kummer) in einem Nachruf mit Recht hervorgehoben hat, war das, was man an Sch. bewunderte, nicht allein die Arbeitskraft, Klarheit und Sorgfalt bei seiner amtlichen Thätigkeit, sondern noch weit mehr die körperlich und geistig so kräftig, so harmonisch, so sympathisch entwickelte Persönlichkeit. Bis zuletzt war er noch vollkommen rüstig und mit seiner kraftvollen Gestalt und den ausdrucksvollen Gesichtszügen eine imposante Erscheinung. Die Berner erblickten in ihm geradezu die Verkörperung ihrer besten Eigenschaften. „Der Rasse nach war er ein richtiger Emmenthaler, bedächtig, ja schwerfällig, nicht leicht aufzurütteln; seine geistige Regsamkeit war nicht Unruhe, seine Kampfbereitschaft nicht Streitsucht, sein Selbstvertrauen nicht Ehrgeiz." Mit diesen

Worten hat ihn G. Vogt vortrefflich charakterisirt. Mit diesen Eigenschaften, die ihn so beliebt machten, verband er aber noch die Gabe einer außergewöhnlichen Beredsamkeit. In seinen Reden findet man nicht den esprit des Franzosen, nicht die scharfe Schlagfertigkeit des Norddeutschen oder Engländers, aber einen warmen, zu Herzen gehenden Ton, ein Pathos im besten Sinne des Wortes, das im Rathssaal wohl mitunter seine Wirkung verfehlen mochte, aber die Gemüther einer empfänglichen Volksmasse unfehlbar erobern mußte. In den Volksreden, die er bei vaterländischen Festen oder bei großen Versammlungen unter freiem Himmel hielt, war Sch. der Redner von Gottes Gnaden, der aus dem Urquell der deutschen Sprache schöpfte. Seine schriftlichen Kundgebungen sind ohne Ausnahme auf das sorgfältigste ausgearbeitet und nie in dem langweiligen bureaukratischen Ton gehalten, der Vielen für officielle Acten unerläßlich scheint. Wo er aber etwas weiter ausholen konnte, treffen wir auch hier auf die sprachlichen Vorzüge seiner Reden. Seine Vorarbeiten zum bernischen Armengesetz von 1857 enthalten geradezu meisterhafte Beiträge zur Culturgeschichte, und einzelne Abschnitte dürften sich wohl dem Besten aus der deutschen Prosa gleichstellen lassen. Hier haben wir in den kräftigen Bildern und Gleichnissen die Sprache der deutschen Bibelübersetzung und Worte, die unmittelbar aus der Volksseele stammen.

Von einer anderen Seite war Sch. mehr nur einem engeren Kreise bekannt. Bei den regelmäßigen Zusammenkünften mit seinen Freunden kam auch der Humor zur Geltung, den er sich von seiner Jugend her bis ins Alter bewahrt hatte. Auch in seinen Tagebüchern kommt diese humoristische Anlage reichlich zur Geltung. Köstliche Züge werden auch von den Fußreisen erzählt, die er mit seinen Freunden oder seinen Söhnen zu machen liebte. Daß Sch. gegenüber seinen Freunden und Bekannten stets hülfsbereit war, braucht wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Sein Leben war ja zum großen Theil Werken der Humanität gewidmet. Daß er dabei aber nie weiter ging, als sich mit seinen Amtspflichten vertrug, verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Jeder Protectionswirthschaft war er gründlich abhold. In treuer Liebe wetteiferten er und seine erste Frau in der guten Erziehung von fünf Söhnen und zwei Töchtern, und auch an der zweiten Gattin hatte er eine Lebensgefährtin gefunden, mit der er ein Herz und eine Seele bis zur Todesstunde war. In seiner Lebensführung war Sch. äußerst schlicht und einfach, jedem Prunk, jedem leeren Schein abhold. Weit entfernt davon, daß dies seiner Würde irgendwie Eintrag gethan hätte, trug es nur dazu bei, die Achtung vor ihm zu erhöhen. Ueberhaupt vereinigte er in seiner Person in seltener Weise die Anforderungen, welche das Schweizervolk an seine Behörden stellt. So dürfen wir heute auch nach Jahren ohne Rückhalt die Worte wiedergeben, die wir unmittelbar nach seinem Tode geschrieben hatten: „Mit Bundesrath Dr. Karl Sch. wurde einer der besten Söhne unseres Landes, ein treuer, liebevoller Familienvater und Freund, ein Mann von geradem, offenem, durch und durch edlem Charakter zu Grabe getragen.“

Eine größere Biographie von K. Schenk existirt noch nicht, sie wird aber gegenwärtig von dessen Freund J. Kummer bearbeitet. So sind wir vorläufig hauptsächlich auf die Nekrologe angewiesen, die 1894 nach dem Tode von Schenk erschienen, wovon wir besonders diejenigen von J. Kummer und G. Vogt hervorheben. Karl Geiser.

Schliemann*) Heinrich Sch., Kaufmann und Alterthumsforscher. Am 6. Januar 1822 als eins der neun Kinder des protestantischen Pfarrers zu

*) Zu Bd. LIV, S. 43.

Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin geboren, wurde er auf den Namen Julius getauft, aber nach dem Tode eines Bruders auf dessen Namen von den Eltern umgenannt. Er besuchte die Dorfschule zu Ankershagen, wohin sein Vater übergesiedelt war, bis er mit neun Jahren seine Mutter verlor und in die Pflege eines Oheims kam, der ihn fürs Gymnasium vorbilden ließ. Aber er war nur ein Vierteljahr auf dem Gymnasium zu Neu-Strelitz und machte dann die Realschule der Stadt durch bis 1836, da die Mittel seines Vaters nicht reichten, ihn für einen gelehrten Beruf vorzubereiten. Er kam nach Fürstenberg in die Lehre und blieb dort 5½ Jahre, bis ihm beim Heben eines Fasses ein Blutgefäß in der Brust sprang und er für die schwere Arbeit in dem Geschäfte untauglich wurde. Sein Vater war um dieselbe Zeit aus seinem Amte verabschiedet und in Armuth gerathen; der Sohn raffte seine ersparten 30 Thaler zusammen, ging in 10 Tagen zu Fuß nach Hamburg, aber wenig in Buchführung und Correspondenz geübt und infolge der Verletzung noch geschwächt, behielt man ihn nirgends lange. In seiner Verzweiflung wollte er Schiffsjunge werden und verschaffte sich durch die Vermittlung eines Freundes seiner Eltern einen Platz auf einer Brigg, die nach Venezuela bestimmt war. Aber das Schiff scheiterte an der holländischen Küste.

Mit dem nackten Leben davongekommen, schlägt er sich nach Amsterdam durch. Eine Sammlung, die der Hamburger Freund für ihn veranstaltet, öffnet ihm die Thür einer großen Firma des Platzes, und unter den Anregungen eines großen und vielsprachigen Geschäftslebens bethätigt sich die Zähigkeit seines Charakters. Er lernt in zwei Jahren kaufmännische Handschrift und Correspondenz, dazu Holländisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch, und gewinnt damit in dem Maße das Vertrauen seiner Principale B. H. Schröder & Co., daß sie den 22jährigen als ersten Buchhalter über ihre 15 Angestellten setzen. Das wird ihm zum Ansporn, — ohne Lehrer — es mit dem Russischen zu versuchen, und der Erfolg, den die Firma davon hatte, ließ ihn alsbald als ihren Vertreter in St. Petersburg geeignet erscheinen.

Dort Ende Januar 1846 eingetroffen, ist er im Laufe des Jahres vier Mal in dem noch nicht durch Eisenbahn verbundenen Moskau, kann sein Geschäft für eigene Rechnung, in der Hauptsache Indigo-Import, begründen, reist in den letzten 2½ Monaten des Jahres zur Anknüpfung und Befestigung von Handelsbeziehungen nach den Hansestädten und Holland, England, Frankreich, Belgien, Preußen und wird nach kaum einem Jahre in Petersburg in die Gilde der Großhändler eingetragen. „The irresistible desire to travel and to see the world“, wie er in seinem Tagebuche aus dem Anfang der 50er Jahre schreibt, trieb ihn, nachdem er eben in erstaunlich kurzer Frist im fremden Lande festen Fuß gefaßt, weiter.

1848 war das erste Gold in Kalifornien entdeckt worden. Anfang der 50er Jahre reist Sch. dorthin, wo ihm kurz vorher ein Bruder gestorben war. Sein Tagebuch schildert, wie er drüben sein Glück zu machen versteht. Sechs Tage nach der Ankunft in New-York ist er in Washington, hört den Nachmittag den Verhandlungen des Congresses zu und meldet sich am Abend beim Präsidenten der Vereinigten Staaten Mr. Fillmore, to whom I made my introduction by stating that the great desire to see this beautiful country of the West and to make the acquaintance of the great men who govern it had induced me to come over from Russia, and that I now decerned it my first and most agreeable duty to pay my respects to the President. Er bleibt den Abend über im Hause des Präsidenten, wird mit den leitenden

Männern bekannt. Acht Tage darauf ist er auf der Reise über Panama nach S. Francisco; seine Aufzeichnungen, englisch und spanisch, schließen kurze Erkundungen über die Verfassung des Landes, den Charakter der Bevölkerung und die Producte des Bodens ein. In Kalifornien angekommen, sorgt er für das Grab des Bruders und faßt den Entschluß, am selben Orte, in Sacramento, ein Geschäft zu gründen. Nach einer mehrwöchentlichen Reise in die Minendistricte eröffnet er a banking-house for the purchase of golddust and the sale of ‚Exchange‘ on the United States and Europe, in steter Verbindung mit dem Zweigetablissement der Londoner Rothschilds in S. Francisco. Nach drei Monaten angestrengtester Thätigkeit von früh bis Abends spät — seine acht Sprachen kamen ihm zu gute — schreibt er: „My business is now on an enormous scale and my profits are large. If in former years I had known that I should one day gain only one quarter of what I earn now, I should have thought myself the happiest of men, but now I feel myself very unfortunate, since I am separated by a distance of 18/m wersts from St. Petersburg, where all my hopes, all my desires are concentrated. In fact, in the midst of the hurricanes on the roaring oceans, in dangers and hardships, in toil and difficulties, in the whirlwind of amusements and in the bustle of business my beloved Russia, my charming St. Petersburg is constantly before my eyes. Whilst here in Sacramento I can every moment expect to be murdered or robbed, I can in Russia sleep tranquilly in my bed without any fear for my life or property, for thousand eyes of justice watch there over the peaceful inhabitant. Whilst nearly the whole western Europe is constantly alarmed by impending disturbances, Russia (by far the most powerful and the largest of all empires that ever existed or that will ever exist) beams with the bright ray of eternal peace thanks to his wise and most glorious emperor Nicolas.“

Mehrmaliges Fieber zwang ihn zur schleunigen Aufgabe des Geschäftes und zur Rückkehr nach St. Petersburg. 1852 heirathete er eine Russin, Katharina Lyschin, eine Ehe, die Ende der 60er Jahre getrennt worden ist, und gründete in Moskau eine Filiale seines Petersburger Geschäfts. Seine über die alte und neue Welt sich ausdehnenden Verbindungen, die Schnelligkeit des Entschlusses und das Glück halfen ihm bei der Vermehrung seines Vermögens weiter; vor allem der Krimkrieg, später der amerikanische Bürgerkrieg brachten ihm Gewinn. Bald waren es Indigo, bald Kriegsmaterialien, bald Baumwolle, bald Thee, woran er im Großen verdiente. Indessen daneben reizt ihn das Erlernen anderer Sprachen, unter denen im Laufe der 50er Jahre das Griechische, zuerst die moderne Sprache, dann die alte, in den Vordergrund zu treten beginnt. Er hat Neugriechen zu Lehrern, aber in der Hauptsache lernt er nach seiner eigenen, sprichwörtlich gewordenen Methode. „Wieder befolgte ich getreulich meine alte Methode, und um mir in kurzer Zeit den Wortschatz anzueignen, verschaffte ich mir eine neugriechische Uebersetzung von ‚Paul et Virginie‘ und las dieselbe durch, wobei ich dann aufmerksam jedes Wort mit dem gleichbedeutenden des französischen Originals verglich. Nach einmaligem Durchlesen hatte ich wenigstens die Hälfte der in dem Buche vorkommenden Wörter inne, und nach einer Wiederholung dieses Verfahrens hatte ich sie beinahe alle gelernt, ohne dabei auch nur eine Minute mit Nachschlagen in einem Wörterbuche verloren zu haben. So gelang es mir, in der kurzen Zeit von sechs Wochen die Schwierigkeiten des Neugriechischen zu bemeistern; danach aber nahm ich das Studium der alten Sprache vor, von der ich in drei Monaten eine genügende Kenntniß erlangte,

um einige der alten Schriftsteller und besonders den Homer verstehen zu können, den ich mit größter Begeisterung immer und immer wieder las."

Schon seit dem Ende der 50er Jahre dachte er als reicher Mann sein Geschäft aufzulösen; Ende 1863 führte er die Absicht aus. Die Reiselust trieb ihn von seiner Familie fort in die weite Welt hinaus. 1858 und 59 war er in Italien und Aegypten, eignete sich das Arabische an, um sich für die Reise selbständig zu machen, immer seine Gewohnheit befolgend, seine Beobachtungen und Erlebnisse in der Sprache des Landes aufzuzeichnen; dann kehrte er über Palästina und Syrien, Kleinasien und Griechenland heim. Sobald er das russische Geschäft aufgegeben hatte, trat er im Frühjahr 1864 eine Reise um die Erde an, die ihn nach Tunis und Aegypten, nach Indien bis zum Himalaya, nach Java und China bis zur chinesischen Mauer und nach Japan führte. Er schrieb darüber Berichte an eine Petersburger Zeitung, die er während der Muße der fünfzigtägigen Ueberfahrt nach S. Francisco zu einem Buche zusammenfaßte, das unter dem Titel „La Chine et le Japon au temps présent" Paris 1867 erschien.

Dort hatte er sich im Frühjahr 1866 niedergelassen, um, wie er schreibt, „sich dauernd dem Studium der Archäologie zu widmen, das ich von nun an nur durch gelegentliche kürzere Reisen nach Amerika unterbrach". Er war amerikanischer Staatsbürger geworden, hatte Besitzungen in Cuba und war sonst an amerikanischen Werthen stark interessirt. Sein Tagebuch von der viermonatlichen Reise nach Nord- und Mittelamerika Ende 1867 bis Anfang 1868 enthält im wesentlichen gründliche Erkundigungen über die Handelsverhältnisse.

Von 1868 ab ist die Thatkraft des Vielgereisten auf das Griechenland Homer's gesammelt. Er steht im Bann der homerischen Sage. Wenn er darüber, wie es die Gewohnheit in seinen Büchern ist, berichtet, so leitet er die Anlässe dazu aus seinen Kinderjahren her, wo die Gespenstergeschichten der Heimath das Gemüth beschäftigt und das Bild des brennenden Troja in einer Weltgeschichte für Kinder ihm schon damals den Gedanken an eine Ausgrabung eingegeben habe; am Fürstenberger Ladentische rührten ihn die homerischen Verse, die ihm ein betrunkener Müllergeselle vortrug, zu Thränen. Sein Kinderglaube faßte, was der Dichter nach Ueberlieferungen erzählt und ausgestaltet, als Wirklichkeit auf. Ein dunkles Ahnen trieb ihn, das Außerordentliche, was ihn in der Jugend erfüllt hatte, mit Händen zu greifen. Dies ins Werk zu setzen, befähigten ihn dieselben Vorzüge, welche ihm in Rußland und Amerika seine Erfolge verschafft hatten, seine Sprachkenntniß, seine Findigkeit, mit den ihm förderlichen Personen anzuknüpfen, und seine freie Verfügung über ein großes Vermögen: für die Forschung auf fremdem Boden sehr wesentliche Mittel, deren Mangel dem gelehrten Betriebe noch anklebte und die classischen Studien beschränkte und einseitig machte. In planloser Muße in die Ferne zu schweifen, genügte seinem Ehrgeiz nicht mehr. Er wollte für die Welt der Entdecker der ältesten Herrlichkeiten auf classischem Boden werden.

Seine erste Unternehmung war noch im wesentlichen eine Orientirungsreise. Am Phäakenhaften Eiland von Korfu schwimmt er durch eine Bucht, die ihm der Führer zeigt, ans Land; das mußte die Bucht sein, wo sich Odysseus einst ans Gestade rettete. In Ithaka gräbt er mit vier Arbeitern nach dem Oelbaum, aus dem Odysseus sein Ehebett gezimmert; er findet ein paar Väschen und schwelgt in dem Gedanken, daß er in seinen fünf kleinen Urnen die Asche des Odysseus und der Penelope oder ihrer Nachkommen bewahre. Durch seine Vorlesungen aus der Odyssee erweckt er vor den jubelnden

Bewohnern der Insel den Geist des Dichters. In Mykenae bringt ihn die Schuttanhäufung hinter dem Löwenthor bereits auf den Gedanken, daß darin die Gräber des Agamemnon und der Seinigen zu finden wären. Ueber seine Ankunft vor Troja schreibt er: „Ich gestehe, daß ich meine Rührung kaum bewältigen konnte, als ich die ungeheure Ebene von Troja vor mir sah, deren Bild mir schon in den Träumen meiner ersten Kindheit vorgeschwebt hatte. Nur schien sie mir bei dem ersten Blicke zu lang zu sein und Troja viel zu entfernt vom Meere zu liegen, wenn Bunarbaschi wirklich innerhalb des Bezirks der alten Stadt erbaut ist, wie fast alle Archäologen, welche den Ort besucht haben, behaupten.“ In der That führte ihn Frank Calvert, ein im Lande ansässiger Engländer, zu einigen von ihm auf dem Hügel von Hissarlik gezogenen Gräben, die an der bisherigen Ansetzung der alten Stadt irre machen konnten und die Aufmerksamkeit auf diese Stelle als Stätte nicht nur des hellenistischen, sondern auch des homerischen Ilion lenkten. Daraus ergab sich für Sch. der Plan, den ganzen Hügel abzutragen, „um zu den Ruinen der Paläste des Priamus und seiner Söhne sowie zu denen der Minerva und des Apollon zu gelangen“ und damit ähnlich große Bauwerke aufzudecken, wie sie in Tiryns und Mykenae noch sichtbar waren. Daß sein enthusiastischer Reisebericht, den er in dem Buche „Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen“ 1869 französisch und deutsch veröffentlichte, vielfach Spott herausforderte und im Ganzen als antiquarische Hallucination abgethan wurde, war begreiflich, aber seine Bestimmung der Lage von Troja war beachtenswerth, und in dem einen Punkte erhob er sich über die bisherigen Homertopographen, daß er sich nicht mit Erkundungen an einer einzelnen Stelle begnügte, sondern sowohl in Ithaka wie in Mykenae und Troja einzusetzen suchte. Auf seine Bewerbung hin verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität seines Vaterlandes, Rostock, für das Buch den Doctortitel.

Nach einer abermaligen Reise nach Amerika, auf der er die Scheidung von seiner ersten Frau in die Wege leitete, wählte er seinen Wohnsitz in Athen. Er vermählte sich dort mit der Griechin Sophia Kastromenos, die seine aufopferungsvolle Gefährtin auch auf dem Ausgrabungsfelde wurde.

Nach einem kurzen vorläufigen Versuch im April 1870 erwirkte er im folgenden Jahre durch die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Constantinopel einen Firman zu Nachgrabungen in Hissarlik und grub dort 1871 zwei Monate lang und in den beiden folgenden Jahren je $4^1/_2$ Monate mit durchschnittlich 100 Arbeitern. Der Hügel hat eine Länge von etwa 200 m und eine Breite von 150 m. Da nach Homer auf der Höhe der Stadt der Tempel der Athena gestanden und die Götter Poseidon und Apollon die Mauer der Pergamos gebaut hatten, so mußte, rechnete Sch., in der Mitte des Hügels der Tempel zu finden sein und darum her, auf den Urboden gegründet, die Göttermauer. Er führte deshalb einen tiefen Quergraben; was an festen Mauern nicht auf dem Urboden lag, hatte für ihn kein Interesse und wurde daher abgerissen. Das Ergebniß war, daß erst in der Tiefe von 17 m der Urboden erreicht wurde. Aufgedeckt wurden Theile einer sehr alterthümlichen Ringmauer; zu ihr führte ein Stück einer stattlichen Rampe hinauf; dahinter kam auch ein ärmliches Wohnhaus zu Tage — mochte das Verhältniß dieser Reste zum Ganzen der Anlage inmitten der umgebenden Schuttmassen in Wahrheit ungeklärt bleiben, für den Entdecker gab es keinen Zweifel, daß er der Welt das Skäische Thor und den Palast des Priamos wiedergeschenkt hatte: „Möge dies heilige, erhabene Denkmal von Griechenlands Heldenruhm fortan auf ewige Zeiten die Blicke der durch den Hellespont Fahrenden fesseln, möge es ein Wallfahrtsort werden für die wißbegierige Jugend aller künftigen

Generationen und sie begeistern für die Wissenschaft, besonders für die herrliche griechische Sprache und Litteratur!“ Daneben kam aus den Schuttschichten eine überwältigende Masse von Steinäxten, Spinnwirteln — Terracotta-Vulkane oder Carrousells hießen sie zunächst in den Berichten — und Gefäßen aus Thon zu Tage, Hausrath der Steinzeit und Bronzeperiode, deren Reste bis dahin im Gebiete des Aegäischen Meeres ziemlich unbeobachtet geblieben waren. Die Funde in ihrer Urthümlichkeit hatten, abgesehen von einer Metope mit dem Relief des auffahrenden Sonnengottes, nichts von der classischen Schönheit, die S. hier zu finden hoffte. Er mochte einen Augenblick enttäuscht sein, aber er fand sich gleich im Anfang der Arbeiten darein: „Meine Ansprüche sind höchst bescheiden; plastische Kunstwerke zu finden, hoffe ich nicht; der einzige Zweck meiner Ausgrabungen war ja von Anfang an nur, Troja aufzufinden, über dessen Baustelle von hundert Gelehrten hundert Werke geschrieben worden sind, die aber noch niemals jemand versucht hat, durch Ausgrabung ans Licht zu bringen. Wenn mir nun dies nicht gelingen sollte, dann würde ich doch überaus zufrieden sein, wenn es mir nur gelänge, durch meine Arbeiten bis in das tiefste Dunkel der vorhistorischen Zeit vorzudringen und die Wissenschaft zu bereichern durch die Aufdeckung einiger interessanten Seiten aus der urältesten Geschichte des großen hellenischen Volkes. Die Auffindung der Steinperiode, anstatt mich zu entmuthigen, hat mich daher nur noch begieriger gemacht, bis zu der Stelle vorzudringen, die von den ersten hierher gekommenen Menschen betreten worden ist, und ich will bis dahin gelangen, sollte ich selbst noch 50 Fuß zu graben haben.“ Seine Ausdauer wurde belohnt, als er im dritten Jahre in der Tiefe der „verbrannten Stadt“ den großen Schatz fand, durch den er zum sprüchwörtlichen Schatzfinder geworden ist: pfundschwere goldene und silberne Becher, dazu Diademe und Ohrgehänge, bronzene Waffen und Geräthe in großer Zahl. Seine Berichte, die er darüber in der „Times“ und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte, hatten ein ungewöhnliches Aufsehen gemacht und ein lebhaftes Interesse an dem Problem erweckt. Er stellte sie zusammen zu einem Buche „Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja“, 1874, das ihm A. R. Rhangabé ins Französische übersetzte, enthusiastisch und abenteuerlich in der Deutung der gefundenen Monumente; dazu gab er einen Atlas: „Trojanische Alterthümer“ in 218 Tafeln, ein überraschendes Material, aber so wenig für die Herausgabe geordnet, und so schlecht reproducirt, daß seine Veröffentlichung, zumal die Erwartungen durch Schliemann’s Berichte hoch gespannt waren, eine scharfe Kritik hervorriefen. Nur die Schrulle des Entdeckers, so schien es, konnte diese Alterthümer für Reste des homerischen Troja halten. So war es ein bitterer Lohn, den das Ehepaar Schliemann nach allen Entbehrungen und aller Ausdauer auf der unwirthlichen Höhe, nach allem Rausch der Begeisterung erntete. Sch. trug schwer daran, aber es machte ihn an der einmal betretenen Bahn nicht irre.

Die Fortsetzung in Troja, so hoffte er, würde sich eine der heimischen Akademien angelegen sein lassen. Er selbst wollte als Mäcen in Griechenland von Athen aus (siehe unten) thätig sein und begann alsbald an den Ruinen von Mykenae den Resten von Agamemnon’s Macht nachzuspüren. Aber ein Proceß, den die türkische Regierung wegen der ihr zustehenden Hälfte der trojanischen Funde gegen ihn in Athen anhängig machte, hielt ihn auf; nach langen Verhandlungen wurde er zur Zahlung von 10 000 Frcs. verurtheilt. Er sandte das fünffache dem Ministerium für das kaiserliche Museum in Constantinopel, um die Erneuerung seines Ausgrabungsfirmans möglich zu machen. Unterdessen hatte er zwischendurch nach anthropologischen Studien-

reisen in Europa und kurzen Versuchsgrabungen in Motye bei Sicilien und in Kyzikos am Marmarameere auch von der griechischen Regierung — der er 1876 auch die Mittel gab, den Frankenthurm der athenischen Akropolis abzutragen — die Erlaubniß erlangt, Mykenae in größerem Stile zu untersuchen.

Diese Grabungen hatten einen die trojanischen überbietenden Erfolg. Nach seinem Grundsatze: wo viel Schutt liegt, ist auch viel zu finden, grub er hinter dem Löwenthore, das er von der Verschüttung reinigte, stieß auf einen doppelten Kreis von aufrechtstehenden Steinplatten und innerhalb dessen auf Grabsteine mit hochalterthümlichen Reliefs. Nachdem diese fortgenommen waren, zeigten sich auf dem Boden der fünf Grabschachte die unberührten Gräber von fünfzehn Leichen, gefüllt mit fabelhaften Reichthümern. Große goldene Masken, welche die Züge der männlichen Verstorbenen nachbildeten, goldene Brustplatten, reich mit Spiralen verziert, dazu 700 kleinere runde Goldbleche mit eingestanzten Mustern — erst hielt man sie für Besatz der Kleidung, bis sie später als Beschläge der Särge erkannt wurden — Diademe, Armspangen und Fingerringe, Scepterknäufe und Waffen, goldene und silberne Krüge und Becher und Büchsen — durch all diese Funde bestätigte sich für den glücklichen Entdecker sein Glaube, daß Homer das goldreiche Mykenae und seine Fürstenmacht treu geschildert habe. So wie ihm Agamemnon im Traume erschienen, so hatte er seine Leiche gefunden. Voll seines Triumphes telegraphirte er an den König von Griechenland: „Avec une extrême joie j'annonce à Votre Majesté que j'ai découvert les tombeaux que la tradition . . . dessignait comme les sépulcres d'Agamemnon, de Cassandra, d'Eurymédon et de leurs camarades, tous tués pendant le repas par Clytemnestre et son amant Egisthe . . . . J'ai trouvé dans les sépulcres des trésors immenses en fait d'objets archaïques en or pur. Ces trésors suffisent à eux seuls à remplir un grand musée, qui sera le plus merveilleux du monde et qui, pendant des siècles à venir, attirera en Grèce des milliers d'étrangers de tous les pays. Comme je travaille par pur amour pour la science, je n'ai naturellement aucune prétention à ces trésors, que je donne avec un vif enthousiasme intacts à la Grèce. Que Dieu veuille que ces trésors deviennent la pierre angulaire d'une immense richesse nationale. (Mycènes, 16/28 Nov. 1876.)

Sch. veröffentlichte seine Funde diesmal mit besseren Abbildungen in dem Buche „Mykenae“ (englisch und deutsch Ende 1877, französisch 1878). Er widmete es dem König von Griechenland. Gladstone, der in Schliemann's Sinne die trojanischen Alterthümer besprochen hatte, schrieb ihm auf seine Bitte eine Vorrede dazu, die bezeugte, daß die Leichen des Agamemnon und der Kassandra leibhaftig gefunden seien.

Waren die Fundberichte auch unzulänglich, die Deutungen bei dem Mangel an geschulter Kritik vielfach unannehmbar, die Funde blieben doch eine Thatsache, ein Fundament für die griechische Geschichte vor der dorischen Wanderung; man gewöhnte sich, die Epoche unter dem Eindrucke dieser Funde als die mykenische schlechthin zu bezeichnen. Denn mit einem Schlage war hier das Bild einer ungeahnten reichen Cultur entrollt, welches die Culturgeschichte Griechenlands bis weit ins zweite Jahrtausend hinein verfolgen ließ. Daß in Mykenae eine stattliche Fürstenburg gewesen, hatten die Dichtung und die Ruinen schon vordem bezeugt. Aber jetzt sah man die Fürsten auf ihren Grabsteinen kämpfen und jagen, hatte ihre Kleinodien, geziert mit Darstellungen des Götterdienstes, des Thierlebens und übersponnen von einer

feinen Ornamentik, Metallarbeiten von meisterhafter, in ihrem Entstehen und Vergehen räthselhafter Technik und neben den Erz- und Steinarbeiten auch eine Keramik, die, über die trojanische weit hinaus entwickelt, zeigte, wie der Kunstsinn der Fürsten sein Widerspiel auch bei der Bevölkerung gefunden hatte.

Aber Schliemann's Wirkung blieb nicht auf die Fachkreise beschränkt. Das allgemeine Interesse an der homerischen Dichtung und der Goldglanz der Funde, des Entdeckers Laufbahn vom Ladendiener zum Millionär, seine Vielsprachigkeit und sein Homergedächtniß, die Einheit seiner Jugendträume und ihrer Erfüllung, die Befriedigung, daß der Autodidakt die Gelehrten überflügelte, seine enthusiastische und streitbare Berichterstattung, die in allen Zungen der civilisirten Welt Jahr für Jahr Entdeckungen verkündete, welche die Wunder der Sage und Dichtung zu greifbarer Wirklichkeit stempelten, die Vereinigung aller dieser Momente gab Sch. selbst den Nimbus des Wunderbaren und machte ihn zu einem der populärsten Männer diesseits und wohl auch jenseits des Oceans. Für weite Kreise des Publicums wurden Homer und die classische Alterthumskunde und Sch. ein einheitlicher Begriff.

Den Entdecker trieben die erreichten Erfolge weiter auf die Suche nach den Spuren Homer's. 1878 begann er nach einem wenig ergiebigen Aufenthalt auf Ithaka (vgl. Ilios S. 54) Ende September die Fortsetzung seiner zweiten großen Ausgrabung in Troja, zu der ihm der Firman nach langwierigen Unterhandlungen durch den britischen Gesandten in Constantinopel ausgewirkt war, und beendete sie im folgenden Jahre, von E. Burnouf, dem ehemaligen Director der Ecole Française in Athen und von Rud. Virchow als seinen Gästen unterstützt. Abgesehen von der Ausdehnung der Arbeiten auf die großen Grabhügel am Rande des Skamanderthales blieben die Ergebnisse denen der ersten Grabung gleichartig. Allein in der Art seiner Berichterstattung suchte er mehr zu gruppiren. Er arbeitete das früher gewonnene Material mit dem neu gefundenen zusammen, und neben Homer traten ihm die anthropologischen Gesichtspunkte auf Grund seiner eigenen Studien und vieler persönlichen Anknüpfungen in den Vordergrund. Virchow schrieb die für das Verdienst des Entdeckers und den wissenschaftlichen Werth seiner Funde begeisterte Vorrede zum Buche Ilios, das Sch. ihm widmete. Der volle Titel lautet: „Ilios, Stadt und Land der Trojaner, Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja.“ Sch. beginnt mit einer ausführlichen Autobiographie, die mit den Gespenstergeschichten und Kinderträumen von Ankershagen anhebt und mit der Versicherung schließt, daß sein Vermögen groß genug sei, um ohne Benachtheiligung seiner Familie die kostspieligen Ausgrabungen zu bestreiten. Er bietet dann eine Zusammenstellung der antiken und modernen Nachrichten über Land und Bevölkerung, Thier- und Pflanzenleben der Troas, gibt eine Geschichte von Ilion und verfolgt den Streit um die Lage der Stadt. Darauf erst folgt der Hauptttheil, die Funde nach den sieben „Städten“ geordnet, die er in den Schichten des Hügels zu erkennen glaubte; zum Schluß eine Besprechung der Grabhügel; dazu exkursartige Beiträge seiner gelehrten Freunde — ein *μέγα βιβλίον*, ein Zeugniß der gewaltigen Betriebsamkeit des Verfassers. Aber zu einer ruhigen Beobachtung auf dem Ausgrabungsfelde war der Schwärmer inmitten seiner 100—150 Arbeiter so wenig im Stande, wie am Studirtische zur reinlichen Scheidung der Fülle von Problemen, zu denen seine Funde anregten. Was ihm dazu die große Zahl seiner englischen und französischen, deutschen und griechischen Berather und Freunde aus den verschiedensten Wissenschaften und Berufen gelegentlich mittheilte, ließ das Buch nur anschwellen, ohne den Kern der Sache klarer zu machen. Die Natur der aufgedeckten Ruinen und ihre

Zeitbestimmung blieben auch nach den Plänen und Ansichten E. Burnouf's, die zum Buche hinzukamen, ungelöste Räthsel, zumal jetzt die raffinirte Feinheit der Cultur Mykenaes im Widerspruche schien zu der Urthümlichkeit der Funde von Troja.

Am Ende seiner Biographie schrieb er: „Meine großen Sammlungen trojanischer Alterthümer haben einen unschätzbaren Werth, doch sollen sie nie verkauft werden. Wenn ich sie nicht noch bei meinen Lebzeiten verschenke, so sollen sie kraft letztwilliger Bestimmung nach meinem Tode dem Museum derjenigen Nation zufallen, die ich am meisten liebe und schätze." Als er nach den ersten trojanischen Ausgrabungen sich in Athen sein stolzes Haus gründete, war sein Plan gewesen, die Funde bei sich zu bewahren und sein Haus zu einem Museum zu machen, das er durch Grabungen in Griechenland zu vermehren hoffte. Der Name, der noch heute am Sims des Hauses Schliemann in der Universitätsstraße glänzt, *'Ιλίου Μέλαθρον*, und der Wandschmuck und die Mosaiken der Innenräume gehen auf diesen Gedanken zurück. Aber er stieß dabei auf lebhaften Widerstand im griechischen Parlamente und bei den Behörden. Er sagt darüber am 18. März 1874 in der Zeitung *Νέα Ἑλλάς* am Schlusse eines Artikels, der sich gegen einen athenischen Sammler und Kunsthändler richtet: „Meine Uneigennützigkeit und meinen Enthusiasmus für die Wissenschaft hätte ich nicht besser beweisen können als durch den im Juni 1873 dem griechischen Parlament von mir gemachten Vorschlag, mir in Berücksichtigung eines Museums Schliemann, welches ich zu bauen, und meiner ganzen trojanischen Sammlung, die ich der griechischen Nation zu schenken versprach, zu erlauben, auf eigene Kosten Olympia und Mykenae auszugraben mit der Bedingung, daß alle zu findenden Gegenstände im Museum aufgestellt und nebst diesem nach meinem Tode in den ausschließlichen Besitz des griechischen Volkes kommen sollten. Obgleich das Parlament meinen Vorschlag annahm, weigerte sich das Ministerium, denselben zu billigen. Hierdurch, sowie namentlich durch die Beschimpfungen, die mir fortwährend von den Vorstehern der Wissenschaft zu Theil werden, ist meine Liebe zu Griechenland gänzlich erkaltet und ziehe ich auf immer von hier weg." Während seines Processes mit der Türkei hat er die trojanischen Alterthümer einmal der französischen Regierung angeboten (Revue archéol. XIX, 1892, S. 434). Ende der 70er Jahre waren sie mehrere Jahre in London im South-Kensington-Museum ausgestellt. Inzwischen hatte ihn im J. 1877 die deutsche Anthropologische Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede gemacht. Ihr Vorsitzender Rud. Virchow war derjenige, der für Schliemann's wissenschaftliches Streben am wärmsten eingetreten war und an den Arbeiten des Jahres 1879 den thätigsten und förderlichsten Antheil genommen hatte. Damals eröffnete auf einer Reise zum Ida ihm Sch. den Gedanken, seine Sammlungen an Deutschland zu vermachen. Es sei doch das Land, wo man in den weitesten Kreisen Homer am höchsten schätze, und nirgends würde seine Sammlung größeren Nutzen bringen als in Berlin. Dieser Eindruck bestätigte sich ihm, als er 1880 mit den Seinen nach Berlin zu dem Deutschen Anthropologischen Congreß kam, der mit einer prähistorischen Gesammtausstellung der deutschen Sammlungen verbunden war. So entschloß er sich im Winter 1880, die Leihgabe von London zurückzuziehen und dem deutschen Volke seine trojanischen Sammlungen „zu ewigem Besitze und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt als Geschenk" zu überweisen. Kaiser Wilhelm I. dankte unter dem 24. Januar 1881 dem Stifter, indem er bestimmte, „daß die genannte Sammlung der Verwaltung der preußischen Staatsregierung unterstellt und in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnographischen Museum in Berlin

in so vielen besonderen Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung nöthig sind, aufbewahrt werde, sowie daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer den Namen des Geschenkgebers tragen. Zugleich spreche ich Ihnen Meinen Dank und Meine volle Anerkennung für diese von warmer Anhänglichkeit an das Vaterland zeugende Schenkung einer für die Wissenschaft so hoch bedeutenden Sammlung aus und gebe Mich der Hoffnung hin, daß es Ihnen auch ferner vergönnt sein werde, in Ihrem uneigennützigen Wirken der Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes gleich bedeutende Dienste zu leisten als bisher." Sch. selbst leitete, von seiner Frau unterstützt, die erste vorläufige Aufstellung der Sammlung im Berliner Kunstgewerbemuseum; die Stadt Berlin machte ihn nach Bismarck und Moltke zum Ehrenbürger, und Virchow bewillkommnete ihn als solchen am 7. Juli im Festsaale des Rathhauses mit feierlicher Rede, die geeignet war, das Gefühl der Verkennung vergessen zu machen.

Inzwischen hatte er schon Ende des Jahres 1880 und vom März 1881 ab in der dritten Stadt, der Homer neben Troja und Mykenae das Beiwort goldreich gibt, im böotischen Orchomenos, am sogenannten Schatzhause des Minyas gegraben. Sein bedeutendster Fund war hier die Decke der Seitenkammer, die in grünem Stein ein reiches, vielverschlungenes Teppichornament, aufs nächste verwandt den Ornamenten von Mykenae, zeigt (vgl. Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos, 1881). Im Mai bereiste er die ganze Troas, überall spähend, wo ihm eine genügende Schutttiefe Aussicht auf Funde zu versprechen schien. Im Anschluß daran bemühte er sich, gestützt auf die neuen, zu Deutschland gewonnenen Beziehungen, einen Firman womöglich für das ganze Gebiet der Troas zu erlangen. Er eröffnete am 1. März 1882 in Hissarlik seine dritte Grabung. Was bisher von Troja gefunden, war zwar der Lage nach ein Rest der alten Königsstadt, aber seiner Ausdehnung nach war es nur ein Burgflecken und mit der Dichtung vom trojanischen Kriege unvereinbar. Sch. forderte, daß sich die Wahrheit der Vorstellung des Dichters erweisen müsse, der es als eine große Stadt bezeichnet. Darum wollte er den Kreis der Burg abschließend verfolgen und eine Unterstadt nachweisen; auch dachte er dabei auf weitere Reste von Tempeln, namentlich des Athenatempels, zu stoßen. Danebenher gingen kleinere Untersuchungen in der Umgegend. Seine Erwartungen wurden weniger erfüllt, als es sein übertreibender Bericht Wort hatte. Die Arbeiten hatten unter beständigem Kampfe mit dem türkischen Commissar und den militärischen Behörden zu leiden, die weder Messungen noch Notizen erlaubten in der Besorgniß, es könnten von Hissarlik aus die Geheimnisse der 6 km entfernten Batterien aufgenommen werden. So kam freilich das wichtigste Ergebniß nur unzureichend zur Darstellung. Denn endlich hatte Sch. zwei Architekten herangezogen, von denen der eine, Wilhelm Dörpfeld, bei der eben vollendeten deutschen Ausgrabung von Olympia geschult, aus dem Chaos der aufgewühlten Schuttmassen allmählich das klare Bild einer Herrenburg entwickelte. Er verfolgte ihre Steinmauer, sondirte die Reste ihres Lehmoberbaus aus dem umgebenden Erdreich, deckte zwei weitere Thorgebäude auf, lehrte die ursprüngliche Anlage von ihren Umbauten scheiden, säuberte in der Mitte des Mauerringes Grundriß und Aufbau eines Saalbaues von wahrhaft fürstlichen Ausmessungen und erkannte damit das Urbild des griechischen Tempels aus einer Zeit, welche die Säule noch nicht kannte. Die Reste der älteren und der jüngeren Siedelungen brachte er im Plan zu klarer Scheidung, nur kam die Bedeutung dieser Erkenntniß in dem Ende 1883 erscheinenden Buche Schliemann's: „Troja, Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den

Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im J. 1882“ in Schliemann's Fassung neben vielen anderen Beiträgen der Freunde und Correspondenten noch nicht zur gebührenden Geltung. Das Buch ist der Kronprinzessin Victoria gewidmet.

Er glaubte seine Aufgabe in Troja gelöst und beendet und veröffentlichte französisch ein zusammenfassendes Werk „Ilios, ville et pays des Troyens“ 1885. Im Februar 1884 suchte er ohne Ergebniß nach dem Grabe der in der Schlacht bei Marathon gefallenen Athener. Eine größere Aufgabe stellte er sich im selben Jahre mit der Ausgrabung der Oberburg von Tiryns, die Dörpfeld im folgenden Jahre allein fortsetzte. Er fand hier keinen Goldschatz, aber was mehr war, er erreichte durch Dörpfeld's Hülfe die völlige Aufdeckung eines Palastes der mykenischen Epoche. Er gewann damit, was so lange seinen Funden gefehlt hatte, den festen architektonischen Untergrund. Wenig unter dem Erdboden verschüttet, kamen bei sorgfältig beobachteter Grabung inmitten des cyklopischen Mauerringes der Grundriß des ganzen Palastes mit seinen Thorgebäuden, Höfen, Sälen und Gemächern zu Tage; der Aufbau und die Ausschmückung der Wände und die Säulenhallen ließen sich erkennen. Die Anlage von Tiryns klärte das Bild der troischen Burg und ihrer Bauweise. Die sogenannte II. Burg von Troja als älteste Anlage, die Reste von Tiryns, Mykenae, Orchomenos als jüngere und der Tempel der Hera von Olympia als Denkmal dorischer Bauweise ordneten sich zu einer Entwicklungsreihe, welche zum ersten Male die Baukunst des ältesten Griechenlands von Stufe zu Stufe verfolgen ließ.

Das Buch „Tiryns, der prähistorische Palast der Könige von Tiryns, Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen von Dr. H. Schliemann mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. F. Adler und Beiträgen von Dr. W. Dörpfeld“, das 1886 erschien, steht als Ganzes betrachtet zu allen früheren Veröffentlichungen Schliemann's in einem Gegensatze, der zwar unausgesprochen, aber darum nicht weniger für seine Persönlichkeit und seinen Scharfblick bemerkenswerth ist. Als phantastischer Sonderling hatte er seine Studien begonnen und in jedem Baum und in jeder Quelle Ithakas und Trojas die Zeugen homerischer Begebenheiten geschaut und verkündet; die Masse seiner Funde und die Verbindung mit Virchow hatte ihn zum Prähistoriker gemacht und die Fülle von Erde und Himmel, Naturkunde und Technik, Sage und Geschichte umspannenden Ideen dieser gährenden Wissenschaft brodelte um die trojanischen Töpfe und in die Schliemann'schen Bücher, die nächsten Aufgaben des Ausgrabungsberichtes, die klare Aufnahme des Befundes, verwirrend. Jetzt endlich drang in sein Werk methodische Sicherheit, eine Folge einerseits der Arbeiten, die vom Deutschen Archäologischen Institute zu Athen seit seiner Gründung im J. 1874 unter Ulrich Köhler's Leitung ausgingen, und andererseits des persönlichen Verhältnisses, das ihn seit der letzten trojanischen Grabung mit Dörpfeld verband. Immer der zur Unternehmung Treibende und sie Leitende, nutzte der Dreiundsechzigjährige die Kraft, die er als sicher erkannte. Im Buche Tiryns beschränkte er sich, den äußeren Verlauf der Arbeiten, die Ueberlieferung über den Ort und die Einzelfunde wie Steinäxte, Vasenscherben, Thonfigürchen zu behandeln; den großen und sicheren Zusammenhang, der durch die Aufdeckung des Grundplanes von Tiryns in seine Entdeckungen kam, ließ er seinen Mitarbeiter darstellen. Mit welchem Pathos würde er ein Jahrzehnt vorher den Fries aus blauem Glasfluß, den ähnlich der Dichter am Palaste des Phäakenkönigs erwähnt, den Herd im Megaron und das Badegemach verkündet und in den homerischen Parallelen dazu geschwelgt haben! Es ist sehr merkwürdig, daß er sich beschieden hat, Dörpfeld darüber berichten zu lassen. Das Buch

widmete er W. Helbig als demjenigen, der inzwischen, von archäologischer Seite die Schliemann'schen Funde verwerthend, das homerische Epos systematisch aus den Denkmälern erläutert hatte. Auch eine Gesammtdarstellung seiner Grabungen ließ er seinen Verleger Brockhaus an Carl Schuchhardt übertragen, dessen Buch: „Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft" in übersichtlicher Form zusammenfaßte.

Virchow beobachtete in dieser Zeit an ihm, daß die Anstrengung bei seinen Grabungen und Veröffentlichungen ihm mehr fühlbar geworden sei. Er sei reizbarer als früher gewesen und habe öfter als sonst das Bedürfniß nach Erholung empfunden. Gleichwohl lassen seine Pläne und seine häufig sie vorbereitenden Reisen kaum ein Nachlassen seiner Willenskraft spüren. 1886 gräbt er aufs neue mit Dörpfeld in Orchomenos, reist auf wenige Tage von Athen nach London, um das Alter des Palastes von Tiryns gegen einen Reporter zu vertheidigen, der darin eine byzantinische Ruine vermuthete. Eine andere Reise führte ihn noch einmal über den Atlantischen Ocean. Im Winter 1886/87 fährt er drei Monate lang auf einem Segelschiff den Nil hinauf; die arabische Mannschaft des Bootes und die Bücher, die er sich mitgenommen, sind dabei seine einzige Gesellschaft. Manche Pläne kamen nicht zur Ausführung, so nach dem Sarge Alexander's des Großen in Alexandria zu suchen, und vor allem im Reiche des Minos, Kreta, den Palast von Knossos auszugraben, den später der Engländer Evans mit so großem Erfolge aufgedeckt hat. Die Verhandlung über den Grundstückserwerb und das Eigenthumsrecht an den zu erwartenden Funden zogen sich in die Länge, bis schließlich der Ausbruch der Unruhen in Kreta die Unternehmung unmöglich machte. Eine neue Winterreise nach Aegypten, diesmal in Virchow's Begleitung, brachte ihn auf den Gedanken, in der Heimath der Hittiter, in Kadesch am Orontes, zu graben und die Zusammenhänge zu untersuchen, die sie nach den Wandgemälden ägyptischer Tempel mit der mykenischen Cultur gehabt haben müssen; aber die Pest brach in Mesopotamien aus und vereitelte den Plan. 1888 hat er kurze Zeit in Kythera gegraben und danach im messenischen Pylos nach den Resten der Burg des Nestor gesucht.

Da zwang ihn eine hartnäckige Polemik, sich Troja wieder zuzuwenden. E. Boetticher, Hauptmann a. D., wurde seit dem Jahre 1883 nicht müde, in Zeitschriften und eigenen Büchern das Publicum darüber zu belehren, daß die Ruinen von Troja-Hissarlik arg verkannt, in Wirklichkeit eine große Feuernekropole seien. Ungenaue und mißverständliche Angaben aus Schliemann's ersten Büchern dienten ihm zur Stütze; Erklärungen von Sch. hatten nur das Ergebniß gehabt, daß Boetticher zu der Behauptung sich verstieg, es seien bei den Ausgrabungen absichtlich Mauerzüge zerstört worden, um zu beseitigen, was der Hypothese vom Bestehen eines alten Palastes entgegenstehen könnte. Boetticher legte auf dem Anthropologen-Congreß in Paris im Sommer 1889 ein Buch: „La Troje de Schliemann, une nécropole à incinération" vor und fand einen Fürsprecher in S. Reinach, einem der führenden französischen Gelehrten. Sch. selbst wohnte dem Congresse bei. Er entschloß sich kurz, lud seinen Gegner als seinen Gast nach Troja ein und faßte gleichzeitig den Plan, die Arbeit dort in großem Maßstabe wieder aufzunehmen. Im December fand die Conferenz mit Boetticher im Beisein der als Zeugen erschienenen Sachverständigen, des Professors Niemann als Vertreter der Wiener Akademie der Wissenschaften und des kgl. preußischen Majors Steffen, statt, welche die Aufnahmen Dörpfeld's lediglich bestätigten.

Aber Boetticher fuhr fort, in den Zeitungen für seine These zu streiten,

und daher lud Sch. bei Beginn seiner Grabung im März 1890 eine größere internationale Conferenz zu Gaste in die Bretterhäuschen, die er als Unterkunft für 14 Fremde am Hügelrande des Skamanderthales neben der Pergamos hergerichtet hatte. Deutsche Gelehrte, unter ihnen Virchow, englische, amerikanische, französische Vertreter der Wissenschaft folgten der Ladung und versicherten mit ihrem Namen aufs neue die Richtigkeit von Schliemann's und Dörpfeld's Ergebnissen. Die Ausgrabung selbst führte zur weiteren Aufdeckung der II. Burg; sie sollte auch den hohen Schuttmantel, der vor ihrer Ringmauer stehen geblieben war, hinwegräumen; unter ihm hoffte Sch. im Stillen, dicht bei der Mauer, ähnlich wie in Mykenae, noch die Königsgräber zu finden, aber Dörpfeld's sorgfältige Aufnahmen hemmten das Tempo und lieferten statt dessen in keramischen und architektonischen Resten die ersten Anhaltspunkte für die Klärung des trojanischen Problems, die Sch. selbst nicht mehr erleben sollte, für die Erkenntniß, daß nicht die II. trojanische Burg, sondern erst die VI. den Burgen von Mykenae und Tiryns gleichzeitig und gleichwerthig ist.

Sch. hat die erste mykenische Bügelkanne, die zum Vorschein kam, zwar noch als die Leitmuschel in der Chronologie der trojanischen Alterthümer begrüßt; aber die Sommerhitze zwang ihn, die Ausgrabungen einzustellen. Er dachte am 1. März des folgenden Jahres weiterzugraben und das angefangene Werk zu Ende zu führen. Indessen ein Ohrenleiden, Knochenauswüchse in beiden Gehörgängen, machten eine Operation nöthig. Er vollendete noch den „Bericht über die Ausgrabungen in Troja 1890“ zu Athen, begab sich im November, Virchow's Rath folgend, nach Halle a. S., ließ sich dort auf beiden Ohren operiren, aber setzte noch vor völliger Heilung seine Reise fort. Am 12. December ist er in Leipzig bei seinem Verleger Brockhaus, am 13. in Berlin bei Virchow zur Besichtigung der Neuaufstellung seiner Sammlung und zur Besprechung über die Ueberführung ihres noch in Athen befindlichen Restes, am 15. bereits in Paris. Erneute Schmerzen nicht achtend, treibt es ihn nach wenigen Tagen von Paris nach Neapel, die Erwerbungen der Museen und das Neueste von Pompeji zu sehen. Dort in Neapel ist er am 26. December 1890 einer Gehirnentzündung erlegen.

Am 4. Januar 1891, als die letzten Sonnenstrahlen über die Akropolis hinweg in den Saal seines athenischen Hauses spielten, versammelten sich vor seinem Sarge um seine verwittwete Gefährtin und ihre Kinder Andromache und Agamemnon, der König und der Kronprinz von Griechenland, die diplomatischen Vertreter der fremden Mächte und die Minister des Landes, die Leiter der in Athen bestehenden fremden und einheimischen wissenschaftlichen Institute und die große Schar derer, die in seinem gastfreien Hause ein- und ausgingen. Vor der Büste Homer's dankten sie dem Philhellenen, der die Museen Athens und die der Hauptstadt seines Vaterlandes glänzend bereichert, der für die Wissenschaft aller Nationen die Bresche gelegt, welche die ältesten Denkmäler diesseits und jenseits des ägäischen Meeres erschloß, sie dankten dem warmen Verehrer classischer Dichtung und dem vorbildlichen Menschen, der mit heroischer Willenskraft sich zu der Höhe eines großen Wirkens emporgerungen hatte.

Vgl. außer Schliemann's eigenen Angaben in seinen angeführten Werken und bei Schuchhardt in der Einleitung a. a. O.: H. Schliemann's Selbstbiographie bis zu seinem Tode vervollständigt (von A. Brueckner). Herausgeg. v. Sophie Schliemann. Leipzig 1891. — Gedächtnißfeier für Heinr. Schliemann im Festsaale des Berlinischen Rathhauses am Sonntag, den 1. März 1891. Berlin 1891. — Dörpfeld, Troja und Ilion. Ergebnisse der Aus-

grabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870 bis 1894. Athen 1902. — J. Nelson, H. Schliemann und seine Homerische Welt, in Biographische Volksbücher. Leipzig 1900. — Einige Angaben zu Schliemann's Anfängen nach handschriftlichem Material, dessen Kenntniß ich der gütigen Vermittelung von Frau Andromache Mela geb. Schliemann danke.

Brueckner.

Schlüter *): Andreas Sch., Bildhauer und Baumeister, nach älteren Quellen angeblich am 20. Mai 1664 in Hamburg als Sohn des Bildhauers Gerhart Schlüter geboren, am 22. Mai 1664 getauft, soll in früher Jugend mit seinem Vater nach Danzig gekommen und dort zu einem David Sapovius, dessen Künstlerpersönlichkeit noch nicht festgestellt ist, in die Lehre gegeben worden sein. Nach neuen, erst auszugsweise veröffentlichten Forschungen (Baurath Cuny, Elberfeld) liegt eine Verwechslung des häufig vorkommenden Namens „Schlüter" vor. Cuny weist einen Andreas Schlüter „den Aelteren" als in Danzig von 1640—1652 thätig, nach, dessen Arbeiten an dem 1640 für eine Familie von Enden erbauten Patricierhause Jopengasse 1 und an dem 1652 für den Kaufherrn Eustachius Holwell errichteten Hause, Brotbänkengasse 28, Medaillons- und Büsten von antiken Helden, Kriegertypen, Weisen und Königen zur Kunstart des Sohnes, des jüngeren Andreas Schlüter hinüberleitet, von dem er annimmt, daß er um 1640 in Danzig geboren sei. Die bisherige Annahme des Geburtsdatums des Meisters stützt sich auf eine Eintragung im Kirchenbuch von St. Michaelis in Hamburg vom 22. Mai 1664: „Andreas Schlüter, ehelicher Sohn des Gerhart Schlüter, Gevattern Andreas Kröger, Jürgen Nellcken und Katharina Tidtkens." Demgegenüber fehlt es nicht an Bekundungen, die Andreas Sch. als Danziger bezeichnen. In dem Danziger „Gesellen-Register der Maurer, Steinhauer, Bildhauer und Steinmetzen von 1644—76" fand E. Blech auf Blatt 12 den Eintrag: „Anno 1656 d. 9. Maij Andres Schliter, Steinhauer ein Dantziger, auß d' Lehr." Als Danziger bezeichnet ihn 1702 der mit dem Meister lange Jahre hindurch bekannte Kupferstecher Peter Schenk, auf einem Schlüter's Entwurf zum Umbau des Berliner Schlosses darstellenden Blatte „Ad Nobiliss. Schluterum Gedan", ferner nennt ihn eine ihm zu Ehren 1704 geschlagene Denkmünze einen Danziger. Gegen die Annahme, daß Sch. erst 1664 geboren sei, kann auch die Stelle eines Briefes vom 27. Juli 1706 angeführt werden, den er in Angelegenheit der für ihn so unglücklichen Münzthurmkatastrophe an seinen Gönner, den Schloßhauptmann Freiherrn v. Printzen geschrieben hat: „Ich habe über die 30 Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht zugebracht, und ist unter all denen Werken kein Fehl begangen, auch habe ich in Berlin schon erwiesen, daß man ja wohl sehen kann, ob ich ein Meister gewesen, da ich hieher gekommen bin, und nun muß ich . . ." u. s. w.

Nach beendigter Lehrzeit 1656 wird Sch. wohl altem Zunftgebrauche folgend auf die Wanderschaft gegangen sein, von der er dann wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte. Als Jugendwerk Schlüter's wird den Monum. Polon. historica, Tom IV zufolge die Bildhauerarbeit im Pelpliner Dom vom Jahre 1675 bezeichnet, ein Fundatorenepitaphium der Herzöge Sambor und Mestwin. Auch könnte an eine Mitarbeit beim Baue der von 1678—81 von Barthel Ranisch ausgeführten und 1683 geweihten St. Johanniscapelle, meist Königscapelle genannt, gedacht werden. Nach 1684 ist Sch. für den König Johann Sobieski von Polen beschäftigt und könnte vermuthungsweise (Gurlitt) an der erneuten Ausschmückung des Schlosses Willanow bei Warschau und in ge-

*) Zu Bd. LIV, S. 54.

ringerer Weise an dem Ausbau des Palais Krasinski in Warschau betheiligt gewesen sein. Bei den Arbeiten in Danzig und bei diesen Palastbauten in Warschau dürfte sich der Meister die große Schulung, Geschicklichkeit und Erfahrung im Bauwesen angeeignet haben, die ihm dann später bei seinen Berliner Bauten so ausgezeichnet zu statten kamen. Bei dem Schlosse Willanow kämen dann zumeist die Vordermauer nach dem Hofe und die Verbindungsgänge für Sch. in Betracht. Die auffallende Steigerung der Formengebung am Neubau des Schlosses Willanow gegen die frühere Bauart ist für die Kunstart Schlüter's zum Theil sehr bezeichnend. Besonders erweist sie sich in zahlreichen Vorsprüngen, triumphbogenartigen Thoren, Blendarkaden, Thüren mit Hermengewänden, abgebrochenen Giebeln und Reliefmedaillons, Nischen, Büsten auf Consolen, zahlreichen Reliefs, vor allem aber in der Ausbildung der Thurmhelme. Vorzugsweise müßte hier, wie auch beim Palais Krasinski, der plastische Schmuck für die Schlüter'sche Kunst untersucht werden.

Am 25. Juli (4. August) 1694 trat Sch. als Hofbildhauer und Lehrer an der neu zu gründenden Bildhauer-Akademie in kurbrandenburgische Dienste und wurde 1695 einer der Akademie-Directoren. Er unternahm im J. 1696 auf Kosten des Kurfürsten eine Reise nach Italien zum Ankauf von Abgüssen. Die hier in Turin, insbesondere aber in Rom, das damals unbezweifelt neben Paris als erste Kunststadt der Welt galt, empfangenen Anregungen wirken später bei seinem Berliner Schloßbau nach. Das gesammte Bauschaffen Schlüter's in seiner ganzen Auffassung und die untrennbare Verbindung der Baukunst mit einer ausgedehnten und vielseitigen Verwendung von plastischen Arbeiten beweist es nur zu deutlich, daß Sch. von jener denkwürdigen Blüthe der Barockkunst Italiens nicht nur bedeutsamen Einfluß erhielt, sondern auch, daß er mit Begeisterung in das Wesen dieser Kunst eingedrungen war. Schlüter's ältestes Werk in Berlin ist die Statue des Kurfürsten Friedrich III., den er in ausschreitender Stellung, in der Tracht römischer Imperatoren, barhaupt mit weit nach rückwärts wallendem Haare darstellte. Johann Jacobi hat 1697 die Statue in Bronce gegossen. Ein Handzeichnungsband der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden enthält einige Blätter, Entwürfe für Triumphbogen, bei denen diese Statue als Bekrönungsfigur gedacht ist. Es fanden verschiedene Versuche zur Aufstellung der Statue statt. Zuerst stand sie im Hofe des neuerbauten Zeughauses, schließlich schenkte sie König Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg, wo sie vor dem Schlosse endgültig ihren Platz fand. Der Statuensockel, den früher Sklavengestalten tragen sollten, stammt aus neuerer Zeit von dem Bildhauer Koch.

Friedrich's Regierungsantritt hatte für die Berliner Architektur zuerst keine einschneidende Veränderung im Vergleich zur Baukunst in den letzten Lebensjahren seines Vorgängers, des Großen Kurfürsten, gebracht. Die maßvolle, oft auch nüchtern zu nennende holländische Bauweise, deren Hauptmeister in Berlin der 1695 verstorbene Johann Arnold Nering war, blieb für die Hauptbauten jener Zeit bestimmend, und in ganz gleicher Richtung arbeiteten Michael Mathias Smids († 1692) und Martin Grüneberg († 1707). Schlüter's Auftreten als Architekt brachte hier einen großen entscheidenden Wandel. Als er kurz vor 1697 den Auftrag erhielt, für die Postverwaltung, deren Leitung Graf Kolbe v. Wartenberg übertragen worden war, ein neues Gebäude zu errichten, erbaute er die sogenannte „Alte Post" an der Ecke der Königstraße und des Spreeufers in durchaus barock empfundenen Formen. Der Bau setzt sich in seinen ganz selbständig behandelten Ordnungen, mit seinen nach rein malerischen Grundsätzen in Felder abgetheilten Wandflächen, den interessant gebildeten Fensterdocken, dem Kurvenlinien bevorzugenden

Hauptgesims und insbesondere der ganzen bildnerischen Ausstattung in bewußten Gegensatz zu der bis dahin in Berlin herrschend gewesenen classicistischen Richtung, die ihre Parole von Paris und Holland empfing. Der Bau, 1889 abgetragen, ließ aber doch erkennen, daß Sch. in erster Linie Bildhauer war, kein geschulter Fachmann der Baukunst. So hervorragend als plastische Leistungen die acht Statuen griechischer Gottheiten über der hohen Attika von Schlüter's Schule, die Rundbilder (Allegorien von Tugenden) als Fassadenreliefs, die Stuckdecken im Hauptgeschosse waren, so fehlte doch der Fassade die klare Gestaltung und die aus dem Grundrisse sich wie von selbst ergebende architektonische Gliederung. Dieser Widerspruch im künstlerischen Schaffen Schlüter's, der Umstand, daß er seine Bauten mehr als Bildhauer, denn als praktisch und vor allem technisch geschulter Architekt ausführte, wurde ihm dann auch im J. 1706 bei dem Baue des Münzthurmes zum Verhängniß. Seine hervorstechenden Eigenschaften künstlerischen Bildens erzeigen sich jedoch deutlich bereits am Bau der „Alten Post"; sie bestehen nach Gurlitt in „dem unbefangenen Formendrang, der Lust an reichen, überschwänglichen Gebilden, dem Vorwalten des Empfindens über das Erwägen und der sorglosen Unmittelbarkeit des Schäffens". — Das kann man auch an der Baugeschichte und der Ausschmückung des Zeughauses in Berlin gewahren, an der Sch. von 1698—1699 thätig war. Von dem Einflusse Schlüter's in baulicher Gestaltung ist am Zeughause nichts mehr wahrzunehmen. Dem Baue (Grundsteinlegung am 28. Mai 1695) lag ursprünglich ein Entwurf des französischen Architekten Blondel zu Grunde, der während der Ausführung durch die aufeinanderfolgenden Bauleiter Nering, Grüneberg, Sch. und de Bodt mehrfach abgeändert wurde. Schlüter's plastische Arbeiten daran zählen unbestritten zu dem Besten, was jemals deutsche Bildhauerkunst geleistet hat. Es sind die Schlußsteine des Erdgeschosses 1. an der Außenseite weitausladende reich verzierte Helme (kriegerischer Glanz, Ruhm, Ehre), 2. im Hofe die Masken sterbender Krieger (Grausen des gewaltsamen Todes), 3. die Schlußsteine über den seitlichen Thoren und dem der hinteren Achse, Meerweiber und Gorgonenhäupter (Krankheit, Pestilenz, Elend). Wahrscheinlich von Sch. sind ferner die Verdachungen über den Fenstern des Hauptgeschosses, die Holzschnitzereien an einigen vor der Königskrönung Friedrichs entstandenen Thüren und vielleicht auch die Metopen des Kranzgesimses. — Im J. 1698 beginnt Schlüter's Thätigkeit am Berliner Schloßbau, am 2. November 1699 wird er an Stelle von Grüneberg leitender Architekt und zum Baudirector ernannt, später, vom Jahre 1705 ab, führte er den Titel Oberschloßbaudirector. Es war dieses Jahr, in dem Sch. auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Erfolge am Berliner Hofe stand; der König gewährte ihm (2. Juni 1705) in Anerkennung seiner geleisteten Dienste 8000 Thaler Gratifikation. Die Aufgabe Schlüter's beim Schlosse, dessen ursprünglichen italienischen Bauplan er abänderte, war kein völliger Neubau, sondern es handelte sich für ihn darum, die verschiedenen einzelnen unzusammenhängenden, um den kleineren Schloßhof herumliegenden Theile zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Ursprünglich stand hier die vom Kurfürsten Friedrich II. von 1442 bis 1451 erbaute Burg, die 1538 in Formen der Renaissance, die zum Theil dem Hauptflügel des Torgauer Schlosses stilistisch entsprachen, in ein fürstliches Schloß umgewandelt worden war. Zuerst war allein die Umbauung des ersten Schloßhofes vorgesehen, später und zwar durch Schlüter's Nachfolger am Schloßbau, Eosander v. Goethe, ausgeführt, kam die des zweiten Schloßhofes hinzu. Von Sch. stammen die Nord-, Ost- und Südseite des kleinen Schloßhofes mit ihren Portalen und Treppenhäusern, sowie die von Portal II und

IV nach der Spree zu liegenden Theile der Fassade am Schloßhofe und am Lustgarten. Die äußere Gestaltung der vierten Seite des Schloßhofes, woselbst die Trennungsbauten zwischen dem zweiten und ersten Schloßhofe noch von früherer Bauperiode herstammen, blieb unberührt. Das für Sch. bezeichnendste Werk am Aeußeren des Schlosses sind die Portale I und V. Das Portal I, gleichsam als Triumphbogen errichtet für den am 18. Januar 1701 in Königsberg gekrönten und am 6. Mai in seine Residenz Berlin einziehenden König zeigt auf hohem Sockel zwei Paar Riesensäulen mit reich durchgebildeten Capitälen. Darüber liegt ein schweres Gesims auf, dessen Ausbildung aber mit den Linien der Rücklage nicht übereinstimmt. „Es offenbart sich in dem Bau ein ins Große vorschreitender Künstlergeist, ein mächtiges Wollen, dem aber das thatsächliche Können nicht überall entspricht. Man merkt die fehlende Schule und die aus dieser ersprießende Gleichgültigkeit gegen die überlieferte Form und gegen das Abwägen der Baumassen und der Profile. Nach einem Stiche Schenk's (Kunsthändler und Kupferstecher Peter Schenk aus Elberfeld) wollte Sch. die Säulen sogar noch mit Blattgehängen in der Mitte umwinden. So offenbart sich ein Festgeist, eine freudige Heiterkeit in diesem Bautheile, welche mit dem wuchtigen Ernst Roms und der Palazzofassade nichts zu thun hat." (Gurlitt.)

Am 11. December 1700 erhielt Sch. den schriftlichen Befehl zur Ausgestaltung der Innenräume des Schlosses. Es dürfte wohl der dem Portal I gegenüberliegende Schloßplatzflügel zuerst in Angriff genommen worden sein, denn es galt vor allem, die Prachträume für den königlichen Hofhalt zu vermehren. Es sind die Säle des oberen Geschosses der Schloßfassade gegen den Schloßplatz, desgleichen die Räume zwischen dem Treppenhaus und diesem Flügel, als Hauptraum der Saal über Portal I, die Stuckdekorationen der Decke in der Stube östlich vom Saale und der große Vorsaal gegen den Schwarzen Saal zu, Kamine und Eichenthüren; ferner die ehemalige Schloßcapelle mit der Orgelempore, jetzt Capitelsaal, 1706 durch Cosander in ihrer Ausdehnung verkürzt, und die vier großen Reliefgruppen, Welttheile als Supraporten, die Pilaster mit reichen korinthischen Capitälen, das Gurtgesims und die Thüren im Rittersaal. Im Schloßbau hat Sch. das großartigste Denkmal der Barock-Architektur in Deutschland geschaffen. Die Repräsentationsräume des Schlosses zwischen Schweizersaal und Rittersaal sind nach Gurlitt nicht von Sch. selbst ausgestattet, während Voß deren Innendekoration als Schlüter'sche Leistung in Anspruch nimmt.

Neben der Ausschmückung des Inneren des Schlosses beschäftigt Sch. der Ausbau des Münzthurmes, auf den Grundmauern eines an der Nordwestecke des Schlosses bereits vorhandenen Thurmes, der dazu bestimmt war, die Behälter für die Wasserkünste des Lustgartens und im oberen Geschoß ein vom König für 20000 Thaler in Holland gekauftes Glockenspiel zu tragen. Vom Jahre 1701 stammt Schlüter's vom Könige genehmigter Entwurf, 1702 wurde der Bau begonnen. Auf den beiden stehen gebliebenen unteren Geschossen sollten sich drei verjüngende Obergeschosse korinthischer Ordnung erheben und das Ganze durch eine die Königskrone hochhaltende weibliche Figur seinen Abschluß finden. Aber schon am Ende des Baujahres 1703 zeigten sich, da die alte Fundamentirung zu schwach war, gefahrdrohende Erscheinungen, Risse und Ablösungen. Hierauf legt Sch. dem Könige neue Pläne und ein Modell vor, wobei eine abermalige Verstärkung von unten herauf vorgesehen war. Auch dieser veränderte Entwurf stellt dem Ideenreichthum und dem Compositionstalente Schlüter's das glänzendste Zeugniß aus. Der neue Thurm sollte noch höher als der erste werden. Da die Basisbreite durch die Verstärkungen ver-

mehrt war, erhielten die Säulenhallen in den oberen durchbrochenen Geschossen eine sehr geschickte Veränderung. Auch das Wasserschloß am Fuße des Thurmes wurde insofern durch die Verstärkungen verändert, als durch sie eine riesenhafte Nische entstand. Diesen Theil beabsichtigte Sch. mit einem Gigantensturz theils in freien Figuren, theils in Hochrelief zu schmücken. An der Ausbildung der Rückfront mit dem mächtig aufgethürmten Steinpfeiler und der Ausgestaltung der altanartig abgeschlossenen Seitenflügel merkt man jedoch deutlich, wie Sch., durch die Nothlage gezwungen, zu ziemlich gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nahm. Bis Mitte des Jahres 1706 war der Thurm auf 60 Meter Höhe fortgeführt, als eine erneute erhebliche Senkung desselben — er hing 2½ Fuß nach der Schloßfreiheit und 1½ Fuß nach dem Lustgarten über — die bis dahin verheimlichte Gefahr nicht mehr länger übersehen ließ. Am 25. Juni 1706 1 Uhr Nachts ließ Sch. den Abbruch des Thurmes beginnen und reichte einen während der furchtbar aufregenden Zeit des Abbruches skizzenhaft angefertigten neuen, vierten Entwurf ein, der aber fast bis ins Detail auf Nering's alten Entwurf zurückging. Die vom Könige über den verfehlten Bau des Münzthurmes eingesetzte Untersuchungs-Commission, Cosander v. Goethe, Grüneberg und Professor Leonhard Sturm von der Universität Frankfurt a. O. entschied zu Ungunsten Schlüter's; 1707 wird er als Baudirector bereits „hinter" seinem Nachfolger Cosander aufgeführt, und 1708 fehlt sein Name ganz in der Liste des Hofbauamtes. Im J. 1706, dem Jahre seines Sturzes, hatte Sch. noch für Friedrich in Freienwalde ein im J. 1722 bereits beseitigtes Sommerhaus, ein Badeschlößchen, gebaut.

In die ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes fällt die Vollendung von Schlüter's bedeutendster Bildhauerarbeit, der Reiterstatue des Großen Kurfürsten. Bereits im J. 1698 erfolgte unter Schlüter's Leitung die Herstellung des für den Guß bestimmten Modells; der Guß selbst fand am 2. November 1700 durch Johann Jacobi statt, am 23. Juli 1703 wurde die Statue auf provisorischem Sockel feierlich enthüllt. Die Eckfiguren, „Sklaven", des jetzigen Sockels waren bereits 1702, also im ersten Entwurfe Schlüter's vorgesehen und wurden von dessen Gehülfen Nahl, Herfort, Henzi und Backer verfertigt; von Nahl und Backer wurden dann noch nach den Entwürfen des Malers Wentzel die Basreliefs an den Seiten des Sockels modellirt. Sch. diente bei jener Arbeit als Modell ein Pferd des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, welches Maler Merck in der Größe und mit der fast gleichen Beinstellung wie an der Statue malte. Hiernach wurde ein vergoldetes Gipsmodell mit dem Reiter verfertigt und dieses so lange, durch eine Verdachung geschützt, auf der langen Brücke aufgestellt, bis das Original fertig war. Der Kurfürst ist in flatterndem Mantel über einem reich geschmückten Panzer dargestellt, der unbedeckte Kopf wendet sich nach links, die Rechte hält den Feldherrnstab, die Linke die Zügel; fest und gerade sitzt der Reiter auf dem ausschreitenden Pferde. Roß und Reiter sind wie eine einzige Gestalt, wie von gleichem Drange nach vorwärts beseelt. Trotz der Porträthaftigkeit, dem mächtigen Lockenhaar, der kühn geschwungenen Nase, dem massiven Kinn, die dem Kopfe des Fürsten den Ausdruck kühnsten und festesten Charakters verleihen, erhebt sich Sch. in diesem Werke doch zur Bildung eines höchsten Typus. Nur ein Reiterdenkmal ist in seiner Auffassung, Gestaltung und der Größe der Conception mit Schlüter's Großem Kurfürsten zu vergleichen, Verrocchio's Colleoni. Hier der Typus des kühnen Condottiere, dort in Berlin der Typus des zielbewußt der Vergrößerung und dem inneren Ausbau seines Landes zustrebenden Herrschers. Das Standbild geht in seiner Haltung in letzter Linie auf das Reiterbild Marc Aurels in Rom zurück, von dem die

Akademie der Künste in Berlin zu Schlüter's Zeit einen Abguß besaß. Für das Standbild kommen weiter die französischen Königsstatuen Louis XIV. von Girardon in Paris und Coysevox' ähnliche Statue, welche 1685 in Rennes aufgestellt wurde, in Betracht; ferner (nach Voß) die beiden Reiterdenkmäler Ranuccio's und Alessandro Farnese's von Mocchi in Piacenza, die Sch. auf seiner Reise nach Rom gesehen haben kann.

Schlüter's Antheil an der Ausschmückung des Schlosses zu Charlottenburg bestand nur in bildhauerischen Leistungen, die zuerst bei Gurlitt kritisch gesondert und von ihm folgendermaßen einzeln aufgeführt werden (S. 121): „Ein ovales Relief am Kamin des alten Nordwestzimmers, vier große, später hierher versetzte Reliefs in den beiden Sälen unter dem Thurme, die Pilaster und das Gebälk mit schönem Kinderfries, großartigen naturalistischen Blumenvasen, breit modellirten und lebhaft bewegten Zwickelfiguren im ovalen Saale des Obergeschosses. Ferner aus den zwischen 1701 und 1704 erbauten Schloßtheilen, die ganze Einrichtung der drei Zimmer im Erdgeschoß, welche an die Südostecke des alten Baues anstoßen, die schönen eigenartig profilirten Deckengesimse, die prächtigen mit ovalen Reliefs geschmückten, aber etwas flüchtig ausgeführten Sopraporten, der Kamin im mittleren Raume, ein flott modellirtes Schmuckstück, das Relief im Speisesaal, Flora und Zephir, zwei Reliefs in den Arbeitszimmern Friedrich Wilhelm's III. im 1. Stock, Moses und die Schlange, und die heiligen drei Könige." Dagegen verneint Gurlitt entgegen Nicolai, daß die Deckenfiguren des Audienzzimmers König Friedrich's I. von Sch. durchgeführt seien, vielleicht nur von ihm entworfen. — Sch., der die ganze Kunstrichtung Berlins in seiner Zeit auf das stärkste durch sein geniales Künstlerthum beeinflußte, so daß seine Art selbst in dem gleichzeitigen Kunstgewerbe Berlins zu spüren ist und man so mit Recht von einem Schlüter'schen Stil sprechen kann, hat auch eine Anzahl kleinerer Arbeiten ausgeführt, unter denen das Grabdenkmal für den Hofgoldschmied des Kurfürsten Daniel Männlich in der Nikolaikirche zu Berlin vom Jahre 1700 eine bemerkenswerthe Stellung einnimmt. Ueber einem Thore mit schräg angeordneten Gewändepfosten, deren Schlußstein als Inschrifttafel benutzt ist, liegt eine geschweifte Barockverdachung auf, über deren Mitte sich eine Urne mit den Reliefbildnissen des Ehepaars Männlich erhebt. Quer hinter der Urne liegt in einen weiten Mantel gehüllt der Tod, der ein nacktes Kind erfaßt hält, und zu seinen Füßen ruht, halbaufgerichtet, ein weinender Genius. Der grausige Gegensatz zwischen dem Tod und dem blühenden Leben ist hier ganz dem Zeitgeschmacke entsprechend treffend zum Ausdruck gebracht. Besonders bemerkenswerth ist die Darstellung des Todes, der nicht als Knochenmann, ein für die Plastik durchaus ungeeignetes Motiv, sondern wie mit sehniger Haut überzogen zur Erscheinung gebracht ist. Zu den kleineren Arbeiten gehören auch zwei Porträtbüsten: die Marmorbüste Friedrich's als Kurfürst mit Allongeperrücke, früher in Charlottenburg, jetzt im Berliner Schlosse, und die 1 m 20 cm hohe Büste des Prinzen, späteren Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, als decorativer Schmuck eines Schloßthores in Homburg v. d. Höhe gefertigt, nach einer Inschrift von Jacobi gegossen.

Nach Schlüter's Entwurf sind einige Sarkophage gearbeitet, die in der Domgruft in Berlin aufgestellt sind. Zwei kleinere, auf Löwenfüßen ruhende, mit Wappen an den Stirnseiten für die in jugendlichem Alter 1701 und 1704 verstorbenen Kinder des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, und der prächtiger ausgestattete Zinnsarkophag des 1711 verstorbenen Markgrafen selbst, der erst 1714 fertiggestellt war. In den vorzüglich gearbeiteten Reliefs der Langseiten (der Markgraf in Begleitung von Mars und Mercur), in den

Rüstungs- und Waffenstücken, den Kartuschen und sonstigem Beiwerk zeigt sich Schlüter's geniale Hand auch für Kleinplastik. Künstlerisch noch höher stehen die beiden, von Jacobi gegossenen, Sarkophage für König Friedrich I., zu dessen Lebzeiten bereits entworfen, und für die 1705 verstorbene Königin Sophie Charlotte. Der reich geschmückte Sarkophag der Königin trägt an den Seiten auf die Tugenden der Königin sich beziehende Reliefs und steht auf vier als Adler ausgebildeten Füßen; knieende Rosse, das Wappenthier der Königin, halten an den Längsseiten Inschriftkartuschen. Am Kopfende des Sarges heben zwei weibliche Genien ein gekröntes Reliefbrustbild der Königin hoch, das von dem sich über den ganzen Sarkophag ausbreitenden Krönungsmantel eingefaßt ist. Ist hier der Glanz und der Reichthum des Lebens dargestellt, so ist der Gegensatz dazu in geradezu packender Form ausgedrückt durch die am Fußende des Sarges sitzende, in ein Leichentuch eingehüllte Figur des Todes, im Begriffe, den Namen der Königin auf die eherne Tafel der Geschichte zu verzeichnen. Das Gegenstück, jedoch noch reicher ausgeschmückt, ist der Sarkophag König Friedrich's I. Am Kopfende lehnen zwei weibliche Gestalten, als Mark Brandenburg und Borussia gekennzeichnet, die das gekrönte und ebenfalls von dem über den Sarkophag wallenden Krönungsmantel eingefaßte Reliefbrustbild halten. An den Seiten des Sarkophages sind in Reliefs die Hauptthaten des Königs zur Darstellung gebracht, während Inschriften auf den von Adlern getragenen Kartuschen die Verdienste des Königs rühmen. Zwischen Trophäen an der Vorderseite sind die wichtigsten vom Könige getragenen Orden abgebildet, der Schwarze Adlerorden, der Hosenbandorden und der Elefantenorden. Wie bei dem Sarkophage der Königin ist auch hier bei dem des Königs im Gegensatze zu Ruhm und Pracht der „Vergänglichkeit" Ausdruck verliehen durch eine am Fußende des Sarges sitzende, weinend das Gesicht in die aufgestützten Hände verbergende Frauengestalt, zu deren Seite ein Seifenblasen machender Putto steht.

In einer Zeichnung ist uns noch ein Epitaph-Entwurf Schlüter's erhalten, ein Kupferstich von Heckhenauer, der in der linken unteren Ecke die Worte „A. Schlüter delineavit" zeigt. Ueber einem Sarkophag in stark geschweifter Profilirung sieht man an der Wandfläche das Ovalbildniß des Verstorbenen mit einer Bekrönung aus Zweigen und eine um einen geflügelten und bekrönten Schädel gelegte Drapirung. Darunter befindet sich die Inschrifttafel. Auf die Inschrifttafel lehnt sich rechts vom Sarkophag eine trauernde, das Gesicht klagend mit der rechten aufgestützten Hand verhüllende Frauengestalt. Auf dem Sarkophage stehen eine erloschene antike Lampe und links eine Urne mit einem Lorbeerzweig. Auf der Urne ist das Wappen derer v. Bieberstein zu sehen. Das Epitaph war für Mauritius Damianus Marschall v. Bieberstein bestimmt, welcher 1702 starb. Ferner zählen zu Schlüter's kleineren Arbeiten die Kanzel der Marienkirche (1703), deren Predigtstuhl von zwei Konsolen haltenden Engeln getragen wird, und die in ihrem Aufbau und ihrer Gestaltung eine Verwandtschaft mit belgischen Arbeiten bekundet, und sein Entwurf, Zeichnung, vom Jahre 1706 für den hiernach 1708 vollendeten Altar in der Nicolaikirche zu Stralsund. Sch. verwendete in geistvoller Weise eine das Mittelschiff der Kirche theilende Schranke, die aus sechs Säulen mit einem darüber ruhenden Querbalken besteht. Die Zwischenfelder der äußersten Säulenpaare sind mit schmiedeeisernen Gittern gefüllt, das der Mitte enthält den Altar, und die beiden zu Seiten des Altares sind als Thüren wie bei einem Lettner gedacht. Den auf den Säulen aufliegenden Balken benutzte Sch. beim Altar als Architrav, stellte vor die Säulen noch je ein Paar, welche Rundgiebelansätze tragen, zwischen

denen eine von Phalert ausgeführte Schnitzerei, ein Abendmahl, so angebracht ist, daß sie an einem darüber befindlichen, mit Ketten an einem unter dem Gewölbe eingespannten Balken befestigten Crucifixus hängt. An den Säulenfüßen stehen Postamente mit Engelstatuen, die gleichsam als Wappenhalter das Altarbild, eine geschnitzte Wolkenglorie mit dem Auge Gottes, flankiren.

Von dem Jahre seines Sturzes 1706 bis zum December 1712 sind keine Nachrichten über Sch. vorhanden. Nur ein Bau ist sicher in jener Zeit von ihm geschaffen worden, das 1712 als vollendet bezeichnete Gartenhaus für den damaligen Geh. Rath und Staatsminister Ernst Bogislav v. Kameke in der Dorotheenstraße zu Berlin, jetzt Eigenthum der Royal-York Loge. Die malerisch gestalteten Fassaden mit zum Theil, wohl bewußt, von allen akademischen Regeln abweichenden Formen, verrathen mancherlei architektonische Schwächen, die Sch. geschickt durch meisterhaft ausgeführte plastische Arbeiten zu verdecken gewußt hat. An ein barock geschweiftes Mitteltheil lehnen sich niedriger gehaltene Seitenflügel an, die aber nicht organisch mit ihm verbunden sind, da nur das Gesims des Erdgeschosses in den Mittelbau übergeht, der durch theils verkröpfte, theils um die Ecken sich wiederholende Pilasterstreifen gegliedert ist. Plastische Gardinen bilden den oberen Abschluß der Seitenflügelfenster. Das Gebäude hat keine Attika, sondern das Dach schneidet scharf ab und auf ihm stehen lebhaft bewegte Figuren. Der künstlerische Gesammteindruck des Baues wird durch die bildhauerischen Arbeiten sehr erhöht. Von diesen sind besonders hervorragend die oben erwähnten Bekrönungsfiguren der Fassaden und die Kartuschen, sowie die Puttengestalten an der Gartenfassade. Reizvoll ist der Hauptsaal des Gebäudes decorirt. Während das Mittelfeld für ein Gemälde bestimmt war, schmückt Kartuschenwerk die große Kehle. Das vorzüglichste der Saalausstattung aber sind an den drei Seiten und in den Zwickeln der vierten die Darstellungen der vier Welttheile; Arbeiten mit Gestalten voll sprühenden Lebens und prachtvollen Bewegungen, welche die im Schlosse an genialer Gestaltung noch fast übertreffen. Wahrscheinlich von Sch. in jener Zeit entworfen, aber von seinem Schüler Martin Heinrich Böhme verändert ausgeführt, ist das Haus von Creuz in der Klosterstraße zu Berlin. Nach einem bei Jeremias Wolff in Augsburg erschienenen Stiche wird ein Stall, in den Formen dem Kameke'schen Gartenhaus verwandt, als Werk Schlüter's bezeichnet; wo das Gebäude stand, ist unbekannt. Viel von der Eigenart Schlüter's hat auch das Portal des Posthauses, jetzt im Hofe der kaiserlichen Oberpostdirection in der Königstraße in Berlin. Hervorragende kunstgewerbliche Arbeiten, welche den Schlüterstil oder doch des Meisters Beeinflussung zeigen, sind der silberne 66ender Hirsch von Männlich im königlichen Schlosse zu Berlin und der berühmte Nautilusbecher von Bernhard Quippe im Grünen Gewölbe zu Dresden. Vermuthungsweise wird die Mitwirkung der entwerfenden Künstlerhand Schlüter's bei der Entstehung der 1704 von Johann Jacobi gegossenen hundertpfündigen Kanone „Asia“ angenommen. (Joseph.)

Die erste sichere Nachricht über Sch. nach seinem Sturze stammt aus dem Jahre 1713. P. Wallé hat im J. 1901 über Schlüter's Wirken in Petersburg die Ergebnisse einer Studienreise veröffentlicht und eine Anzahl bis dahin unbekannter Briefe und Berichte vorgelegt. Hiernach erfährt man, daß Sch. im J. 1713 durch Vermittlung des Obersten Jac. Bruce für einen Jahresgehalt von 3000 Rhein. Thaler als Architekt und Lehrer an der Petersburger Akademie in den Dienst des Zaren Peter des Großen trat. Er erhielt als Zeichen der Zufriedenheit des Zaren vom 1. Januar 1714 ab den doppelten Gehalt 5000 Rubel und wird in einem Schreiben des Zaren vom

2. Mai 1714 mit dem Titel „Baudirector“ bezeichnet. Sch. war mit einer Anzahl tüchtiger Handwerker nach Petersburg gekommen. Es wurde ihm eine Wohnung im Sommerpalais angewiesen, damit er in der Nähe des Zaren sei, der ihn häufig in seinem Atelier besuchte. Eine Stelle des Tagebuches des Obersten Bruce, der bei Sch. zeichnete, besagt: „Er hatte zu dieser Zeit eine große Zahl von Geschäften in seiner Hand, indem er Paläste, Häuser, Akademien, Manufacturen, Druckereien u. s. w. baute .... Sch. war von schwacher, kränklicher Constitution, und da er überbürdet wurde mit immerwährenden Geschäften, so ward er krank und starb, nachdem er nur ein Jahr in Petersburg gewesen.“ Wenn auch in dem oben erwähnten Schreiben des Zaren vom Mai 1714 zu lesen ist, daß nach den Angaben des Baudirectors Schlüter die Erbauung des kaiserlichen Sommerhauses an der Newa, die Arbeiten für die Wasserkunst an der Fontanka, die Vollendung der Orangerien im Sommergarten erfolgten, und Sch. ferner noch die Errichtung der kleinen kaiserlichen Gartenhäuser in Peterhof übertragen worden war, so kommen außer einigen Bauten in Kronstadt, über die wir nicht näher unterrichtet sind, doch nur das Sommerpalais für den Kaiser an der Newa und die Grotte im Sommergarten für die kurze Schlüter'sche Zeit in Petersburg in Betracht. Sch. war für das erstehende Petersburg wohl in erster Linie mit Entwürfen und Plänen für Bauten beschäftigt, er hat wohl auch, wie Bauerlasse von 1714 darthun, einen nicht geringen Antheil an dem Bebauungsplan der neuen Residenz gehabt, sein Einfluß zeigt sich an Ehrenpforten auf der Festungsseite und auf dem Newski-Prospect (1714), wie bei den architektonisch interessanten Pavillons im Sommergarten dicht an der Newa. Daß die grundlegenden Vorarbeiten für das neue Winterpalais beim Palaste der Kaiserin an der Fontanka und auch für die Akademie bereits von Sch. geleistet worden waren, beweist die rege Thätigkeit, die dann gleich nach Schlüter's Tode G. Mattarnovy an diesen Bauten ausübte. Neben diesen mannichfachen Aufgaben beschäftigte Sch. das Problem eines Perpetuum mobile, das P. H. Bruce beschreibt und das darin bestand, daß im Inneren eines Messinggestells eine Kanonenkugel durch Federkraft zu beständigem Rundlauf über Hohlplatten gezwungen wurde. Der Zar brachte diesem Modell das größte Interesse entgegen und schloß sich oft mit Sch. in dem Raume, in dem das Perpetuum mobile aufgestellt war, ein. Die complicirte Maschine verursachte jedoch durch Springen der Federn und Räder fortwährende Reparaturen und raubte ihrem Verfertiger viel von seiner kostbaren Arbeitszeit.

Als Sch. nach Petersburg übersiedelte, hatte er seine Familie in großer Armuth und Verschuldung in Berlin zurückgelassen. Die letzten Schriftstücke, welche Schlüter's Namen enthalten, sind Erörterungen des Senats in Petersburg über rückständige Gehälter der bei den Bauten beschäftigten Gehülfen Schlüter's, dann Briefe des Gießers Johann Jacobi über das an Sch. gewährte Darlehen und des um Schlüter's Stelle als Baudirector in Petersburg sich bemühenden Architekten Heinrich Reetz aus Berlin (26. Jan. 1715), schließlich noch die Bittschriften der Wittwe Anna Elisabeth Sch. geborenen Spranger vom 23. Juni neuen Stils an den Zaren und die Zarin um Gewährung eines Gnadengehaltes und des in Petersburg lebenden Sohnes David Schlüter (Mai 1715) an Peter den Großen, um den ansehnlichen Gehaltsrest des verstorbenen Vaters (1125 Rubel) für die mit ihrer Bitte wahrscheinlich abschläglich beschiedene Mutter zu erlangen.

Sch. starb vermuthlich gegen Ende Mai des Jahres 1714 und dürfte sein Grab auf dem alten deutschen Kirchhof, im Norden von Petersburg, gefunden haben. Ein Bildniß des Meisters ist nicht auf unsere Tage gekommen.

Die Hauptbedeutung Schlüter's neben seiner hervorragenden bildhauerischen Thätigkeit besteht darin, daß durch seinen Schloßbau das Barock nach Berlin gebracht wurde. Es verschwand dieser Stil mit ihm wieder nach seinem Sturze, um den Bauten nüchterner Correctheit seines Nachfolgers Cosander v. Goethe das Feld zu lassen.

Hauptquelle, in der alle ältere Litteratur verzeichnet ist: Cornelius Gurlitt, Andreas Schlüter. Berlin 1891. — Ferner: Adler, Andreas Schlüter, Leben und Werke. 1862. — Der Bär. Berl. Blätter f. vaterl. Gesch. u. Alterthumskunde, 1876, S. 83. — Berlin und seine Bauten. Hrsg. vom Architekten-Verein zu Berlin. Berlin 1877. — Oskar Bie, Andreas Schlüter. Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte, 80. Bd. Braunschweig 1896, S. 175 f. und S. 309 f. — E. Blech, Schlüter und Ranisch, zur Danziger Kunstgeschichte. Mitth. des Westpreuß. Geschichtsvereins, Jahrg. 3, Nr. 2, 1. April 1904, S. 34 f. — R. Borrmann, Die Kunstdenkmäler Berlins. — Richard Borrmann, Andreas Schlüter. Das Museum II, 37 f. Berlin u. Stuttgart (1897). — Dr. H. Brendicke, Bericht über Wallé's Vortrag „Schlüter und Peter der Große", in Mitth. d. Ver. f. die Gesch. Berlins, Nr. 11. Berlin 1901, S. 123. — Ebenda Nr. 11, 1902, S. 122 F. H. „Ein Mitarbeiter Schlüters, F. H. Weihenmeyer". — Dr. Max Creuz, Der Schlüterbau der Loge Royal-York. Berliner Architekturwelt VII. Berlin 1905, S. 353 f. — Cuny (Baurath in Elberfeld) in Kölnische Zeitung, Abendausg. v. 26. Febr. 1909. — R. Dohme, Kunst und Künstler, Andreas Schlüter. Leipzig 1878. — R. Dohme, Das Kgl. Schloß zu Berlin. Leipzig 1876. — K. E. O. Fritsch, Berlin und seine Bauten. Berlin 1877. — Geyer (kgl. Hofbaurath), Zur Baugeschichte des Kgl. Schlosses in Berlin: I. Der Festsaal des Großen Kurfürsten. II. Die Capelle Friedrichs I. Hohenzollern-Jahrbuch von Paul Seidel, I. Berlin-Leipzig 1897, S. 146—173. — Derselbe, Zur Baugeschichte des Kgl. Schlosses in Berlin: IV. Das neue Schloß Friedrichs I. V. Der weiße Saal. Hohenzollern-Jahrbuch VII, 1903, S. 249—292. — R. Graef, Das Nackte in der Kunst und der Canticus canticorum, ein „Debes me tangere". Gegenwart 1904. LXVI, S. 154/155. — Dr. Dagobert Joseph, Friedrich des Ersten Kanone „Asia" ein Werk von Andreas Schlüter und Johann Jacobi in: Der Sammler, Fachzeitschrift für Sammelwesen und Antiquitätenkunde XVII, Nr. 6. — K. F. Klöden, Andreas Schlüter. Berlin u. Potsdam 1855. — Ferdinand Laban, Die Reiterdenkmäler Berlins und Wiens. Berlin 1908. — P. J. Marperger, Historie und Leben der berühmtesten europäischen Baumeister. Hamburg 1711, S. 442, 445 u. 513. — Fr. Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin 1779. — Dr. v. Oettingen (Prof.), Die bildenden Künste unter Friedrich I. I: Die Kgl. Akademie der Künste in Berlin. Hohenzollern-Jahrbuch IV, 1900, S. 231—246. — Dr. Seidel, Der große Kurfürst in der Plastik seiner Zeit. Hohenzollern-Jahrbuch II, 1898, S. 93—106. — Derselbe, Die bildenden Künste unter König Friedrich I. II: Kunst und Künstler am Hofe. Hohenzollern-Jahrbuch IV, 1900, S. 247—268. — Derselbe, Der von Kurfürst Friedrich III. (König Friedrich I.) erlegte 66ender Hirsch. Hohenzollern-Jahrbuch VII, 1903, S. 157—164. — Hermann Voß, Andreas Schlüter's Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten und die Beziehungen des Meisters zur italienischen und französischen Kunst. Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen Berlin, 1908. Bd. XXIX, III. Heft, S. 137. — J. G. Wachter, Der große königliche Sarg, Be-

schrieben durch J. G. Wachter, Professor und Inventor der Inscriptiones und Bas-reliefs an demselbigen Sarg. Berlin o. J. — Prof. P. Wallé, Schlüter's Wirken in St. Petersburg. Berlin 1901. — A. Woltmann, Die Baugeschichte Berlins. Berlin 1873.

Robert Bruck.

Schulz*): Albert Sch. (San-Marte), Germanist, entstammte einer alten brandenburgischen Familie, aus der seit der Reformation abwechselnd Pastoren und Landwirthe hervorgegangen waren, bis die unter Friedrich d. Gr. geborene Generation in die Beamtenlaufbahn eintrat. Als Sohn eines Rathes bei der Justizkammer zu Schwedt a. O. wurde Sch. am 18. Mai 1802 geboren, erhielt seinen ersten Unterricht am Wohnort der Eltern und war nach der Confirmation von Ostern 1816 bis Michaelis 1821 Schüler des Pädagogiums zu Züllichau. Schon hier entfaltete er die litterarischen Neigungen, die ihm das Leben geschmückt haben, und zeigte in Gelegenheitsgedichten, Prologen, Uebersetzungen aus Catull, lyrischen, lyrisch-epischen und dramatischen Versuchen ein bemerkenswerthes formelles Talent: er hat diese Gabe zu allen Zeiten gepflegt, aber nie überschätzt; erst nach seinem Tode ist eine Auswahl derartiger Erzeugnisse, zumeist aus dem Mannes- und Greisenalter, als Andenken für Freunde gedruckt worden. — Am 19. September 1821 wurde Sch. an der Universität Berlin als stud. jur. immatrikulirt, im October 1822 siedelte er nach Heidelberg über, dessen Rechtsfacultät damals in hoher Blüthe stand. Hier ist er bis zum Abschluß seines Studiums im November 1824 geblieben. In Berlin hat er u. a. die Institutionen bei Savigny und bei F. A. Wolf eine Vorlesung über Aristophanes gehört, in Heidelberg waren Thibaut, Zachariae und Mittermaier seine Lehrer. Die Exmatrikel bekundet, daß er „wegen eines vollzogenen Duells“ mit zehn Tagen Carcer bestraft wurde und bei seinem Abgang noch in Untersuchung stand, weil er „mit der sog. burschenschaftlichen Parthey Umgang gehabt hat“. Die Sache scheint aber ohne Bedeutung gewesen zu sein: schon vor Weihnachten 1824 wurde Sch. königlich preußischer Auscultator und am 9. Januar 1825 trat er seinen Dienst am kgl. Stadtgericht zu Brandenburg an. Vielleicht aus dieser (spätestens aus der Naumburger) Zeit stammt das räthselhafte Pseudonym San-Marte, über das Sch. in seinen alten Tagen gern die Freunde sich den Kopf zerbrechen ließ, während er eine Aufklärung lächelnd verweigerte: wahrscheinlich ist es nur ein scherzhaftes Anagramm ganz trivialen Ursprungs.

Ende 1826 kam Sch. als Referendar ans Oberlandesgericht in Naumburg, wo er zu der Familie des reichgebildeten Landraths K. G. Lepsius in nahe Beziehungen trat. (Später hat er dessen „Kleine Schriften“ [Beiträge zur thüring.-sächs. Geschichte] in 3 Bänden herausgegeben, Magdeburg 1854—55.) Nachdem er im Januar 1830 Kammergerichtsassessor geworden war, hat er sich bald darauf mit Clara Lepsius (der älteren Schwester des Aegyptologen Richard Lepsius, zu dem Sch. ein wahrhaft brüderliches Verhältniß gewann) verlobt. Die Briefe aus dem ersten Jahr des Brautstands haben mir vorgelegen: sie zeugen von einem überaus glücklichen Verhältniß und bekunden u. a., wie früh ihm Wolfram's Parzival zum vertrauten Umgang geworden war. Am 30. Mai 1830 holt er „den seit Februar im Staube ruhenden altdeutschen Parcival heraus“: „und der Dichtergenius des Alten trug mich in seine lichten Zauberregionen. Das ist auch ein Buch für alle Launen, wie der Ariost und Tristram Shandy, und für alle Zeiten, wie die Bibel“. Und nachdem er auf Grund einer weiteren Prüfung in den Verwaltungsdienst

*) Zu Bd. LIV, S. 257.

übernommen und an die Regierung in Magdeburg versetzt war, pflegte er dort in den Abendstunden 1—2 Stunden Parzival zu lesen, „oder einen Andern“: Goethe, Scott, Shakespeare, die griechischen Tragiker.

Woher der erste Anstoß zu diesem Studium Wolfram's von Eschenbach kam, dem der vielbeschäftigte Regierungsassessor und Regierungsrath während eines langen Lebens treu blieb, dem er den größten Theil seiner litterarischen Production, ein volles Dutzend Bände gewidmet hat, hab' ich nicht ermitteln können: ich vermuthe, daß es die Anregungen waren, welche der junge Professor Koberstein von Schulpforta nach Kösen und Naumburg herübertrug. Das einzige Buch Schulz', das (soviel ich sehe) ein Widmungsblatt trägt, Heft 2 der „Parcival-Studien“, ist Koberstein „in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit“ zugeeignet (1861). In den ersten Jahren las Sch. den Parzival in dem gräulichen Abdruck der Myller'schen Sammlung, erst seit 1833 bot ihm die Ausgabe Lachmann's eine feste Grundlage, und mit diesem Jahre setzt auch gleich seine Werbethätigkeit für den geliebten ritterlichen Poeten ein: „Parzival . . . . im Auszug mitgetheilt von San-Marte“ (Magdeburg 1833), um erst nach vierzig Jahren mit einer vollständigen Bearbeitung des „Wilhelm von Orange“ (Halle 1873) ihren Abschluß zu finden.

Im April 1832 hatte sich Sch. verheirathet, im Sommer 1833 wurde er Regierungsrath bei der Magdeburger Regierung. Aber bald nachdem der erste Band vom „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach“ mit der Uebersetzung des ganzen Parzival (Magdeburg 1836) erschienen war, trat das Mißfallen des Oberpräsidenten an solchen Allotria deutlich zu Tage, und da eben dieser San-Marte ohnedies als Verfasser einer Schrift „Ueber den Werth von Provinzialgesetzen, mit besonderer Beziehung auf Preußen“ (Quedlinburg und Leipzig 1830) oben nicht gut angeschrieben war, erfolgte im Herbst 1837 „im Interesse des Dienstes“ seine Versetzung nach Bromberg. War Sch. anfangs geneigt, diese wie eine Verbannung anzusehen, so hat er sich doch unter angenehmen gesellschaftlichen und dienstlichen Verhältnissen (er hatte das Domänenfach zu bearbeiten) bald in Bromberg wohl und heimisch gefühlt. Seine litterarische Fruchtbarkeit ist in diesen und den folgenden Jahren wahrhaft staunenerregend — und dabei höchst vielseitig. Noch ehe das große Wolframwerk mit dem zweiten Bande abgeschlossen wurde, der die übrigen Werke des Dichters nebst Auszügen aus dem Jüngeren Titurel und Abhandlungen über das Leben Wolframs und die Gralsage enthält (1841), bearbeitete er die „Gudrun“ in 37 Abschnitten mit wechselnden Versmaßen und Strophenformen nach Art der Tegnér'schen Frithjofsage (Berlin, Posen und Bromberg 1839) und versenkte sich dann gleichzeitig in die polnische und in die keltische Sagenwelt: im selben Jahre 1842 traten ans Licht „Groß-Polens National-Sagen, Märchen, Legenden und Localsagen des Großherzogthums Posen“ und „Die Arthursage und die Märchen des rothen Buches von Hengest“, ein Werk, das vorher schon in Wales preisgekrönt und in London in englischer Sprache erschienen war. Die polnischen Sagenstudien, bei denen es ihn freute, Beziehungen zwischen Dlugosz und Nennius aufzufinden, fanden später ihre Fortsetzung in der Schrift über „Die polnische Königssage. Nach den Quellen dargestellt und kritisch erörtert“ (Berlin 1848); sie wurden wieder aufgefrischt in „Polens Vorzeit in Dichtung und Wahrheit“ (Bromberg 1859). Den Grund dafür hatte Sch. schon im J. 1830 gelegt, als er sich eifrig mit polnischer Geschichte beschäftigte und ein Drama „Roszinski“ plante.

Im Herbst 1843 kehrte er nach Magdeburg zurück, wo er am 1. October als Regierungsrath beim Provinzial-Schulcollegium eintrat: in dieser Stellung,

wo man ihm die „Allotria“ jetzt zugestand, ist er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst geblieben und hat er sich um die äußere Entwicklung des höheren Schulwesens der Provinz Sachsen wie um die Verwaltung des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg anerkannte Verdienste erworben; 1865 erhielt er den Titel Geheimer Regierungsrath, am 9. Januar 1875 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum, blieb aber dann noch sechs volle Jahre im Amt und trat erst mit dem 1. Januar 1881 in den Ruhestand. Es war ihm noch ein langer Lebensabend in Gesundheit und geistiger Frische beschieden; er war längst der Senior der deutschen Germanisten, als er am 3. Juni 1893 fast ohne Krankheit verschied.

Im J. 1846 hatte er sich ein Haus gekauft und das Bürgerrecht erworben, am 18. März 1850 wählte man ihn als Abgeordneten in das Erfurter Parlament. Im Juni des gleichen Jahres erlebte er auch die Aufführung eines seiner Dramen „Boleslav II.“, das ungedruckt blieb. Zwei andere, „Der Liebe Streit und Widerstreit“ (o. J.) und „Des Kreuzes Prüfung“ (1845), sind zwar zum Druck gelangt, aber schwerlich aufgeführt worden. — Er gehörte kirchlich und politisch der gemäßigt liberalen Richtung an und erfreute sich als tüchtiger Verwaltungsbeamter, Bürger und Patriot, als sittlicher Charakter und edler Menschenfreund allgemeiner Achtung. Seine ehrwürdige Erscheinung beherrschte wie die Familie (von der die Gattin und Mutter schon 1863 geschieden war), so die litterarisch angeregte Geselligkeit, die er bis ins hohe Alter um sich zu versammeln liebte, und der er bis in die letzten Lebensjahre von seinen mittelalterlichen Studien Kunde gab.

Diese Studien hatten in den Jahren, die auf die Rückkehr nach Magdeburg folgten, anfangs noch ganz der keltischen Heldensage, wie er sie verstand und umfaßte, gegolten. Es erschienen zunächst die Ausgabe von „Nennius und Gildas“ (Berlin 1844), die noch in Bromberg zugerüstet war, dann „Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage“ (Quedlinburg-Leipzig 1847): Arthur — Lancelot — Finn und Hengest. Nach einer Abschweifung zu „Walther von Aquitanien“ (Magdeburg 1853) folgte die Quellen-Compilation „Die Sagen von Merlin“ (Halle 1853) und die mit reichen Beigaben ausgestattete Ausgabe von „Gottfrieds von Monmouth Historia regum Britanniae“ (1854). Dann hatte Sch. die Freude, für den Brockhaus'schen Verlag (Leipzig 1858) eine zweite, verbesserte Auflage seiner Parzival-Uebersetzung herzurichten (der noch eine dritte gefolgt ist, Halle 1887), und nun kehrte er ganz zu Wolfram zurück: diesem gelten nicht nur die drei Theile der „Parcival-Studien“ (Halle 1861—62 — zusammen fast 1000 Seiten!), die ihm den Ehrendoctor der philosophischen Facultät zu Königsberg eintrugen, und die durch einige populäre Vorträge in den „Rückblicken auf Dichtungen und Sagen des deutschen Mittelalters“ (Quedlinburg und Leipzig 1872) ergänzt werden, sondern auch das stoffreiche, viel zu wenig benutzte Werk „Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters“ (ebenda 1867), dann das „Reimregister zu den Werken Wolframs von Eschenbach“ (ebenda 1867) und schließlich die beiden Bücher, durch welche Sch. auch dem Willehalm Freunde und Leser in Laienkreisen zu gewinnen suchte: „Ueber Wolframs von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniß zu den altfranzösischen Dichtungen gleichen Inhalts“ (Quedlinburg und Leipzig 1871) und zuletzt die Uebersetzung von 1873 (s. o.).

Wir unterscheiden in Schulz' Wolfram-Studien zwei Perioden: in der ersten überwiegt die romantische Neigung, die der Jüngling der phantastischen Sagenwelt Wolfram's entgegengebracht hat; so gelangt der gereifte Mann zu Sagenforschungen, die ihn theilweise weit von dem deutschen Dichter abführen.

In dieser Periode könnte ich mir die Begeisterung, mit der sich Sch. für Guiot de Provins im 1. Heft der Parcival-Studien einsetzt, gar nicht vorstellen, ja kaum ein Interesse für diesen von der Sagenwelt des Grals weit abstehenden Didaktiker. — Mit der neuen Auflage der Parzival-Uebersetzung beginnt die zweite Periode: das Interesse am Stofflichen scheidet fast aus: Wolfram, „der evangelische Ritter", seine aus dem Mittelalter erwachsene und über das Mittelalter hinausweisende Weltanschauung und der starke, ewiggültige sittliche Gehalt seiner Dichtung treten in den Vordergrund. Es steht manches Beherzigenswerthe im 2. und 3. Hefte der „Parcival-Studien", und auch anderwärts finden sich Hinweise und Aufstellungen, die bisher nicht genügend geprüft und discutirt worden sind — ganz abgesehen von dem, was man einfach wiederholt hat, ohne sich um Schulz' Vortritt und Vorrecht zu kümmern. Aber der laienhafte Charakter dieser Bücher, den ihr Verfasser nur vertheidigt, nirgends ableugnet, drängt sich allzusehr auf, um den Leser nicht zu ermüden. Der Verfasser bleibt immer eine sympathische Erscheinung: die ausharrende Treue dieses Autodidakten, der zuweilen vergißt, daß ihm das Rüstzeug des Philologen fehlt, aber sich das doch immer wieder ins Gedächtniß ruft, die Ehrlichkeit, mit der er überall die Quellen und die Grenzen seines Wissens aufdeckt, und das nicht von Selbstgefühl, wohl aber von Eitelkeit freie Streben, einen herrlichen Schatz des Mittelalters allen Gebildeten der Nation zu erschließen und einen großen und liebenswerthen Menschen der Stauferzeit den unruhig hastenden Menschen unserer Tage nahe zu bringen, das alles fordert unsere Anerkennung heraus und verlangt unsern Dank. Und es stimmt fast wehmüthig, daß Sch. selbst gerade den Phantasiereichthum und die schöpferische Größe Wolfram's so wenig erkannt und gewürdigt hat.

Zwei Nachrufe in der Magdeburger Zeitung 1893, Nr. 279 (5. Juni, Abendausgabe). Briefe und Jugenddichtungen, sowie reiche Auszüge aus den Personalacten hat mir der einzige Sohn von Schulz, Herr Otto Schulz in Wiesbaden mitgetheilt, einige persönliche Erinnerungen Herr Geh. Rath Professor Dr. Urban, Propst von U. L. Frauen in Magdeburg.

Edward Schröder.

Schweitzer *): Johann Baptist von Sch.-Allesina, geboren am 12. Juli 1833, † am 28. Juli 1875 am Gießbach in der Schweiz, war der Sohn einer jener Frankfurter Patricierfamilien italienischen Ursprungs, die schon wegen ihres von ihnen stark betonten katholischen Glaubens innerhalb der protestantischen freien Reichsstadt einen abgeschlossenen Kreis bildeten. Mit der für unser Culturleben am bedeutendsten gewordenen dieser Familien, mit den Brentanos, waren die Schweitzer-Allesina eng verschwägert. Johann Baptist's Vater, in der Jugend Officier und Kammerjunker Karl's von Braunschweig, später ohne Beruf, und seine Mutter Emilie, die Tochter von Karl Peter Berly (s. A. D. B. II, 408) und dessen Gattin Juliane geborene Pilgram, hatten vier Kinder, von denen er der älteste war. Aber bei ihrem lebenslustigen und oberflächlichen Wesen zogen sie es vor, ihre Kinder in auswärtigen Erziehungsanstalten aufwachsen zu lassen. Die frühesten geistigen Anregungen erfuhr Johann Baptist im Hause der Großeltern Berly; die Großmutter, eine Verwandte Jean Paul's, vermittelte ihm die ersten Eindrücke der deutschen classischen Dichtung, und Berly wird den Keim des politischen Interesses in dem begabten und frühreifen Kinde geweckt haben. Bald finden wir den zwölfjährigen Knaben auf der Lateinschule in Aschaffenburg, er ist dort urkundlich von 1845 bis 1851 nachweisbar. Das Abiturientenexamen

*) Zu Bd. LIV, S. 282.

bestand er, wie seine bei den Acten der Heidelberger juristischen Facultät aufbewahrte kurze Selbstbiographie lehrt, im October 1852. Während des größten Theils der in Aschaffenburg verbrachten Jahre wohnte der Knabe in einem anscheinend von Jesuiten geleiteten Studienseminar. Von 1352 bis 1855 studirte Sch. abwechselnd in Berlin und in Heidelberg Jurisprudenz. Nach Berlin zog ihn besonders die Verwandtschaft mit Friedrich Wilhelm Krummacher (s. A. D. B. XVII, 243), dessen Gattin eine Schwester seiner Großmutter Berly war. Wie Goethe einst im Hause der Familie Schweitzer-Allesina die katholische Geistlichkeit aus der Nähe kennen lernte, so erhielt der Sohn der streng katholischen Patricierfamilie im Pfarrhause an der Dreifaltigkeitskirche eine genaue Kenntniß der protestantischen Geisteswelt. Vielleicht wurde schon dem Studenten, der außer Gneist an der Berliner Universität auch F. Julius Stahl hörte, bei diesem Verwandten die Gelegenheit geboten, gewisse der Redaction der „Kreuzzeitung“ nahestehende, aber vorwiegend nichtadlige Kreise aus der Nähe zu beobachten. Manches in seinen ersten Broschüren deutet darauf hin.

Am 6. August 1855 promovirte Sch. in Heidelberg zum Doctor juris, und im J. 1857 ließ er sich in seiner Heimathstadt als Rechtsanwalt nieder. Vor der Oeffentlichkeit trat er anfänglich mit dramatischen Productionen auf. Im J. 1858 erschien das wohl schon früher verfaßte Hohenstaufendrama „Friedrich Barbarossa“, das trotz seines litterarischen Unwerths durch die Contrastirung des erlebenden Helden Heinrich's des Löwen und des nacherlebenden Historikers Otto von Freising einen biographischen Reiz besitzt. Technisch reifer, aber auch für die Ankerlosigkeit von Schweitzer's ethischem Empfinden charakteristisch ist das Lustspiel „Alkibiades“, das seinen Stoff aus Plato, Thukydides und Aristophanes schöpft und auf dem Hintergrunde des bekannten Hermenfrevels den Gegensatz der Liebe von Mann und Weib in Alkibiades und Aspasia verkörpern möchte. Doch das Jahr 1859 warf Sch. gänzlich in die Politik. In Uebereinstimmung mit den Traditionen seiner Familie und mit den Gesinnungen der großen Mehrheit der süddeutschen Bevölkerung nimmt er in zwei Broschüren für die Unterstützung Oesterreichs durch den deutschen Bund und gegen Frankreich Partei. Die erste der Schriften erschien anonym, ihr Titel erklärt hinreichend den Inhalt: „Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache“, ein „Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland“; die zweite kam mit dem vollen Namen des Autors und nannte sich „Widerlegung von Carl Vogts Studien zur gegenwärtigen Lage Europas“. Großdeutsch war die Tendenz dieser Broschüren und auch noch conservativ, insofern wenigstens, als sie die Festhaltung der Bestimmungen der Wiener Verträge von 1815 für das einzige Mittel ansahen, um Europa vor unabsehbaren Wirren zu bewahren. Aber die Schwäche Oesterreichs und die Unentschlossenheit Preußens, im Bunde vielleicht mit Einflüssen, deren Kenntniß nicht mehr zu erlangen ist, vernichteten schon im folgenden Jahre 1860 das Vertrauen Schweitzer's zu den deutschen Regierungen. In seiner gedankenreichen Broschüre „Der einzige Weg zur Einheit“ entsagt er endgültig allen Hoffnungen, die er als Patriot auf die Dynastien gesetzt hatte, bekennt sich als Demokrat und Republikaner und erwartet die Herstellung der deutschen Einheit hinfort nur von der revolutionären Initiative des Volkes. Der bestimmende Einfluß Niccolo Machiavelli's auf dieses Nachfahren politische Denkrichtung tritt von jetzt an in deutlicher und eingestandener Form zu Tage.

Die inzwischen erfolgte Begründung des Nationalvereins führte Sch. noch weiter in den politischen Tageskampf hinein. Vorher aber wäre seines wissen-

schaftlichen Hauptwerkes zu gedenken, das 1861 bei Otto Wigand in Leipzig erschien und das den Namen führte: „Der Zeitgeist und das Christenthum“. Nicht mit Unrecht hat Fr. Albert Lange dieses Buch als ein in seiner Art bedeutendes charakterisirt. Der Einfluß Schopenhauer's, mit dem Sch. in dessen letzten Lebensjahren in persönlichem Umgang stand, erstreckt sich mehr auf den Stil und auf Einzelheiten als auf den eigentlichen Kern des Werkes. Ist doch das Buch von einem beinahe unkritischen optimistischen Glauben an den Geist des Fortschritts erfüllt! Der Verfasser erklärt hier das Christenthum, gleichviel ob Katholicismus oder Protestantismus, als mit dem siegreich vorrückenden modernen Zeitgeist, der eine von ihm specifisch verschiedene Culturmacht sei, für schlechthin unvereinbar. Dabei ist sein Ausgangspunkt weniger ein religiös-philosophischer als ein politischer, indem er den Zeitgeist mit den modernen demokratischen Ideen identificirt, die das in jedem Offenbarungsglauben enthaltene Autoritätsprincip ausschlössen. Ohne Offenbarung gebe es keine positive Religion und es sei deshalb durchaus verkehrt, wenn man noch heute allgemein menschliche Tugenden als wahrhaft christliche in Anspruch nehme. Nun ist die christliche Religion das stärkste Bollwerk aller Autorität in unserer modernen Zeit, und nach der Ansicht des Verfassers wird ihr Sturz auch die anderen conservativen Mächte, besonders die Monarchie, in den Abgrund ziehen. Die Verbesserungsbedürftigkeit der Lage der niederen Volksclassen wird in diesem Werke bereits anerkannt, aber noch ist Sch. weit davon entfernt, auch das Eigenthum jenen dem Untergang geweihten conservativen Mächten beizurechnen!

Zum activen Parteipolitiker entwickelte sich Johann Baptist im Kampfe gegen den Nationalverein, dessen kleindeutsche und preußenfreundliche Tendenzen dem großdeutschen Demokraten ein Dorn im Auge sein mußten. Vor dem Ausbruch des preußischen Verfassungsconflicts stand im Frankfurter Stadtstaat die gesammte liberale Bürgerschaft bis in die Kreise der Demokratie hinein der neuen Parteigründung freundlich gegenüber. Da sich Sch. auf die clerical gesinnten Elemente nicht stützen konnte, so kam es ganz von selbst, daß er auf die Arbeiterkreise aufmerksam wurde, die, politisch angesehen, einen jungfräulichen, von kleindeutschen Bestrebungen unberührten Boden darstellten. Diese Annäherung vollzog sich besonders innerhalb des Turnvereins, der hauptsächlich aus Arbeitern bestand und dessen erster Vorsitzender Sch. war. Eine bedeutende Rolle spielte Sch. gleichzeitig in der Schützenbewegung, er wirkte an hervorragender Stelle bei der Begründung des deutschen Schützenbundes mit, in dessen leitenden Ausschuß er eintrat, und bei dem großen Frankfurter Schützenfest im Juli 1862 war er der Schriftführer des Centralcomités und der Redacteur der Festzeitung. Mit Ernst II. von Coburg kam er bei solcher Wirksamkeit in nahe Berührung. Als im November 1861 in Frankfurt ein Arbeiterbildungsverein erstand, wurde Sch. zum Präsidenten gewählt. Das Vorgehen des Nationalvereins, der durch die Entsendung von Arbeitern zur Londoner Weltausstellung sich in deren bis dahin von ihm vernachlässigten Vereinen Sympathien verschaffen wollte, gab Sch. den Anlaß zu einer entschieden socialistischen Stellungnahme. Er warf jetzt dem Nationalverein vor, daß sich in ihm speciell das Capital organisirt habe. Von Schweitzer's Rede auf dem Arbeitertag vom 25. Mai 1862 muß man den Beginn der modernen socialdemokratischen Bewegung im Maingau datiren. Es ist zweifellos, daß ihm bereits damals die Gründung einer besonderen Arbeiterpartei als Ziel vorschwebte. Aber ein Sittenvergehen, das er sich im August 1862 in Mannheim zu Schulden kommen ließ und das ihm 14 Tage Gefängniß eintrug, setzte für das erste allen seinen politischen Bestrebungen ein Ziel.

Das Auftreten Lassalle's im Frühjahr 1863 kam Sch. wie gerufen. Durch die Abfassung seines dreibändigen Agitationsromans „Lucinde oder Capital und Arbeit“ führte er sich bei dem Agitator ein, in dessen Anhang die wirklichen Intelligenzen erst spärlich vertreten waren. In seiner Heimathstadt war Sch. seit seinem Mannheimer Vergehen bis in die Kreise des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins hinein so unmöglich geworden, daß es selbst Lassalle's Bemühen nicht gelang, ihn dort wenigstens bei den Arbeitern zu rehabilitiren. So mußte der ehrgeizige, aber stark declassirte Adlige jetzt alles daran setzen, um an einem anderen Orte ein Bethätigungsgebiet mit großzügigen Aussichten zu gewinnen. Er wollte der Herausgeber eines Parteiorgans der jungen Lassalleanischen Partei werden. Kurz vor Lassalle's Tode erreichte er auf einer Vergnügungsreise in die Pfalz dessen Zustimmung. Er siedelte im Juli 1864 nach Berlin über und ließ sich dort naturalisiren. Mit großem Geschick gelang es ihm, auch nach dem Ableben seines Gönners das Zeitungsproject zum glücklichen Abschluß zu bringen. Im December des Jahres konnte in Berlin die erste Probenummer des von ihm zusammen mit seinem unbedeutenden Freunde J. B. v. Hofstetten — der das Geld hergab — redigirten „Socialdemokrat“ erscheinen. Als Redacteur des officiellen Parteiorgans wurde Sch. mit einem Schlage zu einem Hauptfactor in der noch kleinen und ungefestigten Arbeiterpartei. Für sein Unternehmen hatte er sich nicht nur die Mitarbeit von persönlichen Freunden und Gesinnungsgenossen Lassalle's, wie von Herwegh, Rüstow und Moses Heß, gesichert, auch mit Joh. Philipp Becker und den Führern der rheinländischen socialistischen Bewegung von 1848/49, mit Marx und Engels in London und ihrem deutschen Vertreter Liebknecht, war er in Berührung getreten.

Diese Männer hatten sich, wie man weiß, von Lassalle's Schilderhebung fern gehalten. Sch. hatte sogar mit kluger Berechnung unmittelbar nach Lassalle's Tode Marx zu bestimmen gesucht, das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu übernehmen! Aber das Einverständniß zwischen Sch. und den Gründern der Internationalen Arbeiterassociation währte nur Wochen. Die von Anbeginn ab vorhandenen tiefen principiellen Gegensätze enthüllten sich an dem brennendsten Problem jener Tage, an der deutschen Frage. Ueber diesen Gegenstand, der ihn innerlich viel stärker erfaßte als die erst später in seinen Gesichtskreis getretene sociale Frage, hatte Sch. am Anfang der Jahre 1862 und 1863 unter den Titeln „Zur deutschen Frage“ und „Die Oesterreichische Spitze“ Broschüren veröffentlicht, in denen sich besonders eine starke Verachtung für die Schwächlichkeit der deutschen Politik Preußens ausprägte. Doch seither war das Phänomen Bismarck vor Sch. aufgestiegen, und im October hatte er in der Leipziger Gemeinde des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in seiner Rede „Die Partei des Fortschritts als Trägerin des Stillstands“ bereits dem Gedanken Ausdruck geliehen, daß eine Einigung Deutschlands nur noch von deutschen Proletarierfäusten oder — von preußischen Bajonetten zu erwarten stünde. Jetzt nun in der Zeit von Ende Januar bis zum 1. März 1865 wiederholte er in einer Artikelserie des „Socialdemokrat“ über das Ministerium Bismarck diese Ansicht in einer Form, die seine große Bewunderung für den preußischen Minister gar zu deutlich durchblicken ließ. Gleichzeitig hatte der „Socialdemokrat“ bei Gelegenheit der Koalitionsdebatten im preußischen Abgeordnetenhause eine von Bismarck gehaltene arbeiterfreundliche Rede, die staatssocialistische Maßnahmen in sichere Aussicht stellte, wohlwollend beurtheilt. Diese Anlässe reichten hin, um nicht nur Marx und seinen Anhang, sondern auch Johann Philipp Becker, Herwegh und Rüstow zum Bruch mit einem Manne zu bestimmen, dessen an=

getasteter Leumund den über ihn verbreiteten Gerüchten von Verrath und Bestechung einen Widerstand nicht entgegensetzte. Gleichzeitig drohten schlimme innere Wirren den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, das Werk Lassalle's, völlig aufzulösen.

In diesen überaus schwierigen Verhältnissen glückte es Schweitzer's großer politischer Begabung, nicht etwa nur seine eigene Stellung zu befestigen, sondern auch die Sache seiner Partei in werthvoller Weise zu fördern. Nach Lassalle's Vorbild nutzte auch er den Verfassungsconflict zwischen der Krone und den Liberalen nach Kräften aus. Aber das Verbot des Abgeordnetenfestes in Köln bot ihm gleichzeitig einen Anlaß, um durch eine energische Agitation für das verletzte Vereinsrecht jene zu widerlegen, die ihn als einen Söldling der Reaction hinstellten. Mit den bis dahin dem Socialismus feindlichen Arbeitermassen Berlins bahnte er bei dieser Gelegenheit eine erste Fühlung an. Vom November 1865 bis kurz vor Ausbruch des Krieges saß Sch. wegen Preßvergehens im Gefängniß. Nach seiner Befreiung begann er sofort eine umfassende Agitation, in der er die Gewährung des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts mit Diäten als die Bedingung hinstellte, unter der die Arbeiterschaft für die Sache Preußens eintreten könne (vgl. Gustav Mayer, Die Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 und die Arbeiterbewegung in der Festschrift zu W. Lexis' siebzigsten Geburtstag, Jena 1907). Die Umstände, unter denen der Norddeutsche Bund zu Stande kam, machten allen Hoffnungen auf eine revolutionäre Volksbewegung und auf eine demokratische Gestaltung von Deutschlands staatlichem Leben auf Menschenalter hinaus ein Ende. Das sah Sch. sofort ein. Er trug deshalb auch kein Bedenken, den Norddeutschen Bund als den Rahmen für eine jede künftige politische Wirksamkeit zu acceptiren. Er war es denn auch, der jetzt nach dem Scheitern aller revolutionären Aussichten im Gegensatz zu Liebknecht während der nächstfolgenden Jahre die deutsche Arbeiterbewegung nachdrücklich auf das parlamentarische und das gewerkschaftliche Schlachtfeld verwies, auf denen sie sich ihre spätere bedeutende Machtstellung erkämpft hat. Im Mai 1867 wurde Sch. auf der Generalversammlung zu Brauschweig zum Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gewählt, dessen thatsächliche Führerschaft er schon vorher besessen hatte. Bald darauf gelangte er als Vertreter von Elberfeld-Barmen in den Norddeutschen Reichstag, dem er bis 1871 angehörte. Er benutzte seine Stellung nicht nur wie Liebknecht zum Protest gegen die bestehenden politischen und socialen Zustände, sondern er entschloß sich zur positiven Mitarbeit bei den einzelnen den Arbeiterstand interessirenden Fragen, und auch hierin wirkte er bahnbrechend für die spätere Taktik der socialdemokratischen Partei. Ein von ihm ausgearbeiteter Gesetzentwurf zum Schutze der Arbeit gegen das Capital, der das Verbot der Kinderarbeit und des Trucksystems, den zehnstündigen Arbeitstag für Erwachsene und Fabrikinspectoren forderte, kam wegen mangelnder Unterstützung überhaupt nicht zur Verhandlung.

Das Jahr 1868 bedeutete den Höhepunkt von Schweitzer's politischem Einfluß; auf einem von ihm und Fritzsche zum 27. September nach Berlin einberufenen Arbeitercongreß waren bereits 142 000 deutsche Arbeiter durch 206 Delegirte vertreten. Hier erfolgte die Gründung eines Allgemeinen deutschen Arbeiterschaftsverbands, der in der gleichen straff centralistischen Gestalt wie der Allgemeine deutsche Arbeiterverein die politische Classenbewegung organisirte, die gewerkschaftliche Bewegung zusammenfassen und fördern sollte. Da aber gleichzeitig Max Hirsch und Franz Duncker liberale Gewerkvereine gründeten und auch Bebel und Liebknecht, die inzwischen den Kampf gegen

Sch. begonnen hatten, sich in der gleichen Richtung bemühten, so trat alsbald eine Zersplitterung der Kräfte ein, die eine langjährige Hemmung unserer wirthschaftlichen Arbeiterbewegung zur Folge hatte. Durch die Gewinnung Bebel's und der von diesem geführten Mehrzahl der in einem ziemlich losen Verbande zusammengeschlossenen deutschen Arbeiterbildungsvereine war es Liebknecht geglückt, compakte Arbeitermassen um die Fahne der internationalen socialen Demokratie zu sammeln. Bei jenem mit ungeheurer Erbitterung geführten Zwist zwischen der Partei Schweitzer's und der entstehenden Partei Liebknecht's und Bebel's waren die sachlichen und persönlichen Motive auf eine nicht leicht entwirrbare Weise mit einander verquickt. Da es sich für Sch. in erster Reihe um die Aufrechterhaltung seiner Dictatur im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein handelte, so hielt er den Massen gegenüber selbst noch nach der 1869 in Eisenach erfolgten Gründung der socialdemokratischen Arbeiterpartei die Fiction aufrecht, daß sein Verein die einzige wirkliche, auf dem Boden des Classenkampfes stehende socialistische und proletarische Partei Deutschlands sei. Aber der vorausgegangene Abfall einer Reihe seiner einflußreichsten und talentvollsten Anhänger wie Bracke, York, Geib und Spier und dann die im Umlauf befindlichen aber nie bewiesenen Gerüchte über seine angebliche politische Ehrlosigkeit hatten seiner Position bereits einen scharfen Stoß versetzt. Als er dann nach dem Kriege von 1870/71 bei der Reichstagswahl in Elberfeld in der Minorität verblieb, entschloß er sich zu einem gänzlichen Verzichte auf die Fortsetzung einer politischen Carriere, die ihm noch mehr durch die Feindschaft innerhalb der socialdemokratischen Partei als durch die der politischen Arbeiterbewegung überaus ungünstige Constellation nach dem Kriege verleidet worden war. Erleichtert wurde ihm dieser Schritt fraglos durch die Erfolge, die er inzwischen als Dramatiker erzielt hatte, und die ihm in pekuniärer Hinsicht, bei seiner überaus reichen Productionskraft, ganz andere Aussichten versprachen als die Politik, in deren Dienst er nichts als Schulden angesammelt hatte. Im J. 1872 verheirathete sich Sch. dann noch mit seiner langjährigen Braut Antonie Menschel aus Frankfurt (geb. 1834).

In Berlin, wo er seinen Wohnsitz behielt, entfaltete er während seiner letzten vier Lebensjahre eine schier unverständliche dramatische Fruchtbarkeit. Die historischen Schauspiele „Canossa“, „Bei Leuthen“ und „Scepter und Schwert“, waren offenbar erst jetzt herausgebrachte Jugendarbeiten. Diese Stücke sind heute mit Recht vergessen. Ein reelleres Talent, dem auch der Erfolg nicht versagt blieb, entfaltete Sch. in der Posse, im Schwank und im Lustspiel. Stücke wie „Die Darwinianer“, „Epidemisch“, das den Gründungsschwindel lustig geißelte, und „Großstädtisch“ gingen über fast alle deutschen Bühnen. Doch auch „Die Nichte des Millionärs“, „Das Vorrecht des Genies“, „Die Eidechse“, „Theodolinde“, „Comtesse Helene“, „Die drei Staatsverbrecher“ u. a. sind sehr viel gespielt worden. Sch. wurde bei seinem frühen Tode als einer der erfindungsreichsten und bühnenkundigsten deutschen Lustspieldichter gefeiert. Es ist bedauerlich, daß eine überhastete Productionsweise ihn zu keiner Individualisirung der Charaktere durch die Sprachebehandlung gelangen ließ. Der Spannung der Situation werden bei ihm alle litterarischen Ambitionen zum Opfer gebracht. Für eine Menschengestaltung aus dem Vollen war sein seelisches Erleben nicht reich genug. So ist keine der zahllosen Personen, die Sch. auf die Beine gestellt hat, aus einer saftvollen Anschauung entflossen, sie bleiben Marionetten, die ein abgefeimter Bühnenpraktikus bei oftmals glänzender Situationskomik am Drahte tanzen läßt.

Die geschichtliche Bedeutung dieses Mannes für die Nachwelt liegt unzweifelhaft in seiner politischen Wirksamkeit. Mußte es sich auch als unmöglich

erweisen, eine proletarische und demokratische Massenbewegung über die ersten Anfänge hinaus mit den Mitteln eines bonapartistischen Cäsarismus dictatorisch zu leiten, so hat Sch. doch als Organisator und Agitator die deutsche Arbeiterbewegung in zahlreichen Fragen so nachwirkend beeinflußt, wie außer Lassalle und Marx höchstens noch sein erbitterter Gegner Wilhelm Liebknecht.

Eine eingehende Biographie Schweitzer's aus meiner Feder wird voraussichtlich 1909 erscheinen. Ueber sein Leben bis zur Uebersiedlung nach Berlin liegt bis dahin keinerlei Darstellung vor; für seine Wirksamkeit in der socialdemokratischen Partei vgl. Mehring, Zur Geschichte der deutschen Socialdemokratie, Magdeburg 1877; ders., Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre, Bremen 1879, und ders., Geschichte der deutschen Socialdemokratie, 3. Aufl., Stuttgart 1906.

Gustav Mayer.

Siemens *): Die Brüder S. Das Geschlecht der Erfinderbrüder Siemens läßt sich in der alten Kaiserstadt Goslar am Harz bis zum Jahre 1523 zurück urkundlich verfolgen. Zunächst sind seine Vertreter angesehene Handwerker, Rathsherren oder Stadthauptleute, seit Beginn des 18. Jahrhunderts vorzugsweise Landwirthe. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts trat unter ihnen hier und da ein Erfindertypus zu Tage, der sich in persönlichen Liebhabereien, in gelegentlichen Speculationen und Experimenten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Mechanik äußerte. (Vgl. Stephan Kekule von Stradonitz: „Ueber das Erfindergeschlecht Siemens“ i. d. „Grenzboten“, 67. Jahrg. S. 278 ff.) Der große Erfinder Werner Siemens und seine Brüder waren die Söhne des Landwirthes Christian Ferdinand Siemens, Pächter des Obergutes Lenthe bei Hannover und später der Domäne Menzendorf im Fürstenthum Ratzeburg. Die Lage der Landwirthschaft war zu seiner Zeit sehr ungünstig; überdies war Siemens kränklich. Er starb 1840 unter Hinterlassung eines nur geringen Vermögens. Aus seiner Ehe mit Eleonore Deichmann, Tochter des Amtsraths Deichmann in Poggenhagen bei Hannover, gingen vierzehn Kinder, nämlich elf Söhne und drei Töchter hervor, wovon drei Söhne und eine Tochter bereits in der Kindheit starben. Wenn nun in der Geschichte von den Brüdern Siemens die Rede ist, so hat man dabei vorzugsweise an Werner, Wilhelm, Friedrich und Karl zu denken, von denen Werner in seinen „Lebenserinnerungen“ sagt, daß sie ein gemeinschaftliches Leben und Streben am meisten verband.

Ernst Werner S., geboren am 13. December 1816 zu Lenthe, † am 6. December 1892 zu Berlin, war das vierte Kind, der dritte Sohn seiner Eltern. Den ersten Unterricht empfing er von seiner Großmutter und später von seinem Vater, der ihn dann mit elf Jahren in die Bürgerschule des seinem Gute Menzendorf benachbarten Städtchens Schönberg schickte. Von Ostern 1828 an genoß er den Unterricht eines ausgezeichneten Hauslehrers, um endlich im J. 1831 in der Obertertia des Katharinen-Gymnasiums zu Lübeck aufgenommen zu werden. Hier wurde Werner bald in Anbetracht seiner weit vorgeschrittenen, lediglich auf eigenem Studium beruhenden Kenntnisse in der Mathematik in eine höhere Parallelclasse versetzt. Lernbegierig war er selbst da, wo ihm außer der schulgerechten festen Grundlage die Neigung fehlte: in den alten Sprachen mit ihren grammatischen Regeln, bei denen es für ihn „nichts zu denken und nichts zu erkennen gab“. Da seine Absicht, Bauwissenschaften, damals das einzige wissenschaftlich-technische Fach, zu studiren, wegen der Kosten des Studiums unausgeführt bleiben mußte, entschloß sich Werner auf

*) Zu Bd. LIV, S. 340.

den Rath eines Lehrers, in das preußische Ingenieurcorps einzutreten. Der Vater war damit durchaus einverstanden. „So wie es jetzt in Deutschland ist, kann es unmöglich bleiben", sagte er auf des Sohnes Vorschlag. „Es wird eine Zeit kommen, wo alles drunter und drüber geht. Der einzige feste Punkt in Deutschland ist der Staat Friedrich's des Großen und die preußische Armee, und in solchen Jahren ist es immer besser Hammer zu sein als Ambos." Anders dachten die Bauern von Menzendorf. Werner erzählt in seinen „Lebenserinnerungen", wie sie eine Deputation zu seinem Vater geschickt, er möchte ihn, der doch „so een gauder Junge" sei, nicht nach dem Hungerlande Preußen schicken; und wie ihn selbst ein leises Grauen beschlichen habe, als er nach schwerem Abschied von der Heimath, sein Ränzel auf dem Rücken, wenige Thaler in der Tasche, Ostern 1834 auf geradliniger, staubiger Landstraße durch eine baumlose Sandgegend nach Preußen hineingewandert sei — einer unbekannten Zukunft entgegen.

Die Aussichten beim Ingenieurcorps in Berlin erwiesen sich wegen Ueberfüllung als ungünstig, dagegen gelang es ihm bei der Artillerie in Magdeburg seine Zulassung zum Aufnahmeexamen zu erwirken. Er bestand dasselbe Ende October 1834, wobei er sich wiederum in der Mathematik den andern jungen Leuten entschieden überlegen zeigte, und nach einem halben Jahre konnte er eingestellt werden. Bei der ersten Schießübung kam ihm dann nach seiner Aussage zuerst die sichere Erkenntniß seiner technischen Begabung, „da ihm alles selbstverständlich schien, was den meisten schwer wurde zu begreifen". Er empfand es daher als ein besonderes Glück, als er im Herbst 1835 zur vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule nach Berlin einberufen wurde.

In der That schloß dies Commando für Werner eine höchst bedeutsame Zeit ein. Unter der Leitung hervorragender Lehrer, wie Ohm, Magnus und Erdmann konnte er naturwissenschaftliche sowie technische Studien betreiben und sich insbesondere seinen Lieblingsfächern Mathematik, Physik und Chemie zuwenden, auch brachte ihm das kameradschaftliche Leben dieser drei Schuljahre eine innige opferfreudige Freundschaft zu einem Brigadekameraden William Meyer; die erst im späten Alter durch den Tod gelöst werden sollte. Die drei vorgeschriebenen Examina bestand Werner ohne Schwierigkeit, nachdem er sich das nöthige Gedächtnißmaterial mit eisernem Fleiße eingepaukt hatte, und als Secondlieutenant kehrte er im Sommer 1838 zu seinem Truppentheile nach Magdeburg zurück.

Eine schwere Zeit für ihn folgte. Im ersten Jahre nach dem Officierexamen mußte er in der Kaserne wohnen und sich ganz dem strengen Militärdienste widmen. Am 8. Juli 1839 starb seine geliebte Mutter und kaum ein halbes Jahr später, am 16. Januar 1840, auch sein durch Krankheit und schwere materielle Sorgen niedergebeugter Vater. Werner mußte bald einsehen, daß er auf eigene Erwerbsquellen sinnen müsse, um seiner Verpflichtung als Familienältester nachkommen zu können. Hinzu kam noch etwas anderes. 1839 hatte Werner seine wissenschaftlich-technischen Studien mit verstärktem Eifer wieder aufgenommen und in den folgenden Jahren war er bereits mit Erfindungsgedanken beschäftigt. Die Muße hierzu hatte er in der kleinen Garnison Wittenberg, wohin er im Herbst 1840 versetzt war, in reichem Maße; insbesondere beschäftigte er sich hier mit Versuchen zur Verbesserung der eben erfundenen galvanischen Vergoldung und Versilberung. Wegen Secundirens bei einem Duelle zu fünf Jahren Festungshaft verurtheilt, setzte er seine Experimente mit schließlichem Erfolge auf der Citadelle von Magdeburg fort, indem er seine Zelle zu einem kleinen Laboratorium umwandelte. Er erhielt sein erstes Patent, wurde dann aber durch plötzliche Begnadigung

der erzwungenen Muße zum Experimentiren allzuschnell entrissen. Man versetzte ihn — wohl in der Meinung, daß er für den praktischen Dienst weniger geeignet sei — zur sogenannten Lustfeuerwerkerei in Spandau, wo er für seine Thätigkeit viel Ehre und Anerkennung erntete, und von dort aus 1842 nach Berlin zur Dienstleistung bei der Artilleriewerkstatt. Hierdurch war sein höchster Wunsch erfüllt, Zeit und Gelegenheit zu weiteren naturwissenschaftlichen Studien und zur Vermehrung seiner technischen Kenntnisse zu erhalten. Aber auch hierzu fehlten die Mittel!

Werner war auf jede Weise bemüht, dieses wirthschaftlichen Bedürfnisses, das sich oft bis zur wirklichen Noth steigerte, Herr zu werden. Er stellte die geliebte wissenschaftliche Forschung hintenan und wandte in der freien Zeit sein Augenmerk technischen Arbeiten zu, die materielle Resultate versprachen. Somit sehen wir Werner in den Jahren bis 1846 unermüdlich die verschiedensten Erfindungsspeculationen betreiben, zuerst allein, dann in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm, der 1843 nach England ging und eine Erfindung Werner's glücklich verwerthete, hiernach aber selbst in wachsende Bedrängniß gerieth. Die Ausdehnung seiner erfolgreichen elektrolytischen Versuche führten Werner zur Vernickelung, auch erfand er in jener Zeit den Differenzregulator für Dampfmaschinen und das sogenannte anastatische Druckverfahren, d. h. die Anwendung des damals bekannt gewordenen Zinkdruckes auf eine rotirende Schnellpresse. Aus der Idee einer „Tret-Fliege-Maschine", über die er eifrig mit Wilhelm correspondirte, wurde nichts, dagegen gab seine Theorie der damals bekannt gewordenen Stirling'schen „Luftmaschine" Wilhelm die Anregung zur vieljährigen Beschäftigung mit dem Regenerativsystem und dadurch mittelbar seinem Bruder Friedrich den Antrieb zu der großartigen Erfindung des Regenerativofens. In engster Anlehnung an diese Speculationen entstanden im Sommer 1845 Werner's erste litterarische Arbeiten, welche bereits das in ihm tief begründete Bestreben wiederspiegeln, den damals herrschenden gewaltigen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Technik überwinden zu helfen; er schrieb unter anderem die Abhandlungen in Dingler's Polytechnischem Journale „Ueber die Anwendung der erhitzten Luft als Triebkraft" und in Poggendorff's Annalen „Ueber die Anwendung des elektrischen Funkens zur Geschwindigkeitsmessung."

Inzwischen war aber die finanzielle Noth Werner's aufs höchste gestiegen: das kleine Vermögen, welches sich die Brüder durch Verwerthung der Galvanostegie erworben hatten — und mehr —, war bei den anderen Erfindungsspeculationen und dem Bemühen um ihre materielle Ausnützung aufgebraucht worden! Durch einen höchst unvortheilhaften Verkauf seines Antheiles an einer in Berlin eingerichteten galvanoplastischen Anstalt mußte Werner sich die nothwendigsten Mittel verschaffen. So erfuhr er am eigenen Leibe, welche Gefahren ein unsystematisches Grübeln nach Erfindungen barg, und seine Bestrebungen nahmen bereits eine ernstere und kritischere Richtung.

Er war von neuem energisch bemüht, sich eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen. Soweit es ihm der strenge, einförmige Soldatendienst gestattete, hörte er Vorlesungen an der Berliner Universität und pflegte anregenden Verkehr mit ausgezeichneten jungen Naturforschern, wie Du Bois-Reymond, Helmholtz u. A. Seine Vorliebe für wissenschaftliche Arbeiten nahm infolgedessen noch zu, insbesondere waren es physikalische Studien, denen er mit Eifer und Erfolg oblag; auf der anderen Seite wurde er sich jedoch des angeborenen Triebes immer mehr bewußt, wissenschaftliche Kenntnisse nicht schlummern zu lassen, sondern möglichst technisch zu verwerthen.

Da hörte er Ende Juni 1846 zufällig von der bevorstehenden Einführung

Wheatstone'scher elektrischer Zeigertelegraphen an Stelle der seither benutzten optischen. Er wurde zu einer Umgestaltung des ganzen Systems angeregt und schuf einen elektrischen Zeigertelegraphen mit Selbstunterbrechung, bei dessen Ausführung er den geschickten Mechaniker J. G. Halske kennen lernte und für seine Sache zu begeistern wußte. Werner's Apparat blieb zwar nicht in allen seinen Theilen für die Einrichtung der Telegraphie von dauerndem Werthe, aber er löste doch einige für die Elektrotechnik höchst bedeutsame Aufgaben. Jedenfalls war diese Erfindung für Werner's eigenes Leben entscheidend. Er erkannte die große Bedeutung der elektrischen Telegraphie und die Aussichten, die sich ihm hier bei der nöthigen Concentration eröffneten; demgemäß trat sein Interesse an den anderen Erfindungsspeculationen mehr und mehr zurück.

Einen Augenblick scheint es, als sollten ihn die in verstärktem Maße wiederkehrenden finanziellen Sorgen niederdrücken, dann aber ringt sich das Genie in ihm zu voller Klarheit und selbstbewußter Größe durch. Er weist die Möglichkeit, sich vermöge der gewonnenen einflußreichen Stellung in der preußischen Telegraphencommission zum Leiter der künftigen Staatstelegraphen und damit zu einer verdienstvollen, sorgenfreien Existenz aufzuschwingen, ohne Reue in dem Gedanken an eine volle persönliche, durch eigene Arbeit gewährleistete Unabhängigkeit von sich, alle sanguinischen Hoffnungen schüttelt er ab und entsagt Ende 1846 seinem Bruder Wilhelm gegenüber den gemeinsamen Erfindungsspeculationen.

Am 2. Januar 1847 gibt er den Mechanikern Boettcher und Halske die Ausführung seiner Telegraphen in Bestellung und am folgenden Tage schreibt er im Vertrauen auf die große Zukunft der Elektrotechnik und bereits in dem Gedanken, den Militärdienst, die letzte Fessel, demnächst abzuschütteln, an Wilhelm: „Ich will alle meine Kräfte dem einen Ziele der elektrischen Telegraphie und was daran hängt und dazu nützt, widmen!" Das kommende Frühjahr bringt ihm bereits einige Bestellungen und weitere Anerkennung, aber die Geldsorgen kann er sich nun kaum mehr vom Leibe halten. Dabei wird er mit Schießübungen und Bagatellendienst ehrlich gequält, und als vorläufige Beantwortung seines sechsmonatlichen Urlaubsgesuches droht ihm zum 1. October 1847 die Versetzung nach Wittenberg, die er jedoch durch rechtzeitige Erwirkung eines besonderen Commandos zur Telegraphencommission des Generalstabes zu vermeiden weiß.

Damals, im Herbst 1847, veranlaßte er den Mechaniker Halske, mit ihm eine Telegraphenbauanstalt zu begründen, in die er sich den persönlichen Eintritt nach seiner militärischen Verabschiedung vorbehielt. Halske wurde Leiter der Werkstatt, Werner der im stillen arbeitende eigentliche Unternehmer. Gegenstände der Fabrikation waren die eigenen Erfindungen, und zwar außer den Zeiger- und Drucktelegraphen noch Guttaperchaleitungen. Diese hatte Werner bereits 1846 erfunden und durch eine selbsterdachte Presse, welche die nahtlose Herstellung der Leitungen ermöglichte, vervollkommnet; gerade diese Erfindung ist als einer der Haupterfolge Werner's zu bezeichnen, da sie die wichtige Frage der Isolation von elektrischen Leitungen in bis heute nicht übertroffener Weise löste. An Anerkennung und Erfolgen fehlte es dem jungen Unternehmen nicht und der feuereifrige Werner erkennt mit steigendem Siegesbewußtsein in der Elektricität den „spiritus familiaris", der ihn und die Brüder zunächst einmal der materiellen Sorgen entheben soll.

Auf die Vorzeichen des herannahenden politischen Sturmes hatte er wenig geachtet, zumal ihm als Soldaten die Theilnahme an politischen Bewegungen versagt war. Tradition und Zeitgeist hatten ihn aber doch zu sehr beeinflußt,

als daß er den auflodernden Wunsch der Volksseele nach freien, würdigen Institutionen nicht im stillen getheilt hätte. Nach Ausbruch des Krieges mit Dänemark erwirkt er sich als Officier eine besondere technische Mission, er legt im Kieler Hafen mit Hülfe seiner Guttaperchaleitungen die ersten unterseeischen Minen der Welt und erwirbt sich hiernach durch Vertheidigung der Festung Friedrichsort, sowie durch Anlage der Eckernförder Strandbatterien, welche am 5. April 1849 die dänischen Kriegsschiffe „Christian VIII.“ und „Gefion“ in Brand schossen und zur Uebergabe zwangen, militärischen Ruhm. Daß dann sein kriegerischer Eifer, der sich mit großem politischen Scharfblick paarte, bald nachließ, wurde im wesentlichen durch den unglücklichen Gang der nationalen Bewegung bedingt. Die warme patriotische Empfindung ist Werner nie abhanden gekommen und hat sich in seinem späteren Leben noch reichlich bethätigt.

Schon im Kriegslager hatte Werner wieder die Sehnsucht nach Wiederaufnahme seiner wissenschaftlich-technischen Thätigkeit ergriffen. Nach seiner Rückkehr im August 1848 erhielt er vom preußischen Staate den Auftrag, nach seinen früher vorgeschlagenen Methoden schleunigst die politisch nothwendige Telegraphenlinie von Berlin nach Frankfurt zu bauen, und nun brach für ihn, der zum technischen Leiter des Baues bestellt wurde, eine Zeit voll Anstrengungen und neuer Sorgen, aber auch voll interessanter werthvoller Erfahrungen an.

Er entdeckte die Ladungserscheinungen an isolirten unterirdischen oder unterseeischen Leitern und stellte das Ladungsgesetz für offene und geschlossene Leitungen auf. Er ersann Methoden und Apparate, um die Leitungen vor der Verlegung auf ihre Isolation zu prüfen und fehlerhafte Stellen aufzufinden. Auch erkannte er die Nothwendigkeit, telegraphische Leitungen mit Blitzschutzvorrichtungen auszurüsten. Eine ganze Fülle interessanter wissenschaftlicher und technischer Aufgaben tauchten vor ihm auf, zu deren Lösung er sich berufen fühlte, und um sich diesen Arbeiten uneingeschränkt widmen zu können, führte er im Juni 1849 seinen längst gefaßten Entschluß aus, seinen Abschied aus dem Militärdienste zu nehmen.

Die nächsten Jahre zeitigten sehr wesentliche Verbesserungen auf dem Gebiete der Telegraphie. Insbesondere vervollkommnete Werner das Morse'sche System durch Einrichtung selbstthätiger Uebertragung auf Zwischenstationen, wodurch die Ueberwindung größerer Entfernungen ermöglicht wurde. Im April 1850 stellte Werner seine bis dahin gesammelten Erfahrungen über telegraphische Leitungen und Apparate in einer größeren Abhandlung zusammen, die er unter dem Titel „Memoire sur la télégraphie électrique“ der Pariser Akademie der Wissenschaften vorlegte; sie wurde der Einreihung unter die „savants étrangers“ für würdig erachtet. Eine weitere Anerkennung wurde Werner dadurch zu Theil, daß die durch seine Erfindungen wachgerufenen Leistungen der Firma Siemens & Halske auf der in London 1851 veranstalteten ersten Weltausstellung die höchste Auszeichnung errangen.

Inzwischen waren an den auf Betreiben der Staatsverwaltung schon in erheblicher Anzahl gelegten unterirdischen Leitungen von Tag zu Tag wachsende Störungen aufgetreten. Schon 1849 war Werner sein Dienstverhältniß zu der damals noch durchaus bürokratisch gehandhabten preußischen Telegraphenverwaltung, die kurzsichtig für die sich auf die Qualität der Leitungen beziehenden Vorstellungen Werner's auf schleunigste und billigste Herstellung drängte, unerträglich geworden, und er hatte sein Amt als technischer Leiter der Anlagen niedergelegt. Jetzt fühlte er sich veranlaßt, sich über die Mängel der preußischen Telegraphenlinien in einer Broschüre zu verbreiten, in der er

Verbesserungsvorschläge machte, aber auch die ihm von allen Seiten aufgebürdete Schuld an der traurigen Sachlage energisch zurückwies. Die Telegraphenverwaltung brach infolge dessen die Verbindung mit der Firma Siemens & Halske auf viele Jahre hinaus ab.

Aber Werner hatte diese Krisis kommen sehen; schon lange vorher war er unablässig bemüht gewesen, neue geschäftliche Verbindungen anzuknüpfen. So kam es, daß die Entziehung der staatlichen Bestellungen dank der angestrengten Thätigkeit Werner's den ersten Anstoß gab für die bald großen Umfang gewinnenden Unternehmungen, insbesondere im Auslande. Zunächst war für den großen Aufschwung des Geschäftes eine Verbindung mit Rußland maßgebend, die Werner persönlich 1852/53 in drei höchst beschwerlichen und abenteuerlichen Reisen anbahnte, und die sein Bruder Karl erfolgreich ausbaute. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde in den Jahren 1852 bis 1855 der Bau einer Reihe von russischen Telegraphenlinien — zunächst noch unter reger persönlicher Mitwirkung Werner's — vollendet; vor allem war es die eilige Herstellung einer Telegraphenlinie nach der Krim während des Krieges von 1855, die den kühnen und gewandten Unternehmern verdiente Anerkennung brachte.

Werner's Optimismus, der seinem freudigen Schaffen in jenen schweren, auch von Krankheit begleiteten Jahren zu Grunde lag, drückt sich deutlich darin aus, daß er im December 1851, mitten in der geschilderten schweren Krisis, durch den Kauf und Ausbau eines Hauses das Berliner Geschäft wesentlich vergrößerte und am 1. October 1852 einer alten Neigung gemäß eine Verwandte, Mathilde Drumann, Tochter des Professors Drumann in Königsberg, als Gattin heimführte.

Werner fand sogar Zeit zu neuen technischen und wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen er meistens aus seinen Unternehmungen die Anregung empfing. Nach der Erfindung eines selbstthätigen Schnellschreiber-Telegraphensystems für die russischen Linien und der Construction des zur Ueberwachung dieser Linien dienenden Controllgalvanoscops ist die im J. 1854 von Werner gefundene Methode des Gegensprechens mit elektromagnetischen Apparaten zu nennen. Auch eine Maschine zur Erzeugung hochgespannten Gleichstromes, die sog. Tellermaschine, eine Vorläuferin der Pacinotti'schen, ist in dieser Zeit entstanden; ferner ein Apparat zur bequemen Erzeugung großer Mengen von Ozon. Besonders reich an wichtigen Erfindungen war das Jahr 1856. Damals ersann Werner den heute in zahllosen Exemplaren über die Erde verbreiteten und den verschiedenartigsten Zwecken dienstbar gemachten Inductor mit sog. Doppel-T-Anker; auch fällt in dieses Jahr die Erfindung des Inductions-Schreibtelegraphen, den Werner dann drei Jahre später durch Anwendung von Batterieströmen an Stelle von inducirten Wechselströmen wesentlich verbesserte.

Die Jahre 1857—59 waren in der Hauptsache ausgefüllt durch Betheiligung an der Legung mehrerer englischer mit Eisen armirter Tiefseekabel im Mittelmeer, zwischen Sardinien sowie Spanien und der afrikanischen Nordküste, sowie von Suez durch das Rothe Meer nach Indien. Es waren ereignißreiche Lehrjahre für die Brüder Siemens. Werner, der sich schon Ende der 40er Jahre mit dem Problem unterseeischer Telegraphenverbindungen theoretisch beschäftigt hatte, fand Gelegenheit, die Verhältnisse bei Verlegung und beim Betrieb derartiger Kabel eingehend zu studiren. Er ersann ein Verfahren für den mechanischen Theil der Legung, sowie eine Methode zur fortwährenden Controlle des elektrischen Zustandes der Kabel während der Legung, die beide, auf Grund höchst mühevoll gewonnener Erfahrungen ver-

vollkommnet, noch heute in der von Werner im Jahre 1874 der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegten Form als mustergültig angesehen werden. Werner's „scientific humbug“ — so nannten es anfangs die englischen Praktiker — kam in England damals zu Ehren, auch setzte sich sein wirthschaftliches Princip, nicht die Billigkeit, sondern in erster Linie die Güte anzustreben, gerade bei den großen Kabelunternehmungen gegenüber der englischen Anschauung aufs wirksamste durch.

Der den Brüdern gemeinsame Drang, sich um jeden Preis durchzusetzen, hatte ihnen bereits im Frühjahr 1858 den Gedanken an eigene Kabelunternehmungen nahegelegt, und Werner glaubte schließlich den in erster Linie von Wilhelm's Unternehmungsgeiste getragenen Projecten nicht entgegentreten zu dürfen. Eine im J. 1864 drei Mal mißglückte und für Werner sowie für Wilhelm mit höchster Lebensgefahr verbundene Kabellegung zwischen Kartagena und Oran kostete dem Londoner Zweiggeschäft etwa die Hälfte seines Capitals und brachte außerdem ein schmerzliches technisches Fiasko. Es wurde damit für das wachsende Unternehmen eine neue Krisis heraufbeschworen, zumal die großen russischen Geschäfte aufgehört hatten und überhaupt das eigentliche Telegraphengeschäft recht eintönig geworden war.

Werner hatte schon früh die Brüder auf die drohenden Wolken am Himmel aufmerksam gemacht, hatte vor Stillstand gewarnt und zur Einheit gemahnt. Trotzdem unter den russischen Reisen und den englischen Kabelexpeditionen seine Gesundheit arg gelitten hatte und ihn die schwere Erkrankung seiner Gattin aufs höchste niederdrückte, trotzdem seine Persönlichkeit bei alledem — vielleicht wie noch niemals vorher — an der geschäftlichen Depression theilnahm, hatte er unabläfsig mancherlei Pläne zur Abhülfe der Geschäftsstockung erwogen, und jene Periode der Erfindungsspeculationen, mit denen er seine geschäftliche Laufbahn zwanzig Jahre vorher begonnen hatte, war wieder aufgelebt. Aber nur die von ihm seit 1861 auf seines Bruders Karl Anregung geförderte Alkoholometeridee führte zu einer später lohnenden Fabrikation; ebenso der bereits 1863 von Werner dem preußischen Telegraphendirector auf Grund eingehender theoretischer Voruntersuchungen mitgetheilte Gedanke, eine pneumatische Depeschenbeförderung einzurichten. Einstweilen fruchteten diese Ideen nur wenig; auch die von Werner unermüdlich und mit Erfolg betriebenen Verbesserungen auf dem Gebiete der Telegraphie konnten die Entwicklung nicht aufhalten.

Die Krisis trat ein: der den gefahrvollen, großen Unternehmungen abholde Halske verlangte die Auflösung des englischen Hauses. Aber so leicht gab Werner seine Sache nicht verloren, auch wollte er den Bruder nicht im Stich lassen: er führte sein eigenes Capital, soweit es nicht schon anderweitig festlag, dem Londoner Geschäft zu und setzte es damit ebenfalls dem Risico der dortigen schwierigen Unternehmungen aus. Das Geschäft wurde 1865 von der Hauptfirma losgelöst und ohne Halske unter der Firma „Siemens Brothers“ fortgeführt; im J. 1868 gelang es Werner zwischen den nunmehr selbständigen drei Firmen in Berlin, Petersburg und London Verträge zu Stande zu bringen, welche die von ihm stets angestrebte geschäftliche Einheit gewährleisteten. Voraussetzung für diese kraftvolle Ausgestaltung war freilich bereits, daß der von Werner seit langer Zeit ersehnte „moralische Aufschwung“ inzwischen eingetreten war; er wurde durch die politischen Ereignisse des Jahres 1866 herbeigeführt.

Als unter der Regentschaft des Prinzen von Preußen sich wieder freiere politische Anschauungen hervorwagten, war auch Werner's politisches Interesse

wieder rege geworden, und seiner liberalen Ueberzeugung entsprechend hatte er sich dem unter Bennigsen's Führung gebildeten Nationalverein angeschlossen, an dessen Bestrebungen er sich lebhaft betheiligte. Im Frühjahr 1863 hatte es Werner dann nach wiederholter Ablehnung für seine Pflicht gehalten, die ohne seinen Antrag auf ihn gelenkte Wahl zum preußischen Abgeordneten für den Bezirk Solingen-Remscheid anzunehmen. Seiner Aufgabe als Volksvertreter kam Werner — wenn auch schweren Herzens wegen der damit verbundenen großen Abhaltungen von seinen wissenschaftlichen und geschäftlichen Arbeiten — im vollsten Maße nach; vor allem in der Militärfrage strebte er im unerschütterlichen Glauben an den Beruf des preußischen Staates eine besondere Lösung an und veröffentlichte auch eine anonyme Broschüre. Auf dringendes Anrathen seines Arztes wollte er sich nach Auflösung des Abgeordnetenhauses wenigstens in politischen Dingen Ruhe gönnen, er mußte sich aber doch schließlich zur Annahme der Wiederwahl bereit erklären. Als dann im Frühjahr 1866 die schleswig-holsteinische Frage entstand, trat Werner's Liberalismus hinter der nationalen Gesinnung völlig zurück, und nach dem Kriege bot er seinen ganzen Einfluß auf, um seine Partei zur unumschränkten Bewilligung der Indemnität zu bewegen. Kaum hatte er dies jedoch erreicht, so trat er aus der politischen Arena zurück, um die ganze Kraft wieder seinen eigentlichen großen Aufgaben zuwenden zu können. Aber — anders als im J. 1848 — schied Werner jetzt im vollen Vertrauen auf den Gang der deutschen Politik und aufathmend schüttelte er mit den politischen Sorgen auch die wirthschaftlichen von sich ab.

Zwar war Werner's Haus durch den am 1. Juli 1865 erfolgten Tod seiner geliebten Frau verödet, und auch geschäftlich war er in jener Zeit der größten Schwierigkeiten mehr wie je auf seine eigene Kraft angewiesen. Sein Bruder Wilhelm erkrankte damals, und Karl mußte nach dem Kaukasus übersiedeln, wo er mit Werner im J. 1864 ein Kupferbergwerk gekauft hatte, dessen rationeller Ausbau den Brüdern viel Sorgen machte. Halske löste sich immer mehr von dem wachsenden Geschäfte, um dann 1868 ganz auszuscheiden. Dazu kam die Erkrankung sowie schließlich der Tod seines Jugendfreundes und zweiten Mitarbeiters William Meyer.

Aber Werner hatte durch den moralischen Aufschwung von 1866 genug Kraft gewonnen, um allen Schicksalsschlägen Trotz zu bieten. Schon im Jahre 1865 hatte er auf seiner ersten kaukasischen Reise die Voraussetzungen einer telegraphischen Speciallinie für den directen Verkehr von England nach Indien durch Preußen, Rußland und Persien geprüft. Die Vorbereitungen zu dieser indo-europäischen Telegraphenlinie von über 10 000 km Länge wurden im Herbst 1866 in die Hand genommen, sie leiteten ein bedeutendes Unternehmen sowie eine weitere Vergrößerung der Firma ein und gaben Werner, wenn auch der wirthschaftliche Erfolg der Linie noch auf sich warten ließ, die Genugthuung, zeigen zu können, was die Telegraphie zu leisten im Stande war. Neben dieser Unternehmung, welche den Angelpunkt der Geschäftsthätigkeit bildete, kam es im November 1866 auch in London zur eigenen Kabelfabrikation und in Berlin zur Ausdehnung der Rohrpostanlagen.

Vor allem gehört aber dem Jahre 1866 diejenige That Werner's an, welche den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Starkstromtechnik bildet: die Entdeckung des dynamo-elektrischen Principes. Etwa der 20. September 1866 ist als der Tag anzusehen, an dem Werner zum ersten Mal eine Dynamomaschine geschaltet und mit ihr experimentirt hat. Jedenfalls hat er im December dieses Jahres die Erfindung seinen wissenschaftlichen Freunden vorgeführt, und am 17. Januar 1867 wurde vor der Berliner Akademie seine

Abhandlung „Ueber die Umwandlung von Arbeitskraft in elektrischen Strom ohne Anwendung permanenter Magnete“ verlesen, in welcher er das Princip der Dynamomaschine entwickelte, auch bereits seine außerordentliche Tragweite betonte. Die Priorität dieser größten seiner Erfindungen ist heute unzweifelhaft. Endlich fällt in das Jahr 1866 Werner's Idee einer elektrischen Hochbahn, und auch seine Versuche zur Erzeugung von elektrischem Licht nehmen einen günstigeren Verlauf, waren doch die Mittel dazu jetzt gegeben.

Doch noch einmal schien es, als solle die große Entwicklung von Werner's Persönlichkeit zum Stillstand kommen. Seine durch die anstrengenden Arbeiten und Reisen zerrüttete Gesundheit versagte zeitweise den Dienst. Zahlreiche Krankheits- und Todesfälle im nächsten Kreise sowie die zunehmende geschäftliche Vereinsamung drückten ihn schwer. Oft glaubte er die beständig wachsende Zahl seiner weitverzweigten Unternehmungen nicht mehr meistern zu können, und düstere seelische Stimmungen suchten ihn heim. Doch jetzt bedurfte er keines äußeren Anstoßes mehr: die Aufbietung seiner eigenen Willenskraft genügte, um ihn noch im J. 1868 wieder über die Situation zu erheben; selbst seine Gesundheit schien sich trotz erneuter starker Zumuthungen, die vor allem mit einer zweiten Reise nach dem Kaukasus im Herbst 1868 verbunden waren, seinem Willen unterzuordnen.

Am 13. Juli 1869 heirathete Werner eine entfernte Verwandte Antonie Siemens, Tochter des Professors Karl Siemens in Hohenheim bei Stuttgart, und die liebenswürdigen Eigenschaften seiner zweiten Frau brachten wieder warmen Sonnenschein in sein etwas verdüstertes arbeitsvolles Leben. Auch fand Werner neue tüchtige Mitarbeiter, denen er mit vollem Vertrauen die Ausführung seiner nach wie vor leitenden technischen und wirthschaftlichen Gedanken überlassen konnte, so daß er Ende 1869 eine weitere Vergrößerung der Fabrik vorzunehmen vermochte, ohne seinen besonderen Aufgaben dadurch weiterhin entfremdet zu werden.

Der Ausbruch des Krieges von 1870/71 löste in Werner starke Aeußerungen der Vaterlandsliebe aus, und die schließliche nationale Einigung bedeutete für ihn die Erfüllung eines lang getragenen sehnsüchtigen Wunsches.

Von technischen Errungenschaften Werner's seit dem Jahre 1867 ist außer der Construction eines neuen automatischen Telegraphensystems für die indo-europäische Linie der Erfindung der selbstthätigen elektrischen Schiffssteuerung sowie zahlreicher Meßapparate und Meßmethoden (vgl. u. a. „Siemens'sche Einheit“, das heutige „Ohm“) zu gedenken, die der Förderung elektrotechnischer Erkenntniß die wesentlichsten Dienste geleistet haben. Im Jahre 1873 ersann Werner das für die spätere Anwendung des elektrischen Lichtes höchst bedeutsame Princip der Differentialregulirung elektrischer Lampen, dessen constructive Durchführung einem seiner neuen Mitarbeiter, dem bekannten v. Hefner-Alteneck, zu danken ist, und unter wiederum regem Antheil seiner Mitarbeiter kam es zu den ersten Anwendungen der elektrischen Kraftübertragung. Im J. 1879 wurde auf der Berliner Gewerbeausstellung von Siemens & Halske die erste elektrische Bahn vorgeführt und 1880 in Mannheim der erste elektrisch betriebene Aufzug ausgestellt; auch ließ Werner 1879 die ersten Hochbahnentwürfe ausarbeiten, für deren Ausführung in Berlin er selbst durch Vorträge das allgemeine Interesse zu wecken suchte.

In das Jahr 1874 fiel ein Ereigniß, welches Werner's Schaffenskraft in hohem Maße anregte: die Akademie der Wissenschaften in Berlin würdigte seine erfolgreiche wissenschaftliche und technische Thätigkeit, indem sie ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede wählte. Seitdem fand Werner mehr Zeit und Veranlassung zu rein wissenschaftlichen Arbeiten. Wir finden ihn mit Unter-

suchungen über den geologischen Bau der Erde beschäftigt; wir sehen ihn mit seinem Bruder Wilhelm die Ursachen und die Gründe der Erhaltung der Sonnenwärme erforschen, mit seinen Brüdern Friedrich und Wilhelm neue Heizprobleme durchdenkend und in die schwierigsten meteorologischen Fragen vertieft. Im ganzen ist es aber nach wie vor schwierig, die rein wissenschaftlichen Untersuchungen und Ideen Werner's von seinen technischen Arbeiten zu sondern; insbesondere gilt das von zahlreichen, höchst werthvollen rein physikalischen Arbeiten.

In den 80er Jahren hatte Werner auch wieder häufig Gelegenheit, sein reges Interesse an öffentlichen Angelegenheiten zu zeigen. Er rief den Patentschutzverein ins Leben und setzte es als Mitglied des Aeltestencollegiums der Berliner Kaufmannschaft durch, daß ein im wesentlichen von ihm ausgearbeiteter Entwurf eines Patentgesetzes zum Gesetz erhoben wurde, welches die unerträgliche Schutzlosigkeit der Erfindungen in Deutschland beseitigte. Im J. 1880 wurde auf seine und Stephan's Anregung in Berlin ein „Elektrotechnischer Verein“ gegründet, dessen Mitglieder heute weit über Deutschlands Grenzen verbreitet sind. Ebenso war Werner die Veranlassung zur Errichtung von Lehrstühlen für die Elektrotechnik an den technischen Hochschulen. Er nahm regen Antheil an den Pariser internationalen Congressen zur Einführung eines absoluten Maßsystems elektrischer Größen und betheiligte sich an der Gründung der deutschen meteorologischen Gesellschaft in Hamburg. Als Vorsitzender oder als Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher und technischer Gesellschaften und Vereine entfaltete er eine bedeutsame Thätigkeit, und durch eine hochherzige Schenkung gab er den Anstoß zur Errichtung der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, die zu einer großartigen deutschen Heimstätte für die wissenschaftliche Forschung geworden ist.

An reicher äußerer Anerkennung von Werner's Leistungen und Bestrebungen hat es nicht gefehlt. Doch nur sehr wenige dieser Ehrenerweisungen berührten das Wesen des Mannes, der von sich sagen durfte, sein stetes Bestreben sei es mehr zu sein als zu scheinen. Erwähnt mag noch sein, daß ihm 1885 der Orden pour le mérite für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde, nachdem er 1880 zum Geheimen Regierungsrath ernannt worden war; von der Berliner Universität war er bereits 1860 zum Doctor phil., von der Heidelberger Universität zum Dr. med. honoris causa promovirt, und 1888 erhob ihn Kaiser Friedrich III. ohne die übliche Vorfrage in den erblichen Adelstand.

Bei allen Ehren und reichem Besitzthum blieb Werner bestrebt, seine Tausende von Untergebenen und Arbeitern durch wohlwollende Behandlung und sorgende Einrichtungen für eine vorbildliche Arbeitsgemeinschaft zu erziehen. Es war das eins seiner vornehmsten Geschäftsprincipien, dem er nicht zum wenigsten die großen Erfolge seiner Unternehmungen zu danken hatte.

Inmitten seines gewaltigen Wirkungskreises hatte Werner, der noch immer durch sein frisches, lebhaftes Temperament auffiel, den Anbruch seines Lebensabends kaum gespürt. Mit Beginn des Jahres 1890 trat er jedoch von der Geschäftsleitung der Firma Siemens & Halske zurück, die er nun seinem Bruder Karl und seinen ältesten Söhnen Arnold und Wilhelm überließ. Noch zwei Jahre lang durfte Werner von seinem Vorbehalt, auf die Geschäftsleitung Einfluß üben zu können, Gebrauch machen: am 6. December 1892 erlag er einer Lungenentzündung. —

Werner Siemens war ein universeller Geist. Von Haus aus mit einer besonderen Vorliebe und Begabung für die Naturwissenschaften ausgestattet, war er auf diesem Gebiete ungemein productiv thätig, zumal seinen Fähig-

keiten ein ausgesprochenes Erfindertalent zu Hülfe kam. Jede wissenschaftliche Frage führte ihn dazu, ihre Beziehungen zur Technik zu überlegen, jede technische Neuerung, zu deren genialer Gestaltung er meist aus seinen eigenen Unternehmungen die Anregung schöpfte, stellte ihn vor neue wissenschaftliche Fragen. Diese glückliche Personalunion von Gelehrtem und Techniker, von Erfinder und Unternehmer wurde durch Werner's außerordentliche Charaktereigenschaften bedingt: durch freudigen Schaffensdrang und selbstvertrauende Thatkraft, durch unermüdlichen Fleiß und methodische Gründlichkeit, durch einen sicheren, weiten Blick und schnelle Entschlossenheit, durch gerade, vornehme Gesinnung und freundliche, schlichte, stets hülfsbereite Lebensart; seine starke Willenskraft hielt den Optimismus und die grübelnde Phantasie, die für einen großen Geschäftsmann allzu große Gutmüthigkeit und leichte Erregbarkeit im Zaum und äußerte sich gerade in kritischen Zeiten im zähen Festhalten am selbstgesteckten Ziele. In Werner v. Siemens ist eine starke deutsche Persönlichkeit und einer der bedeutendsten Vorkämpfer deutscher Cultur über die Erde gegangen. —

„Wissenschaftliche und Technische Arbeiten", 2 Bde., 2. Auflage, Berlin 1889 und 1891; „Lebenserinnerungen", ebd. 1901.

R. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens, 1. Band. Jena 1906. — Derselbe, Entstehung und Bedeutung großer Vermögen, „Deutsche Rundschau", Jahrg. 1902, S. 63 ff., 250 ff., Berlin. — Derselbe, Studien in dem von ihm herausgegebenen „Thünen-Archiv", Jahrg. 1906, S. 34 ff., 279 ff., Jahrg. 1907, S. 18 ff., 176 ff. Jena. — Du Bois-Reymond, Begrüßungsrede, und A. Kundt, Gedächtnißrede betr. Werner v. Siemens aus den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1874 und 1893.

Karl Wilhelm S., geboren am 4. April 1823 zu Lenthe, † am 19. November 1883 in London, war das achte Kind, der sechste Sohn seiner Eltern. Den ersten Unterricht erhielt er in Gemeinschaft mit seinen älteren Brüdern durch Hauslehrer. Dann besuchte er, nachdem ihn der Vater für den Kaufmannsstand bestimmt hatte, kurze Zeit eine Handelsschule in Lübeck und von seinem fünfzehnten Jahre ab die höhere Gewerbe- und Handelsschule in Magdeburg.

Noch nicht achtzehn Jahre alt ging Wilhelm zu naturwissenschaftlichen Universitätsstudien nach Göttingen, wo er sich für den Ingenieurberuf entschied und damit — seine Eltern waren inzwischen verstorben — dem Einflusse Werner's folgte, der seine besonderen geistigen Fähigkeiten richtig erkannt und immer ernste Zweifel gehegt hatte, ob ihm die kaufmännische Laufbahn auf die Dauer zusagen würde. Durch praktische Thätigkeit in der gräflich Stolbergischen Maschinenbauanstalt zu Magdeburg und mehr noch durch Gedankenaustausch mit seinem Bruder Werner angeregt, fing Wilhelm bereits 1842 an, selbständig zu arbeiten. Werner's Erfindung des Differenzregulators für Dampfmaschinen bildete die Lösung eines Problems, welches Wilhelm damals schon sehr beschäftigte, welches er aber erst etwa zehn Jahre später praktisch ausbilden sowie wesentlich vervollkommnen sollte. Besonderen Antheil nahm er an Werner's galvanoplastischen Arbeiten, und mit Freuden erklärte er sich bereit, als der Bruder ihm den Vorschlag machte, er solle Urlaub nehmen und versuchen, die Galvanostegie in Hamburg und womöglich in England geschäftlich zu verwerthen.

Anfang Februar 1843 trat Wilhelm seine Reise an, nur mit den dürftigsten Geldmitteln versehen, und Mitte März traf er ohne besondere Kennt-

nisse der englischen Sprache und ohne eine Ahnung vom englischen Geschäftsleben in London ein. Erst neunzehn Jahre alt, ging er im unerschütterlichen Vertrauen auf schließlichen Erfolg zu Werke, und in erstaunlich kurzer Zeit gelangte er mit Geschick und Beharrlichkeit zum Ziele: Elkington in Birmingham, der seit einiger Zeit die galvanische Versilberung und Vergoldung fabrikmäßig betrieb, kaufte Werner's englisches Patent für 1500 Pfd. Sterl., eine für die damaligen Verhältnisse der Brüder colossale Summe. Aber noch war Wilhelm zu jung, als daß ihn ein solcher immerhin überwiegend auf Glück beruhender Erfolg nicht zu übertriebenen Erwartungen verleitet hätte, welche bittere Enttäuschungen im Gefolge hatten.

Anfang Februar 1844 trieb es ihn zur Verwerthung weiterer Erfindungen Werner's von neuem nach London, das nunmehr sein dauernder Wohnort werden sollte. Wirklich erregten die Erfindungen viel Aufsehen; es gelang Wilhelm im Frühjahr 1845 eine günstige Beurtheilung derselben von Professor Faraday zu erwirken und sie damit zur Kenntniß der ersten Fachkreise zu bringen, was für seine spätere Laufbahn sehr nützlich werden sollte. Aber Geld brachten sie nicht, vielmehr führten die Versuche, sie durch Verbesserungen wirthschaftlich ergiebig zu machen im Verein mit neuen Erfindungsspeculationen, an die sich die Brüder gemeinsam und einzeln heranwagten, zur völligen Einbuße des auf der ersten englischen Reise erworbenen kleinen Vermögens. Ende 1846 erkannte Werner unter den drückendsten Geldsorgen die Nothwendigkeit, die planlosen Erfindungsgedanken aufzugeben und die geschäftliche Verbindung mit dem Bruder einstweilen zu lösen. Wilhelm dagegen setzte die Erfindungsspeculationen fort, ohne zunächst Erfolge zu erzielen. Im Gegentheil, seine finanzielle Lage wurde immer schwieriger, und nur mit Werner's Hülfe sollte es ihm gelingen, langsam vorwärts zu kommen.

Seit dem Beginn des Jahres 1847 war er als Civilingenieur für renommirte Maschinenbauanstalten in Manchester thätig, und hier waren es besonders schwere Probleme der Thermodynamik, die er zu lösen suchte. Schon 1845 hatte er mit Werner über die Stirling'sche Heißluftmaschine correspondirt, und das in ihr noch unvollkommen zum Ausdruck gelangte „Regenerativprincip“ bildete fortan für lange Zeit den Hauptgegenstand seiner Arbeiten, namentlich in der Anwendung auf Dampfmaschinen. Es würde zu weit führen, seinen außerordentlich vielseitigen Bemühungen in dieser Beziehung nachzugehen. Genug, sein „Regenerativ-Condensator“ brachte ihm 1850 von der hochangesehenen Society of Arts die goldene Medaille, seine mit überhitztem Dampf arbeitende, vollständige „Regenerativ-Maschine“ auf der Pariser Weltausstellung 1855 einen ersten Preis, und auch eine dritte Erfindung, der „Regenerativ-Verdampfer“, erregte allgemeines Interesse; im J. 1853 hielt er seinen Vortrag im Institut der Civilingenieure über „die Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit“, wofür ihm der Telfort-Preis und die Medaille zuerkannt wurde.

Unter diesen Umständen fanden sich auch bedeutende englische Geschäftsleute, die sich an der Ausgestaltung und Verwerthung der Erfindungen Wilhelm's trotz mancher Mißerfolge immer wieder mit Arbeit und Capital betheiligten, namentlich trat er in ein näheres Verhältniß zur Firma Fox & Henderson, was ihn veranlaßte, Anfang 1849 seinen Wohnsitz nach Birmingham zu verlegen. Im J. 1855 kam es sogar in Paris unter Betheiligung von Siemens & Halske zur Gründung einer eigenen Actiengesellschaft für Wilhelm's Maschine, die sich jedoch 1857 unter großen Verlusten für die Actionäre wieder auflösen mußte. Ein dauernder wirthschaftlicher Erfolg war Wilhelm's thermodynamischen Erfindungen, an denen er länger als zehn Jahre mit er-

staunlicher Ausdauer, Scharfsinn und großen Geldopfern arbeitete, nicht beschieden: so geistvoll seine Constructionen ausgedacht, so richtig ihre theoretische Begründung war, sie scheiterten immer wieder an der praktischen Schwierigkeit der Ausführung. Dennoch sollte das von Wilhelm so gründlich bearbeitete Gebiet der Wärmeökonomie nächst dem der Elektricität das wichtigste werden, dessen großartige Cultur den Brüdern Siemens zu danken ist. Wilhelm's langjähriger Assistent, sein Bruder Friedrich, kam 1856 auf den seit Stirling in Vergessenheit gerathenen Gedanken, das Regenerativprincip auf Feuerungen anzuwenden, und damit wurde die Bahn beschritten, die zu einem auch wirthschaftlich sehr bedeutsamen Erfolge führte.

Mit Werner war Wilhelm inzwischen in engster Verbindung geblieben, obschon die Brüder den gemeinsamen Erfindungsspeculationen im Interesse größerer Bewegungsfreiheit entsagt hatten. Werner hatte sich seit seinen ersten telegraphischen Versuchen im J. 1846 Wilhelm's wachsende geschäftliche Erfahrung und sein zunehmendes Ansehen in England oft zu Nutze gemacht, anfangs namentlich für Erkundigungen technischen Inhaltes, bald aber auch im unmittelbaren geschäftlichen Interesse. Im J. 1849 hatten dann Wilhelm's Versuche begonnen, den Fabrikaten von Siemens & Halske ein englisches Absatzgebiet zu verschaffen, und am 16. März 1850 schlossen Werner und Wilhelm einen Vertrag, wodurch letzterem die Agentur von Siemens & Halske für England übertragen wurde. In der folgenden Zeit war Wilhelm denn auch neben seinen übrigen Arbeiten auf das eifrigste im Interesse der Berliner Firma bemüht: er knüpfte weitgehende Verbindungen an, suchte durch Veröffentlichungen in Zeitschriften und durch persönliche Berichte in den maßgebenden wissenschaftlich-technischen Vereinen Englands Stimmung zu machen und nutzte mit größter Geschicklichkeit jede sich darbietende geschäftliche Gelegenheit. Er dachte bereits an eigene Kabelunternehmungen, und es war schon die Rede von Begründung einer Guttaperchafabrik sowie einer Telegraphenbauanstalt in England. Aber nennenswerthe geschäftliche Erfolge blieben gerade in diesem für Siemens & Halske kritischen Zeitraum aus.

Da glückte es ihm, eine Aufgabe, an der auch Werner längere Zeit mit unvollständigem Erfolge gearbeitet hatte, in praktischer Weise zu lösen: das Problem der Erfindung eines brauchbaren Wassermessers. Erst durch den seit 1853 infolge eines starken Bedürfnisses rasch steigenden Absatz an Wassermessern gewann Wilhelm nach und nach festen Boden in England und trat auch mit der Werkstatt von Siemens & Halske in regelmäßige Verbindung.

1853 gelang es Wilhelm, auch mit der englischen Kabelfabrik R. S. Newall & Co. eine Geschäftsverbindung anzuknüpfen, welche trotz mancher Mißhelligkeiten Siemens und Halske gerade in dem Augenblicke, wo das Telegraphengeschäft auf dem Lande und besonders die russischen Unternehmungen stockten, in die Seekabelgeschäfte einführte. Für die im J. 1857 von der Firma Newall & Co. ins Werk gesetzten Kabelunternehmungen im mittelländischen Meere lieferten Siemens & Halske die Apparate; auch bewog Wilhelm seinen Bruder Werner zur persönlichen Vornahme der elektrischen Prüfungen bei und nach der Legung. Die hierbei gewonnenen Erfahrungen veranlaßten Werner zur Aufstellung seiner bedeutsamen Kabellegungstheorie sowie zur Verbesserung seiner Methode der Kabeluntersuchung und schufen damit die Grundlage für die eigenen großen Kabelunternehmungen der späteren Zeit. Es waren hohe Erwartungen, die sich am 1. October 1858 an die Umwandlung der englischen Agentur in ein selbständiges Zweiggeschäft unter Wilhelm's Leitung und an die gleichzeitige Einrichtung einer kleinen Reparatur- und Instrumentenwerkstatt in London knüpften. —

Schon Anfang des Jahres 1848 hatte Wilhelm die Absicht gehabt, sich in England naturalisiren zu lassen, doch damals zog er mit den Brüdern in den schleswig-holsteinschen Krieg, und der Gedanke trat in den Hintergrund. Am 19. März 1859 führte er seine Absicht aus, und am 23. Juli desselben Jahres verheirathete er sich mit Miß Anne Gordon, der Schwester eines ihm nahestehenden Professors der Ingenieurwissenschaften, aus angesehener schottischer Familie. Durch die Naturalisation sowie durch seine Vermählung wurde es ihm wesentlich erleichtert, im englischen Gesellschaftsleben festen Fuß zu fassen, und auch seine geschäftliche Stellung wurde dadurch bedeutend gekräftigt.

Inzwischen hatte Friedrich, wie schon angedeutet, den ersten Regenerativofen construirt. Wilhelm hatte nicht nur die Bedeutung der Erfindung sogleich erkannt, sondern er baute sehr bald noch größere Hoffnungen auf sie als Friedrich; er hoffte, daß er mit der Verwendung der Regenerativfeuerung in der Eisenindustrie dem Bessemerproceß erfolgreich Concurrenz machen könne. Hierfür bedurfte es aber noch mancher Constructionsänderungen, und die Brüder begannen bald nach verschiedenen Richtungen zu experimentiren. Die Versuche, die auf Wilhelm's Kosten vorgenommen wurden, verschlangen große Summen, ohne irgend einen wirthschaftlichen Erfolg zu zeitigen. Dabei kam es zwischen den beiden Brüdern zu Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen, die in starken individuellen Gegensätzen wurzelten und daher immer wieder zum Ausbruch gelangten. Auf Werner's Vermittlung endlich überließ Friedrich 1857 dem Bruder die Ausbeutung seines Patentes in England und setzte mit Hülfe von Siemens & Halske seine Versuche in Deutschland und Oesterreich fort. Indeß bestimmten seine Erfolge Wilhelm, dessen Arbeiten zunächst durch den Ausbruch der großen Handelskrisis sehr behindert wurden, aber auch nachher zu keinem nennenswerthen Abschluß gelangten, ihn zu veranlassen, im Mai 1859 wieder nach England zu kommen, um in Sheffield Stahlschmelzöfen zu bauen. Abermals folgte ein Jahr schwerer Erfahrungen und neuer Verstimmungen. Friedrich verließ England zum zweiten Male und wandte sich nunmehr mit Glück der Glasindustrie zu. Durch die greifbaren Erfolge wurde Wilhelm von neuem angeregt, er übernahm die Leitung der neuen Unternehmungen und verbesserte die Glasöfen sehr bedeutend, namentlich durch Construction von Gasgeneratoren mit geneigter Ebene, wonach es ermöglicht wurde, backende Steinkohlen in continuirlichem Betrieb zu vergasen. Daraufhin gelang es ihm dann sehr schnell, bedeutende Geschäfte zu Stande zu bringen, und durch diese Erfolge ermuthigt, nahm er 1862 seine Bemühungen, die Oefen in der Stahlfabrikation anzuwenden, wieder auf.

In seinem alten Bestreben, das Regenerativsystem irgendwie mit dem Bessemerproceß zu verknüpfen, verlor er den bereits theoretisch zu Tage geförderten Grundgedanken des offenen Herdprocesses wieder aus den Augen. Zwar bauten seine Ingenieure nach seinen auf den Erfahrungen in Sheffield beruhenden Angaben 1862 in Sireuil (Frankreich) den Brüdern Emile und Pierre Martin einen Regenerativ-Schweißofen, der eingerichtet war, in einen Schmelzofen umgewandelt zu werden, sobald sich die Arbeiter mit der Feuerung vertraut gemacht hatten; aber Wilhelm selbst that so nahe am Ziele nichts, um den Herdproceß lebensfähig zu gestalten. Die Brüder Martin waren es, welche in beharrlicher Arbeit als erste die Stahlbereitung auf offenem Herde durchführten. Von ihrem Erfolge, der auf einer glücklichen Combination des Siemens'schen Regenerativprincipes mit dem alten Stahlbereitungsverfahren von J. U. Heath beruhte, erhielt Wilhelm erst nach langer

Zeit Kenntniß; er erkannte sehr wohl die Bedeutung des neuen Verfahrens, ließ sich jedoch charakteristischer Weise auch dadurch noch nicht in seinen Versuchen irgendwie beirren. Vielmehr ertheilte er in einem Vertrage vom 3. November 1866 Emile Martin das Recht, seine Oefen anzuwenden und brannte im stillen darauf, die unerwartete Concurrenz zu übertrumpfen. Auf der Pariser Weltausstellung im folgenden Jahre erhielt Wilhelm für seine Versuche um das Flammenofen-Stahlschmelzen den großen Preis — während Martin die goldene Medaille zu Theil wurde —, doch sah er immer noch in dem „Siemens-Martin-Proceß“ eine unzulängliche Lösung des Problems.

Ihm schwebte jetzt als größeres Ziel das Frischen des Roheisens durch Erze im Flammenofen vor. Diesem „directen Proceß“, den er mit Stolz „Siemens-Proceß“ nannte, um ihn von dem Schrottproceß Martin's recht scharf zu unterscheiden, widmete er seitdem den besten Theil seiner Kraft und sein Vermögen. Als Versuchsanstalt gründete er zunächst 1867 in Birmingham ein eigenes Stahlwerk „The Siemens Sample Steel Works“, in dem er Ende des Jahres seinen ersten eigenen Stahlschmelzofen für offenen Herdbetrieb errichtete. Auf Anrathen Werner's ging er im nächsten Jahre mit Martin eine engere geschäftliche Verbindung ein, welche die Concurrenz rechtlich beschränkte. Darnach hielt Wilhelm den Augenblick für gekommen, seinem sehnlichsten Wunsche folgend, ein eigenes großes Stahlwerk zur Ausbeutung seiner Erfindungen, besonders des Stahlerzprocesses, zu errichten. Er wählte die Südküste von Wales, verband sich mit dem Zinkfabrikanten Dillwyn in Swansea, und rief 1868 die „Landore Siemens Steel Company“ ins Leben. Bereits 1864 wurden die Landore-Werke in Betrieb genommen. Anfangs sah man eine glänzende Entwicklung, aber auf die Dauer ließen die Versuche zur Vervollkommnung des Verfahrens keine große geschäftliche Entwicklung aufkommen. Das hohe Ziel, das sich Wilhelm gesteckt hatte, den Stahlerzproceß zu dem besten und billigsten Stahlbereitungsverfahren zu machen, sollte auch mit den Landore-Werken nicht erreicht werden, doch wurden dieselben die wichtige Vorschule für die weitere großartige Entwicklung des Siemens-Martin-Processes.

Während Wilhelm mit der Bearbeitung der mannichfachen chemischen, mechanischen und metallurgischen Probleme, welche seine thermodynamischen Unternehmungen im Gefolge hatten, vollauf beschäftigt schien, führte er das Telegraphengeschäft mit beharrlicher Ausdauer fort. Die Erfindung eines elektrischen Widerstandsthermometers und Pyrometers zum Messen von Ofentemperaturen im J. 1860 bringt es zum Ausdruck, wie er die verschiedenen Gebiete seiner Thätigkeit mit einander zu verbinden wußte. Er bemühte sich, nach Lösung des an sich schließlich unerquicklichen Abhängigkeitsverhältnisses zu den englischen Kabelunternehmern, von 1860 ab im Verein mit Werner eigene Kabelgeschäfte zu Stande zu bringen und setzte zu diesem Zwecke die Experimente des Bruders mit neuen Kabelconstructionen und Apparaten zur Kabelabwicklung in der Londoner Werkstatt fort. Aber abgesehen von dem Bau einer Landlinie von Kapstadt nach Delagoa-Bai im Herbst 1862 bis zum Frühjahr 1863 kam es erst 1864 auf sein zähes, kühnes Betreiben hin zu der infolge mangelhaften Functionirens des von ihm construirten Apparates zur Kabelabwicklung drei Mal mißglückten Kabellegung zwischen Kartagena und Oran, die ihm sowohl wie Werner fast das Leben kostete und das Londoner Geschäft etwa der Hälfte seines Kapitals beraubte. Diese technische und wirthschaftliche Niederlage war die Veranlassung zu einer weitgehenden geschäftlichen Krisis, deren Ursache in älteren unausgeglichenen Gegensätzen innerhalb der Leitung der Gesammtfirma zu suchen war. Nur durch Werner's selbstloses Eingreifen wurde weiteres Unglück vermieden: er übernahm persönlich alle

Rechte und Verpflichtungen der Firma Siemens & Halske am Londoner Geschäft und führte dasselbe vom 1. Januar 1865 ab mit Wilhelm unter der Firma „Siemens-Brothers“ weiter.

Ungebeugt durch das Unglück des letzten Jahres schrieb Wilhelm am Jahresschluß an Werner: „. . . die Zweifel sind gehoben, und die neue Bahn ist gebrochen. Daher Vertrauen in Gott und tapfer vorwärts!“ In der That trat jetzt in dem englischen Geschäft eine entscheidende Wendung zum Besseren ein. Wilhelm gelang es, bedeutende Lieferungsverträge zu Stande zu bringen und trotz gewaltiger Concurrenz das Kabelgeschäft derart zu entwickeln, daß sich sein Unternehmungsgeist trotz größter politischer und wirthschaftlicher Schwierigkeiten sehr bald des Planes einer neuen Ueberlandverbindung mit Indien bemächtigte. Auch bei der überaus schwierigen Durchführung dieses großen für die Entwicklung der Firma auf Jahre hinaus maßgebenden Unternehmens blieb er der Unternehmungslustige, der vor allem Werner's gelegentliche Bedenken zu zerstreuen wußte. Er führte die entsprechenden Verhandlungen mit der englischen Regierung und der Concurrenz, wobei seine genaue Kenntniß der englischen Verhältnisse, sein gewandtes, zuversichtliches Auftreten von großer Bedeutung war, und bei der glatten Legung der Strecke durchs schwarze Meer im Sommer 1869 war er persönlich zugegen, begleitet von seiner Gattin, der vertrauten Genossin seiner Forschungen und Entwürfe, seiner Enttäuschungen und seiner Erfolge.

Die indo-europäische Linie verschaffte der Firma, den großen englischen Capitalmächten und den mit diesen verbündeten Kabelgesellschaften zum Trotz, eine führende Stellung. Unter Inanspruchnahme des continentalen Capitales gelang es daher Wilhelm wenige Jahre später, im Verein mit seinem Bruder Karl, welcher nach der 1868 erfolgten Begründung der Gesammtfirma zu seiner Unterstützung in dem wachsenden Telegraphengeschäfte 1869 nach London übergesiedelt war, eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, welche der Firma die Anfertigung und Legung eines directen Kabels zwischen Irland und den Vereinigten Staaten in Auftrag gab. Für dieses Unternehmen, dessen Leitung Karl und Werner persönlich übernahmen, ließ Wilhelm 1874 einen eigenen großen Dampfer „Faraday“ erbauen. Die geniale Construction desselben bedingte den Erfolg auch der weiteren sechs transatlantischen Kabelunternehmungen, deren Zustandekommen überhaupt in erster Linie Wilhelm's Persönlichkeit zu danken ist.

Etwa von seinem fünfzigsten Lebensjahre an war Wilhelm in der Lage, seiner Neigung gemäß mehr die wissenschaftliche Seite seiner Berufsthätigkeit zu betonen. Namentlich bethätigte er sich unermüdlich in den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen, denen er angehörte, und trug auf diese Weise viel dazu bei, die englische Technik auf das Niveau der fortgeschrittenen Naturwissenschaft zu heben. Er suchte sich um das Gemeinwohl verdient zu machen, indem er Vorschläge zur Beseitigung des Rauches in großen Städten und zur Benutzung des Gases für Heizzwecke machte. Er belebte die Metallurgie durch seine Ideen und stellte geistvolle Untersuchungen über Sonnenphysik an. Seine bedeutendsten Thaten auf dem Gebiete der Elektricität sind die Erfindung der Nebenschlußmaschine und des elektrischen Ofens, sowie seine Untersuchungen über Verwerthung von Wasserkraft und über Elektrocultur.

Er starb am 19. November 1883 in seinem sechzigsten Lebensjahre an einem wenig beachteten Herzleiden. Doch wenn auch der Tod bei vielen seiner Arbeiten eine anscheinend glückliche Versuchsreihe plötzlich und unerwartet durchschnitt, schon bei Lebzeiten war Wilhelm einer der gefeiertsten Männer Englands. Von den hervorragendsten wissenschaftlichen und technischen Gesell-

schaften wurde er wiederholt zum Präsidenten gewählt. Der höchsten Ehren, welche diese Vereine auszutheilen vermögen, wurde er theilhaftig; 1870 promovirte ihn die Universität zu Oxford, 1879 diejenige zu Glasgow zu ihrem Ehrendoctor und am 20. April 1883 wurde ihm als Sir William Siemens die Ritterwürde verliehen. Sein Tod wurde in ganz England als ein nationaler Verlust betrauert; unter großem Gepränge beging man in der Westminster-Abtei die Trauerfeier, und ein Jahr nach seinem Tode fand daselbst vor einer glänzenden Versammlung die feierliche Einweihung eines zu seinem Gedächtniß gestifteten Kirchenfensters statt.

Kaum je dagewesen waren solche Ehrungen für einen Fremden, der ohne alle Beziehungen und ohne Mittel den britischen Boden betrat, selbst wenn man erwägt, daß Wilhelm, ohne den Zusammenhang mit seinem Vaterlande jemals zu vergessen, ungewöhnlich schnell nicht nur in seinen Sitten, sondern auch in seinen Bestrebungen Engländer geworden war. Bei ihm überwog — im Gegensatz zu Werner — der geschäftliche Unternehmer und der eng mit diesem verbundene Ingenieur, beides Eigenschaften, die in England einen ausgezeichneten Nährboden fanden; seine großen wissenschaftlichen Neigungen beruhten auf einer mehr receptiven Begabung. Mit ungewöhnlichem Scharfblick und großem Verständniß für die brennenden Tagesfragen erfaßte er den Kern sowie die Bedeutung technischer Probleme, zu deren Lösung er sogleich sein mit Leichtigkeit erworbenes Wissen zu verwerthen wußte; indeß trugen seine zahlreichen, vielfach ohne rechte Selbstkritik vertretenen Erfindungen zu sehr die Spuren wissenschaftlicher Arbeit, sie waren stets überaus geistvoll, aber meist zu complicirt. Rastlos und mit größter Zähigkeit betrieb er seine oft waghalsigen und nicht immer von Glück begleiteten Unternehmungen. Den zeitraubenden Pflichten des Gesellschafts- und Vereinslebens unterzog er sich weniger in dem Bedürfniß nach Anerkennung oder gar nach Zerstreuung, als vielmehr in dem unablässigen Bestreben, sich die Unterstützung maßgebender Persönlichkeiten zur Ausführung seiner hochfliegenden Pläne zu sichern und durch Austausch der Gedanken zu lernen, wobei ihm sein früh ausgeprägtes weltmännisches Wesen und seine Eigenschaft als ausgezeichneter Redner in hohem Maße förderlich waren. Seine eigenartige, sanguinische Natur, sein beharrlicher, leicht verletzter Ehrgeiz machten seinen Brüdern den Umgang mit ihm zu Zeiten nicht leicht, dennoch wurden sie ihm stets gerecht, und ihr gemeinsames Lebenswerk ist nicht zum wenigsten Wilhelm's stark repräsentativer Persönlichkeit, seinen hervorragenden Fähigkeiten als Ingenieur und Unternehmer zu danken. —

Eine Zusammenstellung der sehr zahlreichen litterarischen Arbeiten von Wilhelm S. befindet sich in den Mittheilungen des „Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes“ unter dem 7. Januar 1884.

William Pole, Life of Sir William Siemens, englische und deutsche Ausgabe. Berlin 1888 und 1890. — R. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens, 1. Band. Jena 1906. — Derselbe, Entstehung und Bedeutung großer Vermögen, „Deutsche Rundschau“, Jahrg. 1902, S. 63 ff., 250 ff. Berlin. — Derselbe, Studien in dem von ihm herausgeg. „Thünen-Archiv“, Jahrg. 1906, S. 34 ff., 279 ff., Jahrg. 1907, S. 18 ff. Jena. — Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin 1901.

Friedrich August S., geboren am 8. December 1826 zu Menzendorf, † am 26. Mai 1904*) zu Dresden, war das neunte Kind, der siebente Sohn

*) Anmerkung der Redaction. Kein Leser wird hoffentlich Anstoß daran nehmen, daß die beiden letzten Biographien — Friedrich und Karl S. — die im all-

seiner Eltern. Von ungewöhnlich zarter Körperconstitution, empfing er den ersten Unterricht von seiner im elterlichen Hause lebenden Großmutter und wurde erst mit elf Jahren aufs Gymnasium nach Lübeck geschickt. Er mußte den Schulbesuch oft und lange krankheitshalber unterbrechen und kam weder geistig noch körperlich recht vorwärts.

Der in dem Drange nach Freiheit selbstgewählte Seemannsberuf kräftigte ihn zwar seit seinem fünfzehnten Jahre außerordentlich, gewann ihm aber auf die Dauer keine rechte Befriedigung ab. Im Frühjahr 1845 kam Friedrich auf Einladung Werner's nach Berlin, um sich durch Privatunterricht, sowie durch Besuch einer Seemannsschule zum Eintritt als Cadett auf dem ersten preußischen Kriegsschiff vorzubereiten; aber sein bald lebhaft erwachtes Interesse für die Erfindungen und technischen Leistungen Werner's, dazu der Unterricht, den ihm der Bruder in Statik und Mechanik ertheilte, führten ihn auf einen anderen Weg. Er bezeichnete es nach Werner's Etablirung mit Halske Ende 1847 als „sein ideales Ziel, Halske's Nebenbuhler zu werden, nämlich Telegraphen zu bauen und sich wissenschaftlich wie praktisch hauptsächlich hierfür auszubilden".

Da kam das Jahr 1848. Friedrich ging mit den Brüdern nach Schleswig-Holstein, unterstützte Werner bei Anlage seiner Minen im Kieler Hafen und ging dann mit dem Freicorps nach Jütland, ohne jedoch Gelegenheit zu besonderen Thaten zu finden.

Unter diesen Umständen siedelte er bereits im Juni 1848 im Einverständniß mit seinen Brüdern nach England über, um dort unter Wilhelm's Leitung Werner's Telegraphenapparate einzuführen. Seine bis zum Frühjahr 1849 fortgesetzten Bemühungen blieben indessen erfolglos, obwohl er Werner's Erfindung noch verbesserte.

Friedrich blieb jedoch in England und ließ sich von der Firma Fox & Henderson bei Birmingham als Assistent seines Bruders Wilhelm bei dessen Versuchen zur Ausgestaltung des Regenerativprincipes verpflichten. In dieser Eigenschaft stellte er in den folgenden Jahren in England sowie in Deutschland Wilhelm's Apparate auf, wobei seine eigentliche Veranlagung mehr und mehr in die Erscheinung trat. Er hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Wilhelm's Maschinen wesentlich zu vereinfachen seien, und, nachdem ihm einige Erfindungen von „perpetua mobilia" mit Mühe ausgeredet waren, construirte er unter anderem einen mechanischen Kälteapparat, sowie eine calorische Maschine, über die sich Werner sehr günstig aussprach. Mit Wilhelm kam Friedrich weniger gut aus; dieser klagte, Friedrich baue und experimentire, ohne die Sache vorher construirt und zu Papier gebracht zu haben. Die beiden Brüder waren auch zu verschiedenartige nervöse Menschen. Dabei hatte Wilhelm zweifellos die größere Vorbildung und war zu jener Zeit auch an kaufmännischem Geiste der bedeutendere, während Friedrich dem Bruder unstreitig als Erfinder überlegen war; keiner konnte mit seiner Meinung hintenan halten, und so wurde den beiden die gemeinsame Arbeit immer unerträglicher.

Da kam Friedrich im November 1856, als Wilhelm gerade von England abwesend war, der Gedanke, einen Schmelzofen nach dem Regenerativsystem zu erbauen, und dieser Gedanke wurde zu einer That von weltgeschichtlicher Bedeutung, welche auch Friedrich's Zukunft endgültig bestimmte. Die bei den bisherigen Ofenconstructionen trotz aller Bemühungen der Technik immer noch

---

gemeinen für unser Werk gezogene Zeitgrenze um ein geringes überschreiten. Das Leben und Wirken der vier Brüder Siemens bildet eine natürliche Einheit, die wir nicht zerstören mochten.

nutzlos entweichende Wärme wurde in dem Regenerativofen viel vollkommener ausgenutzt, und dadurch wurden außerordentlich billig sehr hohe Hitzgrade erzeugt. Zwar hat sich der Siemensofen erst nach langen Kämpfen und Verbesserungen in der Industrie Eingang verschafft, dann aber ist sein Nutzen wahrhaft unermeßlich geworden.

Wilhelm, der die große Bedeutung der Erfindung sogleich erkannte, nahm nach seiner Rückkehr am 2. December 1856 auf den Namen des Bruders in England das erste Patent auf eine „Verbesserung an Oefen". Im folgenden Jahre waren Wilhelm und Friedrich mit dem nothwendigen Ausbau der Erfindung beschäftigt, entfernten sich dabei aber immer mehr von einander, zumal die durch Wilhelm veranlaßten Versuche mit Stahlschmelzöfen in Sheffield unter großen Kosten scheiterten. Schon hatte Friedrich einen alten Plan, nach Amerika auszuwandern, wieder aufgenommen, da lud ihn Werner ein, nach Berlin zu kommen, um dort mit ihm seine Versuche fortzusetzen.

Er kehrte demzufolge Ende 1857 nach Deutschland zurück, um sich zunächst mit Verbesserung der Ofenbaumaterialien zu beschäftigen. Dann gelang es ihm im Verein mit Werner, der an dem schließlichen Erfolge der Erfindung keinen Augenblick zweifelte, den Regenerativofen durch Einführung von Gasbetrieb auf eine wesentlich höhere Stufe der wirthschaftlichen Verwerthbarkeit zu heben. Der Versuch, in Preußen ein Patent zu erlangen, mißlang freilich, weil angeblich schon die deutschen Ordensritter einen solchen Ofen gehabt hätten; dagegen wurde 1858 das Patent für Sachsen ertheilt, wo sich ein anderer Bruder, Hans (geboren am 3. December 1818), dem Ofenbau widmen sollte. Auch in Oesterreich baute Friedrich seine Gasöfen mit gutem Erfolge, und als seine Unternehmungen hier durch Ausbruch des italienischen Krieges unterbrochen wurden, siedelte er im Mai 1859 wiederum nach England über, um nach seinem System für Wilhelm in Sheffield einen Stahlschmelzofen zu bauen. Es sollte die Brauchbarkeit der Gasfeuerung bei Steinkohlenbetrieb erprobt werden, denn bislang hatten die Gasöfen nur bei Torf-, Braunkohlen- und Holzbetrieb greifbare Erfolge gezeitigt. Die zahlreichen, für Wilhelm sehr kostspieligen Versuche mißlangen, die frühere Verstimmung zwischen den Brüdern kehrte in verstärktem Maße wieder, und Ende Februar 1860 verzweifelte Friedrich selbst an dem Erfolge des Stahlschmelzens mit Steinkohlen. Die schweren Erfahrungen des letzten Jahres hatten ihm die von Werner schon 1858 vertretene Ueberzeugung gebracht, daß für die Regenerativöfen die Glasfabrikation einstweilen die besten Aussichten bot, und damit wurde die Bahn frei, die zum eigentlichen wirthschaftlichen Erfolge führen sollte.

Die von Friedrich nunmehr in Rotherham erbauten Glasschmelzöfen hatten gleich einen ausgezeichneten Erfolg, der Wilhelm das größte Interesse abgewann, und demgemäß das brüderliche Verhältniß wieder herstellte; es folgte abermals eine Zeit gemeinsamer Arbeit. Wilhelm verstand es, die englische Glasindustrie für die Oefen zu interessiren, nachdem er dieselben persönlich durch Construction von Gasgeneratoren mit geneigter Ebene für Steinkohlenbetrieb tauglich gemacht hatte. Auf diese und andere Verbesserungen nahmen die Brüder am 22. Januar 1861 ein gemeinsames englisches Patent, dem bald solche in anderen Ländern folgten. Diese Patente sind insofern von besonderer Bedeutung, weil in ihnen bereits der Gedanke des offenen Herdprocesses festgelegt ist; alle späteren Fortschritte beziehen sich nur auf seine Ausgestaltung.

Immerhin ließ der entscheidende Erfolg auch jetzt noch auf sich warten. Der technische Fortschritt war noch keineswegs unbestritten, auch fehlte auf dem Festlande die geeignete geschäftliche Vertretung. In der von seinen

Brüdern getheilten Ueberzeugung, daß nur bei eigenem Betriebe sich die Construction gewinnbringend verwerthen ließe, stattete Werner Anfang 1862 Hans mit dem erforderlichen Capital aus, eine Glashütte bei Dresden käuflich zu erwerben. Die Hütte lieferte allerdings einstweilen nicht die erhofften Erträge; das war Friedrich's persönlichem Wirken vorbehalten. Dieser hatte inzwischen durch seine Experimente, die fortgesetzt Aenderungen des Gasofens bedingten, neue Mißhelligkeiten zwischen sich und Wilhelm heraufbeschworen; dieselben führten eine endgültige Auseinandersetzung zwischen den Brüdern herbei. Friedrich übernahm Deutschland, Oesterreich und den übrigen Osten Europas als Geschäftsgebiet auf eigene Rechnung und siedelte Anfang des Jahres 1864, kurz nach seiner Vermählung mit Elise Witthauer aus Lübeck, nach Berlin über, wo er mit Werner's Hülfe ein Ofenbaugeschäft gründete. Aber trotz der eifrigsten Bemühungen Friedrich's wurden auch in Deutschland durchschlagende Erfolge noch nicht erzielt, und einige Fabrikanten ließen ihre Oefen sogar wieder abreißen.

Da starb am 28. März 1867 Hans S., und Friedrich übernahm dessen Glasfabrik bei Dresden, die bisher nur mit Verlusten gearbeitet hatte. Zwar verfügte er noch immer nicht über eigenes Capital, vielmehr mußte er in dieser Beziehung zunächst wieder hauptsächlich Werner's Hülfe in Anspruch nehmen. Aber er brachte werthvolle Erfahrungen mit, sowie große Unternehmungslust, war doch endlich sein höchster Wunsch nach Selbständigkeit erfüllt. Bereits am 1. October 1867 setzte er den von ihm erfundenen „gekühlten, continuirlich arbeitenden Wannenofen" in Betrieb, der in der Glasfabrikation eine völlige Umwälzung hervorgerufen hat und seinem eigenen Betriebe trotz der immer wieder nöthigen Um- und Neubauten einen rapiden Aufschwung gab. Eine weitere, auch für das Siemens-Martin-Verfahren höchst bedeutsame Verbesserung schuf er durch Einführung des Betriebes mit freier Flammenentfaltung, mit dem er sich seit 1877 beschäftigte, und der eine weitere große Brennstofferspamiß, sowie eine noch bessere Schmelzarbeit ermöglichte. Auch erfand er für Herstellung von Hartglas mehrere neue Methoden und begründete in Dresden hierfür eine besondere Fabrik. Seit 1879 bemühte er sich, das Regenerativsystem auch auf die Beleuchtung anzuwenden und erfand die Regenerativ-Gaslampen, für deren Herstellung er Werke in Dresden, Berlin, Wien und London errichtete, sowie Fabriken in Paris und Philadelphia zu interessiren wußte. Und als diese Erfindung durch das Aufkommen des Gasglühlichtes an Bedeutung verlor, hatte er bereits in den Regenerativgas-Zimmeröfen eine neue Anwendung des Regenerativsystems geschaffen, die jene Fabriken zum Theil voll beschäftigte.

Als Wilhelm Ende 1883 aus dem Leben schied, wurde Friedrich gezwungen, auch das englische Ofengeschäft zu übernehmen und es, was seiner Natur sehr widersprach, durch häufiges Auftreten in den englischen Vereinen zu fördern. Zugleich versuchte er die Rentabilität des von dem Bruder begründeten großen Stahlwerkes in Landore zu heben, was ihm aber trotz der von Erfolg begleiteten Aufstellung seiner neuen Oefen mit freier Flammenentfaltung nicht gelang. Auch das eigene Werk, die „Elisenhütte" bei Nassau, welches er sich zur Durchführung des von Wilhelm erfundenen Erzstahlprocesses baute, mußte schließlich seinen Betrieb einstellen. Doch ist das von Friedrich fortgeführte Lebenswerk Wilhelm's für das Siemens-Martin-Verfahren eine Pionierarbeit von größter Bedeutung geworden.

Friedrich's Erfindung von Motoren für Kleinbetrieb, sowie seine mit großem Arbeits- und Geldaufwand verknüpfte Betheiligung an dem Walzverfahren der Gebrüder Mannesmann kann hier nicht näher gewürdigt werden; ein wirthschaftlicher Gewinn ist ihm daraus nicht erwachsen. Dagegen war

seiner Erfindung chemischer Regeneration der Wärme des Siemensofens wieder ein außerordentlicher Erfolg beschieden.

Problematisch hatte Friedrich's Leben und Wirken begonnen, schwer hatte er noch in den achtziger Jahren zu kämpfen, doch er erreichte sein Ziel; es war ihm noch vergönnt, große blühende Unternehmungen sein eigen zu nennen. Dabei vertrat er stets die Anschauung, daß die wahren Interessen aller an seinen Unternehmungen Betheiligten Hand in Hand gingen; wie er für alle gemeinnützigen Bestrebungen stets eine offene Hand hatte und für sie selbst im öffentlichen Leben eintrat, so gewährte er im besonderen seinen Beamten Antheil am Reingewinn und wußte auf der anderen Seite den nur in Tagelohn beschäftigten Arbeitern durch Einführung von Productionsprämien einen gerechter Weise erhöhten Verdienst zu verschaffen.

Im J. 1888 verkaufte Friedrich seine drei Glashütten in Dresden, Döhlen und Neusattl bei Ellbogen für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis, da sie ihm nicht mehr genug Stoff zu erfinderischer Thätigkeit boten; sie wurden in eine „Actiengesellschaft für Glasindustrie“ umgewandelt. Für die Gesammtheit seiner Beamten und Arbeiter sorgte er durch erhebliche Stiftungen. Noch anderthalb Jahrzehnte der aufreibendsten Arbeit folgten: am 26. Mai 1904 setzte der Tod seinem Leben ein Ziel.

Die Technische Hochschule zu Dresden hat Friedrich S. 1901 als Erstem den Titel „Doctor Ingenieur“ Ehren halber verliehen und dadurch seine Bedeutung für die Entwicklung der wichtigsten Weltindustrien hervorheben wollen. Wir glauben an dieser Stelle Friedrich's Persönlichkeit gerecht zu werden, wenn wir ihr unter den Brüdern S. nächst derjenigen Werner's den hervorragendsten Platz einräumen.

Was Werner S. auf dem Gebiete der Elektricität, das hat Friedrich auf dem Gebiete der Wärmeökonomie geleistet. Insbesondere ist die große Entwicklung der deutschen Grünglasindustrie bei aller Mitarbeit der Brüder in erster Linie seinem schöpferischen Geiste zu danken, „der die für Deutschland vorher ungünstigen Productionsbedingungen völlig umgestaltet und hierdurch auch den deutschen Handarbeitern wesentlich bessere Existenzbedingungen geschaffen hat, als sie früher vorhanden gewesen waren“. (Ehrenberg.)

Dabei war Friedrich noch vielmehr als Werner Autodidakt. Es lag ihm nur wenig, dem Ideengange eines anderen nachzugeben, geschweige denn von anderen etwas zu lernen; seine Kenntnisse beruhten auf einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe, unermüdlichem Fleiß und eigenen mit schweren Opfern erkauften Erfahrungen. Er grübelte über einem Problem nur um der Sache selbst willen, Ehrgeiz und Erwerbssinn spielten in seinem Leben nur eine ganz untergeordnete Rolle. Geraden Sinnes und nicht danach geartet, nach außen etwas aus sich zu machen, auch in Anbetracht seiner zarten Gesundheit dem gesellschaftlichen Leben abhold, hing er am liebsten still für sich seinen Erfindungsgedanken nach, um sie dann in eigenen Fabriken mit unermüdlicher Thatkraft, aber auch voll Wohlwollen für die Geringsten unter seinen Mitarbeitern durchzuführen und auszugestalten. Er war kein Geschäftsmann in dem Sinne, daß er sein Thun und Lassen sorgfältig abgewogen hätte; er pflegte sich nur einen großzügigen Ueberblick über seine Unternehmungen zu erhalten und diesen in weitausschauender Weise zu verwerthen, wobei ihn eine außergewöhnliche Gewandtheit und Sicherheit im Rechnen und ein erstaunliches Zahlengedächtniß unterstützten. Friedrich S. war nicht allein der geborene Erfinder, der die Welt der Technik durch die meist überraschende Einfachheit seiner Ideen in Erstaunen setzte, er war auch für die erste industrielle Ge-

staltung seiner Erfindungen, die heute Gemeingut aller Culturvölker geworden sind, der rechte Mann. —

„Ueber die Vortheile der Anwendung hoch erhitzter Luft für die Verbrennung im allgemeinen", Berlin 1883; „Das Heizverfahren mit freier Flammenentfaltung", Berlin 1885; „Ueber den Verbrennungsproceß", ebenda 1887.

R. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens, 1. Band. Jena 1906. — Derselbe, Entstehung und Bedeutung großer Vermögen, „Deutsche Rundschau", Jahrg. 1902, S. 63 ff., 250 ff. Berlin. — Derselbe, Studien in dem von ihm herausgegebenen „Thünen-Archiv", Jahrg. 1906, S. 279 ff., Jahrg. 1907, S. 18 ff. Jena. — v. Böhmert, Erinnerungen an Friedrich Siemens im „Arbeiterfreund", Jahrg. 1904, Heft 3 (enthaltend Abdruck einer handschriftlichen Selbstbiographie Friedrich Siemens'). — Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin 1901.

Karl Heinrich S., geboren am 3. März 1829 zu Menzendorf, † am 21. März 1906 *) zu Mentone, war das zehnte Kind, der achte Sohn, seiner Eltern. Nach deren Tode besuchte er mit seinem Bruder Friedrich zusammen die Schule in Lübeck, dann in Berlin. Hier ließ ihn Werner frühzeitig an seinen Ideen theilnehmen, deren nachhaltige Einwirkung für Karl's Zukunft entscheidend werden sollte.

1846 verließ er die Schule und nach dreijährigen tastenden Versuchen in der Chemie, insbesondere der Cementfabrikation, erklärte er, sich ganz der Telegraphie zuwenden zu wollen. Werner rieth ihm nach einigem Zögern, entweder als Telegrapheningenieur in den preußischen Staatsdienst zu treten oder zu versuchen mit dem Bau von Privatlinien Geld zu verdienen. Karl wählte 1850 das erstere und konnte infolge dessen Werner bei den staatlichen Telegraphenbauten behülflich sein. Als dann die Beziehungen des Bruders zur preußischen Telegraphenverwaltung mehr und mehr erkalteten, trat Karl ganz zu Siemens & Halske über, wo er nach einiger Zeit den geeigneten Wirkungskreis finden sollte.

Im April 1851 verließ er zum ersten Male Deutschland, um mit Friedrich auf der Londoner Weltausstellung die geschäftlichen Interessen wahrzunehmen. Im Vertrauen auf seine geschäftliche Veranlagung entsandte ihn Werner dann 1851 mit größerer Vollmacht nach Paris, wo die Brüder die Einrichtung einer eigenen Telegraphenfabrik ins Auge gefaßt hatten. Die Mission blieb geschäftlich bedeutungslos, erwies sich aber für Karl's eigene Entwicklung außerordentlich wichtig: er sammelte Menschenkenntniß und lernte Vorsicht im geschäftlichen Umgang, Dinge, die ihm und seiner Firma später sehr zu gute kommen sollten.

Mit der Rückkehr aus Frankreich war die endgültige Entscheidung über Karl's Zukunft in unmittelbare Nähe gerückt. Noch 1851 gab Werner einem schon wiederholt geäußerten Gedanken Ausdruck, als er an Karl die Frage richtete, ob er nicht Lust habe, dem russischen Kaiser vorläufig ein Probejahr als Telegraphendirector dienstbar zu sein. Karl antwortete zustimmend, ging aber einstweilen im Einverständniß mit Werner wieder nach London, wo die Aussichten für sein Fortkommen günstiger lagen.

Erst im Juli 1853 reiste Karl nach Rußland, um sich zunächst dem allmächtigen Grafen Kleinmichel vorzustellen, bei dem ihn Werner inzwischen persönlich als seinen berufenen Stellvertreter angekündigt hatte. In er-

*) Anmerkung der Redaction. Vgl. die Note auf S. 219.

staunlich kurzer Zeit gewann der 24jährige das Vertrauen der leitenden Männer, indem er sich durch geschickte Anpassung an die sonderbarsten Charaktere und die schwierigsten Verhältnisse seiner außerordentlichen Aufgabe vollkommen gewachsen zeigte. Noch im Herbst 1853 vollendete er die von Werner vorbereitete Kronstädter Kabellinie und in den folgenden beiden Jahren unter dem Druck des Krimkrieges die für Rußland hochbedeutsamen oberirdischen Telegraphenlinien, welche Petersburg und Moskau mit den entfernten Punkten des Reiches, Warschau, Reval, Riga, Helsingfors, Kiew und Odessa verbinden sollten. Das war in der kurzen Zeit eine Leistung, die man erst recht würdigt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß fast alle Materialien und Hülfskräfte aus Deutschland bezogen werden mußten, daß es damals in Rußland nur zwei Eisenbahnlinien gab, und daß alle Straßen und Verkehrsmittel durch Kriegstransporte in Anspruch genommen waren. Es war auch ein glänzender Erfolg insofern, als die Firma Siemens & Halske durch Karl's Thätigkeit einen ungeahnten Aufschwung erhielt, der für sie in jener Zeit eine Lebensfrage war.

Mit Karl's Geschicklichkeit in der Ueberwindung aller Schwierigkeiten wuchs auch sein Muth zur Uebernahme weiterer Anlagen; selbst Werner's leise Bedenken wußte er zu zerstreuen. Neben den fortlaufenden weiteren Aufträgen der Regierung übernahm er 1854 auch die sogenannte Remonte, die Instandhaltung der Linien, und schuf damit für Siemens & Halske die Haupteinnahmequelle des russischen Geschäftes, da es gelang, die Controlle der kleinen Zwischenstationen auf den großen Linien statt durch Menschen durch automatische Apparate zu Wege zu bringen.

Inzwischen hatte das in Petersburg errichtete Baubureau einen solchen Umfang angenommen, daß beschlossen wurde, es unter Karl's bewährter Leitung in ein unabhängiges Zweiggeschäft umzuwandeln. Die Neuorganisation wurde im J. 1854 vorgenommen, und im Frühjahr 1855 wurde Karl in Anerkennung seiner bedeutenden Verdienste um die Firma und zur Kräftigung seiner Stellung in Rußland als Theilhaber im Hauptgeschäfte aufgenommen.

Die letzten Jahre, welche die äußerste Anspannung aller Kräfte erfordert hatten, waren an Karl's Gesundheit nicht spurlos vorübergegangen. 1855 stellten sich körperliche Beschwerden ein, welche ihm das russische Klima gründlich verleideten. Aber er konnte an keine Erholung denken, zumal die wachsende geschäftliche Verantwortung allein auf seinen Schultern ruhte; hatte doch Werner seine Reisen nach Rußland im Vertrauen auf die geschäftliche Kraft des Bruders längst eingestellt. Nicht einmal zu einer Hochzeitsreise konnte Karl die Zeit erübrigen, als er Ende 1855 die Tochter Marie des Bankiers Kapherr, des früheren Vertreters von Siemens & Halske in Petersburg, als Gattin heimführte.

Hinzu kamen schwere geschäftliche Sorgen, die sich an den Tod Kaiser Nikolaus' und den dadurch veranlaßten Wechsel in den maßgebenden russischen Aemtern knüpften, doch gelang es Karl unter den sehr schwierigen Verhältnissen dank seiner Anpassungsfähigkeit, das russische Geschäft bis zum Jahre 1860 vorübergehend wieder zu heben. Die Erkenntniß aber, daß der Höhepunkt des russischen Telegraphengeschäftes vorüber sei, und andererseits das fast mühelose Anwachsen des Remontefonds reizten seine Unternehmungslust: er wurde zu den verschiedensten ganz fernliegenden Geschäften verleitet, an denen viel Geld verloren ging, und die ihn schwer niederbeugten. Erst im April 1867 konnte er sich, da ihn trotz Werner's ernstlichen Vorstellungen immer wieder optimistische Erwartungen beherrschten, dazu entschließen, von den unfruchtbaren Unternehmungen ganz zurückzutreten.

Zu seinem Glücke verlief die Abnahme der Remonteverwaltungen durch die russische Regierung im J. 1867 noch über Erwarten günstig. Aber die körperlichen und seelischen Nachwirkungen des fünfzehn Jahre langen wechselvollen Kampfes um das russische Geschäft und dazu ein schweres Leiden seiner Gattin bedrückten ihn zu sehr, als daß er persönlich auf dieses Ergebniß mit Befriedigung hätte zurückschauen und hoffnungsfreudig der zukünftigen Entwicklung hätte entgegensehen können; er sehnte sich nach einem anderen Wirkungskreise.

Nach mancherlei Ueberlegungen wählte er den Kaukasus, wo er 1864 mit Werner das inzwischen bereits zu größerer Ausdehnung herangewachsene Kupferbergwerk Kedabeg erworben hatte. Das nur allzu berechtigte Mißtrauen in die dortige Geschäftsleitung, ferner die von ihm schon vor Jahren gewonnene Ueberzeugung, daß der Kaukasus zu neuen bedeutenden Unternehmungen geeignet sei und endlich die Hoffnung auf Genesung seiner leidenden Frau unter dem Einfluß des kaukasischen Klimas ließen ihn Anfang October 1867 nach Tiflis übersiedeln.

Die Hebung von Kedabeg nahm Karl's Thätigkeit bald vollkommen in Anspruch. Er ließ sich namentlich die Lösung der technischen Schwierigkeiten, soweit dieselben an Ort und Stelle gelöst werden mußten, angelegen sein; es gelang ihm insbesondere die Erzeugung eines reinen „Garkupfers", die von den europäischen Fachleuten geheim gehalten wurde, selbständig nachzuerfinden und damit ein für die damalige Zeit vollendet reines Product auf den Markt zu bringen. — Da trat im Sommer 1868 in dem Leiden seiner Gattin eine erhebliche Verschlimmerung ein, die Karl bewog, den eben gewonnenen neuen Wirkungskreis Hals über Kopf zu verlassen.

Er reiste zunächst nach Berlin, wo er Werner in der Leitung des Geschäftes entlastete, der seinerseits im November den Kaukasus aufsuchte. Dann ging er, nach dem zu Anfang 1869 in Berlin erfolgten Tode seiner Gattin, auf einige Wochen nach London, um das dortige Geschäft kennen zu lernen und die damalige Spannung zwischen dem Berliner und Londoner Hause zu beseitigen. Im Sommer 1869 legte er mit Wilhelm das Kabel im Schwarzen Meere und nahm hiernach in der Direction von Kedabeg eine wesentliche Veränderung vor. Dort entschloß er sich, Werner's Wunsche entsprechend, endgültig nach London überzusiedeln, wo er hoffen durfte, seine besonderen geschäftlichen Fähigkeiten am besten zu verwerthen.

Im Herbst 1869 brachte er diesen Entschluß zur Ausführung und übernahm die gesammte Remonteverwaltung der indo-europäischen Telegraphenlinie, deren Bau er seit 1867 in Rußland und im Kaukasus nach Kräften gefördert hatte. Auch regte er gleich nach seiner Ankunft in London, zusammen mit Wilhelm, die Erweiterung einer eigenen Guttaperchafabrik an, wodurch sich dem Geschäft erst die Aussicht auf Theilnahme an dem transatlantischen Kabelgeschäfte eröffnete. Die Bedenken der Brüder gegen diese gewaltigen Unternehmungen wußte er voller Zuversicht zu beseitigen, und er selbst leitete die erste Legung des von der Firma construirten transatlantischen Kabels, wobei es ihm zum Erstaunen der Welt gelang, das in einer Meerestiefe von 5500 m gebrochene Kabel wieder aufzufischen. Die bei dieser Legung gewonnenen Erfahrungen führten erst zur vollen Klärung und Beherrschung der Kabellegung im tiefen Wasser, insbesondere wurden in Zukunft durch die von Karl vorgeschlagene geschlossene Stahldrahtarmirung der Tiefseekabel alle Schwierigkeiten beseitigt.

Karl's bedeutsame Thätigkeit in London wurde nur durch gelegentliche Fahrten zum Kaukasus und im Juni 1870 durch eine Reise nach Petersburg,

wo es galt, eine Menge schwebender Fragen zu ordnen, unterbrochen. Die große Zeit des deutsch-französischen Krieges durchlebte auch er mit starkem deutschen Empfinden.

Inzwischen war das Petersburger Geschäft nach dem Ausscheiden seines berufenen Leiters wachsender Desorganisation anheimgefallen, der die sorgfältigsten Instructionen Werner's keinen Einhalt gebieten konnten. Unter diesen Umständen übernahm Karl, der überdies unter dem feuchten englischen Klima zu leiden begann, und bei dessen Kindern sich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrem Geburtslande entwickelt hatte, im J. 1880 wieder die Direction des russischen Hauses, welches auf dem Gebiete der Starkstromtechnik seiner Vergangenheit würdige Leistungen anstrebte, und unter seiner Führung erhob sich das Geschäft schnell wieder zur Blüthe.

Als dann Werner im J. 1890 von der Geschäftsleitung der Berliner Firma zurücktrat, blieb Karl als Socius mit seinen beiden Neffen Arnold und Wilhelm an der Leitung des Gesammtgeschäfts betheiligt. Seit Beginn des Jahres 1894 war er wieder dauernd in Berlin thätig, und als die Privatfirma im J. 1897 in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde, übernahm er den Vorsitz im Aufsichtsrath, den er aber im J. 1904 wegen schwerer Gesundheitsstörungen niederlegen mußte. Er starb in einem Sanatorium zu Mentone, wo er seit dem Herbst 1905 eine Zuflucht gesucht hatte, an Lungenentzündung.

Bereits im J. 1855 hatte sich Karl S. aus zwingenden geschäftlichen Gründen zum finnischen Unterthan machen lassen, und der Zar hatte ihn in Anerkennung seiner für den russischen Staat bedeutsamen Thätigkeit 1895 in den erblichen Adelstand erhoben.

Mit Karl v. Siemens schied der letzte der Brüder und ohne Zweifel die stärkste geschäftliche Kraft unter ihnen aus dem Leben. Karl hat in Rußland die erste feste Grundlage des Siemens'schen Vermögens gelegt, namentlich seiner unermüdlichen Thätigkeit ist es zu danken, daß das theure Kedabeg am Ende doch noch ein blühendes Unternehmen wurde, und der außerordentliche Erfolg der gewaltigen Kabelunternehmungen ist von seiner Persönlichkeit nicht zu trennen. Im Gegensatz zu seinen Brüdern war Karl weder Forscher noch eigentlicher Erfinder, seine Hauptbedeutung liegt in seiner Eigenschaft als tüchtiger Organisator und weitsichtiger Geschäftsmann, die ihn zur Leitung großer Unternehmungen in außerordentlichem Maße befähigte. Gewiß waren es in erster Linie die Erfindungen Werner's, durch welche die Firma immer wieder den Concurrenten voraneilte und sich einen Weltruf erwarb, gewiß waren die weitaus meisten geschäftlichen Unternehmungen auf Werner's oder Wilhelm's Initiative zurückzuführen; aber der eigentliche geschäftliche Erfolg, die Erhaltung und nutzbringende Verwendung des durch jene Erfindungen gewonnenen Ansehens, die glänzende Ausführung und der glückliche Ausbau jener Projecte war vorwiegend Karl's mit großer Energie gepaarten geschäftlichen Fähigkeiten zu danken. Von Haus aus liebenswürdig und offen, treu und gewissenhaft, ohne starken Lerntrieb, aber eifrig und ausdauernd im Erstreben eines gegebenen Zieles, wußte er mit klarem Blick und ruhiger Ueberlegung die Lebensverhältnisse in selten objectiver Weise zu durchschauen. Im Reden taktvoll und vorsichtig, war er doch von einer außerordentlichen Gewandtheit und Vielseitigkeit, die ihn im Zusammenhange mit seinem Optimismus und seiner Gutmüthigkeit zwar in manche gewagten Unternehmungen verstrickten, die aber auch sein an großen Erfolgen reiches geschäftliches Auftreten bedingte. Den widrigsten Verhältnissen und Charakteren paßte er sich auf das glücklichste an, ohne die von Werner vertretene geschäftliche Gesammt-

idee jemals aus dem Auge zu verlieren. — Die Eigenthümlichkeit des Antheils, welcher Karl's harmonischer Persönlichkeit an den national bedeutsamen Werken der Brüder Siemens gebührt, trifft Werner's Aeußerung in den „Lebenserinnerungen": „Karl war das richtige Bindeglied zwischen uns vier Brüdern, die wir eigentlich alle wesentlich verschieden von einander waren, aber durch die alles überwindende brüderliche Liebe während unseres ganzen Lebens zu gemeinschaftlichem Wirken zusammengehalten wurden."

R. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens, 1. Bd. Jena 1906. — Derselbe, Entstehung und Bedeutung großer Vermögen, „Deutsche Rundschau", Jahrg. 1902, S. 63 ff., 250 ff. Berlin. — Derselbe, Studien in dem von ihm herausgegebenen „Thünen-Archiv", Jahrg. 1906, S. 34 ff., 279 ff. Jena. — Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin 1901. Karl Burhenne.

Stadion *): Franz Seraph Graf von St. war einer der interessantesten Staatsmänner, die Oesterreich im neunzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat. Er kam als dritter Sohn des Grafen Johann Philipp Stadion am 27. Juli 1806 in Wien zur Welt. Sein Vater leitete als Vorgänger Metternich's die äußere Politik des Kaiserreiches, bis der Tag von Wagram den folgenschweren Ministerwechsel mit sich brachte. Der junge St. genoß zuerst Privatunterricht und absolvirte später die juristisch-politischen Studien in Wien. Seiner besonderen Sympathie erfreute sich Professor Remboldt, der wegen seiner freien Auffassungen wiederholt gemaßregelt wurde. Im J. 1827 wandte sich der strebsame Aristokrat dem Staatsdienste zu und nahm bei der niederösterreichischen Regierung eine Stelle an. Bald nachher erfolgte seine Versetzung zum Gubernium nach Lemberg, von wo aus er im J. 1829 als Conceptspraktikant zum Kreisamte in Stanislau kam. Im nächsten Jahre wurde er Kreiscommissär in Rzeszow, um 1832 als Gubernial-Secretär nach Tirol versetzt zu werden. Stadion's impulsives, dem veralteten Formelkram abgeneigtes Wesen scheint einzelnen seiner Vorgesetzten nicht behagt zu haben, und der junge Beamte hätte es wahrscheinlich nicht weit gebracht, wenn er nicht der Sprößling eines einflußreichen Hauses gewesen wäre. So aber schadete es ihm kaum, daß einer seiner Chefs in die Qualifikationstabelle hineinschrieb: „Zu weiterem Avancement gänzlich unfähig." St. wurde trotzdem als Hofsekretär in die Hofkammer nach Wien berufen, wo er es bereits mit 28 Jahren bis zum Hofrathe brachte.

Am 29. Februar 1841 begann für den Grafen ein wichtiger neuer Lebensabschnitt. St. wurde zum Gouverneur des österreichischen Küstenlandes bestellt und dadurch in die Lage versetzt, auf einem schwierigen Posten sein großes Verwaltungstalent zu bethätigen. Seine Wirksamkeit in Triest setzt sich aus einer Kette von Erfolgen zusammen. Der Verwaltungsapparat wurde im Küstenland geölt und in ein flottes Tempo gebracht. St. selbst unternahm in seinem Amtsgebiete wiederholt längere Reisen, um mit der Bevölkerung in directe Fühlung zu treten. Das bedächtige Kanzleiverfahren seiner Zeit war ihm verhaßt, die Vielschreiberei widerte ihn an. Er legte als erster Gouverneur das Hauptgewicht auf das gesprochene Wort, auf den unmittelbaren Contact. Zu den üblichen Rathssitzungen, in denen die Geschäfte erledigt wurden, berief er nicht bloß die Hof- und Gubernialräthe, sondern auch die jungen Beamten, die in diese Versammlung von meist alten Herren einen frischen Zug brachten. Während im übrigen Oesterreich der Druck des sogenannten Metternich'schen Systems schwer fühlbar war, herrschte im Küstenlande ein freies geistiges

*) Zu Bd. LIV, S. 429.

Leben. Man durfte nach Herzenslust die verbotenen Schriften und Bücher lesen; St. sorgte dafür, daß die Polizei bei ihrer eigentlichen Beschäftigung bleibe. Deshalb fühlte man sich im Küstenlande glücklich, als die Stadion'schen Verwaltungsprincipien in Wirksamkeit traten. „Es war, als ob erst bei seinem Auftreten die Provinz an Oesterreich gekommen wäre", sagte ein Zeitgenosse über die Triester Wirksamkeit des Grafen St. Der Gouverneur hatte vor allem für das praktische Leben einen scharfen Blick. Er hob den Handel und das Gewerbe und trug viel zur Blüthe des österreichischen Lloyd bei. Triest nahm einen merklichen Aufschwung und in der communalen Verwaltung der Stadt herrschte Einigkeit. Rastlos arbeitete St. an der Verbesserung des Schulwesens im Küstenlande. Als er nach Triest kam, gab es daselbst nur zwei Volksschulen, als er wegging, waren schon sechzehn derartige Lehranstalten vorhanden. Da die Schulbücher, die von der privilegirten Verschleißstelle in Wien kamen, zu viel Geld kosteten und unbrauchbar erschienen, ließ er für das Küstenland wohlfeile Bücher herstellen, ohne erst lange bei der Studienhofcommission in Wien um die Ermächtigung hierzu anzusuchen. St. fühlte sich sicher genug, um diese Versündigungen an der Tradition wagen zu dürfen. Er hatte als einer der Ersten den Werth einer geordneten Gemeindeverwaltung zu würdigen verstanden und das verfallene Communalwesen in seinem Verwaltungsgebiete zu einem großen Aufschwunge gebracht. So sehr war ihm die Blüthe des Gemeindewesens ans Herz gewachsen, daß er bei seinem Abgange von Triest den Schutz des Kaisers für das noch zarte Pflänzchen der geordneten Gemeindeverwaltung erbat. Graf St. scharte in Triest tüchtige Männer um sich, bei denen er auf Verständniß und auf werkthätige Unterstützung rechnen konnte. Wir nennen nur den nachmaligen Minister Ritter von Toggenburg und den Innsbrucker Schneiderssohn Josef Oettel, der später als Beamter Großes leistete. Auch Bruck, der Gründer des österreichischen Lloyd, erfreute sich der besonderen Gunst des Gouverneurs.

Zum großen Leidwesen der Triestiner Bevölkerung wurde St. im April 1847 aus dem freundlichen Süden in den kalten Norden des Reiches versetzt. Ihm fiel der Statthalterposten von Galizien zu, der zu den verantwortungsvollsten Stellen gehörte, die in der Monarchie vorhanden waren. Voll guten Muthes übernahm St. seine neue Aufgabe, die für ihn manch bittere Enttäuschung im Gefolge haben sollte. Für den 31. Juli 1847 war sein Eintreffen in Lemberg angesetzt, aber ein böser Zufall wollte, daß an diesem Tage zwei Hinrichtungen vollzogen wurden. Erst im letzten Moment erfuhr St. von diesem unangenehmen Zusammentreffen und er hielt es für gerathen, seine Reise etwas auszudehnen. Nach Wien jedoch richtete er eine fulminante Beschwerde, in der er fragte, ob man wünschte, daß er seinen neuen Amtssitz im „Lichte eines Henkers" betrete. Der eine der beiden Todescandidaten war nämlich ein Führer des polnischen Aufstandes im J. 1846. St. hatte mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seine Position in Galizien zu festigen. In seinen besten Absichten wurde er verkannt, alles, was er in der ersten Zeit that, stieß auf Mißtrauen. Wenn er über die „pflichtvergessenen Beamten", über das „papierene Regiment" wetterte, legte man ihm das übel aus, wenn er zwischen den Aristokraten und Bauern vermittelte, erregte das Bedenken; ließ er wieder, um den Polen einen Freundschaftsdienst zu erweisen, nationale Theaterstücke zur Aufführung zu, so fragte man, ob er damit die Blutflecken, die seine Vorgänger zurückgelassen haben, tilgen wolle. Schließlich aber gelang es St. und seinen Mitarbeitern — Graf Agenor Goluchowski, Graf Leo Thun und Josef Oettel — die Mißverständnisse zu zerstreuen und

das Vertrauen einigermaßen herzustellen. Doch da brach die Revolution aus, die alles aus dem Gleichgewichte riß.

Am 18. März 1848 hatte der Statthalter ein Exemplar des kaiserlichen Patents vom 15. März durch einen Privatreisenden erhalten, das er sofort zu vervielfältigen und zu verbreiten gebot. Noch am selben Tage wurde von den Polen eine Adresse an den Kaiser vorbereitet, die den nationalen Wünschen Ausdruck verlieh und für die St. ungestört Unterschriften sammeln ließ. Am 21. März berief er die Verleger und Schriftsteller in Lemberg zu sich, um sie von der Aufhebung der Censur in Kenntniß zu setzen. Doch fügte er hinzu, daß er, da ein Preßgesetz noch nicht erlassen sei, gegen die Zügellosigkeit Vorkehrungen treffen müsse, weshalb er selbst über irreligiöse, unmoralische und aufregende Machwerke Censur ausüben werde. Anfangs gaben sich die betheiligten Kreise zufrieden, allein schon nach fünf Tagen mußte St. die Forderung der vollständigen Preßfreiheit erfüllen. Dem Verlangen nach der allgemeinen Volksbewaffnung meinte sich der Statthalter aus Rücksichten für die Ruhe und nicht zuletzt für die polnischen Adeligen entgegenstellen zu sollen. In Lemberg ließ er wohl die Akademiker bewaffnen, aber das Volk verlangte nach einer Nationalgarde. Indeß St. wurde auch nicht durch die Drohung mit einem Massenangriffe auf das Zeughaus eingeschüchtert. Der jähe Umsturz hatte den polnischen Adel in Schrecken versetzt, da dieser mit dem plötzlichen Ausbruche des glühenden Hasses der Bauern rechnen mußte. In Lemberg, Tarnow und Krakau fanden Versammlungen des Adels statt, in denen einzelne Männer die unmittelbare, bedingungslose Aufhebung der Robot befürworteten. Dadurch sollte Haß in Liebe, Gegnerschaft in Freundschaft umgewandelt werden. Die Mehrheit der Grundherren jedoch war für diese kostspieligen Gefühlsregungen nicht zu haben. Diesen Umstand machte sich Graf St. zu Nutze, indem er ohne vorher in Wien anzufragen, am 17. April 1848 die Frohnden der Bauern für Galizien aufhob und so die bäuerlichen Massen für sich gewann, mit denen er die revolutionären polnischen Adelselemente in Schach halten konnte. In diesen Kreisen und bei dem polnisch-nationalen Bürgerthum in den Städten wuchs die Mißstimmung gegen den Statthalter. Der Lemberger polnische Volksrath, der sich am 6. April ohne Erfolg an den Kaiser gewandt hatte, richtete am 23. April seine Beschwerden direct an den Gouverneur. Ueber die Regierungsorgane wurde heftig geklagt und Graf St. persönlich für die Folgen der bauern- und ruthenenfreundlichen Politik verantwortlich gemacht. Der Statthalter antwortete damit, daß er am 26. April das Local des Volksrathes schloß und die Thätigkeit einstellte. Graf St. that noch mehr. Er forderte die Ruthenen auf, die polnischen Petitionen an den Kaiser durch ruthenische Bittschriften zu paralysiren und dem Verlangen nach der Vorherrschaft der Polen den Wunsch nach der Gleichberechtigung der Polen und Ruthenen entgegenzuhalten. Uebelwollende Männer haben dem Grafen St. vorgeworfen, daß er die Ruthenen „entdeckt“ hätte. Davon kann nicht die Rede sein, und man muß es dem einsichtigen Gouverneur zum Verdienste anrechnen, daß er sich der bedrückten, früher zurückgesetzten Ruthenen annahm. Der polnische Adel und das polnische Bürgerthum sannen nun auf ein Mittel, den von ihnen gehaßten Statthalter kalt zu stellen. Im Mai 1848 wandte sich eine polnische Deputation mit einer ebenso ungerechten als böswilligen Anklageschrift, in der an der Verwaltung Galiziens die schärfste Kritik geübt wurde, an die Wiener Nationalgarde. Die Beschwerde enthielt 21 Punkte. Sie wird dadurch charakterisirt, daß sie dem Grafen St. zum Beispiele auch das Verständniß für die ruthenische Frage und die Aufhebung der Robot zum Vorwurfe machte. Das Document wurde von Wiener Blättern veröffentlicht und

es hat ein ganz falsches Bild über den von den edelsten Absichten, von hochfliegenden Plänen erfüllten Grafen verbreitet. Es trug vor allem dazu bei, daß der Pionier liberaler Ideen während des Revolutionsjahres in der Hauptstadt des Kaiserstaates als verstockter Reactionär verschrien, gelästert und verfolgt ward.

Dieses Kesseltreiben vermochte nicht zu verhindern, daß man sich bei Hofe in den Stunden der Gefahr des thatkräftigen, standhaften und wohlwollenden Grafen St. erinnerte. Am 5. Mai schrieb der Minister Pillersdorf an St. daß Erzherzog Franz Karl für ihn das Ministerpräsidium und das Ministerium des Innern bereit halte, und einige Tage später wandte sich der Erzherzog selbst an den Gouverneur mit der Bitte, raschestens nach Wien zu kommen. Stadion's Stellung in Galizien war sehr unangenehm geworden und gerade deshalb zögerte er, das Land ohne eine formelle Berufung durch den Monarchen zu verlassen, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, vor der polnischen Agitation die Flucht zu ergreifen. Er gab jedoch dem wiederholten Drängen nach und trat die Reise nach Innsbruck an. Vorher noch hatte er die Versicherung erhalten, von den dankbaren Bauern in zwei oder drei Bezirken in den Reichstag gewählt zu werden, und er nahm später das Mandat von Rawa an. Im Juni 1848 befand sich St. für kurze Zeit am Hoflager in Innsbruck, wo man ihn für die ministerielle Wirksamkeit zu gewinnen suchte. Am 5. Juli schrieb er an seinen Freund und Mitarbeiter Oettel aus Wien: „Ich sah in den ersten 24 Stunden die Unmöglichkeit, ein Ministerium zu bilden. Was hier aus der Geschichte wird, weiß der Himmel oder der Teufel.“ Mitte Juli war der Reichstag zusammengetreten, in dem nun auch Graf St. saß. Er nahm seinen Sitz im Centrum. Seine Feinde verlachten ihn, wenn er sprach, denn man wollte ihn nicht zur Geltung kommen lassen. Am 23. Juli 1848 klagte der Graf seinem vertrauten Lemberger Mitarbeiter: „Ich habe versucht, eine Fahne aufzustecken und mit einigen Freunden, unter ihnen die Triestiner, ein Programm aufzustellen. Es kommt mir aber vor, daß es noch zu früh ist, da das Mißtrauen gegen mich auf alle Art angeregt wird. Ich halte mich sehr zurück, bin aber trotzdem die Zielscheibe arger Angriffe.“ St. kam nicht aus der Fassung. Die Ungunst der Zeitverhältnisse brachte ihn nicht zum Verzagen. Er hoffte auf den Sieg seiner Ideen und bemühte sich, für sie an Boden zu gewinnen. Aus Triest wurden die Redacteure eines Blattes, das den Titel „Lloyd“ führte, herbeigerufen, um in Wien ihre Thätigkeit fortzusetzen. So wurden die beiden Publicisten Warrens und Löwenthal nun im Centrum des Reiches die Verkünder der Stadion'schen Politik. Doch Anfang October nahm die radicale Strömung in Wien derart zu, daß St. seines Lebens nicht mehr sicher war. Nach der Ermordung des Grafen Latour wurde — wie Helfert berichtet — in der Aula der Universität bereits an dem Stricke gedreht, an dem St. sein Ende finden sollte. Unter diesen Umständen sah er sich doch bewogen, die Stadt schleunigst zu verlassen und einen ruhigeren Ort aufzusuchen. In Olmütz, wohin der Hof geflohen war, stand er bald im Mittelpunkte der Geschehnisse.

Nach der Niederwerfung der Wiener Octoberrevolution und nach den ersten Erfolgen in Ungarn gab sich der Hof wieder zuversichtlichen Erwartungen hin. Die gesunkene Macht war neuerdings aufgerichtet worden und nun sollte die Monarchie, die ihrem Zerfalle nahe schien, auf fester Grundlage neu aufgebaut werden. Das Ministerium, das den Thronwechsel durchzuführen und die Organisation des Staates zu gestalten hatte, erhielt im Fürsten Schwarzenberg seinen Präsidenten und Namensträger, während Graf Franz Stadion sein leitender Kopf wurde. Trotz der anfänglichen Weigerung war

es gelungen, den ehemaligen Statthalter von Galizien zur Uebernahme eines Portefeuilles zu bewegen und ihm das verantwortungsvolle Amt eines Ministers des Innern aufzuhalsen. In der gährenden Zeit, in der noch Alle nach Klarheit rangen, hatte St. bereits ein festes Programm und unverrückbare Ziele. Während sich der Reichstag, dessen Sitz nach Kremsier verlegt worden war, anschickte, nach seinem eigenen Ermessen die Grundsätze für die bürgerlichen Freiheiten und die Organisation des Staates festzusetzen, erwog auch die Regierung Schwarzenberg, wie des Reiches Bau zu vollführen wäre. Vom 6. Januar 1849 bis Anfang März dauerten die Berathungen des Cabinets, die der Verfassungsfrage gewidmet waren. Stadion's Ideen gaben dabei den Ausschlag. Der Minister verfolgte den Plan, nach der Aufhebung der früheren ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzleien für alle Länder der westlichen und östlichen Reichshälfte eine gemeinsame Regierung einzusetzen und daneben eine Volksvertretung zu schaffen. Ihm war es vor allem darum zu thun, den Sondergeist der Provinzen zu brechen; deshalb schränkte er den Wirkungskreis der Statthaltereien, die er fortbestehen ließ, erheblich ein. Nicht die Kronländer, sondern die zu schaffenden Kreise, für die als Vorbilder die französischen Departements gelten konnten, sollten die Hauptträger der Administration sein. Um den Nationen ein freies Bethätigungsfeld zu sichern, faßte St. die nationale Abgrenzung der Kreise ins Auge. Die Exclusivität der Verwaltungsorgane sollte aufhören, denn der Minister des Innern war tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die ausgiebige Heranziehung der Bevölkerung zur Mitarbeit an der Verwaltung dem Staate zum Segen gereichen würde. Das von St. erlassene Gemeindegesetz vom 17. März 1849 räumte dem Bürgerthum in der Gemeinde, im Bezirke und im Kreise ein so großes Maß von Selbstverwaltung ein, wie es kein anderer Staat gewährte. Schon in dem Programme des Ministeriums Schwarzenberg hatte der Minister des Innern verkünden lassen: „Die freie Gemeinde ist die Grundlage des freien Staates“, und dieser Satz war ihm ein Glaubensbekenntniß. Der von St. inspirirte Verfassungsentwurf mußte dem Fürsten Windisch-Graetz, dem gewaltigen Ertödter der Revolution, zur Begutachtung vorgelegt werden. Dieser fand an dem liberal-centralistischen Gedanken keinen Gefallen und machte von dem ihm zustehenden Einspruchsrechte Gebrauch. St. blieb daher nichts anderes übrig als die Demission, doch der Ministerpräsident empfahl dem jungen Kaiser, das Rücktrittsgesuch abzulehnen. Er gab auch zu Gunsten der Stadion'schen Ideen den Ausschlag.

Heinrich Friedjung, der gefeierte Historiker Oesterreichs, nennt St. einen Staatsmann der Mittelclasse. Der Aristokrat von Geburt hielt sich nicht an seine eigene Kaste, sondern stützte sich auf das besitzende Bürgerthum, das sich sowohl durch seine Bildung als durch seine Steuerleistungen hervorthat. Es wurde denn auch in den Wahlordnungen für die Gemeinden und Kreise und für die beiden Häuser des Reichstages begünstigt. Die Grundanschauungen des Ministers des Innern haben allerdings auf Oesterreich bloß mittelbar und nicht unmittelbar eingewirkt. Die von der Regierung Schwarzenberg ausgearbeitete Verfassung hat keine praktische Bedeutung erlangt. Sie wurde am 4. März 1849 octroyirt, aber zweidreiviertel Jahr später außer Kraft gesetzt, ohne eigentlich jemals voll in Geltung gewesen zu sein. Als das Ministerium mit der Berathung der Reichsverfassung fertig war, ging St. sogleich an die Ausarbeitung der Landesstatute, die er für einen großen Theil der Königreiche und Länder zum Abschlusse brachte. Seinen Geist athmete auch das Gesetz über die Grundentlastung vom 4. März 1849, das zur Ausführung von den Reichstagen Oesterreichs und Ungarns gefaßter Beschlüsse

diente. Der Minister des Innern versah provisorisch die Leitung des Unterrichtsministeriums, und er verabsäumte es nicht, für eine Modernisirung des Schulwesens zu sorgen. St. ließ durch Exner und Bonitz die Neuordnung der Universitäten und Gymnasien vorbereiten; sein Nachfolger hat eigentlich auf die hergestellten Entwürfe nur mehr die Unterschrift zu setzen gehabt.

Vollzogen sich diese gutgemeinten Arbeiten hinter den Coulissen, so fand sich für St. auch reichliche Gelegenheit, in die politische Arena hinauszutreten. Der heißeste Kampf, der im Kremsierer Reichstag tobte, war durch eine Erklärung entfesselt worden, die der Minister des Innern im Namen der Regierung abgab. Am 4. Januar 1849 bestieg St. die Tribüne, um gegen das vom Ausschusse im Gesetzentwurfe über die Grundrechte aufgestellte Princip der Volkssouveränität mit scharfen Worten zu protestiren, indem er „gegen eine Theorie, unter deren Banner die Begriffe der Menge verwirrt, das Blut des edlen Grafen Latour vergossen wurde", Verwahrung einlegte. „Nicht die Souveränität des Volkes, sondern das erbliche monarchische Recht ist in Oesterreich der unveräußerliche Quell der obersten Gewalt. In einer constitutionellen Monarchie erscheint es überhaupt unzulässig, den Ursprung der Regierungsgewalt neu festzustellen, das Bestehende von einer neuen Bestätigung abhängig zu machen. In der Anwendung des Satzes: Alle Gewalt geht vom Volke aus! erkennt das Ministerium einen Eingriff in die unwandelbaren Grundlagen des monarchischen Princips." Die Ausführungen Stadion's wirkten wie ein kalter Wasserstrahl; sie waren gewiß nicht geeignet, die Popularität des Ministers zu heben. Schließlich gab der Reichstag aber doch nach, weil er vernünftigerweise den Streit nicht auf die Spitze treiben wollte. Die aus der Revolution geborene Volksvertretung war trotz ihrer Mäßigung bei Hofe und bei der Regierung nicht beliebt, und mehrmals bestand die Absicht, die Volksvertreter nach Hause zu schicken. St. stellte sich jedoch, so lange es ging, den Auflösungsbestrebungen entgegen, allein es nahte mit Riesenschritten die Zeit, da sein Widerstand nichts mehr fruchtete. Die Regierung beschloß, den Reichstag am 7. März 1849 zu sprengen, um der Annahme der vom Verfassungsausschusse durchberathenen Charte zuvorzukommen. In der Nacht vorher erschien St. in Kremsier, um die regierungstreuen Abgeordneten von dem Vorhaben des Ministeriums zu verständigen. Die Gegenvorstellungen, die gemacht wurden, übten auf ihn einen tiefen Eindruck, und er versprach, sogleich nach Olmütz zurückzukehren, um womöglich noch einen Umschwung herbeizuführen. Allein, die Bemühung war vergebens, und das Einzige, was St. thun konnte, bestand darin, daß er die Verhaftung von einigen radicalen Abgeordneten verzögerte, so daß die Verfolgten sich rechtzeitig zu flüchten vermochten. Die Anstrengungen und Aufregungen hatten die Gesundheit des Ministers vollständig erschüttert. St., der sich ohnehin nur durch künstliche Reizmittel aufrecht halten konnte, wurde derart nervös, daß er zur geistigen Arbeit unfähig war. Schließlich versagte sein Gehirn fast vollständig, und er mußte im Juli 1849 seinen Abschied nehmen. Die Gehirnerweichung machte Fortschritte, und es war eine Erlösung, als der Tod den unglücklichen Mann am 8. Juli 1853 heimsuchte.

St. hat schon zu einer Zeit, da das Volk noch nicht als Factor in den Rechnungen der Regierenden stand, eine breite Brücke zu den Massen geschlagen, und dennoch wollte es das Schicksal, daß die Wortführer der Massen in ihm einen Todfeind sahen, als die rasche Umwerthung aller Begriffe eine allgemeine Verwirrung anrichtete. Doch nicht bloß die radicalen Volkskreise haben dem Manne schlechten Dank erwiesen, auch die Regierung kargte mit dem Lobe, als der noch nicht fünfzigjährige große Anreger starb. Die amt-

liche „Wiener Zeitung“ unterließ es sogar, ihm einen Nekrolog zu widmen. St. wurde oft ein Josef II. im Kleinen genannt, und dieses Bild ist nicht schlechter, als es die Vergleiche gewöhnlich sind. Helfert hingegen sucht den Reformminister an Pombal zu messen. St. hatte ein schmales Gesicht und eine hochgewölbte Stirn. Das Haupt war mit einem leichten Kranz von braunem Haar bedeckt, zwischen dem eine mächtige Glatze lag. Blaue Augen leuchteten aus dem Gesichte, von dem sich eine charakteristische Nase abhob. St. ging stets äußerst einfach gekleidet. Wie ernst er auch in den Stunden der Arbeit war, in seinen Mußestunden schien er Späßen nicht abgeneigt. Gleich dem Fürsten Schwarzenberg ist er unverheirathet geblieben. Der Aristokrat war ein Schätzer der praktischen Arbeit, während er beispielsweise von der Poesie wenig hielt. So schwach seine Gesundheit gewesen ist, so tapfer bewies er sich in gefahrvollen Augenblicken, wenn es galt, mit gutem Beispiele voranzugehen. Als in Rzeszow die Cholera wüthete und Niemand die Leichen zu begraben wagte, nahm der junge Graf den ersten Todten auf den Rücken und trug ihn zur letzten Ruhestätte. St. war ein großes staatsmännisches Talent, und wenn dieses nicht Dauerndes zu schaffen vermochte, ist es die Schuld der Zeitverhältnisse gewesen. In den Monaten der Revolution bewies sich St. als zu zielsicher und stark, um populär werden zu können, und als dann die Reactionsperiode anbrach, hatte sich sein Geist schon in Wolken gehüllt. Er hoffte, so lange er denken konnte, und als es für einen Menschen wie St. nichts mehr zu hoffen gab, vermochte er nicht mehr zu denken. Das ist ein Tropfen bitteren Glücks in dem Eimer des Lebensunglückes.

Heinrich Friedjung, Oesterreich von 1848—1860, I. Bd. — Joseph Alexander Freiherr v. Helfert, Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener October-Aufstandes, III. Bd. — R. Hirsch, Graf Franz Stadion. — Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden, II. Theil. — Dr. Constant v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXXVII. Bd. — Neue Freie Presse vom 3. und 17. April 1898 (Mittheilungen aus d. Jahre 1848 von J. v. Doblhoff). — Oesterreichische Rundschau, Wien, Bd. XVIII, Heft 1, Reformen unter dem Grafen Franz Stadion von Heinrich Friedjung.

Richard Charmatz.

Taaffe*): Eduard Graf T., österreichischer Staatsmann, geboren in Wien am 24. Februar 1833, entstammte einem ursprünglich irischen Adelsgeschlechte, das sich im 17. Jahrhundert nach Oesterreich gewendet hatte. Es hatte dem Staate mehr als einen hervorragenden Beamten und Officier geliefert und verfügte über einen ansehnlichen Besitz an Herrschaften und Leuten in Böhmen. Nach diesen Vorfahren führte er den Titel „Viscount Taaffe zu Corren und Baron von Ballymote“. Er war der jüngere Sohn des Grafen Ludwig T., der im Vormärz Präsident der obersten Justizstelle, im J. 1848 kurze Zeit Justizminister und sodann bis zu seinem Ableben (1858) Präsident des obersten Gerichts- und Cassationshofes war. Als Kind war er der Spielgefährte des Erzherzogs und späteren Kaisers Franz Josef. Er studirte an der Wiener Universität die Rechte und trat nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen am 18. December 1852 in den Staatsdienst. Er erklomm mit ungewohnter Raschheit die unteren Sprossen der administrativen Stufenleiter, war in Niederösterreich, darauf in Ungarn, wo er seine nachmalige Gattin Irma, eine Gräfin Csáky, kennen lernte, dann in Böhmen thätig und sah sich schon mit 28 Jahren (1861) als Statthaltereirath und Leiter der Kreis-

*) Zu Bd. LIV, S. 668.

behörde in Prag. Mit 30 Jahren (1863) war er als Landespräsident Haupt der landesfürstlichen Verwaltung im Herzogthum Salzburg. Ein von seinem Vater ererbtes landtäfliches Gut eröffnete ihm auch den Weg zu parlamentarischem Wirken. Nach der damaligen sog. Februarverfassung, die den Staatsminister Schmerling zum Urheber hatte, war ein paar hundert Besitzern solcher adeligen Herrschaften nahezu ein Drittel der Mandate in dem Provinziallandtag von Böhmen eingeräumt. Er schloß sich der die centralistischen Bestrebungen Schmerling's unterstützenden Partei des liberalen verfassungstreuen Großgrundbesitzes an und wurde mit deren Hülfe im J. 1864 in den böhmischen Landtag entsendet, während sein älterer Bruder Karl, welcher nach dem Ableben des Vaters das Familiengut Ellischau angetreten hatte, der bei den Wahlen unterlegenen conservativ-föderalistischen Partei des böhmischen Feudaladels angehörte. Schon das erste Auftreten des künftigen Staatsmanns im Landtage zeugte von keiner besonderen rednerischen Begabung, und auch sein Liberalismus erschien stark conservativ angehaucht. Anfang 1867 wurde er vom Staatsminister Grafen Belcredi zum Statthalter in Linz befördert.

Die innere Entwicklung stand unter dem Zeichen des Ausgleichs mit Ungarn, der nach den folgenschweren Niederlagen auf den böhmischen Schlachtfeldern unausweichlich geworden war. Freiherr v. Beust, dem Kaiser Franz Josef am 30. October 1866 das Ministerium des Aeußeren übertragen hatte, betrieb eifrig die Verhandlungen mit den Ungarn, die er im Interesse der Consolidirung der österreichischen Monarchie rasch zum Abschlusse zu bringen trachtete. Er vereitelte zu diesem Ende die den Slaven entgegenkommenden föderalistischen Pläne Belcredi's und wurde nach dessen Sturze am 7. Februar 1867 zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt. Schon am 17. desselben Monats wurde ein besonderes verantwortliches Ministerium für die ungarischen Länder mit dem Grafen Julius Andrassy an der Spitze eingesetzt und die ungarische Verfassung von 1848 vorbehaltlich der die gemeinsamen Angelegenheiten betreffenden Modificationen anerkannt. Damit war grundsätzlich der Dualismus mit der Vorherrschaft der Deutschen und Magyaren dies- und jenseits der Leitha entschieden. T., welcher mit den höfischen Kreisen in steter Verbindung stand und schon damals als besonderer Vertrauensmann des Kaisers galt, war der erste, welcher sich Beust zur Durchführung dieses Programms, das für Oesterreich wie für Ungarn eine einheitliche Staatsverfassung vorsah, zur Verfügung stellte. Er wurde schon am 22. Februar zum Leiter des Verwaltungsministeriums und am 7. März zum Minister des Innern ernannt. Die ihm zwischenweilig übertragenen Geschäfte des Cultus und Unterrichts gab er bald an Hye ab. Der später oft als der „providentielle Staatsmann Oesterreichs" Gepriesene wurde damals als „Verlegenheitsminister" verspottet. Er war dem landfremden Ministerpräsidenten von großem Nutzen, da er mit der Verwaltung gründlich vertraut war und ihm vermöge seiner Personalkenntnisse bei der Vervollständigung des Cabinets an die Hand gehen konnte. Die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain, welche eine föderalistische Mehrheit besaßen, wurden nun aufgelöst (26. Februar und 1. März 1867). Die Neuwahlen ergaben in Böhmen und Mähren unter dem Drucke der Regierung eine große verfassungstreue Mehrheit, welche die nach der Februarverfassung den Landesvertretungen vorbehaltene Wahl der Abgeordneten des Reichsraths anstandslos vornahm. T. selbst wurde von der Partei des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in den böhmischen Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrath entsendet. Der ungarische Reichstag hatte bereits die vom Ministerium Andrassy mit Beust getroffenen Ver-

einbarungen über die in den Delegationen zu behandelnden gemeinsamen Angelegenheiten genehmigt. Es galt also noch die Zustimmung des österreichischen Parlaments zu erlangen. In der Thronrede, mit der am 22. Mai 1867 die Session eröffnet wurde, gab der Kaiser der Hoffnung Ausdruck, daß der Reichsrath dem mit Ungarn getroffenen Abkommen und den aus diesem Anlasse nothwendig werdenden Abänderungen der Februarverfassung seine Zustimmung ertheilen werde. Zugleich wurde als Abschlagszahlung auf die Forderungen des Liberalismus ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit und die Abänderung der Bestimmung des § 13 der Verfassung über das so verhaßte Nothverordnungsrecht der Krone angekündigt.

Inzwischen hatte die am 8. Juni 1867 erfolgte feierliche Krönung des Kaisers zum König von Ungarn dem mit der östlichen Reichshälfte abgeschlossenen Ausgleiche das Siegel aufgedrückt. Beust wurde nun (23. Juni) zum Reichskanzler, T. zu seinem Stellvertreter im Ministerpräsidium ernannt. Die sofortige Bildung eines parlamentarischen Ministeriums wie in Ungarn stieß jedoch im Schoße der verfassungstreuen Mehrheit des Abgeordnetenhauses selbst auf Hindernisse. Die Verhandlungen wegen Genehmigung des ungarischen Ausgleichs und Herbeiführung endgültiger Verfassungsverhältnisse in Oesterreich nahmen dagegen einen günstigen Verlauf. T. unterstützte Beust bei dessen Bemühungen, die Polen und Slovenen von den Tschechen, welche sich dem Reichsrathe fernhielten, abzuziehen und im Parlamente festzuhalten. Er nahm insbesondere an den erfolgreichen Verhandlungen theil, in deren Verfolg die polnischen Abgeordneten zur Annahme der den ungarischen Ausgleich billigenden Adresse bestimmt wurden, und kam den Slovenen durch eine Verordnung entgegen, welche das Beamtenthum in den von diesen bewohnten Landestheilen anwies, slovenische Eingaben anzunehmen und in dieser Sprache zu erledigen. Die Verfassungspartei war durch das Versprechen weiterer liberaler Reformen und die Aussicht auf eine der der Magyaren ähnliche Stellung der Deutschen innerhalb Oesterreichs gewonnen. T. legte dem Abgeordnetenhause selbst den Entwurf eines Vereins- und Versammlungsgesetzes vor, welcher den Reigen der freiheitlichen Errungenschaften eröffnete. Ende December 1867 war endlich Ausgleichswerk und Verfassungsrevision, letztere im Sinne der Wünsche der Verfassungspartei, zu Stande gebracht. Die Teilung der Monarchie in zwei von einander unabhängige Staaten wurde gesetzlich festgelegt, und Oesterreich erhielt wie Ungarn seine auf der Grundlage der Staatseinheit aufgebaute besondere Verfassung. Bei der Schaffung des neuen Rechtszustandes hatte T. nicht unwesentlich mitgewirkt. Denn es war des öfteren seine Rolle, vermittelnd einzugreifen, wenn der allzu stürmische Reformeifer der liberalen Volksvertreter und namentlich deren Sturmlauf gegen das in der Blüthezeit der Reaction mit Rom geschlossene Concordat einen dem jungen Constitutionalismus gefährlichen Widerstand der mächtigen clerical-reactionären Gewalten zu entfesseln drohte. Es darf wohl angenommen werden, daß er die Bemühungen Beust's, den widerstrebenden Kaiser zur Genehmigung der Staatsgrundgesetze zu bestimmen, mit seinem persönlichen Einflusse unterstützte. Die Verfassung vom 21. December 1867 mit den Grundrechten sowie die Gesetze, betreffend den Ausgleich mit Ungarn tragen seine Unterschrift. Sie ins Leben zu führen, war die Aufgabe einer parlamentarischen der deutschliberalen Mehrheit entnommenen Regierung, des sog. Bürgerministeriums, mit dem Fürsten Carlos Auersperg an der Spitze, dem die Führer der Linken, Herbst, Giskra, Plener, Hasner, Brestel und Berger, aber auch der Pole Graf Alfred Potocki, vor allem T. selbst in der Eigenschaft eines Stellvertreters des Ministerpräsidenten angehörten. Um die Bildung des Cabinets

zu erleichtern, überließ er Giskra das Portefeuille des Innern und übernahm, gleichwie in Ungarn Andrassy, das neugeschaffene Ministerium für Landesvertheidigung und öffentliche Sicherheit, das infolge der nothwendig gewordenen Einrichtung der beiderseitigen Landwehren keineswegs der Wichtigkeit ermangelte. Es war nicht so leicht gewesen, das Widerstreben des Kaisers gegen die bürgerlichen Minister zu besiegen. T. und Potocki bildeten den höfischen Einschlag der Regierung, und es war nach dem Zeugnisse Beust's in dessen Denkwürdigkeiten namentlich das Verdienst der ausgleichenden Vermittlerthätigkeit des Ersteren, wenn ein leidliches Einvernehmen zwischen Krone und Ministerium bestand. Er war nicht bloß der „Kitt" zwischen beiden, wie sich ein damaliges Blatt vernehmen ließ, sondern nach einem überlieferten Ausspruche Giskra's „der Wegweiser" der Regierung, der sie vermöge seiner Geschäftskenntniß und reichen Erfahrung auf das zur Zeit Erreichbare hinlenkte und mehrere seiner Collegen mit klugem Takte und wohlmeinendem Rathe von manchen Schritten abhielt, die für sie Schwierigkeiten im Gefolge haben konnten.

Das Cabinet entfaltete zunächst eine glänzende Reformthätigkeit auf allen Gebieten des Staatslebens. Namentlich beseitigte es den vom Concordate herrührenden übermäßigen Einfluß der Kirche auf die Ehegesetzgebung und die Schule und regelte die interconfessionellen Verhältnisse im Geiste der persönlichen Freiheit und Toleranz. Der Zerrüttung der Staatsfinanzen wurde wirksam Halt geboten und die innere Verwaltung unter durchgängiger Trennung von der Rechtspflege neu geordnet. Es fehlten nicht die Freigebung der Advocatur, ein freisinniges Volksschulgesetz, Schwurgerichte in Preßsachen u. a. m. Die Haltung der nichtdeutschen Nationalitäten, namentlich der Tschechen und Polen, sowie der deutsch-clericalen Föderalisten Tirols warf aber auf dieses helle Bild alsbald düstere Schatten. Die neue Verfassung vom 21. December 1867 hatte die Autonomie der Provinzen (Kronländer) in wesentlichen Stücken unangetastet gelassen. Die Abhängigkeit des Abgeordnetenhauses von den parlamentarischen Vertretungen der Kronländer, den siebzehn Landtagen, und der von Schmerling zum Schutze der Deutschen ersonnene künstliche Aufbau des Wahlrechts nach den vier Interessengruppen des Großgrundbesitzes, der Großindustrie und des Großhandels und der wohlhabenden Mittelclasse sowohl in den Städten als in den Landgemeinden waren aus der Februarverfassung herübergenommen worden. Die Entscheidung, welcher Partei die Mehrheit zufallen solle, lag daher beim Grundadel, wie bisher, oder vielmehr bei der Krone, welche stets über diese Wählerclasse gebot, wenn sie ernstlich ihren Einfluß gebrauchen wollte. Es mußte aber alsbald zu Tage treten, daß sich die breiten Massen durch diese künstlichen Schranken auf die Länge der Zeit nicht vom Eintritt in das politische Leben zurückhalten lassen. Ueber dem Streben, der Krone freiheitliche Zugeständnisse abzuringen und die nichtdeutschen Nationalitäten mit dem ihnen verhaßten Centralismus zu versöhnen, hatte es überdies die Verfassungspartei versäumt, die bestehende deutsche Staatssprache und die Vorherrschaft des deutschen Volksstammes, letztere durch eine entsprechende Auseinandersetzung mit den Polen, auf welche das Beispiel Ungarns und Kroatiens hinwies, gesetzlich zu sichern. Durch diese Lücke mußte der Strom der von der freiheitlichen Gesetzgebung entfesselten Nationalitätenbewegung eindringen und die deutsche Grundlage des neuen Verfassungsbaues untergraben. Die Aufnahme des doctrinären Artikels 19 über die Gleichberechtigung aller Volksstämme unter die Staatsgrundgesetze verlieh überdies dem Widerstand gegen die geschichtlich gewordene und in den Verhältnissen

gegründete Vorherrschaft der Deutschen den Schein der Berechtigung. Kaum geboren, war diese Verfassung schon in Frage gestellt.

Die Tschechen waren im Schlepptau der Feudalen dem Reichsrathe ferngeblieben und sagten in tobenden Volksversammlungen und aufrührerischen Auslassungen ihrer volksverhetzenden Presse der Verfassung den Krieg bis zum Aeußersten an. Der Kaiser, dem damals wie nachher daran lag, alle Kräfte des Staates zu sammeln, um sie für die Zwecke seiner internationalen Politik nach außen zu wenden, sehnte eine Verständigung mit den trotzig abseits stehenden Elementen und vor allem ein Vollparlament herbei. Beust entsprach dieser Stimmung und verhandelte hinter dem Rücken Auersperg's mit den Tschechen, um sie zum Eintritt in den Reichsrath zu bestimmen. Dieser Versuch blieb fruchtlos, und die „Abstinenz" wurde nun auch auf die böhmische Provinzialvertretung ausgedehnt. Die in den Landtag gewählten tschechischen Abgeordneten begründeten diesen Schritt in einer am 22. August 1868 überreichten umfassenden Denkschrift (Declaration), welche den Dualismus und die Zusammenfassung der Gebiete diesseits der Leitha in ein einheitlich verwaltetes Staatswesen verwarf, dagegen die Verwirklichung des sog. böhmischen Staatsrechts, d. i. die Herstellung eines engeren Verbands der Länder der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren und Schlesien) forderte. Durch diese Einmischung des Reichskanzlers in die inneren Verhältnisse Oesterreichs gereizt, trat Auersperg zurück. Nachdem dieser endlich am 24. September die erbetene Entlassung erhalten hatte, wurde T. zwischenweilig mit der Leitung des Gesammtministeriums betraut, das in seiner sonstigen Zusammensetzung keine Veränderung erlitt. Auch das Verhältniß der Regierung zu den Polen war und blieb ein unbefriedigendes. Obgleich Herbst die deutsche Amtssprache im inneren Dienstverkehr der Gerichte Galiziens mit einfacher Verordnung theilweise preisgab und auch das Schulwesen allgemach polonisirt wurde, um nur der herrschsüchtigen Schlachta entgegenzukommen, gelang es nicht, den Landtag von einer entschiedenen Stellungnahme gegen die Verfassung abzuhalten. Smolka beantragte, daß das Landesparlament seine Vertreter im Abgeordnetenhause zur Niederlegung ihrer Mandate veranlasse, und ein Theil folgte dieser Aufforderung. Am 24. September wurde endlich eine Resolution beschlossen, die für diese Provinz eine dem Verhältnisse Kroatiens zu Ungarn ähnliche und mit dem geltenden Staatsrecht unvereinbarliche Rechtsstellung anstrebte. Um die Kroaten Dalmatiens von der staatsrechtlichen Opposition abzuziehen, gewährten Herbst und Giskra in ähnlicher Weise der südslavischen Sprache im äußeren Amtsverkehre der Gerichte und politischen Behörden ein gleiches Maß von Berechtigung mit der italienischen. Die Tschechen hinwieder suchten ihrer von den verfassungstreuen Mehrheiten der Landtage Böhmens, Mährens und Schlesiens zurückgewiesenen staatsrechtlichen Declaration durch eine lärmende Volksbewegung, gegen welche Militärgewalt aufgeboten werden mußte, Nachdruck zu geben. T. entschloß sich daher, den energischen General Koller als Statthalter nach Böhmen zu entsenden und verhängte am 10. October über Prag und dessen Vororte den Ausnahmezustand. Die Polen äußerten sich immer unzufriedener, und auch die anderen nichtdeutschen Nationalitäten erhoben nun immer kühner ihr Haupt.

T., der am 17. April 1869 unter Belassung seines bisherigen Ressorts endgültig zum Ministerpräsidenten erhoben wurde, suchte den Tschechoböhmen gegenüber den Weg der Repression zu verlassen und vertrat dem Wunsche des Kaisers entsprechend den Standpunkt, daß der Versuch gemacht werden müßte, jene im Wege neuerlicher Verhandlungen für die Beschickung des Reichsraths und die Anerkennung der Verfassung zu gewinnen. Zunächst wurde auf sein

Betreiben am 28. April 1869 der Ausnahmezustand in Prag aufgehoben. Die staatsrechtliche Opposition in Böhmen blieb jedoch ungerührt und nutzte ihre verstärkte Bewegungsfreiheit zu noch heftigeren Angriffen auf den geltenden Rechtszustand. Alle „Declaranten", welche von der verfassungstreuen Landtagsmehrheit ihrer Mandate für verlustig erklärt worden waren, wurden im Sommer einmüthig wieder gewählt und beharrten auch fernerhin bei ihrem passiven Widerstand. Die Polen betrieben eifrigst die Durchführung der Resolution des galizischen Landtags, obgleich ihnen die Minister durch die am 5. Juni 1869 verfügte Einführung der politischen inneren Amtssprache bei allen Behörden Galiziens sehr weit entgegengekommen waren. Denn damit war die Bahn für die Verdrängung aller deutschen Beamten aus dem Lande und die vollständige Polonisirung der Verwaltung unter Preisgabe der Ruthenen freigegeben. Auch das Proletariat regte sich. Seine Führer brachten an 20 000 Arbeiter auf die Beine, welche am 13. December 1869 in imponirenden, geordneten Scharen zum Palais des Ministerpräsidenten zogen, Coalitionsfreiheit und allgemeines Stimmrecht fordernd. T. hatte sich seitens des Herrenhauses gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er die Massen nicht gewaltsam auseinandergetrieben hatte. Er glaubte, besser zu thun, indem er gleich am nächsten Tage dem Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf vorlegte, welcher den Arbeitern völlige Coalitionsfreiheit sicherte, während jenseits der Leitha zu gleicher Zeit Verabredungen zu Arbeitseinstellungen mit Gefängnißstrafen geahndet wurden. Zum Ueberflusse brach in Süddalmatien aus Anlaß der Einführung des Wehrgesetzes in den Bocche di Cattaro ein Aufstand aus, der in wenig rühmlicher Weise beendet wurde. Es thürmten sich also allenthalben Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, deren man auf dem bisherigen Wege kaum Herr zu werden hoffen durfte. In den Reihen der Verfassungspartei überwog angesichts der dem Einheitsstaate drohenden Gefahren die Ansicht, daß nur eine Wahlreform, durch die das Abgeordnetenhaus von den Landtagen unabhängig gemacht werden würde, den staatsrechtlichen und nationalen Wirren ein Ziel setzen könne. Die Minister Herbst, Giskra, Plener, Hasner und Brestel nahmen die „directen Wahlen" in ihr Programm auf und waren darin einig, allen Plänen, welche auf eine veränderte staatsrechtliche Stellung der Kronländer zum Reiche abzielten, den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen. Nur das Beharren auf den bisherigen Wegen werde allmählich zur allseitigen Anerkennung der Verfassung führen. Die aus T., Potocki und Berger bestehende Minderheit war hiegegen der Anschauung, daß die Herbeiführung einer Verständigung mit der gesammten nationalen Opposition und deren Heranziehung zur gemeinsamen verfassungsmäßigen Thätigkeit die dringendste Aufgabe der Regierung sei. Das Abgeordnetenhaus wäre daher durch Wahlen zu erneuern und hätte mit den bis nun widerstrebenden Elementen zugleich eine Reform seiner Wahlordnung und die für nothwendig befundenen Aenderungen der Verfassung zu vereinbaren. Der klaffende Zwiespalt im Cabinett drängte nach einer Lösung, da der Kaiser es bei einer am 20. December unter seinem Vorsitze abgehaltenen Berathung entschieden beauftragt hatte, ihm die Mittel und Wege anzugeben, welche eine Verständigung in Beziehung auf die Verfassung und in der Folge eine Vervollständigung der Reichsvertretung herbeizuführen geeignet wären. Sowohl die Mehrheit als auch die Minderheit des Ministeriums erläuterten ihre Anschauungen in eigenen Memoranden, welche nun auf Befehl des Kaisers am 12. Januar 1870 in der amtlichen „Wiener Zeitung" veröffentlicht wurden. Das Herrenhaus stellte sich in der Adreßdebatte auf die Seite Herbst's und Giskra's und der Kaiser entschloß sich am 15. Januar 1870, T., Potocki und Berger ihres Amtes zu

entheben. Die Mehrheit des Ministerraths hatte einen Pyrrhussieg erfochten. Sie gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß ihre Tage gezählt seien. Hasner wurde mit dem Vorsitz im reconstruirten Ministerium betraut. Herbst, Giskra, Plener und Brestel verblieben darin, Bahnhans, Stremayr und Wagner wurden neu berufen. Es war ein böses Angebinde für die nun völlig gleichartige Regierung, daß die Deutsch-Clericalen grollend dem Abgeordnetenhause den Rücken gekehrt hatten. Giskra versuchte nun selbst, sich den Tschechen zu nähern. Deren Führer Rieger und Sladkovsky lehnten es jedoch ab, sich mit ihm in Ausgleichsverhandlungen einzulassen. Jetzt trat auch ein, was die Minderheit des Bürgerministeriums in ihrem Memorandum vorausgesagt hatte. Die polnischen Abgeordneten legten Ende März ihre Mandate nieder und zugleich verließen auch die Rumänen, Slovenen und Italiener das Parlament. Im Abgeordnetenhause, das nach der Verfassung aus 203 Mitgliedern bestand, verblieben nurmehr 129 Deputirte. Die Lage war unhaltbar geworden. Die Auflösung des galizischen Landtages sollte sie retten. Der Kaiser verweigerte jedoch die Zustimmung und das Ministerium Hasner reichte am 4. April seine Entlassung ein.

Der Kaiser übertrug dem Grafen Alfred Potocki die Aufgabe, ein neues Cabinet zu bilden. Dieser behielt sich den Vorsitz vor und bot T. das Ministerium des Innern und zwischenweilig auch das Portefeuille der Landesvertheidigung an. Wenn man Beust's Denkwürdigkeiten Glauben schenken darf, nahm T. nur mit Widerstreben und mehr aus Hingebung für den kaiserlichen Willen an. Der deutsch-liberale Tschubuschnigg wurde Justizminister und übernahm auch provisorisch den Unterricht. Zwei andere Ressorts wurden zwischenweilig mit deutschen Beamten besetzt. Nachdem die angestrebte Vervollständigung aus den Reihen der Verfassungspartei mißlungen war, vollzog die Regierung im Mai durch die Uebertragung zweier Portefeuilles an die Föderalisten Petrino und Widmann eine Schwenkung nach rechts. Das Ministerium war „von dem Wunsche und der Hoffnung getragen, die Schwierigkeiten in der inneren Frage zu beseitigen und die Widersprüche zu versöhnen, welche der allseitigen und lebendigen Ausübung des verfassungsmäßigen Rechts bisher entgegentraten". Auch Graf Beust betonte in einer Circulardepesche an die Gesandtschaften im Auslande, daß das neue Ministerium „eine Politik der Versöhnung zur Festigung der Reichsverfassung und zur Ausgleichung der Interessen" beabsichtige. T. und Potocki hatten in ihrem Memorandum die absolute Herrschaft der Verfassungspartei über die gesammte nationale Opposition für undurchführbar erklärt, weil sie nothwendig zur Einziehung der verfassungsmäßigen Freiheiten führen müsse. Sie waren aber weit davon entfernt, geradezu gegen die Deutschen und gegen die Verfassung zu regieren, welche sie als die unwandelbare Grundlage für jeden Ausgleich mit den beiseite stehenden anderen Nationalitäten angesehen wissen wollten. Im Juni gelang es ihnen endlich, Stremayr, der der Verfassungspartei nahestand, zur Uebernahme des Unterrichtsportefeuilles zu bestimmen. Seine Ernennung durfte darüber beruhigen, daß der Clericalismus nicht allzu üppig in die Halme schießen werde. Unter seiner Gegenzeichnung erschien das kaiserliche Handschreiben vom 30. Juli 1870, welches ihm in Verfolg der von Beust vollzogenen Kündigung des Concordats den Auftrag ertheilte, die daraufhin erforderlichen Gesetzvorlagen auszuarbeiten.

Die Verständigung, für welche Potocki namentlich die Tschechen unter Hinweis auf die drohende auswärtige Lage unmittelbar vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges zu gewinnen suchte, mißlang. Von den Feudalen gedrängt, die nun ihren Beitritt zur „Declaration" vollzogen, be-

harrten die Tschechen hartnäckig auf ihren staatsrechtlichen Forderungen, von denen sie auch kein Partikelchen opfern wollten. Aber auch die Polen mochten von der galizischen Resolution nicht ablassen. Die Deutschen hinwieder bestritten der Regierung den von dieser in Anspruch genommenen Charakter eines Coalitionsministeriums und standen ihr in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Die verfassungstreue Mehrheit des böhmischen Landtages war zunächst von der über das Abgeordnetenhaus und die übrigen Landesvertretungen verhängten Auflösung verschont geblieben. Da wurde am 30. Juli der Reichsrath für Anfang September einberufen und zugleich der böhmische Landtag aufgelöst. Nun war klar, daß die Regierung um jeden Preis die Tschechoböhmen und den mit ihnen verbündeten Feudaladel für ihre Politik zu gewinnen suche. Eine besondere Rücksicht auf diese Elemente schien einflußreichen höfischen Kreisen, die mit Beust im Bunde auf eine Betheiligung an dem deutsch-französischen Kriege hinarbeiteten, geboten zu sein. Während sich das Ministerium bei den früheren Wahlen passiv verhalten hatte und T. in Mähren sogar die Wahl einer verfassungstreuen Mehrheit im Großgrundbesitze gern sah, um die Tschechen nicht allzustark werden zu lassen, wirkte es nun bei den Wahlen des Großgrundbesitzes in das böhmische Landesparlament für die conservative Liste, so daß die Mehrheit an die vereinigten Tschechen und Feudalen überging. Diese betraten zwar unter Abgabe einer Rechtsverwahrung den Boden des Landtages, sprachen diesem aber jede Rechtsbeständigkeit ab und beschlossen eine Adresse an den Kaiser, welche für die Länder der böhmischen Krone eine gleiche Unabhängigkeit und ein gleiches Maß von Rechten forderte, wie sie Ungarn zugestanden worden waren. Die Beschickung des Reichsraths lehnten sie jedoch halsstarrig ab, worauf die deutsche Minderheit unter Protest die Landtagsstube verließ. Aber auch die anderen Landesvertretungen boten kein erfreulicheres Bild. In Linz trieben die Clericalen, in Czernowitz die Verfassungstreuen, in Brünn die Tschechen, in Innsbruck die Italiener „Abstinenzpolitik“. Die Ruthenen protestirten im galizischen Landtag nachdrücklich gegen die sogenannte galizische Resolution und sprachen sich für directe Reichsrathswahlen aus. Der Krainer Landtag versagte dem Reichsrathe die Anerkennung und begehrte die Vereinigung aller von Slowenen bewohnten Landestheile zu einem gemeinsamen administrativen Körper und damit die Zerstücklung Steiermarks und Kärntens. Als Antwort auf seine Adresse ging dem böhmischen Landtag das kaiserliche Rescript vom 29. September 1870 zu, worin sich der Kaiser bereit erklärte, dem Lande Böhmen die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit neuerdings zu verbriefen und sich gleich seinen Vorfahren zum Könige krönen zu lassen. Auch sei er geneigt, die Beziehungen Böhmens zur Gesammtmonarchie einer Revision unterziehen zu lassen. Die von allen gewünschte Verständigung könne sich jedoch auf keiner anderen Grundlage als auf der der geltenden Verfassung vollziehen. Der Landtag möge daher unter dem Gewichte seiner Verantwortung die Wahl in den Reichsrath ungesäumt vornehmen. Die Mehrheit des Landtags entschied sich aber trotz dieses beweglichen Appells neuerlich für die Ablehnung der Wahl in den Reichsrath. Damit dem Cabinet der parlamentarische Charakter gewahrt werde, war T. inzwischen vom Kaiser ins Herrenhaus berufen worden. Bei der Eröffnung der Reichsrathstagung fehlten nun in der That sowohl die böhmischen als auch die mährischen Tschechen im Abgeordnetenhause. Die verfassungstreue Partei, der die Föderalisten im Unterhause in gleicher Stärke gegenüberstanden, setzte es mit einer Stimme Mehrheit (67 gegen 66 Stimmen) durch, daß auf Grund des Nothwahlgesetzes mit Umgehung des Landtages in Böhmen directe

Reichsrathswahlen ausgeschrieben wurden. T. trat für ein Compromiß im Großgrundbesitze ein. Die von ihm propagirte Liste wies von den durch den Großgrundbesitz zu wählenden 15 Abgeordnetenmandaten acht der Verfassungspartei zu. Die Nothwahlen verstärkten die Reihen der letzteren um 24 Stimmen, so daß sie nun wieder die Mehrheit im Abgeordnetenhause besaß. In der am 19. November 1870 angenommenen Adresse an den Kaiser sprach das Abgeordnetenhaus das Verdammungsurtheil über die Minister aus. Es sagte unumwunden, es vermöge in dem bisherigen staatsrechtlichen Vorgehen der gegenwärtigen Regierung zu seinem tiefsten Bedauern eine Gewähr für die endliche Herstellung geordneter und gesicherter verfassungsmäßiger Zustände nicht zu erblicken. Potocki gab seiner tiefen Enttäuschung darüber, daß die Verhandlungen mit den Tschechen und Feudalen an deren Starrsinn scheiterten und jede Hoffnung auf eine Verständigung mit ihnen geschwunden sei, unzweideutig Ausdruck und nahm am 21. November 1870 mit dem Gesammtministerium seine Entlassung. Es dauerte aber bis zum 7. Februar 1871, bevor das Cabinet vom Ministerium Hohenwart-Schäffle abgelöst wurde.

In der Zwischenzeit waren mächtige pfäffisch-rückschrittliche Einflüsse thätig, um die Siege Deutschlands gegen die Franzosen an den Deutschen Oesterreichs zu rächen. T. hatte von diesen Plänen, welche in weiterer Folge zur Errichtung eines die östliche Flanke Deutschlands bedrohenden slawischen Staates führen mußten, keine Kenntniß. Er wurde nach seinem Rücktritt zum Statthalter in Tirol ernannt und verbrachte die nächsten Jahre in der verhältnißmäßigen Ruhe und Abgeschiedenheit dieses Amtes. Immerhin wußte er unter dem Ministerium Auersperg-Lasser die Staatsautorität und die Gewissensfreiheit gegen die unduldsame clericale Mehrheit des Innsbrucker Landtages mit Kraft und Entschiedenheit zu vertheidigen und befürwortete einen nationalen Ausgleich zwischen den Deutschen und Italienern Tirols. Als die deutschliberale oder Verfassungspartei die Wurzeln dieser aus ihren Reihen hervorgegangenen Regierung, welche mittels der Lasser'schen Wahlreform das schwierige Problem der directen Reichsrathswahlen gelöst und damit den Einheitsstaat rechtsförmlich vollendet hatte, durch nörgelnde Opposition untergrub, bezeichnete die öffentliche Meinung T. als den kommenden Mann. Am 25. Januar 1878 gab das Cabinet seine Entlassung, wurde aber, da die deutsch-liberale Mehrheit infolge ihrer Zerklüftung außer Stande war, die Geschäfte zu übernehmen, vom Kaiser am 4. Februar 1878 im Amte bestätigt. Das Verhältniß zwischen der Partei und ihren vormaligen Vertrauensmännern wurde immer gespannter. Durch das Lasser'sche Wahlgesetz, welches zwar das im Kern deutsche städtische Bürgerthum ansehnlich begünstigte, aber sonst, abgesehen von der Erhöhung der Mandatziffer (auf 353), die bisherigen Grundlagen des Wahlrechts und damit den entscheidenden Einfluß der Wählerclasse des Großgrundbesitzes im wesentlichen unverändert gelassen hatte, schien der deutsch-liberalen Partei eine dauernde Mehrheit gesichert. 170 Mann stark, des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Böhmen, Mähren und anderwärts mit zusammen 57 Stimmen sicher und einer staatsrechtlichen Minderheit von nur 126 Mandaten gegenübergestellt, überschätzte sie, obgleich in sich selbst gespalten, ihre Kraft und glaubte in Verkennung der realen Machtfactoren, der Krone in der Frage der bosnischen Occupation und des Heeresaufwands ihren Willen aufzwingen zu können. Nachdem das Cabinet am 13. Juli 1878 abermals seine Entlassung gegeben hatte, betraute der Kaiser den Finanzminister Freiherrn v. Pretis mit der Aufgabe, ein neues Cabinet aus der Verfassungspartei zu bilden. Der Versuch der Krone, mit den Liberalen zu regieren, schlug jedoch fehl. Unter Führung Herbst's versagten

sie ihr in den Lebensfragen der Monarchie jegliches Entgegenkommen, beharrten bei ihrem kleinlichen Widerstande gegen die kaiserliche Orientpolitik und bestanden in gefahrdrohender Zeit eigensinnig auf einer Herabminderung der Heeresauslagen. Die Mehrheit für die parlamentarische Genehmigung des mit den europäischen Mächten geschlossenen Berliner Vertrags brachte das Ministerium, das einstweilen die Geschäfte fortführte, denn doch mit Hülfe der Rechten und einiger besonneneren Mitglieder der Linken gegen das Gros dieser Partei zu Stande. Damit war der Krone der von ihr zu betretende Weg gewiesen, zumal Herbst's damaliges Vorgehen ihr Vertrauen zur persönlichen Verläßlichkeit der verfassungstreuen Führer völlig untergraben hatte. Sie war schon in der Zwischenzeit mit T. in Verbindung getreten und betraute ihn am 2. Februar 1879 mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Schon am 10. legte er seine Mission in die Hände des Kaisers zurück, da es, wie er sich selbst äußerte, unmöglich war, vor den Wahlen in das Abgeordnetenhaus (dessen sechsjährige Wahlperiode in diesem Jahre zu Ende ging) eine Regierung für die Wahlen und nach den Wahlen zu bilden. Die Krone entschloß sich daher zu einem Uebergangsministerium, das die Aufgabe erhielt, eine feste Majorität zu bilden. Am 16. Februar erfolgte die Enthebung des Fürsten Auersperg und Unger's vom Amte, Stremayr wurde zum Ministerpräsidenten, T. zum Minister des Innern ernannt. Die anderen Minister blieben.

T. verhandelte mit den Tschechen aus Böhmen, um sie zur Beschickung des Reichsraths zu bestimmen. Die damals maßgebende Partei der Alttschechen beschloß zwar, das Abgeordnetenhaus nicht ohne vorherige Gewährung von „Garantien für die nationale Existenz ihres Volkes“ zu betreten. T. vermochte jedoch die Tschechen, ihre Abstinenzpolitik aufzugeben, ohne daß er es nöthig fand, sich durch bestimmte Zusagen die Hände zu binden. Denn die Kraft der staatsrechtlichen Opposition in Böhmen war längst gebrochen und die fernere Aufrechterhaltung des passiven Widerstandes gegen die Verfassung wurde nach dem schon unter dem Ministerium Auersperg-Lasser vollzogenen Eintritt der mährischen Tschechen in den Reichsrath auch in Böhmen als unmöglich empfunden. Von entscheidender Bedeutung für das Gelingen seiner Mission war es aber, daß es T. gelang, den Fürsten Carlos Auersperg, den Führer der verfassungstreuen Großgrundbesitzer in Böhmen, der in der Wählerclasse des Großgrundbesitzes über die Mehrheit verfügte, zu einem Wahlcompromiß mit den Feudalen zu bestimmen, wonach diesen von den 23 Mandaten dieser Wählergruppe zehn zufielen. Fürst Auersperg will hierzu nach seiner Angabe durch die Zusicherung Taaffe's, daß der Eintritt der Feudalen in den Reichsrath die Anerkennung der Verfassung in sich schließe und ihnen keinerlei Vor- oder Nachconcession zu Theil werden solle, bestimmt worden sein und machte ihm später öffentlich im Herrenhause Wortbruch zum Vorwurf. In der That hatte T. mit den Vertretern des Feudaladels seine liebe Noth, da diese nur unter Wahrung ihres entgegengesetzten Rechtsstandpunktes den Boden des Reichsrathes betreten und von der Forderung nicht ablassen wollten, daß ihrer Rechtsüberzeugung in der Thronrede eine Reverenz erwiesen werde. Als nüchterner Realpolitiker, der einer solchen Rechtsverwahrung jeden praktischen Werth absprach, war er wohl in dieser Beziehung willfähriger, als sich möglicher Weise mit dem genauen Wortlaute einer Auersperg gegebenen Zusage hat vereinigen lassen. Es bleibt doch unbestritten, daß der „erste Cavalier des Reiches“ in dieser Frage mehr seinem von einem radicalen Flügel der Linken bedrohten Standesinteresse als seiner Parteitreue gehorchte. Deshalb klingt es schon unwahrscheinlicher, daß T. sich

ohne Noth für die Zukunft die Hände gebunden haben werde, da ja die Krone seine Pläne rückhaltlos unterstützte und es ihrem Einflusse im Falle der Nothwendigkeit und des Wahlkampfes gewiß auch damals wie später gelungen wäre, die Majorität Auersperg's in eine Minderheit zu verwandeln. Das Compromiß aber entsprach in jedem Falle seiner Taktik, da er anfangs an keine entschiedene Kampfesstellung gegen die Verfassungspartei dachte. Die Wahlen in das Abgeordnetenhaus, die im Juni und Juli stattfanden, brachten der letzteren eine erhebliche Minderung ihres Mandatsbesitzes. Es wurde alsbald klar, daß die Autonomisten, wie sich die Gegner der Liberalen nunmehr nannten, im künftigen Abgeordnetenhause eine wenn auch geringe Mehrheit besäßen. Am 11. Juli trat Stremayr zurück und an seiner Stelle wurde T. am 12. August zum Präsidenten des von ihm neugebildeten Cabinets ernannt. Diesem gehörten Dr. Stremayr als Justizminister, Baron Chertek als Leiter des Finanzministeriums, Horst als Landesvertheidigungsminister, Baron Korb-Weidenheim als Handelsminister, Graf Falkenhain als Ackerbauminister und der Pole Ziemialkowski und der Tscheche Dr. Prazak als Minister ohne Portefeuille an. Der Erstgenannte übernahm auch zwischenweilig das Unterrichtsressort. Es stand bei den Liberalen, ob sie die ihren Parteiangehörigen zugestandenen drei Portefeuilles noch vermehren wollten.

Die feierliche Eröffnung des neugewählten Reichsraths fand am 8. October statt. Die Thronrede betonte gleich eingangs gemäß der mit den Feudalen vereinbarten Formel, daß durch das vollzählige „unbeschadet ihrer Rechtsüberzeugung und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Anschauung“ erfolgte Erscheinen der Abgeordneten Böhmens im Reichsrathe „ein wichtiger Schritt geschehen sei, um zu jener allgemeinen Versöhnung und Verständigung zu gelangen, die stets das Ziel der kaiserlichen Wünsche waren“, und gab der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, „daß es bei allseitiger Mäßigung und gegenseitiger Rechtsachtung gelingen werde, dieses Ziel auch wirklich zu erreichen und so der Verfassung die gleich freudige Anerkennung aller Völker zu sichern.“ In einem ferneren Absatz wurde das Versprechen geleistet, „die geistigen und materiellen Interessen aller Völker des Reiches mit gleicher Fürsorge zu pflegen“. Die Abgeordneten der Tschechen und Feudalen leisteten das nach der Geschäftsordnung vorgeschriebene Gelöbniß auf die Verfassung vorbehaltlos. In ihrer am 9. October zur Verlesung gelangten Rechtsverwahrung erklärten sie nichts destoweniger, daß sie durch das Betreten des Reichsraths ihren Rechtsstandpunkt in keiner Weise aufgeben und insbesondere der staatsrechtlichen Stellung des Königreichs und der Krone Böhmens nicht präjudiciren wollen. „Die Versöhnung und Verständigung“ bezeichnete auch T. in seiner am 30. October im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede als die Aufgabe des Ministeriums, das keine Parteiregierung sei, sondern über den Parteien stehe, um zwischen ihnen vermittelnd eintreten zu können. In der Täuschung befangen, daß seinem „neuen föderalistischen Experiment“ nur eine ephemere Dauer beschieden sei, sagte ihm die aus dem Club der Liberalen und der vereinigten Fortschrittspartei bestehende Linke ungesäumt den Krieg bis aufs Messer an. Die gesammte Rechte stellte sich ihm dagegen gelehrig zur Verfügung. Sie bestand aus der von dem Grafen Hohenwart geführten Rechtspartei, welche die Deutsch-Clericalen, die Slowenen, die Kroaten und Ruthenen umfaßte, ferner aus dem Club der Tschechen und dem der Polen. Diese drei Parteien mit dem sogenannten „autonomistischen“ Programm, das ihre inneren Gegensätze nur schwach verhüllte, wurden von einem gemeinsamen Executivcomité geleitet. Graf Coronini, ein gemäßigter Anhänger der Linken, wurde zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Bei der Wahl des Vor-

sitzenden-Stellvertreters wurde der Candidat der Rechten, der Pole Dr. Smolka, mit 180 Stimmen gegen 156 der Linken gewählt. Hier, sowie bei der Adreßdebatte zeigte es sich nun, daß die Autonomisten eine allerdings nur geringe Mehrheit besaßen, welche, immer schwankend, zuweilen auf wenige Stimmen herabsank. Diese reichte für die Durchbringung der Wehrgesetzvorlage, welche den bisherigen Kriegsstand von 800 000 Mann auf weitere zehn Jahre verlängerte, nicht aus, da hierzu nach den Verfassungsgesetzen eine Zweidrittelmehrheit nöthig war. Die Abstimmung über diese Vorlage mußte für das Schicksal der Regierung entscheidend werden. Die Linke rüstete sich, T. in dieser Frage eine Niederlage zu bereiten. Der Kaiser berief daher den Obmann des Clubs der Liberalen, Dr. Weeber, zu sich und legte ihm nahe, seine Parteigenossen zur Genehmigung des Wehrgesetzes zu bestimmen. Das Dazwischentreten der Krone war von Erfolg begleitet. Ein Theil des Clubs der Liberalen, mit Dr. Weeber und Ernst v. Plener an der Spitze, schwenkte in dieser Frage zur Regierung hinüber. Die gesetzlich nothwendige Mehrheit wurde erzielt und das Ministerium war gerettet. Dagegen erhielt die Einigkeit im liberalen Lager einen harten Stoß, indem der vereinigte Fortschrittsclub seine Delegirten aus dem Vollzugsausschuß der Verfassungspartei abberief.

Dieser größten Sorge überhoben, konnte T. nun daran gehen, sein Programm durchzuführen. Es beruhte ostensibel darin, die nationalen Wünsche der Slaven, namentlich aber der Tschechen, Slovenen und Kroaten soweit zu befriedigen, als dies mit dem Staatsinteresse, wie er es auffaßte, noch im Einklang stand, damit die staatsrechtlichen Bestrebungen in den Hintergrund träten und die Verfassung sich vollständig einlebe. In Wahrheit wurde er, da die Rechte ihm alsbald als unabhängige Macht entgegentrat und die Gründung einer Mittelpartei, welche zwischen dieser und der Linken das Zünglein an der Wage zu bilden gehabt hätte, fehlschlug, genöthigt, die Hülfe der Autonomisten bei der parlamentarischen Behandlung des Budgets und anderer dringender Regierungsvorlagen durch ein, wenn auch sparsames Eingehen auf die Parteiwünsche zu erkaufen. Der polnische Adel, welcher in Galizien unumschränkt herrschte und die Ruthenen wie Heloten behandelte, war mit wirthschaftlichen Begünstigungen aus dem Säckel der aktiven Provinzen zu befriedigen. Die Tschechen gelüstete es nach Aufrichtung einer schrankenlosen Herrschaft über die Deutschen in Böhmen und Mähren und völliger cultureller Gleichstellung mit den Deutschen. Die deutsch-clericalen Vertreter der Alpenländer betrieben unter schnöder Verleugnung des nationalen Interesses die Wiederherstellung der Herrschaft der Kirche über die Schule und begehrten als Abschlagszahlung die Herabsetzung der Schulpflicht von 8 auf 6 Jahre. Alle wollten aber ihre Herrschaft dauernd befestigen. Die Liberalen nannten dies höhnisch „Trinkgelderwirthschaft“, „System des do ut des“, das damalige Parlament „un luogo di traffico“. T. hielt die Autonomisten anfänglich durch die Furcht vor einer Wiederkehr der verfassungstreuen Herrschaft in Schranken und folgte ihnen daher nur zögernd, dann aber, von dem Bedürfnisse geleitet, sich gegen die stets heftigeren Sturmangriffe der Linken auf die Rechte zu stützen, willfähriger auf dieser Bahn. Die Tschechen begannen den Reigen, indem sie anläßlich der Eröffnung des Reichsraths dem Kaiser und T. in einem Memorandum ihre nationalen Forderungen darlegten. Sie betrieben darin die Durchführung der im Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 gewährleisteten Gleichberechtigung der tschechischen Sprache bei den Behörden unter Voranstellung des Grundsatzes, daß jeder Beamte in Böhmen und Mähren auch die Kenntniß dieser Sprache unbedingt nachzuweisen habe, eine stärkere Berücksichtigung des tschechischen Elements an der Prager deutschen

Universität und die ausgiebige Vermehrung der tschechischen Mittel- und Gewerbeschulen. Die Veröffentlichung dieser Denkschrift erfolgte unmittelbar nach der entscheidenden Abstimmung über das Wehrgesetz und erregte bei den Deutschen Böhmens die höchste Erbitterung. Deren Vertreter im Reichsrathe und Landtage fanden sich daraufhin bestimmt, dem Kaiser und dem Ministerpräsidenten am 9. Februar 1880 gleichfalls eine Denkschrift zu überreichen, in der gegen die tschechischen Forderungen entschieden Stellung genommen wurde. Auch die verfassungstreuen Mitglieder der Regierung widersetzten sich nachdrücklich der Verwirklichung dieser und der anderen Postulate der Autonomisten. Die Rechte verlangte daher namentlich Stremayr's Entfernung aus dem Cabinet. Um das Budget durchzusetzen, vollzog T. eine theilweise Annäherung an die Wünsche der Rechten. Stremayr blieb, mußte aber Cultus und Unterricht an den farblosen Conrad von Eibesfeld abgeben und der unfähige Conservative von Kriegs-Au trat als Finanzminister an die Stelle Chertek's. In der Budgetdebatte erlitt sogar T. eine Niederlage, da ein Theil der Deutsch-Clericalen ihn bei der Abstimmung über den Dispositionsfond im Stiche ließ und daher der betreffende Posten des Voranschlages mit 154 gegen 152 Stimmen abgelehnt wurde. Da er des Vertrauens der Krone sicher war, blieb er dessen ungeachtet im Amte und suchte vielmehr die Rechte stärker an sich zu fesseln.

Am 19. April gaben T. und Stremayr jene Verordnung über den Gebrauch der Landessprachen bei den politischen (inneren Verwaltungs-) und Gerichtsbehörden Böhmens und Mährens heraus, welche den Ausgangspunkt für die heftigsten nationalen Kämpfe der nächsten Jahrzehnte bildete und sich für die Deutschen Böhmens und Mährens und für ganz Oesterreich als eine der unseligsten Regierungshandlungen der Regierung erwies. Die weitgehenden Forderungen des tschechischen Memorandums waren zwar darin zurückgewiesen und die anderen Verwaltungszweige von dieser Verfügung ausgenommen. Auch blieb die ausschließliche Geltung der deutschen Sprache im inneren Dienste aller Behörden Böhmens und Mährens gewahrt. Aber die Bestimmung, daß die Beamten auch im geschlossenen deutschen Sprachgebiet auf jedes in tschechischer Sprache vorgebrachte Gesuch in dieser Sprache zu antworten hätten und der Verkehr mit tschechischen Parteien mündlich und schriftlich in derselben Sprache zu pflegen sei, setzte ganz Deutschböhmen in Flammen. Denn sie mußte, wie thatsächlich der Verlauf der nächsten Jahre lehrte, nothwendig die Verdrängung der deutschen durch tschechische Staatsdiener und eine Art Fremdherrschaft zur Folge haben. Nach den bisherigen Gesetzen müssen einmal die Tschechen Deutsch lernen und sie thun es bereitwillig, weil die Kenntniß dieser Weltsprache ihr Eintrittsbillet in die europäische Culturwelt ist. Die Deutschen waren und sind dagegen der auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränkten tschechischen Sprache unkundig und haben bei deren Erlernung mit von ihrem Willen unabhängigen beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht genug daran, brachte die Regierung im böhmischen Landtage eine Reform der Landtagswahlordnung in Vorschlag, welche den Deutschen ihre bisherige Mehrheit entwinden sollte, aber abgelehnt wurde. Schon vorher wurde ein neues Statut des Landesculturraths für Böhmen erlassen, welches die materiellen Interessen der deutschen Landwirthe dieses Kronlands arg verletzte. Schon trat auf Grund eines Mehrheitsbeschlusses des Abgeordnetenhauses eine tschechische Hochschule in Sicht. Das Schiff der Regierung trieb immer mehr der Rechten zu. Stremayr, Horst und Korb-Weidenheim erhielten dem immer stärkeren Drängen der Rechten entsprechend ihren Abschied und wurden durch farblose, wenn auch der Linken zugeneigte Männer (v. Kremer, Baron Streit, Graf Welsersheimb) er-

setzt. An Stelle Kriegs-Au's trat aber der Pole Dunajewski, welcher der Regierung deutlich den Stempel des Hasses aufprägte, der ihn gegen die Deutschliberalen erfüllte. (Juni 1880.) Die Deutschen der Sudetenländer und Innerösterreichs, soweit sie nicht im clericalen Lager standen, proklamirten jetzt auf ihren Parteitagen den Grundsatz der Solidarität aller Deutschen Oesterreichs, beschlossen, in der entschiedensten Opposition gegen T. auszuharren, und gründeten als Damm gegen die slavische Fluth die mächtige nationale Schutzorganisation des deutschen Schulvereins. Bei der Zusammenstellung der Wählerlisten für die Ersatzwahlen in der Wählerclasse des Großgrundbesitzes in Oberösterreich wurde, wie dies später eine Entscheidung des Reichsgerichts untrüglich feststellte, seitens der Regierungsorgane parteiisch und gesetzwidrig vorgegangen und auf diese Weise die Wahl von clericalen an Stelle der bisherigen liberalen Abgeordneten durchgesetzt. Die Minister Streit und Kremer wurden nun entlassen (14. Jänner 1881) und der bisherige tschechische Landsmannminister Prazak zum Leiter des Justizministeriums, der wegen seiner Machenschaften bei den oberösterreichischen Wahlen übel berüchtigte Statthalter von Oberösterreich, Baron Pino, zum Handelsminister ernannt. T. verwandelte durch fortgesetzte ausgiebige Pairsschübe die ihm gegnerisch gesinnte verfassungstreue Mehrheit des Herrenhauses, welche die von der Rechten des Abgeordnetenhauses zweimal angenommenen clericalen Schulanträge Lienbacher's abgelehnt hatte, in eine Minderheit, merzte ausgezeichnete Beamte von deutschfreiheitlicher Gesinnung aus den oberen Stellen der Verwaltung aus und ersetzte sie durch Anhänger der vereinigten Slawen und Reactionäre. Nach dem Rücktritt des Grafen Coronini wurde der Pole Smolka zum Vorsitzenden, der feudale Tscheche Fürst Lobkowitz zum ersten und der Slowene Baron Gödel-Lannoy zum zweiten Vorsitzenden-Stellvertreter des Abgeordnetenhauses gewählt. Nun gab auch T. seinen anfänglichen Widerstand gegen die Errichtung einer tschechischen Universität auf, welche alsbald ins Leben trat. Doch wurde auch von den tschechischen Studirenden die Ablegung der Staatsprüfungen zum Theil in deutscher Sprache gefordert. Der Fortbestand der altberühmten deutschen Universität reizte den berüchtigten Prager Mob, der sich in fortgesetzten Ueberfällen und Mißhandlungen deutscher Studenten nicht genug thun konnte. Der Kampf gegen die deutschen Schulen nahm immer gewaltthätigere Formen an. Der Expansionsdrang der Tschechen griff schon nach Niederösterreich über und erzwang gegen den Protest des Wiener Gemeinde- und Bezirksschulraths die Bewilligung zur Errichtung einer Privatvolksschule ihrer Zunge in der Residenzhauptstadt. Der Justizminister aus ihrem Blute durchbrach mit seinen Verordnungen die ausschließliche Herrschaft der deutschen Sprache bei den Behörden Schlesiens, erweiterte den Geltungsbereich der slovenischen auf Kosten der deutschen und italienischen Geschäftssprache und drängte die letztere in Dalmatien zurück. Durch die Schulgesetznovelle vom 2. Mai 1883 wurde den drohend erhobenen Forderungen der Deutsch-Clericalen, die sich inzwischen als besonderer Club constituirt hatten, entgegengekommen, ohne daß jedoch der Grundsatz der staatlichen Aufsicht und der Simultanschule preisgegeben worden wäre. Die Polen erhielten die galizische Transversalbahn, eine ansehnliche Begünstigung bei der Vertheilung der Grundsteuerlast auf Kosten der rein deutschen Kronländer und dergleichen. Die Abgeordneten der Verfassungspartei erkannten, daß zum Schutze des Deutschthums und des österreichischen Staatsgedankens eine Einigung nöthig sei, und verbanden sich zu einem gemeinsamen „Club der Linken" (19. September 1881).

Die rücksichtslose Bekämpfung des Ministeriums, die mit der nachdrücklichen Betonung des nationalen Gedankens Hand in Hand ging, kam den

regierenden Kreisen ersichtlich ungelegen. Der Träger der Krone äußerte seinen Unwillen über die Haltung der Liberalen, indem er ihnen beim Empfange einer Deputation „factiöse Opposition“ zum Vorwurfe machte. Die Regierung ließ nun auch die Tschechen und Ultramontanen gewähren, als beide im schönen Verein in ihren Wahlreformanträgen zu einem wuchtigen Schlage gegen das deutsche Bürgerthum in den Sudeten- und Alpenländern ausholten. Nach diesem von der Krone genehmigten Wahlgesetze vom 4. October 1882 wurde der böhmische Großgrundbesitz in sechs Wahlkörper eingetheilt, von denen nur zwei den Verfassungstreuen gesichert waren, und das Wahlrecht in der Wählerclasse der Städte und Landgemeinden auf das antisemitisch gesinnte und der bisherigen wirthschaftlichen Entwicklung feindlich gegenüberstehende Kleinbürgerthum (Fünfguldenmänner) ausgedehnt. Der ersteren Reform hatte T. ohne besondere Schwierigkeiten, der Herabsetzung des Census für die Wahlen in den Städten und Landgemeinden nur widerwillig zugestimmt. Die Clericalen und Feudalen setzten die Gewerbegesetznovelle vom Jahre 1883 durch, welche die Gewerbefreiheit durch Einführung von Befähigungsnachweis und Zwangsinnungen zum Theil beseitigte. Der Handelsminister Pino änderte nunmehr auch die Wahlordnungen der Handels- und Gewerbekammern, die in ihrer Eigenschaft als Wahlkörper für eine Anzahl von Abgeordnetenmandaten zum politischen Besitzstande der Deutschen gehörten, derart ab, daß sich die Tschechen der in Böhmen gelegenen großentheils bemächtigen konnten. Das Deutschthum verliert die Mehrheit im Krainer Landtag und Laibach, seine letzte größere Position im Süden des Reichs. Die um diese Zeit durch den Kaiser eingeführte Heeresreform, welche nach dem Beispiele Deutschlands die feste territoriale Gliederung einführt, bahnt nun auch den nationalen Bestrebungen den Weg in die bisher davon völlig unberührt gebliebene Armee. Die Neuwahl des am 17. Mai 1883 aufgelösten Landtags hatte für die Deutschen Böhmens den verhängnißvollsten Umschwung zur Folge. Der Großgrundbesitz wählte nach dem Stichwort der Regierung conservativ und die Herrschaft fiel nun einer rücksichtslosen tschechisch-feudalen Mehrheit zu. Um ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, begünstigte T. dagegen in Mähren die Bildung einer Mittelpartei im Großgrundbesitz und beließ den Landtag in den Händen der verbündeten Deutschliberalen und verfassungstreuen Großgrundbesitzer. Ja, er wirkte schließlich auf den ungestümen Slavisirungseifer des feudalen Statthalters Schönborn mäßigend ein, wenn es auch schon zu spät war, den Verlust zahlreicher Städte mit einer allerdings nur künstlich erhaltenen dünnen deutschen Oberschicht wettzumachen. Ebenso blieb die deutsche Herrschaft in Schlesien ungeachtet aller Mahnungen der Tschechen und Polen im Ganzen und Großen unangefochten. Bei der Verhandlung des vom liberalen Grafen Wurmbrand eingebrachten Antrags auf Regelung des Gebrauches der landesüblichen Sprachen unter Festhaltung der deutschen Sprache als Staatssprache im Abgeordnetenhause (24.—29. Januar 1884) hüllte sich die Regierung in Schweigen.

Die Neuwahlen, die im J. 1885 stattfanden, hatten für die Deutschliberalen eine ansehnliche Verschlechterung ihrer Stellung im Parlament zur Folge. Diese zählten nunmehr 132 Stimmen, hatten noch deutsche Demokraten und Antisemiten zu Gegnern und spalteten sich zum Ueberfluß in zwei Clubs, während die slavisch-clericale Rechte in der Stärke von 192 Mann auftrat. Höhnisch rief ihnen Dunajewski zu, man sehe, daß Oesterreich auch ohne sie regiert werden könne. Immerhin verfügten die Deutschen selbst nach der Wahlreform noch über die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, wenn sich alle, auch die Ultramontanen, zur nationalen Abwehr zusammenschließen mochten (181 von 353 Stimmen). T. stützte sich auch fernerhin auf die Autonomisten, weil

er zur Annahme des unter großen Schwierigkeiten zu Stande gebrachten neuerlichen wirthschaftlichen Ausgleichs mit Ungarn einer festen Mehrheit bedurfte und die Lage im Orient eine vorsichtige Haltung gegenüber den Slaven empfahl. Er kam den Tschechen durch die Verordnung vom 23. September 1886 entgegen, wonach die Oberlandesgerichte Prag und Brünn angewiesen wurden, die Entwürfe der Erledigungen in tschechischen Rechtssachen gleich in tschechischer Sprache zu verfassen. Diese Verfügung wurde zwar damit begründet, daß sie zum Zwecke habe, die zahlreichen Uebersetzungen obergerichtlicher Erledigungen einzuschränken, bedeutete aber denn doch eine Durchbrechung der inneren deutschen Amtssprache, welche die Erbitterung der Deutschen steigerte, ohne die Tschechen zu befriedigen. Die Deutschen antworteten, indem sie auf der Verhandlung des von Scharschmid und Chlumetzky bis ins Einzelne ausgearbeiteten neuerlichen Antrags auf Regelung der Sprachenfrage unter Festhaltung der deutschen Sprache als Staatssprache bestanden. T. erklärte, daß er sich den Vorzug der deutschen Sprache nicht durch gesetzlichen Schutz, sondern durch die ihr innewohnende eigene Kraft und Culturfähigkeit gewährleistet denke. Die deutsche Sprache nehme dank dem Umstande, daß sie eine Weltsprache sei, ohne jede gesetzliche Sicherung eine besondere Stellung ein und müsse eine solche einnehmen. Auch halte er den gegenwärtigen Zeitpunkt zur Lösung der Sprachenfrage nicht für geeignet. Er duldete sogar die Einschüchterung des Obersten Gerichtshofs und jener Gerichte Böhmens, welche dem Sprachenerlasse vom 19. April 1880 die Gesetzlichkeit absprachen, seitens des Justizministers, hatte aber doch zur äußersten Unzufriedenheit der Slaven bei der Einrichtung der neugeschaffenen Staatsbahnverwaltung die nahezu ausschließlich deutsche Dienstsprache eingeführt. Die deutsch-böhmische Frage trat aber nun immer mehr in den Vordergrund. Einer rücksichtslosen Mehrheit auf Gnade und Ungnade ausgesetzt, erblickten die Deutschen dieses Kronlands in der reinlichen Scheidung von den verhaßten Tschechen und in der Theilung der Verwaltung nach der Sprachgrenze den einzigen Ausweg aus ihrer bedrängten Lage. Als ihre Interessen immer schonungsloser mißachtet wurden und ihre Klagen bei dem tschechisch gesinnten Statthalter Kraus und der Regierung nur taube Ohren fanden, blieb ihnen kein anderer Ausweg, als den Landtag zu verlassen (22. December 1886). Auch in den anderen Provinzen griff angesichts der Fruchtlosigkeit aller Versuche, das Taaffe'sche System zu Falle zu bringen und der Verdrängung des deutschen Volkes aus seiner vormals führenden Stellung erfolgreichen Widerstand zu leisten, eine immer verzweifeltere Stimmung um sich. Denn der Versuch des neuen Unterrichtsministers Gautsch, dem Anwachsen der slavischen Mittelschulen Halt zu gebieten, mißlang kläglich und auch die Ersetzung Zemialkowski's durch Zaleski und Prazaks, der wieder auf das Landsmannministerium beschränkt wurde, durch Schönborn, deutete die öffentliche Meinung als einen Versuch, die Rechte wieder stärker in das Interesse der Regierung zu ziehen. Von den Liberalen, welche sich zur vereinigten deutschen Linken zusammengeschlossen hatten, und, den Club der deutsch-nationalen Vereinigung im Rücken, den völkischen Standpunkt nun immer radikaler betonten, wurde jetzt auch schon ernsthaft der Austritt aus dem Reichsrathe erwogen.

Diese Gefahr für die verfassungsmäßige Entwicklung rückte in greifbare Nähe, als der deutschclericale Heißsporn Fürst Alois Liechtenstein im Januar 1888 einen Antrag auf Wiederherstellung der confessionellen Schule einbrachte. Die gesammte Linke faßte damals den Entschluß, für den Fall der Annahme dieses Antrags dem Abgeordnetenhause den Rücken zu kehren. Der Kaiser wurde stutzig. Seine militärische Umgebung zeigte sich schon längere Zeit wegen

der Rückwirkung des slavenfreundlichen Systems auf die Einheit der Armee besorgt. Auch mahnte der Regierungswechsel im deutschen Reiche zur Vorsicht. Der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses (7. October 1879) war nicht ohne Einfluß auf die innere Entwicklung geblieben. Man konnte sich auf die Slaven stützen, ohne selbst leise Vorstellungen wegen der Behandlung der Deutschen, wie einst zur Zeit Hohenwart's, fürchten zu müssen. Ja, Bismarck schien Taaffe's Politik zu billigen, als er zur Kennzeichnung der Liberalen die verletzenden Worte von den „Herbstzeitlosen" sprach, welche die Möglichkeit der Regierung, mit den Deutschen zu gehen, ruinirt hätten (14. Juni 1882). Kaiser Wilhelm II. dagegen hatte bei seinem Antrittsbesuch in Wien (October 1888) T. gegenüber in seiner gewohnt impulsiven Weise bekundet, daß er dessen Regierungsmaximen nicht billige. Vieles vereinigte sich also, um eine Annäherung an den Standpunkt der Deutschen namentlich in Böhmen räthlich erscheinen zu lassen. Anläßlich der in diesem Kronland ausgeschriebenen Landtagswahlen erschien T. selbst in Prag, um die Feudalen zu einem Wahlcompromiß mit dem verfassungstreuen Großgrundbesitz zu bewegen, und jenen und den Alttschechen eine Verständigung mit den Deutschböhmen nahezulegen, welche auf diese Weise bestimmt werden könnten, ihre Abstinenz aufzugeben. Aber schon war ein neuer politischer Machtfactor auf den Plan getreten. Der entschieden liberale Flügel der tschechischen Partei, die Jungtschechen, und die seit je in den phantastischen Anschauungen des „historischen böhmischen Staatsrechts" erzogenen Massen waren mit der bisherigen Entwicklung, die weder die Erfüllung dieser Träume, noch dem „glorreichen Königreich" auch nur die geringfügigste Erweiterung seiner Autonomie gebracht, von Grund aus unzufrieden. Jene schürten diese Stimmung, entrollten wieder einmal das staatsrechtliche Banner und verlangten die Krönung des Kaisers zum König von Böhmen. Sie erklärten sich gegen den Liechtenstein'schen Antrag, sowie die bisherige „Brosamenpolitik" und die clericale Liebedienerei der Alttschechen und brachten diesen bei den Wahlen in den böhmischen Landtag (Juli 1889) eine empfindliche Niederlage bei. T. hatte daher bei den nächsten Reichsrathswahlen eine ansehnliche Verstärkung der gegnerischen Jungtschechen zu fürchten, und auch um die Eintracht im Autonomistenlager selbst stand es nicht zum Besten. Denn die Deutschclericalen grollten dem Minister und den polnischen Bundesgenossen, weil die Galizien zur Durchführung der Grundentlastung vom Staate gegebenen Vorschüsse in der Höhe von beinahe hundert Millionen Gulden diesem Kronland erlassen worden waren.

T. vollzog also eine Schwenkung zu den inzwischen mürbe gewordenen Deutschliberalen, welche unter dem Einflusse Ernst v. Plener's, der die alten Führer in das Hintertreffen gedrängt hatte, einige Tropfen Opportunismus in ihren Wein gethan hatten und sich ihm behufs Abwehr der allzu unbescheidenen Forderungen der Rechten genähert hatten. Er beruhigte die Linke und insbesondere die Deutschböhmen durch die im Abgeordnetenhause abgegebene Erklärung, daß die Regierung dem Kaiser keinerlei principielle Aenderung der Verfassung und ebensowenig die Krönung zum Könige von Böhmen vorzuschlagen beabsichtige, und vermochte die letzteren, eine zur Herbeiführung eines nationalen Ausgleichs nach Wien einberufene Conferenz (4.—19. Januar 1890) zu beschicken. Außer diesen nahmen noch die Alttschechen und Feudalen an den Besprechungen unter dem Vorsitz Taaffe's theil. Die Verständigung zwischen den Vertretern beider Volksstämme Böhmens gelang. Die Conferenz sprach sich für eine nationale Abgrenzung der Verwaltungsbezirke und die Theilung des Landesschulraths und des Landesculturraths dieser Provinz, weiter für die Errichtung einer eigenen deutschen Abtheilung beim Oberlandes-

gericht Prag, sowie für die Errichtung nationaler Curien im Landtage und eine Reform der Landtagswahlordnung aus. Es war ein Fehler, daß die Jungtschechen von diesen Verhandlungen ferngehalten worden waren, noch mehr, daß Plener sie durch die ruhmredige Anpreisung seines Erfolges reizte. Dazu trat ferner die schicksalsschwere Unterlassung Taaffe's, daß er nicht sofort den böhmischen Landtag zur Genehmigung des Ausgleichs einberief, sondern noch vier weitere Monate ungenützt verstreichen ließ. Diese Zeit genügte den Radicalen zu einer erfolgreichen Agitation gegen die „Punktionen". Im Landtag, in den nun die Deutschen wieder eintraten, konnte ein Theil der von der Regierung vorbereiteten Ausgleichsvorlagen zur Annahme gelangen. Die Berathung der übrigen mußte allerdings angesichts des Widerstandes der Jungtschechen, denen sich schon einige Alttschechen zugesellt hatten, für den Herbst verschoben werden. Die eingetretene Wendung zeigte sich aber deutlich darin, daß Dunajewski, der inzwischen durch drakonische Steuergesetze das Gleichgewicht im Staatshaushalte hergestellt hatte, ausgeschifft und an seiner Statt Steinbach das Finanzportefeuille übertragen wurde (4. Februar 1891).

Bei den von der Regierung ausgeschriebenen Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus (1891) verschwanden die Alttschechen, und die an ihre Stelle getretenen Jungtschechen traten allsogleich gegen die Regierung in Opposition. „Der eiserne Ring" der Rechten war gesprengt. Dennoch verstand es T., sich an der Macht zu erhalten, indem er sich nun der Unterstützung der Deutschliberalen vollends versicherte. Zunächst scheiterte der Versuch zur Schaffung einer neuen festen Mehrheit, weil die Polen ohne die Conservativen im neugebildeten Hohenwartclub (Deutschclericale, Feudale und Südslaven) in keine Coalition eintreten mochten, die Linke hinwieder eine Verbindung mit diesen grundsätzlichen Gegnern scheute. Es geschah dies nicht ohne Zuthun Taaffe's, welcher die Abneigung gegen Plener, dessen rednerische Pose und lehrhaft selbstgefällige Schaustellung geistiger Ueberlegenheit sein schlichtes Wesen abstießen, nicht überwinden konnte. Er suchte sich sogar seiner zu entledigen, indem er ihm ein hohes Staatsamt mit Ministerrang, das mit einer parlamentarischen Thätigkeit unvereinbar war, anbot. Ihm mußte es überdies vortheilhafter erscheinen, die drei Parteien gegeneinander auszuspielen und durch Theilung zu herrschen. Nichtsdestoweniger stellten sie sich der Regierung zur Durchführung des in der Thronrede (11. April 1891) angekündigten wirthschaftlichen Programms zur Verfügung. T. gab nun der Linken einen Beweis seines guten Willens, indem er ihren Vertrauensmann, den Grafen Kuenburg, als Minister ohne Portefeuille in den Rath der Krone aufnahm (December 1891). Einige Monate später erhielten der tschechische Landsmannminister Prazak und der Würger des Deutschthums in Krain, Landespräsident Winkler, ihren Abschied. T. brachte mit Hülfe dieser aus Liberalen, Polen und Conservativen (des Hohenwartclubs) bestehenden sogenannten „dreibeinigen Majorität" seine wichtigsten, namentlich auch die den Uebergang Oesterreichs zur Goldwährung regelnden Vorlagen durch. Es bedurfte jedoch aller Geschicklichkeit seines an Auskunftsmitteln reichen Geistes und seiner ganzen Kunst in Behandlung der Menschen, um bei dem Wettlauf der Verbündeten um die Macht nicht selbst aus dem Sattel gehoben zu werden. Seine Schaukelpolitik war aber endlich auf den todten Punkt gelangt. Er betrieb die Durchführung des deutschböhmischen Ausgleichs aus Rücksicht für die böhmischen Feudalen immer lauer und verdarb es vollends mit den Liberalen, als er ohne jegliches Einvernehmen mit deren Vertreter in der Regierung die Wiederbesetzung des Postens eines tschechischen Landsmannministers ankündigte. Auch

verstimmte es, daß er in einer bei diesem Anlasse gehaltenen Rede — er sprach in der Regel unvorbereitet und selten glücklich, wenn er nicht gerade eine Regierungserklärung vom Blatte las — die staatsrechtlichen Ausführungen des Wortführers des conservativen böhmischen Adels nicht mit der erwarteten Entschiedenheit abwehrte. Graf Kuenburg gab seine Demission, und die Linke stand T. im Abgeordnetenhause nun wieder mißtrauisch gegenüber. Sie stimmte daher auch gegen die Bewilligung des Dispositionsfonds, welcher auf diese Weise abgelehnt wurde.

Da die Arbeiten des Reichsraths nicht weiter kamen, entwarf T. am 30. Januar 1893 ein neues Regierungsprogramm, das die Billigung des Kaisers fand. Er versprach darin, die Wahrung des Besitzstands der einzelnen Volksstämme und die Verhinderung jedes Uebergreifens, die gesetzliche Regelung der Sprachenfrage unter voller Berücksichtigung der der deutschen Sprache als allgemeines Verständigungsmittel auch für die Zwecke der Verwaltung zukommenden Bedeutung, erklärte sich gegen grundsätzliche Aenderungen des Reichsvolksschulgesetzes unter Schonung der religiösen Gefühle der Bevölkerung bei dessen Anwendung und richtete an die staatserhaltenden gemäßigten Parteien die Aufforderung, zur Unterstützung der Regierung eine Coalition zu bilden. Die Linke lehnte eine nähere Verbindung mit dem Hohenwartclub ab und machte ihr ferneres Verhalten gegenüber der Regierung von der Art der Handhabung des Regierungsprogramms abhängig, die Polen und Conservativen nahmen dieses zur Kenntniß. Ein Mitglied der Linken, v. Chlumetzky, wurde nun Präsident des Abgeordnetenhauses, und den Wünschen der Deutschliberalen entsprechend wurde im böhmischen Landtag ein neuerlicher Versuch unternommen, die Vereinbarungen der Ausgleichsconferenz um einen weiteren Schritt vorwärts zu bringen. Die Jungtschechen vereitelten aber die Abgabe eines Gutachtens über die von den Deutschen angestrebte Errichtung eines national einheitlichen Kreisgerichts in Trautenau, welches nach dem Gesetze jeder Aenderung der Amtssprengel vorauszugehen hat, durch gewaltthätige Verhinderung der Debatten. T. weigerte sich daraufhin, mit der Errichtung dieses Gerichtshofs ohne weiteres vorzugehen und hatte nunmehr sowohl die Deutschen als auch die Tschechen gegen sich. Die Ruhestörungen des tschechischen Janhagels, der über die vorzeitige Schließung des Landtages infolge der geschilderten Vorgänge erbittert war, und die Gewaltthaten gegen die Deutschen mehrten sich. Der in den Massen großgezogene Haß gegen Oesterreich fand in der antidynastischen Geheimbewegung der sog. Omladina (Jungmannschaft) gefahrdrohenden Ausdruck. Die Verhängung des Ausnahmezustandes über Prag wurde unausweichlich (12. September 1893). Es trat zu Tage, daß den müden Händen Taaffe's, dessen Gesundheit ein hartnäckiges Leiden völlig zerrüttet hatte, das Steuer entglitten war. Die Genehmigung der Ausnahmeverfügungen und wichtige finanzielle und militärische Fragen waren unaufschieblich. Er stand ihnen ohne Mehrheit gegenüber.

Das politische Leben hatte gerade durch eine von den Socialdemokraten ausgehende Bewegung für das allgemeine Stimmrecht einen neuen mächtigen Impuls empfangen. Die Parteien des Abgeordnetenhauses wetteiferten in Einbringung von Anträgen, welche vom Standpunkt des Fractionsinteresses zu der allseits als nothwendig erkannten Erweiterung des Wahlrechts in das Abgeordnetenhaus verschiedentlich Stellung nahmen. T. beschloß, sein Schiff von dieser Strömung tragen zu lassen, und brachte gleich am Tage der Eröffnung des Reichsraths (10. October 1893) einen Gesetzentwurf ein, welcher bei unveränderter Aufrechterhaltung der bisherigen Mandatsziffer das allgemeine Wahlrecht bloß innerhalb der Curien der Städte und Landgemeinden

zur Geltung brachte, das privilegirte Wahlrecht des Großgrundbesitzes und der Handelskammern aber unangetastet ließ. Die Folge dieser Neuerung wäre die Zermalmung der Mittelclassen gewesen, welche über dem Kampfe um ihr Dasein der nationalen Sorgen vergessen mußten. Es ist erstaunlich, wie sein seit jeher unvermittelten Entscheidungen abholder Geist auf diese radicale Lösung verfallen konnte. Der der christlich-socialen Partei mit ihrem Hasse gegen das Großbürgerthum zuneigende Finanzminister Steinbach hatte sich seines Willens bemächtigt. Nur einem professoralen Hirn wie dem dieses geistreichen Mannes konnte der Entschluß entspringen, mit dem Besitzstande der Parteien, den man vor kurzem mit aller Feierlichkeit als unverletzlich hingestellt hatte, auch deren Selbstgefühl, ja das parlamentarische Herkommen zu verletzen. Keinen der Führer, auf deren Unterstützung er angewiesen war, nicht einmal den Getreuesten seiner Treuen, Hohenwart, hatte T. vorher ins Vertrauen gezogen. Die plötzliche Ankündigung dieser Maßregel wirkte denn auch wie ein Donnerschlag. Ihre Wirkung war aber auch eine ungehoffte. Kaum waren die drei großen Parteien zur Besinnung gekommen, als sie auch schon die von T. für seine Zwecke gewünschte Coalition sofort gegen ihn schlossen. Sie sagten ihm sofort erbarmungslose Fehde an. Der Feuerbrand, den er in Nachbars Haus geschleudert hatte, verzehrte sein Dach. Es stand ihm zwar frei, das Abgeordnetenhaus aufzulösen und das alte Spiel von Neuem zu versuchen. Die Krone wäre ihm sicherlich auch auf diesem Wege gefolgt. Aber seine Kräfte waren von seinem unablässigen Arbeitsfieber verzehrt, die Gesundheit von seiner naturwidrigen Lebensweise völlig untergraben. Er konnte nicht mehr. Er reichte seine Entlassung ein und erhielt am 12. November 1893 vom Herrscher unter den schmeichelhaftesten Versicherungen des Dankes für die dem Kaiser und dem Staat geleisteten treuen und hervorragenden Dienste seinen Abschied. Wenige Monate darauf wurde ihm die seltene Auszeichnung des goldenen Vließes zu Theil. Seine erzwungene Rückkehr ins Privatleben trug er schwer. Er lebte nun zumeist auf seinem Lieblingssitz Ellischau, den er von seinem Bruder ererbt hatte, und verfolgte mit fieberhafter Aufmerksamkeit noch von seinem letzten Krankenlager aus die Entwicklung der öffentlichen Dinge und soll noch gehofft haben, wieder an die Macht zu gelangen. Hegte er solche Wünsche oder Pläne, so war ihnen bald durch die verheerende Krankheit, der er nach qualvollen Leiden am 29. November 1895 auf Schloß Ellischau erlag, ein Ziel gesetzt. Er hatte zuletzt nahezu durch fünfzehn Jahre das Staatsschiff gelenkt und hinterließ das Reich, geheilt vom Erbübel der Finanznoth, die österreichische Volkswirthschaft auf dem festen Unterbau der geregelten Währung, des ausreichenden Schutzes für die nationale Arbeit, des Staatsbahnsystems und der socialen Fürsorge in einem blühenderen Zustande als je und eine leistungsfähige, vom Nationalitätenstreit im Wesentlichen noch unversehrte Verwaltung. Der Förderalismus war auf allen Linien geschlagen. Mißlungen war ihm dagegen die wechselseitige Verständigung der Nationalitäten, die sich weiterhin in arger Stammesfeindschaft unversöhnlich gegenüberstanden; keine war befriedigt, das deutsche Volk vor allem von gefährlicher Verbitterung erfüllt. Noch bei seinem Abgang feierte aber der von ihm stets festgehaltene Coalitionsgedanke einen kurzen Triumph.

Der Haß der Parteien, welche sich alle von ihm mißbraucht fühlten, erschwert ein gerechtes Urtheil über sein Lebenswerk. Selbst ein Hohenwart zog dessen Bilanz (in einem Brief an Schäffle vom 11. April 1893) dahin, „daß das Ministerium ohne irgend ein politisches Princip die lange, so überaus günstige Zeit unbenützt verstreichen ließ, und statt, wie dies vielleicht nicht so schwer gewesen wäre, eine definitive Ordnung im Innern herzustellen, bald

dieser, bald jener Partei kleine Concessionen machte und dadurch endlich das Gefühl nicht der Befriedigung, sondern der Dupirung hervorrief". Aber gerade jener unglückselige Staatsmann mußte wissen, daß der Streit der österreichischen Volksstämme um die Macht schon seit Beginn der Verfassungsära die heftigsten Formen angenommen hatte. Dieser Kampf ruhte auch nicht während der sieben Jahre des Ministeriums Auersperg-Lasser. Denn eine gewaltsame Beiseiteschiebung der nationalen Gegensätze ist noch nicht deren Lösung. Die Scheidung in einander haßerfüllt befehdende nationale Parteien und das Bündniß der Slaven und Römlinge gegen die Deutschen waren eine unvermeidliche Evolution, als die Tschechen mit ihren maßlosen Ansprüchen das Abgeordnetenhaus betraten. Ebenso enthält der stete Vorwurf, daß sich Taaffe's Staatskunst durch vollständige Grundsatzlosigkeit ausgezeichnet habe, eine starke Uebertreibung. Seine Politik hatte einen leitenden Grundgedanken. Der Beruf, den der Jüngling gewählt hatte, nahm so vollständig Besitz von ihm, daß er selbst jene Einflüsse überwand, die Bruder und eigenen Sohn in das Lager des tschechisch schillernden böhmischen Feudaladels führten. Er war und blieb von der Zeit, da er unter Bach in die Verwaltung eintrat, bis an sein Lebensende der österreichische Beamte, der mit seinem Vaterlande unlösbar die Vorstellung des Einheitsstaates verband. Er glaubte selbst nicht an den ewigen Frieden unter den verfeindeten Stämmen und die Versöhnung, für die er wirkte, bedeutete ihm nur die Versöhnung mit dem Staate. Er wollte zeigen, daß das Gebäude der Verfassung nicht bloß für die Deutschen, sondern für alle Volksstämme Oesterreichs wohnlich sei. Um der Staatseinheit willen, die sein Leitstern war, glaubte er der culturellen Entwicklung der einzelnen Nationalitäten selbst auf Kosten des Deutschthums, zu dessen Bekennern er auch sich zählte, entgegenkommen zu müssen. Seine für den Staat verhängnißvollste Schuld war, daß er die Tragweite der einzelnen nationalen Zugeständnisse unterschätzte und sich stark genug glaubte, die einmal geweckten Begierden eindämmen zu können. Wenn er den Volksstämmen je nach dem Grade der erreichten Entwicklung Brocken der deutschen Geschäftssprache hinwarf und ihr Schulwesen förderte, so waren ihm damit alle früheren Regierungen vorausgegangen. Daß er aber die Folgewirkung seines Sprachenerlasses vom 19. April 1880 nicht voraussah und im Jahre 1883, er, der Mann der Compromisse, sich selbst untreu, den Tschechen den böhmischen Landtag ohne jegliche Sicherung der deutschen Minderheit überantwortete, war der Grundfehler seiner Politik, der den Staat den schwersten Gefahren überlieferte, die noch immer nicht beschworen sind. Er hielt jedoch auch jenen gegenüber nicht nur an dem einheitlichen Gefüge der Staatsverwaltung fest, sondern gab dem böhmischen Staatsrecht den Todesstoß, indem er diese trotzigen Sonderbündler in langen Jahren der Dienstbarkeit bei schmaler Kost erzog, ihr Heil vom Reichsparlament zu erwarten, und auch die deutschen Ultramontanen, ja selbst den größten Theil des so einflußreichen Feudaladels lehrte, daß die staatsrechtliche Entwicklung in der Decemberverfassung beschlossen sei. Wenn die Krone sich beharrlich den Einflüsterungen feudaler Staatsretter versagte und in der späteren Folge entschlossen den großen Schritt des allgemeinen Stimmrechts wagte, so hat er den Weg gewiesen. Er hielt an der inneren deutschen Amtssprache, durch deren Preisgabe er sich aus seiner gefährlichen Lage retten konnte, unbedingt fest. Ja, er war endlich der einzige österreichische Staatsmann, der je bereit war, die Vorzugsstellung der deutschen Sprache durch ein Gesetz zu schützen. Es muß dies mehr als ein augenblicklicher Schachzug gewesen sein. Aber er hatte aus Kurzsichtigkeit den günstigen Zeitpunkt zur gesetzlichen Regelung dieser Frage

und der wechselseitigen Beziehungen der Volksstämme, der mit dem Scharschmid'schen Antrage gegeben war, versäumt. Er beschleunigte die nationale Entwicklung der katholischen Slaven Oesterreichs; der Fesseln des Absolutismus ledig, hatten sie jedoch schon früher die meisten der vorlängst gegen ihre besondere Cultur aufgerichteten schwachen Dämme niedergerissen. Er festigte die Macht der Krone auf Kosten des Parlaments, aber diese besitzt für Oesterreich eine ungleich wichtigere Aufgabe als anderwärts, und ihr oberstes Schiedsrichteramt hatte die Schmerling'sche „Wahlgeometrie“ in Paragraphen gebracht. Eine tief bedauerliche Kräfteverschiebung zu Ungunsten der Deutschen hat während der 15 Jahre seiner Verwaltung unleugbar stattgefunden. Doch wurden sie in seiner harten Schule für den nothwendigen Kampf gestählt und ihr völkisches Dasein ist im Parlament des allgemeinen Stimmrechts ungleich gesicherter als zur Zeit, da sie ihre Stellung mit einem Gitter von Paragraphen umgaben, voll kindlichen Glaubens, daß ihre Gegner nicht durch diese Stäbe brechen könnten. Ein mächtigerer Werkmeister als er, Rom, hatte den Keil in die Reihen der Deutschösterreicher getrieben, und sicherlich schlugen diesen die verblendete Politik der liberalen Partei, ebenso wie die Verrätherei der Liechtensteine und die Selbstsucht der alpenländischen Bauernschaft die schwerere Wunde. Ein guter Rechner zog er doch die Stärke der die Volksseele bewegenden Antriebe nicht in Rechnung, und so kam es, daß diese ihm und den Parteien das beste Spiel verdarben. An dem Maße selbst des tüchtigsten seiner Gegner und an seinen Nachfolgern gemessen, kann er nur gewinnen. Er war kein großer Staatsmann, denn er löste keines der großen österreichischen Probleme und sorgte, wie er selbst sagte, bloß für den kommenden Morgen. Aber er schaute von der Warte des erfahrenen Menschenkenners den Dingen auf den Grund und ließ sich durch den äußeren Schein nicht blenden. Er sah das Elend der Parteien und bediente sich ihrer als Werkzeuge seines Willens, ohne sich je in ihre Hände zu geben. Hoch über allem stand ihm die Treue, die ihn an seinen kaiserlichen Herrn band. Er erstrebte voll heißen Bemühens das Beste für sein Land und diente ihm voll Hingebung und Selbstlosigkeit. Keine blendende Natur, aber im Grunde voll Wohlwollens und im Besitze jenes Humors, welcher die traurigen Dinge der Erde heiter vergoldet. Ohne feinere geistige und gesellige Bedürfnisse, kannte er nur eine Leidenschaft, die Liebe zu den Geschäften des Amts, der er Muße und Gesundheit opferte. Alles in allem, einer der geschicktesten Regierungsmänner, die je gelebt, und einer der tüchtigsten, die den Habsburgern dienten.

Ueber Taaffe ist bisher nichts von Belang erschienen. Wichtiges Material an Correspondenzen und Acten aus seinem Nachlasse harrt späterer Veröffentlichung. Daten geben Rogge, Oestreich von Vilagos bis zur Gegenwart, 3. Band, 1873, Kolmer, Parlament und Verfassung in Oestreich, 5 Bände, 1902—1909; etwas Ausbeute 30 Jahre aus dem Leben eines Journalisten, Wien, 1895, und die Memoirenwerke von Beust, Hasner, Schäffle. Den besten Ueberblick bietet Denis, La Bohème dep. la mont. blanche, 2. Band, Paris 1903. Graf Taaffe, Leipzig, 1889, ist eine officiöse Vertheidigungsschrift.

Alfred Fischel.

Thiersch *): Karl Th., Chirurg, wurde geboren zu München als der zweite Sohn des bekannten Philhellenen (s. A. D. B. XXXVIII, 7 f.). Er wuchs im elterlichen Hause auf, besuchte das Gymnasium und bezog 1838 die Universität München. Nach Vollendung des Bienniums 1840 widmete er sich dem Studium der Medicin und setzte dasselbe 1844 in Berlin und Wien fort.

---

*) Zu Bd. LIV, S. 687.

1844—46 war er Assistent an der unter Rothmund's Leitung stehenden chirurgischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses in München. Hier entwickelte sich seine Neigung zur Chirurgie. Seine chirurgischen Kenntnisse erweiterte er 1847 gelegentlich eines halbjährigen Aufenthaltes zu Paris und namentlich später im J. 1850, wo er einen dreimonatlichen Urlaub benutzte, um unter Strohmeyer's Leitung als freiwilliger Arzt in dem Feldzug in Schleswig-Holstein mitzuwirken. Hierselbst hatte er vielfach Gelegenheit, größere Operationen unter Anleitung eines Meisters selbständig auszuführen. 1848 erhielt er die Stelle als Prosector in München und habilitirte sich mit einer Arbeit über Pyämie. In den folgenden Jahren las er namentlich auch über anatomische Fächer und hielt stark besuchte pathologisch-anatomische Demonstrationen ab. 1854 wurde er zum Extraordinarius ernannt und 1855 erhielt er als Ordinarius an Heyfelder's Stelle die Professur der Chirurgie und Augenheilkunde zu Erlangen, sowie die Leitung der dortigen chirurgischen Klinik. Die bescheidenen Verhältnisse Erlangens ließen ihm hinreichend Muße, seine große Arbeit über den Epithelialkrebs zu vollenden. Im J. 1867 übernahm er an Günther's Stelle die Professur der Chirurgie in Leipzig, sowie die Direction der chirurgischen Klinik. Den Feldzug 1870 machte er als consultirender Generalarzt beim 12. (sächsischen) Armeecorps mit. Seitdem wirkte Th. bis zu seinem am 28. April 1895 erfolgten Tode als akademischer Lehrer und Krankenhausarzt. 1855 hatte er sich mit der zweiten Tochter Justus v. Liebig's, Johanna, verheirathet. Aus der Ehe entstammten vier Töchter und zwei Söhne.

Th. ist verhältnißmäßig spät in die chirurgische Praxis eingetreten. Dabei ist ihm aber die jahrelange Beschäftigung mit den Zweigen der Anatomie, Histologie, Entwicklungsgeschichte und besonders der pathologischen Anatomie in hervorragender Weise für seine späteren chirurgischen Arbeiten, sowie für die Operationstechnik zu Statten gekommen. Seine sämmtlichen größeren wissenschaftlichen Arbeiten sind auf gründlichen anatomischen Kenntnissen aufgebaut und letztere befähigten ihn wieder, die Fragen der allgemeinen Chirurgie von einem höheren Standpunkt aus zu beurtheilen. Ohne chronologisch seine Arbeiten zu sichten, greifen wir zunächst diejenigen heraus, die sich mit der Wundheilung beschäftigen. In der Abhandlung über „Die feineren anatomischen Veränderungen nach Verwundung der Weichtheile“ (Handlehrbuch von Pitha und Billroth, 1873) schildert Th. die histologischen Veränderungen bei der Wundheilung. „Auf Grund experimenteller Untersuchungen, unterstützt durch seine virtuose Herstellung von Gefäßinjectionspräparaten, hat hier Th. zum ersten Male eine wirklich systematische Darlegung der Vorgänge bei der Wundheilung gegeben. Er hat gezeigt, wie die verschiedenen Arten der Wundheilung auf einheitlichen einfachen Processen beruhen, wie die unmittelbare Verklebung von Wundflächen zu Stande kommt, wie ein Saftstrom sofort die Wundspalte durchströmt (plasmatische Circulation), in welcher Weise und wie schnell die Neubildung der Gefäße erfolgt u. s. w.“ (Landerer.) — Das genaue Studium dieser Vorgänge, insbesondere der Ernährungsbedingungen für gefäßlose Gewebe, legte den Grund zu seinem für die chirurgische Praxis bedeutsamsten Werk, „Die Methode der Hautverpflanzung“ (1886). In dieser hat er ein Verfahren geschaffen, nach welchem große Strecken des Körpers, die ihr Epithel verloren hatten, von neuem sicher und dauernd mit Epithel überzogen werden können. Reverdin verpflanzte die Haut in ihrer ganzen Dicke, und zwar auf granulirende Flächen. Der Erfolg war sehr unsicher, denn der größte Theil der aufgesetzten Hautstücke fiel wieder ab, andrerseits wurden die Stellen, an denen die Haut zur Transplantation weg-

genommen war, schwer geschädigt und brauchten lange Zeit zur Heilung. Ferner konnte man in der Mehrzahl der Fälle die aufzusetzende Haut nicht vom Patienten selbst nehmen, sondern mußte dieselbe anderen gesunden Leuten ausschneiden. Im Gegensatz hierzu verlangt Th., daß die Hautstücke so dünn wie möglich genommen und auf eine frische Wundfläche aufgesetzt würden. Die Vortheile liegen auf der Hand. Diese papierdünnen Hautstreifen werden viel leichter durch plasmatische Circulation ernährt. Die überpflanzten Hautstücke heilen in acht bis zehn Tagen an. Sie können von einer anderen Hautstelle desselben Patienten entnommen werden. Die dadurch entstehende oberflächliche Verletzung heilt in kurzer Zeit. Die Methode der Hautverpflanzung hat in dieser verbesserten Form eine ausgedehnte Anwendung in der Chirurgie erfahren. Bei allen größeren Hautdefekten, wie nach umfangreichen Brandverletzungen, Zerstörung der Haut durch Wundrose, bei ausgedehnten Fußgeschwüren u. s. w. ist sie anwendbar. Binnen wenigen Wochen können die Patienten durch die Thiersch'sche Transplantation dauernd geheilt werden. „Sollte je eine Zeit kommen, wo man die bahnbrechenden Untersuchungen von Th. über die Wundheilung und über die histologischen Verhältnisse des Krebses auch nicht mehr in dem Grade als bedeutsam anerkennen sollte wie heute, so werden doch die Thiersch'schen Transplantationen für alle Zeit dem Namen des Erfinders einen ehrenvollen Platz in der Chirurgie sichern.“ (Bardeleben.)

Die Arbeiten entwicklungsgeschichtlichen Charakters beginnen mit Beschreibung eines Falles von „Bildungsfehlern der Harn- und Geschlechtswerkzeuge eines Mannes“ (1852). Bei seinen späteren Operationsmethoden der Mißbildung der Genitalien, den Operationen der Hypospadie und Epispadie und besonders der bis dahin für unheilbar geltenden Ectopia vesicae verleugnet sich nicht der Kenner der Entwicklungsgeschichte, der streng geschulte Anatom und Histologe, wenn er feststellt, daß nur mit echtem Epithel ausgekleidete Hohlräume und Gänge Aussicht auf dauernden Bestand haben, daß man bei der Operation solche epithelbekleidete Höhlen schaffen müsse. Die erfolgreiche Behandlung der eben erwähnten Erkrankungen förderte er namentlich auch durch Ausbildung sogenannter plastischer Operationsmethoden. Die durch Wegnahme größerer Hautstücke entstandenen Hautdefekte wurden durch seine verbesserte Transplantation gedeckt und so konnte er namentlich auf dem Gebiete der Rhinoplastik hervorragende Erfolge erzielen. — Sein Werk über den „Epithelialkrebs, namentlich der Haut“ (1865) ist die Frucht sorgfältiger jahrelanger pathologisch-anatomischer Studien. Im Vorwort sagt er: „Ich habe entgegen der herrschenden Ansicht nachzuweisen gesucht, daß keine Nöthigung vorliegt, jene zelligen Gewebe, denen der Epithelkrebs seinen Namen verdankt, vom Bindegewebe abzuleiten, und daß vielmehr überwiegende Gründe für den epithelialen Ursprung dieser charakteristischen Zellform sprechen.“ Der hier versuchte Nachweis stützt sich zum guten Theil auf die Anschauung, daß Haut- und Schleimhautepithel nebst Abkömmlingen einerseits und gefäßhaltiges Bindegewebsstroma andererseits zwei von der frühesten embryonalen Entwicklung her getrennte histogenetische Factoren seien, Factoren, welche selbständig und gleichberechtigt einander gegenübergestellt, sich gegenseitig ergänzen, ohne ineinander überzugehen. Th. hat die damals herrschende Virchow'sche Lehre, daß die Krebszellen im Bindegewebe entstehen können, vollständig widerlegt. Die scharfe Trennung, die von den frühesten Stufen der Entwicklung des Embryo zwischen dem Epithel auf der einen und dem Bindegewebe auf der anderen Seite physiologisch besteht, übertrug er also auf das Gebiet der Pathologie und wies dem Epithelkrebs die ihm zukommende Rolle in ana-

tomischer und klinischer Beziehung zu. „Welche bedeutende Wirkung dieses Werk damals ausübte, kann man am besten daraus entnehmen, daß Billroth, der bis dahin auf dem Virchow'schen Standpunkt gestanden hatte, sofort die Ergebnisse in warmen Worten anerkannte. Auch die Praxis ist bei diesem scheinbar rein theoretischen Werk nicht zu kurz gekommen. Th. hatte gezeigt, daß man bei der Operation des tiefen infiltrirten (Lippen-) Krebses sich mindestens 1 ½ cm von der sichtbaren Grenze des Erkrankten entfernt halten muß, um alles Pathologische zu entfernen." (Landerer.)

Auch bei der Krebsarbeit leistete Th. seine Injectionsmethode gute Dienste, über die noch ein Wort zu sagen ist. In der Erlanger Zeit bildete Th. im Verlauf mehrerer Jahre eine Methode der Injection kleinster Blutgefäße aus, in der er Meister geblieben ist. Er nahm kleine Säugethiere, Reptilien und Vögel, wie Ratten, neugeborene Katzen, Schlangen, Hechte, Elstern u. a. und füllte die Arterien sowohl wie auch die venösen Gefäße, bei manchen Thieren auch beide Gefäßsysteme, mit verschieden gefärbten Leimlösungen. Ja, bei den Lebern einzelner Thiere hat er sogar eine dreifache Injection mit drei verschieden gefärbten Farblösungen erzielt. Die sorgfältig gehärteten Präparate schnitt er dann mit eigener Hand — Mikrotome und sonstige Hülfsmittel gab es in den fünfziger Jahren noch nicht — und legte sie in Kanadabalsam ein. Ein Beweis für die staunenswerthe Sorgfalt und Technik ist es, daß noch heute, nach 50 Jahren, die Präparate den gleichen wundervollen Anblick gewähren wie zur Zeit ihrer Herstellung. Thiersch's fleißige und freigebige Hand versorgte in der damaligen Zeit wohl alle anatomischen Anstalten Deutschlands und viele des Auslands mit Sammlungen solcher Präparate. Noch heute gelten sie als eine Zierde der Präparatensammlungen. Besonders bewundert wird die auf diese Weise dargestellte feinste Verzweigung der Gefäße des Auges neugeborener Katzen. Man kann sich wohl vorstellen, daß für Th. die vollendete Injectionstechnik sowohl bei der Arbeit über die Wundheilung wie über den Epithelialkrebs von wesentlichem Vortheil war. Die Zeichnungen zu dem letzteren Werk sind von der geschickten Hand Schröns, späterem Professor der pathologischen Anatomie in Neapel, hergestellt.

Dem Bestreben, das Wesen des Epithelialkrebses zu erforschen, folgten Versuche, die Heilung dieser Krankheit herbeizuführen. Th. hörte während keiner Zeit seiner chirurgischen Thätigkeit auf, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. Hauptsächlich versuchte er auf dem Wege sogenannter parenchymatöser Einspritzungen der verschiedensten Heilmittel, besonders mit Höllensteinlösungen, einen Schwund der Neubildungen herbeizuführen. Die Erfolge waren jedoch bei Krebs keine günstigen. Dagegen waren solche Injectionen bei ulcus phagedaenicum von dem schönsten Erfolge begleitet. — Der Erforschung des Wesens bestimmter Infectionskrankheiten war eine weitere umfassende Thätigkeit Thiersch's gewidmet. Gelegentlich der fürchterlichen Choleraepidemie zu München im J. 1854 begann er eine auf mühevolle Experimente begründete, von der französischen Akademie preisgekrönte Arbeit über „Infectionsversuche an Thieren mit dem Inhalt des Choleradarmes" (erschienen 1856). Er brachte auf eine sinnreiche Weise weiße Mäuse mit den Dejectionen Cholerakranker in Berührung. Th. schloß aus seinen Beobachtungen, daß der Infectionsstoff nicht flüchtiger Natur sei und daß er an dem getrockneten Rückstand des Cholerastuhls hafte. Er war somit der erste Contagionist, der lange vor Entdeckung des Cholerabacillus auf Grund experimenteller Forschung den Cholerastuhl mit Sicherheit als den Träger eines fixen Ansteckungsstoffes nachwies.

Schon früher, gelegentlich seiner Thätigkeit als Prosector, war Thiersch's Aufmerksamkeit auf das Studium der Pyämie gelenkt worden. Wir haben

heute keine Vorstellung mehr davon, welche Bedeutung diese fürchterliche Krankheit damals für die Spitalspraxis hatte. 80% aller Wunden wurden in der Nußbaum'schen Klinik in München vom Hospitalbrand befallen. Das Erysipel war so an der Tagesordnung, daß man es beinahe als einen normalen Vorgang betrachtet hätte. Es war in der Münchner Klinik zum Grundsatz geworden, keine Kopfwunde mehr zu nähen. Von 17 Amputirten starben in einem Jahr 11 allein an Pyämie. Complicirte Fracturen waren an der Münchner Klinik kaum noch zu sehen, denn entweder wurde sofort amputirt oder bereits nach wenigen Tagen war Eiterinfection, Spitalbrand, Septikämie, die Ursachen des eintretenden Todes. Aehnlich stand es bei anderen großen Kliniken. Th. mußte deswegen die Entdeckung des Schotten Lister mit Enthusiasmus begrüßen, der nachwies, daß bei einer zweckmäßigen Verwendung der Carbolsäure beim Wundverband jene fürchterliche Complikation, die Pyämie, zum großen Theil vermieden werden könne. Th. schickte im J. 1868 seinen Assistenten Dr. Joseph nach Edinburg, um die Lister'sche Methode an Ort und Stelle kennen zu lernen. In seiner Abhandlung über „Klinische Ergebnisse der Lister'schen Wundbehandlung" und „Ueber den Ersatz der Carbolsäure durch die Salicylsäure" entwickelt Th. historisch die antiseptische Wundbehandlung im Vergleich zur Wundbehandlung früherer Jahrhunderte. In der Einleitung stellt er sich auf die Seite derer, welche glauben, daß durch die Einwirkung der atmosphärischen Fermente die Vorbedingungen für Sepsis, Hospitalbrand, Pyämie gegeben sind. Er erkennt schon damals, daß durch die chemische Zersetzung unter dem Einfluß der Fermente Giftstoffe frei werden, und daß die Fermente nicht als solche giftig seien. Das war zu einer Zeit, da man noch nichts von Staphylococcen und Streptococcen wußte. Der einzige bis dahin bekannte Infectionserreger war der Milzbrandbacillus. Wie hat sich durch die antiseptische und später die aseptische Wundbehandlung alles geändert! Zur Heilung einer Mamma-Amputation gehörte früher ein viertel bis ein halbes Jahr, jetzt acht bis zehn Tage. Zur Heilung von Wunden nach größeren Amputationen gehörten ebenfalls mehrere Monate, jetzt ist eine solche Wunde in zehn bis vierzehn Tagen gut geheilt. Ein Todesfall durch Infection einer frischen Wunde kommt heutzutage an einer gut geleiteten Klinik überhaupt kaum mehr vor. Th. war einer der Ersten, der die neue Methode der Wundbehandlung in Deutschland einführte und hatte die Genugthuung, alsbald den völligen Umschwung iu den Resultaten der Behandlung zu erleben.

Dies die Hauptarbeiten Thiersch's auf chirurgischem Gebiete. Man erkennt ohne weiteres, daß es Fragen der allgemeinen Chirurgie sind, denen sein Hauptinteresse gegolten hat. Aber auch auf dem Gebiete der speciellen Chirurgie ist er äußerst fruchtbar gewesen, wenn dies auch in seinen Veröffentlichungen nicht so hervortrat. Die zunehmende Hospitalpraxis in der Leipziger Zeit ließ ihm keine Muße mehr, in größerem Maßstab litterarisch thätig zu sein. Viele Methoden und Modifikationen von Methoden, die von ihm ausgebildet wurden, sind nicht veröffentlicht worden, so namentlich manche sinnreichen Methoden der Verbandstechnik. Auf dem Gebiete der speciellen Chirurgie veröffentlichte er — vielfach gelegentlich von Demonstrationen auf den Chirurgencongressen — Arbeiten über die Behandlung cavernöser Angiome durch galvanokaustische, punktförmige Ustion, Modifikation der Elbogenresection, die Ogston'sche Operation des genu valgum, Beitrag zur Lehre der Pseudarthrosen, Massenligatur und Perlnaht, Combination von Rosenkranz und Perlnaht, Arthritis des Fußgelenkes, Jodoform als Antisepticum und Antituberkulosum, Bericht über O' Dwyer's Intubation of Larynx bei Diphteritis. Aus früherer Zeit stammen die Veröffentlichungen über die Phosphornekrose der Kieferknochen und

Fälle von Transfusion. Von besonderer praktischer Bedeutung war seine neue Methode der Nervenextraction.

„Interessant", sagt Landerer, „war Thiersch's Art, wissenschaftlich zu arbeiten. Manche Themen hat er jahrelang mit eisernem Fleiß und peinlichster Kleinarbeit bearbeitet und bearbeiten lassen, so die Krebsfrage, die Wundheilung; ebenso hat er auf dem Gebiet der chirurgischen Tuberkulose lange Jahre histologisch und therapeutisch gearbeitet. Doch genügten ihm hier die Ergebnisse nicht zur Veröffentlichung. Andere Male — Transplantation, Nervenextraction — waren es fast momentane Inspirationen, die ihn mühelos das finden ließen, wonach andere jahrelang vergeblich gestrebt hatten. Seiner Thätigkeit als Operateur konnte man seinen Entwicklungsgang, den Uebergang von theoretischen Fächern zur Praxis sein ganzes Leben lang anmerken. Er war in seinem chirurgischen Handeln frei von Handwerksgriffen und Kniffen; er verfuhr als ein stets frei schaffender Künstler. Sein Operiren war unmittelbar angewandte Anatomie und pathologische Anatomie. Bei seiner phänomenalen Kenntniß der Anatomie konnte er sich dies erlauben, den Operationsplan unmittelbar auf die Diagnose aufzubauen. Ueberblicken wir die lange Reihe großer und zum Theil epochemachender Arbeiten, so tritt uns stets wieder dieselbe Wahrnehmung entgegen, wie Th. es verstand, die Ergebnisse methodischer, theoretischer und systematischer Untersuchungen von höheren Gesichtspunkten aus zu sichten, zusammenzufassen und für die chirurgische Praxis zu verwerthen. Wenn wir den, der völlig neue, große Gesichtspunkte gewinnt, dem Wesen nach neue Methoden ersinnt und einführt, als genial bezeichnen, so dürfen wir Th. mit Recht als den originalsten und genialsten deutschen Chirurgen der letzten Jahrzehnte bezeichnen."

In seiner Eigenschaft als Oberarzt an der chirurgischen Abtheilung des Krankenhauses in Erlangen und später in Leipzig und als Director der chirurgischen Klinik hat Th. außerordentlich segensreich gewirkt. Bei Erledigung der Leipziger Professur im J. 1866 wurde von der Facultät auf die Berufung eines Mannes gedrungen, welcher der organisatorischen Aufgabe eines Hospitalbaues gewachsen sei. Th. hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen in vollstem Maße erfüllt. Als er 1867 die Professur übernahm, fand er in dem alten Jakobs-Hospital wohl das ungesündeste und gefährlichste Hospital, welches überhaupt existirte. Der Hospitalbrand, das Erysipel hatten sich so stark in den alten Räumen eingenistet, daß auch die kleinste Operation mit Lebensgefahr für den Patienten verbunden war. So entwarf Th. im Verein mit Wunderlich die Pläne für ein neues Krankenhaus. Er führte nach amerikanischem Vorbild als der Erste in Europa das Barackensystem ein. Das Krankenhaus wurde eine Musteranstalt. Er sorgte für schöne weite, helle Räume. Eine peinliche Sauberkeit war die unmittelbare Folge. Die Stationen durften höchstens zu zwei Drittel der möglichen Belegzahl gefüllt werden. Aus dem Bestreben, den Kranken möglichst viel frische und gesunde Luft zu verschaffen, ging die Einrichtung einer sogenannten Luftbude zwischen den beiden Kinderbaracken hervor. Eine weitere Hauptsorge galt der guten Ernährung der Patienten. So setzte er es durch, daß jeder Kranke pro Tag 40 gr Butter erhielt, und als auf sein Betreiben eine neue Kostordnung eingeführt wurde, ist es hauptsächlich wieder durch seine Bemühungen erreicht worden, daß zur Ernährung Schwerkranker und Operirter überhaupt alles geliefert wurde, was nur irgendwie zur besseren Ernährung des Kranken beizutragen geeignet war. Bei den täglichen Rundgängen durch die Krankenräume galt seine Aufmerksamkeit nicht allein den Patienten. Mit einem Blick erkannte er, ob überall Ordnung und Sauberkeit herrsche. Auch die Nebenräume der einzelnen

Stationen wurden von Zeit zu Zeit von ihm besucht, und wenn er auch über einen ungünstigen Befund fast nie ein tadelndes Wort sprach, so wußten doch der Stationsarzt und die Schwester ganz genau, was ein bestimmter Blick von ihm zu bedeuten habe. Für seine Kranken hatte Th. ein erstaunlich gutes Gedächtniß. Er kannte fast alle seine Patienten, die überhaupt auf der Abtheilung lagen. Er wußte ganz genau, in welchem Zustand dieser oder jener sich befand, ja, für viele Fälle gab er bis ins einzelne an, in welcher Weise sie gelagert und verbunden werden sollten. Schwierige Fälle behandelte er nicht selten längere Zeit selbst, so daß er jeden Tag zum Verbandwechsel nach der Station kam oder sich die Kranken nach dem Operationssaal kommen ließ. Hierbei hatte man nun reichlich Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Untersuchung derselben und ihrer Behandlung genau kennen zu lernen. Die zarte und weiche Hand vermied bei der Untersuchung kranker Theile alle schnellen und hastigen Bewegungen; mit der vollen, flachen Hand wurde das zu untersuchende Glied nach dieser oder jener Seite gedreht oder leichte Beugungen und Streckungen in den erkrankten Gelenken versucht, aber ja recht mit Bedacht. Bei leichten Schmerzensäußerungen wurde die Untersuchung auf andere Weise fortzusetzen versucht. Wirklich schmerzhafte Untersuchungen nahm er nur dann vor, wenn sie zur Stellung der Diagnose und vor allem der Therapie halber unbedingt nöthig waren. Die genaue Betrachtung der erkrankten Körpertheile, die langsame und bedächtige Art der Untersuchung, bei der schon jeder Laie erkennen mußte, daß nicht zu viel und nicht zu wenig geschah, die ruhige Entschlossenheit und Bestimmtheit, die er in wenigen Worten über Diagnose und Therapie zum Ausdruck brachte, erweckten das unbegrenzte Entgegenkommen und Vertrauen seiner Kranken. Thiersch's Lieblingsstation war die Kinderbaracke. Hier konnte er sich ohne Rückhalt den Einzelnen hingeben. Er behielt seine kleinen Patienten alle im Gedächtniß, pflegte sie auch wieder anzureden und in Betreff ihres Befindens zu befragen, wenn sie ihm nach ihrer Entlassung gelegentlich in der Stadt begegneten. Dafür war aber auch der „Herr Geheimrath" von seinen Pflegebefohlenen innig verehrt und es war ein Fest für sie, wenn sie ihm einmal bei einem Geburtstage oder sonstigem Anlaß durch eine kleine Aufmerksamkeit ihre Zuneigung ausdrücken durften.

Bei der Abhaltung seiner Klinik ging er von großen Gesichtspunkten aus. Er wollte seinen Hörern ein allgemeines Verständniß für die Chirurgie verschaffen. Sie sollten die Diagnose, die Indicationen, den Verlauf, sowie die Prognose auch für die schwierigeren und seltneren chirurgischen Fälle in der Klinik an der Hand eines überaus reichen und interessanten Materials beurtheilen lernen, während er sozusagen das alltägliche Brod der kleinen Chirurgie, die Behandlung von Panaritien, Abscessen, kleinen Wunden u. s. w. mit Vorliebe den in seinem Auftrag abgehaltenen vorbereitenden Kursen überließ. In diesen sollten sich die Studenten zunächst die Grundbegriffe der Chirurgie aneignen. Dann konnten sie mit Verständniß und Nutzen in seiner Klinik den Demonstrationen und Vorträgen folgen. Für sie, nicht für die Anfänger hielt Th. seine Klinik. Daher waren es fast immer auch die jüngsten Semester, welche den Muth hatten, in dieser Klinik mit den denkbar geringsten Vorkenntnissen als Praktikanten aufzutreten, die seine vernichtende, aber stets humorvolle Kritik traf. — „In seinen klinischen Vorträgen und im Verkehr mit seinen Assistenten zeigte sich als eine der hervorragendsten Eigenschaften Thiersch's seine große Wahrheitsliebe. Er gehörte nicht zu den Chirurgen, die stets das finden, ‚was sie erwartet hatten'. Ohne sich selbst im geringsten zu schonen, gestand er jeden Irrthum ein, legte dar, wie er zu der unrichtigen Auffassung gekommen war und zeigte, wie man hätte anders verfahren sollen."

(Landerer.) „Th. zählte zu den Lehrern, deren wohlwollendes Wesen auf ihre Schüler veredelnd gewirkt und jegliche Aeußerung rohen Sinnes von vornherein zurückgedrängt hat. Er hatte die schönste Eigenschaft großer Aerzte, er war feinfühlig und durch und durch menschlich in seiner Gesinnung. Unter den vielen Tugenden von Th. war diese vielleicht die hervorragendste, und doch hat er auch sie auf das sorgfältigste zu verbergen gesucht. Er hat jeden seiner Kranken persönlich auf dem Herzen getragen, ist, wenn schwere Fälle dalagen, zu den ungewohntesten Stunden nach dem Spital hingeeilt und wenn einmal eine große Operation wider sein Erwarten einen ungünstigen Ausgang nahm, so brauchte er oft Tage und Wochen, bis er sich damit innerlich abgefunden hatte." (His.)

Thiersch's geistige Interessen waren mit seinen Fachkenntnissen keineswegs erschöpft. Er liebte es, sich in bestimmte Probleme zu vertiefen, auch dann, wenn sie seinem Berufsgebiete fern standen. Seine Erlanger Rectoratsrede über Lehren und Lernen und besonders seine Hamletglossen zeigen, wie gern er sich auch in die Probleme des menschlichen Seelenlebens versenkt hat. Auch auf historischem Gebiet hat sich Th. versucht, wie seine Leipziger Rectoratsrede über „Altes und Neues über die drei großen Hospitäler Leipzigs" beweist.

„Th. liebte es, seine guten Eigenschaften mit dem Mantel trocknen Humors zu verhüllen. Wer den so gewissenhaften Mann nicht bei der Arbeit sah, der mochte wohl über seinen inneren Ernst im Unklaren sein. Dafür hatte er aber auch für die Eitelkeit und Zudringlichkeit Anderer ein empfindliches Organ. Wo ihm diese Eigenschaften entgegentraten, da konnte er deren Träger durch vornehme Zurückhaltung oder durch treffende Bemerkungen gehörig von sich weisen." (His.) „Vielen galt Th. als ein strenger, kalter, witziger Mann. Die solches behauptet haben, waren im Irrthum. Sein oft beißender und scharf treffender Witz entsprang wie aller wahre Humor, einem tief fühlenden Gemüth. Niemals war es seine Absicht, zu verletzen." (Bardeleben.) „Th. war einer der wirkungsvollsten Redner. Was er leisten konnte, das pflegte er auf den Chirurgencongressen zu zeigen. Nicht zum mindesten wurde die Wirkung seines Redens gehoben dadurch, daß er wie selten einer zu schweigen verstand. So ist es nicht zu verwundern, daß Th. eine der populärsten Figuren des Chirurgencongresses war. Wenn Th. würdevoll nach der Rednertribüne schritt, so entstand sofort die tiefste Stille. Wußte doch jeder, daß, was Th. vorzubringen hatte, nach Form und Inhalt gleich vorzüglich war, daß er nie wegen einer Kleinigkeit zum Worte griff." (Landerer.)

Den Eindruck seiner Persönlichkeit schildert sein langjähriger Facultätscollege His wie folgt: „Aus einer berühmten Gelehrtenfamilie stammend, hat Th. von Hause aus den Sinn mitgebracht für gründliches Wissen und für feines geistiges Verständniß. Er besaß den strengen Wahrheitstrieb und die unabhängige Gesinnung eines echten Gelehrten." „Bei aller Neigung zu geistigem Grübeln war aber Th. ein scharfer Beobachter und voll von gesundem Menschenverstand. Mit solchen Eigenschaften ausgestattet, entwickelte er sich leicht zu einem erfahrenen und klugen Menschenkenner." „Er gehörte zu jenen harmonisch begabten und durchgebildeten Naturen, welche jeder an sie herantretenden Aufgabe gleich gut gerecht zu werden vermögen. Als Gelehrter, Forscher und Arzt, im Friedens- und im Kriegsdienste, sowie auch hinwiederum in Verwaltungsangelegenheiten füllte er überall seinen Platz aus und leistete Vorzügliches. Niemals drängte er sich vor, sondern er ließ Menschen und Dinge an sich herankommen. Nichts lag ihm ferner als das Prunken, sei es mit Gelehrsamkeit oder mit einem anderen seiner inneren Vorzüge." „Thiersch's Persönlichkeit hat sich in ihrer überlegenen Bedeutung einem jeden von der

ersten Begegnung ab kenntlich gemacht. Seine feste Haltung, sein klares und sicheres Urtheil haben ihm in allen Kreisen großes Ansehen verschafft. Unter den chirurgischen Fachgenossen und in unseren akademischen Behörden baute man auf seine Stimme als auf eine in allen schwierigen Fragen entscheidende."

Auch in militärischen Kreisen war Th. eine hoch angesehene Persönlichkeit. Im Feldzug 1870 erwarb er sich Verdienste nach der Schlacht von Sedan durch Einrichtung eines musterhaften Lazareths in Douzy, woselbst deutsche sowohl wie französische Soldaten verpflegt wurden. Später dem Hauptquartier des Prinzen Georg, nachmaligen Königs von Sachsen zugetheilt, war er ein geschätzter Rathgeber und beliebter Gesellschafter bei den täglichen Zusammenkünften. Mit dem Militär blieb er durch die seiner Klinik zugetheilten militärärztlichen Assistenten bis zu seinem Ende in steter Fühlung. Nicht minder hochgeschätzt war Th. in den Kreisen der Stadt, mit denen er durch seine amtliche Stellung und als Arzt in mannichfache Berührung trat. Ein Trinkspruch von ihm bei einem öffentlichen Mahle galt als ein Ereigniß. Seine geflügelten Worte und Bonmots gingen und gehen noch heute — viele allerdings, ohne die seinigen zu sein — in alle Welt. Wenn er Abends in der „Harmonie" seine Billardpartie mit gewohnter Meisterschaft spielte, so umgab ihn stets ein Kreis, der auf irgend eine charakteristische Aeußerung, ein Kind seines Humors lauerte, um es sofort mit Windeseile durch die ganze Stadt zu colportiren. Im häuslichen Kreis als pater familias konnte Th. seine herrlichen Eigenschaften ganz entfalten. Sein gemüthvolles Wesen, seine Menschenfreundlichkeit, die Gabe der Erzählung verbreitete einen wohlthuenden Glanz auf das Familienleben. Wer den Vorzug hatte, an den offenen Mittwochabenden in den 70er und 80er Jahren das heitere und harmlos-gastfreie Haus Thiersch's kennen zu lernen, wird sich diesem Zauber nicht haben entziehen können. Eine zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln trauerte um den zu früh Verstorbenen. In seinem reichen Leben sind Th. die mannichfachsten Ehrungen zu Theil geworden. Er war Ehrenmitglied zahlreicher gelehrter Körperschaften, Ehrenbürger der Stadt Leipzig und Inhaber mehrerer hoher Orden. Sein Andenken wird in der Wissenschaft und in der Familie fortleben.

A. Landerer, Nekrolog; Münchener Medicinische Wochenschrift, 1895. — Adolf v. Bardeleben, Nachruf; Deutsche Medicinische Wochenschrift, 1895, Nr. 19. — Wilhelm His, Karl Ludwig und Karl Thiersch, akademische Gedächtnißrede; München 1895, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 164 und 165. J. Th.

Treitschke *): Heinrich Gotthard von T., der Geschichtschreiber der Deutschen zur Zeit Bismarck's, geboren zu Dresden am 15. September 1834, † zu Berlin am 28. April 1896, war der Sproß einer böhmischen Familie, die bald nach der Schlacht am weißen Berge, weil sie sich in ihrem evangelischen Glauben bedrängt sah, die Heimath verließ und nach Kursachsen auswanderte. Der Name lautete früher Treschky und ist eines Stammes mit dem aus Schiller's „Wallenstein" bekannten Familiennamen Terzky. In den beiden bis zur Geburt Treitschke's verflossenen Jahrhunderten war das Geschlecht längst gut deutsch und insbesondere gut sächsisch geworden, was nicht ausschließt, daß sich in seinem größten Sohne hin und wieder tschechische Züge zeigen. T. selbst nennt die Tschechen des öfteren den genialsten der slavischen Stämme, und man wird kaum fehl gehen, wenn man in dieser wohlwollenden Wendung die Stimme des Bluts erkennt. Im wesentlichen hat T. sich jedoch

*) Zu Bd. LIV, S. 709.

als Sprößling des geistesmächtigen obersächsischen Stammes gefühlt und damit auch ohne Frage das Richtige getroffen. Ein Großoheim von ihm war Hofdichter am Wiener Burgtheater und ein Freund Beethoven's, dem er den Text zum „Fidelio“ schrieb. Der Großvater Treitschke's starb 1804 als Hof- und Justizrath in Dresden. Seine Söhne wurden am 25. Juli 1821 durch König Friedrich August von Sachsen in den Adelstand erhoben. Der eine dieser Söhne, Eduard Heinrich, geboren 1796, der Vater Treitschke's, war bei der Geburt dieses seines Sohnes Husarenlieutenant. Er war seit dem 23. Mai 1832 mit Marie v. Oppen (geboren 1810) verheirathet, der Tochter eines kgl. sächsischen Cavalleriemajors und entfernten Verwandten des aus den Befreiungskriegen rühmlichst bekannten preußischen Reiterführers dieses Namens, die zu ihren Ahnen auch Franz v. Sickingen zählte. Der Vater war eine sonnige Natur mit regen litterarischen Interessen, die Mutter trübe veranlagt, aber auch nicht ohne schöngeistige Neigungen. Sie schwärmte für den Dichter des Heimathslands ihrer Familie, der Mark, für Willibald Alexis, und flößte wohl ihrem Sohne die Zuneigung für diesen Poeten ein, die sich noch in seinem letzten Geschichtswerke stark äußerte. Sie lenkte den Knaben auch zuerst auf den Dichter, der einer seiner Lieblinge wurde, auf Heinrich v. Kleist, indem sie ihm vom „Käthchen von Heilbronn“ erzählte, mit dem sich für sie glückliche Erinnerungen verknüpften. Das Geburtshaus Treitschke's steht in der Weißen Gasse. Er hatte noch eine ältere und eine jüngere Schwester, und im J. 1845 wurde ihm auch noch ein Bruder, Rainer, geboren.

T. genoß zuerst häuslichen Unterricht. Zu Ostern 1842 kam er auf die Kaden'sche Privatknabenschule in der Neustadt am Markt. Bald darauf befielen ihn die Spitzpocken, im November 1842 die Masern, zu denen sich eine Drüsenentzündung gesellte. Die Drüsenschwellung trat nicht mehr zurück und verengte ihm den eustachischen Gehörgang. Die sich daraus ergebende Schwerhörigkeit wurde dem überaus lebhaften Knaben anfangs als Zerstreutheit ausgelegt. Zu spät suchte man Abhülfe zu schaffen. Das Gehörübel wurde das große Leiden seines Lebens. Der Schmerz darüber klingt auch wohl aus einem Worte in seinem „Heinrich v. Kleist“ hervor: „Wie viele flattern dahin ihr Leben lang, wie mit gelähmter Schwinge, weil ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall sie ausschließt von dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten.“ Er träumte wohl in seiner Jugend ein großer Held zu werden. Nichts ging dem Kinde über die Erzählungen vom alten Blücher, unter dem sein Vater einst gestanden hatte. In einen alten Mantel gehüllt, seinen „Blüchermantel“, pflegte er seinen Geschwistern mit kräftigem Pathos von Kämpfen und Schlachten und von den Kugeln, die ihm den Mantel durchlöchert, zu erzählen. Seit 1844 lernte er Griechisch. Dies wurde seine Lieblingssprache. Nichts kam der Begeisterung gleich, mit der er sich später in den Homer versenkte. Da saß er, wie er oft erzählt hat, an schönen Sommernachmittagen am offenen Fenster und las unaufhörlich, bis die Sonne hinter der Kuppel der Frauenkirche verschwand, in den Heldendichtungen des hellenischen Sängers. Am 8. April 1846 kam er in die Untertertia der altberühmten Kreuzschule, eines fünfclassigen Gymnasiums, auf dem u. a. auch Theodor Körner und Richard Wagner ihre Schulbildung empfingen. Dort freundete er sich mit dem um drei Jahre älteren Alfred Gutschmid, dem späteren berühmten Orientalisten, an. Die Ereignisse des Jahres 1848 berührten den damals das 14. Lebensjahr vollendenden Knaben stark. Die Abwesenheit seines zu jener Zeit meist in Schleswig-Holstein weilenden Vaters, der inzwischen Oberstlieutenant geworden war, begünstigte eine selbständige Entwicklung in ihm. Er wandte sich zum Entsetzen seiner Familie

geradezu republikanischen Anschauungen zu. „Eigentlich ist es Unsinn, daß Könige sind", schrieb er seinem Vater. Doch war dies eine vorübergehende Wallung. Schon am Jahresschluß gab er zu, daß er Unrecht gehabt habe. Aber die freiheitlichere Richtung verleugnete er doch seitdem nicht. Der Geist, der sich in ihm entwickelte, stand sehr im Gegensatz zu dem in seiner Familie herrschenden Geiste. Zu seinem damals die Leitung der Kreuzschule übernehmenden Rector, dem feinsinnigen Dr. Klee, einem Germanisten, der Goethes Werke für das Grimm'sche Wörterbuch ausgezogen, und den Jacob Grimm für seinen fleißigsten und einsichtigsten Mitarbeiter erklärt hat, fühlte T. sich zunächst wegen dessen liberaler Richtung hingezogen. In der Folge bildete sich zwischen Lehrer und Schüler ein überaus anziehendes näheres Verhältniß heraus. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Klee dazu beigetragen hat, jenes tiefe Verständniß für Goethe, das aus allen Schriften Treitschke's so auffällig hervorleuchtet, in seinem Schüler zu entwickeln. Sinn für Geschichte scheint in T. unter seinen Lehrern zuerst der Historiker Helbig geweckt zu haben.

Mit leidenschaftlichem Interesse verfolgte T. die Verhandlungen der Paulskirche. Er war ganz auf Seiten der erbkaiserlichen Partei und schwärmte für Dahlmann und Heinrich v. Gagern. Dabei bewies er, wie viele seiner Briefe aus jener Zeit zeigen, großes Verständniß für die politischen Begebenheiten. Unmuthig betrachtete er die Entwicklung des Radowitz'schen Unionswerkes. Das Verhalten seines Heimathlandes in dieser Sache geißelte er gelegentlich in einem Briefe an den Vater mit den Worten: „Kleinlich aber und erbärmlich ist es, daß Sachsen wartet und wartet, bis die Entscheidung kommt, um dann die Segel nach dem Winde zu hängen und demüthig sich an die siegende Partei anzuschließen." Zugleich war er ein überaus fleißiger Schüler, der mit schonungsloser Anstrengung arbeitete. Mit sechzehn Jahren war er fertig mit seiner Ausbildung auf dem Gymnasium. Seine Eltern und Klee beschlossen aber zu seinem Verdrusse, daß er zu seiner Erholung noch ein halbes Jahr länger auf der Schule bleiben solle. In dieser Zeit hielt er (im November 1850) einen Vortrag über die Politik Oesterreichs und Preußens am Ende des 18. Jahrhunderts, in dem er leidenschaftlich für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eintrat. Das war, wie es scheint, der Vortrag Treitschke's, dem der Minister v. Beust beiwohnte und der diesem die Person des Vortragenden für immer einprägte. Die Abgangsprüfung bestand T. glänzend. Am 14. April 1851 fand die Feier statt, die seinen Abschied von der Kreuzschule bedeutete. Bei jener Gelegenheit trug er als primus omnium ein selbstverfaßtes Gedicht vor, in dem er den Heldenkampf der untergehenden Dithmarschen feierte, mit dem ergreifenden Ausklang: „Wir bringen's doch zum Ende, wir kommen doch zum Ziel", aus dem man deutlich den Protest gegen die trübe Politik der Olmützer Jahre heraushört. Den tiefsten Eindruck hinterließ Treitschke's feuriger Vortrag bei seinem um drei Jahre jüngeren Mitschüler Franz Overbeck. Klee schenkte ihm zum Abschied Niebuhr's „Lebensnachrichten" mit den Worten, daraus würde er besser als aus langen Ermahnungen lernen, wie der Gelehrte sein Leben einzurichten habe. Und in der That fühlte sich der junge Abiturient durch das Buch „mächtig in seinem Gewissen gepackt, emporgehoben aus der Welt der Gemeinheit in die reine Luft wissenschaftlicher Arbeit und patriotischer Selbstverleugnung". Niebuhr wurde hinfort einer seiner Lieblingsschriftsteller.

T. ging zunächst nach Bonn. Am 30. April 1851 wurde er dort als stud. hist. et cam. immatrikulirt. In Bonn traf er wieder mit seinem Freunde Gutschmid zusammen, der bereits drei Jahre studirte. Außerdem fand er dort

Anschluß an das Haus von Clemens Perthes, dem Freunde Roon's. Wichtig wurde es für ihn, als er sich im zweiten Semester zum Eintritt in die Burschenschaft Frankonia entschloß. Gutschmid folgte ihm dahin nicht. Dafür fand er dort andere Freunde, die Gebrüder Rudolf und Wilhem Nokk aus Baden, den späteren bekannten Chemiker Alphons Oppenheim und viele Andere, die ihm lebenslänglich verbunden blieben. Er war ein fröhlicher Bursch, der u. a. seine Sangesfreudigkeit in einigen, von seiner Burschenschaft aufbewahrten Studentenliedern bekundete. Auch sein drittes Semester verbrachte er in Bonn. Von seinen Lehrern fesselte ihn besonders Dahlmann, dem er trotz seiner zunehmenden Schwerhörigkeit meist folgen konnte. Er hörte bei ihm „skandinavische Geschichte", „Politik" und „Deutsche Geschichte von Karl V. bis auf die neueste Zeit". Die charaktervolle Persönlichkeit Dahlmann's grub sich tief in seine Seele ein. In seinen späteren Vorlesungen pflegte er seiner oft und immer mit einer gewissen Bewegung zu gedenken. Wissenschaftlich förderte er sich jedoch am meisten durch häusliche Arbeit. In Bonn bestärkte er sich außerdem sehr in seiner preußischen Gesinnung.

Das mochte sein Vater fühlen, der wünschte, daß sein Sohn seinem engeren Vaterlande erhalten bliebe, und darum verlangte, daß dieser seine Studien in Leipzig fortsetzte. T. hatte den Zauber des rheinischen Lebens tief empfunden. Er hat dem später des öfteren in schönen Worten Ausdruck verliehen, so gelegentlich der Schilderung der Persönlichkeit Dahlmann's. Daher wurde ihm der Abschied von Bonn außerordentlich schwer. Aber er gehorchte. Am 23. October 1852 wurde er in Leipzig immatrikulirt, jetzt nur als Student der Cameralwissenschaften, während er in Bonn vorwiegend Geschichte studirt hatte. Er belegte bei Roscher „praktische Nationalökonomie", bei Bülau „Polizeiwissenschaften" und bei Biedermann „allgemeines Staatsrecht" und „Staats- und Culturgeschichte im 19. Jahrhundert". Doch stellte es sich heraus, daß er jetzt nicht mehr den Vorlesungen folgen konnte. Von Einfluß wurde der Jurist Albrecht auf ihn, obwohl er auch dessen Vortrag nicht verstand. Wenigstens konnte er noch Musik hören. Er erfreute sich an den Concerten im Gewandhause und begeisterte sich für Beethoven, mit dem ihn eine innere Verwandtschaft im höchsten Sinne verband. Hat man T. doch später einen Beethoven des Wortes nennen dürfen. Gleichzeitig beschäftigte er sich eingehender mit dichterischen Versuchen, von denen er bereits in Bonn einige Simrock zur Prüfung vorgelegt hatte. Simrock hatte viel „Vollblut" darin gefunden und ihn ermuntert, die Versuche fortzusetzen. Jetzt machte sich T. an eine Verherrlichung des Sängerkönigthums der Grafen von Rappoltstein im Elsaß. Doch blieb die Dichtung schließlich liegen. Eine Erfrischung bedeutete für ihn ein Besuch in Berlin um Ostern 1853. „Da habe ich denn in acht Tagen mehr gedacht und gelebt, als im ganzen Semester vorher", schrieb er darüber. Bewunderung weckte in ihm der betende Jüngling im Antikencabinet, „der mir zuerst klar gemacht, wie die Form so herrlich sein kann, daß man sie ganz vergißt und nur den Geist sieht". Zu Pfingsten besuchte er mit Gutschmid Herrnhut, wo er sich mit den Empfindungen des Freigeistes herumbewegte. „Ich fühlte da eine stille Größe, zu der ich nicht hinaufreiche, nicht hinaufzudenken wage, und die ich doch als einen überwundenen Standpunkt betrachten kann." Während des Sommers beschäftigte ihn wieder ein dichterischer Vorwurf, ein Drama „Anno von Köln", das aber ebenfalls unausgeführt blieb. Im Gedanken an diesen seinen Jugendplan las er noch kurz vor seinem Lebensende, im April 1896, Wildenbruch's „Heinrich IV." mit innerer Erregung.

Als das zweite Semester in Leipzig um war, trieb ihn die Sehnsucht

wieder nach Bonn. Dort erlebte er voller Freude die Erwerbung des Jadebusens durch Preußen. „Endlich einmal“, so schrieb er, „ein kräftiger Schritt Preußens, endlich einmal ein Versuch, die alte Schmach auszulöschen, welche die erste seefahrende Nation der Welt dem Meere entfremdet hat“. In jener Zeit hat er auch die Schrift des Publicisten Rochau „Realpolitik“ kennen gelernt, die nach seinem Wort „wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug“. Es war wohl der geistreiche Diplomat Heinrich v. Arnim, durch den er darauf hingelenkt wurde. „Die scharfen, knappen, klaren Sätze dieses Buches“ lehrten ihn „mit unwiderstehlicher Beredsamkeit“, daß der Staat Macht sei. An dieser Auffassung hielt er fortan fest. In seinem rastlosen Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung empfand er jetzt in Bonn unliebsam den Mangel einer guten Bibliothek. Er entschloß sich daher im Sommer 1854 nach Tübingen zu gehen, wo er alsbald in Arbeiten vergraben war. Er studirte damals besonders Roscher's „Grundlagen der Nationalökonomie“, ein „herrliches Buch“, wie er sagte. Als die Bibliothek im September geschlossen wurde, ging er nach Freiburg i. Br., um dort seine inzwischen in Angriff genommene Doctordissertation abzuschließen. In Freiburg hielt er sich zwei Monate auf. Die Dissertation handelte von der „Productivität der Arbeit“. Lästig war es ihm, sie ins Lateinische übersetzen zu müssen. Sie führte schließlich den Titel: „Quibusnam operis vera conficiantur bona“. Er schickte das Manuscript an die philosophische Facultät in Leipzig und wandte sich nach Heidelberg, wo er sich wieder immatrikuliren ließ und wo ihm Kießelbach für seine nationalökonomischen Studien förderlich wurde. Allerdings erfüllte er sich nicht mit besonderem Respect vor diesem Docenten. Daneben fand er dort angenehmen Freundesverkehr. Unter dem 20. November 1854 wurde ihm sein Doctordiplom ausgestellt. Seine Dissertation blieb ungedruckt.

Bald darauf wurde er in studentische Händel verwickelt. Sie führten im Januar 1855 zu einem Pistolenduell, das unblutig verlief, ihm aber acht Tage Carcer einbrachte. „Ich habe von vornherein mit dem Bewußtsein gehandelt, daß ich moralisch verpflichtet war, in diesem Falle die Gesetze zu übertreten“, schrieb T. darüber. Gleichzeitig fuhr er eifrig fort zu dichten und sandte Proben seiner Muse an Robert Prutz, der ihm nach einiger Zeit ebenfalls Muth machte, in seinen Versuchen fortzufahren. Seine Schwerhörigkeit war inzwischen so vorgeschritten, daß schon damals oft nur unter Zuhülfenahme von Bleistift und Papier eine Verständigung möglich wurde. Am 3. März 1855 in Heidelberg exmatrikulirt, ging er nunmehr ein halbes Jahr in seine Vaterstadt, noch im Unklaren mit sich, welchen Beruf er einschlagen sollte. Es verwundete ihn tief, als ein hochmüthiges Mitglied des sächsischen Adels ihn auf die Stallcarriere wies, die er noch ergreifen könnte, zumal da er ein so vortrefflicher Reiter wäre. Mit Leidenschaft versenkte er sich in die Lectüre aller möglichen Schriften. So las er Leo's „herrliche Vorlesungen“ über die Geschichte des jüdischen Staates, Freytag's „Soll und Haben“, Hebbel, Otto Ludwig. Die Dresdener Bibliothek genügte ihm wieder nicht, und so entschloß er sich, dem Rufe seines Heidelberger Bekannten Ludwig Aegidi zu folgen und nach Göttingen zu gehen.

Die anderthalb Jahre, die er in Göttingen in rastloser Arbeit verbrachte, wurden für seine Entwicklung bestimmend. Er begann ernstlich an die Abfassung einer Schrift zu gehen, mit der er sich zu habilitiren gedachte. Die Grundlage dafür wurde die Politik des Aristoteles, die er schon als Gymnasiast studirt hatte. Außerdem versenkte er sich in Machiavell, ebenso mit Erquickung in Stahl's Christliche Staatslehre, von der er sagte: „Die Dar-

stellung ist so klar, der Scharfsinn so glänzend, daß ich nur bedauern kann, wie so viel Talent verschwendet wird für die unsinnigste aller Staatslehren, die Vermischung von Theologie und Politik." Mit Begeisterung machte er die Bekanntschaft von Mommsen's Römischer Geschichte, „ein Buch, das ich unbedingt für das beste Geschichtswerk in deutscher Sprache halte". Biographien wurden seine Lieblingslectüre. Daneben lieferte er Arbeiten für Bluntschli's Staatswörterbuch über die Civilliste, Domänen und Gemeinheitstheilung. Zwischendurch hatte er mit seinem Vater eine Auseinandersetzung über seine religiöse Stellung. Der Vater, der mittlerweile zum General und Gouverneur von Dresden aufgerückt war, bemerkte zu seiner Betrübniß, daß sein Sohn skeptischen Anschauungen zuneigte. Noch bewahrten die beiden bei dieser Auseinandersetzung Zurückhaltung. Da der Vater nur wenig Vermögen besaß, so verfügte der junge Doctor in Göttingen auch nur über geringe Geldmittel. Er gewährte es sich infolge dessen nicht, seine Wohnung hinreichend zu heizen, und zog sich so eine Ohrenentzündung zu, die sein Gehörleiden erheblich verschlimmerte. Dies ließ oft niederdrückende Stimmungen in ihm aufkommen. Sie klingen in dem ergreifenden Gedicht „Krankenträume" wieder, das die Entstehung seines Leidens und die Qualen, die ihm dadurch erwuchsen, schildert: „Zum Riesen wuchs der lang bekämpfte Gram, und frech und lästernd flucht' ich meinem Gotte". Der schleichende Schmerz, der sich langsam groß an seinem Blute saugt und Gift in jede Freude haucht, zermürbt ihm das Herz. „Wenn du dann hilflos stehst, ein armer Tauber?" Er sieht sich als „Bettlerfremdling in dem Reich der Töne". Tapfer aber überwindet er sich: „Nein, nein, ich will den harten Kampf bestehen." Eine innere Stimme sagt ihm: „Du nahst der Welt mit einer Welt von Liebe: — Dein Zauber ist das muthig freie Herz — Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe? Nein, hören wirst du, was nicht Einer hört, im Menschenbusen die geheimsten Töne. Verstehen wirst du, was den Blick verstört, und was die Wangen färbt mit heller Schöne. Und schaffen sollst du, wie der Beste schafft. Des Muthes Flammentröstung sollst du singen, in kranke Herzen singen junge Kraft." Es war nur natürlich, daß er im Gefühl seiner Begabung sich entschloß, seine Gedichte dem Druck zu übergeben. So vereinbarte er im Februar 1856 mit Wigand in Göttingen einen Vertrag wegen des Verlages eines Bändchens „Vaterländischer Gedichte", das dann bald erschien und guten Absatz fand. Das bewog ihn, im Jahre darauf ein zweites Bändchen, „Studien", bei Hirzel in Leipzig erscheinen zu lassen, das weniger beachtet wurde. Es ist üblich geworden, über diese Gedichte abzusprechen, aber wohl doch mit Unrecht. Neuerdings hat ein Litterarhistoriker, Harry Maync, Treitschke's dichterische Begabung wiederholt gebührend gewürdigt. Maync urtheilt, daß T. als Dichter durchaus ernst zu nehmen sei. Am meisten Verwandtschaft zeigt er mit Uhland. Aber auch mit Liliencron berührt er sich, ebenso mit C. F. Meyer. Die glühend leidenschaftliche Empfindung für sein Vaterland gibt den „Vaterländischen Gedichten" ihr Gepräge. In ihnen spricht sich vor allem die Sehnsucht nach der vergangenen deutschen Herrlichkeit aus, dem Glanz der Hansa, dem Unternehmergeist der Welser (Ambrosius Dalfinger), dem Freiheitssinn der Dithmarschen, der „Schweizer der Ebene", wie er sie nannte, und ebenso der Stedinger. Man erkennt, wie er unter den Eindrücken der damaligen trüben Zeit seelisch litt. Später hat er von dem „verstimmten Doctrinarismus" jener Jahre gesprochen, der ihm „das Dasein verdüstert" hätte. Aber er ließ sich nicht von der dumpfen Stimmung bezwingen. Am Schluß der „Vaterländischen Gedichte" rief er hoffnungsvoll seinem Freunde Wilhelm Nokk zu:

Sie kommen noch, die goldnen Tage,
Die wir in Zorn und Gram ersehnt,
Wo nur wie eine finstre Sage
Die Mär der deutschen Schande tönt.

Auch in den „Studien“ erklingen vaterländische Töne. Einige Gedichte darin sind ganz im Tone des Volksliedes, so „Schön’ Kathrin“. Auch „Die Pest“ (in London), „Lucrezia“, „Die Strafe“, „Die Amme“, das schon genannte Gedicht „Krankenträume“ sind beachtenswerthe Proben dichterischer Begabung.

In dieser Zeit wandte er sich auch wieder dramatischen Entwürfen zu. Ein Drama „Sampiero“ wurde im Prosaentwurf fertig. Es sollte einen Stoff aus dem Mittelalter Corsicas behandeln. Die Geschichte des corsischen Helden Sampiero, der sein geliebtes Weib tödtete, weil sie, um ihre Kinder zu retten, Verrath am Vaterlande begangen hatte, übte auf T., wie er im J. 1866 gestand, stets einen dämonischen Reiz aus, „weil ich ähnliche Gemüthsbewegungen erlebt habe“. Man sieht, die Rücksicht auf das Vaterland läßt bei ihm früh jedes andere noch so berechtigte Gefühl zurücktreten. Aber auch dieses Drama blieb liegen. Bald fesselte ihn ein neuer mächtiger Vorwurf. Er gedachte das Schicksal des Hochmeisters Heinrich von Plauen in einem Trauerspiel zu behandeln und ging mit ganzer Kraft daran. „Die Stunden, die ich unter seinen werdenden Gestalten zubringe, sind glücklich und lassen mir nicht Raum zu irgend einem andern Wunsche“, schrieb er darüber. Ganze Acte erhielten ihre poetische Form. Im März 1857 hoffte er, das Manuscript im Herbst der Dresdener Bühne zuschicken zu können. Aber auch diese Dichtung blieb unvollendet. T. bekam die materiellen Sorgen steigend zu fühlen. In dieser Lage dachte er daran, Redacteur zu werden. Er schrieb Zeitungsartikel, einen der ersten für die „Vossische Zeitung“. Durch Vermittlung Aegidi’s war er schon 1856 in Unterhandlungen wegen Uebernahme der Redaction des „Nürnberger Correspondenten“ getreten, die sich aber zerschlugen. Im Frühjahr 1857 bot sich ihm neue Gelegenheit, mit einem Gehalt von 800 Thalern Redacteur der „Danziger Handelszeitung“ zu werden. Dies lehnte er zwar ab. Dafür war er geneigt, die Redaction des „Preußischen Wochenblatts“ zu übernehmen. Die ihm gestellten Bedingungen waren günstig. Er verhandelte, auf Einladung des Geheimraths v. Gruner, in Berlin mit dem damaligen Redacteur Dr. v. Jasmund und dem bekannten liberalen Politiker Geheimrath Mathis. Die Verhandlungen scheiterten aber an seiner Schwerhörigkeit. Sein Vater und Klee wollten überhaupt nichts davon wissen, daß er unter die Tagesschriftsteller ginge. Klee drängte ihn, sich zu habilitiren. Der Wunsch, sich als akademischer Lehrer zu bethätigen, regte sich denn auch wieder stark in ihm. Zuweilen erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Katheder, „wo endlich das lebendige Wort an die Stelle des ewigen Lesens tritt“, fast unwiderstehlich. Aber auch für die Docententhätigkeit galt sein körperliches Leiden als Hinderniß. Doch begann er sich wieder seiner Habilitationsschrift zuzuwenden. Noch schrieb er für die Burschenschaft der Hannoveraner, bei der er in Göttingen verkehrte, einen Schwank, der, ein erstes Zeichen des Treitschke’schen Humors, schilderte, wie sich zwei Philologen wegen des Problems verfeindeten, ob der Fisch, der den Ring des Polykrates verschluckte, ein Hecht oder ein Häring gewesen sei. Dann brach er endgültig mit dem Gedanken, ein Dichter zu werden, und ging, getrieben von innerer Unruhe, sich selbständig zu machen, noch im Frühjahr 1857 von Göttingen nach Leipzig.

In Leipzig gewann er Fühlung mit Roscher und arbeitete fleißig weiter

an seiner Habilitationsschrift. Während dessen knüpfte er eine folgenreiche Beziehung. Durch den Philologen Hermann Sauppe in Göttingen war Rudolf Haym, der damals die Gründung der „Preußischen Jahrbücher" vorbereitete, auf T. hingelenkt worden. Sauppe meinte, T. sei vor allen Anderen berufen, als Mitarbeiter an dem neuen Organ zu wirken, er stehe für ihn ein. Haym suchte nun T. in seiner dürftigen Behausung in Leipzig auf. Ein ärmlich bestandenes Bücherbrett machte die „Bibliothek" des angehenden Privatdocenten aus. Es verstand sich von selbst, daß T. mit Freuden die Bitte Haym's zu erfüllen versprach. Im Frühjahr 1858 erschien denn auch, durch Gneist angeregt, in den „Jahrbüchern" sein Aufsatz: „Ueber die Grundlagen der englischen Freiheit", der Aufsehen erregte und zu Treitschke's Stolz vielfach als eine Arbeit Mommsen's galt. Inzwischen war er mit seiner Habilitationsschrift fertig geworden. Sie führte den Titel: „Die Gesellschaftswissenschaft". Am 8. September 1858 überreichte er sie dem Decan der Leipziger philosophischen Facultät. Gewidmet war sie seinem Vater. Im November willigte das Ministerium in seine Habilitation. Auf Roscher's Fürsprache wurde ihm das übliche Colloquium erlassen. Am 10. December 1858 hielt er seine Probevorlesung: „Ueber den Charakter der Hauptvölker Europas in Bezug auf ihr Verhältniß zum Staate".

Das Thema beider Arbeiten weist in das Centrum der Treitschke'schen Gedankenwelt. Der Treitschke, dessen Lebensziel auf eine fundamentale Behandlung der Wissenschaft von der Politik ausging, zeigt sich hier in nuce. In enger Fühlung mit der Nationalökonomie stehend, geht er doch seinen eigenen Weg. „Die Gesellschaftswissenschaft", die 1859 bei Hirzel erschien, war im Grunde eine Streitschrift. Der Verfasser wollte nachweisen, daß es eine selbständige Gesellschaftswissenschaft nicht geben könne, weil die Gesellschaft nicht vom Staate losgelöst zu denken sei, und griff deswegen Robert Mohl und W. H. Riehl, die Vertreter dieses Wissenszweiges, an. Mohl, dem er sein Buch schickte, nahm es ungemein liebenswürdig auf, pflichtete seinen Ausführungen bei und sagte ihm eine glänzende Zukunft voraus. Weniger günstig mag Riehl über die Schrift gedacht haben, der allerdings schärfer mitgenommen war. Wenn Roscher der Arbeit nachsagte, ihr ermangele es an logischem Aufbau, so trifft das zu. Immerhin offenbarte sich in ihr, daß T. ein Denker war, der tief zu graben verstand und der über eine umfassende Gelehrsamkeit verfügte. Neben dem Einflusse des Aristoteles, aus dem er einige Stellen citirte, die er immer wieder angeführt hat, und ebenso dem Einflusse von Stahl und Machiavell verräth sich auch bereits der Einfluß Tocqueville's.

In derselben Zeit, in der er seine wissenschaftliche Hauptneigung aufdeckte, enthüllte T. aber auch eine andere Ader seines Wesens. In seinem glänzenden Essay „Heinrich v. Kleist" zeigte er seine hervorragende Begabung zum Litterarhistoriker. In dem Essay zittert der schwere Entschluß, den es ihn gekostet hat, auf die Dichterlaufbahn zu verzichten, noch nach. Spricht er doch darin von dem Gebot des Lebens: „Du sollst einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen", und meint, daß der Gedankenlose die Härte dieses Gebots gar nicht fühle. An den Entschluß gemahnt auch eine andere, wieder muthiger klingende Wendung, die T. noch oft gebraucht hat, das Citat aus Schiller: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als seine Werke." In Kleist sieht T. „das gewaltigste der partiellen Genies in der deutschen Dichtung — die Begabung jener tief unglücklichen Geister, welche dann und wann in seligen Augenblicken mit der Kraft des Genius das Classische, das Ewige schaffen, um alsbald ermattet zurückzusinken und sich zu

verzehren in heißer Sehnsucht nach dem Ideale". An dem unglücklichen Dichter fesselte ihn, wie naheliegt, das Preußenthum, die glühende Vaterlandsliebe und das „männische" Wesen. Wenn er im Gedanken an Kleist ausrief: „Wer kennt nicht eine jener einsiedlerischen Naturen, die in tiefer Stille mit der ganzen Macht ihrer unzerstreuten Leidenschaft alle Zuckungen der vaterländischen Geschichte mit empfinden?", dann fühlen wir, daß er selbst sich zu jenen einsiedlerischen Naturen rechnet. Mit besonderer Liebe verweilte er beim „Prinzen vom Homburg", „diesem schönsten Werke deutscher Soldatendichtung". Die Devise darin: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!", war auch seine Devise.

Am 13. Januar 1859 erhielt T. die venia legendi. Acht Tage darauf begann er seine Vorlesung, ein Publicum: „Deutsche Verfassungsgeschichte seit dem Westfälischen Frieden". Zur selben Zeit empfing er einen Brief seines Vaters, der zeigt, daß die Beiden sich entfremdeten. Der General sprach die Erwartung aus, daß „der Herr Sohn" nichts der Regierung Schädliches sage. Wo nicht, so würde er damit zeigen, daß „die Verfolgung seiner Pläne und Chimären ihm über den Beifall seines Vaters gehe, er würde sich von diesem losgesagt und daher auch nichts mehr von ihm zu erwarten haben". T. antwortete mit Festigkeit, er habe als akademischer Lehrer die Pflicht, nichts anderes zu lehren als seine wissenschaftliche Ueberzeugung. Er fand zwanzig Zuhörer. Eine Vorlesung über Nationalökonomie an der landwirthschaftlichen Akademie zu Lützschena brachte ihm eine Einnahme von 300 Thlrn. Im Sommer 1859 las er ein zweistündiges Publicum: „Geschichte der politischen Theorien", im Winter 1859/60 wieder ein Publicum: „Vergleichende Geschichte Englands und Frankreichs", das stark besucht wurde. Im Sommer 1860 las er über die „Geschichte des preußischen Staates" und fand dafür 80 Beleger und noch viel mehr Hörer. Es war ein Colleg, das auf sächsischem Boden unerhört war. Er kam bis zum Tode Friedrich's des Großen. Im darauffolgenden Wintersemester las er „Geschichte Deutschlands seit den Wiener Verträgen", nunmehr bereits unter ungeheurem Zudrange. Schon am 31. October schrieb er: „Ich habe bis jetzt einen gestopft vollen Hörsaal", und am 23. Februar 1861 heißt es in einem seiner Briefe: „Ich lese jetzt vor 200 Leuten."

Neben seiner Lehrthätigkeit ging er wieder seinen litterarischen Neigungen nach. So trieb er während der ganzen Leipziger Docentenzeit Calderonstudien. Sie blieben freilich ohne schriftstellerisches Ergebniß. Dafür erwuchs noch im J. 1859 der Aufsatz über Otto Ludwig. Diesen Dichter erschloß T. ebenso wie Kleist als einer der Ersten seinem Volke in seiner ganzen Bedeutung. Auch an Ludwig fesselte ihn wie bei Kleist der tragische Zug. „Vielleicht ist kein deutscher Dichter seit Heinrich Kleist durch eine solche übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens zugleich beglückt und gepeinigt worden", sagt er von ihm und fährt fort: „Doch der erlösende Ruf, der den harmonischen glücklichen Genius früh auf ein bestimmtes Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht". Lebendig fühlte er immer mit dem Dichter bei seinem Schaffen. Er versetzt sich in die Seligkeit des Empfangens, die Ludwig durchmachte. Er findet, daß der bedeutende Künstler immer der beste Kritiker seiner Werke ist. Auch auf entlegenem Gebiet fühlt er sich innerlich berührt, wenn er z. B. bemerkt: „Selbst die pedantische Figur des Appollonius Nettenmair erweckt unsere Theilnahme; denn das tiefe Wahrheitsbedürfniß dieses Mannes, sein Widerwille gegen jede Selbsttäuschung gemahnt uns an selbsterlebte schwere Stunden." Auf die Erläuterung Ludwig's folgte im J. 1860 ein trefflicher Aufsatz über Gottfried Keller, der uns zeigt, daß T. auch den

Dichter des „Grünen Heinrich" als einer der Ersten zu würdigen gewußt hat. Die Analyse des „Grünen Heinrich" ist ein kleines Cabinetsstück, ebenso die der Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Mit Freuden begrüßen wir im „Keller" bereits eins der Lieblingscitate des kampfeslustigen Treitschke: „Der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie z hoch geborn." Einige Jahre darauf gefiel T. sein „Keller" nicht mehr; in späterer Zeit blickte er aber doch wieder mit Stolz auf ihn zurück. An diesen schloß sich ein vierter litterarischer Essay, der „Milton", eins der denkwürdigsten Erzeugnisse aus Treitsche's Feder. Es ist erstaunlich, welche Vorarbeiten T. geleistet hat, um sich „Milton" innerlich zu veranschaulichen. Er zeigt sich in den vierzig Bänden Milton's, dieses „genialen Pedanten", wie er ihn nennt, überall zu Hause. Aber es fiel ihm dabei, wie auch sonst niemals in seinen Essays, nicht ein, sein Wissen selbstgefällig auszupacken. Er arbeitete es vielmehr völlig in den Stoff hinein. Wußte er doch nur zu wohl, daß gerade diese Selbstbeschränkung die Schöpfung des Kunstwerkes, das er darbieten wollte, bedingte. Dabei empfindet man so recht die Wahrheit des Satzes, den T. in seinem „Kleist" ausspricht: „Jedes echte Kunstwerk ist unerschöpflich, bietet einen Ausblick in das Unendliche". Milton war ihm nach Dante der einzige große Dichter, der als politischer Schriftsteller sich einen Kranz errungen hatte, und seine volle historische Bedeutung lag ihm darin, daß Milton kühner, eindringlicher, denn irgend einer zuvor, die Freiheit als ein angeborenes Recht der Völker verkündete. Auch in diesem Essay klingt selbsterlebtes Leid durch und regt sich die Wahlverwandtschaft stark. Der Dichter der „Krankenträume" schreibt dort: „Wenn die verzärtelte Prüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchstpersönliche Leiden untersagen möchte, so empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und sicher, um sich die natürlichste der Klagen zu verbieten. Sein Sonett ‚His blindness' gehört zu den schönsten Klageliedern aller Zeiten." Und weiter: „Ein Theil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte: ‚daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen'. Auch er, wie alle edleren Naturen, ward durch das Körperleid geadelt, gehoben." Nicht oft kann man eine Parallele von der Tiefe lesen, wie jene, die T. zwischen Dante und Milton zieht. Auch dabei mischt er sein eigenes Selbst hinein. „Beide", sagt er, „haben eine geniale Begabung nicht zu gut gehalten für das Handwerk eines Tagesschriftstellers". Feurige Leidenschaft führte ihm bei dieser Darstellung die Feder und schuf ein Gemälde von prächtiger Farbenglut. Nach dem „Milton" unternahm T. es, den Zeitgenossen Hebbel zu verdeutlichen, und abermals erwies er sich als ein litterarhistorischer Entdecker. Auch an Hebbel trat er mit congenialen Gefühlen heran. Mitfühlend äußerte er: „Sehr undankbar ist in solchen Tagen das Schaffen des pathetischen Dichters." Wir merken seinen großen verhaltenen Schmerz, wenn er Hebbel's Ausspruch anführt: „Leben heißt tief einsam sein." Das ist gewiß, alle diese litterarischen Bildnisse sind von einer künstlerischen Anschauungskraft, die ihres Gleichen sucht.

Indem T. so ein litterarhistorisches Kunstwerk nach dem andern vollendet, gewinnt es fast den Anschein, als ob er in seiner historisch-nationalökonomischen Lehrthätigkeit nicht volles Genüge findet und den Drang in sich fühlt, zwar nicht wie früher ein Dichter, aber doch ein Historiker der Dichter zu werden. Jedoch in derselben Zeit entsteht in ihm ein Gedanke, durch den er von der vorwiegend litterarisch-historischen Schriftstellerei abgedrängt werden sollte. Im Sommer 1860 faßte er nämlich den Plan, eine Geschichte des Deutschen Bundes in der Zeit von 1815—1848 zu schreiben, durch die er seinem Volke den Beweis erbringen wollte, daß zu seiner Rettung die Vernichtung der Klein-

staaten nöthig sei. Im December schloß er darüber mit dem Verleger der „Studien“ und der „Gesellschaftswissenschaft“, mit Salomon Hirzel, einen Vertrag, indem er es übernahm, für die von Hirzel herausgegebene „Europäische Staatengeschichte der neuesten Zeit“ eine „Geschichte der Deutschen Bundesstaaten“ zu schreiben. Das Werk sollte nicht mehr als vierzig Druckbogen umfassen. Fast befremdlich muthet es uns heute an, daß Preußen dabei ausgeschaltet bleiben sollte. Daß es sich aber so verhielt, zeigt die Wendung in einem Briefe Treitschke's an Aegidi vom April 1861, die besagt, daß er eine Geschichte des Bundes „und der Kleinstaaten“ schreiben wolle, und ferner die spätere Aenderung des Planes und ausdrückliche Einbeziehung Preußens, die glaubhaft bezeugt wird. Auch deuten die zunächst in süddeutschen Staaten unternommenen Studien und die zuerst veröffentlichten Vorarbeiten Treitschke's indirect darauf hin. Die Ausschaltung erklärt sich wohl daraus, daß schon vorher Max Duncker es übernommen hatte, die Geschichte Preußens für die Staatengeschichte zu schreiben, und von dieser Absicht noch nicht endgültig abgekommen war. T. gedachte, wie er an Aegidi schrieb, „selbstverständlich kein auf einem doch unmöglichen Quellenstudium beruhendes Werk“ zu geben, wohl aber „eine gewissenhafte und vor allem völlig rücksichtslose Darstellung des in zerstreuten Schilderungen bereits Bekannten in der Art etwa wie Rochau's französische Geschichte, doch womöglich besser als diese“. Er meinte in zwei Jahren damit fertig zu werden. Um sich dieser Arbeit ausschließlich widmen zu können, wollte er ein Jahr Leipzig verlassen und nach München gehen. Das Werk, das Treitschke's bedeutendste wissenschaftliche Leistung werden sollte, war also zunächst großenteils als publicistische Veröffentlichung gedacht. Der Autor ahnte nicht, wie sehr sich ihm das Concept durch seine Versenkung in den gewaltigen Stoff, durch die Ereignisse und durch seine eigene Entwicklung verschieben sollte, daß das Werk statt der beiden in Aussicht genommenen volle sechsunddreißig Jahre seine Arbeitskraft in Anspruch nehmen und daß der geplante Umfang ebenfalls um ein Vielfaches überschritten werden würde.

Während dieser Zeit hatte T. einen neuen Herzensfreund gefunden. Da er sich anfangs in Leipzig einsam fühlte, war es für ihn erfrischend, als einmal Oppenheim zu ihm herüberkam, den er seinerzeit in Göttingen in schwerer Krankheit aufopfernd gepflegt hatte. Als dann im Frühjahr 1859 sein Mitschüler von der Kreuzschule her, Franz Overbeck, den er im J. 1849 kennen gelernt und öfter in den Ferien getroffen hatte, in Leipzig seine theologischen Studien abschloß, fand er sich mit diesem zusammen. Sie trafen sich viel im Hause des Professors Hermann Brockhaus, verkehrten bald täglich miteinander, machten häufig, besonders Sonntags, zusammen Spaziergänge, wobei Overbeck freilich viele Schwierigkeit hatte, um sich T. verständlich zu machen, da dieser immer bedenklicher in ihrer Schallkraft sich steigernde Metallrohre gebrauchen mußte, um ihn zu verstehen. Overbeck, ein weiches, für Eindrücke sehr empfängliches Gemüth, gerieth ganz unter den Bann der überlegenen Persönlichkeit Treitschke's, und dieser fühlte sich gleichfalls zu dem klugen, überaus fleißigen, durchaus idealistisch angelegten Theologen, dessen „menschlich freiere Natur“ er im Gegensatz zu dem Leipziger Theologen Lipsius schon im J. 1861 rühmte, lebhaft hingezogen. Er sollte vor allem Treitschke's Genosse auf dessen vielfältigen Wanderungen durch das deutsche Land werden, und zwar nicht nur in dieser Leipziger Zeit, sondern noch lange nachher.

Dieser freundschaftliche Verkehr wurde jetzt einstweilen durch Treitschke's Fortgang nach München unterbrochen. Trotz seiner Lehrerfolge hatte T. in Leipzig auch keine Aussicht auf Beförderung. Es bereitete sich für ihn das

Loos so vieler streitbarer und bedeutender Obersachsen vor, daß sein engeres Vaterland ihn nicht mehr zu halten wußte. „Meine Zukunft ist mir nie dunkler gewesen als in diesem Augenblicke“, schrieb T. wehmüthig im Februar 1861. Eine durch eine Klatscherei wegen seiner preußischen Richtung zwischen ihm und seinem Vater entstandene unliebsame Auseinandersetzung bestärkte ihn in seiner Absicht, auf einige Zeit von Leipzig wegzugehen. Zwar suchten ihn seine schon mit Verehrung an ihm hängenden Zuhörer in einer Adresse an ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er aber machte sich im April, langsam über Bamberg, Nürnberg und Regensburg reisend, überall mit offenem Auge und Sinne beobachtend und besichtigend, nach München auf. Dort lernte er Sybel kennen, der ihm außerordentlich gefiel. Er verkehrte auch mit Bodenstedt, Hans Hopfen, Hermann Lingg und dem Maler Teschendorff, mit dem er befreundet wurde und der ihn später öfter in der Heimath besuchte. Lingg begrüßte ihn mit den charakteristischen Worten: „Was? Sie sinds? Gestern hab' ich Sie auf der Brienner Straß' begegnet, da hab' ich mir gedacht: das ist halt g'wiß a Dichter.“ Die Baiern gefielen T. allmählich recht gut. „Es ist doch eine Freude“, schrieb er, „wenn man, wie ich, nach und nach erlebt, wie albern die Lügen sind von der unversöhnlichen Verschiedenheit der deutschen Stämme. Die Deutschen sind sich überall gleich; was sie trennt, sind Aeußerlichkeiten und anerzogene Vorurtheile.“ In der Hauptsache führte er in München ein arbeitsames Einsiedlerleben. Es kam vor, daß er acht Tage lang kein Wort zu sprechen hatte. Mitten in diese Zeit der Einsamkeit fiel der Tod seiner Mutter (15. Juli 1861). Seine Familie besaß die Härte, ihn erst am 17. von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen, so daß er nicht einmal an der Beerdigung theilnehmen konnte. Die schrecklichen Stunden, die diese plötzliche Nachricht ihm verursachte, hat er lange nicht verwunden. Er urtheilte über die Verstorbene: „Sie stand mir von dem gesammten Hause geistig am nächsten. Sie war die Einzige, die meine freie Stellung mit Theilnahme verfolgte.“

In München bot ihm das Studium der Sammlungen reiche Anregung. Vor allem gewann er die Glyptothek lieb. Dort kam ihm ein Gedanke, der ihn noch lange und oft bewegte, daß nämlich das Leben nach einem durchdachten Plane zu führen sei. „Es soll mit unserm Leben doch nicht anders sein als mit einem edlen Kunstwerke; jeder Stein mit Wärme und Leidenschaft bearbeitet, jeder Theil lebendig, und doch das Ganze ruhig und geordnet, alles einem großen Zwecke dienend.“ So mag es ihn getrieben haben, seine ganze Kraft in der Geschichte der deutschen Bundesstaaten zu sammeln. Von diesem Standpunkte erschien ihm alles, was an ihn von außen herantrat, als lästig. So sprach er, als ihm Haym bei seinem Fortgang von Leipzig einen Artikel über „Die Freiheit“ auftrug, schmollend von einer „Frohnarbeit“, die ihm auferlegt sei. In der Münchener Zeit der Sammlung erwuchs diese „Frohnarbeit“ und wurde eine seiner herrlichsten Schriften. Wenige zeigen uns so den ganzen Treitschke. Es tritt uns daraus der Freigeist und der begeisterte Anwalt des Liberalismus entgegen, in dem sich in der Folgezeit doch einige Wandlungen vollzogen. Aber die Schrift trägt zugleich hundert Gedanken vor, die T. immer wieder ausgesprochen und die er bis zu seinem Lebensende festgehalten hat, in einer Sprache, die nicht anders als dithyrambisch genannt werden kann. Wieder ging er in diesem rein politischen Essay von Aristoteles aus. Zugleich setzte er sich aber auch mit Wilhelm v. Humboldt auseinander. Daneben ist der Einfluß von Gentz zu spüren. Mit ihm ruft er: „Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit.“ Er sagt, ein frivoles Wort Heine's richtig stellend: „Ein reifes Volk liebt die Freiheit wie sein

rechtmäßiges Weib: sie lebt und webt mit uns, sie entzückt uns Tag für Tag durch neue Reize.“ Begeistert preist er das deutsche Volk, „das gedankenreichste der Völker“, das von unausrottbarer Liebe für persönliche Freiheit erfüllt ist, dessen Wissenschaft „ohne jede Voraussetzung“ die Wahrheit sucht, „nichts als die Wahrheit“, und weissagt ihm die größeste Zukunft: „Ein Volk, das kaum auferstanden aus dem namenlosen Jammer der dreißiger Jahre, die frohe Botschaft der Humanität, der echten Freiheit des Geistes, an alle Welt verkündet hat — ein solches Volk ist nicht dazu angethan, gleich jenen verdammten Seelen der Fabel, in Ewigkeit in der Nacht zu wandeln, suchend nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staat. Und wessen leidenschaftlicher Ungeduld der verschlungene Werdegang des Volkes gar zu langsam erscheinen will, der soll sich erinnern, daß wir das jugendlichste der europäischen Völker sind, der soll sich des Glaubens getrösten: Kommen wird die Stunde, da mit größerem Rechte als Virgil von seinen Römern ein deutscher Dichter von seinem Volke singen wird: Tantae molis erat Germanam condere gentem.“ Mit socialpolitischem Weitblick meint er: „In jedem hochgesitteten Volke entstehen große Privatmächte, welche thatsächlich den freien Wettbewerb ausschließen; der Staat muß ihre Selbstsucht bändigen, auch wenn sie nicht die Rechte Dritter verletzt.“ Hingerissen von der Fülle der Erscheinungen, die sich seinem geistigen Auge darbieten, ruft er in fast mystischem Seherton: „Wir wissen: durch seinen Kaufmann mindestens wird auch der Deutsche theilnehmen an der edlen Bestimmung unserer Rasse: daß sie die weite Erde befruchten soll. Und schon ist kein leerer Traum, daß aus diesem Weltverkehr dereinst eine Staatskunst entstehen wird, vor deren weltumspannendem Blicke alles Schaffen der heutigen Großmächte wie armselige Kleinstaaterei erscheinen wird.“ Und dann das Lob der starken Persönlichkeit, das sich niemand, selbst Carlyle nicht, so leidenschaftlich zur Aufgabe gemacht hat, wie T. Die starken, eigenthümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen sind ihm „das Salz der Erde“, und begeistert schreibt er: „Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig gewinnen!“ Schöne Worte findet er über das Wesen der Frauen, bei denen man noch am häufigsten Verständniß für echte Größe finde, da sie sich meist die schöne Sicherheit des natürlichen Gefühls bewahrt hätten. Die Wendung, wo er davon spricht, daß jemand, der die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten müsse von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung, verräth erneute innere, siegreich überwundene Kämpfe. Alles in allem ist der Essay über „Die Freiheit“ das unwiderleglichste Beweisstück dafür, daß in diesem glühend heißen Herzen die sieghafte Zuversicht des Aufsteigens der deutschen Nation lebte, und auf wenige der Treitschke'schen Schriften kann man mit solchem Rechte Treitschke's eigenes höchstpersönliches Wort, das wohl in diesem Aufsatz zuerst fällt, anwenden: „Der Hörer jubelt im Stillen auf: das war Er, so, gerade so konnte nur Er sprechen.“

Außer dem Essay über die Freiheit entstand in der Münchener Einsamkeit der erste größere historische Aufsatz Treitschke's, „Hans v. Gagern“, gleichsam eine Vorarbeit zur „Deutschen Geschichte“. Offenbar sah er diesen Kleinstaatspolitiker mit milden Augen an, weil er es in ihm mit dem Vater von Friedrich und Heinrich v. Gagern zu thun hatte. Denn nicht immer hat er die Rheinbundspolitiker so nachsichtig beurtheilt. Wie einige Jahre später in seinem Artikel für das Bluntschli'sche Staatswörterbuch über den Freiherrn vom Stein bewies T. in seinem „Gagern“ eine wahre Virtuosität, die äußere Erscheinung seines Helden den Lesern anschaulich vorzuführen. Gerade in

diesen lebendigen Schilderungen spiegelt sich Treitschke's ungewöhnliche Gabe, die Persönlichkeiten innerlich zu erfassen. Diese Männer der napoleonischen Zeit traten ihm bereits früh so leibhaftig vor die Seele, daß er in seinem späteren großen Geschichtswerke zum Theil wörtlich die Beschreibung ihrer Erscheinung aus seinen Essays herübernahm.

Bis zum 20. December 1861 blieb T. in München. Dann reiste er über Würzburg, wo er den Ohrenarzt Troeltsch zu Rathe zog, nach Leipzig, um dort vom 5. Januar ab wieder „Geschichte des Deutschen Bundes“ zu lesen. Der Zudrang zu dieser Vorlesung war noch stärker wie früher. Um in den überfüllten Saal hineinzugelangen, versuchten die Studenten z. Th. durch die Fenster einzusteigen. Sie mußten jedoch unverrichteter Sache umkehren, weil kein Platz zu gewinnen war. T. sah sich genöthigt, alle nicht studentischen Hörer auszuweisen. Doch das Gedränge und die Ueberhitzung blieben fast unerträglich. Unter den Zuhörern befand sich auch mehrmals der Cultusminister v. Falkenstein, der seine wachsende Abneigung gegen den so entschieden preußisch gesinnten und so mittelstaatsfeindlichen Privatdocenten unter sächsischer Höflichkeit verbarg. Es wurde T. bald zur Gewißheit, daß er von der sächsischen Regierung keine Beförderung zu erwarten hatte. Er deutete in Briefen an Freunde gelegentlich an, daß man ihm am liebsten die venia legendi entziehen würde, wenn ihn davor nicht einigermaßen die Anhänglichkeit der Studenten schützte. Seiner älteren Schwester ward ganz sonderbar zu Muthe bei den Erfolgen ihres Bruders. „Heinrich ist ja wie der weiland Dr. Luther!“ meinte sie. T. übernahm auch wieder Vorlesungen an der landwirthschaftlichen Akademie, jetzt in Plagwitz. Doch wurden sie ihm allmählich lästig. Er pflegte von dem „Plagwitzer Jammer“ zu sprechen. Ueberhaupt schwand sein Interesse für theoretische Nationalökonomie sichtlich. Mit mehr Liebe widmete er sich Vorlesungen im kaufmännischen Verein über Friedrich den Großen. Bedeutsam wurde es für ihn, daß er in dieser Zeit durch Gustav Freytag, den er damals kennen lernte, in die Tafelrunde bei dem Gastwirthe Kitzing eingeführt wurde, der Karl Mathy, Salomon Hirzel, Zarncke, Moritz Busch, auch Gutschmid u. a. angeregte Geister angehörten. Auch Overbeck gesellte sich dazu. T. gewann bald eine ganz besondere Stellung in diesem Kreise, und in Einzelnen, so in Busch, fast blinde Verehrer. Alle fesselte die Verbindung von Ethos und Pathos in seinem Wesen. In der Erkenntniß der „edlen Größe seines Vortrages“ veranlaßte es Freytag, daß T. zu einer Rede am 100. Geburtstage Fichte's (19. Mai 1862) aufgefordert wurde. Der Eindruck dieser Rede war außerordentlich. Zum Danke verehrte ihm der Festausschuß eine Büste des Philosophen. Die Rede liegt in umgearbeiteter Fassung vor in dem Essay: „Fichte und die nationale Idee“, der wieder eins der Hauptdokumente für das Wesen Treitschke's bildet. Bei aller Verschiedenheit sieht T. sein eigenes Bild auch in Fichte, jenem „mannhaften, fast männischen Charakter“, der sich bewußt ist, daß er bei seiner rücksichtslosen Denkart schlecht in die Welt paßt und sich allenthalben Verdruß macht, eine jener feurigen Naturen, denen Charakter und Bildung zusammenfallen, denen jede Erkenntniß als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht, und denen es Bedürfniß ist, auf den Willen der Menschen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte That entstehen werde. Wenige Worte waren T. so aus der Seele gesprochen, als Fichte's Wort: „Ein Volk kann den Hochmuth gar nicht lassen; außer dem bleibt die Einheit des Begriffs gar nicht in ihm rege.“ Begeistert versetzte er sich in jene Stunde, da Fichte seine Studenten in den Befreiungskampf entließ: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechthin.“ Und ganz schloß

er sich Fichte's Auffassung an, daß der König von Preußen ein Zwingherr zur Deutschheit sei.

Bald nach dieser Rede, zu Pfingsten 1862, reiste er nach Freiburg zum Besuche seines Freundes W. Nokk und nach Karlsruhe, wo er Roggenbach, Jolly und Baumgarten kennen lernte. Es bot sich ihm damals eine Aussicht auf einen Lehrstuhl in Kiel, die sich indeß zerschlug. Mittlerweile brachte er wieder eine umfassende Arbeit zu Stande, seinen glänzenden Aufsatz über „Das deutsche Ordensland Preußen". In dem Ordenslande erkannte sein scharfer Blick die Wurzeln des Militär-, Verwaltungs- und Ordnungsstaates Preußen. Der Poet, der einst das Schicksal des Hochmeisters Heinrich von Plauen dramatisch behandeln wollte, erschien hier im historischen Gewande. Man erkennt ihn aber unschwer dahinter. Als Haym den Essay erhielt, meinte er voller Bewunderung, diese Arbeit würde ihm eine preußische Professur einbringen. Ein berufener Kritiker, Jakob Caro, hat nachmals geurtheilt, daß T. auf diesen vier Bogen eine richtigere, wahrere, auch im einzelnen zutreffendere Darstellung geliefert habe als Johannes Voigt in neun dicken Bänden über denselben Gegenstand. War es bisher, wie T. selbst bekannt hat, mehr Gefühlspolitik gewesen, wenn er sich auf die preußische Seite schlug, so gelangte er jetzt allmählich mehr und mehr verstandesmäßig zur weiteren Verfolgung dieses Weges.

In Preußen kam man allerdings noch nicht auf den Gedanken, T. zu berufen. Dieser las, nachdem er im September mit Busch das westliche Thüringen und die hohe Rhön durchwandert war, im Wintersemester 1862/63 zum ersten Mal ein Privatcolleg, „Geschichte von England" (dreistündig). Gleich zu Beginn hatte er 74 zahlende Zuhörer. Damit war mit einem Schlage das Gerede beseitigt, daß der Zulauf, den er bisher gefunden hatte, durch den Stoff seiner Vorlesungen bedingt sei. Währenddem drängten sich ihm die schriftstellerischen Arbeiten. Im December verfaßte er den umfangreichen Aufsatz über den Triaspolitiker Wangenheim, „den begabtesten Diplomaten in der Eschenheimer Gasse vor der Revolution", wieder eine wichtige Vorarbeit für seine „Deutsche Geschichte". Aehnlich wie schon im Gagern beklagte er darin, „wie in dem Elend der Kleinstaaterei unsere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben und darum ihre Grillen sich endlich zu fixen Ideen verhärten. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene harte Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!" Der Publicist in ihm schrieb den bedeutsamen Satz über Wangenheim nieder: „Mit der Ohnmacht der Mittelstaaten begann er jenen Kampf des deutschen Liberalismus wider Oesterreichs Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und soll und noch immer nicht begonnen hat." Der Aufsatz erregte gewaltiges Aufsehen und viel Verstimmung, namentlich auch in Sachsen. Jetzt durfte T. weniger wie je auf eine Professur in Leipzig rechnen. Er sah diese Wirkung voraus, meinte aber gleichmüthig: „Der Wangenheim ist schärfer geworden als ich dachte, so scharf, daß ängstliche Gemüther mir hier das Schrecklichste prophezeien." Er vermied es, seinem Vater den Aufsatz zu schicken, da, wie er dem bekümmerten General schrieb, seine Ansichten leider anders geworden wären, als der Vater es wünschte. Auf der anderen Seite wuchs sein Ruhm durch den Wangenheim. Er wurde mit Bitten um Vorträge und Reden geradezu bestürmt, so daß er zum Theil unwillig abwehrte. Der damals Achtundzwanzigjährige kam sich seltsam vor, als er von einer Deputation alter Graubärte „Verehrter deutscher Mann" angeredet wurde. Dem „Wangenheim" folgten wieder mehrere litterarhisto-

rische Porträts, „Uhland“, „Lessing“ und der großangelegte Essay „Lord Byron und der Radikalismus“. Ueber den „Uhland“ hatte er nachher eine Auseinandersetzung mit Mohl, der weniger günstig über den Dichter dachte als T. Im allgemeinen hat dieser aber an seiner freundlichen Beurtheilung des großen Schwaben festgehalten. Einige Stellen des Aufsatzes zeichnen sich durch classische Grazie der Sprache aus, so die Schilderung des Uhland’schen Stilllebens in Tübingen. Die Localfarbe hatte T. aus seinem Aufenthalte in Tübingen mitgebracht. Seine tiefgründliche Art offenbart sich auch wieder darin, daß er in den acht starken Bänden der Uhland’schen Prosaschriften gut Bescheid weiß. Im „Lessing“ behandelte er den zweiten großen Obersachsen, der seinem Heimathlande nicht erhalten blieb. Auch hierin klingt wieder selbsterlebtes Leid durch, so wenn T. schreibt: „Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, herzzerreißend traurig, weil jeder Theil im Recht ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf.“ In jener Stunde, in der er den Aufsatz schrieb, hatte er selbst die schwersten Kämpfe mit seinem Vaterhause noch nicht bestanden. Lessing reizte ihn noch besonders, weil er bei ihm eine ihm sehr zusagende Auffassung vom Wesen des Historikers fand. „Wie schön begreift er das der Kunst verwandte Wesen der Geschichtschreibung“, sagt er von ihm, „wenn er die Bildung ‚des Gelehrten und des schönen Geistes zugleich‘ von dem Historiker fordert.“ Er hebt hervor, daß Lessing das vielgescholtene Paradoxon ausgesprochen habe: im Grunde könne ein jeder nur ein Geschichtschreiber seiner eigenen Zeit sein, und meint, es sei der Vorzug des zeitgenössischen Geschichtschreibers, seinen Menschen in Herz und Nieren blicken, seine Leser durch die Erzählung von ihrer eigenen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor allem — eine Macht unter den Lebenden werden zu können. Von demselben Gedanken geht T. auch bei seinem Byron-Aufsatz aus. Er hat ihn demnach in jener Zeit stark bewegt und offenbar lebhaft angespornt zu seiner Arbeit an der „Deutschen Geschichte“. Der „Byron“ verräth u. a. eine erstaunlich intime Bekanntschaft mit der englischen Litteratur. Man erkennt auch hierin bewundernd die außerordentliche Universalität der Bildung Treitschke’s. T. sah in Byron einen großen Dichter, der ein verführerisches Vorbild für ein ganzes Geschlecht geworden und der, wenn die Muse ihm nahte, ein reiner Mensch war, fand aber, daß Byron mit einer tragischen Schuld behaftet sei, weil ihm in seinem reichen Leben niemals der Gedanke der Pflicht gekommen wäre.

Im Sommer 1863 las T. „Geschichte Europas von 1848—50“. Der Zudrang, den er fand, war ohnegleichen. Ueber 260 Studenten belegten. Der Ordinarius für Geschichte, der Demokrat Wuttke, den T. später in seinem großen Werke einen kleinen giftigen Molch genannt hat, fand infolgedessen kaum noch Zuhörer. Begreiflich, daß er erbittert war und T. in seinem Organ, dem „Adler“, heftig anfeindete. Mittlerweile wurde T. leidenschaftlich erregt durch den Verlauf des Verfassungsconflictes in Preußen und die vom Ministerium Bismarck unternommenen Schritte. Die Maßregeln gegen die Presse im Juni 1863 führten einen Bruch zwischen ihm und den „Preußischen Jahrbüchern“ herbei, weil diese sich Bismarck fügten, eine Trennung, die bei T. viel heißen wollte. War er doch ihr bester Mitarbeiter gewesen, der das meiste für ihr Emporkommen gethan hatte, und dadurch mit ihnen innig verwachsen, so daß sich Haym bereits im August 1860 veranlaßt sah, ihm die Herausgeberschaft anzutragen. Jetzt ließ T. in den „Grenzboten“ einen flammenden Aufsatz erscheinen: „Das Schweigen der Presse in Preußen.“

Darin hieß es: „Von dem sittlichen Rechte des Standpunktes der gegenwärtigen preußischen Regierung sprechen, das können wir nicht, und es ist uns eine traurige Pflicht, den Jahrbüchern zu sagen, daß an dieser Stelle unsere Wege sich scheiden." Schmerzlich enttäuscht, aber dennoch an Preußen festhaltend, verkündete er: „Wir werden unsre festeste Hoffnung auf dies Preußen auch dann noch stützen, wenn ein Bismarck X. in Preußen regierte." Inzwischen war ihm auf Betreiben von Mathy und Roggenbach, sowie von seinem Göttinger Freunde Mangoldt, der seit kurzem in Freiburg Ordinarius für Nationalökonomie geworden war, in Freiburg eine außerordentliche Professur für Staatswissenschaften angeboten worden, und da ihm gestattet werden sollte, in der Hauptsache über Geschichte zu lesen, so nahm T., nachdem er noch einmal beim sächsischen Cultusministerium angefragt hatte, ob er Aussicht auf eine Leipziger Professur besäße, aber ablehnend beschieden worden war, an. Als sein Vorhaben, Leipzig dauernd zu verlassen, bekannt wurde, bemächtigte sich der Studentenschaft eine große Unruhe. Eine Petition an den Minister, er möchte dem beliebten Lehrer das Bleiben ermöglichen, hatte natürlich keinen Erfolg.

Treitschke's Volksthümlichkeit war mittlerweile so groß geworden, daß die Hinrichs'sche Buchhandlung eine billige Ausgabe seines Konterfeis veranstaltete und die Studenten ihm einen Fackelzug darbrachten. Als man ihn bat, beim deutschen Turnfest im August die Festrede auf der damit verbundenen Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerschlacht zu halten, konnte er sich nicht versagen. Jenes Fest gestaltete sich durch Treitschke's Auftreten zu einer der mächtigsten Kundgebungen des Einheitsdrängens der Deutschen. Unauslöschlich hat sich den 20 000 Hörern, die an jenem 5. August 1863 auf dem Leipziger Marktplatze versammelt waren, unter ihnen mancher, mit dem T. später die Klinge kreuzte, wie Rudolf Virchow, Albert Träger, Jakob Venedey, Ludolf Parisius, die hinreißende, von einem nie erlebten Feuer getragene Rede eingeprägt, die der junge Privatdocent von der Höhe des Steigerhauses zu ihnen hielt. Das Herz ging T. über, als er dort die festlich bewegte Menge überschaute. Mit strahlenden Farben schilderte er das geistige und materielle Wachsthum Deutschlands in dem verflossenen halben Jahrhundert. „Alles hat sich verwandelt, nur Eines nicht, das staatliche Band, das uns zusammenhält." Wie in seinem Essay über die Freiheit und über Uhland pries er zuversichtlich die unwiderstehliche Macht der liberalen Idee. Ja er sprach von den Siegen „jener echten Demokratie, welcher die Zukunft Europas gehört", und weissagte freudig: „Wir werden es abermals schauen, das deutsche Parlament." Einwände wehrte er gleichmüthig ab: „Man schilt uns Träumer, uns, die wir glauben an die politische Zukunft unseres Volkes; es sei." Die felsenfeste Zuversicht auf das Gelingen des deutschen Einigungswerkes, von der die Rede getragen war, hatte etwas Ueberwältigendes. Dem leitenden sächsischen Minister Beust, der sich an jenen Festestagen auch betheiligte, mochte schwindeln bei der stürmischen Begeisterung, die Treitschke's Worte auslösten. Es war den Hörern, wie ein Zeuge damals schrieb, bald als ob Sonnenschein über ihnen leuchte, bald als wenn Frühlingswehen sich erhöbe und schließlich als wenn ein reißender Gewittersturm niederginge. Der Jubel theilte sich dem ganzen Lande mit. Als der Theologe Adolf Hausrath die Rede in der „Süddeutschen Zeitung" Brater's gelesen hatte, legte er sie mit dem Vorsatze aus der Hand: „Was der drucken läßt, wirst du alles lesen." Und ähnlich mögen Viele gedacht haben. Wenige Tage darauf, am 11. August, feierte T. im engen Freundeskreise, im „Kitzing", oder, wie er wohl sagte, in der „Verschwörung" ein Abschiedsfest von traulichstem Reize. Dort hielt ihm

der bedeutendste Freund, den er gefunden hatte, der um achtzehn Jahre ältere Gustav Freytag, die berühmt gewordene Abschiedsrede: „Sie waren unser Mann. In Ihnen scheidet aus unserem Kreise ein gutes Theil der Poesie, welche uns erwärmte und hob. Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generäle nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini." Er weissagte ihm, ähnlich wie einst Hutten dem Ahn der Mutter Treitschke's, Franz v. Sickingen, ein öffentliches, an Schicksalen reiches Leben.

So klang der erste große Abschnitt in Treitschke's Leben in rauschenden und weichen Accorden zugleich aus. Das Milton'sche Wort, das er auf den großen Engländer selbst angewendet hatte: „Die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet", gilt auch von T. Kaum neunundzwanzigjährig, erfüllte er mit seinem Namen bereits ganz Deutschland. Gleich von seinem ersten Auftreten an ging ein Strahlenglanz von seiner Persönlichkeit aus, und dieser Glanz ist niemals von ihr gewichen.

Am 3. September verließ T. Leipzig. Noch einmal suchte er seinen Vater auf dem Königstein auf, dessen Gouverneur dieser seit einiger Zeit geworden war. Trotz allem, was vorgefallen war, standen die Beiden sich doch noch nahe. „Der Abschied wird mir diesmal nicht ganz leicht, denn meinem Vater ist das Herz sehr schwer", schrieb T. an Overbeck. Er nahm den Weg über Wien, das ihm nicht sehr gefiel. In Freiburg fand er besonders Anschluß im Hause seines jetzt verheiratheten Freundes Nokk und in dem Hause von Nokk's Schwiegervater, dem Oberstlieutenant Freiherrn v. Bodman, ferner bei Frau v. Woringen geb. Schleiden. Ihm machten sich sofort die kleinen Verhältnisse im Gegensatz zu den größeren in Leipzig unliebsam bemerkbar. An Overbeck schrieb er, ein vernünftiger Mann sollte nur in großen Städten oder auf dem flachen Lande wohnen. „Die Mittelstraße taugt niemals." Da er gleich von einer Ohrenentzündung gepackt wurde, mußte er seine Vorlesungen unterbrechen. Er las wieder „Deutsche Geschichte" vor „einem nach hiesigen Begriffen ungeheuren Publicum, aber die Hälfte besteht aus Professoren und Philistern, und es ist lästig, vor Leuten zu lesen, die beständig kritisiren, obgleich den Meisten die Berechtigung dazu fehlt". Weniger besucht war sein anderes Colleg, das er hier zum ersten Male las und das später sein berühmtestes wurde, „Politik". Er meinte, es würde nur etwa von „einem Zehntel" seiner Geschichtszuhörer besucht, nämlich 17, was für Freiburg auch eine ganz stattliche Zahl war. Das Material der Studenten gefiel ihm nicht sonderlich. Er sprach von der „märchenhaften Faulheit" der Freiburger. Um diese Zeit machte er sich an die Abfassung eines größeren Aufsatzes, dem er, wie er im November 1863 schrieb, den Titel „Staatenbund, Bundesstaat und Einheitsstaat" zu geben gedachte. Er studirte dazu die Geschichte von Amerika, der Schweiz, den Niederlanden und Italien und überzeugte sich, daß es eine „Narrheit" sei, die Deutschen auf die Bahn der Schweizer weisen zu wollen. „Unser Weg wird jenem der Italiener nicht gleichen, aber sehr ähnlich sein; unsere Geschichte weist uns auf den Einheitsstaat." Seine Leipziger Erlebnisse und seine Auseinandersetzungen mit seinem Vater mochten ihn wohl veranlaßt haben, seine unitarischen Ansichten noch einmal auf ihre Richtigkeit hin nachzuprüfen. Später bekennt er einmal: „Nur langes Nachdenken und schmerzliche Erfahrungen haben mich zu der Einsicht gebracht, daß diese kleinen Staaten sich überlebt haben." Jetzt, im Herbst 1863, „bestärkte" er sich, wie er schrieb, in jener Auffassung, deren beredtester und leidenschaftlichster Vorkämpfer er in Deutschland geworden ist: seit dieser Zeit wurde Heinrich v. T. unbedingter Unitarier. Ihm war die Einheit nicht so sehr politische als

sittliche Forderung. Ohne ihre Erfüllung schien ihm die Lösung der Culturaufgaben, zu denen Deutschland berufen sei, nicht durchführbar. Für die Erfüllung dieser Forderung zu wirken betrachtete er als ein ihm gewiesenes sittliches Apostelamt.

Im Zusammenhang mit jener Arbeit über Bundesstaat und Einheitsstaat stand seine feierliche Antrittsvorlesung, die er am 19. Januar 1864 in der Aula über die „Geschichte der Vereinigten Niederlande“ hielt. „Unsere Aula“, so schrieb er darüber, „ist das alte Refectorium der Jesuiten. Es war mir eine absonderliche Freude, in diesen Räumen von den niederländischen Helden des Protestantismus zu reden.“ In der Schleswig-Holsteinschen Sache begeisterte er sich für den Augustenburger und steuerte aus seinem schmalen Geldbeutel 100 Thlr. für diesen bei. Auch an einer Vortragsreihe zum Besten der Schleswig-Holsteiner nahm er Theil und wählte sich zum Thema „Washington“. Im Sommer las er „Reformationsgeschichte“. Kaum hatte er begonnen, da kam er abermals mit seinem Vater in eine Auseinandersetzung wegen der Religion. Der alte General vermuthete richtig, daß sein Sohn in freigeistigen Bahnen geblieben war und fühlte sich dadurch lebhaft beunruhigt. Der Sohn fand das Verhör, das mit ihm angestellt wurde, ungemein lästig. „Er meint es herzlich“, schrieb er an Overbeck über seinen Vater, „er würde sicherlich befriedigt sein, wenn er mir in der Seele lesen könnte.“ Aber in den conventionellen Geleisen könne er sich nicht bewegen. Doch gelang es ihm, in einem schönen Schreiben den General einigermaßen zu beschwichtigen. Unterdessen ging der schleswig-holsteinsche Krieg zu Ende. Noch kürzlich hatte T. seinem Overbeck im Zusammenhang mit der Katechisation seines Vaters geschrieben: „Verzweifeln kann ich nicht; die wundervolle Stetigkeit unserer Geschichte kann nicht in höhnischem Unsinn endigen. In solchen — wenn Du willst, fatalistischen — Ueberzeugungen liegt ein guter Theil meiner Religion.“ Inzwischen sah er Preußens Stern wieder rapid emporsteigen. Auf Düppel folgte Alsen: Dänemark lag gedemüthigt da, Schleswig-Holstein war ihm entrissen. „Die beiden Lande sind durch ehrlichen Kampf wieder deutsch geworden; das ist der größte Erfolg, den unsere auswärtige Politik seit fünfzig Jahren errungen hat“, so jubelte er in einem Briefe an seinen Vater. Jetzt begann er ins Bismarck'sche Lager einzuschwenken. Mitwirkend war dabei der Einfluß Mathy's auf ihn. Er erklärte mit Entschiedenheit, die oberste nationale Pflicht sei, Preußen zu stärken. In dieser gehobenen Stimmung hat er die Schrift, die er im Herbst 1863 begonnen hatte, unter dem Titel „Bundesstaat und Einheitsstaat“ zu Ende gebracht, die bedeutendste publicistische Schrift, die wir ihm verdanken. An Sybel schrieb T. darüber: „Ich habe mich gewaltsam zusammengenommen und so unbefangen, als mir's möglich war, die Geschichte der modernen Föderationen verglichen. Ich habe nicht gesucht, sondern gefunden — gefunden, daß Deutschland niemals ein rechter Bund war.“

Von Manchen wird diese Schrift für Treitschke's bestes Werk gehalten; und in der That darf man sie wohl den epochemachenden publizistischen Schriften der Hippolithus a Lapide und Severinus a Monzambano an die Seite stellen. Ihr Erscheinen war ein Ereigniß. Niemals ist die staatsbildende Kraft Preußens der Welt wuchtiger vor Augen geführt worden. Mit wahren Keulenschlägen zog T. darin, ähnlich wie einst Pufendorf gegen die Reichsverfassung, zu Felde gegen die große Lüge des deutschen Bundesrechts, gegen den Trugschluß, daß der deutsche Bund den Frieden erhalten habe, während vielmehr der Friede ihn erhielt. „Niemand bezweifelt, seine Verfassung werde beim Ausbruche des ersten allgemeinen Krieges rettungslos zusammenbrechen.“

„Wir wissen, daß dies unglückselige Wort ‚organisch‘ sich in der Politik immer da einstellt, wo die Gedanken aufhören.“ Eine Bundesverfassung bestände überhaupt nicht, ihre Grundzüge wären nur in sehr wenigen Punkten ausgeführt. „Seit 50 Jahren erträgt die Nation einen großen politischen Taschenspielerstreich.“ „Eine klare redliche Politik ist innerhalb eines so lügenhaften öffentlichen Rechts unmöglich.“ In Lapidarstrichen führt er den Nachweis, daß die deutsche Geschichte eine ununterbrochene Kette von Annexionen sei. Im Jahre 1792 hätte es noch 289, 1803 176, 1815 39, 1864 34 Staaten gegeben. „Ist es nach alledem wahrscheinlich, daß die Geschichte auf ihrem erhabenen Gange immerdar ehrfurchtsvoll stillstehen werde vor dem Fürstenthum Reuß ä. L. oder dem Königreiche Hannover?“ „Das heutige Herzogthum Nassau umfaßt auf 85 Geviertmeilen die Fetzen von 37 vormals selbständigen Territorien. In der That, es bedarf einer eisernen Stirn, um in einem solchen Staate die Lehre der Legitimität zu predigen.“ „Einer Reihe bureaukratisch regierter Kleinstaaten zurufen: fasset einen heroischen Entschluß! — das heißt, dem Wurm sagen ‚fliege doch‘.“ Es sei eine „praktische Erfahrung, daß das Wesen des Staats zum Ersten Macht, zum Zweiten Macht und zum Dritten nochmals Macht ist“. Eingehend erörterte er die Unmöglichkeit, daß Oesterreich noch ferner zum Bunde gehörte. „Jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, solange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Oesterreich nicht gelöst ist.“ „Aber“, so weissagt er, „wenn Oesterreich seine herrschende Stellung in Deutschland verliert, werden beide ehrliche Bundesgenossen werden.“ Mit siegreicher Beredsamkeit weist er nach, „daß Preußen die Zukunft gehöre“. „Jede Scholle Landes, welche unserem Volke seit dem westfälischen Frieden zuwuchs, ist durch Preußen erobert.“ „Preußens Machterweiterung wird allmählich zu einer Forderung der Gerechtigkeit.“ „Im Falle eines Krieges mit Frankreich sieht sich Preußen gezwungen, Hannover und Kurhessen provisorisch als seine Provinzen zu behandeln.“ Er verlangt die Annexion der Elbherzogthümer im Gegensatz zum Nationalverein. Die Abrundung Preußens im Norden sei unzweifelhaft das wirksamste Mittel, die Zertheilung Deutschlands zu verhindern. Eine glänzende Parallele zieht er zwischen Deutschland und Italien. Jede Zeile hat er da mit seinem Herzblut geschrieben. Wer fühlt nicht, daß dem Schreiber das Herz fast springt bei den Worten: „Von jener nachhaltigen, fast nervösen Leidenschaft, die im Wachen und im Träumen nur das Eine zu denken vermag ‚mein Land, mein Land‘ und immer nur ‘mein Vaterland‘ — von alledem ist bei der großen Mehrzahl unserer Patrioten sehr wenig zu spüren.“ Der Zuruf der Franzosen: „Wir grüßen Italien an seinem Geburtstage. Eine Nation wird geboren an dem Tage, da sie ihre Einheit erlangt“, müsse, so meint der Wecker der deutschen Gewissen, seinen hadernden Volksgenossen „wie das Schmettern himmlischer Posaunen“ ins Ohr klingen. Und gleichsam als blicke er auf den führenden preußischen Staatsmann, spielt er auf Cavour's Beispiel an: „‚Mag mein Ruf untergehen, mag mein Name untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!‘ — in diesem einen Worte Camillo Cavour's liegt mehr reine Mannestugend als in ganzen Bibliotheken unserer Theologen.“

In der That, wenn von irgend einer Schrift gesagt werden kann, sie habe Bismarck den Weg zur Begründung des Reiches geebnet, so war es diese. An sie dachte später Theodor Mommsen wohl vornehmlich, als er in heißem Kampfe gegen T. doch rühmend hervorhob, Treitschke's Feder sei eins der besten Schwerter gewesen, die für die deutsche Einheit gefochten hätten. Der Aufsatz erschien im Buchhandel mit einer Reihe seiner bereits in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienenen Essays unter dem Titel „Historisch-politische Aufsätze“ zu

einem stattlichen Bande vereinigt, dessen Herausgabe T. mit Hirzel einstweilen an Stelle der „Geschichte der deutschen Bundesstaaten“ vereinbart hatte. Bevor der Band herauskam — er konnte ihn im November 1864 verschicken — unternahm er noch eine Reise nach der Schweiz und nach Paris, wo er seinen Freund Oppenheim besuchte und von wo er einen Abstecher nach Rouen, Havre und Honfleur unternahm. In Paris fand er auch Gelegenheit, einen Vortrag über Washington zu halten. Ueber dies Thema, außerdem noch über Liselotte von der Pfalz, sprach er nachher auch vor dem Großherzog Friedrich von Baden, dem er auch seinen Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat“ zuschickte. Der hohe Herr las das Buch und war großdenkend genug, dem Verfasser trotz der darin an den Kleinstaaten geübten Kritik nicht gram zu werden. Von einem „komischen“ Schrecken, der die Karlsruher officielle Welt befiel, wußte T. aber doch zu berichten. Am freudigsten begrüßte in der Oeffentlichkeit G. Freytag die Schrift. Weniger günstig wurde sie vom Nationalverein aufgenommen. Vor allem suchte Ludwig Häusser in einer Sylvesterbetrachtung der „Preußischen Jahrbücher“ T. auf seiner früheren augustenburgischen Parteirichtung festzunageln. T. antwortete darauf in einem Aufsatz „Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage“, den er am 15. Januar 1865 an die „Preußischen Jahrbücher“, die Verstimmung gegen dieses Organ bei Seite schiebend, einschickte. Darin warf er mit grimmigem Hohne die Frage auf: „Soll das Blut auf Alsen und den Düppeler Schanzen darum geflossen sein, damit dieser Krieg mit einem particularistischen Possenspiel endige?“ Zugleich lenkte er jetzt noch mehr zu Bismarck herüber. „In der Politik ist nichts abgeschmackter als der Groll. Man kann dem preußischen Minister das Verdienst nicht bestreiten, daß er durch rasches Handeln jene rathlose Zagheit verscheucht hat, die wie ein Alp auf Preußen lastete.“ Dieses abermalige Eintreten für die Einverleibung der Herzogthümer erregte das größte Aufsehen. Die „Preußischen Jahrbücher“ mußten zweimal Sonderabdrücke erscheinen lassen. „Meine jüngste litterarische Schandthat hat mich rasch zu einem der bestverleumdeten Menschen in Deutschland gemacht“, schrieb T. „Ich aber habe das frohe Bewußtsein erfüllter Pflicht und die Freude, viele brave Leute, auch Busch, bekehrt zu haben.“ Er versprach weiter seine Schuldigkeit zu thun, „auf die Gefahr hin, für einen Söldling Bismarcks zu gelten“, wie er an Overbeck schrieb. Der neue Aufsatz brachte ihm auch eine Fehde ein, mit Biedermann, der ihn in der „Allgem. Deutschen Zeitung“ angriff. T. fertigte ihn in den „Grenzboten“ ab.

Eine Sorge erfüllte T. bei der Veröffentlichung dieser publicistischen Kundgebungen: die vor dem Bruche mit seiner Familie. Er sandte die „Historischen und politischen Aufsätze“ auch seinem Vater und schrieb darüber an Overbeck: „Alles kommt darauf an, ob mein Vater seinem eigenen edlen und tapferen Gefühle überlassen bleibt. Dann wird er betrübt sein, aber Alles wird zwischen uns beim Alten bleiben . . . Wenn ihm jedoch die Schranzen in Dresden das Herz schwer machen, dann stehe ich für Nichts. Es wäre zu traurig.“ Seine Befürchtung traf ein. Die Schranzen entfremdeten ihm das Herz seines Vaters. Im Juni 1865 schrieb er an einen Freund: „Seit den Festen in Pillnitz hat sich die Haltung meines Vaters gegen mich gänzlich verändert, und ich weiß manchmal kaum, was ich als guter Sohn thun soll.“ Freilich war er selbst weniger denn je von liebenswürdigen Empfindungen für seinen sächsischen Heimathsstaat erfüllt. Schrieb er doch damals an Gutschmid: „In meinem Zimmer hängt jetzt das Bild Camphausen's, die Schlacht von Hohenfriedberg, gleich im Vordergrunde ein gefangener sächsischer Grenadieroberst und ein Paar silberne Pauken mit unserem vaterländischen Wappen.

O Alfred, wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren?" Er fühlte sich währenddem in Freiburg tief einsam. Seine besten Bekannten kamen fort, T. seufzte: „Die ganze Stadt spricht von mir; jeder dritte Mensch grüßt mich, die Aula faßt die Zuhörer in meinem Publicum nicht. Und doch lebe ich wie ein Einsiedler." „Ein kurzes Gespräch mit Dir (gemeint ist Overbeck) oder Freytag oder Gutschmid hat mich oft auf lange Tage reicher gemacht als dicke Bücher. Und nun dies Nest, wo niemand mir etwas Gescheites sagt." Er stürzte sich um so leidenschaftlicher in die Arbeit. Vornehmlich machte er sich daran, seine Antrittsvorlesung über die Republik der Niederlande zu einem Essay auszuarbeiten. Seine Nachtarbeit zog ihm eine Augenentzündung zu. Die geistige Sammlung, die er in Freiburg fand, söhnte ihn immerhin etwas mit dem dortigen Aufenthalt aus. Im Herbst besuchte er aufs Neue die Schweiz und Frankreich bis Lyon. „Wenn das Exil in dem Pfaffenneste bald ein Ende nimmt", schrieb er, „so muß ich immerhin zufrieden sein, daß ich den Ultramontanismus in seiner ganzen viehischen Unsittlichkeit aus der Nähe betrachtet habe." Im Sommer und Herbst 1865 ging er auch daran, für seine „Geschichte der deutschen Bundesstaaten" in Karlsruhe archivalische Studien zu unternehmen. Währenddessen wurden die „Historisch-politischen Aufsätze" stark gekauft. Innerhalb Jahresfrist mußte die dritte Auflage gedruckt werden. T. dachte der ersten Sammlung nun noch einen „zweiten und letzten" Band Essays folgen zu lassen, obwohl dadurch das Erscheinen der „Deutschen Geschichte", wie er das geplante große Werk zu nennen pflegte, wieder hinausgeschoben wurde. Ihn trieb der Gedanke an den Zustand der deutschen Nation, den er niederschlagend, wie seit langem nicht, fand. „Darum", so meint er, „soll, wer heute noch ein wenig Verstand und Hoffnung in sich fühlt, unmittelbar und bald auf die öffentliche Meinung einzuwirken suchen." Er sagte sich zwar, daß die Essays seiner Carriere garnichts nützten. „Aber der Patriot in mir ist tausendmal stärker als der Professor." Mitten in solche Erwägungen fiel eine Kundgebung des Ministers v. Beust gegen Treitschke's sachsenfeindliche Schriftstellerei, die schmerzliche Folgen für T. nach sich ziehen sollte. Freilich suchte er mit der ganzen Wucht seiner Dialektik den sächsischen Staatsmann in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" zu widerlegen. Seine Worte waren aber nur geeignet, Oel ins Feuer zu gießen. Die Depesche Beust's gab den Anlaß, daß der Vater Treitschke's seinem Sohne herbe Worte schrieb. Der alte General schloß seinen Brief mit der wiederholten Bitte, von der Publicistik abzulassen und ein reiner Geschichtsschreiber zu werden. Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte T. die Absicht aufgeben, an der Hochzeit seiner jüngeren Schwester mit einem Mitgliede eines der angesehensten sächsischen Adelsgeschlechter theilzunehmen.

Während sich so die Fäden, die ihn noch immer mit der Heimath verbanden, mehr und mehr lösten, knüpften sich fast gleichzeitig wichtige und neue Verbindungen für ihn an. Er hatte sich im Verlauf seiner Karlsruher Archivstudien auch an das preußische Auswärtige Ministerium mit der Bitte gewandt, ihm Zutritt zu den dort bewahrten Acten zu gewähren. Er war doch einigermaßen erstaunt, als Bismarck, mit dem er sich innerlich noch keineswegs auch nur einigermaßen ausgesöhnt hatte, weil er dessen innere Politik verurtheilen zu müssen glaubte, ihm unter dem 15. December 1865 einen eigenhändigen Brief schrieb und ihm die alten Acten seines Departements unbedingt zur Einsicht eröffnete. Er fand, daß der preußische Staatsmann ihm „mit unerhörter Liberalität" begegnete, liberaler selbst als Roggenbach. Dies war ein Ereigniß für ihn und durfte ihm über manchen Kummer hinweghelfen. Während er die Erlaubniß aus Berlin erhielt, schrieb er gerade an einem neuen großen Essay,

über Cavour, „damit das Publikum doch einmal lernt, was ein Staatsmann ist“. „Cavours Reden“, schrieb er, „erschließen mir eine Welt neuer Ideen. Es ist doch etwas Wunderbares um einen großen Mann. Noch merkwürdiger ist der tiefreligiöse Zug in diesem scharfen Geiste“.

Auf dem Wege nach Berlin besuchte er im Frühjahr seinen Vater auf dem Königstein. Es war noch einmal ein harmonisches Zusammensein der Beiden. In Berlin lernte T. Bismarck kennen. Noch im Februar hatte er an Overbeck geschrieben: „Mir liegt aus vielen Gründen daran, in Berlin mit einem Male zu Ende zu kommen, namentlich weil ich mit Bismarck nicht in dauernde Verbindung treten will.“ Wie anders sollte es kommen! Das geistige Leben Berlins packte ihn mächtig. Er kam dort in regen Verkehr mit Männern wie Max Duncker, Theodor Bernhardi, Gustav Schmoller, Hermann Baumgarten u. A. Das Nahen der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich war das große Thema, von dem alle erfüllt waren. Namentlich die Aussprache mit Duncker war T. von Werth. „Nie“, so hat er 1886 geschrieben, „werde ich vergessen, wie sein klares Urtheil, seine genaue Kenntniß der preußischen Zustände mich befestigte in den politischen Gedanken, die ich aus dem entlegenen Freiburger Winkel heraus, mehr ahnend als wissend, ausgesprochen hatte.“ Nur schwer wird er sich von Berlin losgemacht haben, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Es war ihm natürlich bald klar geworden, daß er noch oft in die preußische Hauptstadt zurück müsse. Inzwischen kamen die Ereignisse in Fluß. Für T. stand es fest, daß er nicht in Freiburg bleiben könnte, wenn Baden sich gegen Preußen erklärte. Schon ehe der Krieg begann, knüpfte Bismarck mit ihm Verhandlungen an, die den Zweck hatten, seine gewaltige Feder für die preußische Publicistik voll auszunutzen. Er sollte das Kriegsmanifest schreiben u. s. w. Als Ersatz für seine Freiburger Stellung wollte man ihm eine ordentliche Professur in Preußen geben. Der preußische Staatsmann richtete wiederum eigenhändig ein ausführliches Schreiben an den jungen Professor und teilte ihm seinen Bundesreformplan mit. T. sah sich in einer delicaten Lage. Selbst Roggenbach wagte nicht, ihm abzurathen. „Eine Berliner Professur“, so schrieb T. an Freytag, „das alte Ziel meiner Wünsche, war mir sicher.“ Er lehnte aber doch das Anerbieten ab. Er wollte sich sein köstlichstes Gut, seine Unabhängigkeit bewahren. Er sah voraus, daß er in eine schiefe Stellung gerathen würde, wenn er in solche nahen Beziehungen zu dem Staatsmann trat, dessen innere Politik er nicht billigte, und setzte das Bismarck mit großer Offenheit auseinander. Noch in Freiburg schrieb er den Aufsatz „Der Krieg und die Bundesreform“ nieder, der lebhaft für die Entscheidung durch die Waffen und gegen das Geschrei vom „Bruderkrieg“ eintrat. Freilich hob er darin zugleich hervor, daß Bismarck bei aller Kühnheit und Beweglichkeit seines Geistes ein sehr geringes Verständniß für die sittlichen Kräfte des Völkerlebens besäße. Die badische Regierung hielt ihn bei seiner preußischen Gesinnung für persönlich gefährdet und ließ seine Wohnung durch Gendarmen bewachen. Er aber lachte: „Hinter der schreienden Zuchtlosigkeit des süddeutschen Pöbels steckt nicht einmal soviel Muth als zum Einwerfen einer Fensterscheibe gehört.“ Als dann die Entscheidung fiel und Baden thatsächlich gegen Preußen Partei nahm, kam er sofort um seinen Abschied ein: „Ich kann nicht Staatsdiener bleiben in einem Rheinbundsstaate, den ich als Patriot nach Kräften zu schädigen suchen muß“, schrieb er an Freytag. Am 28. Juni wurde sein Gesuch genehmigt.

Kurz vorher, am 18. Juni, hatte er sich in dem Stahlbade Griesbach im südlichen Baden mit Emma v. Bodman, der Schwägerin seines Freundes W. Nokk, verlobt. Er hatte schon kurz vor seinem Weggange nach Freiburg

einen Herzensroman erlebt. Damals hatte er geschwankt, ob er ein junges Mädchen freien sollte, das ihn leidenschaftlich liebte, oder ob er sich einer anderen jungen Dame erklären sollte, für die er selbst eine starke Neigung empfand. Er war damals nicht ins Reine mit sich selbst gekommen und empfand das tief schmerzlich. „Ich werde vermuthlich allein im Leben bleiben", schrieb er an Overbeck, als er erkannte, daß er nicht diplomatisch genug in dieser Sache gehandelt habe. „Noch nie habe ich mich so einsam gefühlt. Die wenigen Stunden, die ich mit O. verbracht, haben mich ahnen lassen, wie überschwänglich reich das Leben sein kann." Mittlerweile hatte er die Neigung Emma v. Bodman's gewonnen. Auch hier war Overbeck wieder der Vertraute seines Herzens. Von der Verlobung selbst machte er freilich zuerst G. Freytag Mittheilung. Er bekannte diesem: „Ich liebe sie schon lange mit Allem, was gut und tüchtig in mir ist. Ich habe mir nicht zugetraut, daß eine persönliche Leidenschaft so stark in mir werden könnte." An Overbeck schrieb er einige Tage später: „Sie hatte den Muth, tapfer Ja zu sagen. Die Sache ist noch Geheimniß, erst muß ich wissen, wie ich zu meinem Vater stehe."

Er that freilich auch in dieser Stunde nichts, um sich die Gunst des Vaters zu sichern. Im Gegentheil. Gerade jetzt erhob er, getrieben von seiner Vaterlandsliebe, rücksichtsloser denn je seine Stimme gegen die Kleinstaaterei und insbesondere gegen das sächsische Königshaus. Er war aus Baden in weitem Umwege durch Lothringen über Metz, Münster am Stein, Bonn, die Grafschaft Mark, Kassel und Hannover nach Berlin geeilt und hatte dort am 4. Juli für ein Vierteljahr die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" übernommen. Die Siegesnachrichten erfüllten ihn mit jubelnder Begeisterung. Ihn hatten die ersten Meldungen von preußischen Niederlagen in Baden und Frankreich in seinen Hoffnungen auf Preußen nicht irre zu machen vermocht. Nun sah er sie erfüllt. Ihn schmerzte es, daß er nicht persönlich am Kampfe theilnehmen konnte. „Für den Augenblick reden die Kanonen und wie herrlich reden sie." Jeder Husar, der einen Kroaten in die Pfanne haue, nütze jetzt mehr als der beste Schriftsteller. Später hat er gestanden, daß er „nie im Leben eine so demüthige, so andächtige Dankbarkeit empfunden habe für das Glück ein Deutscher zu sein, als in jenem Sommer, da endlich, endlich die Welt lernen mußte, was dieses Preußen ist." Er wollte nun wenigstens alles thun, was in seinen Kräften stand, um die Lösung der deutschen Frage so vollständig wie möglich zu machen, obwohl er sich sagte, daß das Verhältniß zu seinem Vater dadurch nur getrübt werden konnte. „Ich will jetzt eine Flugschrift über die Annexion der norddeutschen Mittelstaaten schreiben", meldete er Overbeck am 16. Juli. „Dies elende Zaunkönigthum darf nicht wieder zurück. Diese Schrift wird meine Stellung zum Vater sehr verschlimmern." So entstand Treitschke's heftigste und auch ungerechteste Schrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten." Am 30. Juli erschien sie. Sie war von gewaltiger Wirkung. Blutig war der Hohn, mit dem T. namentlich sein sächsisches Königshaus überschüttete. Die Auseinandersetzung mit dem Vater war nun unausbleiblich. T. erklärte ihm: „Ich k o n n t e nicht anders reden." Es war ihm schmerzhaft, was der tief betroffene Vater ihm brieflich vorhielt. Noch schmerzlicher empfand er es, daß der General in Dresdener Blättern eine öffentliche Erklärung gegen seinen Sohn erließ. Zwar erfolgte nach jener Erklärung noch ein Briefwechsel zwischen den Beiden, der einen versöhnlichen Charakter trug. Aber im ganzen betrachtete T. die Sachlage so, daß er den Bruch mit seiner Familie als vollzogen ansah. Er bedauerte besonders seine Braut deswegen. Diese, die selbst katholisch war, zog sich durch ihre Ver-

lobung mit T. auch den confessionellen Haß ihrer eigenen Verwandtschaft zu und wurde nun in den Herzenskummer ihres Verlobten hineingezogen.

T. hatte erst darauf gerechnet, Docent in Berlin zu werden. Statt dessen suchte ihm Droysen eine ordentliche Professur in Königsberg an des von dort wegberufenen K. W. Nitzsch's Stelle zu besorgen. Schon am 15. Juli galt Treitschke's Berufung dorthin als abgemacht. Die Aussicht, in Königsberg zu wirken, schien T. sehr verlockend. Er wollte im Herbst hingehen, „wenn nicht die Annexion des Rautenlandes und damit wahrscheinlich auch meine Versetzung nach Leipzig erfolgen sollte." Schließlich zog es Nitzsch vor, in Königsberg zu bleiben. Darauf wurde Treitschke's Berufung nach Kiel in Anregung gebracht. Die dortige philosophische Facultät schlug ihn für eine Professur der „Geschichte und Politik" vor, freilich gegen starken Widerspruch in ihrem eigenen Schoße. Steigend offenbarte sich, daß Treitschke's kühne Kampfnatur überall den Kampf gegen ihn selbst weckte. Der eine meinte, es ginge nicht an, daß man einem Mann, der durch und durch Politiker sei, „auch" die Geschichte übertragen wolle, ein anderer vermißte bei T. gar das Streben „nach objectiver Wahrheit". Am 5. October 1866 erfolgte jedoch die Ernennung für Kiel. Diese konnte natürlich nur als ein Ausweg betrachtet werden, um T. eine Unterkunft zu schaffen. Denn in Kiel fand er einen noch geringeren Wirkungskreis als vordem in Freiburg. Gab es dort doch nur dreißig Studenten in der philosophischen Facultät, und waren die dortigen Verhältnisse, das Widerstreben der Holsteiner, sich in die preußische Zucht zu schicken, und die Eigenartigkeit ihres Wesens doch für T. möglichst ungeeignet. Treitschke's rücksichtslose Offenheit konnte hier nur schaden. Zum Ueberfluß wurde ihm auch noch ein möglichst unfreundlicher Empfang bereitet. Sein dortiger Amtsgenosse Forchhammer griff ihn in einer Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat" an. Der Schriftsteller Gustav Rasch veröffentlichte einen offenen Brief gegen seine Ernennung. Auch Venedey griff ihn an. Er las zwei Privatcollegien, „Geschichte des Reformationszeitalters" und „Politik", sowie ein Publicum, „Geschichte Europas in den Jahren 1848—1850". Es wiederholte sich das alte Bild. Die Räume faßten seine Zuhörer nicht. In dem Publicum sprach er vor 2—300 Personen aller Stände. Der Oberpräsident, hohe Officiere, die ganze Regierung waren darunter. Ihm gefiel es garnicht unter den Holsten, die sich immer als die „Normalmenschen" betrachteten. „Schamloser ist nie gelogen worden", schrieb er im Februar 1867 aus Kiel, „als über dies deutsche oder undeutsche China. Das Land ist einfach ein zweites Mecklenburg: Zünfte, Privilegien, Sonderrechte überall, dazu ein Volk von kolossaler Faulheit und Gefräßigkeit, von einem stupiden Dünkel, dessen Gleichen ich nie bei einem Volke gesehen habe. Das Beste sind die Studenten, fleißige, wenn auch altkluge Leute. Da man hier von „Deutschland" — so spricht der Holste wie von einem fremden Volke! — nie etwas gehört hat, so hab' ich einen guten Wirkungskreis." Nur mit einer Holstin, mit Charlotte Hegewisch, der Nichte Dahlmann's, hat er Freundschaft geschlossen. Eine Wohlthat war es für ihn, daß er wenigstens in Gutschmid und Otto Ribbeck verständnißvollen Umgang unter den Collegen fand.

Seine Popularität im Reiche war inzwischen außerordentlich geworden. Ihm wurden für den Norddeutschen Reichstag nicht weniger als sechs Candidaturen angeboten, darunter Elberfeld und Kolberg, hier auf Moltke's ausdrückliche Empfehlung. Er mußte ablehnen, weil er drei Jahre Aufenthalt im Norden nachweisen mußte. Wie gern wäre er in den Reichstag gezogen!

Am 18. März wollte er heirathen. Noch unmittelbar vor diesem Tage, am 10. März, starb sein Vater, der noch vor Ausbruch des Krieges seinen

Abschied genommen hatte und von Königstein nach Dresden verzogen war. Der lebensmüde General hatte noch kurz vorher abgelehnt zur Hochzeit zu kommen. Feierlich sprach er seinem Sohne noch seinen Segen aus. T. eilte sofort zur Beerdigung. „Es waren schreckliche Tage“, schrieb er später an Overbeck, „damals in Dresden: ohne unseren deutschen General, der jetzt Gottlob die alte Rheinbundsfeste [den Königstein, auf dem der Vater bestattet wurde] commandirt, hätte ich nicht einmal dem Sarge meines Vaters folgen können; indes weiß ich, daß mein Vater versöhnt mit mir gestorben ist.“ Die Hochzeit fand am festgesetzten Tage im Woringen'schen Hause, in dem T. die Braut kennen gelernt hatte, statt. Im Anschluß daran unternahm das junge Paar eine Reise durch Südfrankreich und Norditalien. T. wäre auch gern nach Rom gekommen, mußte aber in Florenz umkehren, da keine Zeit mehr war.

Zurückgekehrt, richtete er sich in Kiel auf einige Jahre Bleibens „in diesem weiland bekanntesten und heute langweiligsten Winkel deutscher Erde“ ein. Etwas resignirt schrieb er: „Das ist einmal der gewöhnliche Lauf, daß man seine besten Jahre im Winkel versitzt und erst als alter Knabe auf den Markt hinaustritt.“ Er las fünfstündig „preußische Geschichte“ und ein zweistündiges Publicum über „italienische Geschichte von 1740—1861“. „Was die Ehe ist“, so schrieb er, „das muß man selbst erleben: ein stilles, sicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbsterkenntniß. Nur Eines finde ich recht schwer, und ich hab' es noch nicht gelernt: man muß sehr klug mit seiner Zeit hauszuhalten wissen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas sein will.“ Sein Stern wollte es aber nicht, daß er dauernd in Kiel blieb. Schon bei Lebzeiten Ludwig Häusser's kam seine Berufung nach Heidelberg in Frage. Niemals hatte Mathy seinen Gedanken aufgegeben, seinen Max Piccolomini wieder nach Baden zu bringen. T. weigerte sich aus naheliegenden Gründen, sich neben den kranken Häusser setzen zu lassen, nicht ohne dadurch den Großherzog Friedrich zu verstimmen. „Es ist doch seltsam“, meinte T. dazu, „wie schwer hohe Herren selbst die einfachsten menschlichen Motive verstehen.“ Inzwischen war Häusser, gerade als T. seine Hochzeitsreise antrat, gestorben, und sofort kam T. als sein Nachfolger in Betracht. Die philosophische Facultät nannte ihn neben Sybel, von dem man wußte, daß er in Bonn bleiben würde, an erster Stelle. Einer der Hauptförderer seiner Berufung war der Nationalökonom Knies, der auch schon 1863 Treitschke's Berufung nach Freiburg mitbetrieben hatte. Der Senat stieß freilich — wie T. wissen wollte, auf Betreiben der Theologen — die Reihenfolge wieder um und setzte Treitschke's Namen an die letzte Stelle. Man nannte T. einen Feuilletonisten und fand seine Taubheit hinderlich. Einige nahmen auch noch an seiner Schrift über die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten Anstoß. Wieder gab es heftige Kämpfe. Schon rechnete T. ernstlich damit, daß Duncker, der außer ihm neben Pauli vorgeschlagen war, die Stelle erhalten würde. Er wußte nicht recht, ob er das wünschen sollte. „Aus Preußen fortzugehen, würde mir ungeheuer schwer fallen“, schrieb er. Am 10. Juli berief der Minister jedoch, unbekümmert um die Reihenfolge, T. Dieser machte sein Kommen von der Zustimmung der preußischen Regierung abhängig. Nachdem König Wilhelm ihm seine preußische Staatsangehörigkeit vorbehalten hatte, nahm er an und verließ am 2. October 1867 Kiel. Nach einjähriger Pause war er wieder badischer Professor geworden.

Nun begannen die sieben Jahre seines Heidelberger Wirkens, wohl die schönsten seines Lebens. Er wurde von seinen neuen Collegen ganz anders aufgenommen als in Kiel. Außer Knies fand er dort einen alten Freund

aus dem „Kitzing“, den Botaniker Hofmeister. Andere Freunde wurden die Theologen Gaß, Hitzig, Hausrath und vor allem Emil Herrmann, der spätere Präsident des preußischen Oberkirchenraths, mit dem T. schon von Göttingen her bekannt war, der Jurist Levin Goldschmidt, der Historiker Weber, der Physiker Helmholtz. Auch mit dem Historiker W. Wattenbach fand er ein gutes Verhältniß, obwohl er politisch nicht mit ihm harmonirte. Am wenigsten gefielen ihm einige freisinnige Theologen wie Schenkel und Nippold. Ebenso fand er wenig Geschmack an Bluntschli und Bunsen. Herrmann lernte ihm zuliebe, was sonst wohl nur noch die eigene Gattin that, die Fingersprache, da eine neuere verfehlte Ohrencur ihm auch noch den letzten Rest seines Gehörs raubte. Mit anderen Menschen mußte sich T. seit jener Zeit unter Zuhülfenahme von Zettelnotizen verständigen. Trotz seines Leidens war es ihm Bedürfniß, möglichst viel unter Menschen zu sein, und bald sammelte er die ihm zusagenden Elemente um sich, die natürlich nicht die Mehrheit bildeten. Durch seine Offenheiten bereitete er den Freunden nicht selten Verlegenheiten. Als sich einmal die Naturwissenschaftler in eine historische Berufungsfrage einmengten, sagte er seinem Nachbarn mit Donnerstimme ins Ohr: „Was geht das diese Apotheker und Mistfahrer an?“ Als er in den „Preußischen Jahrbüchern“, deren Herausgeber er seit 1866 geworden war, drucken ließ, Hoftheater und Universitätssenate würden stets der classische Boden eifersüchtiger Intriguen und knabenhafter Katzbalgereien sein, ein Wort, das sich ähnlich auch in den Briefen Wilhelm's v. Humboldt vorfindet, brach die sog. „Mehrheit“ der Professoren mit der „Minderheit“ die Beziehungen ab. Nun taufte T. die Freunde glückselig: „Die Verfemten“.

Unter den Studenten gewann T. eine unvergleichliche Stellung. Er stand damals in der Vollkraft frischer Männlichkeit. Wenn die hochgewachsene, breitschulterige und damals auch straffe Gestalt, an der alle Muskeln federten, mit dem dichten dunklen Haar und den schweren glänzenden braunen Augen, aus denen die Treuherzigkeit leuchtete, auf dem Katheder erschien, das mächtige Haupt trotzig stolz zurückwarf und mit lebhaftem freudigem Mienenspiel unter raschen Bewegungen seine Vorlesung begann, zu der er sich nur einen Zettel mit Stichworten mitzubringen pflegte, dann fühlten sich die jungen Leute sofort ganz unter seinem Banne. Das Tapfere und Siegesgewisse dieses Mannes elektrisirte. Und nun strömten dem Redner aus der Tiefe seines Innern die Worte mit einer Leichtigkeit zu, die geradezu wie ein Wunder erschien. Jedermann fühlte, daß da einer sprach, der die Geschicke seines Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfand. Niemand hatte bisher so die Herzen im Innersten zu treffen gewußt. Er war, wie schön gesagt worden ist, „ein Lehrer, der die Seelen entsiegelte“. Humor und Pathos wechselten in seiner Rede wie Blitz und Donner. Wenn die satirischen Peitschenhiebe, die er dann und wann austheilte, einmal zu große Heiterkeit auslösten, dann machte ein unwilliger Blick dem Lärm gewöhnlich bald ein Ende. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen war wieder ganz ungeheuer. Er las in Heidelberg ähnlich wie früher mit besonderer Liebe über preußische Geschichte, desgleichen über neuere deutsche und über Reformationsgeschichte, zuletzt auch wieder einmal über Politik. Jetzt erlebte er auch wieder, wie in Leipzig, an den Studenten selbst besondere Freude. Das Bewußtsein, endlich einen glücklichen Wirkungskreis gefunden zu haben, hob ihn sichtlich. Im Umgang mit den Collegen ließ der bescheidene Mann von seinen gewaltigen Erfolgen im Hörsaal kaum etwas merken. Als im J. 1870 bei Ausbruch des Krieges ein allgemeiner Commers veranstaltet wurde, da ward T. empfangen, als ob

er der wahre Heerführer sei, „und für diesen Abend war er es auch“, berichtet Hausrath. Eine nie dagewesene Huldigung für ihn fand statt. Herman Grimm hat später von T. geschrieben: Er würde ein Volk durch Meer und Wüste geleitet haben. Solch ein Augenblick war es zweifellos, als T. die Heidelberger akademische Jugend mit dem Worte Fichte's entließ, zu siegen um jeden Preis. Auf Treitschke's Antlitz strahlte die helle Freude über diese Jugend. An sich dachte er nicht. Den Hörern seiner Worte aber prägten sich diese damals ebenso ein, wie den Theilnehmern an der Feier zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht. Mit Schauern der Begeisterung sprachen sie noch nach Jahrzehnten davon.

Dieser erfrischende Contact mit einer verständnißvollen Jugend, noch mehr aber der Gang der Ereignisse blieb nicht ohne Rückwirkung auf sein schriftstellerisches Schaffen. Treitschke's Schriften dieser Zeit bis zum Jahre 1871 athmen, wie Erich Marcks treffend gesagt hat, den ganzen frühlinghaften Zauber der Werdejahre des Reiches. In diesen Jahren wurden drei der bedeutendsten seiner Schriften streng historischen Charakters zum Abschluß gebracht: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“, „Cavour“ und die „Republik der Vereinigten Niederlande“, jede ein Meisterstück der Geschichtschreibung, jede heute, nach vier Jahrzehnten, in ihrem Wesentlichen noch durchaus für die Forschung maßgebend. In seinem Essay über den Bonapartismus fand allerdings Napoleon I. wenig Gnade vor seinen Augen. Er war fraglos nicht immer gerecht gegen ihn und fühlte das wohl selbst. Wahrhaft empört weist er das Lob Napoleon's III. zurück, der erste Kaiser der Franzosen habe die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt: „Ja wohl, das roh gepeitschte Roß, das aufbäumend das Weite sucht, dankt sicherlich dem Unverstande des Treibers seine Freiheit.“ Der Essay besteht aus einer ganzen Reihe von Aufsätzen und ist seinem Umfange nach ein stattliches Buch zu nennen. Sein Hauptertrag ist der Nachweis, zu dem Jahrzehnte nach T. auch Taine gelangte, daß im centralistischen Frankreich trotz aller Wandlungen die cäsaristischen Formen in der Hauptsache erhalten geblieben waren, die trotz aller constitutionellen Einrichtungen von Freiheit wenig spüren ließen, und daß dadurch das Haus Bonaparte abermals zur Herrschaft gelangen konnte. Wieder begegnet uns in dieser Schrift der große Einfluß Tocqueville's auf T. Noch höher in der lebendigen Darstellungskraft als der „Bonapartismus“ steht der Essay über „Cavour“, auch eine Schrift von zehn Bogen Stärke. Es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß selten ein großer Staatsmann tiefgründiger analysirt worden ist, als der Einiger Italiens durch T. Treitschke's Colleg über das Verhältniß der Politik zur Moral wurde hier bereits an einem praktischen Beispiel erläutert. Man sieht Cavour auf jedem Blatt leibhaftig vor sich stehen, handeln, reden und lachen, man schaut hinein in die tiefsten Beweggründe, die ihn trieben, man begreift das Risorgimento in allen seinen Phasen und fühlt mit den Helfern des wackeren Staatsmanns, man wird in den italienischen Nationalcharakter hineingeführt und lernt die italienische Landschaft sehen, sieht vor sich die italienischen Städtebilder in glänzender Farbenpracht auftauchen. Und wie hinreißend weiß der Verfasser Garibaldi's poetische Gestalt mit einigen Pinselstrichen zu veranschaulichen! Mit derselben unvergleichlichen Meisterschaft ist der dritte große historische Essay dieser Jahre geschrieben, „Die Republik der Vereinigten Niederlande“. Da schildert T. ergreifend die Schuld der Deutschen, durch die das köstliche Tiefland des Rheins, die starken Arme, die unser Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unseres Reiches abgeschnitten sei. Wuchtiger vermag kaum die

Willenskraft der starren Calvinisten, die die niederländische Republik groß machte, versinnlicht zu werden, als durch jenen Satz Treitschke's: „Schaut sie an, die Bilder der Helden des Calvinismus in der Genfer Bibliothek, der Ruhmeshalle der reformirten Kirche. Männer aus allerlei Volk, und doch den Söhnen Eines Stammes gleichend: ein fürchterlicher Ernst spricht aus den markigen Zügen, alle Kräfte der Seele erscheinen beherrscht, aufgezehrt von der einen köstlichsten, dem Willen." Die Oranier vergleicht er mit dem Strategengeschlecht der Barkiden. Die Schilderung der einzelnen Vertreter dieses Heldengeschlechts, ebenso wie die Zeichnung Oldenbarnevelt's und Johann de Witt's verrathen wieder den größten Porträtkünstler, den die Deutschen je unter den Historikern gehabt haben. Wenn er der Schlacht auf der Mooker Heide gedenkt oder die Wunderwelt der Sundainseln beschreibt, dann ist der Poet unverkennbar. Dankbar spricht er aus: „Daß dies romanisch-katholische Wesen der Conquistadoren nicht für immer die Herrschaft behauptete in den Pflanzungstaaten der weißen Rasse, daß das Weltmeer heute den Germanen gehört, den Protestanten — dies ganz unsagbare Glück danken wir der glorreichen Flagge der Ketzer von Holland." Die Veranschaulichung des Gegensatzes von Holland und Spanien, von dem Segen freier Arbeit und dem Fluche der Knechtschaft gehört zu dem Glänzendsten, was jemals geschrieben worden ist.

Für den „Cavour" benutzte T. auch intime Quellen, Mittheilungen der Gräfin San Germano, Cerrutti's, Nigra's und Anderer. Da er diese Namen nicht nennen durfte, so mußte er eine gewisse Zurückhaltung üben. Um den rechten Ton für seine „Niederlande" zu finden, reiste er noch im Sommer 1868, als er mit diesem Essay ebenso wie mit dem „Cavour" schon Jahre lang beschäftigt war, dorthin. „Ich will mir das Sumpfland einmal anschauen", schrieb er. Er sagte von dieser Arbeit: „Sie ist, gerade wie der Bonapartismus, dreimal länger geworden, als ich dachte: — in solchen Vorausberechnungen bin ich leider ein Stümper . . . In den paar Seiten [über die Niederlande] steckt unbillig viel Mühe." Er lebte gleichsam fortdauernd in einem „Arbeitstaumel". Diese Mühe hat sich aber gelohnt. Die Essays dieser Jahre sind classische Werke ersten Ranges geworden. Sie allein sichern T. einen Platz nicht nur in der historischen Wissenschaft, sondern in der deutschen Litteratur überhaupt. So viel sie gelesen sind, sie sind heute noch lange nicht genügend bekannt geworden. Jakob Caro hat die kleinen Schriften Treitschke's einmal mit den Handzeichnungen großer Maler verglichen, die die unmittelbarste Effusion des Genius wiedergeben. Von den Essays dieser Jahre gilt dies in besonderem Maße.

Im Anschluß an diese drei historischen Essays entstand (1869—1871) ein vierter, der im wesentlichen politischer Natur ist, „Das constitutionelle Königthum in Deutschland." Auch über ihm liegt ein heller Glanz gebreitet. Wenige Schriften enthalten so viele tief innerliche Bekenntnisse Treitschke's. Er zeigte noch den unverwüstlichen Unitarier. Sprach er doch darin von „unserem handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat und in dieser löblichen Absicht ohne Zweifel fortfahren wird." Andererseits näherte er sich darin jetzt mehr den Conservativen. Begeistert und gedankenreich, mit jenem Gefühl der Souveränität, das für ihn so charakteristisch ist, entwickelte er die Nothwendigkeit des Krieges, einen Satz, den er von Anfang bis zu Ende in seinem Leben gegen alle und jeden, wenn er die abweichende Meinung antraf, so z. B. auch gegen Overbeck, voller Siegesgewißheit vertheidigt hat. Unter Umständen erwies er sich aber auch dem Gedanken der Abrüstung zugänglich.

Zu Pfingsten des Jahres 1870 unternahm T. mit Overbeck einen Ausflug ins Elsaß, von dem er schon im J. 1865 Stücke kennen gelernt hatte. Weil er für seine „Deutsche Geschichte" ganz Deutschland kennen müsse, trieb es ihn, wie er dem Freunde schrieb, wieder dorthin. Sie trafen sich in Weißenburg und wanderten von dort durch die Berge der Pfalz, nicht ahnend, daß in wenigen Monaten die deutschen Heere siegreich durch diese Gegend ziehen würden. Ueber die Entstehung des Krieges war er durch seine Beziehungen zu Bismarck und Berliner politischen Kreisen äußerst gut unterrichtet. Bei Ausbruch des Kampfes schrieb er an Overbeck, was er damals ähnlich in den „Preußischen Jahrbüchern" ausgedrückt hat: „Ich habe das Gefühl, als ob alle Menschen besser würden, und schäme mich jedes Augenblickes, wo ich nicht ganz frei und hoch um mich schaue." Am 25. Juli sang er sein ergreifendes Lied „vom schwarzen Adler", dessen Schwingen sein geistiges Ohr gewaltig rauschen hörte, und rief bewegt aus: „Gott der Herr in Einer Stunden heilte unsres Haders Wunden." Diesem Gedichte folgte am 30. August der Aufsatz: „Was fordern wir von Frankreich?" Wochenlang ließ er sich nicht bei den Freunden blicken. Es hieß, er schreibe. Dann kam er endlich mit diesem Werk seiner Feder heraus, das wieder zu seinen schönsten gerechnet werden muß. „Heraus mit dem Raube, heraus mit Elsaß-Lothringen!" hieß es da. Er erinnerte daran, daß der Geist eines Volkes nicht nur die nebeneinander sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter umfasse. Darum gehöre das Land der Erwin von Steinbach und Sebastian Brant zu Deutschland; „die Stunde drängt, eine wunderbare Gnade des Geschicks reicht uns schon in der Morgendämmerung der deutschen Einheit einen Kranz hernieder, den wir kaum im hellen Morgenglanze des deutschen Reiches zu erobern dachten. Fassen wir ihn mit tapferen Händen, auf daß das Blut der theueren Erschlagenen nicht wider unsere Zagheit schreie!" Mit lockenden Farben schilderte er die jüngst von ihm durchwanderte Landschaft. Geradezu bestrickend ist das Bild, das er vom Sundgau entwirft. Darin taucht der Sängerkönig, der Graf von Rappoltsweiler auf, den er einst zum Gegenstand einer Dichtung machen wollte, „der alljährlich die meisterlose Schelmenzunft zu einem ausgelassenen Pfeiferlandtage berief". Und dann die Frage: „Dies reiche Jahrtausend deutscher Geschichte sollte ganz zerstört sein durch zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft?" Stürmisch verlangte er, daß das Elsaß preußisch würde. Wieder einmal hatte er seinen Deutschen ans Herz gerührt. Dieser Stil hatte in der That, wie gesagt worden ist, etwas von brausendem Gesang, unterwerfend wie Herrscherton.

Kaum hatte er jene Zeilen niedergeschrieben, da fiel die Fackel auch dieses Krieges in sein eigenes Haus. Sein jüngerer Bruder Rainer war schon bei Königgrätz schwer am Oberschenkel verwundet in preußische Gefangenschaft gerathen. T. hatte damals Bismarck's Verwendung für die Pflege des Verwundeten erbeten und erhalten. Jetzt empfing dieser tapfere Officier als Premierlieutenant im 2. (königlich sächsischen) Jägerbataillon Nr. 13 bei Sedan die Wunde, die seinen Tod zur Folge hatte, weil der Typhus dazu trat. Noch eben hatte T. in Frankfurt einen Vortrag gehalten — „Ich habe noch nie vor andächtigeren Zuhörern gesprochen", schrieb er darüber an Overbeck — da erhielt er die Nachricht von dem Hinscheiden Rainer's. Sie erschütterte ihn auf das Tiefste. „Es war eine traurige Reise", schrieb er, „und ein schwerer Tag, als wir den tapferen Jungen auf dem Königstein neben meinen Eltern begruben . . . Besonders gerührt hat mich die feste anspruchslose Frömmigkeit, die ihn nie verließ. Ich habe erst im Verlaufe der letzten Jahre, und nun gar in diesem Kriege, die Bedeutung des religiösen Lebens recht verstehen

gelernt. Doch wer darf denn klagen in dieser Zeit? Ich am wenigsten; hatte ich doch in Dresden die Freude, daß meine Schwestern den alten Groll überwunden haben.“ So kündete sich leise ein Umschwung in seinem religiösen Leben an. Die großen Geschicke des Vaterlandes und die Erlebnisse in der eigenen Familie wirkten dabei zusammen. Noch kürzlich — unmittelbar vor dem Kriege — hatte er in einer Polemik mit der Weserzeitung sich zu einer Vertheidigung der Orthodoxen gezwungen gesehen und dabei eingeschaltet: „ein Unternehmen, das meinen persönlichen Freunden sehr ergötzlich sein wird.“ Klang diese Vertheidigung schon etwas nach einer versöhnlichen Haltung den Strenggläubigen gegenüber, so wurde die religiöse Sinnesänderung seit den Ereignissen von 1870 in T. unverkennbar. Wenn er seinem Freunde Hausrath zum Troste über einen schweren Verlust, den diesem der Krieg brachte, sagte, noch mehr als die großen gemeinsamen Erfolge einige das vordem entzweite deutsche Volk der gemeinsame Schmerz, so sprach daraus das Erlebniß in seiner eigenen Familie.

Inzwischen wirkte er weiter für sein Vaterland. Mitte September hatte er seinen jüngsten Aufsatz mit einem Begleitschreiben an Bismarck eingesandt und war darin wieder lebhaft dafür eingetreten, daß das Elsaß preußisch würde: „daß allein Preußen die Kraft besitzt, die deutschen Provinzen Frankreichs wieder zu germanisiren, liegt ja auf flacher Hand.“ Bismarck hatte in Moritz Busch, dem Freunde Treitschke's vom „Kitzing“ her, die geeignete Persönlichkeit, um mit T. zu verhandeln. Durch Busch ließ er ihm mittheilen, daß es nicht anginge, Baiern die Zumuthungen zu machen, die er verlange. Auf diese Anregung hin schrieb T. unter dem 7. December in den „Preußischen Jahrbüchern“ den Aufsatz: „Die Verträge mit den Südstaaten.“ An Busch aber schrieb er mißmuthig: „Ich begreife sehr gut, daß Graf Bismarck nicht anders handeln konnte, aber eine traurige Geschichte bleibt es doch. Baiern hat uns wieder, wie 1813 durch den Vertrag von Ried, einen Knüppel zwischen die Beine geworfen. Solange wir unsern leitenden Staatsmann haben, werden wir laufen können. Ob auch später? Das unbedingte Vertrauen, das ich der Lebenskraft des Norddeutschen Bundes entgegengebracht, kann ich zu dem neuen Reich nicht hegen. Ich hoffe nur, die gesunde Kraft der Nation werde trotz der höchst mangelhaften Staatsform gedeihen.“ Immerhin verfehlte Bismarck nicht, den Anfang des Treitschke'schen Aufsatzes durch Busch für den König zurechtmachen zu lassen. Wie Freytag und Simson hatte T. gegen den Kaisertitel einige Abneigung, weil er ihm nach Bonapartismus schmeckte. Schweren Herzens fand er sich schließlich darein, daß Elsaß-Lothringen nicht preußisch wurde, freute sich aber, daß wenigstens kein Kleinstaat gegründet wurde. Scharfe Worte fand er gegen die „Spielerei“ mit einem fürstlichen Statthalter.

Neben der Lehrthätigkeit und der wissenschaftlichen Arbeit, sowie der Wirksamkeit als Publicist widmete sich T. in Heidelberg auch dem parteipolitischen Leben. Freilich dachte er von dem badischen Liberalismus, mit dem er parteipolitisch zu gehen gezwungen war, nicht besonders hoch. „Der großherzoglich badische concessionirte Liberalismus ist nichts als eine wohlfeile Schreierei ohne Muth“, meinte er; und ein ander Mal erklärte er: „Der particularistische Liberalismus ist die verächtlichste aller Parteien.“ Schon in Freiburg hatte er gelegentlich in Volksversammlungen gesprochen. So gab er am 29. November 1863 „seine Lunge auf einer solchen preis“. „Aber Du weißt, was ich von dem souveränen Unverstand halte“, bemerkte er dazu unbefriedigt. Für sein parteipolitisches Wirken wurde besonders eine zu Gunsten des Ministeriums Jolly am 23. Mai 1869 in Offenburg veranstaltete liberale Versammlung von Bedeutung, auf der seine Rede unter den vielen dort ge-

haltenen den Höhepunkt bildete. Seine Collegen hatten ihn beschworen, nicht zu sprechen, weil sie von seiner Heißspornigkeit alles befürchteten. Treitschke's Erfolg war aber so durchschlagend, daß er alle entwaffnete. Und dabei hatte T. vor einem Zuhörerkreis von Bürgern und Bauern gesprochen, denen er bis dahin ganz unbekannt gewesen war und die anfangs unmuthig der eigenthümlichen Aussprache des Redners gefolgt waren. Als nun das Reich gegründet wurde, da schien sich die Erfüllung seines alten Wunsches darzubieten, in den Reichstag zu treten. Von allen Seiten drängten ihn die Bekannten dazu. Er ließ durch Busch im Januar 1871 bei Bismarck anfragen, ob ihm seine Wahl in den Reichstag erwünscht wäre, und als dieser dies nachdrücklich bejahte, ist er auf die Suche nach einem Wahlkreise gegangen. Zu seinem tiefen Kummer gelang es ihm indeß anfangs nicht, einen solchen zu finden. Er schrieb darüber an Overbeck: „Die letzten Wochen — Dir, meinem alten Freunde darf ich's schon gestehen — waren mir unsäglich hart, haben mir recht gründlich gezeigt, daß ich mit meiner Taubheit doch auf der Welt zu nichts zu brauchen bin. Schließlich ergab sich doch, daß kein Wahlkreis mich brauchen kann, sei es, weil die Wähler sich an meiner Taubheit stoßen, sei es, weil alle Fractionen mich wegen allzu offenherziger Ketzereien hassen.“ Zuletzt wurde er doch, ohne sein Zuthun, vom Wahlkreise Kreuznach-Simmern als der einzige Protestant auf dem linken preußischen Rheinufer gewählt. „Etwas lernen werde ich jedenfalls; wenn ich nur auch etwas nützen kann“, schrieb er. Er hat den Wahlkreis fortan bis zum J. 1884 (nicht 1888) vertreten. Seit dem Herbst 1884 candidirte er nicht mehr. Natürlich war es für den tauben Mann meistens eine Qual, den Verhandlungen beizuwohnen. „Ich bin von diesem unendlichen beschäftigten Müßiggang körperlich und geistig ermüdet“, klagte er bald. Er schloß sich der nationalliberalen Partei an, bis er am 11. Juli 1879 aus dieser austrat, weil er im Gegensatz zu der Partei im Sinne Bismarck's für die Franckenstein'sche Klausel einzutreten sich veranlaßt sah. Seitdem gehörte er keiner Fraction an. Er fand sich mit der Zeit besser in die Verhandlungen hinein, als man erwartet hatte, setzte sich neben die Stenographen, unterrichtete sich einigermaßen über deren System, las die Reden mit und wußte so oft besser Bescheid als die, die über seine Taubheit spotteten. Vielfach hielt ihn auch sein Freund Wehrenpfennig auf dem Laufenden, besonders in den Fractionssitzungen. Er hat ziemlich häufig das Wort ergriffen und meistens eine große Wirkung erzielt. Er sprach über constitutionelle wie über wirthschaftliche Fragen, über deutsche Rechtschreibung, das Tabakmonopol, für das er sehr entschieden eintrat, Heeresverfassung, das Socialistengesetz, Münzwesen, Elsaß-Lothringen u. s. w. Namentlich im ersten Jahre trat er hervor, ebenso in den Jahren 1880 und 1882. Seine letzte Rede hielt er am 9. Mai 1884 zum Socialistengesetz. Bei seiner rhetorischen Veranlagung überraschte Viele der schwere sachliche Gehalt aller dieser Reden. T. war eben wie wenige befähigt, den rechten Ton zu treffen, und vermied daher an dieser Stelle großentheils das Pathos. Wodurch er hier wirkte, das war die Stärke seiner Ueberzeugung. Er hat selbst einmal bemerkt: „Was der große Haufe sagt, ‚ihm ist es Ernst‘, das bezeichnet mit plumpem Wort und feinem Sinn den geheimsten Zauber menschlicher Rede“. Gleich die erste Rede wandte sich mit ungeheuerer Wucht gegen den Ultramontanismus. Damals ging vielen erst eine Ahnung davon auf, über welche Fülle tiefen staatsrechtlichen Wissens dieser angebliche Schönredner und Feuilletonist verfügte. Auch als Wahlredner hat er Erfolge gehabt, indem er den biederen evangelischen Bewohnern des Hunsrücks und des Nahethals, die ihm sein Mandat verliehen hatten, regelmäßig durch seine begeisternden Reden

die deutsche Gesinnung stärkte. Er kehrte jedesmal erfrischt aus solcher Wahlcampagne zurück. Seine Schätzung des Reichstages nahm freilich von Session zu Session ab. Er sprach wohl von der tödtlichen Langeweile, die die vielen Reden der Tausende von Abgeordneten in den deutschen Staaten hervorrufen müßten. „3000 Reichs- und Landtagsabgeordnete, je ein Volksvertreter auf 3000 erwachsene Männer! ... Immer häufiger hört man die Frage: ob denn durch solche sündliche Vergeudung von Geld und Zeit etwas anderes bewirkt werde als ein Geräusch, so zwecklos wie das Klappern eines Rades mit zerbrochener Nabe?“ Nur zu oft kehrte er mit einer Mischung von Kopfweh und Müdigkeit, die er „Reichstagsjammer“ nannte, aus den Sitzungen zurück und meinte, dieser Zustand hemme ihn mehr als Katzenjammer in seiner Arbeit. Es ist daher verständlich, daß er sich seit 1884 nicht mehr wählen ließ.

Immerhin war T. auch im Reichstage an seiner Stelle. Ganz falsch wäre es aber gewesen, wenn ein Gedanke des damals in der Preßabtheilung des auswärtigen Amtes thätigen Aegidi, der T. ja schon in der Göttinger Zeit unter die Journalisten hatte bringen wollen, zur Ausführung gelangt wäre. Zu Anfang des Jahres 1872 wollte Aegidi nämlich die Spener'sche Zeitung, die Kaiser Wilhelm I. las, in ein Blatt größesten Stiles verwandeln und T., wie Busch sich ausdrückte, als Redacteur „vorspannen“; Arthur Levysohn sollte Frankreich, Alexander Meyer Nationalökonomie übernehmen. Busch wandte ein, T. eigne sich nicht zum täglichen Leitartikelschreiben, er würde dabei zu Grunde gehen. Aegidi meinte jedoch, für das hohe Gehalt (6—8000 Thaler) würde T. sich dazu wohl bereit finden lassen. Er suchte diesem die Sache noch besonders dadurch mundgerecht zu machen, daß er behauptete, der Kaiser wünsche Treitschke's Eintritt in die Redaction. T. hat in richtiger Kenntniß seiner selbst keinen Augenblick geschwankt, obwohl Aegidi dies behauptete, sondern sofort entschieden abgelehnt, auch wenn er die Berliner Honorarprofessur, „die in der Luft schwebte“, erhielte. Auch das Zureden einiger seiner Collegen, die meinten, seine Taubheit werde mit der Zeit ein Hinderniß für seine Lehrthätigkeit werden, und anderer, die es für Pflicht hielten, daß der vermögenslose T. seine Familie sicher stellte, konnte ihn nicht beirren. Er erklärte: „Ich bin kein Journalist. Ich lasse die Dinge sich gern entwickeln, bis man sich etwas dabei denken kann. Fix über das neueste Telegramm einen Leitartikel zu schreiben, um in acht Tagen dann das Gegentheil sagen zu müssen, das ist ein Geschäft für andere Leute.“ So fiel dieser unglückliche Gedanke Aegidi's ins Wasser.

In der Angelegenheit der Spener'schen Zeitung spukte gewissermaßen schon die Berufung Treitschke's nach Berlin voraus. Am 3. Januar 1873 brachte ihn nun die philosophische Facultät der Berliner Universität für eine Geschichtsprofessur in Vorschlag, indem sie ihm u. a. eine „in schwierigen Lebenslagen bewiesene Festigkeit des Charakters und Lauterkeit der Gesinnung nachrühmte“. Sein Freund Helmholtz hatte dabei vornehmlich seine Hand im Spiele. T. schrieb darüber an Freytag: „Wenn man mir's materiell möglich macht, zu kommen, und wenn ich die Sicherheit habe, daß für mich neben Droysen Platz ist, so kann ich nicht ablehnen.“ Und an Jolly: „Ich mag nicht als Droysen's lachender Erbe wider seinen Willen auftreten.“ Aehnlich äußerte er sich zu Overbeck. In Heidelberg bestürmte man ihn zu bleiben. Ihm wurde es nicht leicht, vom Neckarstrande zu scheiden. Er meinte, in zehn Jahren wolle er gern gehen. Andererseits mußte er erwägen, daß er wohl die Hälfte des Jahres im Berliner Archiv sitzen müsse, um die ungeheuren Actenmassen zu bewältigen, die er für seine „Deutsche Geschichte“ zu studiren hatte. Schon jetzt wurde er alljährlich Monate lang durch die

Archivstudien dort gefesselt. Im Anschluß an die dortigen Arbeiten fand er sich häufig mit Freunden wie Duncker, Schmoller und Baumgarten im hinteren Stübchen bei Lutter und Wegener zusammen. Vor allem aber zog ihn ein Anderes. Die geistige und sittliche Entwicklung der Reichshauptstadt bereitete ihm Sorge. Er fühlte den inneren Beruf in sich, in diesen Schlund hinein zu springen. Daher schrieb er an Jolly, anlehnend an eine Wendung, die er schon am 5. Februar 1872 in einem Aufsatze über die Aufgaben des preußischen Cultusministers gebraucht hatte: „Unsere Hauptstadt soll nicht zu einem andern New-York werden; wer etwas beitragen kann, dies Unglück von uns abzuwenden, darf sich nicht ohne dringenden Grund versagen. Wer so fest, wie ich, an Preußen hängt, darf nicht ohne triftige Gründe nein sagen, wenn man mich zu brauchen glaubt.“ Ebenso äußerte er sich gegen Ranke. Dieser würdigte trotz seiner völligen Verschiedenheit von T. dessen Bedeutung durchaus und schickte ihm zum Beweise noch vor seiner Berufung seine „Genesis des preußischen Staates“, worauf T. nicht wenig stolz war. Am meisten bedrückte T. die Rücksicht auf seine Familie, die es in Berlin nicht so gut haben würde. Ihm waren in den Heidelberger Jahren drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn geboren. Der Sohn (geboren 11. Mai 1870) empfing nach Bismarck den Namen Otto. Seine Gattin, deren geistvolles, vornehmes Wesen jedermann gefiel, hatte nur eine zarte Gesundheit.

Die Entscheidung über die Frage der Berufung zog sich außerordentlich in die Länge. Der Decernent im Cultusministerium, Geheimrath Olshausen, ein Vetter Droysens, arbeitete in der Stille gegen T. Dieser meinte selbst im Mai in einem Briefe an Overbeck: „In der Tat sind sechs Historiker im Grunde zu viel für eine Universität, deren Frequenz fühlbar abnimmt. Ich hoffte schon ganz sicher, auf gute Art in Heidelberg bleiben zu können; da geht Holtzendorff nach München, und nun ist auch das Fach der Politik frei. Vielleicht muß ich doch noch kommen; es wäre sehr hart, zumal da ich Droysen, trotz seiner großen Freundlichkeit, doch angefühlt habe, wie wenig er mein Kommen wünscht.“ Einige Tage darauf ließ er sich wieder vernehmen: „Das Herz ist mir sehr schwer; nach all dem Preßgeschrei u. s. w. wird sich der Berliner Ruf, der nächstens wieder kommt, kaum ausschlagen lassen. Wenn ich mich versage, wer soll dann noch hingehen?“ Im Herbst 1873 nahm er schließlich an. Das Sommersemester 1874 sollte sein erstes Berliner Semester werden. Zur Vorbereitung darauf las er nach langer Pause in dem letzten Heidelberger Winter wieder über „Politik“. Am 12. Februar veranstalteten die Studenten ihrem geliebten Lehrer einen feierlichen Abschiedscommers. „Es war erhebend und wehmüthig zugleich“, schrieb Otto Ribbeck darüber, „zu hören und zu sehen, welche Liebe und Verehrung T. bei den Studenten und anderen Zuhörern genießt. In langen Processionen wallfahrteten sie an seinen Platz, um mit ihm anzustoßen. Er sprach zwei Mal hinreißend, sodaß das Gefühl seiner Unersetzlichkeit uns nur zu lebendig wurde.“

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Berlin für T. der gegebene Ort war. Das fühlte jedermann, der ihn kannte. Schon im December 1863 hatte Freytag ihm geschrieben: „Sie müssen einmal nach Berlin, in besserer Zeit dort das neue Geschlecht ziehen helfen“. Und ein Jahr darauf hatte derselbe Freund ihm wiederum zugerufen: „Auf Wiedersehen überall, aber endlich in Berlin. Daß Sie dorthin gehören, ist mir nie zweifelhaft gewesen.“ T. selbst hatte, wie wir uns erinnern, schon im Juli 1866 geglaubt, am „Ziele seiner Wünsche“, eben in Berlin zu sein. Nur die Hauptstadt des Reiches bot ihm die weithin sichtbare Kanzel, die ihm gebührte, und das genügende Forum. Es ist Sentimentalität, wenn man seinen Fortgang von

Heidelberg beklagt hat, und einigermaßen kühn, wenn man behauptet, daß er seine „Deutsche Geschichte“ vollendet haben würde, wenn er am Neckar geblieben wäre. Wenn T. in Berlin auch nicht die nahe Fühlung mit der Studentenschaft behielt, wie in Heidelberg, so wirkte er doch in der Hauptstadt in einer viel umfassenderen Weise auf die akademische Jugend und auch ganz anders auf die gebildeten Kreise Deutschlands überhaupt, als er es in Heidelberg jemals gekonnt hätte. T. hat einmal bei einer Würdigung Schillers gesagt, daß nur der brausende Zuruf einer großstädtischen Hörerschaft dem Dramatiker zeigt, wenn er das allen Gemeine, das wahrhaft Volksthümliche gefunden hat. Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von dem nationalen Ethiker, der T. war. Er selbst hat in bewegter Stunde zu den Berliner Studenten geäußert: „Sobald ich fühle, daß ich zu alt geworden bin, um die Jugend zu verstehen, würde ich es für meine Pflicht halten, den Lehrstuhl zu verlassen.“ Die Resonanz, die er in der akademischen Jugend der Hauptstadt fand, konnte ihn mehr stärken als der Zuruf der Studenten einer kleinen Universität, wie es Heidelberg doch immerhin war. Seine Berufung nach Berlin bedeutete eine der wichtigsten Erwerbungen, wenn nicht die wichtigste, die der Lehrkörper dieser Universität in jenen Jahrzehnten machte. Seine Persönlichkeit übte eine gewaltige Anziehungskraft aus und trug wesentlich dazu bei, die sinkende Universität wieder zu heben. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß es werthvoll für Treitschke war, in enger Fühlung mit dem großen Leben seines Volkes zu bleiben. Ihm war es einst schmerzlich gewesen, in Freiburg so fern ab von diesem Leben zu stehen. Auch Heidelberg vermochte ihm diese Fühlung nicht ganz zu verschaffen. In Berlin blieb er mit dem großen zeitgenössischen Staatsmann und den treibenden Kräften des deutschen Lebens dauernd in geistigem Contact. Freilich hat er Berlin und das Berlinerthum nie gern gemocht. Ihn zog es persönlich immer nach dem deutschen Südwesten. „Ich bin nur politisch ein Preuße“, hat er gesagt; „menschlich fühle ich mich in Süd- und Mitteldeutschland heimischer als im Norden“. Dafür bot ihm das gesellige Leben großen Stiles, das er in der Haupstadt fand, eine Fülle der Anregung.

Seine Taubheit bedingte es, daß er nicht Examinator wurde. Er hatte infolgedessen nicht gleich einen festen Stamm von studentischen Hörern und mußte sich erst seinen Wirkungskreis erobern. Wie ist ihm das aber gelungen! Wie auf allen Universitäten, an denen er bisher gewirkt hatte, erwiesen sich auch hier die Hörsäle bald als zu klein, um seine Zuhörer zu fassen, obwohl ihm Riesensäle eingeräumt werden konnten. Er las seine alten Collegien über deutsche und preußische Geschichte, über Geschichte des Zeitalters der Reformation, über englische und italienische Geschichte, und nun auch wieder, jetzt regelmäßig, und zwar im Winter, über „Politik“. Dieses wurde sein besuchtestes Colleg, zu dem vornehmlich sich die Studenten aller Facultäten drängten. Wie die Mauern standen sie vielfach um ihn herum, weil die Sitzplätze bei weitem nicht ausreichten. Es merkte und wußte jedermann unter den Tausenden von Studierenden der Universität, wenn T. las. Eine völlig neue Gedankenwelt ging den jungen Leuten auf, wenn ihnen der von Jahr zu Jahr mehr gefeierte und geliebte Lehrer in seiner umfassenden und tiefdringenden Weise das Wesen des Culturstaates erläuterte und im Anschluß daran seine Anschauungen über die unendlich mannichfaltigen Staatsformen, über das Wesen der Staatsverwaltung und über den Staat im Verkehr der Völker entwickelte. T. stand hier im wesentlichen ganz auf eigenen Füßen, und jedermann fühlte, daß er gerade in der „Politik“ sein Eigenstes gab. Viel mochte er noch von Dahlmann haben, aber von diesem wich er in grund-

legenden Fragen, so im Verhältniß zum Machiavellismus ab. Auch Trendelenburg, so bekannte T., verdankte er manches, ebenso Dilthey, von Früheren Niebuhr. Ferner hat ihm Gneist einiges gegeben, und Hegel'sche und Fichte'sche Gedanken befruchteten ihn ebenfalls. Die Wurzeln seiner Anschauung hatte er in Aristoteles gefunden. Jedoch das Meiste schöpfte er aus sich selbst. Er wurde geradezu ein Schöpfer neuer sittlicher Maßstäbe. Dies wird besonders klar, wenn man seine Ausführungen über das Verhältniß des Staates zum Sittengesetz liest. Seinem Freunde Overbeck schrieb er (im September 1874), daß die Politik das schwerste Colleg sei, das ein Historiker lesen könne. Einige Jahre später (November 1877) äußerte er in einem Briefe an denselben Freund: „Wie wenig über das Verhältniß von Politik und Moral, über das Wesen der Freiheit, den Begriff des Eigenthums u. s. w. noch ernstlich nachgedacht worden ist, das glaubt man nur, wenn man die massenhafte und doch so unfruchtbare Litteratur bewältigt hat“. Aehnlich hat er gelegentlich die „Geschichte der politischen Theorien“ als das Gebiet der Staatswissenschaften bezeichnet, das noch immer am ärgsten verwahrlost sei. Er selbst hat unablässig an sich und seinem Urtheil gearbeitet. Davon gibt beredte Kunde eine Aeußerung zu Overbeck aus dieser Zeit, als er ihm davon erzählte, daß er wieder sein Publicum über „Geschichte der politischen Theorien“ läse, das Overbeck einst auch in Leipzig gehört hätte: „Du würdest freilich kaum mehr einen Stein an dem alten Bau erkennen.“

Hier in der „Politik“ wurden der akademischen Jugend die beiden Richtpunkte, um die sich Treitschke's ganze Gedankenwelt sammelte, die Ausbildung der sittlichen und intellektuellen Eigenart und die bewußte Einordnung der sittlichen Persönlichkeit in das Leben des Staates, dessen Wesen Macht sein soll und ist, gewiesen und gezeigt, daß sie sehr wohl zugleich verfolgt werden könnten, ja daß sie das müßten. Oft ist gesagt worden, daß die Vorlesungen Treitschke's ein Stahlbad für den inneren Menschen waren. Man kann dies wohl namentlich von der „Politik“ behaupten. Dabei that sein Vortrag außerordentlich viel; denn hier gilt sein eigenes Wort: „Jeder echte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchst persönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift.“ Einen Hauptreiz bildete die Zwanglosigkeit, mit der T. das vom Moment des Tages Angeregte unter das dauernd Gültige mischte. Es ging ihm wie Fichte, dem sich alles, was er fühlte und dachte, zur erregten Mittheilung gestaltete, um damit auf den Willen zu wirken. Hin und wieder zeigte er sich dabei wohl ungeschlacht im Grimm oder Spaß. Besonders solch Heraustreten aus den üblichen Geleisen brachte ihn in vielfache Conflicte mit der hauptstädtischen Presse, die von Anfang an seine Thätigkeit mit Aufmerksamkeit verfolgte. Er betrachtete es mit Recht als einen Vertrauensbruch, wenn solche im Colleg gefallenen Bemerkungen ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden, und verbat sich schließlich dergleichen wiederholt und energisch. Der studirenden Jugend zeigte er sich gern mit voller Rückhaltlosigkeit und meinte: „In dieser Freiheit liegt der eigentliche Reiz des akademischen Lehramts.“ Seine durch die Taubheit bedingte Aussprache hatte wohl mit den Jahren immer mehr Eigenthümliches an sich. Man mußte sich erst an sie gewöhnen. Das lange Athemholen mitten im Satz, zuweilen im Wort störte. Dann überstürzte sich wieder gelegentlich der Fluß seiner Rede. Es lag etwas von Donnergrollen in dem Organ, aber auch etwas Schluchzendes. Am mächtigsten wirkte er dann, wenn er sich zu einem größeren Ereigniß äußerte. Dann lauschte alles mit verhaltenem Athem und oft tief ergriffen seinen Worten, die durch seine kaum bemeisterte Erregung noch schwerer verständlich wurden. Die hohe, mit den Jahren eine starke Fülle gewinnende Gestalt auf dem Katheder,

aus deren groß geschnittenen Zügen es so seltsam wetterleuchtete, hatte besonders in solchen Stunden etwas Majestätisches an sich. T. selbst war sich dann am meisten des Fluidums bewußt, das von ihm auf seine Hörer überging. In den Tagen nach dem Hödel'schen Attentat äußerte er: nichts läutere und kräftige die Seelen junger ideal angelegter Menschen mehr als die Feuerprobe eines tiefen patriotischen Schmerzes. Bei dem Franzosen Denis, der erklärt hat, daß er in der ganzen historischen Litteratur keinen Schriftsteller anzuführen wüßte. der so die Herzen bezwänge wie Treitschke, spiegelt sich der gewaltige Eindruck jener Vorlesungen anschaulich wieder in dem Urtheil: man hätte sich dort in ein geheimnißvolles Sanctuarium versetzt gefühlt, wo die hypnotisirten Jünger Orakel von einer wilden und unversöhnlichen Gottheit empfingen.

Es ist unverkennbar, daß die gesamte schriftstellerische Bethätigung Treitschke's darauf drängte, auch seine Gedanken über Politik in einem fundamentalen Werke wie die „Deutsche Geschichte“ zusammenzufassen. Und in der That hat T. schon früh diesen Gedanken gehegt, wie ein Brief an Gutschmid vom 23. August 1866 verräth: „Sobald der zweite Band meiner historisch-politischen Aufsätze fertig ist, gehe ich an die Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert . . . und nach diesem Buche habe ich noch einen schwierigen Plan: Ein Werk über Politik, wozu im Grunde alle meine Studien nur Vorarbeiten sind.“ Die Vorlesungen über „Politik“ bestärkten ihn jedenfalls in diesem Vorhaben. Ihn erfüllte das Bewußtsein, daß in diesem Fache seine Hauptstärke läge. Er gedachte die Gedanken des Aristoteles nicht nur zu vertiefen, sondern umzugestalten und an der Hand der Erfahrungen zweier Jahrtausende zu einer neuen Wissenschaft umzubilden.

Es fügte sich eigenartig, daß die Berliner Thätigkeit Treitschke's gleichsam eingeleitet wurde durch eine große litterarische Fehde, bei der es sich um grundlegende politische Auffassungen handelte: seine Auseinandersetzung mit den Kathedersocialisten, insbesondere mit seinem Freunde Schmoller; eine Auseinandersetzung, die klärend wie wenige gewirkt hat und bei der die glänzende Rüstung, mit der der Angreifer, eben T., auf das Blachfeld hinaustrabte, allezeit die höchste Bewunderung wecken wird. Es ist im allgemeinen üblich geworden, T. sachlich Unrecht bei diesem Streite zu geben, ihm nicht genügend entwickeltes Verständniß für die sociale Frage vorzuwerfen und die Ursache dazu in seinem einsiedlerischen, weltfremden Leben, zu dem er vielfach durch seine Taubheit verurtheilt war, zu finden. Großentheils trifft das auch wohl zu. Es war ein Jammer, daß sein körperliches Gebrechen ihn verhinderte, in lebendiger Rede und Gegenrede seine Urtheile abzuschleifen. Es muß dabei aber beachtet werden, daß in Wirklichkeit die Meinungsverschiedenheit zwischen Männern wie T. und Schmoller garnicht so groß gewesen ist. Der immer tief blickende T. hatte doch selbst schon im Jahre 1872 ein sociales Reformprogramm entworfen, in dem u. a. die Einführung des Zehnstundentages und von Fabrikinspectoren „und vieles andere, was der Manchesterlehre widerspricht“, verlangt wurde. Als damals der Verein für Socialpolitik gegründet wurde, gab T. Schmoller seine begeisterte Zustimmung zu diesem Unternehmen zu erkennen. Er bezeichnete es schon zu jener Zeit als eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit der Freihändler, daß sie sich dem Glauben hingäben, die socialistische Bewegung wäre bereits im Abflauen. „Ich halte die Gefahr für sehr groß; die Noth der arbeitenden Classen ist garnicht abzuleugnen, auch nicht die Pflicht des Staates, da einzugreifen, wo die Selbstsucht der Besitzenden keine Lehre annimmt.“ Ja, bereits in seinem Aufsatze über die Freiheit hatte er, wie wir sahen, in diesem Sinne gesprochen. Und in derselben Zeit, in der T. die

Kathedersocialisten bekriegte, hielt er seinem Freund Overbeck vor: „Du hast keine vollständige Vorstellung von dem ungeheuren Umschwung unseres socialen Lebens und urtheilst darum zu hart über das Häßliche und Gemeine, das dieser große Uebergang hervorruft." Es ist also verfehlt, wenn man annimmt, das T. durchaus rückständig in seinen socialpolitischen Anschauungen war, und noch unrichtiger ist es, wenn man ihm vorwirft, daß er ein Vertreter der Classeninteressen gewesen sei. Und wenn die Gegenseite es anzweifelte, ob gerade ein Geschichtsprofessor, wie T. es war, berufen sei, die Nationalökonomen zur Rede zu stellen, so konnte der Verfasser der „Gesellschaftswissenschaft" gelassen darauf hinweisen, daß er schon vor Jahrzehnten Nationalökonomie gelehrt habe. Verriethen doch überhaupt die meisten seiner Schriften ein gründliches nationalökonomisches Wissen. Einige seiner Ausführungen in jenen Streitschriften beruhten denn auch garnicht so sehr auf wirklichen sachlichen Meinungsverschiedenheiten, sondern auf gewissen Uebertreibungen, zu denen T. im Eifer des Kampfes verführt wurde. Dann aber spielte bei der ganzen „Kanonade" für T. ein realpolitisches Moment hinein, das berechtigt war und das doch wohl mehr Beachtung verdient, als gemeinhin geschehen ist. T. war der kraftvollere nationalpolitische Denker den Schmoller und Brentano gegenüber, der die Machtbedürfnisse des Staates mehr berücksichtigt wissen wollte, als die Doctrin jener Kathedersocialisten es zu gewährleisten schien, und er sah scharfblickend, daß diese Schule vielfach impressionistischer, weicheren Metalles war, als es vom Standpunkte der Realpolitik wünschenswerth sein konnte. Mit seinem feinen Gefühl erkannte er ganz richtig die Gefahren nationalsocialer, weichmüthiger Phantastereien. Will man T. an der Hand seiner Schriften gegen die Kathedersocialisten einen Platz in der Geschichte der Nationalökonomie geben, so wird man der Ansicht beipflichten können, daß er sich mit der „eugenistischen Schule" der Ammon, Lapouge usw. berührt.

Der Feldzug bereitete sich schon in Heidelberg vor. Dort führte T. in der letzten Zeit heftige Wortgefechte mit seinem Freunde Knies auf, in denen er behauptete, der Socialismus sei nicht durch Gründe zu überzeugen, er müsse einfach mit Gewaltgesetzen niedergehalten werden. Unter dem 20. Juli 1874 erschien dann seine große Kampfschrift „Der Socialismus und seine Gönner" in den „Preußischen Jahrbüchern". In ihr spiegeln sich noch die Umzugsfreuden, die er zu bestehen hatte, indem er zwischen sich und seinen Packern, mit denen er gewetteifert hatte, humoristische Vergleiche zog. Er machte entschieden Front gegen das Modegeschrei von der „socialen Frage"; und seine Abneigung gegen dieses Wort hat er sich bis zuletzt bewahrt. Ihm schien es am Platze, einem Umsichgreifen des Pessimismus entgegenzutreten: „Nein, wahrhaftig, nicht mit dieser Seelenangst strümpfestrickender Betschwestern darf ein Volk, das soeben in drei Kriegen seine sittliche Kraft bewährt hat, in seine große Zukunft schauen." Einige seiner historischen Grundgedanken formulirte er mit einer Kühnheit und Sprachgewalt, daß sie auf die Urtheilslosen und die doctrinären Gegner geradezu wie Herausforderungen wirken mußten: „Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können." „Gewiß, es liegt eine unzerstörbare Wahrheit in den horazischen Versen, die frecher Junkerhochmuth so oft mißbraucht hat: Fortes creantur fortibus et bonis." „‚Jedem das Seine' ist Menschenrecht, ‚jedem dasselbe' gilt im Haushalt der Thiere." „Wer zum Meister ward in einem bescheidenen Berufe, steht sittlich höher als wer ein Stümper blieb in der edelsten der Künste." Auch schneidende Rücksichtslosigkeiten gegen einen Freund wie Schmoller fehlten nicht. T. hielt es eben für seine Pflicht, mit völliger Deutlichkeit zu reden. Sein A und O

blieb der Satz: „Das wahre Glück des Lebens darf nur gesucht werden in dem, was allen Menschen erreichbar und gemeinsam ist: nicht im Besitze wirthschaftlicher Güter oder in der politischen Macht, auch nicht in Kunst und Wissenschaft, sondern in der Welt des Gemüths, in dem reinen Gewissen, in der Kraft der Liebe und vor allem in der Macht des Glaubens." „Wer den frommen Glauben, das Eigenste und Beste des kleinen Mannes zerstört, handelt als ein Verbrecher wider die Gesellschaft; darum ist gegen den Socialismus nicht halbe und bedingte, sondern ganze und rücksichtslose Feindschaft geboten."

Der Hauptmangel seiner Ausführungen bestand doch wohl darin, daß er sich der Erkenntniß verschloß, wie dringend nothwendig es war, die materielle Lage der ärmeren Classen zu heben, wie sehr diese des Schutzes gegen die Härten der gesellschaftlichen Entwicklung bedurften und wie illusorisch vielfach die von ihm gewünschte Verinnerlichung des Lebens der kleinen Leute, insbesondere der Arbeiterwelt, durch die Gestaltung der Dinge geworden war. Der Jungbrunnen der Gesellschaft, wie er die unteren Classen mit Recht nannte, lief Gefahr beeinträchtigt zu werden, wenn die Existenzbedingungen für sie nicht erleichtert wurden.

Nie war T. siegesgewisser in den Kampf geritten. Nie klangen seine Worte so wie fröhliches Trompetengeschmetter. Man begreift es, daß er das Gefühl hatte, ein befreiendes Wort gesprochen zu haben. Auf Schmoller's Gegenschrift „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft" antwortete T. in einem zweiten Essay: „Die gerechte Vertheilung der Güter", datirt vom 10. April 1875, in dem er mit Genugthuung feststellen durfte, daß Schmoller einige seiner von T. angegriffenen Sätze zurückgenommen hätte, und im übrigen seinen Standpunkt aufrecht erhielt. Und als dann noch Brentano sich gegen ihn vernehmen ließ, griff T. zum dritten Mal in dieser Sache zur Feder und schrieb den Aufsatz: „Noch ein Wort zur Arbeiterfrage", datirt vom 30. Mai 1877, in dem er hauptsächlich gegen das allgemeine Wahlrecht zu Felde zog. Die Ausführungen über das Wahlrecht bildeten überhaupt einen wichtigen Theil in allen drei Essays. Keine gesetzgeberische That schien ihm verhängnißvoller für die Entwicklung der freien Persönlichkeit, die ihm doch das Wichtigste neben der Festigung der Staatsmacht war, als gerade das allgemeine Wahlrecht. Er sah darin eine schwere Beeinträchtigung der Gebildeten zu Gunsten der Ungebildeten, etwas Freiheitsmörderisches und Culturfeindliches, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung. Er hat über diese Frage nicht immer gleichmäßig geurtheilt. In seinem „Bundesstaat und Einheitsstaat" drückt er sich mit einiger Zurückhaltung aus: der Glaube an die Vernunft der allgemeinen Abstimmung sei bereits ein Gemeingut von Hunderttausenden. Dann aber, schon im J. 1865, redete er von der „großen Lüge" des allgemeinen Stimmrechts. Im „Constitutionellen Königthum in Deutschland" meinte er wieder, er sei kein Bewunderer dieses Wahlsystems, bezweifle aber nicht, daß ihm in Deutschland die Zukunft gehöre. Inzwischen war er dazu gelangt, es zu verurtheilen. Später fand er sich mit der Thatsache ab und meinte, sein Vorzug bestände darin, daß es geeignet sei, den äußersten radicalen politischen Wahnsinn gleichsam homöopathisch zu heilen, und da es einmal gegeben sei, könne es kaum wieder rückgängig gemacht werden. Als bald nach dem Streit mit den Kathedersocialisten die Mordversuche von Hödel und Nobiling die Krankheit der Volksseele blitzschnell in die Erscheinung treten ließen, da war für T., entsprechend seinen Debatten mit Knies in Heidelberg, die Stunde gekommen, in der mit Gewaltmaßregeln eingegriffen werden mußte. Daher stimmte er als der einzige von allen

Liberalen bereits für den ersten Entwurf des Socialistengesetzes. In den „Preußischen Jahrbüchern“ aber nahm er Stellung zu den Ereignissen in einem am 10. Juni 1878 geschriebenen Aufsatz „Der Socialismus und der Meuchelmord“, der, obwohl nicht als Glied der Streitschriften gegen die Kathedersocialisten erschienen, doch in diesen Zusammenhang gehört. Das tiefste Entsetzen über die Zustände im deutschen Volke sprach daraus. „Wohin ist es mit uns gekommen! Der Mord, der feige Mord schleicht um unser Herrscherhaus.“ Er verlangte fünfjährige Wahlperioden und eine höhere Altersgrenze.

Das Bemerkenswertheste zur Beurtheilung des Menschen T. in dieser ganzen Aufsatzreihe war die unleugbar innerlichere Stellung Treitschke's zum Christenthum, die daraus hervortrat. Seine Worte klingen an an das, was er nach dem Tode seines Bruders an Overbeck schrieb; nur ist der gläubige Accord jetzt voller geworden. Er sagt, er sei noch immer der Freidenker wie vor vierzehn Jahren, aber er gesteht zu, daß das religiöse Gefühl lebendiger in ihm geworden sei: „Ich habe das Walten der Vorsehung in den großen Geschicken meines Volkes wie in den kleinen Erlebnissen des Hauses dankbar empfunden und fühle stärker als sonst das Bedürfniß, mich demüthig vor Gott zu beugen.“

Ungefähr gleichzeitig mit dieser öffentlichen Auseinandersetzung mit den Kathedersocialisten erlebte T. eine Auseinandersetzung intimeren Charakters, die aber nicht minder lehrreich für seine Denkweise ist. Er hatte sie mit seinem in Basel als Professor der Theologie wirkenden Freunde Overbeck. Dieser war mittlerweile durch täglichen Verkehr unter den Bann Nietzsche's gerathen und hatte nun das Bestreben, T., dem er bisher das Meiste, so insbesondere die Einführung ins Leben verdankte, auch für seinen Abgott zu interessiren. T. hatte die erste sich noch für Wagner begeisternde Schrift Nietzsche's von der Geburt der Tragödie gefallen. Das Wahlverwandte darin zog ihn an. Um dieselbe Zeit — wohl im August 1872 — ist er durch Overbeck mit Nietzsche auch persönlich bekannt geworden. Bald nachher hat ihm Nietzsche die erste „Unzeitgemäße Betrachtung“ zugeschickt. Das Werk mißfiel ihm. Er antwortete Nietzsche gar nicht. Nur gegen Overbeck ließ er sich darüber in einem Briefe vernehmen. Darin lehnte er das Buch ab. Er sähe in Nietzsche zwar einen edlen grunddeutschen Geist auftreten, aber immer wieder reite ihn der „Schopenhauer'sche Teufel“, der T. zuwider war, und verwandele seine geistvollsten Sätze in Paradoxen, seine Liebe in Hohn. „Es ist ja Alles erschreckend wahr, was Nietzsche über die Halbbildung der Gegenwart sagt; aber seiner Schrift mangelt die erste Tugend des Stilisten, die unendlich wichtiger ist als die Composition, die äußere Correctheit u. s. w.: er hat den Ton verfehlt, er ruft die Stimmung nicht hervor, die er erzeugen will. Gerade über diesen Punkt glaube ich mitreden zu dürfen.“ Im weiteren griff er Nietzsche heftig an, weil er behaupte, daß Deutschland im Verfall wäre. Diese Ausführungen und die weiteren, die sich später daran knüpften, führten eine Entfremdung zwischen ihm und seinem engsten Freunde herbei. Sie verstanden sich nicht mehr. T. wollte sich nicht die Freude an seinem Volke und den Glauben an dessen Zukunft durch den Nietzsche'schen krankhaften Trübsinn rauben lassen. Schließlich sagte er Overbeck im Unmuth über dessen ablehnende Haltung gegen alles, was er neuerdings geschrieben und gethan hatte, ins Gesicht (11. November 1881): „Dein Unglück ist dieser verschrobene Nietzsche, der sich so viel mit seiner unzeitgemäßen Gesinnung weiß und doch bis ins Mark angefressen ist von dem zeitgemäßesten aller Laster, dem Größenwahn. Deiner liebevollen und bescheidenen Natur, die ich, nebenbei bemerkt,

für zehn Mal productiver halte, als Nietzsche ist, steht es gar nicht zu Gesicht, wenn Du über alles in Deinem Volke geringschätzig absprichst.“ Bei diesem Streite tritt ein Hauptzug an Treitschke’s Wesen leuchtend hervor, der unbesiegbare Optimismus, ohne den sein ganzes Schaffen gar nicht zu denken gewesen wäre. Darum jenes schneidende Urtheil über Schopenhauer in einem der Briefe an Overbeck: „Die ganze Welt der Liebe war jenem bösen, neidischen, durchaus kleinen Menschen verschlossen. So lange die Welt besteht, hat noch nie ein Mensch unserem Geschlecht die Richtung zum Guten gegeben, wenn er nicht glaubte an das Göttliche im Menschen; und eben diesen Glauben zu ertödten, ist Schopenhauer’s letztes Ziel.“ Zuweilen packte freilich auch ihn der Pessimismus. Dann raffte er sich aber bald wieder auf und sagte sich: „Ohne den Glauben an die Macht der Vernunft verliert man den Boden unter den Füßen.“

Bald nach der Uebersiedlung nach Berlin erschien auch der dritte Essay, den er einem von der Heimath nicht gehaltenen Obersachsen gewidmet hat, sein Essay über Pufendorf, in dem es ähnlich wie bei seinem „Milton“ eine ungemein weitschichtige, spröde und fremdartige Materie zu durchdringen galt. Dies ist T. wieder in einer Weise gelungen, die billig Staunen und Bewunderung erregen muß. Der große Publicist des 17. Jahrhunderts und Historiker des großen Kurfürsten ist mit einer Lebendigkeit geschildert, die kaum ahnen läßt, welche mühselige Forscherarbeit dazu erforderlich war. Die Ursache, warum T. sich so in Pufendorf hineinzuleben wußte, ist leicht zu erkennen. Mit keiner anderen geschichtlichen Persönlichkeit hat er sich innerlich so wahlverwandt gefühlt. Auf Schritt und Tritt fand er Berührungspunkte in Schicksalen und Wesensart mit ihm. Oft fühlt man heraus, daß der Verfasser sich selbst in seinem Helden zeichnet, so wenn er von der mächtigen Gestalt des alten Streiters spricht, wie er so trotzig in seine schlaffe Zeit hereinbricht, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selber ruhend, stürmisch aufbrausend, derb und rücksichtslos, schnellfertig im Urtheil, ungewillt die rasche Zunge zu bändigen, wie er den Warnungen weltkluger Behutsamkeit mit seinem Luther antwortet: „ich kann nicht wider die Wahrheit“, ein geborener Kämpfer, der den Widerspruch magnetisch anzuziehen scheint. Noch deutlicher zeichnet er sich selbst mit den Worten: „Ich kann nicht finden, was man oft behauptet hat, daß der Geheime Rath Pufendorf ein anderer gewesen sei, als der Heidelberger Professor. Nur die großen Gegensätze der Politik und seine Stellung in der Welt hatten sich geändert.“

Unterdessen reiften die ersten Theile der „Deutschen Geschichte“ ihrer Vollendung entgegen. Als T. den Plan dazu faßte, gedachte er dadurch seine Deutschen zum Kampfe gegen die Kleinstaaten aufzurütteln. Mittlerweile hatten sich die Dinge schneller, als er selbst zu hoffen gewagt hatte, entwickelt. Durch die Gründung des Deutschen Reiches fiel der publicistische Zweck des Werkes fort. Nun sollte es nur noch als Geschichtswerk wirken. Allerdings wollte T. damit nicht nur belehren, sondern auch die Freude am Vaterlande beleben. Im Laufe der Jahre war er sich bewußt geworden, daß ihm hier eine Aufgabe gewiesen war, in deren Lösung er die ganze Kraft seines mächtigen Könnens zu entfalten vermochte. Ihm schwebte dabei unleugbar der Gedanke vor, seinem Volke ein Tacitus oder ein Thukydides zu werden. Er dachte offenbar an die großen alten Historiker, als er in seinem Essay über Lessing von den Vorzügen des zeitgenössischen Geschichtsschreibers sprach. Um den richtigen Ton für seine Erzählung zu gewinnen, las er, wie er im J. 1864 an Freytag schrieb, im Tacitus. In derselben Zeit schrieb er an Sybel: „Ich hoffe mit der Zeit noch ein Historiker zu werden.“ Er fühlte

also schon damals, daß ihm noch ein Etwas zum richtigen Historiker fehlte. Später, als die beiden ersten Bände der „Deutschen Geschichte“ bereits erschienen waren, gestand er wiederum Sybel: „Mein Blut ist leider etwas zu heiß für einen Historiker, aber wie die Darstellung im zweiten Bande schon ruhiger ist, als im ersten, so denke ich auch fernerhin an mir selbst zu arbeiten, fleißig im Thukydides zu lesen und allmählich mehr in den historischen Stil hineinzukommen.“ Und in der Vorrede zu seinem fünften Bande beruft er sich bei der Vertheidigung seiner Art, die Geschichte zu erzählen, geradezu auf das Beispiel der großen Historiker des Alterthums.

Schon im Frühjahr 1866 war er, veranlaßt durch seine Berliner Archivstudien, zu der Ansicht gelangt, daß sein ursprünglicher Plan, eine Geschichte des Deutschen Bundes unter Ausschaltung Preußens, sich nicht aufrecht erhalten, daß sich die Geschichte Deutschlands nicht von der Preußens trennen lasse, daß Preußen vielmehr, wie er zu Th. v. Bernhardi sagte, „in die Mitte gestellt werden müsse“, und verständigte sich in diesem Sinne mit seinem Freunde Hirzel. Allmählich war ihm nun die „Deutsche Geschichte“, wie das Werk stets kurz genannt wurde, immer mehr unter den Händen gewachsen, so daß er am 9. Mai 1877 den 1860 mit Hirzel geschlossenen Vertrag umänderte. Danach sollte das Werk einen Umfang von fünf Bänden erhalten. Der erste Band sollte in zwei Büchern eine umfassende Einleitung bringen und, wie T. noch am 5. Januar 1877 an Hirzel schrieb, bis zum J. 1830 gehen, der zweite sollte das Jahrzehnt der Julirevolution und die Anfänge Friedrich Wilhelm's IV. behandeln, der dritte in einem Buch die Revolution, der vierte in zwei Büchern die Zeit von 1851—1863 „und endlich die glorreiche Entscheidung“. In einem Schlußband wollte er quellenkritisches Material liefern.

Die Erzählung der Jahre 1815—1819 hatte T. bereits im wesentlichen im Jahre 1875 fertiggestellt. In diesem Jahre machte er sich dann an die Niederschrift der großen Einleitung, die ihm unentbehrlich schien. Er hatte, wie er im Juli 1877 an Overbeck schrieb, eine wahre Herzensfreude daran. „Aber“, so meinte er, „die Arbeit ist unendlich schwer. Ich schildere in einer Einleitung von etwa 300 Druckseiten die Entwicklung vom Westfälischen Frieden bis 1815. Du kannst Dir denken, daß ich da für eine halbe Seite mehrere Tage brauche. Je mehr man lernt und die unzähligen Fäden des historischen Gewebes überschaut, um so weniger genügt man sich selber bei dem Versuche, dies ungeheure Gewirr in einige kurze Sätze zusammenzudrängen. Und doch muß der Versuch gewagt werden; uns Deutschen fehlt jede nationale Geschichtsüberlieferung; man kann von 1815 nicht reden, ohne den Lesern vorher zu sagen, wie das neue Deutschland durch den preußischen Staat und die classische Litteratur gebaut wurde. Der Himmel gebe mir Kraft, die Arbeit durchzuführen. Der Druck hat kürzlich begonnen und soll ein volles Jahr dauern.“

Zu Anfang des Jahres 1879 endlich war das „Buchungeheuer“, wie er sagte, fertig. Damit löste der historische Erzähler T. den Essayisten T. ab. Damit vollzog sich mit seiner Entwicklung eine ähnliche Wandlung, wie sie sich mit dem Leben Macaulay's vollzogen hatte; zeigt doch T. überhaupt mit dem großen englischen Historiker viel Verwandtes, und gehört doch Macaulay unleugbar zu denen, an denen sich T. gebildet hat. Bisher hatte T. die Form des Essays für seine historischen Arbeiten gewählt, weil es ihm Bedürfniß gewesen war, in dieser freien Form seine Persönlichkeit „kecker“, wie er sagte, hervortreten zu lassen, sowie besondere „Aperçus und Winke“ zu geben, „welche die keusche Einfachheit der ausführlichen Geschichtserzählung nicht zuläßt“. Allein er hatte sich gesagt, daß der Historiker die höchsten Kränze auf diesem

Gebiete nie erringen würde. Jetzt endlich kam er dazu, um diesen höchsten Siegespreis zu kämpfen.

Im wesentlichen umfaßte der Band Einleitung. Der Umfang, den er für diese noch vor zwei Jahren in Aussicht genommen hatte, war weit überschritten. Am 10. Februar 1879 widmete er das Buch seinem Freunde Max Duncker in einer berühmt gewordenen Vorrede. Es hieß darin: „In der Geschichte Preußens ist nichts zu bemänteln noch zu verschweigen. Was dieser Staat geirrt und gesündigt hat, weiß alle Welt schon längst, Dank der Mißgunst aller unserer Nachbarn, Dank der Tadelsucht unseres eigenen Volkes; ehrliche Forschung führt in den meisten Fällen zu der Erkenntniß, daß seine Staatskunst selbst in ihren schwachen Zeiten besser war als ihr Ruf.“ Und daneben: „Kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wieviel Blut und Thränen, durch wieviel Schweiß des Hirns und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde.“ Auf diesen Ton war denn auch das Werk gestimmt. Es war ein ergreifender Heldengesang, insbesondere zum Ruhme Preußens. Noch lag der ganze sonnige Glanz der Treitschke'schen Essays darüber gebreitet. Nie hatten die Deutschen so packend Geschichte erzählen hören. Das Werk wurde jubelnd begrüßt, von vielen Tausenden gekauft, von unzähligen verschlungen. Es wurde fortan ein Lieblingsbuch der Patrioten. Sein Erscheinen war geradezu ein Ereigniß in dem Leben der deutschen Nation.

Der Verfasser gab damit, wie er an Overbeck schrieb und wie jede Seite lehrt, ein Stück von seinem Herzen. Er hatte die Freude, daß die große Auflage binnen wenigen Tagen vergriffen war. Der ganze mächtige Band von etwa 800 großen enggedruckten Seiten erlebte bis zum J. 1908 sieben Auflagen (die letzte 1904), die insgesammt 24 000 Exemplare stark waren. Die Größe dieses buchhändlerischen Erfolges fällt um so mehr ins Gewicht, als die Darstellung, so glänzend und abgerundet sie genannt werden muß, für ungeschultere Leser nicht ganz leicht zu lesen war. Mit wahrem Entzücken vertieften sich die Deutschen immer von neuem in die Lectüre der Stücke, in denen T. mit unvergleichlicher Meisterschaft die „Männer, die die deutsche Geschichte machten“, schilderte, hier den großen Kurfürsten, dort Friedrich Wilhelm I., hier Friedrich den Großen. Kein Historiker hatte, das fühlte man, so tief in der Heldenseele Friedrich's gelesen als T. Mit gewaltigem Griffel zeichnete er die Männer der Erhebung, vor allem Stein und Blücher. In dessen Charakteristik tritt die Schwärmerei seiner Kindheit abgeklärt vor uns. Mit ungewöhnlicher Liebe verweilte er auch stets bei der Schilderung Wilhelm's v. Humboldt, dem er in jede Herzensfalte geblickt zu haben scheint. Im Verlaufe der weiteren Bände des großen Werkes tritt das immer aufs neue hervor. Persönlichkeiten, wie den ihm geistig, wenn auch nicht sittlich verwandten F. v. Gentz, hat T. der gebildeten deutschen Welt überhaupt zuerst erschlossen. Und neben die Staatsmänner treten die Heroen der classischen Litteratur. So in den Zusammenhang der Zeitgeschichte gestellt war Goethe noch nie. Ueberall merkte man bei den litterarischen Abschnitten, daß T. aus der vollkommensten Kenntniß der einzelnen Dichterpersönlichkeiten heraus sprach. Dann kam gelegentlich ein Vorwurf, der den Satiriker in T. reizte, ein Meisterstück zu liefern, ohne unwahr zu werden, wie jene classische Schilderung von Talleyrand. Zuweilen ließ der Verfasser aber auch die Zügel seiner Laune ungebührlich schießen. Das boshafte Bild, das er von Kaiser Franz entwarf, ließ doch die historische Gerechtigkeit vermissen, zumal wenn man daneben die milde Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. hielt. Hier setzte später die Kritik ein, und mit Recht. Nicht so das litterarische Porträt

des Gemahls der Königin Luise war verzeichnet — dieses ließ sich vertheidigen —; in der ganzen Darstellung erkannte man doch allmählich, daß T. die Politik des Königs, trotz des Freimuths, den er sich gegenüber dem preußischen Königshause überhaupt, so auch ihm gegenüber bewahrte, zu günstig beurtheilte. Der Vorwurf ließ sich nicht entkräften, daß der Standpunkt des Verfassers zu sehr der preußische war. Das war die Einseitigkeit Treitschke's, über die er nicht hinaus konnte. Immerhin war eine ganz gewaltige Arbeit geleistet worden, nicht so sehr in der Aufdeckung neuer Quellen, als vielmehr in der genialen Zusammenschmelzung eines unübersehbaren Materials.

Erholung von der rastlosen Arbeit suchte T. im Herbst in einer Reise nach Rom, das er damals zum ersten Male sah. Als er zurückkehrte, fand er den Brand der antijüdischen Bewegung entfacht. Mächtig packte ihn der Eindruck. „Es ist als ob die Nation sich auf sich selber besänne, unbarmherzig mit sich ins Gericht ginge“, schrieb er in den Preußischen Jahrbüchern. Auch in ihm steckte von jeher ein scharfer Gegner des Judenthums. Das war schon des öfteren in seinen Recensionen zu Tage getreten, die er in den sechziger Jahren für Zarncke's litterarisches Centralblatt geliefert hatte. Das hatten auch die Preußischen Jahrbücher gelegentlich gezeigt, so als er im J. 1871 Auswüchse des deutschen Judenthums geißelte. Damals schon sprach er von der gewaltigen Machtstellung des Judenthums, „angesichts der die noch immer modischen Wehklagen über die Unterdrückung der Juden als ein starker Anachronismus erscheinen.“ Noch mehr tritt dieser judengegnerische Standpunkt bei ihm in seinen Briefen hervor. Besonders seit den Gründerjahren fand er, daß der Einfluß der Juden unheilvoll sei. Am 17. März 1879 schrieb er an Overbeck: „Manchmal fällt es mir schwer auf die Seele, wie sehr der Charakter unseres Volkes durch seine Judenpresse verderbt worden ist. Wo ist, außer Moltke, auch nur ein einziger Name bei uns, den diese semitische Schamlosigkeit nicht bespieen und besudelt hätte?“ Dabei hatte er doch selbst eine innige Freundschaft mit einem Juden gehabt, mit Alphons Oppenheim, der inzwischen gestorben war. Noch 1877 hatte er über diesen geschrieben: „Selten ist mir ein Mann begegnet, der so ganz frei von Selbstsucht, so ganz Hingebung an andere war.“ Andere Männer jüdischer Abkunft, wie Levin Goldschmidt, waren ebenfalls seine guten Freunde geworden; zu geschweigen von Eduard Simson, in dem T. nur den treuen und edlen deutschen Mann sah, dessen Name vom lautersten Klange war. Er wußte also sehr wohl Unterschiede zwischen Juden und Juden zu machen. Um so mehr fühlte er sich berufen, auch seinerseits in der stürmischen Erregung des Volkes das Wort zu ergreifen. Seine Kämpfernatur riß ihn fort. Der Jurist Windscheid hatte einst gesagt, T. gleiche einem edlen Schlachtrosse, das nicht zu halten sei, wenn es die Fanfare blasen höre. Der Vergleich paßt so recht auf T. im Judenstreite. Sein Flammenwort wirkte mehr wie alles, was bis dahin in dem Kampfe gegen die Juden gesagt worden war. Es mußte Oel ins Feuer gießen. Seine zuweilen malitiöse Zunge und seine lodernde Leidenschaft verwundete außerdem des öfteren unnöthig. So trug das höhnische Wort von den hosenverkaufenden Jünglingen eine Schärfe in den Kampf hinein, die er hätte vermeiden können. So war der Ruf des Unmuths: „Die Juden sind unser Unglück!“ gerade in dieser fieberschwangeren Zeit von unheilvoller Wirkung. Denn dadurch wurde die Leidenschaft auf beiden Seiten aufs höchste aufgestachelt. Wohl hat T. auch in dieser Frage das Gewissen Vieler geweckt und großen Kreisen die Augen geöffnet. Aber er hat sich selbst auch Blößen gegeben, noch dazu sachliche. So war das Ergebniß für ihn tief schmerzlich. Es kam das öffentliche Zerwürfniß mit Theodor Mommsen, es kam ein solches

mit dem Historiker Harry Breßlau, es kamen andere Streitschriften, es kam ein Zerwürfniß mit Levin Goldschmidt, der ihm am 4. Mai 1881 in einem langen Briefe vorhielt, daß er im Unrecht sei; auch Franz Overbeck tadelte seine Parteinahme gegen die Juden. Zu den Unterzeichnern jener berufenen Notabelnerklärung vom 12. November 1880, in der T. mit tönenden Worten ungerechter Weise beschuldigt wurde, er mißbrauche seine Lehrthätigkeit zu antisemitischen Kundgebungen, gehörten viele seiner Collegen, insbesondere auch sein engerer Fachgenosse Droysen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß T. auch mit diesen auseinander kam, zumal er selbst die Erklärung mit den schärfsten Worten angriff und meinte, ihre „hohlen Schlagwörter“ erinnerten an die schlimmsten Tage des Jahres 1848. Die Zahl der persönlichen Zerwürfnisse, in die er gerieth, läßt sich noch gar nicht übersehen. Er konnte es noch als ein Glück betrachten, daß ein Mann wie Duncker, selbst halb jüdischen Blutes, auch in diesen Tagen zu ihm hielt. Die auf Seiten des Judenthums stehende Presse bewarf ihn großentheils mit Koth. Als er mit Schmoller und Brentano die Klingen kreuzte, da konnte er mit gelassenem Humor zuschauen, wie der Chor der socialdemokratischen Blätter ihn beschimpfte. Damals führte der „Hamburger Socialdemokrat“ aus: „Dieser Herr v. T. ist selber ein lebendiger Beweis für die Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaft; er ist der Sohn eines Generals, darum konnte er studiren und heute ein Gelehrter heißen; lebten wir in einem gerechten Staate, der die Güter nach den Leistungen vertheilte, so hätte ein solcher Schwachkopf niemals studiren dürfen.“ Wie anders sich die jüdische Rachsucht und Empfindlichkeit bemerkbar machte, das lernte T. jetzt kennen. Die ganze Judensache hat ihm Alles in Allem schweres Herzeleid eingebracht. So wenig sein Kampfesmuth gebrochen wurde und so frei er sich in seinem Gewissen fühlte, so bekümmert war er doch. Ueber den Frohsinn seines Wesens senkte sich ein Schatten. Dazu kam, daß er in den Tagen dieses Kampfes seinen zu schönen Hoffnungen berechtigenden zehnjährigen Sohn an der Diphtheritis verlor. Das war am 14. Januar 1881. „Ach, es war der größte Schmerz meines Lebens“, klagte er noch acht Monate später in einem Brief, „die Welt sieht mich seitdem mit ganz anderen Augen an, und ich finde nur Trost in den einfältigen Wahrheiten des Christenthums, zu denen mich jede ernste Lebenserfahrung der letzten fünfzehn Jahre immer wieder zurückgeführt hat.“ In dem Kummer über diesen Schicksalsschlag wurde seine Gattin, die ihm einst in der Zeit des Bruches mit seiner Familie und des Todes seines Vaters eine besondere Stütze gewesen war, gemüthskrank und erholte sich nicht wieder. Fürwahr, das Schicksal stürmte mit Faustschlägen auf ihn ein.

Unter diesen Eindrücken vollendete er den zweiten Band seiner „Deutschen Geschichte“, der die Anfänge des Deutschen Bundes bis zu den Karlsbader Beschlüssen behandelte. Die Vorrede schrieb er am 20. October 1882 in Rom. Der Band war nicht so stark wie der erste, umfaßte aber immerhin an 650 Seiten. Der Umfang der Darstellung der darin behandelten Periode war wieder wesentlich stärker geworden, als es noch 1877 im Plane Treitschke's gelegen hatte. In der Hauptsache wurde darin historisches Neuland erschlossen. Noch Niemand hatte diese Zeit näher erforscht. Die Darstellung beruhte auf tiefgründigstem Actenstudium und eindringender kritischer Forschung. Zaghaft meinte T. im Vorwort: „Ungelehrte Leser werden leider einiger Selbstüberwindung bedürfen, um sich in den spröden Stoff zu finden.“ Aber er hoffte doch auch: „Habe ich den Ton nicht ganz verfehlt, so wird den Lesern der Eindruck bleiben, daß sie die Geschichte eines aufsteigenden Volkes vor sich sehen.“ Schon weil der erste Band die Bewunderung der großen Mehrzahl der Ge-

bildeten erweckt hatte, so griff man auch eifrig zu der Fortsetzung. Vor allem in den litterarischen Partien entzückte das Buch wieder. In der Analysirung des Goethischen Schaffens dieser Jahre gab T. ein vollendetes Kunstwerk. Aber auch die Schilderung der Burschenschaft fesselte von Anfang an. Freilich empfand man dauernd, daß dem alten Jahn Unrecht gethan war. Prächtig war die Zeichnung der Persönlichkeit Karl August's von Weimar. Dann erfreuten liebevolle Culturbilder, wie die Schilderung des Berliner Lebens, die sich fortan in jedem Bande wiederholen sollten. Das waren Kleinmalereien, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Ein Cabinetsstück war auch das lebensfrische Bild des Oberpräsidenten v. Vincke. Der eigentliche Ertrag für die politische Geschichte drang erst allmählich in weitere Kreise. Die Bundestagsverhandlungen, die Verwaltungsgeschichte und die Darstellung des Aachener Congresses übten geringeren Reiz aus, so lichtvoll und schön das alles erzählt war. Doch gewann nicht nur die Forschung sehr bald den Eindruck, daß Treitschke's Meinung richtig war: die Einberufung eines allgemeinen Landtages wäre unter den abwaltenden Verhältnissen für Preußen zu früh gewesen. Bei der Schilderung der süddeutschen Verfassungskämpfe konnte sich T. zum Theil auf seine eigenen Vorarbeiten stützen. Sein innerer, für religiöse Stimmungen empfänglicher Zustand, der in der Unruhe der Zeit im geistigen Schaffen Ablenkung fand, spiegelt sich in zahlreichen Wendungen wieder. So wenn er es als verhängnißvoll beklagte, daß Goethe eine freie geistvolle Form des positiven christlichen Glaubens eigentlich niemals kennen lernte, so wenn er von dem „wunderbaren" Liede Goethe's sprach, das „immer leise in der Seele wiederklingt, so oft ein Strahl himmlischer Glückseligkeit in unser armes Leben fällt", so wenn er wiederholt die Seligkeit des Schaffens pries. Der Zorn über die Erlebnisse dieser Jahre bricht durch in Wendungen wie diese: „Wer in einem Zeitalter anonymer Publicistik den Muth hat, mit offenem Visir seine politische Meinung zu vertheidigen, kann auf die Dauer einem ungeheuren Hasse nicht entgehen", oder, wenn er von Friedrich List sagt: „Er zählte zu jenen geborenen Kämpfern, denen das Schicksal immer neuen Hader sendet, auch wenn sie den Streit nicht suchen."

Auch T. hatte den Streit jetzt nicht gesucht; und gerade jetzt brach er über ihn heftiger denn je herein. Seine eigene Wissenschaftlichkeit wurde in der fanatischsten Weise angefochten; und gerade von Freundesseite, von Hermann Baumgarten, kam der Hauptangriff. Baumgarten schrieb ein eigenes Pamphlet gegen Treitschke's „Deutsche Geschichte", datirt Straßburg 1. Febr. 1883. Er stellte T. schlankweg dem Ultramontanen Janssen an die Seite und meinte: „Was dem einen Rom, ist dem andern Preußen." Im Grunde war der Schritt, den der Straßburger Gelehrte unternahm, die Frucht von Aufhetzungen. In ihr entlud sich der leidenschaftliche Haß, der sich gegen T. bei vielen Liberalen infolge seiner vermeintlich veränderten politischen Haltung angesammelt hatte, und Baumgarten redete sich selbst in einen Eifer hinein, der unbefangen Urtheilenden wie Sybel geradezu krankhaft vorkam. Gewiß, T. hatte in manchen Punkten geirrt. Bei dem Maß von Forscherarbeit, das der ungeduldige Mann mit „wahrhaft ehrwürdiger" Geduld geleistet hatte, wogen diese Fehler aber nicht allzu schwer. Solche Fehler waren auf einem so neuen Gebiete kaum zu vermeiden. Von wissentlich falscher Darstellung konnte natürlich nicht die Rede sein. Daß T. die Dinge vielfach in einem für Preußen zu günstigen Lichte ansah, war allerdings seine Eigenart, erklärte sich zum Theil aber auch dadurch, daß ihm in Wien und München, Dresden und Stuttgart, trotz seines Gesuches, die Archive nicht erschlossen

waren. Andere Gelehrte wie der Bremer Constantin Bulle secundirten Baumgarten in seinen Angriffen. Schadenfroh sah der größte Theil der Presse dem Schauspiel zu, wie Treitschke's Wissenschaftlichkeit von anerkannten Gelehrten geschmäht wurde, und beutete die Angriffe nach Kräften gegen T. aus. Es ist unleugbar: jene Angriffe haben dem wissenschaftlichen Rufe Treitschke's bis auf den heutigen Tag auf das schwerste geschadet, obwohl ihm auch viele unbefangene Vertheidiger erstanden, wie Erdmannsdörffer in den „Grenzboten" und Egelhaaf im „Schwäbischen Merkur", vornehmlich aber Sybel. Sybel prüfte anläßlich der Verleihung des Verdunpreises die hauptsächlich gegen T. erhobenen Vorwürfe eingehend und war in dem von ihm darüber erstatteten umfangreichen Gutachten ganz voll von der Umsicht und Vorsicht, der Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Treitschke'schen Forschung. Auf Grund dieses Gutachtens wurde T. unter dem 21. Januar 1884 für den ersten und zweiten Band seiner „Deutschen Geschichte" jener Preis zuerkannt. Der Commission, die ihn in Vorschlag brachte, gehörten an Beseler, M. Duncker, Müllenhoff, Sybel, A. Schaefer, Roepell, Haym, Schmoller, Weizsäcker. In den gegen ihn erhobenen Angriffen fand T. wenig, was er für sein Werk benutzen konnte. Gerade in den meisten der angefeindeten Partien war seine Auffassung durchaus richtig. Weil sie aber neu war und mit Legenden aufräumte, so weckte sie Widerspruch. Er mochte wohl etwas in sich gehen und seine eigene Leidenschaftlichkeit beklagen, die ihn öfter übers Ziel hinausschießen ließ und für den Historiker wenig angebracht war. Der Haupteindruck bei ihm aber war der der Trauer über den Undank seiner Volksgenossen. Er kam zum Ausdruck in einem Brief an den Württemberger Egelhaaf: „Als ich das Buch begann", so schrieb T., „hegte ich noch die harmlose Meinung, es müsse doch möglich sein, den Deutschen einmal eine Freude zu machen. Von dieser Täuschung bin ich jetzt geheilt. Uns fehlt noch eine nationale Geschichtsüberlieferung; wer unsere neue Geschichte darstellt wie sie war, hat Schritt für Schritt mit Parteilegenden zu kämpfen und muß sich's gefallen lassen, von allen Seiten gescholten zu werden. Ich hoffe aber, das Buch wird sich behaupten, und wenn ich einst noch von den preußischen Sünden unter Friedrich Wilhelm IV. zu erzählen habe, dann wird sich vielleicht auch die Presse anders dazu stellen." An den Baier Heigel schrieb er: „Die Frage mag Ihnen sonderbar erscheinen, aber Sie werden sie dem schmerzlich bewegten älteren Collegen zu gut halten. Glauben auch Sie, daß ich mich in der Darstellung der baierischen Verhältnisse in meinem zweiten Bande einer ungerechten Beurtheilung schuld gemacht habe? Ja oder Nein! In meinen Augen war gerade Baumgarten immer die Verkörperung des häßlichsten Fehlers der Norddeutschen, der galligen Krittelei, und es muthet mich fast spaßhaft an, daß er sich zum Anwalt der Süddeutschen aufwirft, während ich aus dem Süden beharrlich zustimmende Berichte erhalte."

Im Laufe der Jahre fand indeß auch der zweite Band immer mehr Eingang und Verständniß beim deutschen Volke. Er wurde insbesondere von dem ersten getragen und erlebte bis zum Jahre 1906 sechs Auflagen. Im ganzen wurden von ihm 21 000 Exemplare gedruckt. Das ist allerdings ein beispielloser Erfolg bei einem Werke, das kaum ein größeres Ereigniß schildert, im wesentlichen nur vier Jahre deutschen Stilllebens behandelt.

Schon nach drei und einem halben Jahre erschien der dritte Band, der die Jahre 1819—1830 umfaßt. Es zeigte sich, daß das Werk immer gewaltiger anschwoll gegen alle ursprünglichen Absichten Treitschke's. Sein Freund Hirzel war aber verständnißvoll genug, ihn gewähren zu lassen. Die Fertigstellung des Bandes war ihm zuletzt noch erschwert worden durch die

Verschlimmerung des Zustandes seiner Gattin. Tief bedrückt schrieb T. darüber nach jahrelangem Schweigen an Overbeck: „Es gibt Erfahrungen, die schlimmer sind als die Schrecken des Todes, und oft kann ich es selbst kaum begreifen, daß ich unter solchen Aufregungen doch noch die Kraft gefunden habe, den dritten Band zu schreiben." Die Vorrede des Bandes war vom 5. December 1885 datirt. Zu Anfang Januar 1886 verschickte T. ihn. Er überschrieb diesen Abschnitt des Werkes: „Oesterreichs Herrschaft und Preußens Erstarken." Wie er in der Vorrede sagte, hatte er bei der Bearbeitung fort und fort mit der erdrückenden Masse der handschriftlichen Quellen ringen müssen. Besonders werthvoll waren ihm die Berichte des badischen Bundestagsgesandten Blittersdorff gewesen, einer Persönlichkeit, mit der er sich während seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit zu beschäftigen gehabt hat. Wir besäßen wohl gern einen Essay über ihn von T. wie die über Wangenheim und Gagern, ebenso auch über Washington und den amerikanischen Publicisten Alexander Hamilton, mit denen sich T. gleichfalls immer wieder beschäftigt hat. Zu seiner Freude hatte auch die Nation begonnen, ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen. Bekannte und Unbekannte hatten ihm Material geliefert. Er gestand, daß ihn dies Vertrauen „oft tief ergriffen und beschämt habe".

In der Zeit, die er in diesem Theile zu schildern hatte, pulsirte mehr Leben, als in der vorangegangenen. So näherte sich das Interesse, das er bot, wieder mehr dem, welches der erste Band gewährt hatte. Mit einer gewissen Wehmuth nahm T. Abschied von den Trägern der preußischen Erhebung. Welch ein köstlicher Abendfriede lagert über den Bildern, die er vom Ausgang Stein's und Wilhelm's v. Humboldt entwirft! Zu den höchsten Höhen seiner Schilderungskunst erhob er sich bei der Charakteristik des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nur wenige Porträtskizzen wird es geben, die an den Adel dieser Sprache heranreichen. Man erkennt außerdem, daß das Bild Friedrich Wilhelm's IV. schon ganz fest vor seinem geistigen Auge stand. Er hatte es im Grunde schon 1873 vor sich stehen, wie ein Schreiben an den Schweizer Vuillemin zeigt, mit dem er einen Briefwechsel über Deutschland führte. Der glänzendste größere Abschnitt war der, der das altständische Stillleben in Norddeutschland malte. Namentlich die historischen Rückblicke, die T. dort brachte, waren Bilder von berückender Farbenpracht und gaben wieder Kunde von der tiefen und umfassenden Art, mit der T. die historischen Dinge anfaßte. Die Suggestion, die Metternich in seiner Revolutionsfurcht mit seinen fünf Metaphern auszuüben wußte, wird überzeugend dargelegt, ebenso die segensreiche Verwaltung Preußens, insbesondere die Wirksamkeit von Motz, dessen große Bedeutung T. recht eigentlich entdeckt hat. Auch ein Baier, Ludwig I., erfährt eine schöne Würdigung. Aus einer intimen Kenntniß erwuchs das eingehende Charakterbild Bunsen's. Bei der Erzählung der Entstehung und Entwicklung des Zollvereins wies T. darauf hin, daß ein Reichstag dabei sicherlich nur im höchsten Grade lähmend gewirkt haben würde. Indem er den Rückschlag nach Hardenberg's Tode dem Umschwunge im Deutschen Reiche nach 1878 zur Seite stellte und die beiden rückläufigen Bewegungen damit begründete, daß die Gesetzgebung der politischen Bildung vorausgeeilt war, erläuterte er auch seine eigene politische Stellung. Und wenn er schrieb: „Es hieße verzweifeln an der göttlichen Führung der Menschengeschicke, wenn einer wähnen wollte, sie rufe den Mann des Schicksals vor der Zeit von hinnen", so hatte er sicherlich Bismarck dabei im Auge.

Das Erscheinen des neuen Bandes war abermals ein litterarisches Ereigniß. Er weckte nicht mehr so viel Widerspruch als der zweite. Vieles darin mochte versöhnlicher stimmen und allmählich konnten doch auch die

Gegner sich nicht dem Eindruck verschließen, daß dem deutschen Volke in dem großangelegten Werke ein schönes Besitzthum erwuchs. Der Historiker Bruno Gebhardt gab seiner Empfindung Ausdruck durch die Bemerkung: T. schreibe so schön, so herrlich, daß man auch seine Ausfälle nicht mit Widerwillen, sondern mit Humor lese. So konnte T. mit frischer Kraft an seinen vierten Band gehen.

Während dessen bereitete sich aber nach und nach seine Trennung von dem Organ deutschen geistigen und insbesondere politischen Lebens vor, das ihm vor allem seinen großen Namen verdankte, von den „Preußischen Jahrbüchern“.

Er hatte auch noch seit dem Erscheinen der „Deutschen Geschichte“ manchen beachtenswerten Essay, so namentlich politischen Charakters, dazu beigesteuert. Die früher in den Jahrbüchern veröffentlichten tagespolitischen Aufsätze hatte er Ende 1874 großentheils in einer stattlichen Sammlung unter dem Titel „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ (Berlin, G. Reimer) vereinigt, die er seinem Freunde und Mitherausgeber der Jahrbücher, W. Wehrenpfennig, mit den gemüthvollen Begleitworten widmete: „Sie werden viele Stellen wiederfinden, wo wir selbander sorgsam jedes Wort erwogen, viele andere, wo Sie mit der Weisheit des erfahrenen Greises, doch selten mit Erfolg, versuchten mir Wasser in den Wein zu schütten“. Ende 1879 erschien die Sammlung, fortgeführt bis zum Jahre 1879, in neuer Auflage. Von den „Historischen und politischen Aufsätzen“ konnte im Jahre 1886 eine fünfte vermehrte Auflage veranstaltet werden. Aus dem einen Bande, der 1864 herauskam, waren inzwischen drei geworden. Der erste führte den Titel: „Charaktere, vornehmlich aus der deutschen Geschichte“ und enthielt unter diesen auch die schönen Denkmäler, die T. inzwischen seinem Lehrer Dahlmann (1864) und seinem Gönner Mathy (1868) gesetzt hatte, der zweite: „Die Einheitsbestrebungen getheilter Völker“ und der dritte: „Freiheit und Königthum“. Er widmete sie G. Freytag zu dessen 70. Geburtstage. An den Schluß des zweiten und dritten Bandes stellte er zwei neue Abhandlungen: „Unser Reich“ und „Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre“, in denen er seine durch die Erlebnisse der letzten Jahrzehnte veränderte politische Stellung darlegte. Der rücksichtslose Unitarier machte darin vor allem seinen Frieden mit den bestehenden Zuständen. Er bezeichnete es als Gebot der patriotischen Pflicht, an dem Bestande der landesfürstlichen Gebiete nicht zu rütteln, fand aber, daß das Reich kein Bundesstaat sei, sondern eine Monarchie mit bündischen Institutionen. Sehr wenig befriedigt war er von den parlamentarischen Zuständen. Die Möglichkeit, sie zu ändern, hielt er aber einstweilen für ausgeschlossen. Eine große Reihe seiner Beiträge für die „Jahrbücher“ fand keine Aufnahme in diese dreibändige Aufsatzsammlung. So das gewaltige Charakterbild, das er anläßlich der Lutherfeier im Jahre 1883 von dem großen Wittenberger Reformator schuf, und das zarte Gemälde einer edlen Frauengestalt, das er 1876 in einer im Berliner Rathhaus gehaltenen Rede bei der Hundertjahrfeier für die Königin Luise von dieser entwarf (im Sonderabdruck zusammen erschienen mit einer Rede Mommsen's über die Königin), auch nicht das bereits 1873 dem Publicisten A. L. v. Rochau gewidmete Wort dankbarer Erinnerung. Nach der fünften Auflage der Essays erschien noch (1886) das liebevolle, aus tiefster Kenntniß der Persönlichkeit geschöpfte Gedenkwort, das er seinem Freunde Max Duncker nachrief, ferner die am 22. März 1887 über „Das politische Königthum des Anti-Macchiavell“ gehaltene Rede, die ihm Gelegenheit gab, den von ihm von Jugend auf bewunderten florentinischen Historiker, den Kronprinz Friedrich bekämpfen zu müssen geglaubt hatte, und ebenso auch mit einigen Pinselstrichen die Persönlichkeit Friedrich's des Großen zu würdigen.

Wie schon früher, so erschienen auch in dieser Zeit viele seiner Aufsätze in Sonderausgaben, die oft mehrere Auflagen erlebten.

Die anregendste Wirkung übte von seinen neueren Essays wohl ein unter dem 20. April 1884 geschriebener umfangreicher Aufsatz über „Die Königliche Bibliothek in Berlin“ aus, zu dem eine Persönlichkeit, die stark von Treitschke-schen Gedanken berührt worden ist, der spätere Ministerialdirector Althoff die Anregung gab. T. bekämpfte darin u. a. den Gedanken der Präsenzbibliothek als eine gedankenlose Nachahmung fremder Vorbilder und meinte, damit würde das Einzige aufgegeben, was die deutschen Büchereien vor dem Auslande voraus hätten. Er warf ferner den Gedanken einer deutschen Akademie der Wissenschaften hin, die auf die Dauer unentbehrlich würde, verlangte dringend einen Neubau der Bibliothek und bezeichnete es als schlechthin selbstverständlich, daß das Akademieviertel dazu gewählt würde, was denn auch zwei Jahr-zehnte später nach längerem Umhertasten geschah. Er hatte außerdem den Gedanken der Aufstellung eines Gesammtkataloges, der von der fruchtbringendsten Wirkung war, indem seitdem die Kreise der Bibliothekare nicht aufhörten, über das Problem nachzudenken, bis schließlich die Regierung an die praktische Ver-wirklichung des Gedankens trat. Mit freudigen Hoffnungen begrüßte er die ersten Versuche deutscher Colonialpolitik; „Nachdem uns das Schicksal so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelt hat, dürfen wir wohl einmal auf die Gunst des Glückes zählen“. Schon vor einem Vierteljahrhundert hatte er seine Nation in dem Essay über die „Freiheit“, „über die Meere hinweg“ gewiesen und in der Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat“ von neuem auf Colonial-politik hingedrängt. In einem Artikel zum 25 jährigen Regierungsjubiläum Wilhelm's I. klang wieder die Erinnerung an den Tod seines Bruders Rainer und die Schicksale des Vaterlandes durch, durch die man sich im Gewissen gepackt, sich gemahnt fühlen müsse an die göttliche Führung der Menschen-geschicke. „Wie wirr auch noch der Kampf der Meinungen in unserem reli-giösen Leben durcheinander wogt, die Zeit ist doch vorüber, da es für geist-reich galt, des Heiligen zu spotten.“ Freilich blieb er in dogmatischen Fragen immer noch der Freidenker von früher. Der liberale Theologe Hausrath katechisirte ihn zuweilen, wie einst Treitschke's Vater, allerdings von dem entgegengesetzten Standpunkte, und war durchaus zufrieden gestellt. Ueberhaupt war T. insbesondere durch seine Stellung zur Judenfrage bei vielen — Be-kannten und Unbekannten — in ein ganz unrichtiges Licht gekommen. Die Harmlosigkeit des Ministers v. Puttkamer, die darin lag, daß er glaubte, zwei gute Freunde neben einander zu bringen, indem er T. bei Tisch neben den Hofprediger Stoecker setzte, grenzte an Geschmacklosigkeit. T. mußte Puttkamer darüber aufklären, daß er Stoecker garnicht kenne. Einen kleinen Stoß versetzte T. allerdings seinem Ansehen bei den Hausrath und Gefährten, als er Stoecker wegen des angeblichen Meineides vertheidigte und meinte, jene Zeugengeschichte hätte jedem passiren können. Später nahm er den Hof-prediger auch wegen des „Scheiterhaufenbriefes“ in Schutz und äußerte, ohne sich Stoecker's sachlichen Standpunkt zu eigen zu machen: wenn man die Redactionstische liberaler Blätter bestehle, werde man auch Scheiterhaufen-briefe genug finden.

Eine solche durch nichts beirrte und furchtlose Haltung auch in der Ver-theidigung der reactionärsten Kreise, sowie seine sichtliche Annäherung an die conservative Partei, in der er manchen Freund fand, erschütterte im Laufe der Jahre seine Stellung zu dem Verlage der „Preußischen Jahrbücher“, G. Reimer in Berlin. Es wird anzunehmen sein, daß sie unhaltbar wurde nach jenem ergreifenden Nachruf auf die beiden dahingeschiedenen Kaiser vom 15. Juni 1888,

der in einer Sonderausgabe zehn Auflagen erlebte. Der Aufsatz trug T. zwar eine Dankesdepesche Kaiser Wilhelm's II. ein, rief aber durch die scharfe an Kaiser Friedrich geübte Kritik und die erbitterte Verurtheilung der deutschen freisinnigen Partei eine ungeheure Verstimmung auch in vielen maßvollen Kreisen des Liberalismus wach. So fühlte sich das freiconservative „Deutsche Wochenblatt“ Otto Arendt's noch am 27. September 1888 bewogen, jene Kritik zurückzuweisen. Wie es scheint, bestanden außerdem noch Verstimmungen Treitschke's wegen der Mitarbeit Constantin Rößler's an den Jahrbüchern, jenes Rößler's, über dessen „von der Straße des einfachen Menschenverstandes abschweifende Irrfahrten“ sich T. schon im December 1880 in den Jahrbüchern spöttisch ausgelassen hatte. So kam es zu Auseinandersetzungen zwischen dem Redacteur der Zeitschrift, Hans Delbrück, von dessen Publicistik T. überhaupt wenig eingenommen war, und T. selbst über die innezuhaltenden Richtlinien und schließlich erfolgte der Rücktritt Treitschke's von der Zeitschrift. Am 25. Juni 1889 nahm er von ihr Abschied. Es wurde einsam um ihn und sein Wirkungskreis verengte sich.

Auf der anderen Seite empfand er es wohlthuend, daß ihm die akademische Jugend in stetig steigendem Maße ihre Liebe und Verehrung entgegentrug. Nie besaß ein akademischer Lehrer so das Ohr der Studenten aller Facultäten. Er freute sich des positiven monarchischen Geistes, den er überall unter den jungen Leuten wahrnahm, und hat dieser Freude des öfteren in seinen Schriften Ausdruck verliehen. Zu der Berliner studentischen Vereinigung, in der am lebendigsten von Bismarck'schem und gerade auch Treitschke'schem Geiste getränkter nationalpolitischer Sinn pulsirte, zum Verein deutscher Studenten, ist er in nähere Beziehungen getreten und hat oft auf dessen Festen gesprochen. So hat er dort am 27. Februar 1885 die berühmte Rede zur Vorfeier von Bismarck's 70. Geburtstage gehalten und am 23. October 1890 die nicht minder berühmte Rede zur Feier von Moltke's 90. Geburtstage. An diesem Tage geleitete ihn die lange Schar der Chargirten in feierlichem Zuge auf das Podium des Festsaales und verlieh dadurch der ungewöhnlichen Stellung, die er in der Studentenschaft einnahm, einen markanten Ausdruck. In den Trinksprüchen bei solchen Anlässen trat die elementare Beredsamkeit Treitschke's in ihrer ganzen Stärke zu Tage. Er pflegte sie stets ohne jede Vorbereitung, wie sie der Augenblick eingab, zu halten.

Von der regelmäßigen publicistischen Arbeit abgedrängt, sammelte T. seine Kraft um so mehr zur Fortführung seiner „Deutschen Geschichte“ und spürte auch hier während der Arbeit, daß ihm auf der anderen Seite wieder zuwuchs, was er auf der einen an Einfluß verlor. Wieder erleichterte ihm eine Fülle vertraulicher Mittheilungen von Landsleuten aus Nord und Süd die Arbeit. Wenige Monate nach seinem Abschied von den Preußischen Jahrbüchern, am 30. November 1889, schloß er den vierten Band ab. Darin erzählte er die Geschichte des vierten Jahrzehnts des Jahrhunderts, der er die Ueberschrift gab: „Das Eindringen des französischen Liberalismus“. Immer mehr begann die deutsche Leserwelt an der Hand seiner Darstellung zu begreifen, wie, um mit T. zu reden, die hohe Schönheit der neuen deutschen Geschichte darin liegt, daß alle die kleinen Bäche der Stammesgeschichten nach und nach, wie durch geheimnißvolle Naturgewalt getrieben, zu einem Strom zusammenfließen, bis schließlich jeder Theil an der Größe des Vaterlandes seinen Antheil gewinnt. Im Mittelpunkt der Begebenheiten dieses Jahrzehnts steht, mehr noch wie in dem vorausgegangenen Jahrzehnt, der Zollverein. Die Neujahrsnacht 1834, des wird man inne, war eine Stunde von ähnlicher Wichtigkeit wie der Tag von Tauroggen und die Neujahrsnacht 1814. Noch nie hatte

in Treitschke's Erzählung die Schilderung der Geistesgeschichte so gepackt wie in diesem Bande. Mit noch größerer Liebe wie sonst wohl verweilte der Darsteller bei dem Bilde Niebuhr's. Von dessen römischer Geschichte hatte er im zweiten Bande das Wort niedergeschrieben, das durchaus auf seine „Deutsche Geschichte" angewandt werden kann: sie wäre schon von den Zeitgenossen zu jenen classischen Büchern gezählt worden, welche niemals überwunden werden, auch wenn sie in jedem einzelnen Satze widerlegt sind. Jetzt schrieb er wieder einen Satz, der auch von seinem eigenen Werke gilt, indem er von Niebuhr's Vorlesungen über neueste Geschichte sagte: „Allen Glanz und allen Schmerz seines großen Herzens legte er in diesen Vorträgen nieder." Mit heller Freude entwickelte er die Bedeutung Paul Pfizer's, in dem er wie in Fichte einen seiner Vorläufer sehen durfte. Wenn er über ihn bemerkte: „solche weitsichtige Prophetennaturen werden im wimmelnden Gewühl der kleinen Tagespolitik leicht in falsche Stellungen gedrängt", so hat man die Empfindung, daß Treitschke's Erfahrungen der jüngsten Zeit aus diesen Worten reden. An die weihevoll stimmende Schilderung des alten Goethe, „des Herzenskündigers seines Volkes", reihte sich die stark subjective der litterarischen Vorherrscher in dieser Epoche, Heinrich Heine's und Börne's. Schon frühere Stellen der „Deutschen Geschichte" hatten darauf vorbereitet, daß T. mit diesen Heroen des „souveränen Feuilletons" nicht glimpflich verfahren würde. Die Secirung, die er nun mit ihnen vornahm, kam aber doch Vielen überraschend. Immerhin wird man sagen müssen, daß T. sich Mühe gab, Heine gerecht zu behandeln, und daß er vermöge seiner eigenen geistigen Anlage es wie Wenige verstand, in das Wesen dieses dichterischen Genius einzudringen. Wer T. aus seinen früheren Schriften, insbesondere seinen Recensionen kannte, wußte, daß er sich schon früh sein Urtheil über das radicale Litteratenthum gebildet hatte. Neben diesen Gestalten nahmen sich um so lichtvoller die Rückert's, Chamisso's und Mörike's aus, die T. zum Theil schon früher mit feinem Silberstift gezeichnet hatte, die er aber jetzt so lebendig veranschaulichte, wie es bisher noch nie ein Litterarhistoriker gethan hatte. Eine Fülle anregender Gedanken geben die Ausführungen über das wissenschaftliche Leben, so über Ranke und Dahlmann, am meisten aber wohl die Charakteristik von J. D. Strauß, die erkennen ließ, daß T. sich innerlich vielfach mit diesem Denker auseinandergesetzt hatte.

Der Band weckte wieder in manchen Kreisen den stärksten Widerspruch. T. hatte damit gerechnet, daß seine conservativen Freunde verstimmt werden würden, gleichmüthig aber an Freytag deswegen geschrieben: „Nun man schlägt sich durch, sage ich mit Ihrem Fink." Er irrte sich jedoch. Bei den Conservativen erregte das Buch durchaus keinen nennenswerthen Anstoß. Dafür aber fühlte sich das Judenthum und das mit ihm verwachsene Litteratenthum durch die Darstellung des souveränen Feuilletons aufs tiefste getroffen. Ihren Hauptausdruck fand die Verstimmung in der Schrift des Litterarhistorikers Paul Nerrlich: „Herr v. Treitschke und das junge Deutschland", in der der Verfasser T. alles Ernstes für einen confusen Kopf und eine Thersitesnatur erklärte. Ein anderer übelwollender Kritiker erstand T. in Ludwig Bamberger, der schon einmal, im Jahre 1866, aus Anlaß der ersten Aufsätze über den Bonapartismus gegen T. zu Felde gezogen war. Jetzt schrieb Bamberger in der „Nation" unter der Maske der Objectivität einen T. bitter verurtheilenden Essay. Mochte man T. Ungenauigkeiten und Irrthümer nachweisen, im wesentlichen war man doch nicht im Stande, seine Darstellung zu erschüttern. Diese wirkte vielmehr auf die weitesten Kreise aufklärend und gewissenschärfend. T. hatte sogar die Genugthuung, daß sein Hauptangreifer, Hermann Baumgarten, jetzt in der „Allgemeinen Zeitung"

durchaus anerkennend über den Band urtheilte. Der Philologe Ribbeck nahm ihn nachdrücklich gegen „das allgemeine Wuthgeschrei“ in Schutz: „Die geschichtliche Betrachtung hat das Recht, Kindereien und Gemeinheiten beim rechten Namen zu nennen.“ Mit den Jahren wurden die Gebildeten sich immer mehr bewußt, wie tief T. in das Wesen der deutschen Dichter und ihrer Werke eingedrungen war. Als beispielsweise lange nachher Maync's Ausgabe von Immermann erschien, fühlte sich K. Varrentrapp bewogen darauf hinzuweisen, wie sehr T. im allgemeinen die litterarischen Persönlichkeiten und Immermann im besonderen zu würdigen gewußt hatte.

Das große Ergebniß der vier ersten Bände von Treitschke's „Deutscher Geschichte“ blieb schließlich doch das, daß die Zeit von 1815—1840 nicht mehr als eine trübe, nichtige Epoche angesehen werden konnte, sondern daß sich in jenen Jahren eine Sammlung der deutschen Kräfte vollzog, daß in ihr ferner durch die preußische Krone große Organisationen geschaffen wurden, die die Vorbedingungen der deutschen Einigung gaben, und daß schließlich das geistige Leben der Nation in ihrer Gesammtheit sich außerordentlich hob. Auch der Nachweis wurde geführt, daß an den schweren Mißgriffen reactionärer Natur, die jene Zeiten in Verruf gebracht hatten, nicht nur Oesterreich und Preußen schuldig waren, sondern daß ein gut Theil der Schuld daran auch gerade auf das constitutionelle Deutschland entfiel. Diese Ergebnisse konnten andere Arbeiten, wie die Alfred Stern's und Zwiedineck-Südenhorst's nur bestätigen. Wenn man erwog, welche riesige Forscherarbeit von dem ungeduldigen, auf das künstlerische Gestalten drängenden Manne in diesen Bänden überwunden worden war, dann konnte man wohl an die Selbstbeherrschung denken, die Michel Angelo's leidenschaftlicher Künstlergeist übte, als er in langen Jahren die Decke der sixtinischen Capelle mit seinen Wunderwerken schmückte. Mitfühlend hat T. selbst diesen Heroismus des großen Italieners hervorgehoben.

Als der vierte Band erschien, regierte bereits Kaiser Wilhelm II. Wie T. stets das Wohlwollen Wilhelm's I. genoß, der ihm im J. 1885 den Titel eines Geheimen Regierungsraths und nach Ranke's Tode im J. 1886 den Titel eines Historiographen des preußischen Staates, am 21. Januar 1887 nach verschiedenen anderen Ordensauszeichnungen auch den Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste verliehen hatte, so schien auch der neue Herr dem Historiker, der wie kein zweiter der Herold Preußens und seiner Herrscher war, anfangs eine günstige Gesinnung entgegenzutragen. T. selbst begrüßte zwar die ersten Schritte Wilhelm's II. freudig, bald aber empfand er Unbehagen der neuen Regierung gegenüber. Als dann Bismarck gestürzt wurde, bemächtigte sich seiner vielfach Verbitterung. Das Ereigniß selbst traf ihn wie der persönlichste Schlag. Sein Herz war bald vornehmlich in der Bismarck'schen Zeit. Was er seinem Freunde Duncker einige Zeit vorher ins Grab nachgerufen hatte, seine stolzeste Freude sei es gewesen, in diesem deutschen Jahrhundert ein Deutscher zu sein, das konnte er auch von sich sagen; es beschränkte sich aber auf die Bismarck'sche Periode. Es war eine eigenartige Erscheinung, wie dieser beredteste und überzeugteste Anwalt der Krone sichtlich eine andere Stellung zu ihr einnahm. Seine Verstimmung machte sich in zahlreichen Epigrammen gegen die Umgebung und die Gehülfen Kaiser Wilhelm's II. Luft, so gegen den Reichskanzler Caprivi, den General v. Hahnke, den Erzieher des Kaisers, Hintzpeter, und den Afrikaforscher Paul Güßfeldt. Von Caprivi sprach er selbst im Hörsaal nur ironisch. Diese Epigramme und satirischen Aeußerungen pflegten von Mund zu Mund zu gehen. Bald kannte sie ganz Berlin, und auch anderswo, wo Freunde von T. saßen, war man bald unterrichtet. Die Zielscheiben seines Spottes werden sicherlich auch davon erfahren haben.

Freilich war er auch gar nicht damit einverstanden, daß Bismarck seinen Organen gestattete, sich zum Anwalt von Richtungen zu machen, die sich der Socialreform entgegen stellten. Gelegentlich griff er rednerisch in den Tagesstreit ein. Wie er bei den Vorbereitungen zur Reichstagswahl im J. 1890 in einer Berliner conservativen Wahlversammlung sprach, so hat er auch bei einer studentischen Kundgebung zu Ehren der vom Freiherrn v. Stumm-Halberg angegriffenen Professoren Adolf Wagner und Schmoller leidenschaftlich seine Stimme zur Vertheidigung der akademischen Freiheit erhoben. Auf jene Rede gegen Stumm kann wieder so recht Treitschke's Wort angewandt werden: „Wenn ich etwas thue, daß alle Freunde sagen: das war Er, nur Er konnte und mußte so handeln! dann habe ich etwas gethan, was zugleich die freieste und innerlich nothwendigste That war." Im allgemeinen war es vielleicht ganz gut, daß er nicht mehr ein Organ wie die „Preußischen Jahrbücher" besaß, in dem er sich publicistisch vernehmen ließ. Sein heißblütiges Temperament und sein rücksichtsloser Wahrheitsdrang und Wahrheitsmuth hätte ihm sonst hin und wieder einen Streich spielen können.

Das Regiment Kaiser Wilhelm's II. empfand er auf das drückendste. Auch persönlich wurde er mehrmals davon berührt. Er gehörte zu jenem Preisrichtercollegium, das den Schmitz'schen Entwurf zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. krönte und dessen Spruch von dem regierenden Herrn umgestoßen wurde. Seit 1880 war er Mitglied der Commission zur Berathung über die Vertheilung des Schillerpreises. Als solches erlebte er es, daß Kaiser Wilhelm II. das Gutachten zu Gunsten des Fulda'schen Stückes „Der Talisman" nicht berücksichtigte. Ebenso hatte er im J. 1893 über die Vertheilung des Verdunpreises mit zu befinden und erfuhr es dabei, daß Sybel's Werk über die Begründung des deutschen Reiches, für das sich die Commission ausgesprochen hatte, vom Kaiser nicht für würdig befunden wurde. Alles dieses verstimmte ihn. Er meinte, der Grund, der Sybel um den Preis und danach auch um die Erlaubniß zur Benutzung der Staatsacten brachte, die Beurtheilung des Augustenburgers, sei nicht stichhaltig; Sybel hätte den Augustenburger noch viel zu günstig beurtheilt. Zuweilen protestirte er im Colleg offen gegen Handlungen des Herrschers. Bei seinen Ausführungen über den militärischen Gehorsam im Colleg über „Politik" äußerte er: „Absolute Hingebung an einen sterblichen Menschen kann es nicht geben. Man soll nicht zu unseren Soldaten sprechen, als ob sie auch Vater und Mutter auf Befehl ihrer Vorgesetzten todtschlagen müßten. Sind denn die Soldaten eines stehenden Volksheeres gleichzustellen den kindermordenden Söldnern des Königs Herodes? Sein Gewissen kann kein denkendes Wesen opfern." Man fühlt die innere Erregung des freimüthigen Gelehrten, die in diesen Worten liegt. Es kam ihm sicher schwer an, dergleichen zu sagen. Aber ihm schien es Gewissenspflicht. Daß der Fahneneid Schranken habe, führte er bereits 1871 in seiner Schrift über das constitutionelle Königthum aus. Es gehörte überhaupt zu seinen Grundanschauungen, daß der Staat nicht das Gewissen seiner Bürger verletzen, nicht in das Heiligthum der Persönlichkeit eingreifen dürfe. Mit Kummer verfolgte er die Vertraulichkeit, mit der viele Engländer sich dem Träger der deutschen Kaiserkrone zu nähern wagen durften. Einer solchen Ehre hielt er gerade diese am wenigsten für würdig.

Publicistisch nahm er zwei Mal gegen Maßnahmen des neuen Curses das Wort. Das erste Mal erhob er zum Schutze des bedrohten humanistischen Gymnasiums seine warnende Stimme. Es geschah in einer besonderen Schrift: „Die Zukunft des deutschen Gymnasiums", Leipzig 1890, in der er einen bereits im J. 1883 in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichten Aufsatz

„Einige Bemerkungen über unser Gymnasialwesen“ abdruckte und daran weitere Ausführungen zur Vertheidigung des Unterrichts in den alten Sprachen knüpfte. Sarkastisch fingen diese an: „Dieselbe entrüstete öffentliche Meinung, die noch vor kurzem den preußischen Lehrer als den Sieger von Königgrätz feierte, behandelt jetzt unser gesammtes Unterrichtswesen wie rostiges Eisen.“ Das classische Alterthum galt ihm als ein Jungbrunnen für alles geistige Leben. Sein Studium wollte er um keinen Preis missen. Zum zweiten Male trat er aus der ihm durch seinen Rücktritt von den „Preußischen Jahrbüchern“ auferlegten publicistischen Zurückhaltung heraus, um gegen den Volksschulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz, in dem er eine Demüthigung des Staates unter ultramontane Herrschsucht erblickte, Einsprache zu erheben. Zu diesem Zwecke benutzte er (im März 1892) die Spalten der früher von ihm wegen ihrer Langweiligkeit oft arg verspotteten „Allgemeinen Zeitung“ in München. Noch einmal zeigte der liberale Tory, zu dem er sich entwickelt hatte, vor dem Lande seine alte freiheitliche Grundrichtung. Mit wahrer Bitterkeit lief er gegen die für ihn offen zu Tage liegende staatsmännische Unfähigkeit Caprivi's Sturm, der gegenüber er von der hohen Schule Bismarck'scher Politik sprach. Freimüthig brach er aber zugleich auch eine Lanze für den einige Zeit vorher in Ungnade gefallenen Hofprediger Stoecker, der, wie er meinte, allein vielleicht noch im Stande gewesen wäre, der Socialdemokratie mit Erfolg entgegenzutreten. Daneben warf er den Gedanken hin, die Akademie zu Münster zu einer vollständigen Universität auszugestalten, einen seiner vielen Gedanken, die nachher in die That umgesetzt worden sind. Grimmig spottete er über den Centrumscurs anläßlich der Ehren, die dem todten Windhorst von Reichswegen erwiesen wurden. „Ich konnte mich bei diesem wundersamen Schauspiel der Frage nicht erwehren: ist denn kein Kaulbach da, um mit schelmischem Griffel zu schildern, wie Reineke begraben ward und Braun, Hinze, Grimbart, alle, mit denen er bei Lebzeiten sein Spiel getrieben, wehklagend seine Bahre umstanden?“ Diese beiden publicistischen Kundgebungen erregten gewaltiges Aufsehen im Lande. Was den Kundigen niemals zweifelhaft gewesen war, offenbarte sich hier deutlich: Obwohl des Sprachrohrs seiner Zeitschrift beraubt, besaß T. doch noch ungeschwächt das Ohr der Nation. Seine Stimme war eine öffentliche Macht.

In dieser Zeit wurde der taube Mann von einem Augenleiden befallen, das er sich durch eine Nikotinvergiftung zugezogen hatte. Von jungen Jahren an war er ein leidenschaftlicher Raucher gewesen. Während er, wie es gewöhnlich geschah, bis tief in die Morgenstunden arbeitete, konnte er sich nicht diesen Genuß versagen. Es bestand die Gefahr, daß er sein Augenlicht verlieren würde. Die Aussicht war erschütternd. „Taub und blind läßt sich nicht leben“, sagte er ruhig. Er unterwarf sich in Heidelberg ärztlicher Behandlung. „Warum mir das alles?“ fragte er bitter. Im April 1893 nahm er traurig Abschied von den Freunden in Heidelberg. Im Herbst jenes Jahres trat Besserung seines Zustandes ein. Er durfte wieder aufathmen. Aber die Fortsetzung seiner „Deutschen Geschichte“ verzögerte sich natürlich sehr durch die Krankheit. Er stöhnte schwer unter dem Druck, unter dem seine Arbeit in solcher Lage stand. Einigen Trost konnte es ihm gewähren, daß ihm noch weit reichlicher als früher Beiträge von allen Seiten zuflossen. Das zeigte ihm doch den wachsenden Antheil der Nation an dem Werke. Erst zu Beginn des Jahres 1894 war der leidende Zustand ganz überwunden. „Ich erwache wieder zum Leben“, schrieb er an Freytag, „und denke in einigen Monaten mit dem neuen Bande fertig zu sein. Er bringt Vieles, was für den heutigen Tag geschrieben scheint; nur war damals bei aller Thorheit mehr

Geist, mehr Hoffnung und mehr guter Wille. Natürlich gehöre ich nicht zu den Thoren, die an Preußen verzweifeln, aber Völker leben langsam, und so lange ich lebe, kommen schwerlich erträgliche Tage."

Er ging nun mit verdoppelter Kraft an die Fortsetzung seines Werkes. Seine Freunde staunten, wie er sich in der Gluth des Schaffens verjüngte. Ihn mag gerade damals das Erscheinen der Sybel'schen Geschichte der Begründung des Reiches angespornt haben, um sein Werk dem gegenüber zu stellen. Von Erich Marcks wissen wir, daß ihn an Sybel's Darstellung des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland empörte, wie der tiefe Seelenjammer der Katastrophe und damit die volle seelische Größe des Hergangs gar nicht in ihr mitschwinge. Am 10. August 1894 hatte er endlich den fünften Band fertig. In dem Vorwort, das er ihm mitgab, fand er sich zu einem letzten tapferen und schönen Bekenntniß über die Aufgabe des Historikers bewogen: „Welchen Mißbrauch treibt man doch heute mit dem Ausspruch: sine ira et studio — einem Worte, das niemand weniger befolgt hat als sein Urheber. Gerecht soll der Historiker reden, freimüthig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des Pöbels. Aber so gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein stolzes Herz, das die Geschichte des Vaterlandes wie selbst erlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben." So war denn auch dieser Band, der die Regierung König Friedrich Wilhelm's IV. bis zum Ausbruch der Revolution erzählt, ein ergreifend schönes Werk rücksichtslosen Wahrheitssinnes und glühender Vaterlandsliebe. Durch das Ganze zieht sich der tiefe Schmerz hindurch, den dieser leidenschaftliche Patriot unter dem persönlichen Regimente Kaiser Wilhelm's II. erduldete.

Ganz ohne Frage war der fünfte Band die Krone der geschichtlichen Werke Treitschke's. In stetem Ringen war es ihm jetzt doch endlich wohl gelungen, den Ton der großen Alten, den echten historischen Stil zu treffen. Man hat wohl mit einigem Rechte behauptet, daß es T. ewig gegen die streitbare Heldennatur gegangen wäre, geistige Feindesliebe zu üben, die jede geschichtliche Erscheinung gleich tief von innen heraus zu begreifen vermöge. Vielleicht trifft das gerade noch für den Helden seines fünften Bandes, die Hamletnatur Friedrich Wilhelm's IV., einigermaßen zu, obwohl T. diesem seinem Helden unleugbar Liebe und Mitgefühl entgegenbringt. Das grandiose Bild vom Wesen und Wirken des unglücklichen Monarchen ist aus einer ungewöhnlichen Congenialität des Denkens und Empfindens, die den Künstler und edlen Menschen T. für die Künstlerseele und das reiche Gemüth des Königs erfüllte, heraus geboren und verräth zugleich das eifrigste Bestreben nach Gerechtigkeit. Trotzdem ist darin nicht die tiefe innere Abneigung gegen das unmännliche Wesen Friedrich Wilhelm's und den Mangel eines festen Willens bei ihm und ebenso nicht der bittere Nachklang der trüben Reactionszeit zu verkennen. Vielleicht ist daher das ganze Bild, das man von Friedrich Wilhelm IV. empfängt, um einige Schattierungen zu düster ausgefallen. Der patriotische Schmerz und die Enttäuschung der vorausgegangenen Generation schwingt allzu lebendig mit. Immerhin hat T. doch in beneidenswerther Weise auch seine wirklichen Feinde zu begreifen und versöhnlich zu beurtheilen gelernt. Dafür ist gerade dieser Band das Beispiel, so bei den letzten Worten, die T. Heine und Droste-Vischering widmet. Während im ersten Bande noch eher die Sprache eines Demosthenes zu vernehmen war, darf man vom fünften Bande wohl sagen, daß dort eine Art deutscher Thukydides zu uns spricht. Natürlich blieb T. auch diesmal nicht das Geschick erspart, daß die Specialisten

ihn vors Messer nahmen und ihm zahlreiche Irrthümer nachwiesen, und andere noch klügere Leute saßen über seine ganze Art der Geschichtschreibung zum so und so vielten Male zu Gericht. Da konnten Treitschke's Freunde mit gutem Rechte ein Wort des geistreichen Karl Hillebrand ins Gefecht führen: „Wenn heute Thukydides vor das Publicum träte, so würde ohne Zweifel alsbald ein Waitz'scher Seminarist im ‚Litterarischen Centralblatt' ihm seinen Mangel an Methode gründlich auseinandersetzen."

T. selbst sah seinerseits auf das eingefleischte Specialistenthum seiner Wissenschaft mit Ironie herab. Wiederholt citirt er das Wort Heinrich's v. Kleist mit Behagen: „Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht." Ein ander Mal spricht er von den schrecklichen Excerpten-Bandwürmern, welche dem geschwollenen Leibe der Schmoller'schen Schule von Zeit zu Zeit abgingen. Oft äußerte er sich mit Bedauern über die geistlose Handwerkerei, in die sich die jungen Historiker zu verlieren pflegten, indem sie sich ausschließlich der Quellenforschung widmeten. Auf manche seiner Fachgenossen hat die Treitschke'sche Art, Geschichte zu schreiben, schließlich eine anspornende Wirkung ausgeübt. So gestand Jakob Caro: „Von dem Köhlerglauben, daß der Historiker ein weißes Blatt, ein eigenschaftsloses Schemen sein müsse — sein könne, auf das sich die erforschten Eindrücke mit ihren Naturfarben abdrücken, hat uns kaum einer so befreit wie der Treitschke."

Das Erscheinen des neuen Bandes war wieder wie das des ersten nicht nur ein litterarisches, sondern ein politisches Ereigniß. Die Lectüre desselben gestaltete sich für jeden feiner empfindenden Patrioten zu einem Erlebniß. Obwohl T. schon nach anderthalb Jahren seine Augen schloß, wurde der Band immer weiter stark gekauft. Vierzehn Jahre darnach erlebte er seine fünfte Auflage. 18 000 Exemplare wurden von ihm gedruckt. So erreichte er annähernd dieselbe Verbreitung wie die beiden ersten. Auch vom dritten Bande waren (bis 1908) in sechs Auflagen 20 000, vom vierten Bande (bis 1907) in fünf Auflagen 18 000 Exemplare gedruckt. So läßt sich zahlenmäßig die gewaltige Bedeutung von Treitschke's „Deutscher Geschichte" feststellen. Niemals hat ein deutsches Geschichtswerk wissenschaftlichen Charakters und solchen Umfanges einen derartigen buchhändlerischen Erfolg gehabt. Und dabei wurde darin, abgesehen von dem ersten Bande, doch nur eine Zeit geschildert, die arm an Ereignissen war. Dieser Erfolg erklärt sich nur daraus, daß T. die Vergangenheit zu beleben und zu beseelen wußte, wie nie ein deutscher Historiker vor ihm. Noch niemals war den Deutschen ihre Eigenart so eingehend geschildert, noch niemals die reiche Fülle des deutschen Geisteslebens so einleuchtend gezeigt worden. Seine Lehre, daß das neue Deutschland aus der Verschmelzung des alten fridericianischen Preußenthums mit dem Reichthum deutscher Bildung hervorgegangen sei, ist uns heute allen in Fleisch und Blut übergegangen, und Allen drängte sich auf, daß T. selbst diese Verschmelzung aufs herrlichste verkörperte. Nur der Kraft des Genius konnte eine so glückliche Vereinigung gelingen. Das große Werk hat zweifellos unermeßliche Verdienste um die Stärkung des Nationalbewußtseins in Deutschland. Bald kam das Urtheil der Zeitgenossen und der Fachmänner darin überein, daß die „Deutsche Geschichte" das schönste Geschichtswerk darstellt, das das deutsche Volk besitzt. Mit den Jahren ließ der Widerspruch dagegen merklich nach. Zu greifbar waren doch die Vorzüge.

Nach dem Erscheinen des fünften Bandes wurden T. auch zwei wissenschaftliche Ehrungen zu Theil. Die eine war ihm ganz ungerechterweise bisher vorenthalten worden: die Ernennung zum Mitgliede der preußischen Akademie

der Wissenschaften. Unter dem Einfluß von Theodor Mommsen war ihm die schmerzliche Kränkung zugefügt worden, daß man ihn nicht für würdig der Aufnahme in diese gelehrte Gesellschaft hielt, weil, wie angegeben wurde, T. kein Gelehrter sondern nur ein „geistreicher Publicist“ sei. Schon 1868, also zu einer Zeit, wo er selbst noch nicht in Frage für die Berliner Akademie kam, hatte T. in seinem Essay über Dahlmann die hierbei treibenden Motive spöttisch aufgedeckt: Professorendünkel und Zagheit. Daß T. die meisten Mitglieder der Akademie um Hauptеslänge durch Tiefe des Geistes und umfassendes Wissen überragte, wurde nicht beachtet, und es steht sogar zu vermuthen, daß in diesen Kreisen Treitschke's Schriften gar nicht einmal hinreichend bekannt waren, sonst hätte sich die große wissenschaftliche Arbeit, die darin geleistet war, zu sehr aufdrängen müssen. Natürlich gab es auch Gelehrte in jener Körperschaft, die hoch von Treitschke's wissenschaftlicher Bedeutung dachten. Ein Mann, wie der Historiker des Hellenenthums Ernst Curtius bekannte seinem Sohne: „Ich habe in meinen alten Tagen viel nachzulernen, und wenn ich auf Männer wie T. blicke, so schlage ich beschämt die Augen nieder.“ Und der Historiker der französischen Revolution, Heinrich v. Sybel, pflegte halb launig, halb bewundernd von T. zu sagen: „Er weiß zu viel. Er weiß zu viel.“ Inzwischen hielten vergnügt einzelne Gelehrte, auch Jünger Treitschke's, in die Akademie ihren Einzug, die Pygmäen im Vergleiche mit ihm waren. Der Eindruck wurde allmählich tief beschämend nicht nur für die Patrioten, sondern auch für die Mitglieder der Akademie, so daß der greise Heinrich v. Sybel, der doch sehr anders geartet war als T., schließlich — noch kurz vor seinem Tode — sich bewogen sah, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um den Mommsen'schen Widerstand zu brechen. So wurde T. im Sommer 1895 zum Mitgliede der Akademie gewählt. Am 13. August — zwölf Tage nach Sybel's Tode — erfolgte seine Aufnahme. Im Juli 1896 sollte er bei der Leibniz-Sitzung der Akademie von dieser feierlich begrüßt werden.

Die andere wissenschaftliche Ehrung, die ihm widerfuhr, bestand darin, daß ihm unmittelbar nach Sybel's Tode die Herausgeberschaft des führenden geschichtlichen Fachorgans in Deutschland, der von Sybel begründeten „Historischen Zeitschrift“ angetragen wurde. Es war doch ein Großes: sechs Jahre vorher hatten den preußischen Publicisten entgegenstehende Einflüsse aus seinen Jahrbüchern verdrängt; jetzt sollte sozusagen die deutsche Geschichtswissenschaft unter seiner Flagge segeln. Friedrich Meinecke wollte, indem er jenes Ersuchen an T. richtete, wie er gesagt hat, „unter der Aegide eines wahrhaft schöpferischen Geistes die großen Traditionen der deutschen Historie wahren.“ Nicht ohne Bedenken nahm T. an. Er meinte wohl: „Wer lange in den Kämpfen des öffentlichen Lebens gestanden hat, kann weder dem Hasse noch dem Mißtrauen entgehen; deshalb fürchtete ich anfangs durch meinen Namen manche Mitarbeiter abzuschrecken.“ Er führte sich durch eine vom 10. October 1895 datirte Vorbemerkung ein, in der er mit einigen kraftvollen Worten über den damals unter den Geschichtschreibern ausgebrochenen methodologischen Streit absprach, einen wuchtigen Hieb gegen das Hineinreden der Nichtfachgenossen in die historische Wissenschaft führte, ferner die Berechtigung der Culturgeschichte anerkannte, aber auch um so nachdrücklicher für die größere Bedeutung der politischen Geschichte und die entscheidende Rolle der führenden Männer eintrat. Die Kundgebung zeigte wieder den ganzen T. Er hat dann noch in der „Historischen Zeitschrift“ einen längeren Aufsatz über das Gefecht von Eckernförde 1849 veröffentlicht, der eine Vorarbeit zum sechsten Band der „Deutschen Geschichte“ darstellt. Es sollte das seine letzte Arbeit sein. Seinem

liebevollen Herzen war es eine innige Wohlthat, daß er darin noch seinem Vater ein Denkmal setzen konnte.

Einige Monate vorher, am 19. Juli 1895, dem Tage, da vor einem Vierteljahrhundert Frankreich an Preußen den Krieg erklärte, hatte er noch in der Aula der Universität die Rede „Zum Gedächtniß des großen Krieges“ gehalten, in der sich noch einmal aller Glanz seiner fascinirenden Persönlichkeit zusammenfaßte. Sie feierte in tief ergreifenden Worten die gewaltigen Errungenschaften der Jahre 1870 und 1871, sie berührte mit versöhnender Wärme auch den Antheil der Sachsen am großen Werke, sie betonte sehr ernst die Frömmigkeit jenes Geschlechts — man erkennt in den Worten wieder die Erinnerung an den gefallenen Bruder —, sie blickte aber auch sehr ernst in die Zukunft, mahnte indeß, ähnlich wie einst Carlyle bei seiner Edinburger Rectoratsrede, zu hoffen.

Wenige Wochen nach dieser Rede unternahm T. es noch, das, wie er schrieb, „bisher nur aus der Ferne geliebte England mit seiner zärtlichen Gegenwart zu beglücken“. Er hatte dorthin schon im Jahr 1876 zusammen mit Oppenheim reisen wollen. Der Tod dieses Freundes hatte ihn bisher nicht dazu gelangen lassen, sein Vorhaben auszuführen. Durch ganz Europa war er im Laufe der Jahre gereist, außer mit Overbeck, mit Wehrenpfennig, Rudolf Grimm, dem Bruder Herman's, vielfach auch „mutterseelenallein“. Zwar sträubte der Taube sich begreiflicher Weise gegen dieses Alleinreisen. Da es sich aber herausstellte, daß es für seine Gefährten zu anstrengend wurde. ihn zu begleiten, so blieb ihm oft nichts anderes übrig. Außer seinem geliebten Vaterlande, von dem er mit einer gewissen Virtuosität bei jeder Gelegenheit ein neues Stück aussuchte, bereiste er oft die Schweiz und Tirol, wiederholt Italien, Frankreich, aber auch Schweden, Spanien u. s. w. Er sah die fremden Länder so recht mit innerlichem Auge. Jeder Brief von ihm lehrt das, so wenn er aus Stockholm schreibt: „Nahe beim Ritterhaus liegt die Riddarholmkirche, Schwedens Westminster. Da hab' ich recht gefühlt, welches Glück für ein Volk die Staatseinheit ist; die Menschen besitzen dann so Vieles, was sie gemeinsam lieben und bewundern können. Von Birger Jarl bis auf die Bernadotte's ruhen da fast alle die Männer, welche das kleine Volk geziert haben.“ Ein Hochgenuß war es, ihn im Colleg die Wunder der Alhambra schildern zu hören. Nun sah er das „perfide Albion“, gegen das er so oft in seinen Vorlesungen und Schriften gewettert hatte, daß viele, namentlich kaufmännische Kreise, ihn darum schon ablehnten, von Angesicht zu Angesicht. Er hatte einst als ein Bewunderer Englands und der englischen Einrichtungen begonnen. Er war einer der genauesten Kenner des englischen Staatslebens und der classischen englischen Litteratur. Sein Urtheil aber über Alt-England war bitter geworden, seitdem er dessen Haltung im dänischen Kriege beobachtet und seine tiefe Mißgunst gegen Deutschland während des französischen Krieges kennen gelernt hatte. Der Groll gegen die Briten trat ihm seitdem „recht eigentlich ins Blut“. „Die erhabenen Schatten Wilhelm's III. und der beiden Pitt verhüllen schamvoll ihr Haupt“, schrieb er schon am 3. August 1870. Mit Sorgen und doch auch voller Bewunderung nahm er in der Folge wahr, wie die Briten jenseits des Canals unablässig weiter stolze Colonialpolitik trieben, während Deutschland unthätig beiseite stand. Als das Deutsche Reich dann aber auch in die Reihe der Colonialmächte zu treten sich anschickte, da prophezeite er (am 25. November 1884), daß es unvermeidlich in einen Interessenkampf mit England gerathen würde. „Mit Oesterreich, Frankreich, Rußland haben wir bereits abgerechnet,

die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und schwierigste sein.“ Er verlangte für Deutschland „einen Platz an der Sonne“, ähnlich wie der Staatssekretär v. Bülow, der nachherige Reichskanzler, sich später ausdrückte, und erinnerte wirkungsvoll an Schiller's Wort über Englands gierige Polypenarme. Er dachte nicht daran, zum Kriege zu treiben. Schon die Bezugnahme auf Rußland schließt diese Annahme aus. Er war sich nur zu wohl bewußt, welche fürchterlichen Folgen eine kriegerische Auseinandersetzung mit England haben würde. In seinen Vorlesungen über Politik heißt es einmal: „Wenn es je dazu käme, daß ein Eroberer in London einzöge, so würde die Wirkung entsetzlich sein. Dort laufen die Fäden des Credites von Millionen zusammen.“ Seiner männlichen Natur entsprach es aber auch, mit der Möglichkeit eines solchen Krieges zu rechnen und ihr muthig ins Antlitz zu blicken. Als er im Herbst 1895 aus England heimkehrte und sich auf dem Donnerstagabend einfand, an dem sich seine engeren Freunde um ihn zu versammeln pflegten, da offenbarte es sich, daß sein Zorn und seine Abneigung gegen die Briten nur noch neue Nahrung gefunden hatte. Er war unerschöpflich in grimmiger Satire über das drüben Geschaute und Erlebte. Die ihn damals hörten, freuten sich der unverwüstlichen Jugendlichkeit seines Wesens.

Und er dachte noch lange zu wirken. Als ihm im Jahre vorher von studentischer Seite ein Commers zur Feier seines 60. Geburtstages angeboten wurde, da lehnte er das ab. Er käme sich dann vor, als sollte er lebendig begraben werden. Etwas anderes wäre die Feier des 70. Geburtstages. Seine Tage waren aber inzwischen gezählt. Als er die „Historische Zeitschrift“ übernahm, da mögen bereits die Keime der tückischen Krankheit in ihm gelegen haben, die sich seiner im Februar 1896 ernstlich bemächtigte. Die Aerzte wußten sofort, daß es zum schnellen Tode ging. Die gebildete deutsche Welt harrte währenddeß mit Spannung des sechsten Bandes seines großen Hauptwerkes, der in der Darstellung der deutschen Revolution sicher die Krone aller seiner Schöpfungen bringen mußte, und er selbst war nur mit dem Gedanken daran beschäftigt. Da erfuhren die Freunde, daß es mit ihm zu Ende ginge, und sagten es bekümmert weiter. Er ahnte sein Schicksal nur, konnte und wollte den Gedanken ans Ende nicht aufkommen lassen. Zu gewaltig fühlte er den Drang und den Beruf in sich, weiter zu schaffen an seinem Geschichtsdenkmal, und zugleich schwebte ihm auch noch der Gedanke an sein Werk über „Politik“ vor. „Wer soll denn meinen sechsten Band schreiben?“ fragte er zuletzt verzweifelt. Die alten Stimmungen des Skepticismus überkamen ihn wieder. Sie rangen in ihm mit den Kräften des Glaubens. Die zu dem Nierenleiden hinzugetretene Wassersucht beengte das Herz und verursachte ihm furchtbare Beängstigungen. Um dem sterbenden Manne noch eine letzte Freude zu bereiten, beschloß die Berliner juristische Facultät noch am 21. April ihn zum Ehrendoctor der Rechte zu ernennen, mit der Begründung, daß er durch sein Wirken der Kenntniß des öffentlichen Rechts in Deutschland gewissermaßen neue Grundlagen gegeben habe. Als der Beschluß am Schwarzen Brett der Universität bekannt gemacht wurde, war T. bereits drei Tage nicht mehr unter den Lebenden. Er war gestorben, wie er es sich einst in der Jugend gewünscht hatte, in der Fülle der Kraft:

So möcht' ich sterben, so aufgezehrt
Von heißen Gluthen, so unversehrt
Im Busen tragend die junge Kraft,
Im raschen Taumel dahingerafft!

Nur Eins nicht, Eins nicht: Gleich wie den Sand
Das Meer abspület vom öden Strand,
So fühlen, wie mir die frische Kraft
Langsam im alternden Leibe erschlafft.

An der offenen Gruft seines geliebten Pufendorf's — so hat uns T. selbst erzählt — war einst Alles versammelt, was Berlin an Glanz und Macht besaß. Nicht so am Grabe Treitschke's. Die officielle preußische Welt war, namentlich im Vergleich zu sonstigen Todtenfeiern jener Jahre, nur spärlich erschienen. Zwei deutsche Fürsten ließen sich vertreten, der Großherzog von Baden, Treitschke's Gönner von 1863 her, und der Erbprinz von Meiningen. Franz Mehring höhnte in der „Neuen Zeit", daß der Kranz des Kaisers, der Windthorst nicht gefehlt hätte, dem Hohenzollernhistoriker nicht gespendet worden sei. Kaiser Wilhelm II. sandte den Hinterbliebenen eine Beileidsdepesche. Die Berliner Studentenschaft veranstaltete für den geliebten Lehrer am 17. Mai eine große Trauerfeier, bei der der Historiker Max Lenz die Gedächtnißrede hielt. Auch an anderen Universitäten wurden Gedenkfeiern für ihn abgehalten.

Die den herrlichen Mann gekannt, gehört und gelesen, empfanden um seinen frühen Tod einen brennenden Schmerz. Zu sehr erschreckte das Ereigniß. Ein Greis, der selbst nur noch kurze Zeit unter den Lebenden weilte, Ernst Curtius, schrieb damals nieder: „Wer kann sich in den Gedanken finden, daß dieser gewaltige Mann so dahingerafft werden soll in der Blüthe seiner Kraft!" Immer wieder äußerte sich der Kummer um den unersetzlichen Verlust, den Deutschland erlitt, aufs neue und in unverminderter Stärke. Angesichts der lauteren Größe dieser durch und durch wahren Persönlichkeit verstummte auch der Tadel der Widersacher. Es war — das fühlte jeder — ein Mann mit ihm dahingerafft, dessen geistiges Schaffen ein unaufhörliches Wachsen darstellt und von dem man sich noch eine Fülle köstlicher Früchte versprechen durfte, eine jener wahrhaft schöpferischen Naturen, die ewig jung zu bleiben scheinen, in der das Geniale und Ueberlegene, das Mannhafte, Tapfere ja Sieghafte, die durch den Verlust des Gehörs noch gesteigerte Innerlichkeit des Wesens, der souveräne Freiheitssinn und auch eine tiefe Bescheidenheit des Herzens, verbunden mit edler Neidlosigkeit, die Gemüther geradezu überwältigt hatte. Ohne Frage erfüllte er die Forderung, die er an den großen Schriftsteller stellt, ein Mikrokosmus seines Volkes zu sein. Er hat einmal geschrieben: „Nur den Helden des Glaubens und den Helden des Schwertes, nicht dem Staatsmann, nicht dem Dichter und Denker, ist jene höchste Volksgunst beschieden, welche die Millionen begeistert und der Sage die Lippen löst". Es klingt daraus etwas wie leise Klage darüber, daß sein eigenes Wort nur zu Hunderttausenden drang. Vergegenwärtigt man sich aber die unvergleichlich begeisternde Wirkung, die er auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, so wird man sagen müssen, daß auch ihm etwas von jener höchsten Volksgunst zu Theil geworden ist. Die Ursache dafür wird man in seinem nationalen Glaubensmuthe und in dem Heldischen seines Wesens zu suchen haben.

Schon wenige Wochen nach seinem Ableben erging ein Aufruf zu einem Denkmal für ihn. An der Spitze der Unterschriften stand der Name des Fürsten Bismarck. Schnell und reich flossen die Gaben. Auch sonst regten sich die Freunde überall, um das Gedächtniß des Verstorbenen zu ehren und zugleich die Kenntniß seines Wesens zu erweitern. Friedrich Meinecke und Erich Marcks schrieben ergreifende Nekrologe und Gustav Schmoller hielt am 2. Juli in der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in der ursprünglich T. als Mitglied begrüßt werden sollte, eine tiefdringende und aufschlußreiche Gedächtnißrede. Schon im Mai veranstaltete Otto Mittelstädt

eine Ausgabe von Treitschke's Reichstagsreden, und im August ließ Theodor Schiemann eine auf reichlichem Briefmaterial fußende, bis zum Jahre 1866 gehende Biographie Treitschke's erscheinen. Paul Bailleu veröffentlichte neben einem Lebensabriß in der „Deutschen Rundschau“ köstliche Briefe des Verewigten. Erich Liesegang gab im September eine neue Sammlung der Schriften zur Tagespolitik (Deutsche Kämpfe, neue Folge) und im März des folgenden Jahres einen reichhaltigen vierten Band historischer und politischer Aufsätze heraus. Er enthielt u. a. den Essay über Pufendorf und den über Gottfried Keller, sowie den 1895 gesondert erschienenen Vortrag „Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit“, ferner die lange Reihe von Recensionen, die T. in früheren Jahren im „Litterarischen Centralblatt“ veröffentlicht hatte und die eine Hauptquelle für die Kenntniß seiner Entwicklung bilden. Der Band wurde von den Hinterbliebenen Treitschke's der Juristenfacultät zum Danke für die Verleihung der juristischen Doctorwürde an T. gewidmet. Ein besonders werthvolles Denkmal aber wurde dem großen historisch-politischen Denker von Freundesseite durch eine Herausgabe seiner Vorlesungen über Politik gesetzt. Dieser mühevollen Arbeit unterzog sich, unterstützt von vielen Seiten, Max Cornicelius. Schon im November 1897 konnte der erste Band veröffentlicht werden. Der zweite erschien 1898. Ein neues Zeichen der Pietät für den Dahingegangenen war die Herausgabe seines Briefwechsels mit G. Freytag durch Alfred Dove (1899). Einen der schönsten Kränze legte noch im J. 1901 Adolf Hausrath am Grabe seines Freundes nieder.

Der Hirzel'sche Verlag konnte, abgesehen von den neuen Auflagen der „Deutschen Geschichte“, auch von der „Politik“ mehrere starke Auflagen veranstalten. Gerade diese Ausgabe seiner Vorlesungen hat noch große Wirkungen ausgeübt (gedruckt sind von Band I 6000, von Band II 5000 Exemplare). Auch von einer Ausgabe „Ausgewählter Schriften“, die einige Jahre nach dem Tode Treitschke's in zwei Bänden veranstaltet wurde, erschienen bald vier Auflagen (8000 Exemplare). Es ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß T. noch ein kräftiges Leben nach seinem Tode führt, wenn auch in der akademischen Jugend, wie bei der Zehnjahrfeier 1906 verschiedentlich hervorgehoben wurde, sein Gedächtniß minder erhalten blieb. Im J. 1908 veranstaltete der Verleger in zwei kleinen Bänden eine Ausgabe von „Bildern aus der deutschen Geschichte“. Es steht zu hoffen, daß der öfter angeregte Gedanke einer Gesammtausgabe der Treitschke'schen Schriften bald verwirklicht wird. Eine Ausgabe seiner Briefe ist geplant und ihr Herausgeber bereits bestimmt. Geradezu nöthig wird eine Biographie umfassenden Charakters.

Rudolf Siemering hat ein Marmorstandbild Treitschke's geschaffen, das ihn im Professorentalar am Katheder stehend, darstellt. Diese Auffassung entspricht seiner dithyrambischen Natur. Man dachte das Standbild vor der Berliner Universität aufzustellen. Jahrelang harrten die Verehrer Treitschke's auf die Enthüllung. Der Schöpfer des Denkmals starb darüber. Wann diese Angelegenheit erledigt sein wird, ist ungewiß. In seiner Vaterstadt schmückt heute das Geburtshaus Treitschke's seine Büste. Die Leipziger Stadtbibliothek erwarb seine Bücherei.

Die angegebenen Werke Treitschke's. — Briefe Treitschke's an Franz Overbeck. — Mittheilungen des Herrn Georg Hirzel. — Theodor Schiemann, Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre, 2. Aufl. (1834—1867). München u. Leipzig 1898. — Paul Bailleu, Heinrich v. Treitschke, Deutsche Rundschau, Bd. 89, S. 41—76 und 237—241. — Derselbe, Treitschke, Biographisches Jahrbuch, 1897, S. 377—389. — Hans Eckerlin, Heinrich v. Treitschke. Leipzig 1898. — Friedrich Meinecke, Heinrich v. Treitschke †,

Historische Zeitschrift 77, S. 86 ff. — Max Lenz, Heinrich v. Treitschke, Ansprache an die Berliner Studentenschaft 17. Mai 1896 (S.-A. aus den Preuß. Jahrbüchern). — Erich Marcks, Heinrich v. Treitschke, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswiss., N. F. I. 1896/97 Monatsblätter, Nr. 3 (Mai 1896), S. 65 ff. (Auch in der Deutschen Bücherei, Bd. 29, S. 60 ff.) — — Derselbe, Heinrich v. Treitschke. Ein Gedenkblatt zu seinem zehnjährigen Todestage, Deutsche Monatsschrift, Jahrg. V, Mai 1906, S. 157—189. — Derselbe, L. Häusser und die politische Geschichtschreibung. Heidelberg 1903, besonders S. 317 f., 349, 352 f. — Gustav Schmoller, Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und H. v. Treitschke, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 2.—4. Juli 1896 und Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte IX, 357—394. — Herman Grimm, Ernst Curtius und H. von Treitschke, Cosmopolis VIII, August 1897, S. 246 ff. — K. Th. Heigel, Zur Erinnerung an H. v. Treitschke, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 25. Juni 1898. — A. Dove, Gustav Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel. Leipzig 1900. — Derselbe, Der Prophet unseres Reichs, Im neuen Reich, Jahrg. 1871 (Ausgew. Schriftchen Dove's S. 383 ff.). — A. Hausrath, Zur Erinnerung an Heinrich v. Treitschke. Leipzig 1901. — G. Stamper, Heinrich v. Treitschke, Westermann's Monatshefte, Band 81 (1896), S. 271—283. — Reinhold Brode, H. v. Treitschke, Akademische Blätter, 11. Jahrg. (1896/97), S. 73 ff. — Grenzboten, H. v. Treitschke, 55. Jahrg. (1896), 2. Vierteljahr. — Richard Sternfeld, Zu Treitschke's Gedächtniß, im „Tag", 28. April 1906. — Richard Bahr, Treitschke und wir, Gegenwart, 5. Mai 1906. — Erich Zechlin, Heinrich v. Treitschke, Akadem. Blätter, Jahrg. 21, Nr. 2. 3. 4. — v. Weech, Treitschke, Badische Biographien, V. Theil, 1891—1901, Bd. II, Heidelberg 1906, S. 895—904. — C. A. Bernoulli, Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, Bd. I. Jena 1908. — Derselbe, Franz Overbeck, Basler Jahrbuch 1906, S. 136—192. — Harry Maync, Der Dichter Heinrich v. Treitschke, Türmer, 2. Jahrg., Bd. I, S. 50 ff. — Derselbe, Treitschke als Litterarhistoriker, Gegenwart, Bd. 55, S. 168 ff. — Adolf Philippi, Die Kunst der Rede. Leipzig 1896, S. 169. 200. — Jakob Caro, Treitschke, Kleine Schriften, in: Caro, Vorträge und Essays, hsg. von F. Rachfahl. Gotha 1906. — H. Spiero, Ueber Heinrich v. Treitschke, Deutsche Monatsschrift, Bd. XIII (Dec. 1904), S. 421 ff. — Petersdorff, Bismarck und Treitschke, Bismarckjahrbuch VI, 271—308. — Felix Krueger, Treitschke als akademischer Lehrer, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 10. Juni 1896. — Martin Spahn, Akademische Monatsblätter 1899, Litteratur der Geschichtswissenschaft. — Ernest Denis, La Fondation de l'Empire Allemand. Paris 1906, S. 431 ff. — Vgl. auch Franz Mehring, Heinrich v. Treitschke, Neue Zeit, Mai 1896.

Aus H. v. Treitschke's Schülerzeit. Von St., Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, hsg. von K. Kehrbach, Jahrg. VII, Berlin 1897, S. 259 ff. — O. R., Treitschke und die Kreuzschule, Dresdener Geschichtsblätter, 1904, S. 247. — Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten I, 152. — Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Berlin 1902. — Dietrich Kerler, H. v. Treitschke und Robert v. Mohl, 1859—1865, Preuß. Jahrbücher 112 (1903). — M. J. London, Namensverzeichniß der 20 000 Turner sowie Festbeschreibung des 3. deutschen Turnfestes zu Leipzig. Leipzig 1863. — Grenzboten, 24. Jahrg. (1865) I, S. 1—8. — A. Dove, Großherzog Friedrich von Baden. Heidelberg 1902, S. 133 ff. — Th. v. Bernhardi, Tagebücher VI und VII. — Ludwig Bamberger, Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn v. Treitschke. Stuttgart

1866. — J. Venedey, An Professor H. v. Treitschke. Mannheim 1866. — Arnold Ruge's Briefwechsel II. Berlin 1886. — Allgem. Zeitung v. 7. Juli 1896. — Baumgarten-Jolly, Staatsminister Jolly. Tübingen 1897, S. 145 f. — Vier unveröffentlichte Briefe H. v. Treitschke's, Dtsch. Monatsschrift, Jahrg. V, Heft 8, S. 190—197. — Wolfg. Michael, Drei Briefe Treitschke's an Louis Vuillemin, Histor. Zeitschrift 95, 265—271. — Richard Graf Du Moulin Eckart, Treitschke und das Elsaß, Neue Heidelberger Jahrbücher VII, 17 ff. — M. Busch, Tagebuchblätter. — Robert Mohl, Lebenserinnerungen II. — G. Schmoller, Ueber einige Grundfragen des Rechts u. der Volkswirthschaft, ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Heinrich v. Treitschke. Jena 1875. — B. v. Simson, Ed. v. Simson. — Otto Ribbeck, ein Bild seines Lebens. Stuttgart 1901. — (Adele Goldschmidt) Levin Goldschmidt, ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1898. — Alfred Dove, Treitschke's Deutsche Geschichte (Bd. I), in Dove's ausgewählten Schriftchen S. 388 f. — Hermann Baumgarten, Treitschke's Deutsche Geschichte. Straßburg 1883. — Egelhaaf, Brief Treitschke's, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 8. Mai 1896. — Paul Nerrlich, Herr v. Treitschke und das junge Deutschland, 2. Aufl. Berlin 1890. — Ludwig Bamberger, Heinrich v. Treitschke, Charakteristiken. Berlin 1894, S. 171—212 S.-A. aus der Nation, Jahrg. VII, Nr. 25, 26 und 27 (Gesammelte Schriften Bamberger's, Bd. II). — K. Varrentrapp, Histor. Zeitschr. 100, 173 f. — Erich Marcks, Heinrich v. Treitschke und sein neuestes Buch, Deutsches Wochenblatt v. 10. Jan. 1895. — Herman Grimm, Heinrich v. Treitschke's Deutsche Geschichte, Deutsche Rundschau, Jan. 1896. — Petersdorff, Die Vereine Deutscher Studenten, 3. Aufl. Leipzig 1900. — Centralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 22 (1905), 6. Bibliothekarversammlung S. 408 f. — Fritz Milkau, Centralkataloge und Titeldrucke, 20. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig 1898, S. 40 f. — Harnack, Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen, S. 705, 711 f. — Beilage zur Allgem. Zeitung, 2. Mai 1896. — Fr. Curtius, Treitschke's Politik, Deutsche Rundschau, Bd. 105, S. 178 ff. — Christian Rogge, Treitschke's Politik, Aus der Arbeit der freien kirchl.-socialen Conferenz 1899. — Petersdorff, Heinrich v. Treitschke und seine Vorlesungen über Politik, Neue Jahrbücher, Leipzig 1898, S. 459—469. — Berthold Daun. Siemering. Bielefeld u. Leipzig 1906 (Künstlermonographien 80). — Vgl. auch H. Triepel, Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. Tübingen 1907. — Fr. Meinecke, Weltbürgerthum und Nationalstaat.

Herman v. Petersdorff.

Verner *): Karl Adolf V., Sprachforscher, wurde am 7. März 1846 zu Århus in Jütland geboren als Sohn eines Handwerkers, der 1840 aus der Gegend von Chemnitz als Strumpfwirkergeselle eingewandert war, sich mit der Tochter eines dänischen Zollbeamten verheirathet hatte und es durch Fleiß, Intelligenz und Energie allmählich bis zum selbständigen Betrieb einer Tuchfabrik brachte. Karl, der zweite von sechs Söhnen, hat als einziger das W des väterlichen Namens mit dem V schon in den Knabenjahren vertauscht: als er bei seinem ersten litterarischen Hervortreten zu der deutschen Namensform zurückkehren wollte, ist dies durch ein Mißverständniß des Setzers vereitelt worden. Im übrigen hat er sich als Däne gefühlt, wenn er auch aus Ueberzeugung für ein Verständniß der beiden Nationalitäten gewirkt hat.

*) Zu Bd. LIV, S. 741.

Wir halten unser Anrecht an ihn auch an dieser Stelle fest: nicht wegen der deutschen Abstammung des Vaters, auch kaum, weil er sechs Jahre an einer deutschen Universitätsbibliothek gewirkt hat, sondern weil sein großer wissenschaftlicher Erfolg auf deutschem Boden errungen und von der deutschen Gelehrtenwelt mit einer Einstimmigkeit anerkannt und gefeiert worden ist, die in der Geschichte der Wissenschaft fast ohne Beispiel dasteht.

V. kam schon mit vier Jahren in den öffentlichen Unterricht, durchlief die Bürgerschule und demnächst die Kathedralschule, das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er als primus omnium verließ, um in Kopenhagen classische Philologie zu studiren. Aber der damalige Betrieb des Faches, wie ihn Madvig gestaltet hatte und beherrschte, schloß die Sprachwissenschaft so gut wie ganz aus und verpönte geradezu die Beschäftigung mit den lebendigen Sprachen und Dialekten; so wendete V., den eben diese Dinge schon auf der Schule lebhaft interessirt hatten, dem Brotstudium bald den Rücken und trieb Sanskrit bei Westergaard, slavische Sprachen bei C. W. Smith, nordische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft bei K. J. Lyngby. Von dem letztgenannten, der mit allen modernen Bestrebungen der Linguistik Fühlung hatte und seinerseits als Specialgebiet die dänischen Mundarten pflegte, hat V. als Student wohl die meiste Förderung erfahren, dazu trat später der höchst anregende Umgang mit dem nur um vier Jahre älteren Vilh. Thomsen, welcher sich 1869 habilitirte. Als sein eigentliches Fach sah V. jetzt die slavische Philologie an, und als Slavisten hat er dauernd sich bezeichnet, obwohl er nie dazu gekommen ist, etwas Wissenschaftliches aus diesem Gebiet zu publiciren. Um wenigstens eine der lebenden slavischen Sprachen gründlich kennen zu lernen, hielt er sich vom December 1871 bis zum Herbst 1872 in Petersburg und Moskau auf und schloß nach der Heimkehr sein Studium äußerlich ab durch ein Magisterexamen in slavischer Philologie (bei Smith und Thomsen), das sich über ein gutes Theil des Jahres 1873 hinzog. Sein Ehrgeiz war nur auf die Stellung eines Bibliothekassistenten gerichtet, und als diese Hoffnung schwand, gab er sich auch mit dem Gedanken an einen Hauslehrerposten auf einer dänischen Insel zufrieden: wenn er ihm nur Gelegenheit bieten würde, einen noch unerforschten Dialekt zu studiren! Während eines fast zweijährigen Aufenthaltes im Elternhause trat die Beschäftigung mit den Accentverhältnissen einerseits des Litauischen und andererseits des Dänischen immer mehr in den Vordergrund: der Plan einer Geschichte des dänischen Accents von den Tagen Holberg's bis zur Gegenwart gewann schon 1874 derart feste Gestalt, daß Thomsen rieth, die Arbeit zu einer Doctordissertation zu verwenden. Daneben aber tauchten Probleme der vergleichenden Grammatik auf, die ihn von diesem festen Pfade abführten. Im Frühjahr 1875 bereits stand die Entdeckung in der Hauptsache fest, die seinen Namen in der Sprachwissenschaft zu hohen Ehren gebracht hat. Inzwischen war es ihm gelungen, ein Universitätsstipendium zu einer Reise in die Kaschubei zu erhalten, wo er, einem Winke Schleicher's folgend, die Reste einer selbständigen westslavischen Sprache mit dem alterthümlichen freien Accent vermuthete, den sonst nur das Ostslavische bewahrt hat. Auf der Reise von Århus nach Danzig und Carthaus machte er in Kopenhagen längere Station und unterbreitete Thomsen seine Entdeckungen zur germanischen Lautverschiebung und zum indogermanischen Ablaut. Dem energischen Zuspruch des Freundes, der alsbald die hohe Bedeutung der Arbeiten erkannte, verdankt es die Wissenschaft, daß V. die beiden Aufsätze „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung“ und „Zur Ablautfrage“ druckfertig machte und den einen von Kopenhagen, den andern von Carthaus aus an A. Kuhn für die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“ einsandte:

hier sind sie sofort im October 1875 gedruckt worden und beide zusammen (in Bd. 23, S. 97—138) ans Licht getreten. Die ersten warmen Anerkennungsschreiben und enthusiastischen Zurufe erreichten den „Entdecker des indogermanischen Accents“ noch in Carthaus, wo ihn das verlängerte Stipendium unter unbehaglichen Verhältnissen und gemischten Empfindungen ausharren ließ: denn das Kaschubische hatte sich ihm inzwischen als ein polnischer Dialekt erwiesen, dessen sprachgeschichtliches Interesse den von Schleicher geweckten Erwartungen nicht entsprach. Im Frühjahr 1876 kehrte er über Berlin und Kopenhagen nach Århus zurück.

In Deutschland war inzwischen auf verschiedenen Seiten der Wunsch und geradezu die Pflichtempfindung wach geworden, den jungen mittellosen Gelehrten, dem in der dänischen Heimath keine Aussichten winkten, eine Stellung zu verschaffen, die ihm die freieste Entfaltung seiner wissenschaftlichen Kräfte ermöglichte. Insbesondere war Wilhelm Scherer von Straßburg aus eifrig bemüht: er dachte an die eben durch Joh. Schmidt's Berufung nach Berlin freigewordene Professur für Sprachvergleichung in Graz — aber V. wies das bescheiden und bestimmt ab und gab zugleich seinen Wunsch nach einer Bibliotheksstellung kund. Dieser ließ sich durch das einsichtige Entgegenkommen des eben mit der Neuordnung der Hallischen Universitätsbibliothek beauftragten Dr. Otto Hartwig rasch verwirklichen: am 1. October 1876 trat V. als Volontär in Halle ein, er ist 1878 fest angestellt worden und bis zum zweiten Custos aufgerückt. Das Jahr 1877 brachte ihm auf Anregung Müllenhoff's das Bopp-Stipendium für vergleichende Sprachwissenschaft; schon im J. 1878 versuchte man ihn als Director der Universitätsbibliothek nach Jena hinüberzuziehen: er lehnte mit der bestimmten Erklärung ab, daß er vorläufig nicht allseitig genug litterarisch orientirt sei und überhaupt nicht die Fähigkeit zu einer leitenden Stellung besitze. So blieb er sechs volle Jahre in Halle und nahm an den Organisationsarbeiten wesentlichen Antheil: als ein pflichttreuer, eifriger und bis in das Technische hinein lebhaft interessirter Bibliothekar. Von Halle aus verkehrte er namentlich in den ersten Jahren viel in dem angeregten und zeitweise aufgeregten Kreise der „Junggrammatiker“ in Leipzig, der ihm eine herzliche Aufnahme bereitete und ihn zu freier Mittheilung seiner linguistischen Forschungen und Ideen ermunterte; hier hat er auch zuerst die Schritte bekannt gegeben, die er selbst zur Entdeckung des „Palatalgesetzes“ gethan hatte, jener wichtigen Beobachtung, welche nach seinem eigenen bescheidenen Ausdruck damals „überreif am Baume der Sprachwissenschaft hing und über kurz oder lang von selbst herunterfallen mußte“. Zu litterarischer Thätigkeit war er nur schwer zu bringen; ein Aufsatz über „Germanisch nn in Verbindung mit nachfolgenden Konsonanten“ (Zeitschr. f. d. Alterthum 21, 425—434) und ein paar Recensionen, die ihm Scherer beinahe abgezwungen hat, sind äußerlich die einzigen Ergebnisse dieser Zeit.

Im Herbst 1881 trat mit dem Tode seines Lehrers C. W. Smith das Ereigniß ein, das ihm allein die Rückkehr in die Heimath möglich und wünschenswerth erscheinen ließ: die Professur für slavische Philologie an der Kopenhagener Universität wurde frei, und V., den man nicht ohne Drängen zur Bewerbung gebracht hatte, erhielt sie und trat sie am 1. Januar 1883 an: er war zuerst „Docent“, seit April 1888 außerordentlicher Professor, im gleichen Jahre 1888 wurde er auch Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften. Die philosophische Facultät zu Heidelberg verlieh ihm im Januar 1887 die Würde eines Ehrendoctors: das war also bei all den Bemühungen um sein Fortkommen so lange vergessen worden! V. hat die Pflichten des neuen Amtes sehr ernst genommen: er hielt Vorlesungen und Uebungen über alle

slavischen Sprachen und hatte für seine wenigen Schüler immer Zeit. Die Litteraturgeschichte freilich strebte er sich fernzuhalten; gleichwohl sind eine Anzahl Artikel darüber in den ersten sechs Bänden des großen dänischen Conversationslexikons (von Salomonsen das einzige, was er aus seiner Disciplin ans Licht gegeben hat; es waren Pflichtleistungen, die sich der einzige Slavist Dänemarks abquälte. Auch sonst blieb er unproductiv, ja seine ausgesprochene Abneigung gegen das Publiciren nahm derart zu, daß er nicht zu bewegen war, von dem einzigen akademischen Vortrag, den er gehalten hat (1892), auch nur ein Resumé herzugeben. Dieser Vortrag galt einem Apparat zur Messung der Schwingungscurven der Sprachlaute, den er unter Benutzung eines Edison'schen Phonographen höchst sinnreich construirt hatte. Denn der Phonetik der lebenden Sprachen galt sein lebendigstes Interesse, wie zu aller Zeit, so insbesondere in seiner zweiten Kopenhagener Periode: jetzt stand besonders die Accentlehre des Russischen im Vordergrunde.

Verner's Gesundheit war von früh auf unsicher gewesen und auch durch die militärische Dienstzeit nicht gekräftigt worden. Früher war es wohl die Lunge, die ihm Sorgen machte, jetzt traten andere Erscheinungen zu Tage: bereits im Frühjahr 1885 erlitt er einen Schlaganfall, dessen Folgen seine Beweglichkeit und Entschlußfähigkeit noch mehr beeinträchtigt zu haben scheinen; auf einem Bilde der späteren Kopenhagener Zeit ist der Hallische Bibliothekar kaum wiederzuerkennen. So ward es denn immer schwieriger, von ihm etwas zum Druck zu bekommen; ein 1888 als actuelle Streitschrift gegen E. v. d. Recke geschriebener Aufsatz über die großen und kleinen Buchstaben in der dänischen Schrift ist erst nach seinem Tode publicirt worden. In den 90er Jahren ging es mit seiner Energie und mit seinen Geisteskräften immer mehr rückwärts. Nach einem weiteren Schlaganfall ist er am 5. November 1896 gestorben.

Der Höhepunkt seines Lebens fällt in sein 30. Jahr — und das große Ergebniß dieser Zeit, das „Verner'sche Gesetz“ war ganz gewiß keine überreife Frucht, die dem in den Schoß fiel, der zufällig oder auch am kräftigsten am Baume der Wissenschaft schüttelte. Daß die ursprünglichen Accentverhältnisse von Einfluß auf den Vocalismus, insbesondere auf den Ablaut gewesen sein müßten, hatte mehr als einer geahnt; dieser Erkenntniß hat der kleinere der beiden Aufsätze Verner's in Kuhn's Zeitschrift nur eine entscheidende Förderung gebracht. Aber daß auch der Consonantismus unter dem Bann des Accentes stehe, war eine ganze neue Entdeckung, daß das Germanische durch die scheinbare „Ausnahme“ der ersten Lautverschiebung, welche V. als eine gesetzmäßige Fortbildung erwies, wichtige Beiträge zur Ermittlung des Accents der indogermanischen Grundsprache liefern könnte, das war völlig neu, und es war in dem ersten Aufsatz Verner's mit einer Klarheit der Gedankenführung, mit einer sichern Beschränkung auf vollwichtige Beispiele, mit einer bescheidenen Fernhaltung aller sich aufdrängenden Einfälle und Excurse nachgewiesen, daß dieser Abhandlung die rasche, freudige und dankbare Zustimmung der Alten wie der Jungen Antwort gab; alle Richtungen der Sprachwissenschaft waren sofort einig in der Ueberzeugung, daß hier eine Bahn gebrochen sei, die eine Fülle neuer Aussichten, noch unübersehbar, eröffnete. Und diese Erwartung hat sich in vollem Maße verwirklicht: es gibt auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft kaum eine zweite Entdeckung, die, für das Gebiet einer Einzelsprache gemacht, in solchem Maße aufhellend für die gesammte Linguistik gewirkt hat.

Man mag es beklagen, daß V., der nach dem Zeugniß Aller, die seinen Umgang genossen haben, ein ideenreicher Kopf und dazu ein Meister wissen=

schaftlicher Beweisführung war, zeitlebens ein „Epikuräer des Erkennens“ blieb, wie er sich selbst gelegentlich genannt hat. Die Freude an der stillen Ausgestaltung wissenschaftlicher Probleme und an der brieflichen und mündlichen Mittheilung werdender Erkenntnisse einigen Wenigen gegenüber, denen er sich erschloß, ist ihm bis in die Anfänge seiner Kopenhagener Lehrthätigkeit geblieben. Die Abneigung gegen eine zusammenfassende Niederschrift hat er nur ein paar Mal unter dem Drängen einsichtiger Freunde überwunden. Dabei gehorchte ihm offenbar die Sprache leicht, die dänische von früh auf, die deutsche jedenfalls nach den ersten Hallischen Jahren: seine Recension von A. Kock's „Sprachhistorischen Untersuchungen über den schwedischen Accent“ (Anzeiger f. d. Alterthum 7, 1—13) und seine Aufklärung „Zur Frage der Entdeckung des Palatalgesetzes“ (Litt. Centralblatt 1886, Sp. 1707—1710) sind Musterbeispiele einer durchsichtigen Behandlung wissenschaftlicher Fragen auch in sprachlicher Hinsicht.

Karl Verner, Afhandlinger og breve udg. af Selskab for germansk filologi med en biografi ved Marius Vibæk (København 1903); darin S. XIII Anm. ein vollständiges Verzeichniß der Nekrologe, ich hebe hervor V. Thomsen, Nord tidskr. f. filol. III. r. 5, 187—202; V. Dahlerup, Arkiv f. nord. filologi 13, 270—281; H. Pedersen im Anzeiger f. indogerm. Sprach- u. Alterthumskunde 8, 107—114; O. Hartwig, K. A. Verner als Bibliothekar, Centralbl. f. Bibliothekswesen 14, 249—263.

Edward Schröder.

Vierordt *): Karl Friedrich V., Historiker, wurde geboren am 18. November 1790 zu Karlsruhe als Sohn des im J. 1810 verstorbenen späteren großh. Kammerraths Ernst Jakob Vierordt und dessen Gattin Anna Magdalene Scherer. Hier in Karlsruhe hat er auch den größten Theil seines Lebens zugebracht. Nachdem er im J. 1808, im Alter von 17½ Jahren, das Lyceum dieser Stadt mit dem Reifezeugniß verlassen hatte, studirte er, einem Wunsche seiner Eltern folgend, der auch von seinem väterlichen Lehrer und Freunde, dem alemannischen Dichter Johann Peter Hebel unterstützt wurde, Theologie auf der Universität Heidelberg. Nach Beendigung seines Studiums wirkte er seit 1811 zunächst als Vicar in Weißweil, dann als Lehrer an der damals weitberühmten Schule Pestalozzi's zu Yverdon, als Hauslehrer in einer Fabrikantenfamilie zu Neufchâtel und schließlich wieder als Vicar zu Diersheim, bis er im J. 1816 als Lehrer mit dem Titel Subdiakonus an das Pädagogium zu Lahr berufen wurde. Vier Jahre später vertauschte er, inzwischen zum Diakonus befördert, die Stelle mit einer solchen am Lyceum zu Karlsruhe. An dieser Schule entfaltete er dann bis zu seiner im J. 1860 erfolgten Pensionirung eine reich gesegnete Thätigkeit zunächst als Lehrer — seit 1823 mit dem Titel eines Professors — und von 1855—1860 als Director der Anstalt. Neben seinem Schulamt bekleidete er, auch noch nach seiner Pensionirung, das Amt eines Mitglieds der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommission. Er starb am 19. December 1864; aus seiner im J. 1817 geschlossenen Ehe mit Rosette Preue hinterließ er zwei Kinder, den im Jahre 1884 als Professor der Physiologie an der Universität Tübingen verstorbenen Karl (v.) V. und eine Tochter.

Trotz der großen Anforderungen, welche die von ihm bekleideten Aemter an ihn stellten, fand V. noch Zeit, sich in seinen Mußestunden mit historischen Studien zu beschäftigen. Bereits im J. 1833 begann er mit den Vorarbeiten für eine groß angelegte Geschichte der evangelischen Kirche in dem heutigen

*) Zu Bd. LIV, S. 746.

Großherzogthum Baden. Unendlich groß waren die Schwierigkeiten, die bei der Lösung dieser Aufgabe zu bewältigen waren, mühselig schon mit Rücksicht auf die Vielgestaltigkeit der Territorien, aus denen das heutige Großherzogthum Baden sich zusammensetzt. Brauchbare Vorarbeiten waren so gut wie nicht vorhanden. In zahllosen Wanderungen, landauf, landab, galt es, das in den Registraturen und Archiven der Pfarreien und Gemeinden zerstreute Material zu sammeln. Zu den im großh. General-Landesarchiv aufgespeicherten Materialien erlangte V. erst durch das persönliche Eingreifen Großherzog Leopold's ungehinderten Zutritt, und das Münchener Reichsarchiv, das zahlreiche und wichtige Archivalien zur Reformationsgeschichte der lange Zeit unter bairischer Vormundschaft stehenden Markgrafschaft Baden-Baden enthält, öffnete ihm erst 1847 durch das freundliche Entgegenkommen Hormayr's seine Pforten. Nachdem er im J. 1839 bereits eine kleinere Abhandlung „Die sieben ersten Jahre der Reformation in Baden" als Beilage zum Programm des Karlsruher Lyceums veröffentlicht hatte, erschien 1847 der erste Band der „Geschichte der evangelischen Kirche im Großherzogthum Baden, nach großentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet" (Karlsruhe), bei seinem Erscheinen von der Kritik mit lebhafter Anerkennung und Genugthuung begrüßt. Er behandelt die Geschichte der Reformation bis zum Jahre 1571, dem Zeitpunkte der Wiedereinführung des Katholicismus in der Markgrafschaft Baden-Baden. Allerdings entsprach der äußere Erfolg den gehegten Erwartungen nicht, und erst, nachdem die großh. Regierung in aufrichtiger Anerkennung der von V. geleisteten Arbeit einen namhaften Zuschuß bewilligt hatte, war es letzterem ermöglicht, den II. Band, der die Geschichte der evangelischen Kirche vom Jahre 1571 bis zur Gegenwart fortführte, 1855 folgen zu lassen. Wenn auch im Einzelnen überholt, ist Vierordt's Werk als Gesammtleistung bisher nicht übertroffen worden. Der Versuch einer Gesammtdarstellung der Geschichte der evangelischen Kirche in Baden ist seitdem nicht wiederholt worden, und Vierordt's Darstellung ist heute noch jedem, der sich auf diesem Gebiete bethätigen will, unentbehrlich.

Als zweites Hauptwerk Vierordt's erschien dann in den Jahren 1858 und 1859 die „Geschichte der im J. 1586 in Bruchsal eröffneten und 1724 nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule" (Karlsruhe), gleichfalls als Beilage zu den Programmen des Karlsruher Lyceums. Ein in Aussicht gestellter dritter Theil, der als Hauptbestandtheile Biographien der Durlacher und Karlsruher Lehrer und eine Nachweisung über die dem Lyceum angehörenden Stipendien umfassen sollte, ist leider im Manuscripte nicht vollendet worden.

Nach seiner Pensionirung begann V. noch mit der Bearbeitung einer Badischen Geschichte, die zu vollenden ihm leider nicht mehr vergönnt war. Der erste, die Geschichte Badens bis zum Jahre 1493 behandelnde Band, wurde nach Vierordt's Tode von dem Tübinger Gelehrten Dr. Bernhard Kugler herausgegeben. Ein von demselben, unter Benützung der Vierordt'schen Vorarbeiten, in Aussicht gestellter zweiter Band ist niemals erschienen. Außer diesen drei Hauptwerken hat V. noch eine größere Anzahl von Abhandlungen und Reden in Zeitschriften und als Programme des Karlsruher Lyceums erscheinen lassen, aus denen ich nur noch hervorhebe „Die Geschichte der Reformation in Konstanz" im Taschenbuch für Geschichte in Südwestdeutschland III. Jahrgang, „Glaubenstreue der Pforzheimer in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges" in Ullmann's und Umbreit's Studien und Kritiken Jahrgang 1844, „De Johanne Ungero, Pforzhemiensi, Philippi Melanchtonis praeceptore" (Programm 1844), „De junctarum in precando manuum ori-

gine indo-germanica“ (Programm 1851). Ein genaues Verzeichniß befindet sich in der unten erwähnten Schrift von Gockel. — Der reiche handschriftliche Nachlaß Vierordt's, 23 Bände Collectaneen umfassend, befindet sich heute auf der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Vgl. Christ. Friedrich Gockel, Dem Andenken an Carl Friedrich Vierordt: Beilage zum Programm des Karlsruher Lyceums 1864/65. Karlsruhe 1865. — Theodor Löhlein, Karl Friedrich Vierordt: Badische Biographien, herausgegeben von Fr. v. Weech, II, 405—407.

Frankhauser.

Virmont*) (Viermund u. s. w.): niederrheinisches Adelsgeschlecht, das im 16., 17. und 18. Jahrhundert durch mehrere seiner Glieder biographische Theilnahme erweckt.

I. Ambrosius von Viermund und Nersen. Unter der Regierung des Kurfürsten Hermann IV. von Köln (1480—1508), eines hessischen Prinzen, waren die kurkölnischen und hessischen Lande in engere Beziehungen getreten. Hermann zog mehrfach Geistliche und Adlige seiner Heimath in kölnische Dienste, so die Herren von Hatzfeld, die Schencken zu Schweinsberg und die von Viermünden (Virmin, Virminne, Virmund, Virmond, Virmont). Letztere, von dem Orte Viermünden an der Eder im Kreise Frankenberg benannt, hatten neben den Schencken zu Schweinsberg seit 1461 die kölnischen Aemter Medebach, Hallenberg, Schmallenberg und Winterberg in Pfandschaft. Sie hatten seit 1369 in dem erheiratheten Schlosse Nordenbeck bei Corbach, in dessen Nähe sie von Alters her eine Reihe kölnischer, arnsbergischer, corveyischer und itterischer Lehen besaßen, ihren Wohnsitz. Der Ritter Ambrosius oder Brosecke von Viermünden (1378—1426) hatte im Dienst der Erzbischöfe von Mainz in den hessisch-mainzischen Fehden seiner Zeit eine große Rolle gespielt; er schloß mit 28 Rittern die zweite westfälische Rittergesellschaft zu gegenseitigem Schutz und Hülfe und zur Schlichtung von Streitigkeiten und gehörte später der Rittergesellschaft vom Luchse an, in welche er mit dem Grafen Heinrich VII. von Waldeck 1410 den Erzbischof Johann II. von Mainz aufnahm. Durch Heirath mit der Wittwe Agnes v. Diedenshausen erwarb er weitere Güter in der Grafschaft Witgenstein, sein Urenkel Philipp I. v. V. durch Heirath einer Erbtochter Beata v. Düngeln weitere Güter in der Grafschaft Mark, namentlich das Rittergut Bladenhorst bei Dortmund.

Philipp's Bruder Ambrosius war seit 1502 mit Agnes v. Pallandt, Erbtochter des Schlosses und der Herrlichkeit Neersen am Niersfluß auf der Grenze des Erzstifts Köln und des Herzogthums Jülich gelegen, vermählt und wurde mit diesen Gütern sowie den Vogteien von Anrath und Uerdingen vom Erzbischof Hermann IV. am 1. August 1502, sowie mit der Vogtei zu Neersen vom Herzog Wilhelm von Jülich belehnt; er trat damit ganz in kölnische Dienste, begründete die erst 1744 erloschene rheinische Linie Virmund-Neersen und veräußerte den ihm in Waldeck und Hessen zugefallenen väterlichen Besitz, die Stadt Fürstenberg in Waldeck an den waldeckischen Landsassen Friedrich v. Twiste, den sog. kleinen Bischof von Münster (1518), das ihm 1510 zugestorbene Theil des hessischen Gerichts Viermünden an seinen Bruder Philipp v. V., welchem und nach ihm zu allen Zeiten dem Stammesältesten die lehensche Hand vorbehalten bleiben sollte. Mit einer ihm damals zugefallenen Fruchtrente begründete er für sich und sein Geschlecht eine Dienstagsmesse im Kloster Grafschaft. Nach dem Tode seines Bruders Philipp

*) Zu Bd. LIV, S. 746.

belehnte er als Aeltester die viermündischen Lehensleute in Waldeck, Hessen und Westfalen (1530).

Ambrosius war kurfürstlicher Rath und der kölnische Diplomat unter Hermann IV., Philipp II. und Hermann V. und begleitete dieselben zu den Reichstagen. Er selbst blieb zwar der katholischen Kirche treu und versorgte drei seiner Töchter im Kloster Engelthal bei Bonn, wurde aber doch für besonders geeignet gehalten, unter Hermann V. Grenz- und andere Streitigkeiten und Fragen der hessischen und der beabsichtigten kölnischen Kirchenreformation mit Hessen zu verhandeln, da er seit 1524 zu dem Marschall Hermann von der Malsburg, welcher des Landgrafen Philipp d. G. Kriege führte, in engster Verwandtschaft stand.

Im J. 1501 war Ambrosius v. Viremund als Lehnsmann bei Hermann IV., als derselbe zu Worms den Melchior v. Daun, Herrn zu Falkenstein, mit der vom Erzstift Köln lehnrührigen Herrschaft Bretzenheim mit Winzenheim an der Nahe belehnte. Im J. 1514 verhandelte er zu Wolfhagen und 1516 zu Siegen mit den hessischen Räthen über die kölnische Kriegsschuld an Hessen für die dem Erzstifte im Neusser Krieg geleistete Kriegshülfe. Im J. 1517 war er mit Werner Hesse und Vincenz v. Laes Lehnsmann, als Erzbischof Hermann V. den Joh. Waldbott mit dem Hause Gudenau und einem Burglehen zu Altenahr belehnte. Im J. 1520 legte er auf einem Tage zu Ostönne die erzstiftischen Streitigkeiten mit der Stadt Soest bei. Bei der Wahl des Kaisers Karl V. gewann und stärkte er den schwankenden Kurfürsten Hermann V. (von Wied) gegenüber den Werbungen der Partei des Königs Franz I. von Frankreich, wofür ihn Karl V. durch eine Leibrente von 200 Thaler belohnte (1518). Auch die späteren Kaiser Ferdinand II. und Joseph I., welche seine Nachkommen in den Freiherrn- und Reichsgrafenstand erhoben, gedenken in den deshalbigen Patenten seiner damals dem Kaiserhause geleisteten Dienste mit besonderer Anerkennung. Im J. 1528 verhandelte Ambrosius v. V. mit Hermann von der Malsburg zu Kassel über die Beschwerde des Revilienstiftes zu Köln und der Bürger der in hessischer Pfandschaft stehenden kölnischen Stadt Rhens a. Rh. wegen der vom Landgrafen Philipp vorgenommenen Kirchenreformation, durch welche sich das Stift als Patron der Kirche und die Bürger im Gebrauche der dasigen Kirchengüter beeinträchtigt erachteten. Im J. 1536 verhandelte er gemeinschaftlich mit seinem Neffen, dem Amtmann zu Medebach Hermann v. Viermünden zu Nordenbeck, und dem kölnischen Kanonikus Dr. Joh. Gropper mit den hessischen Räthen v. d. Malsburg, Joh. Feige und Dr. Walter zu Kassel (3. Septbr.) über die Beilegung von alten Grenz- und Huteſtreitigkeiten in den Marken wüst gewordener Ortschaften zwischen Battenberg und Hallenberg; der Receß wurde in den Tagen des 7. bis 11. Mai 1537 durch einen großen Grenzbegang von den hessischen und kölnischen Räthen und Amtleuten ausgeführt. Ambrosius starb 1539.

Rotulum documentorum transsumptorum v. J. 1581, eine Urkundensammlung im Besitze des Rittergutsbesitzers Canisius zu Schloß Nordenbeck bei Corbach. — Verres, Geschichte der Herrlichkeit Neersen und Anrath. 1880, 5. Heft, S. 241 ff. — A. Heldmann, Hess. Pfandschaften im cöln. Westfalen. 1891 (aus der Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Alterthumskunde Westfalens, 48. und 49. Bd.). — Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 1894, 57. Bd., S. 244. — v. Steinen, Westf. Gesch. XIV, S. 1449. — Lentzen, Gesch. der Herrlichkeit Anrath. 1889, S. 3. — A. Heldmann, Zur Geschichte des Gerichts Viermünden, IV: Das Geschlecht

von Viermünden (in der Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde, N. F., Bd. XXVII, S. 166 ff.) — Seibertz, Quellen 3, 441.

II. Johann Freiherr von Viermund und Neersen. Johann von Virmont-Neersen, Sohn des Ambrosius VI., Erbvogts zu Neersen, aus dessen zweiter Ehe mit Alvara v. Quadt, geboren am 7. Juli 1588, setzte nach dem Tode von sieben älteren Brüdern den Stamm fort. Er ist der erste des Viermünden'schen Geschlechts, der in die Kriegsgeschichte der Neuzeit, des dreißigjährigen Kriegs, eingreift und einen weltgeschichtlichen Namen erwirbt. Sein ganzes Leben ist, wie seine Zeit, voll Unruhe, in der er Deutschland wiederholt von einem Ende bis zum andern durchzieht.

Während seiner Minderjährigkeit empfing Georg v. Neuenhoff für ihn die Lehen; er selbst wurde 1611 von Jülich, 1615 vom Erzbischof Ferdinand von Köln mit den Lehen seiner Linie belehnt und trat am 2. October 1612 mit Johanna Maria, des Grafen Wilhelm v. Flodorf zu Leuth und Reicholt im Herzogthum Luxemburg Tochter in die Ehe und durch einen Jesuitenpater bewogen 1616 zur katholischen Kirche, welche sein Vater zur Zeit der Truchsessischen Wirren verlassen hatte. Mit dem den Convertiten eigenen Eifer förderte er die Ziele der katholischen Kirche und der Jesuiten mit der Feder wie mit dem Schwerte. Er rechtfertigte seinen Uebertritt öffentlich durch eine Druckschrift und betrieb die Gründung einer Jesuitenniederlassung in der benachbarten Stadt Neuß a. Rh. Bei dem Eifer, mit welchem sich die katholische Liga zum Kriege rüstete, und nur durch ihre Siege konnte er auch allein hoffen, die seit 1563 schwebende Viermündensche Erbschafts- und Gütersache, d. h. die Frage, ob die Güter des Adels in Hessen und Waldeck nach fränkischem Rechte nur dem Stamme zugehörten, oder auch auf weibliche Descendenten übergingen — das letzte hatte trotz der deshalbigen Burgfrieden und Testamente das Reichskammergericht 1577 und 1586 entschieden —, trotz der ergangenen Erkenntnisse nach dem Erlöschen des hessisch-westfälisch-märkischen Hauptstammes der von Viermünden in einer für das Geschlecht günstigen Weise zur anderweiten Entscheidung zu bringen. Dieses Ziel hat Johann zeitlebens auch auf seinen Kriegszügen, wie auch seine Nachkommen bis 1744, stets im Auge gehabt. Johann nahm schon früh Kriegsdienste in den Niederlanden. Der große deutsche Krieg eröffnete ihm eine weitere militärische Laufbahn. Im kurkölnischen Gebiet schlugen sowohl die Ligisten und Spanier, wie Kursachsen und andere protestantische Fürsten ihre Werbebureaus auf.

Kaiser Ferdinand II., in seinen Erblanden durch den Abfall der Böhmen bedrängt, suchte die Hülfe der Liga gegen den Gegenkönig Friedrich V. von der Pfalz. Tilly warb mehrere belgische Regimenter an, in welche auch viele niederrheinische Adlige eintraten. Auch Johann v. V. sammelte gegen Ende des Jahres 1619 ein Regiment von 300 Kürassieren, welches im Gange des dreißigjährigen Krieges das Neersische heißt. Dasselbe wurde am 24. Februar 1620 zu Deutz durch den Obersten Hans Christoph Burhus und nach seinem Eintreffen in Tilly's Hauptquartier Dillingen nebst anderen angeworbenen Truppen am 29. Juni 1620 von Herzog Maximilian von Baiern übernommen und gemustert. Johann nahm dann an dem böhmischen Kriege und der Schlacht bei Prag mit Auszeichnung Theil, er entriß den Aufständischen mehrere feste Plätze und sicherte die zum Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns führenden Pässe für den Kaiser, der ihn deshalb in den Freiherrnstand mit dem Titel Freiherr von Viermund und Herr zu Neersen erhob (14. September 1621).

In der Folgezeit folgte das Neersische Regiment mit 600 Mann als

Theil des Anholtischen Corps den Zügen Tilly's nach Westfalen und Hessen. Als im J. 1622 Kurköln seine Rüstungen ganz aufgab, wurden alle kurkölnischen Officiere bei Tilly eingestellt, und Johann v. V. vermehrte nun sein Regiment, so daß dessen monatlicher Unterhalt 8200 Patacons erforderte. Im J. 1623 überzog Tilly mit sieben bairischen Regimentern Niederhessen und setzte von hier aus durch seinen Obersten Mortaigne den Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt laut des kaiserlichen Reichshofrathsspruchs vom 4. April 1623 in die vom Landgrafen Ludwig IV. hinterlassenen oberhessischen Landestheile ein. Tilly hatte damals sein Hauptquartier in Hersfeld. Er that von hier aus für Johann v. V., den er schätzte und öfters zu diplomatischen Missionen verwandte, bei der Statthalterin der Niederlande Fürsprache wegen einiger Güter seiner Frau in Geldern, welche, weil deren Vater Wilhelm v. Flodorf zur oranischen Partei gehörte, von den Spaniern confiscirt worden waren. Tilly bezeugt ihm, daß er sich im Kriege tapfer bewiesen, mit großem Eifer gedient und sich in allen bisherigen Gelegenheiten des Kriegs muthvoll und eines Edelmanns würdig betragen. Johann erhielt diese Güter 1628 zurück. Am 25. Februar 1623 quartierte sich ein Theil des Neersischen Regiments in Corbach ein und lag dort bis zu Neujahr 1625. Zu seinem Unterhalt mußten die drei westlichen waldeckischen Aemter 83 287 Thaler aufbringen. Am 13. December 1624 lag Johann v. V. selbst in Corbach mitten im alten viermünden-nordenbeckischen Besitz. Wenige Tage zuvor, am 27. November 1624, war der Mannesstamm der älteren hessisch-waldeckischen Linie zu Bladenhorst ausgestorben. Johann war jetzt der Nächstberechtigte zu den verlorenen Gütern des Geschlechts in Hessen, Waldeck, Westfalen und Mark und konnte die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes stellen. Sein Regiment zählte 1000 Pferde. Am 28. Januar 1625 lag Johann sogar in dem festen Schlosse Nordenbeck. Er hatte schon am 13. December 1624 einige benachbarte viermündensche Güter notariell „apprehendieren" lassen, so den von Nassau lehnrührigen Zehnten zu Braunshausen, die vier Erbhöfe zu Viermünden u. s. w. und meldete sich zu dem erledigten Lehen bei Nassau und dem Kurfürsten Ferdinand von Köln. Doch die Unruhe des Kriegs führte ihn bald wieder weit weg von den Gütern der Vorfahren. Im Mai ist er im Lager zu Breda, im September zu Düsseldorf, fünf Wochen später im Lager zu Papenbruch. Kölnischerseits bezweifelte man seine Berechtigung, da die kölnischen Lehen meist feuda promiscua waren und die Schwestern des letzten Viermund zu Bladenhorst näher berechtigt erschienen, denn „der Krummstab schleußt Niemand aus". Der nassauische Rath Naurodt betrachtete diese nassauischen Lehen des viermundischen Geschlechts als ein Compensationsobject, um damit die Ruhe des Landes vor dem Heere Tilly's zu erkaufen, und wollte daher dem in den Waffen stehenden Freiherrn nicht „vor den Kopf stoßen". Wirklich gab dieser auch aus dem Lager von Papenbruch die Zusage, daß Tilly Nassau mit Winterquartieren zu verschonen versprochen habe und er, Johann, allen Nachtheil Nassaus hindern oder melden wolle (20. October 1625). Ob sich Johann auch um die Wiederbelehnung mit der vom Landgrafen Ludwig IV. 1587 eingezogenen Hälfte des hessischen Gerichts Viermünden bei Ludwig V. beworben hat, muß bis zur Auffindung deshalbiger Urkunden ungewiß bleiben.

Im Herbste 1625 wurde Johann v. V. von Tilly aus dem Lager von Schulenburg an den Kurfürsten Philipp Christoph nach Trier gesandt, um denselben aufzufordern, mit seinen Ständen das Tilly'sche Heer besser in seiner bedrängten Lage in Norddeutschland mit Geld und Proviant zu unterstützen, da die Bevölkerung des niedersächsischen Kreises dem Könige von Däne-

mark anhing, anderenfalls die ganze katholische Sache geschädigt und Tilly zum Rückzug aus Norddeutschland und zur Ueberwinterung im Trierischen Gebiet genöthigt sein würde. Die Richtigkeit dieser Befürchtung erfuhr gerade das Neersische Regiment durch einen zwiefachen Ueberfall der Dänen und Bauern am 28. December 1625 und 2. Januar 1626 bei Dransfeld und Nörten, wo dasselbe 200 Mann verlor. Im Frühling 1626 lag Johann wieder in Westfalen, im Januar 1627 war er in Brüssel „wegen der viermündenschen (Güter-) Sachen". Im J. 1629, dem Jahre des Restitutionsedictes, nahm ihn Kurfürst Ferdinand von Köln zu seinem Rath, Amtmann und Commandanten von Bonn an, der Kaiser Ferdinand II. verlieh ihm am 3. October 1629 eine Art viermündensches Restitutionsedict, d. h. ein vermehrtes Wappen und das Privilegium, „sich von seinen jetzigen und künftigen Gütern zu schreiben", und eine kaiserliche Commission auf Kurköln zur Untersuchung und Restitution der viermündenschen Stammgüter auf Grund der Familienverträge. Johann ließ die zerstreuten viermündenschen Verwandten und Güterinhaber, namentlich die von Braunsberg zu Burgbrohl als Inhaber Nordenbecks auf den 24. April 1630 vor das kölnische Gericht zu Zülpich laden. Dieser Restitutionsversuch blieb im Laufe des Kriegs ebenso erfolglos, wie das Reichsrestitutionsedict über die Kirchengüter.

Im J. 1630 war Johann v. V. Generalwachtmeister. Am 20. October erhielt er vom Kaiser Befehl, sich dem Grafen Montecuculi zu unterstellen und Schlesien zu schützen. Bei der Belagerung Magdeburgs commandirte er 1200 Mann Fußvolk und 200 Reiter auf der linken Elbseite. Nach der Eroberung Magdeburgs erhielt er den Befehl, mit 3000 Mann die Stadt Rostock gegen die Schweden zu vertheidigen. Trotz seiner ungünstigen Lage und schlechten Verproviantirung hielt er die Stadt in Hoffnung auf Ersatz vier und einen halben Monat lang und schloß nach Tilly's Niederlage bei Breitenfeld mit den Belagerern, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg und dem schwedischen General Tott, eine Capitulation ab und zog mit seinem Corps, welches noch 2000 Mann Fußvolk, 2 Compagnien Reiter und 45 Kroaten stark war, mit allen Officieren, allen Waffen, fliegenden Fahnen, Geschützen und Munition nach Wolfenbüttel ab. Schon bald nachher erhielt er vom kaiserlichen Befehlshaber Grafen Wolf von Mansfeld zu Magdeburg den Befehl, die Stadt Halberstadt mit dem Obersten v. Bönnighausen anzugreifen. Als er schon eine Bresche geschossen, ging ihm die Munition aus, und er mußte sich auf Befehl Mansfeld's nach Magdeburg zurückziehen. Als er dort mit den anderen Führern drei Tage zu einem Kriegsrathe in Magdeburg war, überfiel und vernichtete der schwedische General Banner zuerst das Bönnighausen'sche Corps und schloß das Viermundische zu Wanzleben ein, wo es aus Mangel an Proviant sich ergeben mußte und nach Ueberlieferung seiner 15 Fahnen in schwedische Dienste übertrat. Als sich Johann v. V. im J. 1632 vom Heere in die Heimath begeben hatte und am anderen Tage nach Köln geritten war, um in der dasigen Jesuitenkirche eine Danksagung zu thun, wurde er von einem Feinde „aus hohem Geschlechte" vor derselben erschossen und in der Kirche zu Anrath begraben. Er war der dritte seines Stammes und Namens binnen 70 Jahren, der ein gewaltsames Ende gefunden. Merkwürdiger Weise findet sich in den kölnischen Gerichtsverhandlungen nichts über diesen Mord oder den Mörder. Seine Töchter Alvera und Odilia begaben sich wegen dieses schrecklichen Endes ihres Vaters in den Orden der Nonnen des heil. Grabes zu St. Leonhard zu Aachen.

Casp. Peter Luell, Lebhaftes Conterfait der Alvera von Virmund. 1682, S. 2 ff. — Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß, S. 302. — Viller-

mont, Tilly I, 118; II, 294 ff. — Heilmann, Bairische Kriegsgeschichte I, 49. — A. Heldmann, Entwickelung des Wappens des Geschlechts von Viermünden (im: Deutschen Herold 1890, Nr. 4). — Theatrum europaeum, II, 486.

III. Adrian Wilhelm Freiherr von Viermund-Neersen. Adrian Wilhelm Frhr. v. Viermund und Herr zu Neersen, Johann's Sohn, geboren am 24. November 1613, wurde 1633 mit den kurkölnischen Lehen, 1650 vom Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit den jülichschen Lehen belehnt. Er war in erster Ehe mit Johanna Katharina v. Bongardt, in zweiter mit der Neusser Stiftsdame Maria von der Horst vermählt. Auch er stand, wie sein Vater, zuerst in kurkölnischen, später jedoch in bairischen und zuletzt in pfalz-neuburgischen Diensten. In der ersten Zeit seiner Herrschaft spielte sich der letzte Act des dreißigjährigen Kriegs, der sog. Hessenkrieg, ab, welcher gerade die niederrheinischen Gebiete schrecklich verwüstete und auch das Schloß Neersen in die Hände des gefürchteten Feindes brachte. Adrian Wilhelm wurde vom Kurfürsten Ferdinand je nach den Umständen dieses verheerenden Kriegs bald mit diplomatischen Verhandlungen mit den hessischen Heerführern Rabenhaupt und Graf v. Eberstein, bald mit dem militärischen Schutz des kölnischen Gebietes gegen dieselben betraut. Gegen das Ende des Kriegs stand Adrian Wilhelm in bairischen Diensten und commandirte ein Regiment, ebenfalls das Neersische genannt. Im J. 1648 brachte er als Commandant von Augsburg den Westfälischen Frieden in dieser Reichsstadt zur Ausführung und befreite dieselbe von den Einlagerungen der Schweden. Nach ergebnißlosen Verhandlungen wegen Eintritts in venetianische Dienste trat er im J. 1651 als Oberst über 1000 Mann zu Fuß in pfalz-neuburgische Dienste und nahm unter dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm als Diplomat, General und als Vertheidiger der ständischen Rechte in dem cleve-jülichschen Erbschaftsstreite, in welchem sein Schwager, der Freiherr Theodor v. Wilich zu Winnenthal, verhaftet worden war, eine hervorragende und energische Stellung gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein. Er führte auch im Namen des Pfalzgrafen die Vorverhandlungen, welche zum Abschlusse des sog. ersten Rheinbundes vom Jahre 1658 zwischen den rheinischen Kurfürsten, Hessen-Kassel, Braunschweig, Schweden, Frankreich und Pfalz-Neuburg „zur Erhaltung der deutschen Freiheit und beständigen Genusses des Westfälischen Friedens“ führten. Im J. 1656 war er Oberbefehlshaber der Truppen, welche das jülichsche Gebiet gegen die Condé'schen Truppen schützen sollten und vertrieb diese durch ein für beide Theile blutiges Gefecht aus der Herrschaft Dalenbruch. Im J. 1644 war der Freiherr kaiserlicher Commissar in Sachen der Herrschaft Kaldenborn in der Eifel und sollte auch damals in den Grafenstand erhoben werden. In den Streitigkeiten des Pfalzgrafen mit der reichsunmittelbaren Abtei Siegburg eroberte er als jülichscher Feldmarschall 1670 die Stadt und Klosterfestung, entwaffnete die Einwohner und Mönche, vertrieb den Abt Joh. Bock und seine Anhänger und unterwarf dieselbe der Herrschaft des Pfalzgrafen und seiner Nachfolger.

Auch der Freiherr Adrian Wilhelm v. V. rollte aufs neue die viermündensche Güterfrage nach allen Seiten hin auf. Er erlangte auch einige Belehnungen mit ehemaligen viermündenschen Lehen seitens der Lehnherren, bat auch um Wiederbelehnung mit dem halben hessischen Gerichte Viermünden, er erlangte sogar eine neue kaiserliche Commission auf Kurköln und Pfalz-Neuburg zur Restitution der viermündenschen Stammgüter. Der Kurfürst

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bereits 1649 durch Vergleich den Nachlaß zu Bladenhorst zwischen den weiblichen viermündenschen Descendenten regulirt hatte, verbot jedoch den letzteren der kaiserlichen Commission als einer Umgehung der ersten Instanz Folge zu leisten, ließ aber dem Freiherrn den Rechtsweg offen (16. Februar 1668). Dieser verzichtete darauf in einem Vergleiche von 1672 auf die märkischen Güter zu Gunsten der weiblichen Nachkommen, wogegen diese ihm ihre angeblichen Rechte an das Schloß Nordenbeck und seine Zubehörungen abtraten. Mehr Glück hatte der Freiherr mit Erwerbungen in der niederrheinischen Gegend von Neersen, namentlich der Gladbacher Herrschaft Donk, mit welcher er von Philipp Wilhelm unter nachfolgender kaiserlicher Bestätigung 1666 belehnt wurde. Kaiser Leopold I. ernannte ihn 1674 zum kaiserlichen Feldmarschall.

Mit seiner ersten Frau, in deren Familie kirchliche Stiftungen Familiensitte waren, machte Adrian Wilhelm ebenfalls mehrere Stiftungen; sie stifteten namentlich das Minoritenkloster und die Kirche zu Neersen als Begräbnißstätte für seine Familie. Durch seine Unterstützung konnte sein kunstsinniger Hauspriester Gerhard v. Vynhoven nach einer Reise in das Heilige Land den Bau der Wallfahrtscapelle Kleinjerusalem bei Neersen, einer Nachbildung der Hauptstätten des Heiligen Landes, 1652—1656 bewerkstelligen. Adrian Wilhelm starb am 15. Juli 1681. Von seinen Söhnen folgte ihm Ambrosius Adrian Adolf in der Herrschaft Neersen, von den Söhnen zweiter Ehe fiel Karl Kaspar in der Schlacht bei Fleurus (1690), der andere Damian Hugo v. V. muß uns weiter beschäftigen.

Verres a. a. O. S. 253. — Ennen, Geschichte d. Stadt Köln. 1880, 5, S. 715. — Haefter, Urkunden und Actenstücke 5, 615. 744. 758. — Joachim, Entwickelung des Rheinbunds v. 1658, S. 59 ff. — Pribram, Beitr. zur Gesch. des Rheinbunds v. 1658 (in den Sitzungsberichten der histor. Classe d. Wiener Akademie; 1888, Bd. 115, S. 129. — Montanus, Vorzeit der Länder Cleve-Mark 2, S. 297 ff. — Paul Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz (1896) III, 4, S. 64 ff.

IV. Damian Hugo Graf von Virmont. Graf Damian Hugo v. V. war zu Schloß Herten im Rheinland am 24. August 1666 geboren und von Kind auf zum geistlichen Stande bestimmt und auch dem entsprechend ausgebildet. Sein Oheim, der Freiherr Arnold Christian von der Horst, hatte bereits 1675 zu seinen Gunsten eine Dompräbende zu Speier resignirt. Doch folgte er bald dem Lebensgange seines Vaters und Großvaters. Er trat 1696 in kaiserliche Dienste als Oberst eines vom Herzog Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg auf seine Kosten für den Kaiser Leopold I. ausgerüsteten Regiments, zu dessen Oberstinhaber der Herzog den Deutschmeister und Pfalzgrafen Franz Ludwig, Herzog in Baiern, am 21. Januar 1696 ernannte, und das in Franken geworben in Donauwörth sich sammelte und am 3. Juni 1696 in den kaiserlichen Dienst übernommen wurde. Es ist dieses das sog. Deutschmeister-Regiment, später die „Edelknaben“ genannt, jetzt „k. und k. Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4“, welches sich nachgehends in 206 Schlachten, namentlich bei Kolin, ruhmvoll ausgezeichnet und darin 407 Officiere und 20 000 Soldaten verloren hat, und am 6. September 1896 seine zweite Hundertjahrfeier begehen konnte. Das demselben am 29. September 1906 in Wien errichtete Denkmal zeigt im Relief seinen ersten Obersten v. Viermund das Regiment führend. Dasselbe zeichnete sich zuerst am 6. September 1697 an der Szireger Haide und fünf Tage später in der Schlacht bei Zentha so rühmlich aus, daß der Kaiser auf den Bericht des Prinzen Eugen an den

Freiherrn v. Virmund ein Dank- und Anerkennungsschreiben erließ. Der Freiherr machte dann den Türkenkrieg mit, stand meist in Siebenbürgen und durchlief alle militärischen Stufen bis zum Feldzeugmeister. Die schon seinem Vater zugedachte Erhebung in den Reichsgrafenstand wurde ihm und seinem Neffen, dem späteren Reichskammerrichter zu Wetzlar Ambrosius Franz Friedrich Adalbert, welcher das Geschlecht 1744 beschlossen hat, am 8. September 1706 ertheilt unter Erweiterung des Wappens durch Zufügung von Wappenbildern aus dem Wappen der erloschenen Grafen von Pyrmont-Gleichen auf Grund eines Druckfehlers des Siebmacher'schen Wappenbuchs und mit dem französisirten Namen v. Virmont.

Der Graf trat später in die diplomatische Laufbahn, war kaiserlicher Statthalter zu Mantua und Gesandter bei den Höfen von Schweden zu Stralsund (1715) und Preußen zu Berlin (1716), wo er mit günstigem Erfolg allerlei Angelegenheiten „des gemeinsamen Wesens", namentlich die Fernhaltung der russischen Truppen vom nordischen Kriege verhandelte. Von da wurde er im August 1716 eiligst nach Polen beordert wegen der Beunruhigung Ungarns durch die in den polnischen Grenzstädten sich sammelnden ungarischen Insurgenten. Am 21. November 1717 nahm er die Huldigung der Reichsstadt Aachen entgegen und hielt dabei einen glänzenden Einzug. Es war dieses die letzte Huldigung, welche durch einen besonderen kaiserlichen Gesandten abgenommen wurde. Dieser Graf v. Virmont wie auch sein oben genannter Neffe, der Reichskammerrichter, traten als Vertreter des Kaisers überall mit großem Glanze auf; sie liebten pompöse Auf- und Einzüge, um des Kaisers sinkende Macht und Ansehen wieder zu Geltung und Erscheinung zu bringen.

Als nach den glänzenden Siegen des Prinzen Eugen über die Türken und nach der Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Festungen Temesvar und Belgrad die Pforte um Frieden bat, wurde der Graf Damian Hugo v. V., weil Prinz Eugen die Friedensverhandlungen nicht selber zu führen, sondern ihnen nur nahe zu sein wünschte, um jeder Zeit denselben den nöthigen Nachdruck zu geben, zum kaiserlichen Bevollmächtigten bestellt und hat als solcher durch den Abschluß des Friedens von Passarowitz die großen Thaten des Prinzen Eugen gekrönt. Nachdem er den Winter in Düsseldorf zugebracht, fuhr der Graf am 22. April 1718 mit zahlreichem Gefolge in 19 Schiffen von Wien die Donau hinab, am 27. April an Ofen vorbei, kam am 4. Mai in Belgrad und am 7. Mai in Passarowitz an, wo die Friedensverhandlungen auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Clodik auf dem rechten Ufer der Morawa in einem vom Grafen mitgebrachten Zeltpavillon stattfanden und wegen ungenügender Bevollmächtigung der türkischen Unterhändler erst seit dem 5. Juni ihren Anfang und langsamen Fortgang nahmen. Prinz Eugen, welcher am 8. Juni, begrüßt von dem Donner der 400 Kanonen der Festung, in Belgrad ankam, hielt am 15. Juni an der Donaubrücke von Koilutsch an der Morawamündung mit dem Grafen und den beiden anderen kaiserlichen Bevollmächtigten v. Thalmann und v. Fleischmann eine Conferenz über die Friedensbedingungen, daß der Friede auf Grund des Besitzstandes geschlossen, Unmögliches und unhaltbares Gebiet nicht für das Kaiserhaus erstrebt und der Handelsvertrag ohne Mitwirkung der interessirten vermittelnden Mächte England und Holland abgeschlossen werde. Wegen der von Westen her drohenden Kriegsgefahren war der baldige Abschluß des Friedens nothwendig, und Eugen, welcher von Belgrad aus in ständiger Verbindung mit dem Grafen stand, unterstützte den Fortgang der Friedensverhandlungen durch drohende militärische Demonstrationen. Am 21. Juli fand die Unterzeichnung des Friedensvertrags statt. Es war der glücklichste Friede, welchen das alte Reich und das Erzhaus

Oesterreich mit den Türken geschlossen hat. Es erhielt dadurch das Banat von Temesvar, die kleine Walachei bis zur Aluta, fast ganz Serbien bis zum Timok und einen Theil von Bosnien zwischen Unna und Sau, d. h. ungefähr die Machtsphäre, welche Oesterreich durch den Berliner Frieden vom Jahre 1878 erhalten hat. Die Türken mußten alle Christensklaven gegen Lösegeld freigeben, die Entfernung der ungarischen Insurgenten von der Grenze zusichern. Durch einen gleichzeitig abgeschlossenen Handelsvertrag wurde allen kaiserlichen Unterthanen Handelsfreiheit durch das ganze türkische Reich bis an die Grenzen Persiens und deren Schutz durch kaiserliche Consuln gleichwie den anderen abendländischen Mächten in der Türkei zugestanden. Nur die Republik Venedig, derentwegen dieser Türkenkrieg ausgebrochen war, konnte das verlorene Morea nicht wieder erlangen.

Zur Ausführung des Friedens sandte jeder Theil nach der Sitte der Zeit einen Großbotschafter an den Hof des anderen. Vom Kaiserhof wurde der Graf v. Virmont dazu bestellt, welcher mit einem großen Gefolge von 400 Mann am 17. Mai 1719 diese Reise unter dem Zulauf der Bevölkerung Wiens und der Glieder des Kaiserhauses in 72 Schiffen auf der Donau antrat, überall vom Adel und den anliegenden Städten, besonders Pest, wie auf einem Siegeszuge empfangen. Nachdem er Trinitatis in Belgrad gefeiert, begegnete er an der Grenze dem türkischen Großbotschafter, welcher ebenfalls mit dem ungeheuren Gefolge von 763 Personen, 645 Pferden, 100 Maulthieren und 180 Kameelen nach Wien zog und dem Kaiserhofe an 300 000 Gulden Unterhaltungskosten kostete. Der Graf wurde auf türkischem Gebiet von einer Janitschareneskorte von 200 Mann übernommen, zog dann, die Seinigen bei Nacht außerhalb der Städte im Lager haltend, um sich nicht der Gefahr der Pest oder eines Ueberfalls der noch immer erregten Bevölkerung auszusetzen, über Nyssa und Sofia durch die Trajanspforte über das Rhodopegebirge, Philippopel und Adrianopel, von den Commandanten dieser Städte mit Ehren empfangen und beschenkt, und langte am 26. Juli 1719 am Meere und am 31. Juli vor Constantinopel an. Am 3. August hielt er vor Taut Pascha mit fliegenden kaiserlichen Fahnen, mit Pauken und Trompeten einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, was noch keinem anderen Botschafter je erlaubt gewesen. Selbst der Großsultan schaute diesem Einzug der siegreichen Deutschen zu. Am 8. August hatte der Graf Audienz beim Sultan. Infolge von Erkrankungen und Todesfällen wurden ihm Ende September in Pera Wohnungen angewiesen, wo er 6 Monate und 27 Tage blieb. Ein gegen die Deutschen beabsichtigter Ueberfall der Janitscharen wurde noch rechtzeitig entdeckt und 40 Rädelsführer theils hingerichtet, theils erdrosselt oder in Säcke gebunden im Meere ersäuft. Auch das Personal des Grafen wurde außer 150 Thaler täglichen Handgeldes reichlich durch Naturallieferungen versorgt, und es kostete dessen Aufenthalt in Constantinopel den türkischen Hof ebenwohl 200 000 Thaler. Der Graf erwirkte die Entfernung der ungarischen Insurgenten von der Grenze und die Verweisung des Fürsten Franz Rakoczy II., dessen Gebeine am 28. October 1906 nach Ungarn zurückgebracht und im Dome zu Kaschau am 29. October beigesetzt worden sind, nach Rodosto in Asien; er erwirkte Fermane für die katholischen Christen auf Chios und ordnete die Grenz- und Besitzverhältnisse der Bojaren diesseits und jenseits der Aluta. Durch ihn machte auch die Königin von Schweden, die Gemahlin des Erbprinzen von Hessen, der Pforte die Mittheilung über den Tod ihres Bruders Karl XII., der s. Z. in der Türkei Schutz gesucht. Nach vielen ihm zu Ehren von den türkischen Großen gegebenen Festlichkeiten trat der Graf am 27. April 1720 die Rückreise an und langte am 22. Mai in Belgrad an,

wo er für die glücklich vollbrachte Botschaftsreise einen feierlichen Dankgottesdienst mit Tedeum abhalten ließ, und nach einem Besuch der deutsch-schwäbischen Colonien in Ungarn am 22. Juli in der Reichshauptstadt Wien eintraf. Der Graf wurde nach seiner Rückkehr am 12. März 1721 zum commandirenden General von Siebenbürgen und der kaiserlichen Walachei bestellt, starb aber schon am 21. April 1722 zu Hermannstadt.

Auch dieser Graf von Virmont hat nicht bloß vor dem Friedensschluß, sondern auch nach der Rückkehr aus der Türkei, „wo er die Geschäfte der gesammten christlichen Welt besorgt hatte“, die viermündensche Güter- und Successionsfrage nach dem Erlöschen der Familie v. Dersch zu Viermünden, welche mit der anderen Hälfte dieses Gerichts belehnt war (1717), erstrebt, um wieder in den Besitz seiner Vorfahren zu gelangen, wurde aber trotz seiner Verdienste um das Vaterland und die „christliche Welt“, trotz aller Rechtsdeductionen und trotz aller Fürsprache deutscher Fürsten von der hessen-kasselschen Regierung durch Verheimlichungen des Lehnhofs hingehalten und vom Landgrafen Karl abschlägig beschieden. Eine französische Maitresse dieses Fürsten, die Frau des halbverrückten Marquis v. Langalerie, welcher am 18. September 1717 im Gefängniß zu Wien starb, erhielt den Vorzug vor ihm und die Belehnung mit Viermünden. Auch seinem Neffen, dem Reichskammerrichter zu Wetzlar, der als Jurist diese Lehenssache energischer betrieb, wurde dieselbe Verheimlichung und abschlägige Bescheidung zu Theil. Der Letztere starb darüber 1744 und mit ihm diese Güterfrage, welche 182 Jahre dieses Geschlecht sowie die westdeutschen Fürsten und ihre Gerichtshöfe und selbst die deutschen Kaiser und Kurfürsten von Brandenburg oft beschäftigt hatte. Da Graf Damian Hugo's v. V. einziger Sohn Franz Adrian als kaiserlicher Officier bei dem Sturm auf Temesvar am 1. October 1716 gefallen war, so hinterließ derselbe nur zwei Töchter, von welcher Maria Ludovica mit dem Grafen Joh. Hermann v. Nesselrode-Landskrone, die andere, Maria Anna, mit dem Grafen Anton Cornificius v. Uhlfeld vermählt war. Letztere war des Grafen Universalerbin laut Testaments vom 15. April 1722.

R. March, Das Deutschmeister-Jubiläum (Ueber Land u. Meer 1896, Nr. 16, S. 262. Denkmalserrichtung 29. Sept. 1906, Illustr. Zeitung Nr. 3300). — Arneth, Prinz Eugen von Savoyen (1858) II, 419. — Meyer, Aachensche Geschichten (1781) I, 694 ff. — Der vollkommene Adlers-Sieg, Beschreibung dessen, was aus Gelegenheit des zwischen Kaiser Karl VI und den Türken zu Passarowitz gepflogenen Friedenstraktaten Merkwürdiges sich zugetragen. 1718, mit Abbildungen. — Das Hungarisch und Venetianische Kriegs- nunmehr Friedens-Theatrum zu Passarowitz am 21. Juli a. 1718. Leipzig 1718, S. 5 ff. — Mailath, Gesch. Oesterreichs IV, 508. 622. — Hammer, Gesch. des Osmanischen Reichs VII, 237. — H. C. von den Drieschen, Histor. Nachricht von der römisch-kaiserl. Großbotschaft, welche der R.Graf D. H. von Virmont rühmlich verrichtet. 1723, mit 10 Kupfern. — Außerdem sind für sämmtliche Biographien viele ungedruckte Acten und Urkunden der Archive zu Coblenz, Düsseldorf, Münster, Marburg, Wittgenstein, Wiesbaden u. Wien benutzt.

August Heldmann.

Vitzthum *): Karl Friedrich Graf V. von Eckstädt, sächsischer, später österreichischer Diplomat, wurde am 13. Januar 1819 zu Dresden als ältester Sohn des Wirklichen Geh. Rathes und Oberstallmeisters Grafen Karl Vitzthum und der Gräfin Elisabeth, geb. Freiin v. Friesen aus dem Hause Rötha geboren. Während der Vater früh starb (12. Oct. 1834), blieb ihm die Mutter

*) Zu Bd. LIV, S. 746.

(geb. 1793) bis in späte Jahre erhalten († 1879), eine feinsinnige und verständnißvolle Frau, die dem Sohn, der erst spät an die Gründung eines eigenen Hausstandes dachte, immer rückhaltlos als Vertraute seiner Empfindungen und Pläne nahe gestanden hat. Karl Friedrich wurde Michaelis 1826 in die Vorschule des Blochmann'schen Instituts, des heutigen Vitzthum'schen Gymnasiums, aufgenommen. Am 31. August 1837 gewährte ihm die Schule das Zeugniß der Reife mit der ersten Betragenscensur und einer 2 mit einem Stern in litteris unter warmer Anerkennung seines wissenschaftlichen Strebens. Er wandte sich zunächst nach Göttingen, um dort den Anfang des Rechtsstudiums zu machen, vertauschte die Georgia Augusta aber schon im Mai 1838 mit der Universität Leipzig. Nach dem üblichen Triennium wurde er am 17. März 1841 unter dem ersten Rectorate des bekannten Philosophen Drobisch exmatriculirt und bald darnach zur Ableistung des sogenannten Accesses beim Justizamt Dresden zugelassen. Schon 1843 erfolgte seine Uebernahme in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das damals von Heinrich v. Zeschau geleitet wurde, und am 1. October 1845 seine Bestallung zum Legationssecretär bei der kgl. sächs. Gesandtschaft in Berlin. Gesandter war zur Zeit der kgl. sächs. Generallieutenant und Staatsminister a. D. Johannes v. Minckwitz, verheirathet mit einer Cousine seines neuen Secretärs, einer geb. Gräfin v. d. Schulenburg.

Zweifellos war mit dem ihm übertragenen Posten V. in die Laufbahn gebracht, auf die ihn nicht nur seine Geburt und seine Familienbeziehungen, sondern vor allem auch seine Begabung hinwies. „Mein Beruf wird mir, je mehr ich mit demselben vertraut werde, immer lieber“, schrieb er am 8. Februar 1846 an seine Mutter. Wie seine sonstigen Briefe an diese eine gute Beobachtungsgabe des 27jährigen Secretärs zeigen, so fanden seine amtlichen Berichte den Beifall seines unmittelbaren Vorgesetzten und des genannten Ministers. Und über dem mannichfaltigen gesellschaftlichen Treiben, das in ihm übrigens keinen sehr passionirten Tänzer fand, vergaß er doch auch tiefere Interessen nicht. Humboldt's „Kosmos“ beschäftigte ihn u. a. in seinen Mußestunden, und Karl Gustav Carus' „Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele“, ein Buch, das eben damals, 1846, die Presse verlassen hatte, ergriff ihn tief und übte auf längere Zeit hinaus einen anregenden Einfluß auf ihn aus. Verwandten Studien ist er auch noch in späteren Jahren treu geblieben. Das politische Leben in Preußen drängte damals nach dem einen Punkte, der Verfassungsfrage zu. Bekanntlich trat am 11. April 1847 der Vereinigte Landtag zusammen. Da ist es interessant, in dem Vertreter der sächsischen Hocharistokratie zugleich einen freudigen Vertreter der Neuzeit und eines vernünftigen Liberalismus kennen zu lernen, namentlich freilich, was für die Gestaltung seines Urtheils zweifellos nicht ohne Wirkung war, soweit ein solcher durch den ostpreußischen Adel und durch den Mund von Vincke's zum Ausdrucke kam. Seine Bemerkungen in einem Briefe an die Mutter vom 5. Mai 1847 über den Gegensatz von Aristokratie und Junkerthum, von Servilismus und Monarchismus könnten auch heute noch geschrieben werden und Anerkennung finden. — Berlin als Stadt vermochte ihm nicht zu imponiren. Für den Leser von heute ist es amüsant, gleich in dem ersten Briefe zu lesen: „Es ist eine kleine Stadt auf einer großen Fläche. Die Straßen sind breit, aber todt.“ Ebenso fallen hier und da über die Gesellschaft etwas absprechende Urtheile.

Somit konnte es ihm nur eine angenehme Ueberraschung sein, als ihm sein Chef unter dem 16. August 1847 die zunächst vertrauliche Mittheilung machte, daß die Regierung ihn vom 1. October 1847 ab zum Legationssecretär bei

der sächsischen Gesandtschaft in Wien, geleitet damals von Rudolf v. Könneritz, ersehen habe. Nach der Kaiserstadt übergesiedelt, akklimatisirte er sich sehr bald. Freilich machte er schnell die auch von Anderen beobachtete Erfahrung, daß dort die Frauen im Durchschnitt die Männer geistig überragten. Insbesondere zog ihn der Salon der Fürstin Schönburg an, wo er sogar mit der von ihm bald hoch verehrten Wirthin über Humboldt's „Kosmos" und Carus' „Psyche" des öfteren Salonphilosophie zu treiben vermochte. Die Pariser Revolution störte nur zu bald mit ihrer Nachahmung in Wien dieses gesellschaftlich-ästhetische Genußleben. So sehr V. das Metternich'sche System von Grund aus verurtheilte, so wenig konnte er der weiteren Ausgestaltung der Wiener Revolution Geschmack abgewinnen. Mit anerkennenswerthem Muthe erlebte er sie als Augenzeuge, ausgenommen die allerletzte Phase der Belagerung und Eroberung durch Windischgrätz. Aus dieser Periode enthält ein Brief an die Mutter nebenbei die Erwähnung eines „gewissen Blum". „Es muß der Leipziger Theatercassirer Robert Blum gemeint sein, und doch ist es kaum zu verstehen, da ich ihm am 20. oder 21. auf sein dringendes Verlangen einen Paß zu seiner Rückkehr nach Frankfurt ausgestellt habe." Weiterhin wird in befriedigtem Tone die Erschießung des Mannes mitgetheilt. „Das Ereigniß wird großes Aufsehen machen", schreibt V. der Mutter am 12. November 1848 und am 13.: „Noch wissen wir nicht, welchen Eindruck das Ereigniß in Sachsen gemacht hat. Wir haben das Unsrige gethan, um den Mann zu retten; à l'impossible nul n'est tenu." Heute kennen wir den Eindruck dieses Ereignisses in Sachsen und die Beurtheilung der Cavalierperspective, aus der Rudolf v. Könneritz und sein Bureau diese Action betrachtet hatten.

Aber neben den österreichischen Ereignissen erfüllten das Herz des sächsischen Gesandtschaftssecretärs in viel höherem Grade die Hoffnungen und Befürchtungen für Deutschlands Zukunft. Die Nothwendigkeit einer Einigung entweder unter Preußens Führung — ihm freilich nicht sympathisch — oder unter der Oesterreichs — trotz der augenblicklich verzweifelten Lage des Kaiserstaats — ist ihm schon damals völlig klar geworden. Dabei entschlüpft ihm ein für die damalige Auffassung der Dinge recht bezeichnendes Bekenntniß (Brief an die Mutter vom 25. Juni 1848): „Ich freue mich, noch während der muthmaßlich letzten Jahre unserer kleinen Diplomatie thätig haben sein zu können und die beiden Herzkammern Deutschlands aus eigener Anschauung kennen gelernt zu haben." Von dem Frankfurter Parlament erwartete er begreiflicherweise gar nichts. Um so höher wuchs nach der Bezwingung Wiens seine Begeisterung für den erstarkenden Kaiserstaat, von dessen Bedeutung die Frankfurter Gelehrten nach seiner Auffassung keine Ahnung hatten. Er war überzeugt, daß das Deutschthum in Oesterreich die Rassen absorbiren und germanisiren und Oesterreich dann einen um so größeren Beruf haben werde, an die Spitze Deutschlands zu treten. „Hat Deutschland die Gelegenheit versäumt, die definitive Centralgewalt dem Kaiser von Oesterreich zu übertragen, und sind wir nicht stark genug, diesen Gedanken zu fassen und auszuführen, so wird sich Oesterreich ohne uns constituiren, und uns wird nichts übrig bleiben, als ein kleines Königreich Deutschland zu organisiren, zu welchem nach Befinden die Auflösung des preußischen Staates oder die Vergewaltigung Deutschlands durch Preußen die Brücke bilden würde" (Brief vom 10. November 1848). Hier haben wir das Credo — und deshalb die ausführliche Mittheilung —, an dem V. von da ab mit zäher Ueberzeugung festgehalten hat, darin bestärkt durch die weiteren Erfolge Oesterreichs in den Jahren 1849 und 1850, darin aber auch nicht erschüttert mit einer an

Idiosynkrasie grenzenden Hartnäckigkeit durch die Ereignisse von 1866 und 1870. Diese dem Deutschen von heute schwer verständliche Stellungnahme eines offenbar deutsch denkenden und fühlenden Mannes wird uns nur begreiflich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß V. mit der Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen von einem einzig-großen Deutschland von der Adria bis zur Ostsee geträumt hatte. Für ihn mußte die Ausschließung vieler Millionen deutsch redender und deutsch fühlender Oesterreicher nicht nur einen quantitativen Verlust an Macht und Größe, sondern auch einen Bruch mit den ehrwürdigen Traditionen der deutschen Geschichte bedeuten. Preußen war ihm von seiner Erhebung zum souveränen Königreich unter Friedrich I. an der Emporkömmling und Störer der deutschen Einheit, Oesterreich der durch seine ganze Entwicklungsgeschichte zur Leitung Deutschlands prädestinirte Kaiserstaat. Wohl erkannte er dessen centrifugalen Charakter, aber er war fest überzeugt, daß es diesen in enger Verbindung mit Deutschland überwinden und die slavischen und magyarischen Elemente mit der Zeit germanisiren werde.

Nach dem vorstehend Mitgetheilten brauchen wir nicht zu fragen, was er von der Thätigkeit der Nationalversammlung und ihrer Wahl Friedrich Wilhelm's IV. zum Kaiser dachte, mit welchem abfälligen Mißtrauen er über die Unionspläne des letzteren urtheilte, während er in heller Bewunderung für den jungen Kaiser Franz Josef entbrannte — sogar zu einem Heldenlied auf die „Brücke vor Raab“ begeisterte er ihn — und sehr bald in dem Fürsten Felix Schwarzenberg „unsern Gönner“ verehren lernte. Und wenn er in einem Octoberbriefe des Jahres 1849 den kommenden deutschen Bürgerkrieg voraussah und als seine Folge für Deutschland entweder Einheit oder Untergang, Weltstellung oder politischen Tod, so theilte er im Mai 1850 mit seinem Onkel Hermann Friesen die ergänzende Ueberzeugung, daß der preußische Staat als solcher verschwinden müsse, bevor an einer definitiven Lösung des deutschen Problems gearbeitet werden könne. „Denn der König von Preußen ist der vornehmste Repräsentant der auf Kosten von Kaiser und Reich souverän gewordenen Fürsten, welche zu Gunsten des Particularismus das aristokratische Princip der alten deutschen Reichsverfassung und zugleich den monarchischen Reichsgedanken im Volke vernichtet haben.“ — Als dann die Entscheidung von Olmütz nahe rückte, erwartete V. sie fieberhaft in dem Sinne, daß sie den Untergang Preußens besiegeln möchte, und war dann, ebenso wie sein nunmehriger Minister-Chef Beust, über die friedliche Lösung sehr enttäuscht. Mit Befriedigung registrirte er dann weiterhin die Aufhebung der österreichischen Gesammtstaatsverfassung von 1849 am Schlusse von 1850 durch Kaiser Franz Josef, da, wie V. übrigens ganz richtig bemerkte, Oesterreich vorderhand überhaupt nur absolut regiert werden könnte. Aber der Mann, der solchem Regimente erst recht eigentlich Kopf und Rückgrat sein konnte, Fürst Felix Schwarzenberg, wurde schon am 5. April 1852 seinem Werke entrissen. Man versteht Vitzthum's tief empfundene Todtenklage.

Um diese Zeit hatte es sich schon entschieden, daß V. als sächsischer Geschäftsträger nach St. Petersburg gehen sollte. Nur widerstrebenden Herzens verließ er Wien, das in den vierundeinhalb Jahren seines Aufenthalts ihm politisch und auch persönlich ans Herz gewachsen war. Mit dem bekannten Vers: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ schließen seine Wiener Briefe an die Mutter. Nicht nur des Menschen, besonders des Politikers Sympathien blieben der Kaiserstadt an der Donau und beherrschten für alle kommenden Jahre, mitunter vielleicht unbewußt, die Urtheilsbildung und Geschäftsführung des sächsischen Diplomaten.

Der Aufenthalt in St. Petersburg war für V. nur eine kurze Episode, immer-

hin lang genug, um ihm über russische Zustände ein treffendes Urtheil zu ermöglichen. Am 4. Juni 1852 in Kronstadt angekommen, verließ er die nordische Hauptstadt schon im folgenden Frühjahr mit dem Aufgehen des Newa-Eises. In diese Zeit fiel der Besuch des Prinzen, nachmaligen Königs Albert von Sachsen, der vom 27. Juli bis 27. August 1852 währte und V. Gelegenheit bot, einige äußerst charakteristische Bemerkungen des Zaren Nikolaus über den sächsischen Thronfolger in seine Aufzeichnungen aufzunehmen. An dessen Besuch in Moskau, den er zusammen mit dem preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaiser Friedrich III. machte, hatte V. nicht theilgenommen. Er holte das Versäumte im September nach. Außer diesen Erlebnissen nahm selbstverständlich die Persönlichkeit des Kaisers das volle Interesse des sächsischen Geschäftsträgers gefangen. Jedenfalls imponirte ihm dessen auch im Aeußeren den unbedingten Selbstherrscher darstellende Erscheinung. Daß freilich diese Selbstherrlichkeit ihre bedenklichen Seiten hatte, namentlich insofern sie die von dem damaligen russischen Kanzler Nesselrode eingehaltene Politik gelegentlich rücksichtslos kreuzte und bei Seite schob, sollte sich an der Entwicklungsgeschichte des Krimkrieges erweisen, die V. zum Theil noch mit erlebte. Der kühle sächsische Beobachter kam dabei zu der jedenfalls von seinem damaligen Chef schwerlich getheilten Ueberzeugung, daß der Zar nicht mehr ganz normal sei. Darauf basirte dann der Irrthum Vitzthum's, daß Nikolaus gleich den andern drei Söhnen Kaiser Alexander's I. einer Gehirncongestion erlegen sei, während er bekanntlich an einer Lungenentzündung starb, die er sich gelegentlich einer von den Aerzten dringend widerrathenen Parade zugezogen hatte.

V. vertauschte St. Petersburg noch 1853 mit London, wo ihm eine reichlich vierzehnjährige Thätigkeit beschieden war. Am 4. Juni 1853 landete er als sächsischer Ministerresident. Seine treffliche Geschäftsführung und die in Beust's Augen wachsende Wichtigkeit des Londoner Postens „befreite V. von der Zwitterstellung eines Ministerresidenten" und führte ihn 1857 als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister von einem Urlaubsaufenthalt in Dresden nach London zurück. In diese Londoner Zeit fallen der Krimkrieg, der italienisch-französisch-österreichische Krieg, die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage und endlich die deutschen Einigungskämpfe. So weit es ihm als „kleinem Diplomaten" möglich gemacht wurde, suchte er den Gang der Ereignisse zu beeinflussen, subjectiv wohl mehr von der Ersprießlichkeit seiner Thätigkeit überzeugt, als es der wirkliche Verlauf der Dinge objectiv bewiesen hat. Oft verglich er London mit einer hohen Warte, von der aus man allein einen umfassenden Ueberblick über die verschlungenen Wandlungen der europäischen Politik gewinnen könne. Sich selbst aber betrachtete er als einen Matrosen im Mastkorbe. „Ich melde die ‚breakers ahead', die Klippen und Untiefen, die ich sehe, es dem erfahrenen Steuermanne überlassend, den Lauf des Schiffes zu regeln und die Segel einzureffen, wenn es Noth thut."

Dieser erfahrene Steuermann hieß Beust. Er begann damals zuerst mit seiner Trias-Idee hervorzutreten und suchte bekanntlich in dem Vorspiel zum Krimkriege dem deutschen Bunde ohne die beiden Großstaaten durch die Bamberger Conferenzen eine imaginäre Wichtigkeit zu geben, die der damalige Leiter der englischen Politik, Lord Clarendon, zu unterschätzen sich erkühnte. V. hatte infolge dessen den Vorzug, die zurechtweisende Note Beust's, auf die dieser noch in späteren Tagen sehr stolz war, dem einsichtslosen Lord zu insinuiren. V. billigte keineswegs die Bamberger Triasträume. Er sah sie ebenso sehr von dem Prinz-Gemahl Albert von Coburg-Gotha verurtheilt. Nur

daß Beide von verschiedenen Punkten ausgingen: Prinz Albert erkannte, wie jener Zeit auch der preußische Bundestagsgesandte v. Bismarck, darin nichts anderes als Großmannssucht und darunter verborgene Rheinbundsneigungen, während V. letztere nie hat zugeben wollen, im übrigen aber die Bamberger Beschlüsse als eine Frontnahme gegen Oesterreich beklagte.

Im Zusammenhange mit dieser Auffassung der Dinge steht die damals von V. gehegte und auch in einem Mémoire vom 17. November 1854 nach Dresden weitergegebene Ueberzeugung von der politischen Begabung und Bedeutung Napoleon's III., so daß er wohl zu denen gehört haben dürfte, die die mißlungene Werbung des Prinzen Jérôme Bonaparte um die Hand der Prinzessin Sidonie, Tochter des Königs Johann, im Sommer des Jahres 1857 bedauerten und „der Meinung waren, der italienische Feldzug von 1859 hätte vielleicht vermieden werden können, wenn eine sächsische Königstochter anstatt einer sardinischen die Gemahlin des Prinzen Napoleon geworden wäre". Denn nur so lange fand Napoleon III. Gnade vor Vitzthum's Augen, als er in seiner orientalischen Politik Oesterreich das gebührende Plätzchen offen halten wollte, das leider eben die Bamberger in ihrer Kurzsichtigkeit verbauten. Als dann der Dictator Europas dem Könige von Sardinien half, auf Kosten Oesterreichs König von Italien zu werden, da sank er in den Augen Vitzthum's zu der schon von Thiers entdeckten „médiocrité méconnue", zu einem mittelmäßigen Taschenspieler und theilweise betrogenen Betrüger herab, der das willenlose Werkzeug Viktor Emanuel's und Cavour's geworden war. Nach 1866 stieg die Werthschätzung des Empereurs wiederum ein Weniges mit der Hoffnung auf ein französisch-österreichisches Bündniß gegen Preußen.

Aus der Rolle des passiven Zuschauers im politischen Theater Europas trat V. 1858/59 infolge eines freilich nicht die höhere Politik, sondern eine rein dynastische Angelegenheit betreffenden Auftrags vorübergehend zu selbständiger Thätigkeit hervor. Schon im Sommer 1855 hatte er dem neuen Könige Pedro V. von Portugal als dem ersten Herzog von Sachsen, welcher den portugiesischen Thron bestieg, die Glückwünsche des Königs Johann von Sachsen zu überbringen gehabt. Indem er bei dieser Gelegenheit des jungen Königs Schwester, die Infantin Maria Anna, kennen lernte, kam ihm der Gedanke einer Familienverbindung mit dem sächsischen Hofe. Auf diese Anregung griff König Johann Ende 1857 zurück, und nachdem V. über den Gesundheitszustand u. dgl. der Infantin die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, fuhr er mit dem Prinzen Georg am 9. April 1858 von Southampton aus nach Lissabon, wo am 17. April die Verlobung stattfand. An Stelle des eigentlich hierzu ausersehenen Premiers v. Beust, den jedoch die Verwicklung des italienischen Krieges in Paris festhielt, übernahm V. weiterhin, begleitet von dem Legationsrath Rich. v. Könneritz und dem Grafen Karl Hohenthal-Püchau, zum Zwecke nochmaliger feierlicher Werbung die Reise nach Lissabon. Am 3. Mai 1859 langten sie da an, entledigten sich am 5. Mai ihres Auftrags, wenige Tage darauf traf Prinz Georg ein, am 11. Mai fand die Trauung, statt und am 13. Mai verließ man insgesammt Lissabon, um zunächst zur See, da der Krieg den Landweg fraglich machte, nach London zu fahren. —

Der italienische Krieg hatte die Frage der deutschen Einheit wieder in den Vordergrund gerückt. Wie mit den Bamberger Beschlüssen, so war jetzt der Prince-Consort mit den Würzburger wenig zufrieden. Vitzthum's Berichte zeigen, daß der Prinz sich redliche Mühe gab, dem sächsischen Diplomaten und damit dem sächsischen Minister die nöthigen Directiven zu geben. V. vermochte bei aller Hochachtung und Verehrung für den seinem Herrscherhause

so nahe verwandten Fürsten doch nur eine unbegründete Abneigung gegen das clerical-reactionäre Oesterreich wahrzunehmen. Von einem discite moniti war weder bei ihm noch bei seinem Chef auch nur das geringste zu spüren. Dagegen verfaßte er nach dem Thronwechsel in Preußen gegen Ende des Jahres 1861 eine Schrift, die Leipzig 1862 unter dem Titel herauskam: „Oesterreichs und Preußens Mediatisirung die conditio sine qua non einer monarchisch-parlamentarischen Lösung des deutschen Problems“ und das Motto trug „Viribus unitis suum cuique“. Dem wunderlichen Titel entsprach der wunderlich ausgeklügelte Inhalt, zu dessen Würdigung nur bemerkt sein mag, daß man bezeichnender Weise, was V. mit Befriedigung constatirt, die Schrift als vom Grafen Rechberg inspirirt vermuthete. Seine Meinung, daß er den Frankfurter Fürstentag von 1863 durch diese Schrift angeregt habe, ist ein durch die neueren Veröffentlichungen widerlegter Irrthum.

Da er in der Frage der Elbherzogthümer den zunächst rein rechtlichen Standpunkt seines Königs zu vertreten hatte, andererseits die schon durch die Verheirathung des Prinzen von Wales erklärlichen Sympathien für Dänemark in England zu bekämpfen waren, so wurde er nicht müde, den leitenden englischen Staatsmännern, von denen ihm besonders d'Israeli sehr sympathisch war, den staatsrechtlichen Standpunkt auseinanderzusetzen und durch Artikel in den „Times“ auf die öffentliche Meinung zu wirken. Während der Conferenz hatte er dann die Aufgabe, seinem als Vertreter des Bundestags in London weilenden Chef zu secundiren. So zufrieden er aber mit dem negativen Ergebnisse der Conferenz war, so wenig vermochte er der weiteren Entwicklung der Dinge Geschmack abzugewinnen. Als die Dinge sich schon 1865 zum Kriege zuzuspitzen begannen, berief ihn Beust telegraphisch nach Dresden; er sollte ihn auf der Fahrt nach Wien begleiten. Was V. damals während dieser Fahrt in der Nacht vom 4. zum 5. August mit seinem Chef besprochen hatte, schrieb er in Wien angekommen sofort nieder. Das Memorandum empfahl, die k. k. Truppen aus Holstein herauszuziehen und sich fest auf den Bundesstandpunkt zu stellen, ein Recept, das ungleich leichter gesagt als zu befolgen war; überdies bedeutete es den Krieg, worüber V. auch nicht unklar war. Die Denkschrift wurde sowohl vom Grafen Mensdorff, als auch vom Kaiser zur Kenntniß genommen, bekanntlich aber nicht befolgt: am 14. August 1865 wurde der Vertrag von Gastein abgeschlossen.

Die dadurch erzeugte politische Ruhezeit benutzte V. in den Monaten October und November 1865 zu einem Aufenthalte in Florenz und Rom. Als Knabe schon hatte er die Dresdener Galerie fleißig besucht und sich außerdem mit den Namen der großen Meister und ihren Werken theoretisch bekannt gemacht. Das Studium der Wirklichkeit überstieg weit die Erwartung seines kunstfreudigen Herzens. Der Mahnung seines Ministers entsprechend, hatte er aber auch ein aufmerksames Auge und Ohr für die politischen Dinge. Von besonderem Interesse war seine Besprechung mit dem Cardinalstaatssecretär Antonelli und seine Audienz bei Papst Pius IX. am 31. October 1865. In den letzten Tagen des November kehrte er nach Dresden und am Anfang des folgenden Jahres über Paris auf seinen Londoner Posten zurück.

Hier beschäftigte zwar die politischen Kreise zunächst die mexikanische Angelegenheit, bald aber trat doch die deutsche Frage in den Vordergrund. Man muß anerkennen, daß V. alles gethan hat, um den englischen Staatsmännern, den Russell, Clarendon, Gladstone, d'Israeli ꝛc. den seiner Ansicht nach richtigen Standpunkt beizubringen. Oft genug betont er auch in seinen Berichten, wie aufmerksames Gehör er gefunden, welchen Eindruck seine Worte gemacht

haben. Aber die scheinbare Aufmerksamkeit, die den Auseinandersetzungen des sächsischen Diplomaten über die Feinheiten und hochwichtigen Geheimnisse des deutschen Bundesrechtes gezollt wurde, galt zweifellos weniger der von ihm vertretenen Sache, als dem liebenswürdigen, überall in den aristokratischen Kreisen gern gesehenen Gentleman, der das Englische mit nicht oft bei einem Ausländer zu findender Meisterschaft beherrschte. Wiederum benutzte er auch die Spalten der „Times“ für einen Pax vobiscum unterzeichneten Artikel, der dem englischen Volke ein verblüffend einfaches Mittel zur Erhaltung des Friedens empfahl: als Signatarmacht der 1815 zu Wien gefaßten Conferenzbeschlüsse solle England auf Grund des auch von ihm garantirten Artikels XI der Bundesverfassung, der Krieg zwischen Bundesgliedern verbietet, Preußen und Oesterreich von dem beabsichtigten Waffengange zurückhalten.

Als dann der Krieg doch ausgebrochen war, berief eine Depesche Beust's vom 22. Juni 1866 V. ins Hauptquartier. Doch zwangen ihn die Verhältnisse nach Wien zu gehen, wo er am 30. Juni eintraf, Zeuge der durch die Schlacht von Königgrätz hervorgerufenen Stimmung und Zuschauer der Nikolsburger Verhandlungen aus der Ferne wurde. Von irgend welchem Nutzen konnte er dort nicht sein. Ueber Paris, wo er mit Beust zusammentraf und mit diesem die hülflose Lage Napoleon's constatirte, vor allem aber die dem Baron Rothschild anvertraute Million sächsischer Thaler sicher stellte, kehrte er am 22. Juli nach London zurück. Ohne deshalb seinen eigentlichen Standpunkt aufzugeben, verfaßte er unter dem 11. August eine Denkschrift für König Johann, worin er den Beitritt zum Norddeutschen Bund empfahl. Auch sonst suchte er nach Kräften, so durch persönliche Fühlungnahme mit dem preußischen Gesandten Grafen Bernstorff, im Interesse seines engeren Vaterlandes zu wirken. Freilich war seine Stellung von nun an eine recht prekäre geworden. Er nahm deshalb einen längeren Urlaub, den er zu archivalischen Arbeiten benutzte. Noch einmal kehrte er noch London zurück. Dort erhielt er sein vom 22. September 1867 datirtes Abberufungsschreiben.

An ein weiteres Verbleiben im sächsischen Staatsdienste war bei seiner bekannten Abneigung gegen Preußen nicht zu denken. Vielleicht würde sogar sein Aufenthalt in Sachsen zur Zeit für die Regierung eine Verlegenheit gewesen sein. Da legte ihm gelegentlich eines Zusammentreffens mit dem mittlerweile in österreichische Dienste getretenen Beust auf der Pariser Weltausstellung Ende October 1867 der neue Reichskanzler es mündlich nahe, ebenfalls unter den Flügeln des Doppeladlers Unterkunft zu suchen. Nachdem V. schon bald darnach in nichtamtlicher Eigenschaft mit Napoleon III. verhandelt und in England sondirt hatte, wurde ihm der Posten eines k. k. Gesandten am königlich belgischen Hofe von Beust angeboten. V. ging darauf ein. Die Gründe für seinen Eintritt in den österreichischen Staatsdienst setzte er Beust in einem Schreiben vom 14. April auseinander. Sie sind für die Beurtheilung seiner ganzen politischen Denkungsweise zu charakteristisch, als daß sie nicht wörtlich wiedergegeben werden dürften. „Trete ich sonach in den k. k. Dienst, so veranlassen mich keine Nahrungssorgen dazu, sondern 1. meine politische Ueberzeugung, vor allem meine tief eingewurzelte Vorliebe für Oesterreich, welches ich immer als die Vormacht unseres deutschen Vaterlandes betrachtet habe; 2. mein Vertrauen zu Ihnen, den ich als den Einzigen ansehe, der Oesterreich und, mit und durch Oesterreich, Deutschland retten kann . . . Endlich 3. die Pflicht, die Kraft, die mir Gott gegeben, nicht brach liegen zu lassen, die in fünfundzwanzig Dienstjahren gesammelten Erfahrungen zu verwerthen und im 49. Lebensjahre der Ueberzeugung nicht untreu zu werden, der ich bisher gefolgt bin. Hierzu tritt noch die Betrachtung, daß ich dem

Könige nur hier vielleicht nützlich sein kann, da Sachsen nur eine Zukunft hat, wenn Oesterreich wieder zu Macht und Ansehen gelangt.“ —

Dem entsprechend nahm er seine Entlassung aus sächsischen Diensten, die ihm huldvollst mit einer Pension von 2600 Thalern gewährt wurde. Bei der Abschiedsaudienz sprach König Johann die Hoffnung aus, daß V. vielleicht in besseren Zeiten einmal nach Sachsen würde zurückkehren können. „Und so frisch waren noch die Wunden, die der unglückliche Feldzug von 1866 geschlagen, daß mir der Kronprinz zum Abschiede die Worte zurief: Sie haben ganz Recht, nach Oesterreich zu gehen; ich wünschte, ich könnte es auch thun.“

Vom 12. Mai 1868 datirt das kaiserliche Patent, das V. den Rang eines Wirklichen Geh. Rathes verlieh, welchen Titel er in Sachsen seit dem 20. Januar 1865 geführt hatte, und ihm seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am königlich belgischen Hofe mittheilte. Es war zwar dieser Posten der augenblicklich einzig vacante, aber er wurde auch aus dem Grunde gewählt, weil von Brüssel aus jeden Moment Fühlung mit Paris genommen werden konnte. Am 5. Juni trat V. seine neue Stellung an.

In der That entwickelte er im Auftrage seines Chefs einen lebhaften Verkehr mit Kaiser Napoleon und seinen Ministern und mit dem österreichischen Botschafter Fürsten Metternich. Neben anderen für den Zweck dieser Darstellung gleichgültigen Fragen bildete der Ankampf gegen die wachsende Macht Preußens den Hauptgegenstand dieser Verhandlungen. Daß Beust Napoleon zum Kriege gegen Preußen gehetzt habe, stellt V. entschieden in Abrede, und soweit seine hierfür behauptete Mitwirkung dabei in Betracht kommt, darf man ihm wohl Glauben schenken. Dagegen gehörte in das Bereich seiner Thätigkeit ein Napoleon unterbreiteter allgemeiner Abrüstungsvorschlag vom September 1868, der Preußen wehrlos machen sollte, aber von dem doch nicht so thörichten Kaiser nicht angenommen wurde. Dagegen fand ein im Januar 1869 vorgeschlagener Dreibund Frankreich—Italien—Oesterreich Napoleon's Beifall. Der Abschluß wurde aber durch die Erkrankung des Kaisers im August 1869 gehindert und im October des Jahres bis auf weiteres vertagt. Vorübergehend kam dann in Gesprächen mit dem italienischen Gesandten Vimercati V. im Februar 1870 darauf zurück, jedoch ohne greifbares Resultat. Als der Krieg mit dem Norddeutschen Bunde schon dicht vor der Thüre stand, versuchten es Beust und Vitzthum mit einem Congreßvorschlag, der wohl dem noch unentschlossenen Kaiser nicht unsympathisch war, aber von Gramont wüthend abgelehnt wurde. Er dürfte wohl auch bei Bismarck keine große Gegenliebe gefunden haben. Nach der Kriegserklärung erwartete Beust mit Sehnsucht einen sofortigen raschen Vorstoß der französischen Truppen, und erst als dieser ausblieb, ließ er die besonders von Andrassy verlangte Neutralitätserklärung ergehen, die er jedoch durch V. dem französischen Kaiser tröstlich commentiren ließ. Endlich aber ging V. im Auftrage Beust's, begleitet von dem damaligen Legationsrath Freiherrn v. Pasetti, am 28. Juli nach Florenz, um nun energisch den vorerwähnten Dreibund zu betreiben. Zwar fand er den König Viktor Emanuel sehr für diesen Gedanken eingenommen, aber die Nachricht von der Schlacht bei Wörth durchkreuzte den ganzen so schön eingefädelten Plan. Am 14. August kehrte V. unverrichteter Sache nach Wien zurück. Man sieht aber: wenn es nur an Herrn v. Beust und seinem politischen Adjutanten gelegen gewesen wäre, würde dem werdenden neuen Deutschland mancher wuchtige Stein in den Weg geworfen worden sein.

V. kehrte sodann auf seinen Brüsseler Posten zurück, ohne von da an sich

noch in wichtigeren Missionen zu bethätigen. Der Rücktritt Beust's im November 1871 beeinflußte seine Stellung nicht, nur trat wegen der Gramont'schen Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71 eine gewisse Verstimmung zwischen V. und seinem vormaligen Chef ein. 1873 sollte V. den Brüsseler Posten mit dem eines Gesandten in Madrid vertauschen. Aber die Vertreibung des Königs Amadeo und die sich anschließenden Wirren in Spanien verzögerten den Antritt der neuen Stellung; überdies konnte die Weiterentwicklung der österreichischen Verhältnisse V. kaum mehr fesseln. 1874 nahm er seinen Abschied und wählte zum Aufenthalt Paris. Nun erst dachte der doch schon 56jährige Hagestolz an die Begründung eines eigenen Herdes. Er heirathete die Gräfin Leonie Lanckoronska geb. Gräfin Potocka, die er schon während seiner ersten Wiener Zeit gekannt und verehrt hatte. Mit ihr verlebte er die Winter in der Regel in Paris, die Sommer in einer schönen Villa in Baden-Baden. Nach dem Tode seiner Frau siedelte V. nach Dresden über, wohin ihn schon vorher erwachende Heimathssehnsucht zu zeitweiligem längeren Aufenthalte gezogen hatte. „Der Hase will da verenden, wo er gesetzt worden ist", pflegte er sich im Scherze oft zu äußern. Am 16. October 1895 starb er zu Dresden.

V. war litterarisch sehr thätig. 1886 erschienen: „Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852" (schon in zweiter Auflage) und „St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864", 2 Bde., denen 1889 folgte „London, Gastein, Sadowa 1864—1866". Diesen Aufzeichnungen schlossen sich 1894 an: „Denkwürdigkeiten 1866 bis 1873", die jedoch nur als Manuscript gedruckt wurden, aber von Sybel für seine „Begründung des deutschen Reichs" benutzt werden konnten. Schon 1864 entstand im Hinblick auf den drohenden Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ein Werk, das V. auf Beust's Wunsch anonym bei Cotta herausgab unter dem Titel: „Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756". Der erste Band wurde in den letzten Monaten des Jahres 1865 versendet, der zweite mitten in dem Krieg von 1866. Die Tendenz des Buches war, nachzuweisen, daß die Schuld am Ausbruch des siebenjährigen Krieges weniger in Dresden als in Berlin zu suchen gewesen sei; natürlich sollte auch die Parallele mit 1866 vom Leser gezogen werden. Nicht sowohl polemisch, historisch dagegen um so werthvoller war eine Veröffentlichung des Jahres 1867: „Maurice Comte de Saxe et Marie-Josèphe de Saxe, Dauphine de France", über die sich Saint-Beuve mit Anerkennung äußerte. Das Werk bewies außerdem die vollendete Herrschaft des Verfassers über die französische Sprache. In englischer Sprache, die ihm ebenso geläufig war, erschien 1889 „The emperor William at Baden-Baden, personal recollections", Erinnerungen, die, mit großer Wärme abgefaßt, wie auch die Vorreden zu den oben genannten Denkwürdigkeiten beweisen, daß der Verfasser sich mit der Neugestaltung der Dinge, namentlich wohl infolge der Annäherung der Bismarck'schen Politik an Oesterreich, ausgesöhnt hatte. Sein Aufenthalt in England hatte seine schon in den Tieck'schen Vorlesungen zu Dresden im Knabenalter gefaßte Begeisterung für Shakespeare vertieft. Seine Studien auf diesem Gebiete führten V. unter die Zahl derer, die Shakespeare zu Gunsten Bacon's entthronen wollten (Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Stuttgart 1888). — Daß V. sich für Naturwissenschaften interessirte, ist oben bemerkt worden. Auch schriftstellerisch hat er sich auf diesem Gebiete versucht in seinen 1888 gedruckten, aber nicht veröffentlichten „Anthropologischen Essays", die das bezeichnende Motto tragen: Homo sum: humani nil a me alienum puto. Sie stehen auf Darwin'schem Standpunkte. Endlich war V. auch dichterisch ver-

anlagt, wie das hier und da in seinen Denkwürdigkeiten eingestreute Poesien verrathen. Er gab auch unter dem Namen Friedrich Eck Gedichte heraus, die 1881 bei Cotta in Stuttgart erschienen.

Die oben angeführten Denkwürdigkeiten, die von Vitzthum bis zum Jahre 1874 geführten Personalacten; mündl. Mittheilungen der Familie; Ottokar Lorenz, Staatsmänner u. Geschichtschreiber d. 19. Jhs. Berlin 1896.

Konrad Sturmhoefel.

Volkhart*): Albrecht V., Buchdrucker und Publicist, Vorkämpfer der deutschen Einheitsbewegung, geboren am 10. Juli 1804 in Fürth i. B. als Sohn eines protestantischen Buchdruckers, † am 26. September 1863 in Augsburg. Nach einer freudlosen Jugend, die dem früh verwaisten Knaben zu Theil ward, und nach Beendigung seiner Lehrzeit als Buchdrucker arbeitete V. seit 1825 in der Officin der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg als Schriftsetzer, um sich 1827, nach seiner Verheirathung mit einer Augsburger Bürgerstochter, hier ein selbständiges Druckereigeschäft zu gründen. Die immer stärker werdende liberale Zeitströmung nahm den temperamentvollen jungen Mann bald ganz gefangen; er trat zu den namhaftesten süddeutschen Volksführern in Beziehungen und gestaltete sein Geschäft zu einer Pflanzstätte volksthümlicher Schriften aus. Auch gab er selbst ein Tageblatt „Die Zeit“ heraus. Hier offenbarte er alsbald ungewöhnliche publicistische Fähigkeiten und verfocht mit jugendlichem Feuer die Forderungen eines demokratischen Liberalismus, was ihn mehrfach in Conflicte mit Censurbehörden und Regierung brachte. Als nun die liberale Bewegung seit der Julirevolution immer mehr in das Stadium unglückseligen Ueberschwangs und eines unfruchtbaren Radicalismus gerieth, brachte die Metternich'sche Staatsraison auch über das bislang von der Reaction wenig behelligte Baiern eine wilde Demagogenhetze. Der längst anrüchige Herausgeber der „Zeit“, der sich den Irrthümern der jungen Freiheitsbestrebungen auch nicht ganz zu entziehen vermocht hatte, war eines der ersten Opfer. Zwei Flugschriften, die aus seiner Druckerei hervorgegangen waren, wurden sein Unglück: der vielgelesene „Bürgerkatechismus“ von Dr. Ludwig Pistor, der eine theoretische Verfechtung der republikanischen Staatsform enthielt, und eine Broschüre des in ganz Deutschland umhergehetzten und schließlich auch aus Baiern ausgewiesenen Hannoveraners Dr. Ernst Grosse, des Herausgebers der Werke Westenrieder's, die in Form eines Abschiedes von Baiern bairische Zustände geißelte. In beiden Schriften fanden die maßgebenden Behörden ein Verbrechen des nächsten Versuchs zum Hochverrath, der Aufforderung zum Aufstand und der Majestätsbeleidigung. Der Autoren, die rechtzeitig flüchtig gingen, wurde man nicht habhaft; man zog also den Drucker gefänglich ein. Nach kurzer Untersuchung verurtheilte das Landshuter Appellationsgericht, der „Blutsenat“, V. zu Zuchthaus auf unbestimmte Zeit und zu demüthigender Abbitte.

Erst nach fünfeinhalbjähriger Gefangenschaft im Zuchthaus in der Au bei München wurde V. durch die Bemühungen des Zuchthausdirectors Baron v. Weveld, dessen Freundschaft der Sträfling durch seine hervorragenden Geistes- und Charaktereigenschaften gewonnen hatte, in Freiheit gesetzt. Mit geläutertem Sinne und gereiften Anschauungen ging V. aufs neue ans Werk, brachte sein Geschäft wieder in die Höhe und gründete das „Augsburger Anzeigeblatt“, das zum Sprachrohr des liberal und constitutionell gesinnten Theiles der Bürgerschaft wurde. Das Sturmjahr 1848 trug den redebegabten Mann als unbestrittenen Führer der Volkspartei zur Höhe. Er war sich

*) Zu Bd. LIV, S. 764.

seiner Verantwortung bewußt und leitete die Bewegung in Augsburg in gemäßigte Bahnen; constitutionelle Monarchie, Gewissensfreiheit und eine starke deutsche Centralgewalt mit Volksvertretung waren seine hauptsächlichsten Programmpunkte. Als Begründer des Augsburger Gewerbevereins ward er vom bairischen Kreise Schwaben zum Handwerks- und Gewerbecongreß nach Frankfurt entsandt, wo er den Vorsitz des dritten Ausschusses führte.

Auch nachdem die Hoffnungen und Pläne von 1848 gescheitert waren, blieb V. gegenüber der wieder hereinbrechenden Reaction entschlossen auf dem Plan, als Führer einer zunächst kleinen, aber entschiedenen und zielbewußten Gruppe, die nun den Kampf gegen die ultramontane Herrschaft in Stadt und Land und gegen die besonders von der Augsburger Allgemeinen Zeitung vertretene großdeutsche Richtung aufnahm. Anfang der fünfziger Jahre gewann V. die Unterstützung und Freundschaft zweier Männer, die nachmals als fortschrittliche Parlamentarier und Vorkämpfer der nationalen Ziele in Baiern und im Reich im Vordergrund standen: des Advocaten Dr. Völk und des Regierungsaccessisten Ludwig Fischer, der durch Volkhart's Einfluß 1863 zum Bürgermeister von Augsburg gewählt wurde und als solcher eine nahezu 40jährige erfolgreiche Lebensarbeit entfaltet hat. Das „Anzeigeblatt“ verfocht gegenüber den Großdeutschen mit wachsendem Erfolg den Gedanken des Anschlusses Süddeutschlands an Preußen. V. hatte noch die Genugthuung, seine politische Richtung in der Gemeinde und bei den Landtagswahlen in Augsburg seit 1859 die Oberhand gewinnen und 1863 die bairische Fortschrittspartei erstehen zu sehen. Das Wirken seiner jüngeren Gesinnungsgenossen Völk und Fischer und die Erfüllung seines sehnlichsten Strebens, die Einigung des deutschen Volkes zu erleben, war ihm versagt.

Was er als Mitglied der Stadtverwaltung, als Führer des Gewerbestandes, als Begründer wirthschaftlicher und genossenschaftlicher Einrichtungen, als Organisator der städtischen Armenpflege, als Mitschöpfer der ersten schwäbischen Industrieausstellung von 1852, als aufopfernder Helfer in Nothstands- und Cholerajahren für seine Mitbürger arbeitete und schuf, hat vielfach dauernde Geltung und Wirksamkeit erlangt und sichert ihm eine erste Stelle in der Geschichte gemeindlicher und socialer Reformarbeit in Baiern.

V. war der Typus eines aufopferungsfähigen Pioniers des nationalen Einheitsgedankens und bürgerlich-liberalen Fortschritts im deutschen Süden. Im Dienste dieser Ideen hat er ein Leben voll entsagungsreicher, aber fruchtbarer Kleinarbeit hingebracht, in aller Trübsal der Zeiten immer wieder gehoben und begeistert durch den felsenfesten Glauben an eine endliche glückliche Zukunft des deutschen Volkes und zugleich getragen von werkthätiger Menschenliebe.

Acten über den Proceß Volkhart's im Stadtarchiv Augsburg. — Augsburger Anzeigeblatt, Jahrgänge bis 1863. — Dirr, Albrecht Volkhart, Gedenkschrift für die Augsburger Volkhart-Stiftung.

P. Dirr.

Wachsmuth *): Karl Ernst Rudolf W., der jüngste Sohn des Historikers Wilhelm W. (s. A. D. B. XL, 423) wurde am 31. December 1828 in Leipzig geboren, wohin sein Vater 1825 von Kiel berufen worden war. Durch Privatunterricht vorgebildet, besuchte er von 1840 bis 1846 die Nikolaischule. Obwohl er sich hier in allen Unterrichtsfächern auszeichnete, zeigte er doch eine besondere Vorliebe für Musik, deutsche Poesie und körperliche Uebungen, der er auch treu blieb, als er 1846 die Leipziger Universität bezog, um Jura

*) Zu Bd. LIV, S. 781.

zu studiren. Während dieser Leipziger Studienzeit (bis 1850), an die sich noch ein Semester in Heidelberg anschloß, erhielt er die wichtigsten Anregungen von Moritz Haupt, W. E. Albrecht und Gustav Hartenstein und außer dem Kreise seiner Universitätslehrer von Otto Jahn und von den Männern des nationalliberal denkenden Deutschen Vereins. Bei einem von diesen, dem Advocaten Theodor Cichorius, trat er 1850 in die praktische juristische Thätigkeit ein. In dem politischen Proceß gegen die Leipziger Professoren Haupt, Jahn und Mommsen, der mit ihrer Freisprechung endigte, erntete er seinen ersten Berufserfolg. Von 1852 an war er als Actuar an den Gerichtshaltereien Rudolf Wenck's in Zschocher bei Leipzig thätig, und im Januar 1855 ließ er sich als selbständiger Advocat und Notar in Leipzig verpflichten. Durch die Lauterkeit seines Charakters und sein großes Geschick in der Ordnung schwieriger Verhältnisse erwarb er sich bald solchen Ruf, daß er 1856 als juristischer Beirath für die unter Gustav Harkort gegründete Allgemeine Deutsche Creditanstalt berufen wurde.

In der hiermit betretenen Laufbahn setzte er nunmehr, obwohl innerlich der rein juristischen Thätigkeit zuneigend, seine ganze Kraft ein und erreichte denn auch hier das höchste Ziel menschlichen Bemühens. Zu Anfang war es sein Hauptbestreben, die Creditanstalt, die unter dem Einflusse außerpolitischer Unruhen einer gefährlichen Krisis zutrieb, von den in eigene Verwaltung genommenen industriellen und gewerblichen Unternehmungen zu befreien. Nachdem dann Karl Mathy 1860 Director geworden war, nahm W. an den Geschäften der Anstalt steigenden Antheil, namentlich durch Verhandlungen mit Unternehmern an Ort und Stelle, was ihn zu häufigen großen Reisen, besonders nach Oesterreich, nöthigte. Von einer Candidatur zum Leipziger Vicebürgermeisteramt trat er zurück, indem er seinem Freund Eduard Stephani den Vorrang ließ (ebenso wie später, 1876, bei der Oberbürgermeisterwahl zu Gunsten Otto Georgi's). Die zweite Hälfte der sechziger Jahre brachte ihm eine Fülle von Ehrenämtern, auf die ihn theils — wie in den Verwaltungsrath mehrerer böhmischen Eisenbahngesellschaften — sein Beruf, theils das Vertrauen seiner Mitbürger stellte. In Leipzig war er an der Gründung der Leipziger Immobiliengesellschaft, die er 1872 ins Leben rief, und der Communalbank, die sich der Creditanstalt angliederte, betheiligt, ferner als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses der Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft, als Mitglied und — seit 1875 — als Vorsitzender der Handelskammer, im Stadtverordnetencollegium, im Kirchenvorstand der Nicolai-, später der Thomaskirche und in der Direction der Gewandhausconcerte thätig. Wegen der Abfassung und Vollstreckung des Testamentes seines ehemaligen Lehrers Albrecht, das der Leipziger Universitat eine beträchtliche Stiftung zuwandte, erhielt er 1877 den Doctortitel honoris causa. Seit 1882 war er alleiniger Director der Creditanstalt, 1885 wurde er österr. Consul, und 1886 eröffnete er den unter seiner Aegide geschaffenen Neubau der Leipziger Handelsbörse. 1889 wurde er Mitglied der ersten sächsischen Kammer und bewirkte hier durch sein Eintreten die Annahme der Convertirung der sächsischen Staatsanleihen. Nachdem er noch in dem Gefühl des herannahenden Alters im Februar 1890 das Finanzportefeuille Sachsens ausgeschlagen hatte, starb er — seinen Mitbürgern völlig unerwartet — am 26. Juli 1890 infolge einer schweren Nasenoperation, von deren Nothwendigkeit er sich mitten auf einer Erholungsreise in die Alpen hatte überzeugen müssen. Er ging ihr mit der sichern Erwartung des Todes völlig gefaßt entgegen.

W. war ein Mann von reicher und vielseitiger Bildung. Trotz seiner

ausgedehnten öffentlichen Thätigkeit, der die Stadt Leipzig zu einem guten Theil ihre rasche industrielle Entwicklung in den letzten Jahrzehnten verdankt, fand er noch Zeit, litterarischen und künstlerischen Fragen ernste Theilnahme zuzuwenden. Auf seinen in den späteren Jahren mit Rücksicht auf die Gesundheit der Seinigen öfter unternommenen Reisen nach Italien verlebte er Wochen des empfänglichsten Studiums und Genusses von Kunst- und Naturschönheiten. Seine Liebe zur classischen Musik spricht sich u. a. in einer für das Leipziger Conservatorium gemachten Beethoven- und einer Schumann-Stiftung aus. Politisch bethätigte er sich eifrig als Angehöriger der nationalliberalen Partei. Er stand dem Kreise der „Grenzboten" nahe, als Gustav Freytag sie leitete, und bewahrte den hervorragendsten Männern, die ihm näher traten, eine meist bis zu deren Lebensende währende Freundschaft. In seinem Privatleben wurde der edle, stets mit Andern und für Andere fühlende Mann von einer fast ununterbrochenen Reihe schwerer Schicksalsschläge getroffen. Die stete Sorge um die Gesundheit der Seinen, von denen er — außer den Eltern — alle Geschwister, die geliebte Gattin (Franziska Pöppig, eine Tochter des Naturforschers Pöppig, s. A. D. B. XXVI, 421) und drei seiner vier Kinder ins Grab sinken sah, zehrten auch an seinem Gemüthe und seiner Gesundheit. Die aus seinen Stellungen ihm reichlich zufließenden Glücksgüter konnten ihm nur insofern etwas bieten, als sie ihm ermöglichten, ein freigebiger, immer aber stiller Wohlthäter seiner Mitbürger zu sein.

Karl Whistling, Dr. Rudolf Wachsmuth. Ein Erinnerungsblatt. Leipzig 1890. — [Adolf Michaelis], Rudolf Wachsmuth. Gedenkblätter für seine Freunde. Leipzig 1891. G. Wustmann.

Wala*), Abt von Corbie, später von Bobbio, † 836, war durch seinen Vater Bernhard ein Enkel Karl Martell's, während er von mütterlicher Seite dem sächsischen Volksstamm angehörte. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt und nur soviel gewiß, daß er viel jünger war als sein um 752 geborener Bruder oder vielmehr Halbbruder Adalhard (s. A. D. B. I, 74). Seine Bildung erhielt er in der Hofschule und soll sich später durch Redegewandtheit, nicht nur in deutscher, sondern auch in lateinischer Sprache ausgezeichnet haben. Unter Karl dem Großen erscheint er als Graf. Es ist zwar mindestens fraglich, ob er wirklich, wie erzählt wird, ein Heer gegen ein wendisches Volk geführt hat, und sicher unglaubwürdig, daß er über ganz Sachsen gesetzt worden sei. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er bei dem Kaiser großes Ansehen und Vertrauen genoß. Im J. 811 finden wir ihn unter den Grafen, welche die Verfügung Karl's über seinen Schatz mit unterzeichneten, und dann unter den Bevollmächtigten, die an der Eider mit den Dänen Frieden schlossen; sogar beidemal an der Spitze. Im folgenden Jahre gab der Kaiser W. seinem Enkel Bernhard mit, den er nach Italien sandte, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen. Die Halbinsel schien damals von einer großen saracenischen Flotte bedroht, und W. sollte dem jungen Fürsten zur Seite bleiben, bis diese Gefahr beseitigt wäre.

Nach Karl's d. Gr. Tode regte sich jedoch die Besorgniß, daß W. der Thronfolge Ludwig's d. Fr. Widerstand entgegensetzen würde. Zwar beeilte er sich diesen Verdacht zu entkräften, indem er dem neuen Kaiser schon auf dessen Reise nach Aachen huldigte, worauf ihn Ludwig mit anderen Großen dorthin voraussandte, um Vorkehrungen für die Herstellung besserer Zustände am Hofe zu treffen. Dennoch war das Mißtrauen gegen W. sowie gegen seine Geschwister keineswegs entwaffnet. Adalhard, bisher Abt von Corbie

*) Zu Bd. LIV, S. 784.

an der Somme, wurde abgesetzt und nach dem Kloster Noirmoutier an der Mündung der Loire verbannt; auch einen anderen Bruder, Bernar, und eine der Schwestern, Gundrada, welche einst eine Freundin des gelehrten Alcvin gewesen war, traf ein ähnliches Schicksal. W. selbst zog sich nach Corbie zurück und trat nunmehr in den Mönchsstand. Vielleicht litten diese Verwandten des Herrscherhauses unter dem Verdacht, sie hätten den König Bernhard von Italien, der sich später empörte, auf den Thron des Frankenreichs erheben wollen.

Nach Ablauf mehrerer Jahre erfolgte ein Umschwung. Im Februar 821 starb einer der einflußreichsten Rathgeber Ludwig's d. Fr., der Abt Benedikt von Aniane, welchen er aus Aquitanien mitgebracht und dem er ein Kloster bei Aachen erbaut hatte. Im Herbst desselben Jahres erließ der Kaiser eine Amnestie, zu der die Vermählung seines Sohnes Lothar den äußeren Anlaß bieten mochte. Sie erstreckte sich auf die meisten Theilnehmer an der Empörung Bernhard's von Italien, und auch Adalhard sowie sein Bruder Bernar wurden aus dem Exil zurückberufen. Jetzt konnten er und W. endlich einen Plan durchführen, der schon längst in Angriff genommen war, aber bisher mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen hatte: die Stiftung eines Tochterklosters von Corbie in Sachsen. Beide begaben sich dorthin, und im August 822 erfolgte die Gründung der neuen Corbeja, Corvei an der Weser, auf dem Boden des Kronguts Hörter, welches Kaiser Ludwig zu diesem Zwecke schenkte. Auch das erste Nonnenkloster in Sachsen, Herford, verdankt diesen beiden Brüdern seine Entstehung; es wurde nach dem Vorbilde des Marienklosters in Soissons eingerichtet, dem ihre Schwester Theodrada vorstand.

Noch entschiedener verleugnete der Kaiser seine früheren Maßregeln gegen seine Verwandten, indem er sich, gleichfalls noch im August 822, auf einem Reichstage zu Attigny, der Kirchenbuße unterwarf. Wie einst unter Karl d. Gr. nahm W. nun auch unter seinem Nachfolger eine hervorragende Stellung im Rath des Kaisers ein und wurde als Mönch zu politischer Thätigkeit verwendet wie früher als Laie und Graf. Das entsprach seinen allem Anschein nach vorwiegend praktischen Anlagen. Hatte er einst den jungen Bernhard nach Italien begleitet, so stellte ihn Kaiser Ludwig jetzt seinem Sohn Lothar, den er noch von Attigny aus dorthin sandte, als Rath zur Seite. Zusammen mit einem hohen Hofbeamten, Gerung, sollte er Lothar bei der Herstellung von Ordnung und Rechtssicherheit in Italien leiten. Am Osterfest des Jahres 823 wurde der junge Kaiser von dem Papste Paschalis I. in Rom gekrönt. Bei der Consecration von Paschalis' Nachfolger Eugen II. (824) soll W. sich bemüht haben, eine Reform der römischen Zustände herbeizuführen. Thatsache ist, daß Eugen sich durch eine schriftliche Erklärung zur Beachtung der kaiserlichen Hoheitsrechte verpflichtete und Lothar im November die bekannte römische Constitution erließ.

Nach Adalhard's Tod († 2. Januar 826) folgte ihm W. als Abt von Corbie und hatte noch in demselben Jahre Gelegenheit, den Mann, welcher der Apostel des Nordens und der erste Erzbischof von Hamburg-Bremen werden sollte, zur Fortführung der christlichen Mission in Dänemark vorzuschlagen. Es war der Corbier Mönch Ansgar (s. A. D. B. I, 480 ff.), der damals die Schule in dem Tochterkloster an der Weser leitete, und später (829) vom Kaiser im Einvernehmen mit W. nach Schweden gesandt wurde. Beidemal konnte W. dem begeisterten Glaubensboten auch noch einen Genossen aus Corbie mitgeben. — Als die wachsenden Mißstände im Reiche gründliche Reformen immer dringender erscheinen ließen, betheiligte W. sich lebhaft an den Berathungen, die im Winter 828/29 in Aachen stattfanden.

Er wünschte die Eingriffe der weltlichen Macht in die Angelegenheiten der Kirche beseitigt zu sehen, wie nicht minder die Verstrickung der Geistlichen in weltliche Geschäfte. Er warnte, ohne die Rechte des Staates auf das Kirchengut grundsätzlich zu bestreiten, vor willkürlicher Vergabung desselben und verlangte eine gütliche Uebereinkunft darüber mit dem Clerus. Nicht in allen Punkten war er mit seinen Genossen aus der hohen Geistlichkeit einverstanden. Jedoch nahm er im J. 830 Theil an der Empörung, die sich in erster Linie gegen die Kaiserin Judith und ihren Günstling, den Kämmerer Bernhard, richtete, obschon er diesem früher als Schwager und Freund nahe gestanden hatte. Die Großen erhoben sich, um zunächst die Wiedereinsetzung Lothar's als Mitkaiser und die Wiederherstellung der Thronfolgeordnung vom Jahre 817 herbeizuführen und damit die Einheit des Reiches zu sichern. Da der alte Kaiser die Macht bald wiedergewann, hatte W. dies Verhalten zu büßen. Vom Reichstage in Nimwegen verwies ihn Ludwig streng in sein Kloster. Im folgenden Jahre würde er seiner Abtswürde entsetzt und zuerst in ein Felsenneſt in der Gegend des Genfer Sees (worunter schwerlich, wie man früher annahm, Chillon, eher St. Maurice im Wallis verstanden werden kann), dann nach Noirmoutier, wo Adalhard so lange Jahre des Exils verlebt hatte, von dort in ein deutsches Kloster und endlich wieder nach Corbie gebracht. Das Ansinnen, ein Schuldbekenntniß abzulegen und sich dadurch Begnadigung zu sichern, hatte er, wie es heißt, abgelehnt. — Man darf es glauben, daß W. sich nach solchen Erfahrungen der abermaligen Empörung gegen Ludwig d. Fr. im J. 833 nur widerstrebend anschloß, als er durch eine Botschaft des Papstes Gregor IV. und der älteren Söhne des Kaisers dazu gedrängt wurde. Zwischen den Truppen des Kaisers, erzählt sein Biograph Radbert (s. A. D. B. XXVII, 108 ff.), hätten W. und er sich in das feindliche Lager durchgeschlichen und den Papst, der durch den energischen Widerstand der Ludwig anhängenden Bischöfe entmuthigt war, namentlich durch den Hinweis auf den kanonischen Rechtssatz aufgerichtet, daß der Nachfolger Petri über Alle richten und von Niemand gerichtet werden könne. Nachdem Ludwig d. Fr. (834) auch diesmal die Herrschaft wiedererlangt hatte und Lothar wieder auf Italien, wohin ihm die meisten und vornehmsten Anhänger folgten, beschränkt war, erhielt W. die berühmte Abtei Bobbio. Er nahm die erste Stelle in Lothar's Rath ein und scheint auch von dessen Gemahlin Irmingard hoch verehrt worden zu sein. Indessen wirkte er jetzt im Sinne einer Verständigung zwischen Lothar und dem väterlichen Hofe. Ohne Zweifel erkannte er, daß diese im eigenen Interesse Lothar's liege und kam deshalb den Wünschen der Kaiserin Judith entgegen, welche von Hause aus dahin gegangen waren, ihrem Sohne Karl die Unterstützung seines ältesten Stiefbruders zu gewinnen. Nach Weihnachten 835 schickte Ludwig eine Gesandtschaft an Lothar, um ihn zur Unterordnung und Versöhnung zu bestimmen; er ließ ihn auffordern, im nächsten Frühjahr Männer seines Vertrauens als Unterhändler zu senden. In der That erschien eine solche Gesandtschaft im Mai 836 auf dem Reichstage in Diedenhofen, W. an ihrer Spitze. Es wurde vereinbart und eidlich verbürgt, daß Lothar selber sich im September ungefährdet auf einer allgemeinen Reichsversammlung in Worms einfinden solle. Zugleich ließ Kaiser Ludwig dem Sohne durch W., mit dem er und Judith sich vollständig aussöhnten, und die anderen Gesandten die glänzendsten Aussichten eröffnen. Dennoch sollten diese Pläne erst einige Jahre später, nach neuen Wirren, zur Ausführung gelangen. Denn zur festgesetzten Zeit traf nicht Lothar, sondern die Botschaft ein, daß er zu kommen verhindert sei. Er war an einer Seuche erkrankt, welche unter den mit ihm nach Italien ge-

zogenen Franken wüthete. Ihr erlag auch W., der dringend gewünscht haben soll, daß Lothar das für ihn verpfändete Versprechen einlöse; nach der glaubwürdigsten Angabe, am 31. August 836. Sein Leichnam wurde in Bobbio bestattet.

Die politische Rolle, die W. in der Geschichte des Fränkischen Reiches spielt, knüpft sich vornehmlich an die Person Lothar's und an Italien. Er ist aber auch auf die Cultur Sachsens, das er als Heimath seiner Mutter liebte, und Skandinaviens von Einfluß gewesen. Daß wir von seiner Persönlichkeit und seinem Wirken, trotz einer Reihe gesicherter Thatsachen, kein klares Bild gewinnen, liegt an dem Charakter der, zwar interessanten, aber tendenziösen Schrift, die Radbert seinem Andenken gewidmet hat.

Radbert's Epitaphium Arsenii (Vita Walae), zuletzt herausgegeben von E. Dümmler, in den Abhandlgn. der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. 1900. — C. Rodenberg, Die Vita Walae als historische Quelle. Dissert. Göttingen 1877. — A. Himly, Wala et Louis le Débonnaire. Paris 1849. — Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches, 2. Aufl. Bd. I. Leipzig 1877. — B. Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig d. Fr. Bd. I. II. Leipzig 1874. 1876. — L. M. Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im frühen Mittelalter. Gotha 1904.

B. v. Simson.

Wegelin *): Johann Reinhard W., Bürgermeister von Lindau und Historiker. W. entstammt einer im Schwäbischen und Elsässischen weit verbreiteten, alten und angesehenen Familie. Er ist geboren am 21. April 1689 in Lindau als Sohn des Bürgermeisters Johann Christoph W. und dessen Frau Felicitas geb. Caspar. Seine erste Ausbildung erhielt er am Lyceum in Lindau. 1707 bezog er die Universität Jena, wo er Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz und Geschichte studirte. 1712 griff er in das bekannte „bellum Lindaviense“ mit einer Schrift ein, deren langathmiger Titel lautet: „De S. R. I. lib. civitatis Lindaviensis praerogativa antiquitatis prae illustri D. Virg. coenobio, ejusdem famosi diplomatis Ludoviciani falsitate contra iniqua Maximiliani Rafleri S. J. nuperae vindicationis argumenta denuo retecta“, und der Schreiben von Leibniz und von Wegelin's Universitätslehrer B. G. Struv angefügt waren. Um seinen Horizont zu erweitern, unternahm W. eine Reise ins Ausland, die ihn zunächst nach Genf führte. Von hier aber wurde er als sachsen-coburgischer Legationssecretär auf Empfehlung des Reichshofraths Freiherrn v. Lyncker nach Wien berufen, wo er bald zum sachsen-coburgischen Rath und Agenten beim Reichshofrath aufrückte. Er bekleidete diese Stelle, bis ihn 1719 die kleine Reichsstadt Isny zum Rathsconsulenten und Kanzleiverwalter ernannte. Als solcher hat er es verstanden, das arg gestörte Einvernehmen zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft mit solchem Erfolge wieder herzustellen, daß ihm auch die Reichsstadt Kempten die Stelle eines Consulenten übertrug. Im Streit mit dem Fürstabt von Kempten vertrat W. temperamentvoll und glücklich die Sache der Stadt. 1731 wurde W. Syndikus und Consulent in Lindau und 1746 Bürgermeister. Als solcher führte er „streitbar und sachkundig“ mit glücklichem Erfolge den Kampf gegen die Patricier, die „Sünfzen“, die ihren alten Antheil am Stadtregimente wieder zu erlangen hofften. Wegelin's Fürsorge für die Stadt Lindau wird von den Zeitgenossen hoch gerühmt. Auch als historisch-politischer Schriftsteller hat er sich einen guten Namen gemacht; ich erwähne von seinen Werken, die Weidlich und Meusel verzeichnet haben, nur die ausführliche Streitschrift:

*) Zu S. 7.

„Gründlicher historischer Bericht von der kaiserlichen und Reichslandvogtei in Schwaben“ 1755, die sich mit den seit dem 16. Jahrhundert unaufhörlich fortdauernden Zwistigkeiten zwischen dem schwäbischen Kreis und Oesterreich über die Landvogtei in Schwaben beschäftigt; dann das jetzt noch brauchbare Sammelwerk, den „Thesaurus rerum Suevicarum“ (1. Bd. 1756, 2. u. 3. Bd. 1757, 4. Bd. 1760); endlich die Neuedition der „Alten Schwäbischen Geschichten“ des Thomas Lirer von Rankweil, die 1762 in Lindau erschien. W. ist am 11. Januar 1764 in Lindau gestorben.

Weidlich, Zuverlässige Nachrichten von denen jetzt lebenden Rechtsgelehrten. Halle, Bd. IV, S. 133 und VI, S. 403. — Meusel, Lexikon teutscher Schriftsteller, Bd. 14. — Wolfart, Die Patriciergesellschaft zum Sünfzen in Lindau, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Heft 32, S. 11. — Wolfart, Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. 1. Bd., 2. Abth., S. 123.

Fritz Endres.

Wegleiter*): Christoph W., protestantischer Theolog und Liederdichter, wurde am 22. April 1659 als Sohn eines Buchhalters in Nürnberg geboren. Er studirte in Altdorf Theologie und wurde wegen seiner Neigung zur Dichtung schon im J. 1679 in den Orden der Pegnitzer Schäfer aufgenommen. Er besuchte hierauf eine ganze Reihe von Universitäten, machte sich auf seinen Reisen nach Holland und England mit Vertretern verschiedener Sekten bekannt und suchte auch von den Juden ihre Lehren und Gebräuche zu erfahren. Im J. 1688 erfolgte seine Ernennung zum Professor und Diakonus in Altdorf. Dort starb er am 16. August 1706. Von seinen Kirchenliedern, von denen das bekannteste mit den Worten: „Wenn meine Seel den Tag bedenket“ beginnt, sind sechs in die protestantischen Gesangbücher übergegangen. Seine nicht sehr zahlreichen gelehrten Schriften verzeichnet Zeltner.

Gustav Georg Zeltner, Vitae theologorum Altorphinorum. Norimbergae et Altorphii 1722, S. 435—447. (Mit Bildniß.) — Joh. Caspar Wetzel's Historische Lebens-Beschreibung der berühmtesten Lieder-Dichter. 3. Theil. Herrnstadt 1724. — Blätter für Hymnologie. Altenburg 1885, S. 177, 178. — Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl., 3. Bd. Dresden 1887, S. 291. — Alb. Friedr. Wilh. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. 2. Hälfte. Gotha 1879, S. 481. — Wilh. Bode, Quellennachweis über die Lieder des hannoverschen und des lüneburgischen Gesangbuches. Hannover 1881, S. 165, 227, 271 u. 289.

H. A. Lier.

Wehle**): Heinrich Theodor W., Landschaftsmaler, wurde am 1. März 1778 zu Kreba in der Oberlausitz (nach Andern zu Förstgen, Forst) als Sohn eines Pfarrers geboren. Er besuchte zunächst das Gymnasium in Görlitz und erhielt dort durch Christoph Nathe († 1806) die erste Anleitung zum Zeichnen. Er kam hierauf nach Dresden, wo er die Kunstakademie besuchte und Schüler des Landschaftsmalers Johann Christian Klengel wurde. Er erwarb sich bald den Ruf eines tüchtigen Landschaftsmalers und wurde im J. 1799 nach Dessau berufen, wo er als Zeichner für die chalkographische Gesellschaft thätig war. Er war ein leidenschaftlicher Reiter, und seine schönsten Zeichnungen wanderten für wenige Thaler in speculative Hände, wenn ihm der Credit beim Pferdeverleiher ausgegangen war. Von hier aus wurde er im J. 1802 von dem Kaiser von Rußland unter vortheilhaften Bedingungen

*) Zu S. 7.
**) Zu S. 7.

engagirt, um mit dem Grafen Mussin Puschkin die russischen Theile Asiens zu bereisen und die merkwürdigsten Gegenden zeichnerisch aufzunehmen. Er kam bis Georgien und Persien und fühlte sich als Künstler von all' dem Wunderbaren, das er sah, mächtig ergriffen. Aber sein Körper war den ihm zugemutheten Anstrengungen nicht gewachsen. Er mußte sich zur Rückkehr in die deutsche Heimath entschließen, wo er am 1. Januar 1805 in Bautzen, erst 26 Jahre alt, starb. W. hat außer Zeichnungen und Vorlagen zum Landschaftszeichnen auch einige Radirungen hinterlassen.

Neue Lausizische Monatsschrift 1805, 1. Theil. Görliz 1805, S. 299. 2. Theil, Lausizische Angelegenheiten S. 13, 14. — Gottlob Friedrich Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler, 3. Band. 1803, S. 811. — Der Freimüthige und Ernst und Scherz. 1805. Hrsg. von A. v. Kotzebue und G. Merkel. Berlin o. J. (Januar bis Junius), S. 60 und 368. — Füßli, Allgem. Künstlerlexikon, 2. Theil. Zürich 1816. — Supplementband zu J. G. Otto's Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künster, bearbeitet von Johann Daniel Schulze. Görlitz und Leipzig 1821, S. 512. — G. K. Nagler, Neues allgem Künstler-Lexikon, 21. Bd. München 1851, S. 215, 216. — Gesch. d. Stadt Dessau. Dessau 1901, S. 563.

H. A. Lier.

Wehme *): Zacharias W. (auch Wehm und Wehem genannt), Maler, wurde um das Jahr 1558, nach einer anderen Angabe um 1550 in Dresden als Sohn des kursächsischen Hoftischlers und Büchsenmachers Hans W. geboren. Nach dem Tode seines Vaters sandte ihn der Kurfürst August, der sich des mittellosen Knaben annahm, zu Lukas Cranach dem Jüngeren nach Wittenberg, bei dem er sich zum Maler ausbilden sollte. Er blieb bei ihm volle zehn Jahre und wurde sofort nach seiner Rückkehr nach Dresden im J. 1581 gegen ein wöchentliches Kostgeld von einem Gulden für den Hof beschäftigt. Er mußte für den Kurfürsten Mappen, Bibeln und andere Bücher illuminiren. Eine Probe dieser seiner Thätigkeit hat sich in dem im Besitze der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen „Türkenbuch" Wehme's (Manuscript J 2a) erhalten. Es ist eine in künstlerischer Hinsicht höchst mittelmäßige Copie nach einem verschollenen Original, das der Kriegspräsident Freiherr David Ungnad zu Sonneck dem Kurfürsten zum Abmalen geliehen hatte, und besteht aus acht großen Tafeln, auf denen in naivster Weise allerhand türkische Gebräuche und Vorkommnisse an dem Hofe des Sultans dargestellt sind. Auch nachdem er sich bereits als Porträtmaler ausgezeichnet hatte, muß der Künstler, der weder unter dem Kurfürst August, noch unter seinem Nachfolger Christian I. in seinen äußeren Verhältnissen recht vorwärts kam, und erst ein Jahr vor seinem Tode zum Hofmaler vorrückte, ziemlich untergeordnete Arbeiten leisten, zu denen die Wandmalereien am Stallhof und am Schlosse zu Dresden, sowie die Malerarbeiten am Schlosse zu Colditz gehörten. Auch lieferte er eine Anzahl von Jagdstücken, Scenen aus der biblischen Geschichte und Landschaften. Das Beste aber, was er hervorzubringen im Stande war, gab er in seinen Bildnissen, von denen seine Erben im ganzen 54 große und kleine, fertige und unfertige im J. 1608 an die kurfürstliche Kunstkammer ablieferten. Erhalten haben sich von ihnen nur das Bildniß des Kuradministrators Herzog Friedrich Wilhelm von 1597, das sich im Koselthurm des Schlosses Stolpen befand, und nunmehr in einem Corridor des neuen Theils des Dresdener Schlosses aufgehängt ist, das schon im J. 1586 entstandene des gepanzerten Kurfürsten August, das bis zum Jahre 1886 in

*) Zu S. 7.

der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt wurde und seitdem an die Dresdener Galerie abgegeben worden ist, ferner zwei Porträts des Kurfürsten Christian I. vom Jahre 1591 im Schlosse zu Dresden und vom Jahre 1601 im Lutherhause zu Wittenberg und endlich dasjenige Christian's II. vom Jahre 1602 im Schlosse zu Wermsdorf. W. starb plötzlich zu Dresden in der Nacht vom 5. zum 6. Januar 1606.

G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon, 21. Bd. München 1851, S. 217. — Archiv für die zeichnenden Künste. Leipzig 1855. 1. Jahrg., S. 101—104. — Andreas Andresen, Der Deutsche Peintre-Graveur, 3. Bd. Leipzig 1872, S. 334—338. — Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. 19. Jahrg. Leipzig 1884, Sp. 197 bis 199. — Neues Archiv für Sächsische Geschichte, 11. Bd. Dresden 1890, S. 275—280. — Gustav Otto Müller, Vergessene und halbvergessene Dresdener Künstler des vorigen Jahrhunderts. Dresden 1895, S. 134. — Karl Woermann, Katalog der königl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 7. Aufl. Dresden 1908, S. 638. — Große Kunstausstellung Dresden 1908. Sonderausstellung: Kunst und Cultur unter den Sächsischen Kurfürsten. Officieller Führer. Dresden o. J., S. 16.

H. A. Lier.

Weigand *): Friedrich Ludwig Karl W., deutscher Lexikograph, wurde geboren am 18. November 1804 zu Niederflorstadt in der Wetterau, als Sohn eines reitenden Försters der Ganerbschaft Staden. Den sechsjährigen Knaben nahm sein Großvater mütterlicherseits, der Amtschirurg Lichtstadt zu Staden, in sein Haus, um ihm persönlich den Anfangsunterricht zu ertheilen. In Staden, wo er später Pfarrer war, hatte 300 Jahre früher auch Erasmus Alberus seine Knabenjahre verlebt, und zu diesem engsten Landsmann hat sich W. als Hesse und Wörterbuchschreiber zeitlebens besonders hingezogen gefühlt, wie er denn später auch zu dem Schulmann und Lexikographen des 18. Jahrhunderts Johann Leonhard Frisch in eine Art von persönlichem Verhältniß trat. Zu Weigand's frühesten Eindrücken gehörten die Nachrichten von Napoleon's russischem Feldzug, von der Leipziger Schlacht und, aus nächster Nähe, der Schlacht bei Hanau. Seine Weiterbildung begegnete manchen Hemmnissen, und nach dem frühen Tode des Vaters mußte W. auf den Besuch eines Gymnasiums verzichten und sich nur, im wesentlichen privatim, für das Schullehrerseminar in Friedberg vorbereiten, das er 17jährig im J. 1821 bezog. Hier entwickelte er sich bei schwacher Gesundheit, von tüchtigen und herzlich verehrten Geistlichen und Schulmännern gefördert, zu einem der besten Zöglinge der Anstalt, die ihn im Herbst 1824 nach der Abschlußprüfung mit einem vortrefflichen Zeugniß entließ. Er fand alsbald eine Stelle als Hauslehrer in der Familie des preußischen Generals v. Müffling in Mainz, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen über fünf Jahre geblieben ist. Hier bot sich ihm Gelegenheit und Muße, sich wissenschaftlich fortzubilden und den im Stillen stets festgehaltenen Plan, doch noch Theologie zu studiren, durch eifriges Studium insbesondere der alten Sprachen zu fördern. Daneben aber legte er bereits den Grund zu seinen späteren lexikographischen Arbeiten, indem er seit dem Jahre 1825 für ein wetterauisches Idiotikon zu sammeln begann; in Beiträgen zu der von dem Hofprediger D. Zimmermann in Darmstadt herausgegebenen „Allgemeinen Schulzeitung“ hat er (von 1828 ab) auch schon sein besonderes Interesse an der deutschen Synonymik bethätigt.

Im Frühjahr 1830 bestand er vor der sogenannten Pädagogischen Com-

*) Zu S. 14.

mission zu Gießen eine Maturitätsprüfung, die ihm den Zugang zur Universität erschloß, und hat dann sieben Semester an der Ludoviciana Theologie und Philologie studirt: von seinen Lehrern verdienen Schmitthenner für Geschichte, Jos. Hildebrand für Philologie und Litteraturgeschichte, Osann für Griechisch, sowie die Theologen Kühnöhl, Palmer, Hundeshagen (damals Privatdocent) und im letzten Semester Credner genannt zu werden. Unter diesen ist er Schmitthenner, den er später als Lexikograph ersetzen sollte, persönlich nahe getreten und hat von ihm wohl den stärksten Einfluß erfahren. W. war während seiner ganzen Studienzeit eifrig bemüht, alle Lücken seiner Bildung auszufüllen; der energische, zielbewußte Autodidakt hat nie verkannt, was ihm der Mangel einer methodischen Erziehung auf einer humanistischen Anstalt vorenthalten hatte. Dem studentischen Treiben blieb er fern, aber ein engerer Freundeskreis lernte seinen Frohsinn, seine geselligen Gaben und seine ideale Sinnesrichtung wohl kennen. Im Juli 1833 brachte er seine Universitätsstudien mit der theologischen Decanatsprüfung zum Abschluß. Sein eigentliches Ideal, Landpfarrer zu werden, sollte W. auch jetzt nicht verwirklichen — und hat es nie verwirklicht. Nachdem er ein Jahr lang als Hauslehrer in Nidda gelebt hatte, erhielt er eine Berufung an die im Entstehen begriffene Realschule zu Michelstadt im Odenwald: so ist er zum Lehrberuf zurückgekehrt und hat von ihm aus später den Uebergang zur Universität vollzogen. Von Michelstadt aus hat er 1836 mit einer ausgereiften Probe seines „Handbuchs der sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache“ die Doctorwürde an der Landesuniversität erworben; im Frühjahr 1837 ist er als ordentlicher Lehrer an die gleichfalls neu begründete Realschule nach Gießen übergesiedelt, das nun für den Rest seines arbeitsamen Lebens ihm zur Heimath wurde. Er brachte seine junge Frau mit, eine Nürnbergerin von katholischer Confession, mit der ihn, den lutherischen Theologen, der nachträglich (1846) noch ordinirt wurde, eine lange, glückliche Ehe verbunden hielt.

Weigand's Lehrfächer an der Realschule waren Religion, Geschichte und Deutsch; er ist als Lehrer vollbeschäftigt gewesen, bis ihm zwanzig Jahre später nach längerer Stellvertretung definitiv das Directorat der Anstalt übertragen wurde; 10½ weitere Jahre hat er die Leitung der Anstalt geführt, von der er im Herbst 1867 zurücktrat, um sich ganz auf die wissenschaftliche Arbeit und sein Amt als Universitätslehrer zu beschränken. Denn seit dem Sommersemester 1849 gehörte er auch zum Lehrkörper der Gießener Hochschule: zunächst als Privatdocent, seit dem 12. December 1851 als außerordentlicher Professor; seine Beförderung zum Ordinarius erfolgte, nachdem W. in die Fortführung des „Deutschen Wörterbuchs“ der Brüder Grimm eingetreten war, am 28. September 1867 unter gleichzeitiger Enthebung vom Directorat der Realschule. Mit gesteigerter Anstrengung seiner wissenschaftlichen Kräfte hat W. die späte Anerkennung gelohnt, bis ihn im Frühjahre 1878 ein Herzleiden zwang, mit jeder ernstlichen Thätigkeit auszusetzen; am 30. Juni 1878 ist er dieser Krankheit erlegen.

W. hat alle seine Aemter: als Lehrer, Director, Universitätsprofessor, mit Pflichttreue und Ordnungsliebe verwaltet, ausgerüstet mit reichen Kenntnissen, die zu vermehren er unablässig bemüht war, und gewiß nicht ohne innere Wärme, wie sie besonders in seinem innigen Pietätsverhältniß zu Jacob Grimm und Schmeller sympathisch zu Tage tritt, aber auch aus mancher Zeile seiner wissenschaftlichen Arbeit, aus vielen seiner populären Aufsätze hervorleuchtet. Wenn es galt, hat er auch — schon in jungen Jahren — festliche Strophen von Schiller'scher Prägung gedichtet, und von seinen Liedern im wetterauischen Dialekt sind ein paar mit Recht volksthümlich geworden. Aber

seiner schlichten und ehrlichen Natur widerstrebte nichts mehr als ein höherer Aufschwung zu gebotener Stunde. So hatte sein Vortrag nichts fortreißendes und sein Unterricht überhaupt wenig werbende Kraft. Von der behaglichen Lässigkeit, die er aus dem ruhigen Gefühl eines ausreichenden wissenschaftlichen Wohlstands in Colleg und Examen entfaltete, erzählte man sich wohl die eine oder andere heitere Anekdote. Das schadete seinem Ansehen wenig, denn die Gießener wußten, daß ihr Weigand als Gelehrter eine höchst respectable Person war und daß er nach dem Tode der Brüder Grimm als Deutschlands angesehenster Lexikograph dastand.

Freilich auf die Lexikographie — im weitesten Sinne, wo sie Synonymik, Mundartenforschung, Ortsnamenkunde einschließt — ist Weigand's Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft auch beschränkt. Wohl hat er in jenen glücklichen Tagen, wo es überall noch etwas zu finden gab, aus hessischen Archiven und Bibliotheken allerlei werthvolle Stücke altdeutscher Litteratur ans Licht gezogen (Zeitschr. f. d. Alterthum Bd. 5—15): so die „Marien Himmelfahrt“ aus Gießen, das Darmstädter Aventiuren-Verzeichniß zum Nibelungenliede, den Friedberger „Christ und Antichrist“ und die Dirigirrolle des dortigen Passionsspiels — was er sonst über deutsche Litteratur aus alter und neuer Zeit geschrieben hat, trägt nur den Charakter der Gelegenheitsarbeit und ist meist in populärer Form gehalten. In Schul- und Kirchenzeitungen und populären Wochenschriften zerstreut sind auch seine zahlreichen Materialien und Deutungen zum oberhessischen Wortschatz, die dann später, 20 Jahre nach seinem Tode mit seinem und anderer Landsleute handschriftlichem Nachlaß dem „Oberhessischen Wörterbuch“ von Wilhelm Crecelius (Darmstadt 1897. 1899) einverleibt wurden; ferner die Mittheilungen von Sagen aus der Wetterau und sonstigen Beiträgen zur Volkskunde. Besondere Erwähnung verdienen die „Oberhessischen Ortsnamen“ im „Archiv f. hess. Geschichte und Alterthumskunde“ Bd. 7 (1853), eines der frühesten Beispiele für eine exakte wissenschaftliche Behandlung dieses schwierigen Gebietes, auf dem beständige Rückfälle in den Dilettantismus leider unvermeidlich erscheinen.

Es bleiben die großen lexikalischen Schöpfungen Weigand's. Zunächst das in langjähriger Arbeit höchst gewissenhaft vorbereitete „Wörterbuch der deutschen Synonymen“, das in 3 Bänden Mainz 1840—43 erschien und 1852 eine zweite Auflage erlebte — leider die letzte, denn es hätte in weit höherem Maße eine dauernde Benutzung verdient, als das alte Handwörterbuch von Eberhard und Maaß, das man neuerdings schlecht und recht wieder zugestutzt hat, oder als die Leistungen von D. Sanders. Die Bedeutungsabgrenzung ist überall wohlerwogen: hier scharf und bestimmt, dort mit verständiger Rücksicht auf die neutrale Zone des Gebrauchs. Dazu ist es das einzige Werk seiner Art, das von der Existenz einer Wissenschaft der deutschen Philologie auf jeder Seite Zeugniß ablegt, überreich ausgestattet mit Belegen, die W. selbst zusammengebracht hat. Aber freilich: ein Synonymisches Wörterbuch ist zum Nachschlagen bestimmt, und die es nachschlagen sind zumeist Laien, denen eine wissenschaftliche Belehrung oft unbequem ist; sie verlangen überall präcise Auskunft und feste Rathschläge. Die wissenschaftlich interessirten Leser aber haben sich gewöhnt, die Auskunft direct aus der Quelle der großen Wörterbücher zu schöpfen, und so ist es gekommen, daß das große Unternehmen Weigand's, zu dessen „tapferer Beendigung“ ihn J. Grimm (der es später oft gebraucht hat) beglückwünschte, heute so gut wie unbekannt ist.

Zum Theil allerdings hat W. selbst dazu beigetragen, daß sein älteres Werk vergessen wurde: denn sein eigenes „Deutsches Wörterbuch“, das als „Dritte völlig umgearbeitete Auflage von F. Schmitthenner's kurzem deutschem

Wörterbuche“ zu Gießen 1857—1871 in Lieferungen (= 2 Bde.) herauskam und von dem er gleich nach dem Abschluß eine zweite Auflage (1872—1876) rüsten mußte, übernahm begreiflicherweise einen guten Theil der Bedeutungsangaben, der Ableitungen und Belege aus dem „Wörterbuch der Synonymen“, freilich ohne dieses in seinen speciellen Zwecken und Leistungen zu beeinträchtigen. Wenn W. dies sein Wörterbuch zunächst als eine Neubearbeitung des Schmitthenner'schen Werkes einführte, so geschah das sowohl aus Pietät gegen den Mann, der sein Lehrer gewesen war, wie aus geschäftlicher Rücksicht auf den Verleger, der die Anregung gegeben hatte. In Wahrheit durfte W. das Wörterbuch von der ersten Lieferung ab das seine nennen, und es ist im Fortschreiten und nun gar in der neuen Auflage ganz „der Weigand“ geworden, der nun schon seit Jahrzehnten als „der alte Weigand“ auf unserem Arbeitstische steht und dessen wesentlicher Eigenart eine soeben erscheinende Neubearbeitung, wie mir scheint, nicht gerecht wird: denn sie läßt die Etymologie viel zu sehr in den Vordergrund treten und kommt dadurch zumeist Bedürfnissen entgegen, die weniger gesund sind als die, welche W. selbst befriedigte. Bei W. erhält man in erster Linie Auskunft über das Alter der Wortformen und Wortbedeutungen, wo nöthig über ihre locale Herkunft und Heimath, sowie über mundartliche Abwandlungen in Form und Gebrauch. Weigand's sprachwissenschaftliches Interesse ist mehr antiquarisch als linguistisch, aber es ist darum nicht weniger wissenschaftlich. Man sieht deutlich die historische Linie, aus der der Lexikograph Weigand herkommt: sie führt von Erasmus Alber, dem er das Interesse für das Landschaftliche verdankt, über J. L. Frisch, der als Erster starke antiquarische Interessen zeigt, zu Schmeller und Jacob Grimm.

Jacob Grimm, dem hessischen, wetterauischen Landsmann, „dessen wahrhaft großartige Schöpfung, die deutsche Philologie“ zu preisen W. nicht müde wurde, ihm bewahrte er zeitlebens eine Vasallentreue, die von kindlicher Liebe und Ehrfurcht durchglüht war. Grimm's Bekanntschaft, seine Freundschaft machte das Glück seines Lebens aus. W. stand auch am 24. September 1863 an seinem Sarge, und wenn er es auch mit schwerem Herzen that, so ist er doch ohne Zaudern an den Platz getreten, für den ihn der Meister als den Geeignetsten bezeichnet hatte: er übernahm für die Fortsetzung des großen Deutschen Wörterbuchs, an dem nach dem Tode Jacob Grimm's nur Rud. Hildebrand (für das K) beschäftigt war, zunächst den Abschluß des Buchstabens F, mit dem J. Grimm bis zum Worte „Frucht“ gelangt war, und erklärte sich für später bereit, das S zu bearbeiten. Dazu ist es dann freilich nicht gekommen, denn nach der Pause, die W. 1872 eintreten ließ, ist er nicht wieder zum D. W. B. zurückgekehrt. So hat er nur das F (in Bd. IV 1) zu Ende geführt; obwohl er sich weit enger als Hildebrand an die Arbeitsweise und Darstellung J. Grimm's anschloß, brauchte doch auch er mehr als das Doppelte des Raumes, aber was der Meister einst den ersten Lieferungen des Weigand'schen Wörterbuchs nachgerühmt hatte, gilt auch von dieser Leistung im Dienste des großen nationalen Werkes: es ist „grundehrliche, aus genauestem Forschen hervorgegangene Arbeit“.

O. Bindewald, Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Karl Weigand. Ein Lebensbild (Gießen 1879), wo S. 95—110 ein genaues Verzeichniß der Beiträge Weigand's zu Zeitschriften und Zeitungen steht. — Briefe der Brüder Grimm an Weigand bei Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen II, 315—386.

Edward Schröder.

Weingarten*): Georg Wilhelm Hermann W., Kirchenhistoriker, 1834 bis 1892. — Hermann W. wurde in Berlin am 12. März 1834 geboren. Sein Vater, ehedem Jude polnischer Herkunft, hatte sich durch den Wupperthaler Pastor Daniel Krummacher taufen lassen; er lebte dann in Berlin und erwarb sich als kleiner Handwerker, Blattbinder (Verfertiger des Weberkamms) sein Brot. Seine Frau war die Tochter eines Arbeitsgenossen bairischer Abstammung, Dorothea Ebner, die gleich ihrem Vater und ihrem Oheim, dem Hottentottenmissionar Leonhard Ebner, der spätere Ruhejahre in Berlin verbrachte, in der Gemeinschaft der pietistischen Theologen strengster Observanz, der Jänicke und Goßner, ihre Heimath gefunden hatte und ihre Kinder in dem gleichen Geiste erzog. Kurz nach ihrem Tode (13. April 1877 — der Vater war schon 1866 gestorben) hat W. im Vorwort zu seinem „Mönchthum" der Mutter ein schönes Denkmal gesetzt und ihr gedankt für Liebe, Sorge und Treue ohne Maß. Aber nicht bloß dies verdankte er dem Elternhaus und auch nicht bloß die frühzeitige Entwicklung warmer religiöser Bedürfnisse sowie des Verständnisses für kirchliche Bestrebungen nah und fern; vor allem hat er an sich die schlichte Macht der Frömmigkeit im Familienleben erfahren. Die Kraft aufopferndster Selbstverleugnung hat, wie er selber es ausdrückt, ihm die Grundlagen seiner Laufbahn bereiten helfen. Es ist in der That bewunderungswürdig, daß diese armen Leute ihre beiden Söhne, Hermann und den um ein Jahr jüngeren Julius (jetzt Professor der Mathematik in Freiburg i. Br.) für das akademische Studium haben ausbilden können, mag immerhin die hervorragende Begabung der Brüder ihnen früh Unterstützungen, Stipendien u. dgl. verdient haben. Ostern 1853 verließ W. das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und wandte sich nach Jena, um Theologie und Orientalia zu studiren. Drei Semester hat er in Jena verbracht, am stärksten durch die Vorlesungen und die Persönlichkeit des Kirchenhistorikers Karl Hase angezogen, im Herbst 1854 mußte er nach Berlin zurückkehren, wo der jüngere Bruder immer verblieben war. Hier vollendete er, jetzt am meisten für K. J. Nitzsch begeistert, seine Studien; bereits am Ende seines letzten Studiensemesters, des Sommers 1857, erwarb er am 6. August die Licentiatenwürde. Den Gedanken, sich in Jena zu habilitiren, mußte er aufgeben, weil er dort keine Aussicht hatte, den nöthigen Lebensunterhalt sich zu erwerben. So wurde er Gymnasiallehrer; schon 1858 als Adjunct am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt, hat er dort bis nach Michaelis 1864 gewirkt, die nächsten 8½ Jahre als Oberlehrer an der „Stralauer höheren Bürgerschule" in Berlin, der Andreas-Realschule. Der Umfang der von ihm an den Schulen vertretenen Fächer war sehr groß, Religion, Hebräisch, Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie; die Pflicht der Beaufsichtigung der Joachimsthalschen Alumnen, die er, bis 1864 selber im Internat wohnend, als Adjunct übernommen hatte, verengerte das Maß der ihm für eigene Arbeit verbleibenden Muße wiederum. Aber seine Schüler hatten nicht den Eindruck, daß er unter seinem Amt eigentlich litte; dem, was er bot, verstand er doch irgendwie den individuellen Stempel zu geben, der auch das Alltägliche adelt. Seiner ersten Lehrerzeit verdankte er die Freundschaft mit Usener, der kurz vor ihm als Adjunct angestellt worden war; diese Freundschaft hat bis an seinen Tod gedauert, und es erweckt ein eigenes Interesse, den Einfluß von Usener's weitem und warmem Geist mit dem des damals doch schon mehr in wohlwollender Ueberlegenheit die von ihm abgerückten Objecte kunstvoll formenden Altmeisters Hase in Weingarten's Schaffen sich mischen zu sehen.

*) Zu S. 18.

Sein Ziel verlor er nicht aus den Augen. Am 22. Januar 1862 habilitirte er sich als Privatdocent für Kirchengeschichte in der Berliner theologischen Facultät; die erweiterte Habilitationsschrift „Pascal als Apologet des Christenthums“ ließ er Leipzig 1863 ausgehen und widmete sie Karl Hase „als ein Zeichen inniger Liebe und Dankbarkeit“. Schon vorher, Herbst 1861, war als Beilage zum Programm seines Gymnasiums Theil I eine Studie über „Indepedentismus und Quäkerthum. Ein Beitrag zu einer Geschichte der Reformation“ erschienen, wovon an gleicher Stelle der zweite Theil 1864 folgte; beide Abhandlungen bildeten wieder die Grundlage für die erste Hälfte von Weingarten's großem Buch „Die Revolutionskirchen Englands“, Leipzig 1868. Wäre dies Meisterwerk einige Jahre früher fertig gewesen, so hätte es seinem Verfasser wohl die Nachfolge auf Niedner's Lehrstuhl 1865 eingebracht; da aber inzwischen C. Semisch zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte nach Berlin berufen war, mußte W. mit der Anerkennung, die in der Beförderung zum Extraordinarius (13. Mai 1868) lag, sich zufrieden geben. Unermüdlich las er über alle Theile der Kirchengeschichte, über Dogmengeschichte, Patristik, Symbolik, sogar Einleitung in das Neue Testament, behandelte daneben vor einem auserwählten Kreis ganz specielle Themen, wiederholt z. B. Origenes' περὶ ἀρχῶν; in zwei Berufen neben einander eine volle Kraft ausfüllend. Endlich zu Ostern 1873, nachdem um Pfingsten 1872 sich doch bereits einmal die Ueberanstrengung in einer heftigen nervösen Störung bemerkbar gemacht hatte, er aber durch eine rechtzeitige Cur wieder genesen war, wurde er ganz frei für die akademische Thätigkeit; unter Falk's Ministerium wurde er, wenige Monate, nachdem ihn die Jenenser Facultät mit der Würde eines Doctors der Theologie geziert hatte, ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Marburg als Nachfolger des ihm in manchem wesensverwandten E. L. Th. Henke. Hier ist er nur bis zum Herbst 1876 geblieben; er folgte dem Ruf nach Breslau, als der dortige kirchenhistorische Lehrstuhl durch Hermann Reuter's Versetzung nach Göttingen frei geworden war. In Breslau war ihm zunächst eine Reihe ruhiger Jahre vergönnt; allein von 1885 an erkannten seine Freunde die Vorzeichen eines Gehirnleidens, das sich im Herbst 1888, als er zur Nachcur am Rhein weilte, in einem heftigen Schlaganfall entlud. Er nahm die Vorlesungen zwar zu Anfang 1889 wieder auf, aber sein Zustand verschlimmerte sich, Wahnvorstellungen begannen ihn zu quälen, und im September 1890 mußte er als hoffnungslos Nervenkranker in die Heilanstalt zu Pöpelwitz übergeführt werden. Seine Professur wurde Ostern 1891 an Karl Müller übertragen; ihm ward die Erlösung durch den Tod zu Theil am 25. April 1892.

Eine Familie hat W. nicht gegründet. Nach dem Tode des Vaters hatte er die Mutter zu sich genommen; sie begleitete ihn nach Marburg und wiederum nach Breslau. Als sie dort starb, ist sein Haus ganz einsam geworden. Die Anregung aus dem geselligen Verkehr mit Collegen oder sonst geistesverwandten Menschen, die der keineswegs schwermüthige oder weltverdrossene Mann brauchte, suchte er sich außerhalb des Hauses, und er fand den gleichmäßigen Wechsel arbeitsreicher Tage und behaglicher Abendstunden bequem; da er ein ebenso amüsanter Plauderer wie ein gutmüthiger und liebenswürdiger Mensch war, fehlte es ihm draußen nie an Gesellschaft, und daheim brauchte er zur Unterhaltung nichts als seine Bücher.

Seine Begabung zum akademischen Lehrer war hervorragend, daher seine Lehrerfolge auch überall bedeutend, wennschon er in einem Marburger Wintersemester das kirchenhistorische Seminar aus Mangel an Theilnehmern nicht zu Stande brachte. Die Zahl der Theologie-Studirenden betrug damals kaum

50, und das Mittelmaß fürchtete die hohen Ansprüche, die W. stellte. Den Eindruck, den er in seinen Vorlesungen machte, schildert einer seiner frühesten Zuhörer, der schon als Gymnasiast seinen Unterricht genossen hatte, der wohl zum Urtheilen befugte Alfred Dove folgendermaßen: „W. war etwas unter mittelgroß, untersetzt und breit, in späterem Alter auch wohl etwas beleibt, dabei von hurtigen, unruhigen Bewegungen und Geberden. Auch in der Sprache lag etwas Hastiges; er stieß die Sätze gleichsam impulsiv hervor. Dabei glänzten in dem regelmäßigen, bartlosen, schwarzumrahmten Antlitz unter der geräumigen Stirn die dunklen Augen von phantastischem Leben. Er gab zugleich gelehrten Apparat und anschauliche Darstellung. Nichts kam zu kurz, wiewohl er nicht verhehlte, daß er die hierarchische Periode eigentlich gar nicht für Kirchengeschichte ansehe. Auf der Höhe bewegte er sich in allem, was innig, volksthümlich, enthusiastisch religiös war. Augustinus, Franciscus und die Seinen, die Mystiker, Luther, Täufer und Independenten, Pietisten u. s. w. — da war er ganz bei der Sache, da sprach er aus Erfahrung."

Die litterarische Wirksamkeit Weingarten's entspricht durchaus diesem Eindruck. Sie ist keine sehr ausgebreitete, aber in dem, was er mit voller Liebe geschaffen hat, von seltener Kraft. Auffallend spärlich sind seine Beiträge in Recensionsorganen und sonstigen gelehrten Sammelwerken. An der 2. Auflage der Protestant. Real-Encyklopädie hat W. seit 1878 mitgewirkt, hauptsächlich mit Artikeln aus der englischen Reformationsgeschichte; die Biographien zweier lutherischer Streittheologen, des Nic. Medler und des Andr. Musculus (in Band 9 und 10, 1881 f.) enthalten wie die über Martin von Tours und Messalianer nicht gerade neuen Ertrag eigener Arbeit; einen höheren Rang nimmt bloß die umfassende Darstellung des Mönchthums (Bd. 10, S. 758—792) ein, eine Wiederholung, Ergänzung und Vertheidigung der 1877 namentlich über die Ursprungszeit und den ursprünglichen Charakter des Mönchthums in der christlichen Kirche entwickelten Ideen.

Zwei Vorträge aus der Berliner Zeit haben einen kleinen Leserkreis gefunden: „Richard Baxter und John Bunyan" (1864 in den Jahrbüchern für deutsche Theologie S. 271—303 veröffentlicht), auch eine Vorarbeit zu den „Revolutionskirchen"; hier zum ersten Male die Gestalt Baxter's, dem er im 2. Stück seines „Independentismus und Quäkerthum" noch fast aus dem Wege zu gehen scheint, in das volle Licht gerückt, auf die Parallelisirung mit Bunyan ist weniger Mühe verwendet. Als Beilage zum Programm der Stralauer Bürgerschule ließ er 1867 den „apologetischen Vortrag" drucken, den er am 1. März 1866 über „das Wunder der Erscheinung Christi" gehalten hatte: dieser behält für uns seine Bedeutung als Charakteristicum von Weingarten's theologischer Grundrichtung. W. wollte einen Beitrag zur Kritik von D. F. Strauß' Leben Jesu für das deutsche Volk liefern, die innere und die geschichtliche Unmöglichkeit einer Weltanschauung aufzeigen, die sich dem deutschen Volke als die Religion seiner Zukunft anbiete. Wie wenig er sich in Hase's Schule den „Rationalismus" angeeignet hatte, zeigt sich niemals deutlicher als hier, wo er die Frage gestellt wissen will: kann die Erscheinung und die Person Christi . . nach den Kriterien gemessen werden, die für die sonstige geschichtliche Entwicklung der Menschheit gelten, oder kann sie nur begriffen werden als eine unmittelbare göttliche That? W. behauptet das letztere und glaubt auf dem Wege geschichtlicher Untersuchung nachweisen zu können, daß gerade die unzweifelhafte Geschichte das Wunder — er meint das der Erscheinung Christi, vor allem seiner leiblichen Auferstehung — nothwendig macht. Er betrachtet immer mit dem gleichen Ergebnis 1. Christus und die

vorchristliche Welt, 2. das Leben Christi und seine geschichtliche Einwirkung und 3. das Resultat von beiden: das Wunder der Erscheinung Christi. Sein Schluß lautet: „der Glaube an die Auferstehung Christi ist eine historische Nothwendigkeit.“ Diese Formulirung ist nicht eben glücklich, noch weniger für uns Heutige überzeugend die Beweisführung; denn das Bild, das W. in der ersten Hälfte von der Erschöpftheit des Lebens der antiken Welt bei Juden wie Heiden, von der gänzlichen Zerrüttung aller socialen Verhältnisse u. s. w. zeichnet, ist nur eine Caricatur, und bei der kritischen Würdigung der evangelischen Tradition, insbesondere auch des Selbstzeugnisses Jesu, bleibt W. durchweg von den extremen Thesen Renan's oder Strauß' abhängig, während die Forschung schon weit darüber hinausgekommen war. Daß der Historiker die Anerkennung der Geburt Jesu als einer unmittelbaren göttlichen Liebesthat erzwingen könne, werden ihm heute nur noch Wenige zugeben. Seine Weissagung (S. 10): „Das Märchen von Paulus als dem eigentlichen Gründer des Christenthums ist jetzt verstummt“ hat sich nicht erfüllt. Indessen, das Apologetische in jenem Versuch von 1866 würde auch den Ansprüchen des späteren Weingarten nicht mehr genügt haben, denn obgleich er immer die aprioristische Construction der Geschichte durch Baur und die Tübinger zurückgewiesen hat, ist er mehr und mehr auf den Boden ihrer Vorstellungen von dem Entwicklungsgang der alten Kirche hinübergerückt und hat von ihren Hauptsätzen sogar einige übernommen, die recht anfechtbar scheinen.

Uns interessirt der Vortrag als ein Document für Weingarten's inneres Leben, als sein Bekenntniß. Der Verfasser bekämpft unter dem Namen der Strauß'schen Christologie die moderne Weltanschauung, die in selbstgefälligem Dünkel die größten Geheimnisse der Geschichte nachrechnen zu können glaubt. Er haßt die vulgäre Mischung von Materialismus, Deismus und Pantheismus, der gerade zum Trotz er sich an das Uebernatürliche, an das Wunder klammert: denn er kann die Geschichte ohne das Walten göttlicher Kräfte, ohne das Eingreifen eines persönlichen Gottes nicht begreifen. Das Bedürfniß nach Gott hat er zwar schon mitgebracht, als er die Geschichte kennen lernte; aber es ist ihm durch das Vertrautwerden mit den gewaltigsten Erscheinungen in der Geschichte des Christenthums nicht gefährdet worden, sondern gewachsen; der lebendige Theismus, der ihn in Schleiermacher's, Rothe's und Lotze's Gedankenwelt seine tiefste Befriedigung finden ließ, daher er auch bis in seine Breslauer Zeit hinein seine Erbauung am liebsten in den stillen Gottesdiensten der böhmischen Brüdergemeinde suchte, gehört zu Weingarten's Wesen. Er muß das Gewaltige in sein Gemüth aufnehmen können, die Kraft als Persönlichkeit erfassen: so ist er auch als Historiker wahrhaft groß und glücklich nur da gewesen, wo es galt, solch persönliche Kräfte göttlicher Natur, das religiös Belebte zu begreifen.

Ein frommer Skeptiker wie Pascal war für Weingarten's Charisma ein höchst geeignetes Object: die von W. in seinem Erstlingswerk begründete Auffassung von dem Widerspiel der Kräfte in Pascal's Denken ist denn auch in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Einen großartigen Wurf aber hat er gethan mit der Darstellung der religiösen Bewegungen in der englischen Kirche des 17. Jahrhunderts. Einen so großen Vorgänger er hier auch in Ranke hatte, so bedeutsam sind doch die Ergänzungen, die durch ihn Ranke's mehr auf die politische Entwicklung, auf die Zustände gerichtete Darstellung erfährt. W. widmet seine Liebe in erster Linie den Personen, aber er hat zugleich, ohne in erheblichem Maße neue Quellen heranzuziehen, unter Beseitigung einer Fülle von alten Mißverständnissen und Vorurtheilen den Independentismus und das Quäkerthum religiös für sich und nach seiner

Bedeutung im Rahmen der Entwicklung der Cultur in England wie weiterhin in der ganzen proteſtantiſchen Welt richtig einſchätzen gelehrt; ebenſo ſchließlich die ſeit 1660 einſetzende zunächſt innerengliſche Reaction gegen den Enthuſiasmus oder ſeine Fortbildung, eine Reaction, die allerlei Formen der Vernunftreligion an den Platz ſetzt, welchen die Heiligen durch ihren unerbittlichen Kampf gegen die geſchichtlich gewordenen Inſtitutionen frei gemacht haben.

An dieſem Buch iſt nahezu Alles zu rühmen, die Gediegenheit der Forſchung, das ſorgfältige Eingehen auf die vorhandene Litteratur und die Zuverläſſigkeit der Berichterſtattung, das tiefgründige Verſtändniß der Geſammtſituation und der Sonderſtrömungen, die meiſterhafte Wahl der weſentlichen Geſichtspunkte, Merkmale, Belege, die Klarheit und Wärme der Darſtellung, die ſich ganz dem Stoff anpaßt, bald als ſchlichte Erzählung, bald als feinſinnige Reflexion. Der religiöſe Kern in der dämoniſchen Natur Oliver Cromwell's kann gar nicht überzeugender als hier zu ſeinem Rechte gebracht werden. Die Analyſen werthvoller Schriftſtücke werden ſo packend knapp wie die Skizzen der typiſchen Männer aus jener Zeit, eines Baxter, Fox, Nayler ergreifend anſchaulich gegeben. Durch weiteres Quellenſtudium ſind ſchon — werden es auch noch weiterhin — z. B. litterariſche Abhängigkeiten, die W. nicht bemerkt hat, feſtgeſtellt worden; der Einfluß Wicliff's iſt doch wohl größer geweſen in der engliſchen Welt des 16. Jahrhunderts, als W. annimmt, überhaupt wird durch genauere Studien in der Geſchichte Englands vor den Stuarts und namentlich in der niederländiſchen Sekten- und Religionsgeſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts, durch eine erſte methodiſche Geſchichte des Täuferthums Einzelnes in dieſem Gemälde neu beleuchtet werden. Aber im Urtheil über die führenden Perſonen wie über die Stellung dieſes Stücks engliſcher Kirchengeſchichte im Ganzen der Geſchichte der Reformation wird ſich nichts ändern, und Weingarten's Revolutionskirchengeſchichte zählt zu den glänzenden Erzeugniſſen deutſcher Geſchichtſchreibung im 19. Jahrhundert. Wenn ein moderner Hiſtoriker einen Artikel über Baxter ſchreibt, ohne auf W. zu verweiſen, oder ein Urtheil über Fox und das Quäkerthum fällt, ohne ſich mit W. auseinandergeſetzt zu haben, iſt das faſt ebenſo ſchlimm wie ein Ignoriren der erſten Quellen.

Ganz anderen Zwecken dienen ſollte das zweite Buch, dem W. mühevolle Jahre gewidmet hat. 1870 erſchienen in Berlin „Zeittafeln zur Kirchengeſchichte. Dritte Auflage. Neubearbeitet von H. Weingarten“; daſſelbe Buch in zweiter, vermehrter und verbeſſerter Auflage 1874 zu Leipzig, bloß in anderem Verlage und „in durchgängig neuer Geſtaltung und Bearbeitung“ Rudolſtadt 1888 zum dritten Mal, jetzt „Zeittafeln und Ueberblicke zur Kirchengeſchichte“ genannt. — Das Räthſel einer dritten Auflage, auf die nach vier Jahren eine zweite folgt, löſt ſich leicht: Uhlemann hatte zwei Mal kirchengeſchichtliche Tabellen herausgegeben, und Weingarten's Bearbeitung von 1870 ſollte dieſe erſetzen. Außer dem Plan und dem Titel hatte er aber von ſeinem Vorgänger nichts übernommen, ſo daß er auf dem Titel auch bloß ſich als Verfaſſer zu nennen brauchte. Eine Vergleichung der drei Auflagen von 1870 bis 1888 beweiſt, wie ernſt es W. mit ſeinen Arbeiten nahm; nicht bloß im Umfange iſt das Buch faſt um die Hälfte gewachſen, ſondern faſt in jedem Stück und auf jeder Seite, in der Oekonomie des Ganzen, in der Auswahl des Stoffes und der immer vollkommeneren Annäherung an eine zuſammenhängende kurze Darſtellung des inneren Entwicklungsganges der Kirchengeſchichte überhaupt, iſt der Fortſchritt erſtaunlich. Was Weizſäcker ſchon der erſten Ausgabe nachrühmte, daß ſie eine Menge von anregenden Winken für den Lernenden enthalte und ihm überhaupt nicht eine bloße Notizenſammlung,

sondern ein geistig belebtes Bild an die Hand gebe, das möchte ich von der letzten Ausgabe erst recht, aber mit Ausdehnung auf die Lehrenden behaupten. Der Fachmann findet hier sogar Hinweise auf noch zu lösende Aufgaben, auf übersehene Schwierigkeiten — die Datirung Commodians „frühestens im 4. Jahrhundert“ hat W. hier nicht bloß vermuthet, sondern sogleich durchschlagend begründet —; aber auch wo man sich Weingarten's Auffassung nicht aneignet, wird man dankbar sich der Weisheit des Ordnens und Construirens freuen. Mich hat die Beschäftigung mit dem Buch oft tröstlich belehrt, daß man doch auch in ungeheuren Massen von Zahlen, Namen und kalten Thatsachen das Heft nicht aus der Hand zu verlieren braucht. W. versteht es, dem, der sehen kann, auch über den Einöden der Tabelle buntes Farbenspiel vorzuzaubern. Die Akribie im Kleinsten, besonders die Genauigkeit der letzten Correctur, die überhaupt nicht Weingarten's starke Seite war, läßt hie und da zu wünschen übrig; in diesem Sinne verbesserungsbedürftig war auch das letzte von ihm veröffentlichte Werk wie natürlich auch ergänzungs- und erweiterungsfähig, namentlich in den Anfangs- und Schlußpartien. Aber daß die neueren Bearbeitungen von Deutsch (1891) und Arnold das, was diese Zeittafeln durch den Einschlag Weingarten'schen Geistes so einzig in ihrer Art machte, praktisch für den Lernenden, eine Fundgrube von Anregungen für den Forscher, gesteigert hätten, vermag ich nicht zu sagen.

Wenn es W. den „Zeittafeln“ verdankt, daß sein Name auch in weiten Kreisen von Studirenden bekannt ist, so hat er auf einen ähnlichen Erfolg vergeblich gehofft, als er es unternahm aus dem Nachlaß des 1867 verstorbenen Richard Rothe dessen „Vorlesungen über Kirchengeschichte und Geschichte des christlich-kirchlichen Lebens“ zu publiciren. Das Werk liegt vor in 2 Bänden (Heidelberg 1875), von denen der erste die drei Jahrhunderte bis zu Constantin dem Großen umfaßt, der zweite von da an bis 1648 reicht. Die Aufgabe, die sich W. mit diesem Werk der Pietät gestellt hatte, erwies sich nachträglich als äußerst complicirt; er mußte verschiedene Manuscripte ineinanderarbeiten und hielt sich verpflichtet, große Abschnitte, wo Rothe bloß von Gieseler, Neander, Hase, Baur Uebernommenes bot, ungedruckt zu lassen: ein mit so starken Lücken versehenes Lehrbuch der Kirchengeschichte genügt aber nicht den Ansprüchen des lesenden Publicums. W. entschädigt an solchen Stellen wohl durch knappe Mittheilung seiner eigenen Gedanken über das betreffende Thema, manchmal trägt er auch neuere Litteratur nach; aber etwas störend wirken die Erörterungen über Rothe und die Auseinandersetzungen mit ihm trotz des Strebens nach vollkommener Angleichung doch. Trotzdem haben nicht bloß die Rothe-Verehrer Grund, W. für die an jene „Vorlesungen“ gewandte Mühe zu danken, in manchen Partien, besonders der Reformationsgeschichte oder auch der der kirchlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit im Mittelalter, hat Rothe gefunden, was man in den übrigen „Kirchengeschichten“ noch heut umsonst suchen würde, und Weingarten's eingestreute Notizen werden im letzten Drittel so zahlreich und umfangreich, daß sie halbwegs als ein Ersatz für den unverwirklicht gebliebenen Wunsch seines Alters, seine Vorlesungen zu veröffentlichen, gelten dürfen. Ich glaube, auch heut können seine Kritiken an den herrschenden Beurtheilungen, z. B. Luther's, Melanchthon's, Calvin's, heilsam wirken z. B. II, 328. 329. 332. 334. 335. 337—339. 349. 368 f. Sollte Weingarten's Klage von 1875 noch jetzt zutreffen: „Nach dem gegenwärtigen Stand der reformationsgeschichtlichen Litteratur erscheint Luther als einer der ungekanntesten Schriftsteller des 16. Jahrhunderts“?

Aber W. hat sich mit gleicher Liebe — nur wohl an zweiter Stelle —

wie in die Quellen der Geschichte der beiden Reformationsjahrhunderte so auch in die der Entstehungszeit der Kirche vertieft, und eine Fülle von Plänen, die er gelegentlich verrieth, offenbart uns das tiefe Interesse, das die eigenartigen Probleme dieser Periode ihm abgewannen. Zur Veröffentlichung gelangt ist nur Weniges, 1877 (zuerst in Bd. I der Zeitschrift für Kirchengeschichte, bald darauf auch selbständig, Gotha) „Der Ursprung des Mönchthums im nachconstantinischen Zeitalter", an den sich der früher erwähnte Artikel „Mönchthum" 1882 in der Protestantischen Real-Encyklopädie anschloß, und 1881 in der Historischen Zeitschrift, Bd. 45, S. 441—467 der Aufsatz „Die Umwandlung der ursprünglichen christlichen Gemeindeorganisation zur katholischen Kirche". In beiden Arbeiten setzt sich W. die Aufgabe, die Kirchengeschichte in die vergleichende Religionsgeschichte einzuführen; angeregt durch Usener und Erwin Rohde untersucht er die ältesten Mönchsbiographien und findet darin nur Nachahmung des antiken Romans; des Hieronymus vitae S. Pauli, Hilarionis, Malchi, wie die angeblich athanasianische Vita des Einsiedlers Antonius, die Mönchsgeschichten des Rufinus und des Palladius und die Mönchsgespräche des Cassianus sind lauter bewußte Dichtungen. Christliche Mönche hat es erst nach der Mitte des 4. Jahrhunderts gegeben, die ältesten in Aegypten haben den dortigen heidnischen Serapismönchen (reclusi, κάτοχοι) ihr Heiligkeitsideal abgesehen; für die Kirche nutzbar fangen erst Basilius im Morgenlande, Benedikt von Nursia im Westen an das einigermaßen christianisirte Mönchthum zu machen.

Diese Theorie hat alsbald starken Widerspruch bei Forschern aus allen Lagern gefunden, und obwohl W. sich nie hat irre machen lassen, muß sie als unhaltbar preisgegeben werden. Die Parallelisirung der ägyptischen Eremiten mit den Serapismönchen ist eine gewaltsame Künstelei, sichere chronologische Daten verhindern die Ausstreichung des Antonius aus der Geschichte, und wenn W. die Antonius-Biographie als dem Athanasius erst nach seinem Tode fälschlich angedichtet ansieht, so ist sein Hauptargument, weil sie „in Geist und Aberglauben dem h. Athanasius selbst vollständig fremd und unähnlich" sei, nur aus unkritischem Festhalten an einem Idealbild des Athanasius zu begreifen; es gibt aus dem Alterthum kaum eine in ihrer Echtheit durch äußere wie innere Indicien stärker geschützte Schrift als jene vita Antonii. Auch das Urtheil des Historikers Weingarten über das ursprüngliche Mönchthum kann man von Voreingenommenheit, fast Animosität nicht freisprechen: beruhen wirklich die selbständigen Siege des Christenthums in der antiken und in aller Welt nur auf den vom Mönchthum unterdrückten Mächten des Geistes der christlichen Familie? Und hat das Mönchthum gar keine Wurzeln in urchristlicher Stimmung und Lebensauffassung?

Gleichwohl verdient Weingarten's Studie nichts weniger als den „geringschätzigen Spott", mit dem untergeordnete Specialisten sie zu citiren lieben. Der Grundgedanke, daß in den Mönchsbiographien der griechische Roman auf christlichem Boden aufersteht, ist ebenso gesund wie die Abstreitung jeder Glaubwürdigkeit gegenüber den Mönchsfabeln des h. Hieronymus. Eine Reihe treffender Beobachtungen hat W. über die ältere Geschichte des Mönchthums auch hier niedergelegt, und sogar durch sein Fehlgreifen hat er sich ein größeres Verdienst erworben als Andere durch ihr Schweigen, weil er ein Thema, das unbefangen und allerdings im weitesten Rahmen religionsgeschichtlicher Interessen erörtert zu werden verdiente, auf die Tagesordnung gebracht hat: die glänzenden Fortschritte der Untersuchung gerade der älteren Heiligen- und Mönchsgeschichte innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts verdanken wir den starken Impulsen des Weingarten'schen Programms.

Sein Essay über die ursprüngliche christliche Gemeindeorganisation gibt sich als eine Vorarbeit. Er zeichnet starke Linien, der leere Raum zwischen ihnen sollte später ausgefüllt werden. Seine Hauptideen sind diese: die ecclesia catholica mit ihrer Scheidung zwischen Laien und Clerus stammt erst aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. In der apostolischen Zeit hat es ein stehendes Aeltestenamt innerhalb oder über der Gemeinde, die angebliche Urform des Clerus, nicht gegeben. Ein Familienpatronat ist aus den paulinischen Briefen als die älteste Organisation in der Christengemeinde bekannt, ein freiwillig übernommener und dankbar anerkannter Dienst (Diakonie) der Fürsorge, des Schutzes, der Evangelisation, aber auch der Leitung und Aufsicht in der Gemeinde. Die Lehrthätigkeit in der Gemeinde ist an diese Diakonie in keiner Weise gebunden, und die Gemeinde ist in allen Gemeindeangelegenheiten autonom. Diese demokratische „Verfassung" ist nun keinesfalls in Nachahmung jüdischer Einrichtungen durch eine aristokratische ersetzt worden. Die Bischöfe, die schon zur Zeit des Paulus in der philippischen Gemeinde neben den Diakonen nachweisbar sind, stammen aus griechischen religiösen Genossenschaften; die Kirche hat sich einfach die Verfassungsformen der collegia funeraticia angeeignet. Dadurch gewann sie, dem gesetzmäßig anerkannten Genossenschaftswesen der antiken Welt angeschlossen, die Grundlage für ihre eigene Duldung im Staat, und die Bedingungen für die Entstehung des in ihrem Existenzkampf unentbehrlichen ständigen Vorsteheramtes an der Spitze der Gemeinde waren gegeben. Rasch wuchs im Ansehen das jüngere Aeltestenamt, je mehr die Arbeit im Wort und in der Lehre überwog, über das länger halb laienhaft gebliebene Diakonenamt hinaus. Daß aber auch die aristokratische Organisation noch vor 200 einer monarchischen wich, ist die Folge des Kampfes zwischen Kirche und Gnosis, der von 100 bis 150 die Kirche tief erschütterte. Der Montanismus hat auf die weitere Entwicklung keinen Einfluß mehr geübt. Die Gnosis, die den Wechsel allein fertig gebracht hat, ist nichts geringeres als „der Versuch, das Christenthum umzugestalten nach der Form der antiken Mysterien, aus ihm einen neuen Mysteriencultus zu schaffen und in demselben das Christenthum erscheinen zu lassen als die Vollendung und tiefere Wahrheit der antiken Naturreligion". Im Kampf gegen dies Heidenthum der Gnosis hat sich die Kirche nicht auf ein rein geistiges Princip gestellt, sondern der falschen Prophetie der Mystagogen ein einheitliches, aber mit göttlicher Autorität umkleidetes Amt an der Spitze der Gemeinde entgegengesetzt, den Episcopat, der sich über dem Presbytercollegium erhob. Das erfolgreichste Mittel, um die Autorität des neuen Amts zu sichern, fand man in der Vorstellung von den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel und Trägern apostolischer Amtsbefugniß, eine Vorstellung, die man nicht schnell genug durch eine Reihe historischer Illusionen und Fälschungen jener schematischen Bischofslisten von Rom, Antiochia u. s. w. glaubte stützen zu können.

Für den Kundigen genügt diese kurze Inhaltsangabe, um ihn zu überzeugen, wie offen und wie lebendig interessirt W. den neuesten Fragestellungen und Problemen, um die wir in der Kirchengeschichte der ersten beiden Jahrhunderte ringen, gegenübersteht. Er schießt auch hier über das Ziel hinaus, unterstreicht einseitig, was nur als einem anderen Momente gleichberechtigt zu würdigen wäre; den Papias z. B. straft er mit recht unverdienter Verachtung, die Echtheit der Ignatianen erst noch zu bestreiten, erscheint ihm nicht der Mühe werth. Die Gnosis läßt sich niemals in all ihren Formen unter eine Formel bringen. Aber in all diesen Sätzen steckt gegenüber den hergebrachten Anschauungen ein Element des Fortschritts und ein Wahrheitskern,

und das ganze ist eine Zusammenschau der verschiedenen in der Kirche des 2. Jahrhunderts wirksamen Kräfte von hoher Warte aus.

Es war ein hartes Schicksal, das diesen Wein nicht hat reifen lassen. Frei von jedem Schulzwang wie von Dogma und Confession, ein Schüler ebenso von Carlyle, Ranke, Häusser, Treitschke wie von Gieseler, Rothe und Hase, von gediegener Vertrautheit mit den Quellen, einem außergewöhnlichen Scharfsinn und Combinationsgabe, dabei einem durch die Erfahrungen auf ganz getrennten Gebieten der Kirchengeschichte geschärften Blick, besaß W. in seltener Verbindung die Gabe des Geschichtsforschers und die des Geschichtschreibers. Und auch die Lust zur Arbeit, die Freude an der Sache, der Muth, die Wahrheit durchzukämpfen, fehlte ihm nicht. Eine treue, für das Gute und die Guten warm erglühende Seele, konnte er berufen scheinen zu einer glanzvollen Thätigkeit. Die Jugend hatte doch zu viel Noth, die ersten Mannesjahre zu anstrengende Arbeitslast ihm auferlegt. So brach er vorzeitig zusammen: wie mancher, ein Opfer des Glücks, daß er Eltern besaß, die ihrem Sohne seine Zukunft um jeden Preis nicht ihrer Armuth, sondern ihren Idealen und seinen Geistesgaben gemäß zu gestalten suchten.

Außer den im Text angegebenen Litteraturwerken Mittheilungen von Professor Alfred Dove in Freiburg i. Br. — K. Müller in Chronik der kgl. Universität zu Breslau 7, 1893, S. 114—117. — Franklin Arnold, Artikel „Weingarten" in der Prot. Realencyklopädie XXI³, 62—64 (1908).

Ad. Jülicher.

Weisflog*): Karl W. wurde am 27. December 1770 zu Sagan geboren, wo sein Vater Cantor war. Unterstützungen von Verwandten und Freunden ermöglichten es ihm, 1774 das Gymnasium zu Hirschberg zu besuchen. 1790 bezog er die Universität Königsberg, wo er, entgegen dem Wunsche seiner Familie, die ihn zum Theologen bestimmt hatte, die Rechte studirte. Nach Abschluß seiner Studienjahre war er längere Zeit Hauslehrer, dann Referendar in Tilsit und Memel und kehrte 1802 in seine Heimathsstadt als Stadtrichter zurück. Seine Theilnahme an den Befreiungskriegen, auf die er hinzudeuten scheint, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Trotz frühzeitig auftretender und sich immer mehr steigernder Kränklichkeit genoß der in glücklicher Ehe lebende Mann die kleinen Lebensfreuden, die sich ihm boten, und pflegte eine heitere Geselligkeit. Am 14. Juli 1828 ist er in Warmbrunn gestorben.

Erst als Fünfzigjähriger hat W. zu schriftstellern angefangen. (Die ersten Arbeiten sandte er am 15. November 1821 an Theodor Hell.) 1819 wurde er während eines Badeaufenthaltes in Warmbrunn mit E. T. A. Hoffmann und dessen Freund Contessa bekannt, und nach Weisflog's Angabe ist es Hoffmann gewesen, der die schlummernde Erzählergabe in ihm geweckt hat. „Sie waren der Prosper Alpano, der ihn mit dem Zauberstabe berührte", so apostrophirt W. den todten Hoffmann, der freilich dagegen keinen Einspruch mehr erheben konnte. Selbstverständlich wollte er nicht für einen Nachahmer Hoffmann's gehalten werden, und so suchte er den Unterschied zwischen seiner und Hoffmann's Art grundsätzlich festzulegen. In Hoffmann's „anmuthigsten Darstellungen und Späßen" taucht nach seiner Ansicht „immer etwas Bitteres, Unheimliches und Grimmiges auf, was tief verborgenen Hohn, Verachtung des Menschen und Spott seiner heiligsten Interessen (so!) verräth." Im Gegensatz urtheilt er, daß in seinem eigenen Schaffen „alles möglich heiter, mild und wohlwollend hervortritt, das klare Bewußtsein nie untergeht in

*) Zu S. 24.

grauenvoller geistiger Vernichtung, der Spaß zwar neckt und zwickt, aber niemals bis zum wirklichen Schmerze, und jedermann wohl mitlachen, dabei aber auch die Thräne der Wehmuth weinen muß, daß all dieses Fröhliche nur der kurze Silberblick eines Lebens voll menschlicher Unvollkommenheiten und Erdensorgen ist, daß er noch lachen und sich unter seinen Gestalten für den Glücklichsten halten kann auf der weiten Welt, der die Schattenseiten des Lebens kennt, wie Wenige, der aber allen Menschen so gern die Falte des Unmuthes glätten und alle ebenso glücklich machen möchte, wie er selbst ist, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch in der Idee".

In der That wird man ihm zugestehen können, daß irgendwelche geistige Gemeinschaft zwischen ihm und Hoffmann nicht besteht; alles, was er von Hoffmann entlehnt hat, weist sich als äußerlich aufgeheftet, niemals als innerlich verarbeitet aus. Ein Stück Kreisler sucht er in seinem Bratschisten Fidelius festzuhalten (Bd. 5); der Karottenkönig Daukus Carotta bei Hoffmann gibt den Anstoß zu der Erfindung von Weisflog's „Zwiebelkönig Egs" (Bd. 1), obwohl der Autor wiederholt mit Stolz seine Unabhängigkeit betont nnd die Erzählung „ein Phantasiestück in meiner Manier" nennt. Auch die geschichtliche Erzählung mit romantischemEinschlage hat er nach Hoffmann's Vorbilde wenigstens einmal versucht; allein sein „Sebastian, König von Portugal" (Bd. 2), worin dem Könige ein Freundschaft heuchelnder satanischer Verführer an die Seite gestellt ist, der das Dämonische der Handlung ausmacht, während für die Rührung durch die Einführung des Camoëns und das Geschick des Königs selbst gesorgt wird, weist so viel unverarbeitetes und aufdringlich dargestelltes Material auf, daß auch nur von einem entfernten Vergleich mit Hoffmann's entsprechenden Arbeiten nicht die Rede sein kann. Auch wenn er Hoffmann's diabolische Grazie zu erreichen strebt, wie in der Erzählung „Der Teufel und sein Liebchen" (Bd. 1), wo dem satanischen Stadtschreiber Hinzelmann die Junge, die er sich erkoren, abspenstig gemacht und er mit der Alten genarrt wird, bleibt er weit hinter seinem Vorbilde zurück. Wie im „Phantasiestück", so hat er sich nach Hoffmann's Muster auch im „Nachtstück" versucht. Ziemlich genau copirt er Hoffmann's Weise in dem Nachtstück „Der Doctor Verber" (Bd. 7), ohne irgendwelche tiefere Wirkung zu erzielen; „Der Nautilus" (Bd. 5) stellt Schiffs- und Inselabenteuer dar, gelegentlich Situationen kräftig erfassend; als sein Bestes überhaupt wird das Nachtstück „Der Herr von Rumpelmeier" (Bd. 9) zu bezeichnen sein, wo der Tod sich in seinen wechselnden Gestalten, je nach der Aufgabe, die er zu erfüllen hat, dem Erzähler offenbart. Auch die Künstlergeschichte nach Hoffmann'schem Vorbilde fehlt nicht ganz, aber gerade auf diesem Gebiete macht sich der ungeheure Abstand des künstlerischen Werthes auf das augenscheinlichste geltend.

Es ist sicher für W. nicht vortheilhaft gewesen, daß gerade Hoffmann — wahrscheinlich ohne es zu wollen — ihn zu selbständiger schriftstellerischer Thätigkeit angeregt hat. Denn seine ganze Entwicklung wies ihn auf ein Gebiet, auf dem er zwar auch im einzelnen von Hoffmann hätte lernen können, das aber doch im ganzen von dessen Weise fernab lag. Den Druck, der auf seiner Jugend- und Jünglingszeit lastete, hat er während seines ganzen Lebens nicht verwinden können; die Spuren machten sich in seiner Haltung, in der Art seines Auftretens auf das deutlichste geltend. Andererseits aber hatten ihn die Demüthigungen, die er hinnehmen mußte, doch keineswegs verbittert, und wenn er selbst den gedrückten linkischen Candidaten schilderte, so erkennt man aus dem Tone der Erzählung, daß in ihm kein Groll mehr nachklang. Durch diese eigenen Erlebnisse und durch die Milde, mit der er auf sie zurückblickt, wurde er ganz naturgemäß dazu veranlaßt, die Leiden

und Freuden der Kreise, aus denen er selbst hervorgegangen war, in den Mittelpunkt seines Schaffens zu rücken. Wo er die vornehme Welt schildern will wie in der „Quellnymphe“ (Bd. 6), scheitert er vollständig, aber für die Lebensgewohnheiten und Anschauungen, für das Leben und Treiben des kleinen Mannes und des Mittelstandes hat er einen guten Blick und versteht manchen bezeichnenden Zug festzuhalten, wenn er sich auch zuweilen im Tone vergreift.

Indessen weit mehr als auf Erzielung der Lebenswahrheit war sein Augenmerk auf die Erweckung gefühlvoller Antheilnahme gerichtet. So gestaltet sich denn der Gang der Handlung meist so, daß Kummer und Unglück über die Helden seiner Erzählungen kommen, und daß die ausführliche Darstellung der so hervorgerufenen Leiden zu rührenden Situationen und Betrachtungen reichlich Gelegenheit bietet. Schließlich laufen die vom Geschick Heimgesuchten aber doch immer noch glücklich in den Hafen ein, und der Erzähler weiß so den Wunsch des eigenen guten Herzens mit den Bedürfnissen des Publicums, auf das er rechnete, zu vereinigen (vgl. z. B. die Erzählungen „Die Pudelmütze“, Bd. 1, „Die Fahrten des Forstrathes von Elben“, Bd. 2, „Wohlthun trägt Zinsen“, Bd. 4, „Kunst- und Bettelfahrt des Bratschisten Fidelius“, Bd. 6, „Die Fichtelberger“, Bd. 8, und „Die Mühle der Humoristen“, Bd. 11. „Der Beruf“, Bd. 12). Mit besonderer Vorliebe zeichnet er, hier sicher ebenfalls Hoffmann’schen Anregungen folgend, wunderliche Käuze, Sonderlinge, hinter deren bärbeißigem Aeußeren sich ein weiches Herz verbirgt, und auch bei der Bevorzugung derartiger Figuren schwebt ihm eine ähnliche Absicht wie bei der Anlage seiner Erzählungen vor; denn es ist sicher sein eigenes dichterisches Verfahren, das er darlegen will, wenn er das Wesen des wahren, gemüthlichen Humors auseinanderzusetzen sucht: „Wer das Lächerliche guter Menschen wie eine Schattirung zu brauchen versteht, die ihre Lichter noch mehr erhebt, wer es versteht zu zeigen, wie diese Trefflichen ohne diese kleinen Menschlichkeiten gar nicht Menschen sein könnten, wer es versteht, durch das Wunderliche und Contrastirende den klaren Grund einer reinen Seele durchschimmern zu lassen und die Thräne der Wehmuth darüber ins Auge zu locken, daß diese Herrlichen dennoch nur Menschen und keine Engel sind, der greift ans Herz und erhebt und befriedigt“ (Bd. 4, S. 178).

Aber es ist ihm nicht gelungen, die Charakteristik derartiger Gestalten scharf herauszuarbeiten; man vermag zwar meist zu erkennen, aus welchen Absichten heraus die Conception der dichterischen Figur erfolgt ist, aber diese Absichten treten nicht mit überzeugender Wahrheit ins Leben. Das Gleiche gilt von der Einkleidung und der Darstellung. Jene ist nicht selten gezwungen, auch Wiederholungen stellen sich ein; diese leidet unter einer Breite, die in keinem Verhältniß zu der Bedeutung des Vorwurfs steht. Dazu kommt die erkünstelte Sentimentalität, die sich zuweilen in ganz wunderlichen Bildern äußert; so wenn in der „Quellnymphe“ die junge Frau eines alten Mannes zu der Erkenntniß kommt, daß ein ihr gefährlicher Verführer ihrer Tugend nachstellt, und in die Worte ausbricht: „Die Luft ist schwül, drückend und still auf Isle de France, ehe der tobende Sturm hereinbricht, kein Hauch, kein Blatt regt sich in der Natur. Doch bald zittern die Blätter, fernher wirbelt der Staub, scheu fliehen die Thiere des Waldes in ihr sicheres Asyl, der Donner murmelt von weitem. — Bei Gott, das ist meine Angst, und was nun kommen könnte, Vernichtung und Verderben.“

Weist diese zuweilen faustdick aufgetragene Sentimentalität auf die Stimmung der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, so erinnern doch Stoffwelt und Darstellung vielmehr an die Erzählungskunst der Auf-

klärungszeit. Er selbst nennt als einen vollkommenen Humoristen in seinem Sinne Musäus, und an die Weise des Musäus und anderer Erzähler des 18. Jahrhunderts wird man auch bei W. mehrfach erinnert, während der Einfluß Jean Paul's, auf den Goedeke hinwies, nicht allzugroß gewesen zu sein scheint. Durchaus dem Durchschnittsgeschmack des achtzehnten Jahrhunderts entsprechen auch seine Gedichte, poetische Erzählungen, parodistische Stücke, Gelegenheitsarbeiten; eine Hymne an die Natur: „Du warst die Freundin meiner frühern Jugend, — die dir mein liebend Herz geweiht, — du zeigtest lächelnd mir den Weg zur Tugend, — die Pfade zur Unsterblichkeit“ (Bd. 12).

Nach alledem ist es ganz unrichtig, W. zu Hoffmann zu stellen; er gehört vielmehr zu den Schriftstellern, in deren Mitte er zuerst öffentlich erschien, zu Theodor Hell und seinem Kreise, zu v. d. Velde, also zu jenen Erzählern, die ältere Elemente mit dem modischen, im wesentlichen der Romantik entlehnten Flitter verbrämten. Wer sich eine Vorstellung von dem, was W. zu erreichen im Stande war, verschaffen will, greift am besten zu einem von den kürzeren Werken, dem „Herrn v. Rumpelmeier“ oder dem archaisirenden Bericht: „Der wüthende Holofernes“ (Bd. 1); die Hauptmasse seiner Schriften ist weniger für die Litteraturgeschichte von Wichtigkeit als für den Culturhistoriker, der die Geschmacksrichtungen des Durchschnittspublicums in der Zeit nach dem Wiener Congreß feststellen will.

Die wichtigste Litteratur bei Goedeke, Grundriß, Bd. 8, 2. Aufl., S. 506 ff. — Hervorzuheben sind namentlich die Mittheilungen von C. von Wachsmann in Bd. 12 des Neudrucks der „Phantasiestücke und Historien“ von Weisflog, Dresden 1839, und der Briefwechsel Weisflog's mit Th. Hell ebenda. — Die vorstehenden Citate nach den „Phantasiestücken und Historien“, Dresden 1824—29. Neudruck: 1839.

Georg Ellinger.

Weller *): David Friedrich W., Maler, wurde am 6. Juli 1759 zu Kirchberg geboren und kam zunächst an die kgl. Porzellanmanufactur in Meißen, wo er Bildnisse und historische Gegenstände auf Porzellan malte. Dann wandte er sich nach Dresden, um dort sein Heil zu versuchen. Aber obgleich er ein geschickter Pastellmaler war und namentlich in seinen mit Gouache hergestellten Blumenstücken Beifall fand, konnte er es doch auf keinen grünen Zweig bringen. Er rang bereits mit dem Tode, als er zum Hofmaler ernannt wurde. Er starb, noch nicht 30 Jahre alt, am 21. April 1789 zu Dresden. Die dortige Galerie besitzt eines seiner später gesuchten Blumenstücke, einen stürzenden Frucht- und Blumenkorb darstellend.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. 21. Bd., München 1851, S. 273. — Karl Woermann, Katalog der königl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 7. Aufl., Dresden 1908, S. 860, 861.

H. A. Lier.

Welter **): Michael W., Dekorations- und Historienmaler, wurde am 24. März 1808 zu Köln am Rhein als Sohn des Kunstfeuerwerkers Joh. Heinrich W. geboren. Durch den Maler Mengelberg erhielt er in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht in seiner Kunst. Später begab er sich nach Berlin und Paris, vorzugsweise der Pflege der Wandmalerei sich widmend. In die Heimath zurückgekehrt, verlegte er sich auf die Dekorationsmalerei und schuf zunächst eine Anzahl von Coulissen und den Theatervorhang für das

---

*) Zu S. 41.
**) Zu S. 41.

abgebrannte Kölner Stadttheater. Auch das sogenannte Tempelhaus in der Rheingasse und der Gürzenichsaal wurden von ihm mit Malereien ausgeschmückt. In der Chorwölbung der Sanct Kunibertskirche zu Köln malte er in enkaustischer Manier eine Reihe streng stilisirter Darstellungen, die ihm einen guten Namen machten (1856—59). Nach ihrer Vollendung siedelte er nach Eisenach über, um die Capelle, den Seitensaal im dritten Stock und die Kemenate der Wartburg mit Fresken zu versehen. Dann führte er auf Veranlassung des späteren Kaisers Friedrich III. die Wandmalereien in der von dem Baurath Hase restaurirten Sanct Godehardikirche in Hildesheim im Geiste des romanischen Stiles aus, den er gründlich studirt hatte. Sein Verfahren bestand darin, daß er die Wandmalereien dem Stil der Kirche anpaßte und seine Figuren im Geiste desselben gestaltete. Seine letzte größere Arbeit waren Cartons für die Wand- und Glasgemälde der Christuskirche in Hannover. Er starb hochbejahrt und fast vergessen am 3. Januar 1892.

Athanas Graf Raczynski, Geschichte d. neueren deutschen Kunst. 1. Bd., Berlin 1836, S. 278. — Wilhelm Füßli, Die wichtigsten Städte am Mittel- und Niederrhein. 2. Bd., Zürich und Winterthur 1843, S. 370 und 438. — Organ für christl. Kunst. Hrsg. von Fr. Baudri. 9. Jahrg. Köln 1859, S. 158—160 und S. 190. 12. Jahrg. Köln 1862, S. 261 und S. 268—271. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. 21. Bd., München 1851, S. 278, 279. — Fr. Müller, Karl Klunzinger und A. Seubert, Die Künstler aller Zeiten und Völker. 3. Bd., Stuttgart 1864, S. 851. — H. v. Ritgen, Der Führer auf der Wartburg. 3. Aufl., Leipzig 1876, S. 155, 178. — H. A. Müller, Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1882, S. 551, 552. — [O. Fischer] Hildesheim und seine Umgebung. 4. Aufl., Hildesheim 1883, S. 68. — Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 2. Bd., Dresden 1898, S. 995. — Köln u. seine Bauten. Festschrift, Köln 1888, S. 587. — Joh. Jacob Merlos, Kölnische Künstler in alter u. neuer Zeit. Düsseldorf 1895, Sp. 930, 931. (Publicationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde IX.) — H. Cassel, Führer durch Hildesheim. 4. Aufl., Hildesheim 1901, S. 22. — Adolf Zeller, Die romanischen Baudenkmäler von Hildesheim. Berlin 1907, S. 49. H. A. Lier.

Welti *): Friedrich Emil W., schweizerischer Staatsmann, geboren am 23. April 1825 in dem durch seine Messen bekannten Marktflecken Zurzach im Kt. Aargau, † am 24. Februar 1899 in Bern. Das älteste von acht Kindern des Gerichtspräsidenten und späteren Oberrichters Jakob Friedrich W., eines ernsten, strengen Mannes, empfing W. seine Vorbildung auf den Zurzacher Gemeindeschulen, dann seit Mai 1840 auf dem Gymnasium in Aarau, wo treffliche Lehrer, wie der Philologe Rauchenstein und der Germanist Rochholz, auf den begabten Knaben in nachhaltiger Weise einwirkten. Zeit seines Lebens blieb ihm die Freude an den griechischen Classikern eigen; noch als Bundesrath las er gerne den Homer in der Ursprache. Nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen studirte W. in Jena, wo er am 9. Mai 1844 immatrikulirt wurde, drei Semester Jurisprudenz, ein fröhlicher Burschenschafter und doch ernster Arbeit inner- und außerhalb des Fachwissens hingegeben. Im August 1845 verließ er Jena, um nach einem Ferienaufenthalt in Mecklenburg und auf Rügen seine Studien in Berlin fortzusetzen, wo ihn namentlich Puchta und Schelling anzogen. Der erstere lernte in einem Pandektenpraktikum den jungen Schweizer von so vortheilhafter Seite kennen, daß er ihn zur

*) Zu S. 41.

akademischen Laufbahn zu bestimmen suchte; allein Welti's Vermögensverhältnisse schlossen eine Privatdocententhätigkeit aus, und als ihm durch Vermittlung eines hochgestellten Beamten in Dorpat, mit dessen Sohn er sich befreundet hatte, eine besoldete Lehrstelle für Römisches Recht an der dortigen Universität angeboten wurde, inhibirte der Vater, der nicht wollte, daß sein Sohn in den russischen Staatsdienst trete. Das Wintersemester 1846/47 verbrachte W. wieder in Jena, worauf er, reich beladen mit vielseitigen Eindrücken und Kenntnissen, in die Heimath zurückkehrte.

Im Sommer 1847 bestand er das aargauische Staatsexamen als Fürsprech. Im November des Jahres machte er den Sonderbundskrieg als Freiwilliger mit und fungirte nach Beendigung desselben eine Zeit lang als Secretär des eidgenössischen Untersuchungsrichters in Luzern. Nach einigen Jahren Anwaltspraxis wurde er im Mai 1852 zum Präsidenten des Bezirksgerichts Zurzach gewählt und verheirathete sich noch im gleichen Monat mit Karoline Groß aus Zurzach; die Hochzeitsreise des jungen Paares ging nach München.

Die Arbeitskraft, Beredsamkeit und vorzüglichen Charaktereigenschaften des Zurzacher Gerichtspräsidenten lenkten allmählich die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, so daß W. Ende März 1856 in den Großen Rath und von diesem am 2. April sogleich in die Regierung des Kantons Aargau gewählt wurde. Damit betrat er die staatsmännische Laufbahn, für die er durch Neigung und Fähigkeiten prädestinirt war. Zunächst übernahm er die Leitung des Justizwesens und erwarb sich große Verdienste um den Bau einer der modernen Gefängnißkunde entsprechenden Strafanstalt, um die Ordnung des Hypothekar- und Vormundschaftswesens. Im J. 1862, in welchem W., wie schon 1858 und wieder 1866, die Würde eines Landammanns, d. i. Regierungspräsidenten, bekleidete, kam es bei Anlaß eines Gesetzes, das den in den aargauischen Gemeinden Endingen und Lengnau seit Jahrhunderten einheimischen Israeliten die bürgerliche Gleichberechtigung verschaffen sollte, zu einer wüsten Judenhetze und Agitation gegen die Behörden, die von den katholischen Landestheilen ausging, aber auch in die reformirten hinüberspielte. Die Folge war, daß am 18. Juni der Regierung ein von 10 060 Unterschriften begleitetes Volksbegehren um Abberufung des Großen Rathes und Aufhebung des Judengesetzes eingereicht wurde. Die Volksabstimmung vom 27. Juli entschied in der That mit 24 726 gegen 16 413 Stimmen für Abberufung des Großen Rathes, worauf auch der Regierungsrath, W. an der Spitze, einstimmig resignirte. Die Neuwahlen ergaben einen schroff nach confessionellen Parteien geschiedenen Großen Rath; dennoch war W., obwohl er energisch für die Judenemancipation eingetreten war, der erste, der wieder in die Regierung gewählt wurde. Schon vor der Abberufung hatte der Große Rath eine Berathung über eine theilweise Revision der Verfassung begonnen, die nun die neue Behörde zu Ende führte, und in die W. kräftig eingriff. In welchem Sinne, mag folgende Stelle aus einer seiner Reden zeigen, die für das gesammte Wirken des Staatsmannes Welti als typisch gelten darf: „Es kann sich übrigens nach meiner Meinung nicht darum handeln, sich durch Verfassungsbestimmungen populär zu machen. Volkswünsche sind für mich auch nur so lange maßgebend, als sie mit meiner Ueberzeugung übereinstimmen. Wäre es wahr, was man heutzutage zur Genüge wiederholen hört, daß der Volkswunsch das unverletzliche Gesetz der Volksrepräsentanten sei, dann wäre auch die repräsentative Demokratie die traurigste Staatsform in der Welt. Dem ist aber glücklicherweise nicht so; die Erfahrung und die bessere Einsicht, welche dem Volksvertreter das Vertrauen seiner Wähler er-

worben haben, sollen ihn auch in seinem öffentlichen Leben allein leiten; er wird nur dann das Vertrauen erhalten, wenn er das Volk zu der Höhe seiner eigenen Ansichten emporhebt; er wird es aber auch ebenso rasch verlieren, wenn er feige von dieser Höhe seiner Ueberzeugung und Einsicht herabsteigt."

Mit Neujahr 1863 fiel W. die Direction des Erziehungswesens zu, in dem er alsbald eine fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Er reorganisirte die Kantonsschule und schuf ein neues, vom 1. Juni 1865 datirtes Unterrichtsgesetz, das für das aargauische Schulwesen aller Stufen einen wesentlichen Fortschritt bedeutete. Seine kargen Mußestunden widmete er mit Vorliebe rechtshistorischen Studien. 1859 gründete er mit Augustin Keller zusammen die historische Gesellschaft des Kantons Aargau mit ihrer Jahresschrift „Argovia", in deren vier ersten Jahrgängen er eine Reihe von Rechtsquellen, wie das Stadtbuch von Baden, das Urbar der Grafschaft Baden und 23 Aargauer Offnungen, die dann in die zweite Auflage der Weisthümer von Jakob Grimm aufgenommen wurden, mit vortrefflichen rechtshistorischen Erläuterungen und Untersuchungen veröffentlichte. Die Universität Zürich ernannte ihn für diese Arbeiten 1866 zu ihrem Ehrendoctor.

Neben dieser Wirksamkeit im Heimathkanton begann frühzeitig diejenige in eidgenössischen Dingen. Seit Frühling 1857 vertrat W. den Kanton Aargau im Ständerath und gewann rasch solches Ansehen, daß ihn der Rath 1860 und 1866 zu seinem Präsidenten wählte. Zwei Mal, im März 1860 und im October 1864, wurde er vom Bundesrath als eidgenössischer Commissär nach Genf geschickt, um Ruhestörungen vorzubeugen; die Stadt Genf schenkte ihm in Anerkennung seiner Verdienste das Bürgerrecht. Als im December 1866 der von Aarau gebürtige Bundesrath Frey-Herosee nach achtzehnjähriger Amtsthätigkeit zurücktrat, galt die Nachfolge seines engern Landsmanns Welti als selbstverständlich. Am 8. December wurde dieser in den Bundesrath gewählt. In den 25 Jahren, die W. nun der höchsten Behörde der Schweiz angehörte, bekleidete er nicht weniger als sechs Mal, 1869, 1872, 1876, 1880, 1884 und 1891, die Würde des Bundespräsidenten; als solcher hatte er, mit Ausnahme des letzten Jahres, wo eine andere Einrichtung bestand, jeweilen die auswärtige Politik der Schweiz zu leiten. Von den Jahren der Bundespräsidentschaft abgesehen, war er 1867—75 Chef des Militärdepartements, 1877 und 1878 des Post- und Telegraphen- und von 1879 bis 1891 des Post- und Eisenbahndepartements, mit Ausnahme von 1881, wo er dem Justiz- und Polizeiwesen vorstand.

Von jeher war W. ein eifriger Soldat gewesen. Seit 1861 war er Oberstlieutenant im Generalstab und hatte schon in der Bundesversammlung als Berichterstatter von Commissionen in Militärfragen eine gewichtige Stimme gehabt, so auch bei der 1866 beschlossenen Neubewaffnung der schweizerischen Armee mit Hinterladern. Nun hatte er als Chef des Militärdepartements diese Neubewaffnung durchzuführen und verschaffte der eidgenössischen Armee im Vetterligewehr die beste damals bekannte Waffe; aber damit war nach seiner Ansicht noch lange nicht genug für ihre Feldtüchtigkeit gethan. Die Zusammensetzung des Bundesheeres aus den kantonalen Contingenten, die weitgehenden Befugnisse überhaupt, die den 25 Kantonen und Halbkantonen im Militärwesen geblieben waren, zogen schwere Uebelstände nach sich, denen nur eine Aenderung der Bundesverfassung abhelfen konnte. Ohne diese Bundesrevision abzuwarten, legte W. Ende 1868 dem Bundesrath den Entwurf einer neuen Militärorganisation vor, der das Contingentsystem beseitigte, das Heer aus allen militärtauglichen Schweizern vom 20.—45. Altersjahr

bildete und den gesammten Militärunterricht in die Hand des Bundes legte. Der Entwurf fand in militärischen Kreisen freudige Zustimmung.

Wie W. der Centralisation des Militärwesens Bahn brach, so gehörte er auch zu den Vorkämpfern der Rechtseinheit, die er nicht nur als eine praktische Nothwendigkeit, sondern vor allem als ein starkes nationales Bindemittel betrachtete. Auf seine Anregung hin richtete der schweizerische Juristenverein im September 1868 eine Petition an die Bundesversammlung im Sinne der Vereinheitlichung des Civilrechts, und im December 1869 bewog W. durch eine Besprechung mit den Führern des liberalen Centrums und der radicalen Linken in der Bundesversammlung diese zu einem Beschluß, der den Bundesrath zur Begutachtung der Frage einlud, in welcher Weise die Bundesverfassung zu revidiren sei, um sie mit den Zeitbedürfnissen in Einklang zu bringen.

Als W. in dieser Weise die Bundesrevision in Fluß brachte, war er bereits zum ersten Mal Bundespräsident. Er benutzte seine Stellung, um das große Werk der Gotthardbahn zum Abschluß zu bringen. W. war seit langem ein eifriger Freund und Förderer des Gotthardunternehmens, das ihm von allen Alpenbahnprojecten das beste schien, nicht nur, weil es den wirthschaftlichen Interessen der meisten Kantone diente, sondern auch, weil das politisch-militärische Interesse der Schweiz erforderte, daß der Alpentunnel nicht auf fremdem Boden ausmünde und daß der Tessin in enge Verbindung mit der übrigen Schweiz gebracht werde. Da das Eisenbahnwesen damals gesetzlich den Kantonen und der Privatthätigkeit überlassen war, galt es als ein Axiom, daß der Bund sich zu den verschiedenen sich bekämpfenden Alpenbahnprojecten vollkommen neutral zu verhalten habe. W. aber begriff nicht, daß die Schweiz in solchen Lebensfragen „passiv und sprachlos“ dastehen solle; schon 1865 hatte er durch eine Motion im Ständerath den Bundesrath zu einer entschiedenen Stellungnahme zu bewegen gesucht, aber ohne Erfolg. Als er in den Bundesrath trat, drängte er diesen im Einverständniß mit Alfred Escher, dem Haupte der Gotthardvereinigung (siehe d. Artikel A. D. B. XLVIII, 415), zu Unterhandlungen mit Italien und den deutschen Staaten. Allein die ausländischen Regierungen wollten nicht eintreten, bis der schweizerische Bundesrath ein bestimmtes Project vorlege, was diesem wiederum bei seiner staatsrechtlichen Stellung unmöglich war. Noch im Februar 1869 gab der preußische Handelsminister im Abgeordnetenhause die Erklärung ab, daß die Regierung so lange nichts thun könne, als in der Schweiz selbst nicht eine Verständigung über die Wahl des Passes erfolge. Als Bundespräsident suchte nun W. durch die Vertreter Italiens und Preußens in Bern, Ritter Melegari und General v. Röder, den beiden Nachbarregierungen begreiflich zu machen, daß die Entscheidung von ihnen herbeigeführt werden müsse durch die Erklärung, daß sie bereit seien, mit der Schweiz über einen Alpendurchstich in Unterhandlungen zu treten, daß sie aber eine allfällige Subvention nur dem Gotthard zuwenden könnten; damit würden alle andern Projecte sofort verschwinden und der Bundesrath in die Lage versetzt, in der Sache activ aufzutreten, da nach der Bundesverfassung er allein zu Unterhandlungen über Propositionen des Auslands befugt sei. Es gelang W., sowohl den italienischen Ministerpräsidenten Menabrea als Bismarck von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes zu überzeugen. Am 31. März 1869 erfolgten die übereinstimmenden Erklärungen Italiens und des Norddeutschen Bundes an den schweizerischen Bundesrath zu Gunsten des Gotthard. Jetzt konnte der Bundesrath aus seiner Zurückhaltung heraustreten. Vom 15. September bis 15. October stellte die von W. vorbereitete und von ihm präsidirte internationale Conferenz

in Bern das Bauprogramm, die Kostensumme und die Art der Beschaffung der Geldmittel fest. Sofort nach Schluß der Conferenz am 15. October wurde zwischen der Schweiz und Italien ein Vertrag über das Gotthardunternehmen abgeschlossen, dem der Norddeutsche Bund am 20. Juni 1870 und das Deutsche Reich am 20. October 1871 beitrat.

Während des deutsch-französischen Krieges fielen W. als dem Chef des Militärdepartements aus der umfangreichen Grenzbesetzung und dem Uebertritt der Bourbakiarmee schwere Aufgaben zu, und die dabei im Heerwesen klar zu Tage getretenen Mängel befestigten in ihm die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der geplanten Reformen. Ueberhaupt drang unter dem Eindruck der gewaltigen Weltereignisse die Meinung in immer weitere Kreise, daß die Schweiz einer strammeren Zusammenfassung ihrer Kräfte bedürfe, wenn sie ihre Stellung im europäischen Staatensystem behaupten wolle. Während der Bundesrath vor dem Krieg eine Beschränkung der Revision der Bundesverfassung auf 13 Punkte vorgeschlagen hatte, beschlossen jetzt die von den gesetzgebenden Räthen bestellten Commissionen, bei jedem einzelnen Artikel zu untersuchen, ob er der Revision bedürfe, und gelangten dadurch zu einer Totalrevision. Im Gegensatz zu dem bisher einflußreichsten Mitglied des Bundesraths, Jakob Dubs, der keine so weit gehende Verfassungsänderung wollte, stellte sich W. und mit ihm die Mehrheit des Bundesrathes mit Entschiedenheit auf Seite der Revisionisten. W. war zwar kein doctrinärer Centralist um jeden Preis, was in den Kantonen lebensfähig war, wollte er pietätvoll erhalten; aber auf den Gebieten, wo nur der Bund stark genug war, das zu leisten, was das Bedürfniß der Zeit erforderte, da sollte er auch mit den nöthigen Competenzen ausgerüstet werden. So wurde W. bei den Berathungen der eidgenössischen Räthe über die Bundesrevision vom November 1871 bis März 1872 der eigentliche spiritus rector, dessen machtvolle Reden die Höhepunkte der Debatte bildeten. Während Dubs am 1. März 1872 seine Entlassung nahm, um an der Spitze der aus Welschschweizern und Ultramontanen zusammengeschweißten Föderalistenpartei die Revision in Wort und Schrift zu bekämpfen, war W. der führende Kopf im Bundesrath, der Vertrauensmann der Mehrheit in der Bundesversammlung und des halben Schweizervolkes geworden.

Als der Verfassungsentwurf, der die volle Militär- und Rechtseinheit forderte, in der Volksabstimmung vom 12. Mai 1872 mit 260 859 Nein gegen 255 606 Ja verworfen wurde, da gab W. in einer officiellen Rede, die er nach alter Uebung als Bundespräsident an dem im Juli stattfindenden eidgenössischen Schützenfeste zu Zürich hielt, unter brausendem Jubel die Losung zu sofortiger Wiederaufnahme der Revisionsarbeit aus: „Es kann nicht zu Grabe getragen werden, was die Hälfte des schweizerischen Volks mit Jubel anstrebte und was die andere Hälfte nur in der Form nicht wollte, in der wir es gebracht haben. Wir müssen unsere Bundesverfassung revidiren, weil wir nicht wollen sein ein getrenntes Volk von Welschen und Deutschen. Wenn wir diese Trennung fortbestehen lassen, so ist dies der Anfang vom Ende des Vaterlandes.“ In der That beschloß die Bundesversammlung schon am 21. December die Wiederaufnahme der Revision.

Als Bundespräsident von 1872 mußte W. auch der römischen Curie entgegentreten, die auf Betreiben des ehrgeizigen Genfer Stadtpfarrers Mermillod den Versuch machte, Genf gegen den Willen der Kantons- und Bundesregierung ein katholisches Bisthum aufzudrängen, um die calvinische Vergangenheit der Stadt auszulöschen. W. war kein Culturkämpfer, er vertheidigte stets die unbedingte individuelle Glaubensfreiheit, die völlige Tren-

nung der bürgerlichen Rechte und Pflichten vom religiösen Bekenntniß und wollte auch die Kirche in ihrem innern Leben frei gewähren lassen; aber ebenso fest und entschlossen trat er unberechtigten Anmaßungen derselben entgegen. In wiederholten Besprechungen erklärte er dem Nuntius Agnozzi, daß der Bundesrath niemals seine Einwilligung zur Errichtung eines Bisthums Genf noch zur Ernennung Mermillod's zum apostolischen Vicar, was eine verhüllte Herstellung des Bisthums gewesen wäre, geben werde. Als trotzdem ein Breve vom 16. Januar 1873 Mermillod zum apostolischen Vicar von Genf ernannte, beschloß der Bundesrath dessen Ausweisung, und W. rechtfertigte die Maßregel im Nationalrath damit, daß Mermillod „sich zum Organ eines fremden Souveräns hergegeben habe, welcher sich herausnahm, gegen unsern erklärten Willen auf unserem Gebiete seinen eigenen Willen durchzusetzen".

An den Berathungen über die Bundesrevision 1873/74, die den Entwurf von 1872 dahin abschwächten, daß ein Stück Militärhoheit noch den Kantonen verblieb und daß die Rechtseinheit auf gewisse Materien, wie das Obligationen- und Handelsrecht, das Concursrecht ꝛc. beschränkt wurde, nahm W. wieder hervorragenden Antheil, so daß man ihn mitunter als den Vater der Bundesverfassung von 1874 bezeichnet hat. Der ultramontane v. Segesser sagt von ihm: „Welti hatte nun eine Stellung, wie sie keinem seiner Vorgänger noch angefallen war; im Bundesrath und in der Bundesversammlung war das Vertrauen, das ihm entgegenkam, und der Einfluß, den er übte, um so größer, als auch die Gegner ihn als ein gemäßigtes und vermittelndes Element betrachteten." Nachdem die neue Verfassung vom Volke am 19. April 1874 mit 340 199 gegen 198 013 Stimmen und von 14½ Kantonen gegen 7½ angenommen worden war, arbeitete W. nach den Grundsätzen derselben mit solcher Raschheit die neue Militärorganisation aus, daß der Bundesrath den Entwurf schon im Juni der Bundesversammlung überweisen konnte, die ihn mit etwelcher Reducirung der Dienstzeit am 13. November zum Gesetz erhob. Welti's Militärorganisation brachte die strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, verbesserten und verlängerten Unterricht für Mannschaft und Officiere, wozu der militärische Vorunterricht der Jugend den Grund legen sollte, ferner die Eintheilung des Heeres in territoriale Divisionen, zweckmäßige Organisation und Ausrüstung der einzelnen Truppenkörper, Neubildung des Sanitäts- und Verwaltungswesens, Bethätigung der Officiere bei der Heeresverwaltung ꝛc., sie schuf mit einem Wort die Grundlage, auf denen das schweizerische Milizheer sich immer mehr aus der Sphäre des Dilettantismus herausgearbeitet hat.

Nachdem W. 1876 zum dritten Mal das Bundespräsidium bekleidet, übernahm er 1877 das Post- und Telegraphendepartement, mit dem 1879 das Eisenbahnwesen vereinigt wurde, und widmete nun seine Kraft vorwiegend den eidgenössischen Verkehrsanstalten. Mannichfache Reformen in der Verwaltung, ein neues Telegraphengesetz vom 22. Juni 1877, die Errichtung eines staatlichen Telephonnetzes durch den Bund seit 1880, ein neues Posttaxengesetz vom 26. Juni 1884, zwei Telephongesetze vom 26. und 27. Juni 1889, ein Gesetz über die Arbeitszeit beim Betrieb der Eisenbahnen und andern Transportanstalten bekundeten sein Organisationstalent auch auf diesen Gebieten. 1881 leitete er ausnahmsweise das Justiz- und Polizeidepartement und legte mit einer unter seiner Leitung tagenden Expertencommission die letzte Feile an das seit langem vorbereitete, am 14. Juni 1881 zum Gesetz erhobene schweizerische Obligationen- und Handelsrecht.

Seine Hauptkraft aber wendete W. in der zweiten Hälfte seiner Regierungsthätigkeit dem schweizerischen Eisenbahnwesen zu, dem er neue Wege

wies. In den Jahren 1876—78 trug er neben Alfred Escher das meiste zur Rettung des noch während des Baus mit dem finanziellen Ruin bedrohten Gotthardunternehmens bei und nahm als Bevollmächtigter des Bundesrathes an den internationalen Conferenzen theil, die 1877 in Luzern und Göschenen das Unternehmen reconstruirten und zu dem Zusatzvertrage zwischen der Schweiz, Italien und Deutschland vom 12. März 1878 führten. Als Bundespräsident von 1880 hatte er die Genugthuung, am 29. Februar an Kaiser Wilhelm und König Umberto die Depesche vom Durchschlag des Gotthardtunnels abzusenden, die von den beiden Souveränen mit lebhaften Glückwünschen erwidert wurde. 1886 leitete W. zwei von der Schweiz angeregte internationale Conferenzen, von denen die erste, 10.—15. Mai, eine Vereinbarung zwischen Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz über technische Einheit im Eisenbahnwesen schuf, die zweite, 5. bis 17. Juli, den Entwurf eines internationalen Eisenbahnfrachtrechtes endgültig feststellte. Am 14. October 1890 fand in Bern von Seiten Belgiens, Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Luxemburgs, der Niederlande, Oesterreich-Ungarns, Rußlands und der Schweiz die Unterzeichnung dieses „ersten Stückes internationalen Civilrechts" statt, womit die Errichtung eines Centralamts in Bern verbunden wurde.

Im Gegensatz zu seinem Freunde Alfred Escher hatte W. schon im Beginn seiner staatsmännischen Laufbahn erklärt, daß „es auch eine Eidgenossenschaft in Eisenbahnsachen geben müsse". Hatte er anfänglich geglaubt, daß das Interesse des Landes sich auf andern Wegen wahren lasse, so überzeugte er sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit der Verstaatlichung der unter so viele Privatgesellschaften zersplitterten schweizerischen Eisenbahnen; die Besorgniß um die Landessicherheit wie um die volkswirthschaftliche Zukunft der Schweiz drängte ihn dazu. Zum ersten Mal mußte sich der Bund bis zum 1. Mai 1883 schlüssig machen, ob er von seinem in den Concessionen vorbehaltenen Rückkaufsrechte Gebrauch machen wolle. W. prüfte die Frage aufs gründlichste und kam zu dem Ergebniß, daß zur Zeit auf den Rückkauf nicht eingetreten werden könne, ohne den Bund großen finanziellen Gefahren auszusetzen. Da nach den Concessionen die Rückkaufssumme sich theils nach dem Anlagecapital, theils nach dem Reinertrag der Bahnen bemaß, W. aber berechnete, daß die verschiedenen Gesellschaften ihr Anlagecapital um mindestens 85 Millionen übersetzt und auch im Verhältniß zum wirklichen Ertrag zu hohe Dividenden ausgerichtet hätten, suchte er zunächst durch ein vom 21. December 1883 datirtes Gesetz über das Rechnungswesen der Eisenbahnen, das in Börsen- und ähnlichen Kreisen großes Geschrei hervorrief, eine sichere Basis für den Rückkauf zu schaffen. Dann bemühte er sich, auf dem Wege freihändiger Erwerbung einzelner Linien die Verstaatlichung anzubahnen. Verhandlungen, die er 1887/88 mit der Nordostbahn führte, scheiterten; dagegen gelang ihm 1890/91 die Erwerbung von 77 000 Stück Actien der Jura-Simplonbahn und 1891 der Abschluß eines Vertrages, betreffend Ankauf der Centralbahn, des Stammstücks der schweizerischen Eisenbahnen. Die Bundesversammlung genehmigte den Kauf am 25. Juni. Aber nun wurde von conservativer Seite die Opposition gegen das Centralbahngeschäft organisirt, 91 698 Unterschriften begehrten das Referendum, und in der Volksabstimmung am 6. December wurde der Vertrag mit 289 406 gegen 130 729 Stimmen verworfen, indem zahlreiche Anhänger der Verstaatlichung gegen den Ankauf stimmten, weil sie den Preis zu hoch fanden.

Eine unerwartete Folge der Verwerfung war, daß W. angesichts der überwältigenden Volksmehrheit, die sich gegen seine Eisenbahnpolitik aus-

gesprochen zu haben schien, glaubte, sich von seinem Posten zurückziehen zu sollen. Am 8. December 1891, genau 25 Jahre nach seiner Wahl in den Bundesrath, gab er seine Entlassung. Da die Schweiz keine Ministerkrisen kennt, erregte der Rücktritt des Bundespräsidenten gewaltiges Aufsehen, ja Bestürzung. Einstimmig beschlossen National- und Ständerath, Schritte zu thun, um W. zur Zurücknahme seiner Entlassung zu bewegen, und mit Ausnahme einiger ultramontaner Blätter sprach sich die Presse aller Parteien dahin aus, daß die Schweiz nicht wegen eines negativen Volksentscheides ihren bedeutendsten Staatsmann verlieren dürfe. Aber zu allgemeinem Bedauern beharrte W. bei seinem Entschluß, zu dem noch andere Motive ihn mitbestimmten. Er hatte die Genugthuung, daß sein Nachfolger im Eisenbahndepartement, Bundesrath Zemp, das von ihm begonnene Werk rüstig weiterführte, daß ein neues, schärferes Rechnungsgesetz am 1. November 1896 und schließlich ein Gesetz, das den Rückkauf der wichtigsten Linien durch den Bund festlegte, am 20. Februar 1898 vom Volke mit großer Mehrheit gutgeheißen wurden. Mit Neujahr 1901 war die Verstaatlichung des größten Theiles des schweizerischen Eisenbahnnetzes eine Thatsache.

W. war weit davon entfernt, sich nach seinem Rücktritt grollend und schmollend bei Seite zu stellen. Ein ihm angebotenes Nationalrathsmandat schlug er zwar aus, ebenso den ihm vom Bundesrath angebotenen Gesandtschaftsposten in Wien oder Rom oder die Stelle eines Directors des von ihm geschaffenen internationalen Eisenbahnamts. Dagegen nahm er das Ehrenamt eines Mitgliedes und Vicepräsidenten des schweizerischen Schulrathes, der die eidgenössische technische Hochschule in Zürich zu überwachen hat, sowie verschiedene vorübergehende Missionen des Bundesrathes an. So vermittelte er im Sommer 1892 zu Madrid den Abschluß eines Handelsvertrages mit Spanien und vertrat im März 1896 die Schweiz auf einer Conferenz in Paris zur Revision des internationalen Eisenbahnfrachtrechts. Welch lebendigen Antheil er fortwährend an den Geschicken seines Landes nahm, zeigte eine Rede, die er am 28. October 1894 unter freiem Himmel vor einer großen Volksversammlung in Bern gegen den „Beutezug“ hielt, d. h. gegen einen Versuch der Partikularisten aller Art, den Bund finanziell zu Gunsten der Kantone zu schwächen, der dann auch in der Volksabstimmung vom 4. November mit großer Mehrheit zurückgewiesen wurde. Anfangs 1898 stellten sich bei ihm Altersbeschwerden ein, die sich nach und nach verschlimmerten. Am 11. Februar 1899 verursachte ihm ein Fall eine Gehirnerschütterung, an deren Folgen er dreizehn Tage später starb.

In Welti paarte sich ein weiter Blick mit thatkräftiger Entschlossenheit, hohe Begabung mit seltener Arbeitskraft, classische Bildung mit adliger Gesinnung und strenger Pflichterfüllung. Selbst in untergeordneten Dingen bewährte er seine Treue im Kleinen; es kam vor, daß er als Mitglied der Aufsichtsbehörde des städtischen Gymnasiums in Bern in einzelnen Stunden abwesende Lehrer persönlich vertrat. Ein Meister des Worts, wurde er, wenn er in die Debatten eingriff, lautlos angehört; die gedankenreichen, formvollendeten Worte, die er als Bundespräsident 1876 bei der Feier der Schlacht von Murten und 1891 bei der Bundesfeier in Schwyz sprach, trugen die Bewunderung für seine Beredsamkeit ins Volk hinaus. Niemand haschte weniger nach der Gunst der Masse oder einer Partei; oft trat er in seinem scharf ausgeprägten Rechtssinn für Minderheiten ein, unbekümmert um ihre politische Richtung, und der Ausdehnung der modernen Volksrechte, des Referendums und der Initiative, stemmte er sich mit dem Mannesmuthe, der ihn auszeichnete, entgegen. Dennoch erfreute er sich bis zu seinem Tode der

größten Popularität; denn allgemein herrschte das Gefühl, daß die Schweiz in ihm einen Staatsmann im eigentlichen Sinne des Wortes besessen habe. Im Juli 1903 wurde ihm in Aarau ein Denkmal gesetzt.

J. Hunziker, Emil Welti im Aargau („Argovia", 28. Band, Aarau 1900). — Hans Weber, Bundesrath Emil Welti, ein Lebensbild. Aarau 1903. — Derselbe, Nekrolog in Bettelheim's Jahrbuch IV, 33.

Wilhelm Oechsli.

Wendler*): Friedrich Moritz W., Genremaler, wurde zu Dresden am 18. Februar 1814 geboren und besuchte die dortige Kunstakademie, wandte sich aber dann nach München, wo er sich der Richtung des Cornelius anschloß. Später ging er zur Genremalerei über und siedelte wieder nach Dresden über, wo er die akademischen Kunstausstellungen mit seinen Bildern zu beschicken pflegte. Das der Dresdener Galerie gehörige Gemälde eines verunglückten Gemsenjägers, der abgestürzt ist, ist im J. 1902 an den Alterthumsverein in Grimma abgegeben worden. W. starb in Dresden am 16. October 1872.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. 21. Bd., München 1851, S. 282. — Friedr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhdts. 2. Bd., Dresden 1898, S. 995. — Karl Woermann, Katalog der königl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 7. Aufl., Dresden 1908, S. 719. H. A. Lier.

Werdy**): Friedrich August W., Schauspieler, geboren zu Dresden im J. 1770, kam schon im Alter von dreizehn Jahren nach Mannheim, wo er sich für die Musik ausbilden sollte. Er war so musikalisch veranlagt, daß er schon mit fünfzehn Jahren unter der Direction des Concertmeisters Fränzel als Volontär in das Orchester des dortigen Theaters aufgenommen wurde. Im J. 1789 ging er zum Schauspiel über und debütirte als Friedlein in den „Gläubigern". Iffland nahm sich seiner auf das wärmste an und empfahl ihn, da er in Mannheim nicht vorwärts kommen konnte, an Friedrich Ludwig Schröder nach Hamburg, bei dessen Truppe er zu Ostern 1791 aufgenommen wurde. Er gehörte ihr sieben Jahre lang an, bis er, veranlaßt durch einen Zwist mit Schröder, sein Hamburger Engagement aufgab, um an das Theater in Frankfurt a. M. überzusiedeln. Sein Ruf verbreitete sich hier von Jahr zu Jahr mehr. Er galt als ein vortrefflicher Liebhaber und wurde als solcher auch auf seinen auswärtigen Gastspielen in Wien, Berlin, Stuttgart und Dresden gefeiert. In Dresden gefiel er so gut, daß er von dem damaligen Intendanten, dem Grafen Vitzthum v. Eckstädt, im J. 1818 für die dortige Bühne gemeinsam mit seiner Frau, Friederike Margareta geb. Port († 1860), Wittwe des Weimarer Schauspielers Heinrich Voß, engagirt wurde; dort war er in dem Fache der Väter und polternden Alten, und vorübergehend mit der Führung der Regie betraut, bis zu seinem durch eine Magenverhärtung herbeigeführten Tode am 11. August 1847 thätig. Zu seinen besten Rollen gehörte der Shylock in Shakespeare's „Kaufmann von Venedig". Karl Maria v. Weber war gerade über diese Leistung entzückt und erklärte ihn für einen wirklichen Künstler. Aber auch als Oberförster, Odoardo, Feldern, Kottwitz und Ranzau war er hervorragend und fand den vollen Beifall des Dresdener Theaterpublicums.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1848. 12. Jahrg., Berlin 1848, S. 62—64. — Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 3.—5. Bd. Leipzig 1848—1874. (Register.) —

*) Zu S. 43.
**) Zu S. 43.

Ferdinand Gleich, Aus der Bühnenwelt. 1. Bd., Leipzig 1866, S. 176 bis 184. — Rob. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878, S. 431, 432. — Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an den Schauspieler Werdy. Hrsg. von Otto Devrient. Frankfurt a. Main 1881. — Ludwig Eisenberg, Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrh. Leipzig 1903, S. 1114, 1115 u. 1074, 1075.

H. A. Lier.

Wirri *): Heinrich W. (auch Wirry, Wir[r]e, Wirrich, Werry), Spruchdichter, wurde geboren im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zu Aarau in der Schweiz und erlernte daselbst das Weberhandwerk, wie aus dem Solothurner Rathsprotokoll hervorgeht (Bächtold Anm. S. 131), obschon er sich im J. 1552 selbst einen „Schneider gut“ nennt. 1544 wurde er in Solothurn als Bürger aufgenommen, blieb aber nur bis gegen die Mitte der fünfziger Jahre dort, denn in seinem Spruch auf das Lauinger Schießen (1555) gibt er sich bereits als „wonhafft zu Zürich“ an. Von da an führt W. ein unstetes Wanderleben. Namentlich ziehen ihn die damals so beliebten und mit großem Kostenaufwand inscenirten Schützenfeste Südwestdeutschlands, Oesterreichs und der Schweiz an, auf denen er als „Pritschenmeister“, d. h. als Festordner, Spaßmacher und Festpoet functionirte und offenbar auch ein stets gern gesehener Gast war. Daneben besuchte und besang er pomphafte Hochzeits- und Hoffeste oder betheiligte sich bei dramatischen Aufführungen. So finden wir ihn 1555 an dem Schießen von Lauingen (bair. Schwaben), Schwaz (Tirol) und Passau, 1556 beschreibt er eine Hochzeit in Wädenswil am Zürichsee, 1558 tritt er als Schauspieler in Köln auf, wohin er gute Zeugnisse, namentlich für Rollen aus der Passionsgeschichte, mitgebracht hatte, 1562 in Freiburg (Schweiz) mit einer Empfehlung aus Solothurn und im März 1563 in Schaffhausen, wo ihm gestattet wird, „sin Spil zehalten, doch soll er nit mehr dann 1 Pfennig von einer Person nemmen“ (Harder). Noch im selben Jahr schildert er „als öbrister Britschen meyster in Schweytz“ die Krönung Maximilian's II. zum König von Ungarn. Im Januar 1568 muß er dem Schießen zu Wien, das er „in Reimen gestelt“, beigewohnt haben, und schon wieder einen Monat später treffen wir ihn bei der Hochzeit des Pfalzgrafen Wilhelm bei Rhein mit Renata von Lothringen. In den beiden letzten Sprüchen schreibt er sich „Bürger auff der Zell bey Waidthofen an der Ips“ (heute Ybbs, in N.-Oesterreich), und in dem Hochzeitscarmen gar „teütscher Poet und Obrister Prütschenmeister inn Osterrich“. 1570 ist er am Reichstag zu Speyer, 1571 an der Hochzeit des Erzherzogs Karl zu Oesterreich mit Maria, Herzogin zu Baiern, die er auch wieder „in Teutsche Carmina“ gestelt“, und auf die sich eine Notiz in den Znaimer Stadtrechnungsbüchern vom 8. März 1572 bezieht, welche folgenden Posten bucht: „Umb verehrte Abcontrafactur des Turniers Platz vnd andere Geschichten, so bei gehaltener Hochzeit des Ertzhertzogen Kharls beschehen Ihr. M(ajestä)t. Pritschenmaister entgegenverehrt 1 Fl.“. Viel aufgesteckt hat also der Sänger bei seinen Carmina nicht, und so darf er denn am Schlusse seines Wiener Schützenspruches mit Recht von sich sagen „Hainrich Wirre, das Edle Blut | das wenig gewint und viel verthut“. Er wird auch wohl bei dem unstäten und kaum sehr mäßigen Leben kein hohes Alter erreicht haben. Nach 1572 vernehmen wir nichts mehr von ihm; er ist also vielleicht um diese Zeit in seiner zweiten Heimath Oesterreich gestorben.

---

*) Zu S. 108.

Eine hohe Bedeutung als Spruchdichter kommt W. gewiß nicht zu, doch sind seine Verse nicht ungeschickt und lassen sogar, wenn es der spröde Stoff gestattet, einen gewissen wackeren Humor durchblicken. Seine Prosa erhebt sich nicht über die übliche Norm der sensationellen Jahrmarktslitteratur seiner Zeit. Das einzige Nicht-Gelegenheitsgedicht behandelt einen biblischen Stoff. Wir haben den bisher unbekannt gebliebenen Druck an den Schluß des nun folgenden Verzeichnisses von Wirri's Werken gestellt.

Werke: 1. „Ein wunderbarliche warhafftige seltzame geschicht, von einem Pfaffen vnd seiner Kellerin, wie sie jm der Teufel angesicht [!] seiner augen hinweg fürt. Ordenlich beschriben in reimens weiß, vnd zu einer warnung allen frommen Mägdten oder töchteren", o. O. u. J. [c. 1550]; unterz.: H. W. V. S. (Heinrich Wirri von Solothurn); Stadtbibl. Zürich (Weller, Ann. I, 227). 2. „Ein wunderbarliche seltzame geschicht, so geschehen ist in dem Appenzeller land, dardurch ein großer Rechtshandel entstanden, vnd ist die vrthel noch nit außgesprochen . . .", o. O. u. J. [c. 1550); unterz.: H. W.; Stadtbibl. Zürich (Weller, Ann. I, 228). 3. „Ein hüpsch Neüw Lied, Wie der Künig von Franckreich inn das Teütschland mit höres macht ist gezogen. Im thon wie Dieterich von Bern", o. O. u. J. [1552]; Bürgerbibl. Luzern (Weller, Ann. I, 59). 4. „Ein schön new lied von der stat Metz, wie sie ist betrogen worden von dem könig auß Frankreich", unterz.: Heinrich Wirre, o. O. u. J. [1552]; Frankf. Bibl., handschriftl. in Bern, Mülinen'sche Liederhandschr. S. 148 (Liliencron, Hist. Volkslieder IV [1869], 583 ff.). 5. „Ein wunderbarliche erschrockenliche geschicht, so geschehen ist in . . . Rychenwyler von einem Burger, der sich selbs, vnnd sein weib auch kind, inn Mutterleib ermördt hat . . . . In truck gegeben durch Heinrich Wirri burger von Soloturn im 1.5.5.3.", Stadtbibl. Zürich (Anz. f. Knde. d. dtsch. Vorz., N. F. 7, 398). 6. „Ein wunderbarlich . . . . geschicht so geschehen ist . . . by einer statt heist Willisow . . ., von dryen gesellen die mit einandren gespilt habend, da der Tüfel den einen . . . genomen . . . In truckt [!] gegeben durch Heinrich Wirri Burger zu Soloturn im 1553. Getruckt zu Straßburg by Augustin Frieß", Prosa; Stadtbibl. Zürich (Anz. f. Knd. d. dtsch. Vorz., N. F. 7, 398, wo noch weitere Ausgaben). 7. „Ordenliche beschreybung des ordenlichen Stahel schießens, das da gehalten ist worden durch die Fürstlich Stadt Lauging, in Reimen gestellt durch Heinrich Wirry, bürtig von Araw, wonhafft zu Zürich. Anno M.D.lv [1555]", o. O. u. J. [Zürich 1555]; Bürgerbibl. Luzern u. A. (Weller, Ann. I, 319). 8. „Ordenliche beschreibung des großen püchsen schießens, durch die Schmeltzherrn vnnd Gwerckhen, des Edlen Berckwerchs zu Schwatz, im Monat Augusti, des M.D. Lv [1555]. Jars gehalten worden. Gedicht durch Heinrich Wirry von Zürich, geweßner Pritschenmaister zu Schwatz auff dem Schießen", o. O. u. J. [Zürich 1555]; in Zürich (Weller, Ann. I, 319). 9. „Gründliche berichtung des großen schießens zu Passaw, das da gehalten ist worden im Jar 1555. in Reimen gestellt durch Heinrich Wirry, bürtig von Araw, wonhafft zu Zürich", o. O. u. J. [Zürich 1555]; Stadtbibl. Zürich (Anz. f. Knd. d. dtsch. Vorz., N. F. 7, 439). 10. „Ein erschrockenlich grausam vnerhört mordt, so geschehen ist zu Obernehen . . . in dem Elsas. . . . Alda hat ein Burger Adam Stägmann genant, drei seiner . . . Kinden, mit einem beimesser . . . . erstochen . . . Getruckt zu Straßburg bey Augustin Frieß, 1556", Prosa, Stadtbibl. Zürich (Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorz., N. F. 7, 439). 11. „Ein schöner Spruch von der verrümbten Hochzeit zu Wädischwil, einstheils zwüschent Jkr [Junker] Jacoben von Chaam . . . . anderstheils zwüschent Jungfraw Verena Wirzin . . . Durch Heinrich Wirri, einen Spillmann von Arau. Dies

Hochzeit ward ghalten Anno 1556 den 2. Augusti"; Zürich, Stadtbibliothek (Wick'sche Sammlung 28, 175); (Titel nach Zschokke S. 24.) 12. „Warhafftige Beschreibung von der Kron in Hungarn; wann vnd wo . . . Maximilian . . . dieselbig empfangen hat . . . in vers weiß gestelt durch Heinrich Wire, öbristen Britschen meyster in Schweytz. Wienn, bei Michael Zimmermann. 1563"; in Pest (Serapeum 25, 296, wo zwei weitere Drucke). 13. „Von dem Kayserlichen Schießen, das gehalten ist worden bei Wienn . . . auff Mittwoch nach der Heyligen drey Künig tag, im 1568. jar, in Reimen gestellt durch Hainrich Wirre Pritschenmaister vnd Bürger auf der Zell bey Waydthofen an der Ips. Gedruckt zu Wienn . . . Durch Hans Widtman . . . 1568"; Hofbibl. Wien u. A. (Serapeum 25, 297). 14. „Ordenliche Beschreybung der . . Hochzeyt . . . durch Wilhelm Pfalzgraf beim Rheyn . . . mit dem . . Frawlein Renatta, geborne Herzogin aus Luttringen, den 21 tag February, des 1568. Jars . . . in teütsche Carmina gestellt, durch Hainrichen Wirre, teütscher Poet, und Obrister Prütschenmeister inn Osterrich, vnd Burger auff der Zell, in der Herrschaft Gleyß an der Yps gelegen. . . . Getruckt in . . . . Augspurg, durch Philip Vlhart. Anno M.D.LXVIII", [1568]; Germ. Mus. Nürnberg (Meusel's Magazin II, 231 ff.). 15. „Audientz Des Großmechtigsten . . . Römischen Keysers Maximilian des Andern . . . zu Speyr auff dem Reychstag . . . Im Jar 1570." Am Schluß: „Das er mög bleiben lang gesund Wünscht Heinrich Wirrich von hertzen grund. Gedruckt zu Straßburg, durch Bernhardt Jobin Formschneider Anno M.D.Lxxi" [1571); Germ. Mus. in Nürnberg (Wendeler in Schnorr's Archiv 7, 363). 16. „Ordenliche Beschreibung des . . . Beylags oder Hochzeit . . . gehalten . . . durch . . . Herrn Carolen, Ertzherzog zu Osterreich . . . mit . . . Fräwlein Maria, geborne Hertzogin zu Bayrn, den XXVI. Augusti . . . in Teutsche Carmina gestelt . . . Durch Heinrichen Wirrich, Obrister Pritschenmeister in Osterreich, Burger auff der Zell, in der Herrschafft Gleyß, an der Yps gelegen. Gedruckt zu Wienn . . . durch Blasium Eberum. Anno MDLXXI" [1571]; Hofbibl. Wien (Serapeum 25, 298). 17. „Ein Geystlich schön new gemacht Lied von erschaffung der Welt, Vnd wie Adam vnd Eva von der schlangen betrogen waren . . . . Im thon | Da dz glöcklein neune schlůg . . ." Am Schluß: „Der vns diß lied hat neuw gemacht Der hats gedichtet bei der Nacht Man thůt jhn weit erkennen Dann er ist Heinrich Wirre genannt Also thůt man jhn nennen", o. O. u. J. (Univ.-Bibl. Basel).

Historisch-Litterarisch-Bibliographisches Magazin, hrsg. von Joh. Georg Meusel. II. Stück, Zürich 1790, S. 231 ff. — (H. W. Harder,) Chronik der Stadt Schaffhausen. Schaffh. 1844, IV. Buch, S. 232. — E. Weller, Heinrich Wirry, ein Solothurner Dichter; in: Anzgr. f. Kunde d. deutschen Vorzeit, N. F. 7 (1860), 397. 439. — E. Weller, Annalen der Poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrh., I und II. Freiburg i. Br. 1862. 1864. — Serapeum, herausg. von R. Naumann. 25. Jahrg. Leipzig 1864, S. 296 ff. — R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. Leipzig 1865—1869, Bd. IV, 583 ff. — C. Wendeler, Zu Fischarts Bildergedichten; in: Archiv für Litteraturgeschichte hrsg. von Fr. Schnorr v. Carolsfeld VII (1878), 361 ff. — J. Baechtold, Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892. — Ernst Zschokke, Ueber den Aarauer Poeten Heinrich Wirri. Aarau 1895 (31 S.).

E. Hoffmann-Krayer.

Wirri *): Ulrich W. (auch Wirry, Wir[r]e, Weri), Spruchdichter, jüngerer Bruder des Vorigen(?), nachweisbar 1557—1583 in Aarau (Schweiz), wo er 1557 als Stadtbote und Betreibungsweibel, 1560 als Rathsmitglied und Feuerbeschauer figurirt. 1562 verehelichte er sich mit Anna Gränicher. 1578 hielt er sich vorübergehend in Zürich auf. Eine Notiz in den dortigen Bauamtsrechnungen dieses Jahres führt auf: „10 tb Ulrich Weri, dem Gougler oder Sprecher von Arouw uß Erkenntniß wegen etlicher frygen künste, so er samstag den 10. Jenner für m. gn. HH. bracht." Außer einer Fahrt nach Straßburg (1576) auf das durch Fischart's „Glückhafftes Schiff von Zürich" berühmt gewordene Schießen, das auch er besang, scheint W. nicht über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen zu sein.

Dichterisch haben seine Sprüche keinerlei Bedeutung, trotz der mehrfachen Auflagen, die einige von ihnen erlebt haben.

Werke: 1a. „Der dreyzehen Orthen Lobl. Eydtgnoschaft Lob vnnd Rhumbspruch", o. O. u. J. [1560]; in Bern (Haller Nr. 557). 1b. „Ein schöner Spruch, einer Loblichen Eydgnoschafft zu Ehren gemacht", Bern 1580; Zürich, Stadtbibl. 2. „Ein schöner Spruch Der Schlacht, so zu Dornach beschehen . . .", Basel 1605; Zürich, Stadtbibl. (abgedr. in Argovia II, 117 ff.). 3. „Hauptschießens Anfang, so man zu Straßburg gehalten, in rymen gestellet durch Vlrich Wirry von Arow . . . im Jar 1576. Basel bey Samuel Apiario 1576" (Weller I, 334). 4. „Lobspruch der Freyen Reychstatt Straßburg zu ehren gestelt . . . Von mir Vlrich Wirry geborner Burger zu Araw . . . M.D.LXXVI." [1576], Stadtbibl. Zürich (Weller I, 334; weitere bibliographische Angaben bei Bächtold, Glückh. Schiff S. 29 und Baesecke S. XXI). 5. „Eine schöne Oration oder Spruch, Fried vnd Eynigkeit einer Loblichen Eydtgnoßschafft von Gott zu erlangen. Ulrich Wirry von Arow, 1658" (Haller Nr. 1196).

G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte. Bern 1785 bis 1788, Bd. V, Nr. 557. 1196. — Historisch-Litterarisch-Bibliographisches Magazin. Hrsg. von Joh. G. Meusel. Bd. IV (Zürich 1791), S. 65. — F. X. Bronner, Der Kanton Aargau (= Gemälde der Schweiz XVI. Bd.). St. Gallen und Bern 1844, Bd. II, 31. — E. Weller, in: Anzeiger für Kunde der dtschn. Vorzeit, N. F. 7, (1860), 442. — Argovia II (1861), 117 ff. — Alemannia V (1877), 123. — J. Baechtold, Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576 (= Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XX, 1880, Abth. II, Heft 2) S. 29. — J. Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1872, S. 417 u. Anm. S. 131 fg. 223. — Georg Baeseke in seiner Ausgabe von Fischarts Glückhaftem Schiff. Halle 1901, S. XXX.

E. Hoffmann-Krayer.

Wirz **): Achilles W. (auch Wierz und Würz), Professor der griechischen Sprache, Geistlicher und Odendichter, wurde am 24. April 1745 zu Basel geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm eine ausgesprochene Neigung für die Sprachen, und namentlich wurden seine Lehrer, zu denen u. a. auch J. J. Spreng gehörte, auf seine gewandte Handhabung des Deutschen aufmerksam. Vierzehnjährig, am 25. April 1759, wurde er an der Universität Basel immatriculirt, bestand am 8. Juni 1762 mit einer deutschen Rede über die Universität als Zierde eines Staates das Examen eines Baccalaureus philosophiae und zwei Jahre später, am 14. Juni 1764, mit einer Lobrede

*) Zu S. 108.
**) Zu S. 108.

auf die deutsche Sprache das eines Magisters. Neben seinen philosophischen Studien betrieb er mit Eifer die theologischen, so daß er im J. 1768 ordinirt werden konnte. Nachdem er zunächst während eines Jahres den durch Spreng's Tod freigewordenen Lehrstuhl für griechische Sprache innegehabt, wurde er am 13. December 1769 zum Diakon bei St. Peter gewählt, welches Amt er bis zu seinem am 5. August 1778 erfolgten Tode verwaltete. Vermählt hatte sich W. im J. 1773 mit Antoinette Catharina La Roche. Er „hinterließ den Ruhm eines gründlichen und gelehrten Sprachforschers, vereint mit dem eines viel thätigen und geliebten Predigers" (Lutz).

Als Dichter zeigt W. keine ausgeprägte Persönlichkeit. Die im J. 1766 unter den Initialen A. W.* in Zürich erschienenen „Gedichte" enthalten neben einigen „Vermischten Gedichten" vorwiegend „Oden", etwa im Stile Ramler's. (Mit dem oft genannten „Herrn L* R**" ist David La Roche gemeint.) Auch seine Cantaten und kleinen Gelegenheitsgedichte weisen wenig Eigenart auf. Das älteste datirte Gedicht, eine Ode „bey der Baare des geliebten Bruders", ist 1761 entstanden.

Von gedruckten Werken können wir nachweisen: 1. eine Ode an J. J. Spreng beim Antritt seiner Professur für Griechisch, 1762. 2. „Gedichte von A. W*", Zürich, bei Füßlin u. Co. 1766 (Motto: „Aut prodesse volunt, aut delectare Poetae, Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae. Quicquid praecipias, esto brevis, Horaz von der Dichtkunst"). 3. „Specimen cogitationum in methodum linguam graecam addiscendi", 1768 (laut Athenae Rauricae). 4. „Cantate zu der Kirchenmusik . . . bei der Einsegnung Herrn J. Chr. Debary mit Jgfr. A. M. Wertenmann und Herrn J. J. Burckhardt mit Jgfr. A. M. Debary", 1768. 5. „Kirchengesang auf den Hochobrigkeitlichen Schwörtag", 1769. 6. „Leichenrede auf Peter Ryhiner" (Text: 1. Kön. 19, 4. 5), 1771. 7. „Leichenrede über den Text Joh. 16, 15", Frankfurt 1774. 8. „Die Beständigkeit im Christenbekenntnisse. Confirmationspredigt auf den Text Hebr. 10, 23", Basel 1776.

Wirz' Schriften. — Universitätsmatrikel und Matrikel der philosoph. Facultät Basel. — Athenae Rauricae sive Catalogus Professorum Acad. Basiliensis. Basiliae (Basel) 1778, p. 387. — Marcus Lutz, Baslerisches Bürgerbuch. Basel 1819, S. 383. — Heinrich Weiß, Versuch einer kleinen und schwachen Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel. Basel 1834, S. 53. — J. H. Weiß, Verzeichniß der 1730 bis 1819 (in Basel) getrauten Ehen. Basel 1819, S. 77. — J. H. Weiß, Verzeichniß der in Basel verstorbenen . . . Bürger und Einwohner 1730 bis 1819. Basel 1819, S. 206. E. Hoffmann-Krayer.

Wolfradt *): Anton W., Fürstbischof von Wien, Hofkammerpräsident und Abt von Kremsmünster, geboren 1581, † 1639.

Am 9. Juli 1581 als Sohn mäßig begüterter Bürgersleute in Köln a. Rh. geboren, ward er, wie sein älterer Bruder Gerhard, für den geistlichen Stand bestimmt. Durch diesen Bruder, der schon am Collegium Germanicum studirte, dort empfohlen, zog er am 5. August 1599 in Rom ein. Gemeinsames Studium und religiöse Begeisterung hatten ihn sammt sieben gleichgesinnten Collegen bestimmt, nach Clairvaux unter die Jünger des hl. Bernhard zu gehen, wo er dann auch sein Noviziat ablegte. Der neu gewählte Abt Paul von Heiligenkreuz in Nieder-Oesterreich, bestrebt, seine vereinsamte Abtei wieder durch Gewinnung hervorragender Brüder zu heben, erbat sich vom Ordensgeneral hierzu geeignete Männer. Dieser sendete als solche W. sammt seinen Freunden dahin, wo sie

*) Zu S. 118.

auch im folgenden Jahre, 1604, die Profeß ablegten. Der Abt, die Fähigkeiten Wolfradt's erkennend, schickte ihn wieder nach Rom zur weiteren Ausbildung, der er in der Zeit von 1604—1608 oblag. In Rom wurde er 1606 zum Priester geweiht und vollendete seine Studien mit einer so durch Geist und Dialektik ausgezeichneten Disputation vor den versammelten Cardinälen, daß kein geringerer als Cardinal Bellarmin, sein Opponent bei der Disputation, ihm, als er sich niederkniete, um dessen Hand zu küssen, lächelnd sein eigenes Cardinalbarett aufs Haupt setzte mit den Worten: „Ueberhebe dich nicht, wenn ein gleiches Käppchen und Schicksal dir zu Theil wird." Ein ähnliches Geschick, auf der Höhe zu wandeln, ward dem jungen Cistercienser wohl zu Theil, doch das scharlachrothe Barett ward ihm vorenthalten, so oft verschiedene weltliche Mächte, insbesondere Spanien, es ihm auch in der Ferne als Belohnung für Förderung ihrer Interessen in Aussicht stellten.

Der Heimweg sollte ihn nicht bis nach Heiligenkreuz zurückführen. Noch im steirischen Cistercienserstift Reun hielt ihn der Abt Matthias Gülger, gleichfalls Profeß von Heiligenkreuz, zurück und veranlaßte ihn, die Pfarre Gratwein zu übernehmen, welche eben vom Salzburger Erzbischofe im Tauschwege überlassen und in ziemlich vernachlässigtem Zustande übernommen worden war. Die Energie, mit der W. in kurzer Zeit diesen zu beheben wußte, all das administrative Talent, das der junge, bisher nur den höchsten Studien obliegende Cistercienser plötzlich auf weltlichem Gebiete entfaltete, zog die Augen des Abtes und, wie es eben der Zufall wollte, des auf der Fahrt von Graz nach Wien durchreisenden allmächtigen Bischofs und Ministers Khlesl auf sich. Er sah Geist von seinem Geiste im Gratweiner Pfarrer und sah recht, denn dieser wurde später sein, wenngleich nicht so berühmter Nachfolger in den meisten Stellungen. Nach Rücksprache mit dem Abt Gülger lenkte Khlesl die Aufmerksamkeit des Königs Matthias auf den kaum 30jährigen „der hl. Schrift Doktorn ob seiner guetten Qualiteten und Geschicklichkheit halben geruembten frater", als es galt, der stark verwahrlosten Cistercienserabtei Wilhering in Oberösterreich ein neues Oberhaupt zu geben. Seine Ernennung erfolgte am 10. April 1612. Doch kaum übers Jahr sollte seine Regierungszeit hier dauern. Eine viel mächtigere Abtei im Traungau, die altehrwürdige Benedictinerordensstiftung der Agilolfinger, Kremsmünster, ward durch den Tod ihres Vorstehers, März 1613, verwaist und es hieß, einen würdigen Nachfolger zu finden. K. Matthias selbst war es, der bei seinem zufälligen Aufenthalt im Stifte, Juli 1613, den Brüdern die besonderen Eigenschaften des Wilheringer Abtes pries und ihnen dessen Wahl oder vielmehr Postulation empfahl. Sie geschah bald darauf. Der Kaiser bestellte W. zum Administrator; Papst und Generalabt ertheilten dem Jünger des hl. Bernhard die Erlaubniß zum Uebertritt in den stammverwandten älteren Orden des hl. Benedict, und so konnte am 18. December desselben Jahres, 1613, die feierliche Installation des neuen Abtes in Kremsmünster erfolgen. Fast 26 Jahre führte er die Zügel mit starker Hand, die sich allüberall fühlbar machte, wenngleich er mehr vom Stifte abwesend war, als je einer seiner Vorgänger. Zu welch hohen Würden ihn das Schicksal auch emporhob, er fühlte sich immer zunächst als der Abt seines Stiftes; einfach „Kremsmünster" unterzeichnet er sich in manch' späterem diplomatischen Schriftstücke, und Papst wie Kaiser belassen ihm diese Würde bis zu seinem Tode neben all den anderen, die er sonst erhielt. Wenn Mutter und Schwester aus fernen Rheinlanden herbeieilen zur feierlichen Installation, wenn der Gönner Khlesl sich gleichfalls einfindet, ja 3 Monate später er sich in dem von seinem Wiener Bischofsitze weit entfernten Kloster die Bischofsweihe ertheilen läßt — 12 Jahre nach seiner Ernennung —, so sind das Züge der

Anhänglichkeit und Sympathie, die uns den Menschen nahe bringen, ebenso wie sein Mahnwort an den Convent in den schweren Kriegszeitläuften „ante omnia lasset Euch neben Haltung guter Disziplin auch die Verrichtung des Gottesdienstes, meditation . . . und dgl. geistliche arma bestens angelegen sein, darbey gleichwol alle guette Fürthuung in militaribus nit schaden khan“. W. also setzte kräftig ein, wo sein bedeutender Vorgänger Abt Alexander a Lacu aufgehört hatte. Seine Thätigkeit beschränkte sich zunächst auf Reformationen im Hause selbst. Kirche und Stiftsgebäude sollten zweckmäßige und schöne Umwandlungen erfahren; war dies geschehen, sollten gleicher Sorge die auswärtigen Pfarrhöfe theilhaftig werden. Doch innerer Thatendrang und die Zeiten wiesen ihn bald hinaus auf die Arena politischen Wirkens. Es war in allen Ländern der deutschen Habsburger die Zeit des gewaltigen Ringens der Stände mit der Fürstengewalt; Hand in Hand damit ging der Kampf der Protestanten gegen die katholisirenden Bestrebungen des Herrscherhauses. Dem Drängen der Länder folgend und bedürftig ihrer Geldbewilligungen, hatte der Wiener Hof eine Versammlung der Abgeordneten sämmtlicher Gebiete des Erzhauses im Juli 1614 nach Linz berufen. Auf ihr offenbarte sich zum ersten Male das Getriebe der großen Politik dem erst kürzlich von den oberösterreichischen Ständen zum Verordneten gewählten jungen Abte von Kremsmünster. Auch zum Generallandtage in Prag, der im Sommer des folgenden Jahres alle Vertreter der Länder des Hauses Oesterreich neuerdings vereinen sollte, war W. gesandt worden. Verlief diese Versammlung auch resultatlos, so sah W. hier wenigstens im großen den Kampf der gleichen Gewalten wie im kleinen Lande Oberösterreich. Daheim, in und außerhalb der Landstube, die Gefahren desselben nach Thunlichkeit abzuwenden oder abzuschwächen, ward fortab seine vornehmste Aufgabe; zunächst freilich mit wenig Erfolg. Die protestantische Partei wuchs fort an Macht, man verband sich noch enger mit den Glaubensgenossen in den Grenzgebieten, und der alternde Kaiser hatte nicht mehr die Kraft, den Geistern, die er gerufen, zu gebieten.

Mitten in diesen Wirrsalen starb K. Matthias (März 1619). Sein Nachfolger Ferdinand II., wohl wissend, daß Erfolge nur mit Opfern erkauft werden können und daß sein eigenes Vermögen zu gering sei, um der Umtriebe Herr zu werden, geht auf der Heimkehr von der Kaiserkrönung, Ende September 1619, in München das Bündniß mit der katholischen Liga und Baiern ein, als dessen zunächst offen einbekannter Preis die Verpfändung Oberösterreichs an den Nachbar gelten sollte. Ein langwieriges Verhandeln beginnt zwischen den Ständen, deren überwiegende Mehrheit noch immer Hülfe von den Glaubensgenossen in Böhmen erhofft, und dem Kaiser und später dem Herzoge von Baiern wegen der zu leistenden Huldigung und endlichen Unterwerfung. Als Unterhändler des Kaisers tritt neben dem Grafen Meggau auch W. auf, dem der Kaiser durch die bald erfolgte Verleihung des Titels eines kaiserlichen Rathes sein besonderes Vertrauen beweisen wollte. So gut kaiserlich und katholisch W. auch gesinnt war, nimmt er doch, gedrängt von seiner Anhänglichkeit an Oberösterreich, Theil an den Verhandlungen der, meist protestantischen, weltlichen Stände in Grieskirchen mit dem Baiernherzog; diese Anhänglichkeit machte ihm der bald darnach, 19. August 1620, zum Statthalter eingesetzte Graf Adam v. Herberstorff zum steten Vorwurf, wo immer der oberösterreichische Prälat für seine Landsleute eintrat und die Härten, ja Grausamkeiten des fremden Landesverwesers abzuschwächen suchte, der in seiner Feindschaft ihm geradezu egoistische Motive unterschob, wenn er die Lasten, die das Land bedrücken sollten, nach Möglichkeit zu verringern trachtete. So sehen wir ihn des öfteren den Weg an den Hof des Kaisers wie des Kurfürsten machen,

um Milderung der Contributionen und endlich die Befreiung des geliebten Landes von der Invasion zu erreichen, denn „daß man mit unsern Patrioten so ybel content, trag ich ein herzlich miterbarmen, weil wir doch alles thuen, was wir thuen mueßen . . .“.

Eine abermalige Fahrt in dieser Angelegenheit nach dem kaiserlichen Lustschlosse in Ebersdorf, im September 1623, sollte bestimmend für die weiteren Schicksale Wolfradt's werden. „Mir geht der Hund (sic!) vor dem Angesicht um, als sei es auf ein anderes angesehen und wölle man mich zu einem anderen anspannen“; — und er hatte Recht. W. hatte, seit er die Inful des Stiftes Kremsmünster trug, nicht bloß diesem, seinen Pfarreien, Vogteien u. s. w. seine zielbewußte Fürsorge angedeihen lassen, er übertrug sie auch auf andere Klöster, deren Administration im Argen lag; Schlierbach, Gleink und Spital am Pyrhn verdanken ihm neuen wirthschaftlichen und damit auch religiösen Aufschwung. Was Wunder, daß der Ruf dieses tüchtigen Finanzmannes im geistlichen Gewande in dem Kaiser den Gedanken zur Reife brachte, denselben sich und dem Vaterlande in diesen kriegerischen, so geldbedürftigen Zeiten nutzbar zu machen. W. wurde im October 1623 zum Hofkammerpräsidenten ernannt und nahm von da an seinen ständigen Wohnsitz in Wien, das er zeitlebens dauernd nicht mehr verlassen sollte, so oft ihn auch die verschiedensten diplomatischen Sendungen später zeitweise hinwegführten. Der neue Präsident stand vor einem zerrütteten Finanzwesen: Oberösterreich verpfändet, die Schuldenlast auf 8 Millionen Gulden angewachsen, aus den böhmischen und anderweitigen Güterconfiscationen kein sonderliches Erträgniß, da der hochherzige Herrscher seine Getreuen nur allzu verschwenderisch belohnte, ein kostbarer Hofhalt, leere Cassen, und als Hauptfehler: keine Centralisation in der Verwaltung. Ein umfangreiches Memorandum Wolfradt's an den Kaiser, vom 4. Juli 1624, erörterte zwar die Art, wie diesen Uebelständen abzuhelfen wäre; es waren darin aber mehr platonische Wünsche zum Ausdruck gebracht, neue Einnahmequellen wurden jedoch nicht gezeigt. Der Vorschlag, den W. im Juni 1625 von neuem dringlichst empfahl, eine Hauptcasse in Wien zu errichten, in die alle Einkünfte einfließen und aus der ohne Bewilligung und Controlle der Hofkammer keine Auszahlungen erfolgen sollten, kam nicht zur Ausführung, ebensowenig als der ebenso gesunde Rath, die Ausgaben des Staates von denen der Hofhaltung und den persönlichen Auslagen des Herrschers zu trennen, „zumaln da das nit beschicht, Mühe, Arbeit und alle gute Disposition verloren, ja alle Direction und des Präsidenten Ambt umsonst ist“. W. zog sich nur das Uebelwollen mancher Kreise zu, die im Trüben fischen wollten. Der Herrscher verfügte weiter über die Geldmittel der Kammer, über die Einnahmen aus Herrschaften und Gefällen wie über sein Privatvermögen. Eigentliche Realisirung fand nur ein einziger Vorschlag: die Vereinigung der niederösterreichischen Kammer mit der Hofkammer, die erst im Februar 1627 vollständig zur Ausführung gelangte. Auch dies war nur ein Stückwerk, denn — so unglaublich es klingt — es blieben die Grazer Hofkammer, von der die ganze Ländergruppe der inneröstereichischen Verwaltung abhing, also Steiermark, Kärnten und Krain, und gar die Hofkammer des so reichen Landes Böhmen noch auf Jahrzehnte hinaus von der Vereinigung mit der Wiener Hofkammer ausgeschlossen.

Daß auch der tüchtigste Administrator unter solchen Umständen nichts Ersprießliches leisten konnte, liegt auf der Hand. Dazu kam die so häufige Verwendung Wolfradt's, der schon durch seine im Juli 1624 erfolgte Ernennung zum Geheimen Rathe Mitglied des ersten Rathscollegiums des Reiches geworden war, in auswärtigen Geschäften. Fällt doch in diese Jahre der Bauernaufstand

in Oberösterreich. Wie W. hier ausgleichend wirkte, indem er die Rechte seines Herrn mit der Billigkeit gegenüber den nicht nur durch eigenes Unrecht zum Aeußersten gebrachten Bauern in Einklang zu bringen wußte, erfüllt eines der schönsten Ruhmesblätter der Lebensgeschichte dieses Mannes. Mit Recht konnte W. beim Ausbruche des Kriegs, da Fadinger gegen Kremsmünster zog, dessen Prior auffordern, den Bauern „zu Gemuett zu führen, daß Ich vor wenig Jahren in dem bayerischen Einzug in das Landt das ganze Traunviertel vor aller der Soldaten Einlosirung und Gewalt errättet, Ihnen einige Beschwärnus nicht zugemuttet, sonder jederzeit mit ihnen Gedult getragen, und Ihnen in ihren Nöthen, sonders bey der großen Theuerungszeit treulich und vätterlich geholffen“. Dies Bewußtsein kam auch klar zu Tage, als die Bauern nach Fadinger's Tode sich in Verhandlungen mit dem Kaiser einlassen wollten und neben Meggau vor allen den Abt von Kremsmünster als kaiserlichen Unterhändler begehrten. Wäre nicht das holsteinische Kriegsvolk sengend und brennend ins Land eingefallen, wodurch die Bauern zu neuer Empörung gebracht wurden, so hätte Wolfradt's Milde und warmes Empfinden für seine Landsleute, das ihm die Pfandinhaber so sehr verübelten, bald den Frieden mit den Bauern zu Stande gebracht. So aber konnte W. seinen besänftigenden Einfluß, nachdem der Aufstand mit blutiger Hand niedergerungen war, erst als Mitglied der strafgerichtlichen Commission in Linz, Beginn 1627, geltend machen und erreichen, daß die Angeklagten nicht des Verbrechens der beleidigten Majestät, sondern nur des Aufruhrs schuldig erkannt wurden. Daß dabei doch manche Todesurtheile erflossen, war nicht zu hindern.

Die Durchführung der Katholisirung ward nun definitiv erklärt. Der allgemeine Wunsch, die Baiern das Land verlassen zu sehen, sollte endlich auch durch die Ueberlassung der oberen Pfalz und der am rechten Rheinufer gelegenen Theile der Unterpfalz erfüllt werden, und so konnte W. am 1. Mai 1628 das geliebte österreichische Land feierlich aus den Händen des Grafen Herberstorff namens des angestammten Herrn übernehmen.

Wenn W. in diesen Zeiten des Vortheiles seines Hauses nicht vergaß und von außer Landes ziehenden oder geächteten Protestanten Güter und Häuser erwarb, so die ehemals Jörger'sche Herrschaft Scharnstein und ein Haus in Wien (in der Herrengasse), das er völlig umgebaut später der Familie Trautmansdorff weiter verkaufte, oder die Dietman v. Grienthal'sche Herrschaft Kremseck, weiter Pernstein bei Kirchdorf von der Wittwe des Landeshauptmanns Grafen Herberstorff und sonst Häuser in Linz und anderwärts käuflich an sich brachte und vom Kaiser die Exemption dieser Güter von fremder Gerichtshoheit erlangte, so wird ihn darob wohl niemand tadeln.

Die Friedensverhandlungen des Jahres 1629 führten W. als kaiserlichen Abgesandten nach München; sie fanden ihr Resultat im Abschluß des Lübecker Friedens. Immer mehr aber regte sich der Unmuth der katholischen Liga über die Bedrückung ihrer Gebiete durch die kaiserlichen Kriegsvölker, wie die Unzufriedenheit mit der kaiserlichen Politik und ihrem Heerführer Wallenstein. Hierüber sich zu berathen, hatten die Mitglieder der Liga eine Bundesversammlung nach Mergentheim für December 1629 ausgeschrieben. Die Interessen des Kaisers hier zu vertreten, hatte dieser den Abt von Kremsmünster als eine „wollqualificierte vnd dem werkh genugsamb gewachsene Person vnd Gesandten“ ausersehen. Der Convent ging (Januar 1630) ohne wesentliches Ergebniß auseinander, trotz der eifrigen Bemühungen des kaiserlichen Gesandten, der auch seinen Freund, den Herzog von Friedland, vor dem dräuenden Unwillen der Liga nur schwer zu vertheidigen vermochte. Der Kaiser kam dem Wunsche der Versammlung nach einem Reichstage nach und schrieb ihn nach Regensburg

für den 3. Juni aus. Mit den diplomatischen Vorbereitungen und Vorverhandlungen hiezu, speciell mit Baiern, wie später in Regensburg selbst mit den Verhandlungen mit Frankreich in der mantuanischen Frage, die dann zum Frieden von Chierasco führten, ward neuerdings W. betraut, der diesen Aufgaben um so leichter obliegen konnte, als der Kaiser seinen wiederholten Bitten um Enthebung von dem ihm zur Bürde gewordenen Amte eines Hofkammerpräsidenten endlich unter allen Gnadenbezeugungen willfahrte. W. wurden 100000 fl. aus im Reiche confiscirten Gütern, speciell Niederwerren in Franken, als Recompensation angewiesen; ob er je in den Besitz der Summe gelangte, ist — bei Vergleichung mit ähnlichen Fällen — ziemlich fraglich. Bemerkenswerth ist jedoch, daß ihm als Geheimem Rathe eine jährliche Besoldung von 6000 fl. ausgeworfen wurde. Der Reichstag in Regensburg, wo Ferdinand II. in Begleitung sämmtlicher geheimen Räthe, also auch Wolfradt's, am 19. Juni eintraf und bis zum 13. November verblieb, hielt nicht, was der Einberufer sich von ihm versprach. Im Gegentheile. Der Kaiser ward gezwungen seinen Generalissimus zu verabschieden; zur Vornahme der Wahl seines Sohnes zum Römischen König erklärten die Gesandten der Fürsten mangels Instruction nicht ermächtigt zu sein, und so mußte der Kaiser in der äußerlichen Ceremonie der Krönung seiner Gemahlin zur Kaiserin eine geringe Entschädigung für das Fehlschlagen seiner Pläne erblicken.

Mittlerweile war der Wiener Bischofssitz durch den Tod Khlesl's am 18. September 1630 erledigt worden. Der vielgeprüfte 78jährige Greis hatte in seinem Testamente seinen ehemaligen Schützling W. zum Principal-Executor desselben ernannt, wohl mehr in sicherer Kenntniß als in bloßer Vorahnung, daß Kaiser Ferdinand II. diesen zu seinem Nachfolger im Bisthum ausersehen habe. Wenige Monate darnach (16. Decbr. 1630) präsentirte der Kaiser thatsächlich W. als Bischof von Wien in Rom; erst ein halbes Jahr später erfolgte von dort die Bestätigung, worauf am 3. August 1631 die feierliche Consecration in Anwesenheit des Kaisers im St. Stephansdom erfolgte. Tags vorher hatte K. Ferdinand II. seinen treuen Rathgeber (wie von da an seine Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle in Wien) in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Das Diplom hebt bei ausführlicher Schilderung seines Lebensganges besonders seine Verdienste hervor „in variisque legationibus in rebus secretissimis ad diversos Principes obeundis“. Die kommende Zeit sollte hierin nichts ändern. Die Schlacht bei Breitenfeld war geschlagen; dem Zuge des Schwedenkönigs nach Süddeutschland stand nichts hindernd im Wege; Sachsen unter Arnim's Führung besetzt Böhmen; die Sache der Liga und des Kaisers steht schlecht. Aller Augen, auch die der erbittertsten Gegner, wenden sich dem Friedländer zu. Es gelingt dem Fürsten Eggenberg, Wallenstein zur Uebernahme des Generalates auf drei Monate zu bewegen. Als der Termin jedoch abgelaufen, hält Krankheit Eggenberg in Graz zurück und hindert ihn, die Verhandlungen mit Wallenstein wegen dauernder Uebernahme des Obercommandos weiterzuführen; an seiner Statt wird Bischof Antonius nach Znaim geschickt, von dem der Kaiser im Beglaubigungsschreiben vom 25. März 1632 sagt: „Da ich Jhro L. wohl versichern kann, daß er, Bischoff, es gar gut mit deroselben meinet.“ Eggenberg hatte bei seinem späteren Zusammentreffen mit Wallenstein nur die mit W. vereinbarten Punkte zu ratificiren; der Friedländer war dauernd dem Heere gewonnen. Die Schlacht bei Lützen war vorbei, der Schwedenkönig war gefallen, aber auch Pappenheim; beide Armeen waren geschwächt, und der Friedländer zog sich nach Böhmen zurück. Es stellte sich ein Friedensbedürfniß ein; neue Verhandlungen begannen in Leitmeritz mit dem Landgrafen Georg zu Hessen-Darmstadt namens Kursachsens; Ferdinand

entsendet den Bischof Antonius dahin: „dieweill Ich weiß“, schreibt er an Wallenstein, „daß Euer Liebden zue ihme Bischoffen ohne das ein besonder guetes Vertrauen haben ...“. W. berichtet auf der Heimkehr über Prag dem Herzog mündlich über die Conferenz. Von hier ging er über Wien nach Kremsmünster, doch unterhielt er eine rege Correspondenz mit dem Herzog, wie auch der Kaiser ihm dessen Briefe mittheilte. Unthätig liegt Wallenstein in Böhmen; das Mißtrauen seiner Gegner am kaiserlichen Hofe gegen ihn, wo die Berichte über das falsche Spiel des Herzogs immer größeren Glauben finden, wächst; erleichtert athmet daher W. auf, als Wallenstein sich endlich gegen den Feind in Bewegung setzt, woraus „Euer Liebden real und teutsches procedere der ganzen ehrbaren Welt genugsam offenbahrt werden“. Die kriegerischen Unternehmungen sollten nicht von langer Dauer sein. Die Feinde des Friedländers in Wien gewinnen durch sein zweideutiges Verhalten fortwährend an Boden; Eggenberg kann selbst dem Drängen nicht widerstehen und muß im Vereine mit Trauttmansdorff und W. nach Einlangen der Nachrichten vom ersten Pilsener Reverse sich zum Vorschlage bequemen, eine Beschränkung der Vollmachten des Herzogs eintreten zu lassen. W. verzweifelt noch nicht an Wallenstein, da er ihn am 1. Februar 1634 um Befreiung des Landes Oberösterreich von den Kriegsvölkern bittet. Wallenstein bedauert in seiner Antwort vom 13. Februar, dem Wunsche Wolfradt's nicht entsprechen zu können, er vertröstet ihn aber, „so baldt nur die sommerszeitt herannahen wird, auf gäntzliche liberirung des Landes bedacht . . . zu sein“. Wenige Tage darnach war Friedlands Stern erloschen. Damit sollte auch der seines Gönners Eggenberg erbleichen, der im Gefühle, das volle Vertrauen seines Herrn verloren zu haben, sich vom Hofe zurückzog.

Anders W. Er trat vielmehr, soweit es die Führung der auswärtigen Geschäfte in Wien betrifft, an die Stelle des einstigen Favoriten. Als nach der siegreichen Schlacht von Nördlingen die Friedensverhandlungen mit Sachsen wieder ernster in Angriff genommen wurden, lag die Leitung dieser Sache im Geheimen Rathe in den Händen Wolfradt's, dem der Kaiser nach endlichem Abschluß des langersehnten Friedens in Prag, 15. Juni 1635, als Zeichen seiner Anerkennung das Amt Möckmühl in Württemberg als „Ergötzlichkeit“ schenkte, welches W. dauernd mit seinem Bischofssitze vereinte; galt ja doch diesem die Hauptsorge der letzten Zeit seines Lebens. Mancher Propst, selbst Pfarrer auf dem Lande sei besser dotirt als der Bischof der kaiserlichen Residenz, sagt Ferdinand II. in seinem Stiftungsbriefe (vom Martinitage 1634) mit dem er die Dotation des Bisthums um 100 000 fl. vermehrte. Doch auch zum Baue des neuen Bischofspalastes leistete der Kaiser Beiträge: Holz aus den kaiserlichen Wäldern, „jedoch ohne schaden des wildts“, Kalk, Kupfer aus den ungarischen Bergstädten wurden angewiesen. W. konnte seinen neuen Palast wohl 1638 schon bewohnen, vollendet wurde er jedoch erst 1641. Die Errichtung eines Priesteralumnates, eine neue Pfarreintheilung, wie die Hebung des geistigen Niveaus im Säcular- und Regularclerus ist gleichfalls Wolfradt's Verdienst. Seien doch unter seiner Regierung in Kremsmünster „mehrer Doctores Theologiae zu finden als vor Mönich gewesen“. Selbst die Wiederherstellung der ältesten Mönchsniederlassung in Ungarn (ca. 1001), der berühmten Benedictinerabtei Martinsberg (Pannonhalma), ist Wolfradt's energischem Eingreifen zuzuschreiben. Zum Ausbau des zweiten Thurmes des Stephansdomes, wie ihn W. plante, kam es nicht. Als Kaiser Ferdinand gegen Ende des Jahres 1636 nach Regensburg zog, um die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige vollziehen zu lassen, begleitete ihn W. gleichfalls dahin und leitete die Verhandlungen mit dem englischen Gesandten wegen

Restituirung des Pfalzgrafen. Kaum zwei Monate darnach, am 15. Februar 1637, starb der vielgeprüfte Herrscher in Wien.

Die Gunst des Vaters für W. erbte sich auf den Sohn fort. Entschuldigt doch Bischof Anton in seinem Berichte an den Papst die Unterlassung der peregrinatio ad limina S.S. Petri et Pauli mit dem Umstande, quia vero tanta, tam sub pientissimae recordationis quam moderni Augustissimi .... regimine, non solum in Intimis consiliis quotidie, et absque intermissione inserviendo, sed etiam in publicis commune bonum concernentibus negotiis oblata mihi fuerint munia, ut vix diei ... spacio ab Augustissimi ... negotiis abesse liceat. Führte er wirklich den Titel eines Directors des Geheimen Rathes oder nicht, ist actenmäßig bisher nicht erwiesen, doch erscheint er dort in der Sitzung der geheimen Räthe stets an erster Stelle genannt; so blieb es auch bis zu seinem Tode, der nach kurzer Krankheit am 1. April 1639 diesem bewegten, arbeitsreichen Leben ein frühzeitiges Ende bereitete. Wolfradt's Leiche wurde in der Katharinencapelle des St. Stephansdoms zu Wien, sein Herz in Kremsmünster beigesetzt. Die Grabschrift hatte er sich selbst gegeben mit den Worten:

„Fui Abbas, Episcopus, Princeps,
Sum Pulvis, Umbra, Nihil.“

Sie bedeckt eine Persönlichkeit, der eigenthümlicherweise die Nachwelt Popularität versagt hat. Nur im Stifte blieben unvergessen die Verdienste dieses größten seiner Aebte. Den späten Diöcesanen aber ruft der Anblick des in Stein gehauenen geistreichen Kopfes mit dem Schnurr- und Knebelbarte, das Barett auf dem Haupte, in der Nische oberhalb der Gruft keinerlei Erinnerung an den ersten Fürstbischof wach, der, wenn auch angefeindet von seinem Capitel, dessen Unabhängigkeitsbestrebungen er einzudämmen wußte, doch finanziell das Bisthum, unbeirrt durch den Vorwurf der Habgier, auf kräftigste Weise förderte; und der Nachwelt im ganzen, die der Zeit des 30jährigen Krieges noch immer volles Interesse entgegenbringt, angeeifert auch durch die Werke des großen Dichters, ihr verschwindet die Gestalt des unermüdlichen geistigen Mitarbeiters im Benedictinergewande, durch dessen emsige Hände die feinsten Fäden der Staatskunst seiner Zeit liefen, hinter der äußerlich glänzenden Persönlichkeit des ersten Günstlings am Wiener Hofe, des Fürsten Eggenberg. —

Fellner-Kretschmayr, Die österreichische Centralverwaltung I/1. — Gsell in den „Studien O.S.B.“ 1882/83. — Günter, Die habsburger Liga, 1625—1635. Briefe und Acten aus dem General-Archiv zu Simancas. — Hartenschneider, Historische und topographische Darstellung des Stiftes Kremsmünster in Oesterreich ob der Enns. — Hallwich, Wallensteins Ende. — Hopf, Anton Wolfradt. — Khevenhüller's Annales Ferdinandei. — Conterfet Kupfferstich deren .. Ministern, ... so ... Kaysers Ferdinand des Andern ... Kayserl. Majestät gedienet. — Lindner, Monasticon Metropolis Salzburgensis antiquae. — Pachmayr, Hist.-chronol. Series Abbatum et Religiosorum Monasterii Cremifanensis. — Stieve, Der oberösterreichische Bauernaufstand d. Jahres 1626. — Watzl, Die Cistercienser von Heiligenkreuz.

v. György.

Wurm *): Christian Friedrich Ludwig W., Germanist, geboren am 27. Mai 1801 zu Heuberg in Mittelfranken, † am 12. October 1861 zu München. W. studirte classische Philologie und erweckte früh die Aufmerksamkeit von Friedrich Thiersch, der ihm Zeit seines Lebens sein Wohlwollen be-

*) Zu S. 131.

wahrte. Schon im J. 1823 wurde W. zum Oberprogymnasiallehrer in Augsburg und 1824 zum Gymnasialprofessor in Nürnberg ernannt. Von seinen gediegenen philologischen Studien geben sein „Commentarius in Dinarchi orationes tres“ (1838) und mehrere Gymnasialprogramme Zeugniß (Commentatio de Livii loco lib. I, c. 46 [1828]; Loci scriptorum Germanicorum in linguam Latinam conversi [1835]). Lebendiger aber als die Antike zog den deutsch gesinnten und warm fühlenden Mann die deutsche Sprache und Litteratur an. Besonders versenkte er sich in Goethe's Werke und schrieb zum west-östlichen Divan den ersten umfassenden Commentar (Nürnberg 1834), wie denn auch in seinen eigenen „Gedichten“ (Nürnberg 1836) eine Gruppe „Morgenländisches“ noch von dieser Beschäftigung zeugt. Gegen Albert Knapp, den Herausgeber der Christoterpe, und sein engherziges Gedicht „Auf Goethes Hingang“ richtete W. seine streitbaren „Stanzen auf Stanzen“ (Nürnberg 1835), in denen freilich alle Poesie in der rhetorischen Polemik verloren geht. Ueberhaupt ist rein künstlerisches Schaffen nicht Wurm's Sache. Seine Gedichte — im J. 1848 erschienen noch „Freiheitsgrüße“ von ihm — sind gesinnungstüchtig und verständig, dabei gerne polemisch oder satirisch. Klare Gestaltung in epischer Erzählung aber gelingt ihm ebenso wenig wie eine zarte lyrische Aussprache, und auch sein dramatischer Versuch am Nibelungenstoff, „Siegfrieds Tod“ (Erlangen 1839), vermag nur das Urtheil zu bestätigen, daß ihm wirkliche dichterische Begabung versagt war. Doch offenbart sich in diesen seinen Bemühungen sein lebendiges Verhältniß zur deutschen Sprache und Litteratur, denen er in den geltenden Lehrplänen und Schulordnungen nicht die gebührende Stellung eingeräumt fand, und denen er einen angemessenen Platz im Schulbetrieb erkämpfen wollte.

Seine „Dissertatio pro patria lingua“ (1837) kündigte diese Ideen an; weitere Programme als „Beiträge zur Begründung einer deutschen Philologie“ (1840/41 und 1844/45) und „über die Wichtigkeit der Analogie in der Etymologie“ (1847/48) folgten. Einer Reform des Gymnasialschulwesens im Sinne einer nationalen Bildung suchte er aber vor allem in zwei Schriften Bahn zu brechen: „Ueber Latein auf Gymnasien“ (Erlangen 1838) und „Die deutsche Sprache an der gelehrten Schule mit besonderer Rücksicht auf die revidirte Schulordnung in Bayern“ (Freiburg i. B. 1856). Hier trat er mit einer kampfesfreudigen Schärfe und Kritik, die ihm bei seinen vorgesetzten Behörden und in Philologenkreisen wenig Beliebtheit erwerben konnte, dafür ein, daß die Aufgabe des Lateinunterrichts nicht wie bisher in der formalen Aneignung einer — doch immer unvollkommenen — lateinischen Stilistik, sondern in der Lektüre und der Auffassung des ideellen und materiellen Inhalts der alten Schriftsteller und Dichter zu suchen sei. Die Grundursache der ungenügenden Leistungen der gelehrten Schulen im Deutschen aber erblickt er „in dem völligen Mangel einer deutschen Vorbildung zu dem gelehrten Lehrfache“, und von hier aus leitet er alle seine weiteren Forderungen für Vorbildung und Lehrbetrieb ab. Seinen Unterricht erfüllte er, diesen Anschauungen folgend, mit einer Wärme und Lebendigkeit, die frei von aller Pedanterie nicht bloß Kenntnisse zu vermitteln, sondern den Charakter zu bilden und einen hohen Idealismus zu gewinnen wußte. So fand er auch in Hof an der Saale, wohin er im J. 1835 versetzt wurde, dankbare und begeisterte Schüler, umsomehr, als er die begabteren gerne auch außerhalb der Schule zu poetischen Versuchen ermuthigte und auch in seine publicistischen Arbeiten Einblick gewinnen ließ.

Als charaktervoller Mann nahm er am öffentlichen Leben regen Antheil. Er wurde der Hauptmitarbeiter des „Hofer Anzeiger für Stadt und Land“

und gab sich der Bewegung der vierziger Jahre mit nationaler Begeisterung hin, verhehlte übrigens dabei seine Abneigung gegen demokratische Auswüchse nicht. Trotzdem schritt gegen W. — während sein ähnlich denkender, doch ruhigerer College Gebhardt ins Frankfurter Parlament gewählt wurde — die Regierung ein. Im Juni 1849 an die Studienanstalt zu St. Anna in Augsburg versetzt, wurde er im Juli vom Antritt dieser Stelle entbunden und in Untersuchung gezogen, die ihn längere Zeit im Gefängnisse festhielt. Zwar kam es nicht zur Verurtheilung, doch wurde er in den zeitlichen Ruhestand versetzt, aus dem er nicht wieder zum Dienste zurückberufen wurde. Er siedelte nach München über und wandte sich nun ganz den deutschen Studien zu, denen sein Herz schon lange gehörte.

Allein auch hier setzte er sich mit kampfesfroher Ueberzeugungstreue in so schroffen Gegensatz zu den wichtigsten Vertretern seiner Wissenschaft, daß die Wirkung seiner eigenen positiven Leistungen dadurch schweren Schaden erlitt. In den „Münchener Gelehrten Anzeigen“ der Akademie der Wissenschaften und dann als Sonderdruck veröffentlichte er im Jahre 1852 eine Recension „Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuches von Jacob und Wilhelm Grimm“, die unter Beibringung zahlreicher Berichtigungen und Beanstandungen im einzelnen darauf hinauslief, „daß das deutsche Wörterbuch der Herren Grimm nach der bisher inne gehaltenen Richtung nicht als ein Nationalwörterbuch, sondern als ein reicher, wiewohl mit Vorsicht zu benutzender Sprachschatz für Sprachgelehrte zu betrachten sei.“ Es ist gewiß, daß er mit Scharfblick unleugbare Schwächen schon in den Anfängen erkannt hat, an denen das gewaltige Werk auch in seiner Fortführung dauernd zu leiden hat, und auch die Beiträge Wurm's zu Einzelheiten sind nicht zu unterschätzen. Ebenso gewiß aber spricht sich hier eine so schwere Verkennung des Wesens und der Verdienste der Altmeister der Germanistik aus, daß es begreiflich erscheint, wenn diese sich nicht mehr sachlich angegriffen, sondern persönlich gekränkt und verunglimpft fühlten. Freilich ein „Pamphlet“, wie Jacob Grimm es bezeichnete, ist die gehaltreiche Arbeit Wurm's auch in ihren übelsten Theilen nicht; doch die Angegriffenen empfanden sie so und verlangten von der Münchener Akademie eine öffentliche Erklärung, daß sie jede Gemeinschaft mit dieser Recension ablehne, widrigenfalls sie ihre Mitgliedschaft niederlegen würden. Thiersch, der in den kritischen Monaten in Griechenland gewesen war, vermochte sich dieser Forderung nicht zu entziehen und erließ, wenn auch in möglichst schonender Form die gewünschte Erklärung („Gelehrte Anzeigen“ 1853 Nr. 21), und so sah sich W. in seinem weiteren Kampfe ganz auf sich selbst gestellt. Er erwiderte noch mit einer „Beleuchtung der Anzeige der 5. Lieferung des deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm“ (München 1853), die an Schärfe der öffentlichen Abwehr Jacob Grimm's nichts nachgab. Dann aber sammelte er seine Kräfte auf die Herstellung eines eigenen „Wörterbuchs der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage“, das er dem Grimm'schen entgegensetzen wollte. Allein obwohl er darin gerade dem praktischen Bedürfniß des Geschäftsmannes und des täglichen Lebens Rechnung zu tragen bemüht war, gelang es ihm nicht, genügend Abnehmer zu gewinnen, um das große Werk auch zu Ende zu führen. Nur die ersten 6 Lieferungen (960 Seiten, bis zu dem Artikel „Aushauer“ reichend) sind in den Jahren 1858/59 in Freiburg i. B. bei Herder erschienen; das übrige Manuscript, das schon bei Beginn des Drucks nur noch der letzten Ordnung bedurfte, und das ein Denkmal staunenswerther Thatkraft und Leistungsfähigkeit darstellt, ist nicht mehr zum Drucke gelangt und hat nur gelegentlich Benützung durch spätere Lexikographen

gefunden. Es wird unter den Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek in München aufbewahrt. Hier befindet sich auch das unvollendete Manuscript eines Registers zu der großen Colmarer Meisterliederhandschrift. Dies war die letzte germanistische Arbeit Wurm's, während deren ihn am 12. October 1861 der Tod ereilte. Auch hier, wo er im Begriffe stand, eine der wichtigsten Quellen des Meistergesangs zu erschließen, war es ihm also nicht vergönnt, bis ans Ziel zu gelangen.

So war dem Lebenden fast stets der Erfolg versagt, nicht ohne eigene Schuld, da seine Freude, andere und besonders die maßgebenden Persönlichkeiten seine kritische Ueberlegenheit fühlen zu lassen, seinem Auftreten oft einen allzu herausfordernden Anstrich gab, und die Kritik bei ihm doch stärker war als das schöpferische Vermögen. Versöhnen muß aber damit sein stets aufrechter und lauterer Charakter und die Ueberzeugungstreue, mit der er für das von ihm als recht Erkannte eintrat, wodurch er auf die ihm anvertraute Jugend lebendig, anregend und vorbildlich wirkte. Und auch sachlich sind seine Anschauungen im bairischen Gymnasialschulwesen, im lateinischen wie im deutschen Unterricht, immer mehr zur Geltung gelangt, und auch die Entwicklung des Grimm'schen Wörterbuchs hat einen gewichtigen Theil seiner Bedenken als berechtigt erwiesen. Die Geschichte der deutschen Litteratur kann seine Dichtungen als belanglos unbeachtet lassen, in der Geschichte der deutschen Philologie und in der Geschichte des bairischen Schulwesens verdient er nicht vergessen zu werden.

Vgl. Jos. Gutenäcker, Verzeichniß aller Programme und Gelegenheitsschriften, welche an den k. b. Lyceen, Gymnasien und lateinischen Schulen 1823/24 bis 1859/60 erschienen sind. Bamberg 1862, S. 138 f.

Erich Petzet.

3.

Zach: Anton Freiherr von Z., k. und k. Feldzeugmeister, geboren am 14. Juni 1747 zu Pest als Sohn des angesehenen Arztes Josef Z., erhielt seine erste militärische Ausbildung in der Ingenieurakademie in Wien, die er am 16. Juli 1765 als Cadet des Geniecorps verließ. Im J. 1770 als Fähnrich zum Infanterieregimente Nr. 56 versetzt, in welchem er nach vier Jahren zum Unterlieutenant vorrückte, kam Z. bald darauf in den Generalquartiermeisterstab, da seine Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften Aufmerksamkeit erregt hatten. Bei Ausbruch des Krieges von 1778 gegen Preußen wurde Z. als Oberlieutenant in das Pioniercorps versetzt und nach Beendigung des Krieges als Professor der Befestigungskunst und der höheren Mathematik in die Wiener-Neustädter Militärakademie berufen, in welcher Verwendung er 1783 Hauptmann wurde. In dem Kriege gegen die Pforte zeichnete sich Z. besonders bei der Belagerung von Belgrad aus und kehrte, 1789 Major geworden, nach dem Feldzuge wieder in die Akademie zurück. Im J. 1793 mit der Errichtung eines Pioniercorps betraut, leistete Z. mit dieser Truppe vorzügliche Dienste, namentlich bei der Erstürmung der Mainzer Linien (Oct. 1795) und bei der berühmt gewordenen Vertheidigung Mantuas durch FM. Graf Wurmser (1796). Nach dem Frieden von Campo Formio in den Generalstab eingetheilt, leitete Z. 1798 die Aufnahme der neuerworbenen venetianischen Provinzen und kam bei Beginn des Feldzuges von 1799, inzwischen Oberstlieutenant (1793) und Oberst (1795) geworden, zur Armee nach Italien als Chef des Generalstabes Kray's, mit welchem er die Erfolge bei Legnago und Magnano theilte. Am 9. Juni 1799 zum Generalmajor befördert, leitete Z. vom 5. bis zum 27. Juli die Belagerung von Mantua und trat nach der Verwundung des Generals Marquis Chasteler an dessen Stelle als Chef des Generalstabes der österreichisch-russischen Armee. Für seine Leistungen in der Schlacht bei Novi wurde Z. das Ritterkreuz des Maria Theresienordens, für jene in der Schlacht bei Genola (4. Nov. 1799) eine lebenslängliche Personalzulage verliehen. Die von Z. getroffenen Einleitungen zur Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) erwiesen sich in der Folge als durchaus richtig und zweckmäßig, und nicht ihm kann die Schuld beigemessen werden, wenn das Schlußergebniß eine Niederlage der Kaiserlichen war. Z. selbst gerieth in der Schlacht an der Spitze der Truppen, die er dem General Desaix entgegengeworfen hatte, in Kriegsgefangenschaft, aus welcher zurückgekehrt, er zum Chef der Mappirungsabtheilung im Venetianischen bestimmt

wurde. Unter seiner Leitung entstand eine vortreffliche Karte des Herzogthums Venedig in vier Blättern. Den Feldzug des Jahres 1805 machte Z., am 1. September jenes Jahres zum Feldmarschallieutenant befördert, als Generalquartiermeister der Armee des Erzherzogs Karl in Italien mit, nach dem Feldzuge wurde er, am 9. Januar 1806, Gouverneur von Triest und für seine Verdienste auf diesem Posten durch die Inhaberschaft des Infanterieregiments Nr. 15 und das Commandeurkreuz des 1808 neu gestifteten Leopoldordens ausgezeichnet. Im Feldzuge des Jahres 1809 commandirte Z. ein kleines Corps in Italien, mit welchem er vor den überlegenen Streitkräften Macdonald's von Palma nuova über den Isonzo, Prewald, Adelsberg nach Kroatien zurückwich, wo er sich mit dem Corps des Banus FML. Graf Gyulai vereinigte. Nach dem Schönbrunner Frieden leitete Z. die Regulirung der Grenzen der an Frankreich abgetretenen Provinz Illyrien, wurde dann Festungscommandant in Olmütz, wo er sich 1813 große Verdienste um die Aufstellung der Landwehr erwarb. Am 1. März 1825 trat er mit dem Titel eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand. Z., der bereits am 6. Februar 1801 in den ungarischen Freiherrnstand erhoben worden war, ist am 22. November 1826 in Graz gestorben. Von seinen militärwissenschaftlichen Werken waren insbesondere die „Vorlesungen über die Feldbefestigung, Angriff und Vertheidigung“, dann seine „Elemente der Manövrirkunst“ lange Zeit hochgeschätzt.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Oesterr. Militär-Zeitschrift 1829, Bd. II, 192 ff. — Hirtenfeld, Der Maria Theresienorden I, 553 f. — Hüffer, Quellen z. Gesch. d. Zeitalters d. französ. Revolution, II. Bd.

Criste.

Zdekauer: Nicolaus Theodor Z., angesehener Arzt und Kliniker zu St. Petersburg, geboren zu Sweaborg am 17. März 1815, studirte 1833 bis 1839 auf der medicinisch-chirurgischen Akademie in St. Petersburg, in Berlin und Wien unter Seidlitz, Romberg, Skoda, Rokitansky, wurde 1838 Arzt 1. Classe, promovirte 1842 mit der Dissertation „De scrophulosi“, war 1842—60 Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie und propädeutischen Klinik, 1860—64 Professor der Hospitalklinik an der medicinisch-chirurgischen Akademie in St. Petersburg, seit 1861 consultirender Leibarzt des Kaisers, seit 1884 Präsident des Medicinalrathes und starb am 15./27. Januar 1897, nachdem er sich seit etwa 1887 von der Praxis zurückgezogen und größtentheils in Zarskoje-Selo zugebracht hatte. — Von seinen litterarischen Arbeiten seien angeführt: „Klinischer Bericht von 1844—45“; „Zur Diagnostik der Herzkrankheiten“ (beides in den Annalen der medic.-chirurgischen Akademie 1845, russisch). Nach einer wissenschaftlichen Reise im Auslande lieferte er den ersten russischen Bericht über Ventilation und Heizung der Hospitäler, sowie über Drainage, die alsbald durch die Mitwirkung der Generale Todleben und Jewreinoff in der Akademie, in Palästen, Kasernen, Hospitälern, Gebärhäusern und Theatern ihre Anwendung fand. „Zur Therapie der Lungenblutung“ (Wiener med. Wochenschrift, 1861); „Bericht über eine Pockenepidemie im Zarskoje-Seloschen Kreise“ (1866, russisch); „Galvanoplastische Behandlung der Aortenaneurysmen“ (St. Petersburger medic. Zeitschr. 1869, XVI); „Ueber Fischgift“ (Annalen der naturforsch. Gesellschaft St. Petersburg 1875); „Traitement prophylactique du choléra“ (Comptes rendus des Brüsseler Congresses von 1876). — Seit 1878 war Z. Stifter und Präsident der Allerhöchst bestätigten Russischen Gesellschaft zur Wahrung der Volksgesundheit und Mitglied der Hauptverwaltung der russischen Gesellschaft des rothen Kreuzes, seit deren Gründung.

Vgl. Biogr. Lexikon, hsg. von J. Pagel, S. 1891.

Pagel.

Zeisberg: Karl (Wilhelm) Z., Bücher- und Kunstsammler, geboren zu Wernigerode am 12. April 1804, † daselbst am 16. November 1850. Sein Großvater, der im J. 1717 zu Oberzauchtel im nördlichen Mähren geborene David Zeisberger, rechter Vetter des gleichnamigen Indianerapostels (siehe A. D. B. XLV, 1—2) war, nebst seinen von den Mährischen Brüdern stammenden Eltern und Geschwistern, um religiösen Druckes willen im J. 1726 nach Herrnhut geflohen, hatte sich aber 20 Jahre später an den pietistischen Grafenhof nach Wernigerode begeben, wo er seit 1746 als Archivregistrator, dann -secretär eine an sich bescheidene, aber durch das große Vertrauen und Wohlwollen der gräflichen Familie gehobene Stellung einnahm. Seinen Familiennamen kürzte er alsbald in Zeisberg. War bereits David durch Verheirathung mit einer Beamtentochter zu einigem Vermögen gelangt, so wurde dieses in ähnlicher Weise durch den Ehebund seines einzigen Sohnes, des gräflichen Kammerraths Christian Ernst, mit einer Amtmannstochter bedeutend gemehrt; und als guter Wirthschafter gedieh der Sohn zu einer vornehmen Stellung und großer Wohlhabenheit. Für Christ. Ernst's jüngeren Sohn Karl war das zunächst dadurch von Bedeutung, daß die Eltern auf seine Erziehung und Ausbildung die thunlichste Sorgfalt verwenden konnten. So besuchte denn dieser von 1812—1821 die Lateinschule seiner Vaterstadt, dann zwei Jahre das Pädagogium in Ilfeld. Von Ostern 1823 bis Herbst 1825 ist er Hörer auf der Universität Göttingen, endlich bis zum vollendeten elften Semester — October 1828 — Student in Berlin. So ausgiebig nun aber die dem Sohne zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gewährte Zeit und Mittel waren, so ungeschickt und planlos war das dabei befolgte oder aus verkehrter Zärtlichkeit zugelassene Verfahren. Statt den Sohn von Kind auf zur Verfolgung eines festen Lehrgangs anzuhalten, ließ der Vater dem auf die Erwerbung von Büchern gerichteten Willen des Sohnes die Zügel schießen, so daß ein ordentlicher Unterrichtsgang durchaus verhindert wurde. Dieselben Anregungen zur liebenden Pflege deutscher Sprache und Litteratur, die den später seminaristisch weiter gebildeten Mitschülern, einem A. W. Grube (siehe A. D. B. XLIX, 575—577), Gude (ebd. XLIX, 618—621) und M. G. Brandt (ebd. XLVII, 179—182), von eben denselben Lehrern der wernigerödischen Oberschule auf ihren weiteren Entwicklungsgang mitgegeben wurden, übten auf Z. nur eine einseitige Wirkung, indem sie zwar eine warme Liebe zum deutschen Schriftthum, der deutschen Sprachwissenschaft und dessen Pflegern, vor allem zu einem Jacob Grimm in ihm weckten, aber bei seiner Scheu vor jeder ernsten regelmäßigen Arbeit ihn nicht dazu kommen ließen, sich diese Wissenschaft und die Schätze der vaterländischen Litteratur innerlich anzueignen. Ist es daher nicht zu verwundern, daß Z. bei einer Prüfung, die er im October 1825 beim Uebergang von der außerpreußischen Universität Göttingen nach Berlin vor einer wissenschaftlichen Commission zu bestehen hatte, eine bodenlose Unwissenheit auf den nöthigsten Wissensgebieten offenbar werden ließ, so muß es wohl zunächst verwunderlich erscheinen, daß er durch die Früchte seines Strebens dennoch eine nicht geringe Bedeutung für das deutsche Schriftthum gewann. Denn trotz jener Scheu vor plan- und pflichtmäßiger Arbeit war er von einem unverwüstlichen, unentwegt verfolgten Streben beseelt, nämlich dem nach der Ausmittelung und Erwerbung aller werthvollen, in Schrift, Druck, auch in Bild und Geräth überlieferten Werke deutscher Litteratur, Kunst und deutschen Alterthums. Schon als Zögling der wernigerödischen Oberschule beschäftigte er sich mit Panzer's und Maittaire's Annales typographici, und die besonders dem Beamtensohn leicht zugängliche herrschaftliche Bibliothek bot ihm willkommene Gelegenheit, eine große Zahl Bücher

kennen zu lernen. In Ilfeld wurden die in Wernigerode begonnenen Bücheranschaffungen bereits in größerem Maßstabe fortgesetzt, hier wie dort unterstützten die Lehrer vielfach die Leidenschaft des Schülers; zu Ilfeld gewährte ihm der Director sogar Urlaub zum Besuche einer öffentlichen Bücherversteigerung. Im Vergleich zu den Erwerbungen, die Z. als Student in Göttingen und Berlin machte, waren nun aber die bis dahin gesammelten Bücher erst schwache Anfänge, wenn es auch merkwürdig genug ist, daß der Ilfelder Pädagogist bereits Ihre's Abschrift der Ulfilashandschrift von Upsala erwarb. Aber die hervorragendsten Werthstücke, wie die schöne vollständigste Handschrift von Rudolf's von Ems Weltchronik, ein trefflich erhaltenes Exemplar des Parzivaldrucks vom Jahre 1477, das Locheimer Liederbuch und verschiedene alte, besonders mittelniederdeutsche Handschriften verleibte Z. als Student seiner stetig wachsenden Bücherei ein. Der leidende Theil war dabei der Vater, dem der geliebte Sohn durch alle möglichen Listen das Geld aus der Tasche lockte, sich auch wenig dadurch beirren ließ, wenn der Vater, der trotz seiner Wohlhabenheit gelegentlich in Geldverlegenheit gerieth und Aufnahmen machen mußte, ihn immer wieder bat, er möge seine kostspieligen Anschaffungen einstellen. Der Sohn pflegte zu erwidern, er bedürfe jener Werke dringend für die von ihm eifrigst betriebenen Wissenschaften. Und dabei wollte der Vater von einem germanistischen Studium des Sohnes gar nichts wissen. Dieser war nämlich bis ans Ende seiner elf Semester als Student der Rechtswissenschaft eingetragen — lediglich um des vom Vater für vornehmer gehaltenen Charakters dieser Facultät willen. Als die glücklichste Zeit seines Lebens erschienen dem jungen Z. die drei Jahre von 1826 bis October 1828, die er in Berlin in fortwährendem regsten Verkehr mit dem Bibliographen Freiherrn Karl Hartwig Gregor v. Meusebach verlebte, bei dem er durch Jacob Grimm und Karl Lachmann eingeführt war. Kann er auch mit diesem gründlich vorgebildeten, planmäßig arbeitenden Forscher nicht verglichen werden, so beseelte doch Beide dieselbe begeisterte Liebe zum deutschen Schriftthum und Z. wurde im Zusammenarbeiten mit Meusebach, dem er manche willige Dienste leistete, nicht so sehr der kläglichen Lücken in seinem Wissen bewußt, die ihn sonst oft schwermüthig machten.

Im Spätherbst 1828 erreichte Zeisberg's Lehrzeit ihr Ende, und er kehrte in die Vaterstadt zurück. Sein Verlangen, bei einer größeren Bibliothek angestellt zu werden, mußte unerfüllt bleiben, da er den Ausweis einer hierzu erforderlichen Vorbildung zu erbringen nicht in der Lage war. Durch das Wohlwollen des Grafen Henrich zu Stolberg-Wernigerode fand er eine Beschäftigung bei der herrschaftlichen Bibliothek, der er vom 4. December 1826 an acht Wochen lang bei ihrer Aufstellung in den Räumen des früheren Orangeriehauses gute Dienste geleistet hatte. Im Juni 1830 erfolgte seine Anstellung als Bibliothekſecretär, zugleich als Archivregistrator, 1846, im siebenten Jahre nach dem Tode des vorherigen Bibliothekars, bei Gelegenheit einer Bibliothekfeier, die Ernennung zu dessen Nachfolger. Nicht in seiner amtlichen, noch weniger in irgend einer schriftstellerischen Thätigkeit liegt Zeisberg's nicht zu verkennende nachhaltige Bedeutung, sondern in seinem mit großem bibliographischen Verständniß und bis an sein Ende dauernder hingebender Begeisterung gesammelten, gegen 16 000 Bände zählenden Bücherschatze, durch dessen erst acht Jahre nach Zeisberg's Tode erfolgte Erwerbung durch den Grafen Botho oder dessen Mündel Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode die bereits nach verschiedenen Richtungen hin merkwürdige Sammlung eine ganz andere erhöhte Bedeutung erhielt. Dieser Gewinn kam aber der Oeffentlichkeit, besonders der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft

zu gute, da die nunmehr Fürstliche Bibliothek der wissenschaftlichen Forschung schon seit anderthalb Jahrhunderten offen steht und nun seit fünfzig Jahren auch die durch die Zeisberg'schen Schätze bereicherte. Innerhalb der letzteren Zeit hat sie besonders der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft zumeist durch ihre Handschriften dienen können. Erst jüngst hat sie bei der unter Roethe's Leitung veranstalteten Herausgabe älterer deutscher Texte für die Veröffentlichung des mnd. „Großen Alexander" einen solchen Dienst geleistet und die Herausgabe der mhd. Reimchronik des Rudolf von Ems besonders nach der Wernigeröder Handschrift befindet sich in der Vorbereitung. Das Locheimer Liederbuch wurde seinem gesammten Inhalt nach schon früher, von Arnold sorgfältig bearbeitet, veröffentlicht, die Haydn'sche Symphonie in Es-dur wird soeben für die neue Gesammtausgabe von Joseph Haydn's Werken verglichen; andere Werthstücke harren noch der Benutzung.

Z. war aber nicht bloß litterarischer, sondern auch Kunstsammler. Seine Sammlung alter Gemälde und Zeichnungen, zumeist aus dem 15.—17. Jahrhundert, war besonders an Meisterwerken der alten deutschen und italienischen Schule, von einem Maler E. S. 1466, Bocholt, Veit Stoß, Zwott, Bosche, Moretto, Baldini, Mantegna, ausgezeichnet. Der im Jahre 1867 von der Kunsthandlung von H. G. Gutekunst in Stuttgart gedruckte Katalog enthält 465 Nummern. Außer den theilweise mit je 1000 Mk. verzeichneten Stücken enthält derselbe auf sechs Druckseiten Zeichnungen und Pergamente von Altdorfer, Jost Amman, Lucas Cranach, Albrecht Dürer, W. Bemmel, Hans Dammen, bei denen, als beinahe nie in den Handel kommenden Gegenständen, keine Preise verzeichnet sind, weil dem Verkäufer die nöthigen Anhaltspunkte fehlten. Eine werthvolle Stolbergische Münzsammlung wurde vom Fürsten Otto zu Stolberg erworben, Schrift- und Porträtmedaillen aus Zeisberg's Besitz 1873 bei H. L. Hamburger in Frankfurt a. Main versteigert. Bei Zeisberg's Lebzeiten wurden von Forschern wie L. Uhland — für seine Sammlung deutscher Volkslieder —, Freiherr v. Tucher in Nürnberg — für sein hymnologisches Werk —, Geheimrath Pertz in Berlin — für seine geschichtlichen Quellenstudien — die herrschaftliche und die Zeisbergsche Bibliothek nebeneinander benutzt, wobei Z. in gastfreundlichster Weise den Wirth machte. Seit 1904 ist sein litterarisches und künstlerisches Schatzhaus vom Erdboden verschwunden.

Noch nicht ganz abgeschlossene Nachrichten über Karl Zeisberg in den Jahrgängen 1904—1908 der Wernigeröder Zeitung, auch in Sonderabdrücken vertheilt. — C. Wendeler, Briefwechsel des Frhrn. K. H. Gr. von Meusebach mit Jacob und Wilh. Grimm. — Derselbe, Fischart-Studien, S. 142. — Fürstl. Stolberg-Wernigerödisches Archiv und Bibliothek und Zeisberg'sche Familienpapiere, alles in Wernigerode.

Ed. Jacobs.

Zeising: Adolf Z., der Begründer der mathematischen Aesthetik, war geboren am 24. September 1810 zu Ballenstedt am Harz, der damaligen Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg. Sein Vater, welcher in Braunschweig eine tüchtige musikalische Ausbildung erhalten und als Violinvirtuose ausgedehnte Kunstreisen durch Deutschland, Holland, Westindien unternommen hatte, bekleidete damals am musikliebenden Hofe des Herzogs Alexis Friedrich Christian die Stelle eines Kammermusikers. Des unsteten Lebens müde, hatte der gefeierte Künstler das Anerbieten dieser Stelle trotz des geringen Jahresgehalts von 300 Thaler Gold gerne angenommen. Die Verhältnisse der Familie, welche er 1803 begründete, waren deshalb bescheiden und wurden nahezu dürftig, als der Vater schon 1817 starb und der Mutter allein die

Obsorge für den siebenjährigen Sohn und dessen um vier Jahre ältere Schwester hinterließ. Die Wittwe siedelte, um ihrem lernbegierigen Sohne den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen, nach Bernburg über, wo dieser die Abgangsprüfung des Gymnasiums mit der besten Note bestand. Am Gymnasium hatte er dank dem Unterrichte eines trefflichen Lehrers besonderes Interesse für Mathematik gewonnen. Schon als Secundaner hatte er durch Gedichte, in denen er die schönen Ruheplätze des Ballenstedter Schloßgartens feierte, die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gelenkt. Durch kleine Stipendien wurde ihm der Besuch der Universität Berlin ermöglicht, wo er Böckh, Lachmann, Karl Ritter u. A. hörte. Im folgenden Jahre ging er wegen der in Berlin herrschenden Cholera nach Halle und widmete sich der Philosophie bei Rosenkrantz und Hinrichs, philologischen Studien bei Pott, Bernhardy, Stahr und Ritschl. Damals verfaßte er unter anderem das Gedicht „An die Wolken“, durch welches er bereits öffentlich bekannt wurde. Später kehrte er nach Berlin zurück und machte dort die Bekanntschaft von Willibald Alexis und Chamisso. In diese Zeit fallen die „Briefe eines angehenden Philosophen“. Im J. 1834 verließ er die Universität und bereitete sich in Bernburg für das Lehrerexamen vor, welches er glänzend bestand. Dann ertheilte er Unterricht am Gymnasium, zunächst unentgeltlich, so daß er mit Privatunterricht und Thätigkeit an der Höheren Töchterschule für seinen Unterhalt sorgen mußte. An dieser Schule lernte er Meta Petri, seine spätere treue Lebensgefährtin, kennen, welche er im J. 1843 heimführte. Mittlerweile hatte er am Gymnasium als „provisorischer Subconrector“ eine feste Anstellung erhalten (1848 wurde er Professor). Damals herrschte in Bernburg ein reges geistiges Leben, an welchem Z. als Mitglied eines ästhetischen und eines Singkränzchens thätigen Antheil nahm. Litterarisch war er für die „Jahreszeiten“ von Marbach, in welche er unter dem Pseudonym Richard Morning schrieb, und für die „Jahrbücher für speculative Philosophie“ von Noack thätig. Als Verfasser der „Parallele zwischen Tieck und Goethe“ wurde er sofort von Tieck bei einer Begegnung in Dresden erkannt und begrüßt. Eine Abhandlung „Ueber das Erhabene“ fand später Aufnahme in den „Aesthetischen Forschungen“. Im J. 1846 wurde der Vortrag „Ueber die pantheistische Tendenz des Christenthums“ veröffentlicht und erschienen unter dem erwähnten Pseudonym „Zeitgedichte“, welche das Loos traf, eingestampft zu werden.

In diesen Gedichten wirft allerdings das Jahr 1848 seine Schatten voraus. Das erste, Reveille betitelt, beginnt:

> Wacht auf, wacht auf und seid bereit!
> 's ist an der Zeit!
> Sie predigt neue Lehre!
> Sie predigt laut, sie ruft zur That —
> Drum wer zu hören Ohren hat,
> Der höre!

In einem anderen Gedichte werden die Krieger von 1813—1815 beklagt, daß sie nach Hause zurückgekehrt „für all ihren Muth nur noch zu blindem Gehorsam gut“ sind. Der König verspricht seinen wackeren Unterthanen: „Frei sollt ihr werden, frei im Glauben, im Lehren und im Hören frei — vorausgesetzt ihr bleibt beim Alten, wie's vorschreibt Staat und Klerisei“. Doch im allgemeinen ist die Satire eine sehr zahme und zurückhaltende, so daß man jetzt das gerichtliche Urtheil nicht versteht. Aber freilich hatte man sich in dem Verfasser nicht getäuscht. Denn Z. wurde in der Bewegung des Jahres 1848 der Führer der Oppositionspartei, zunächst als Gründer und Redacteur des

„Sprechsaales“, in welchem die Mißbräuche der Verwaltung aufgedeckt und die drei Conferenzräthe, welche für den geistesschwachen Herzog die Regierung führten (Alexis Friedrich Christian war 1834 gestorben), einer unnachsichtigen, aber nicht ungerechten Kritik unterzogen wurden. Bald wurde er zum Volksvertreter für Bernburg erwählt. Als Leiter des liberalen Clubs war er heftigen Anfeindungen in der Presse ausgesetzt, und da man thätliche Angriffe auf seine Person oder sein Haus befürchtete, bot ihm die Bürgerwehr ihren Schutz an. In der Folge sah Bernburg stürmische Scenen. Als die Entdeckung gemacht wurde, daß in den Forstacten ein Blatt fehle, erreichte die Erbitterung ihren Höhepunkt. Die Regierung wurde gestürzt. Am 13. October erklärte sich der Landtag permanent, nahm die Exekutivgewalt und den Oberbefehl über die bewaffnete Macht an sich und setzte einen Landtagsausschuß nieder. Der Herzog ergab sich willig darein, und unter dem neuen Ministerium v. Kersten kehrte man schon am 18. October zu den gewöhnlichen Verhältnissen zurück. Als aber die Minister nach Ballenstedt abzureisen im Begriffe waren, um die neue Verfassung vom Herzog sanctioniren zu lassen, kam an das Ministerium die Mittheilung, daß der Herzog nach Quedlinburg abgereist sei, was eine neue große Aufregung hervorrief. Von Quedlinburg erließ der Herzog eine Kundgabe an sein Volk, daß er die neue Verfassung wegen verschiedener Punkte nicht annehmen könne; er habe wiederholt den Erzherzog-Reichsverweser um schleunige Absendung eines Reichscommissärs ersucht. Auch der Landtag hatte ein solches Ansuchen nach Frankfurt gelangen lassen, und Mitte November erschien der verlangte Commissär in der Person des Kölner Appellationsgerichtsraths v. Ammon. Am 14. December wurde der Landtag aufgelöst und eine neue Verfassung octroyirt, die auf dem nächsten ordentlichen Landtag einer Revision unterzogen werden sollte. Nach diesen Ereignissen kehrte Z. in die Schule und zur Wissenschaft zurück und lehnte eine Wahl für den folgenden Landtag ab. Der „Sprechsaal“ wurde eingestellt. Im März des Jahres 1849 führte ein Aufstand zur Verhängung des Belagerungszustandes über Bernburg und zum Einrücken preußischer Truppen. Die Reaction, welche unter dem pietistischen Minister v. Schätzel folgte, machte ihren Einfluß auch auf das Gymnasium und die Stellung Zeising's geltend. Ein Lehrer, mit welchem dieser schon früher einen Conflict gehabt hatte, besann sich seiner pietistischen Anlage und wurde Director. Die Zurücksetzung, welche Z. bei dieser Gelegenheit erfuhr, verleidete ihm seine Stellung völlig. Man erleichterte ihm den Abgang, welchen man nicht ungern sah, indem man ihm das volle, wenn auch recht mäßige Jahresgehalt als Pension gewährte (1852). Damit gewann Z. die Möglichkeit, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, ganz der Kunst und Wissenschaft zu leben und seine volle Zeit ebensosehr der Forschung und der Förderung wie der Popularisirung des Wissens zu widmen.

Gleich mit Beginn des folgenden Jahres (1853) siedelte er nach Leipzig über, wo er in lebhaften Verkehr mit Künstlern und Männern der Wissenschaft trat, und begann den längst gehegten Gedanken von dem ästhetischen Gesetz des goldenen Schnitts durch umfassende Messungen an Menschen, Thieren, Pflanzen und Kunstwerken festzustellen. Diese für die Theorie des Schönen, für Kunst und Künstler epochemachende Idee, welcher Z. in erster Linie seinen Ruhm und seine hauptsächliche Bedeutung für die Wissenschaft verdankt, beschäftigte ihn von jetzt an während seines ganzen Lebens. Wenn er in der Natur oder an Werken der Kunst wohlgefällige Formen entdeckte, so untersuchte er ihre Proportionen, und durch die Uebung war sein Auge so feinsichtig geworden, daß er das Gesetz sofort erkannte; es war ihm immer ein

Hochgenuß, wenn der hinterher angesetzte auf den goldenen Schnitt eingerichtete Reductionszirkel die gemachte Beobachtung aufs Haar bestätigte. Zum ersten Male veröffentlichte er die Entdeckung dieses „die ganze Natur und Kunst durchdringenden ästhetisch-morphologischen Proportionalgesetzes“ in der „Neuen Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers“, Leipzig 1854, worin er zunächst an den Normalmaßen der menschlichen Figur das stete Auftreten der Theilung nach dem äußeren und mittleren Verhältnisse nachwies, und so der bereits von Albrecht Dürer ins Leben gerufenen anatomischen Proportionslehre einen festen Untergrund verschaffte. Der Gedanke wurde sofort in den naturwissenschaftlichen wie in den künstlerischen und philosophischen Kreisen mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, wie dem Entdecker alsbald die Ehre zu Theil wurde, zum Mitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher ernannt zu werden. In ein ästhetisches System wurde die neue Idee gebracht in den „Aesthetischen Forschungen“, Frankfurt a. Main 1855. „Die Zurückführung der Verschiedenheit auf die Einheit“, heißt es S. 172, „kann erscheinen als strenge Regelmäßigkeit oder Gleichförmigkeit, wenn die Theile der Figur vollkommen gleich sind und zu dem Cardinalpunkte eine und dieselbe Beziehung haben; als Proportionalität, wenn die Theile der Figur zwar ungleich sind, aber durch den Cardinalpunkt dergestalt vereinigt und zu einem Ganzen verbunden werden, daß zwischen den Theilen untereinander einerseits und zwischen den Theilen und dem Ganzen andererseits ein und dasselbe Verhältniß besteht“, und S. 180: „Wenn ein in ungleiche Theile getheiltes Ganzes als formell-schön erscheinen soll, muß sich der kleinere Theil zum größeren ebenso verhalten, wie sich der größere Theil zum Ganzen verhält“. Ueber Zeising's ästhetisches System vgl. Lotze, Geschichte der Aesthetik (München 1868, S. 458).

Der Wunsch, in der Glyptothek zu München an plastischen Werken der antiken Kunst Messungen vorzunehmen, auch die Nähe der Alpen und der Gedanke an wissenschaftliche Reisen nach Italien führten Z. im J. 1855 nach München, wo er sich — dank auch den geistig anregenden geselligen Verhältnissen — bald so einlebte und behaglich fühlte, daß er, obwohl die Messungen an antiken Statuen von König Ludwig I. nicht gestattet wurden, dauernden Wohnsitz nahm und bis zu seinem am 27. April 1876 erfolgten Tode verblieb. In München wurde das stille Leben in der Studirstube nur unterbrochen durch einen alljährlichen Aufenthalt im Gebirge, für dessen Naturschönheiten er als einer der ersten begeistert war, durch die thätige Theilnahme an den Gesellschaften von Dichtern, Künstlern und Gelehrten („Krokodil“, „Zwanglose“), vor allem aber durch das rege Interesse, mit dem er alle Erscheinungen der Kunst und Litteratur, nicht zum mindesten des Schauspiels und besonders der Oper, für welche er Sinn und Verständniß von seinem Vater geerbt hatte, endlich die politischen und religiösen Bewegungen der Zeit verfolgte. Mit vielen edlen Männern des Jahres 1848 erlebte er als das Schönste und Erhebendste die Erfüllung dessen, wofür er gestritten und gelitten hatte, die Einigung und freiheitliche Gestaltung des Vaterlandes, wovon er in einem der „Zeitgedichte“ von 1846, „Deutschlands Verjüngung“ betitelt, nur das Beginnen gesehen hatte:

Deutschland, Deutschland, freue dich,
Deine Kraft erneuet sich.
Deine Kinder fühlen wieder
Sich als eines Leibes Glieder,
Fühlen sich in Lust und Schmerzen
Wieder Blut aus einem Herzen,
Wieder Keim' aus einem Kern,
Strahlen aus demselben Stern.

Das Gesetz des goldenen Schnittes bildete immerfort den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und die Freude, daß Gelehrte in verschiedenen Zweigen des Wissens die neue Idee aufgriffen und in ihrem Fache ausführten, daß auch Kunst und Kunstgewerbe davon Nutzen zogen, steigerte nur seinen Eifer, das Gesetz nach allen Seiten zu verfolgen, wobei ihm sein ausgedehntes und tiefgründiges Wissen gute Dienste leistete. So entstanden die Abhandlungen: „Die Verhältnisse der Menschengestalt und der Blattstellung in ihrer Gleichheit und Verschiedenheit“ in der Zeitschrift „Die Natur“ IV (1855), worin Z. der von Schimper und Braun ins Leben gerufenen mathematischen Richtung in der Botanik folgte und das Verhältniß des goldenen Schnitts als das eigentliche Normalverhältniß der Blattstellung zu erweisen suchte; „Zur Lehre vom menschlichen Gesichtswinkel“ in derselben Zeitschrift V (1856); „Die Unterschiede der Rassetypen“ in Vierordt's „Archiv für physiologische Heilkunde“ 1856; die Broschüre „Das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen“ 1856; die Artikel „Der menschliche Kopf im Profil“ in Abhandlungen der N. Münchener Zeitung 1856, Nr. 18—20; „Die Proportionen von rein antiken Statuen“ in Eggers' „Kunstblatt“ 1856; „Die Proportionen des Parthenon nach den Penrose'schen Messungen“ im „Deutschen Kunstblatt“ 1857; als Ergebniß sorgfältigster Messungen die große Abhandlung „Ueber die Metamorphosen in den Verhältnissen der menschlichen Gestalt von der Geburt bis zur Vollendung des Längenwachsthums“ in den „Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher“ Bd. XXVI (1858); die Aufsätze „Ueber den subjectiven und objectiven Charakter des Schönen“ im „Morgenblatt“ 1859; „Morphologische Studien“ in Fichte's „Zeitschrift für Philosophie“ 1866; „Die Verhältnisse des Kölner Doms“ in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ 1869, Nr. 216—218; endlich im Gebiete der Mathematik „Das Pentagramm“, „Aesthetische Studien im Gebiete der geometrischen Formen“ und „Die regulären Polyeder“ in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift“ 1868, 1869. Ueber die ästhetische Bedeutung des Gesetzes richtete Professor Seydel in Fichte's „Zeitschrift für Philosophie“ Bd. LI ein Sendschreiben an Z., auf welches dieser im nächsten Bande antwortete, worauf wieder im folgenden Bande Seydel's Rückantwort erschien unter dem Titel: „Die geistige Deutung des goldenen Schnitts.“ Sehr eingehend hat über den ästhetischen Werth des goldenen Schnitts G. T. Fechner, Zur experimentalen Aesthetik I in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XIV (1871), math.-phys. Cl., S. 554 ff. gehandelt. Als entschieden bestätigt findet dieser Gelehrte den Vorzug des goldenen Schnitts nur als Dimensionsverhältniß für einfache Rechtecke. Dagegen bezeichnet es Th. Wittstein, „Der goldene Schnitt und die Anwendung desselben in der Kunst“ (Hannover 1874) als Ergebniß zwanzigjähriger Beobachtung, daß für die Kunst der Zeising'sche Gedanke nur ein äußerst glücklicher genannt werden könne. Ebenso weist H. Riegel, „Grundriß der bildenden Künste“ (Hannover 1875, S. 105 ff.) ausführlich nach, daß dieses Gesetz für die Kunst von der entschiedensten Bedeutung ist und daß es sich selbst da geltend macht, wo Niemand es geahnt hätte. Auf den Einwand, welchen Fechner a. O. macht, daß man, wenn dieses Gesetz so große Bedeutung hätte, wie Z. annimmt, nicht begreifen könnte, warum es so lange unentdeckt geblieben, kann man die Erwiderung aus Joh. Bochenek, „Canon aller menschlichen Gestalten und der Thiere“ (Berlin 1885) entnehmen, welcher S. 79 bemerkt: „Aus der Uebereinstimmung des goldenen Schnitts mit allen als vollkommen anerkannten Kunstgebilden und den schönsten Naturbildungen sowie aus den Benennungen der alten classischen Zeit (χρυσῆ τομή, sectio aurea) geht hervor, daß früher

diese Verhältnißart vor allen anderen besonders ausgezeichnet wurde und in großer Hochachtung stand. Ihre Vorzüglichkeit und Anwendbarkeit ist jedoch im Lauf der Zeit völlig in Vergessenheit gerathen, so daß nur die Benennung und der geometrische Lehrsatz übrig geblieben waren." Bemerkenswerth ist, wie sich Professor Karl Jessen im Vorwort zu diesem Buche äußert: „Unbedenklich darf man von jetzt an sagen, was von der Antike schon längst gilt: der Künstler, welcher jetzt noch in den Verhältnissen ruhender oder bewegter Gestalten Mißgriffe begeht, der hat dies nur seiner Flüchtigkeit oder handwerksmäßigen Unaufmerksamkeit zuzuschreiben." J. Matthias, „Die Regel vom goldenen Schnitt im Kunstgewerbe. Ein Handbuch für Werkstatt, Schule und Haus" (Leipzig 1886), macht „den Versuch, das Gesetz des goldenen Schnitts auch in die Praxis des Kunstgewerbes einzuführen und demselben dadurch ein Hülfsmittel darzubieten, welches infolge seiner Einfachheit für jedermann verständlich und wegen seiner allgemeinen Anwendbarkeit in allen Fällen zuverlässig ist. Dem Arbeiter dürfte durch dasselbe viel Zeit, mancherlei Verdruß und Verlust erspart und ihm außerdem ein wohlbegründetes Selbstvertrauen eingeflößt werden." Ueber die mathematischen Ausführungen Zeising's hat S. Günther in der „Zeitschrift für Mathematik und Physik" XXI, S. 157 ff. ein anerkennendes Urtheil abgegeben mit dem Wunsche, daß dem unermüdlichen Bearbeiter eines mathematisch-philosophischen Grenzgebietes ein ehrenvolles Andenken in den Kreisen der eigentlichen Fachwelt gewahrt bleibe. Vgl. auch Hankel, Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter (Leipzig 1874, S. 76), wo anerkannt wird, daß die gothische Ornamentik allenthalben auf dem Gesetz des goldenen Schnitts beruht.

Mit den ästhetischen Studien berührten sich metaphysische Forschungen. Z. fühlte ein inneres Bedürfniß, sich eine feste und wohlbegründete Ueberzeugung über Gott und Welt zu bilden. Aufsätze in philosophischen Zeitschriften („Die menschliche Gestalt in ihrem Zusammenhang mit der menschlichen Bestimmung", „Die Grundformen des Denkens in ihrem Verhältnisse zu den Grundformen des Seins", „Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur", „Kraft und Stoff — Geist und Materie", „Ueber den Begriff des Seins", „Ueber den Gottesbegriff") entwickelten bereits die Ideen „einer Gott- und Weltanschauung auf erfahrungs- und zeitgemäßer Grundlage", welche er in seinem letzten großen Werke „Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche" (Wien 1873) darlegte und — nicht zu ihrem Vortheil — mit Gedanken, wie sie ihm der damalige Culturkampf darbot, verquickte in der Absicht, die Vorstellungen über das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Religion, Staat und Kirche aufzuklären und richtig zu stellen.

Als ein geeignetes Mittel, seinen Gedanken weitere Verbreitung zu verschaffen und für seine politischen, religiösen und künstlerischen Bestrebungen Einfluß zu gewinnen, aber auch seinem vielseitigen Wissen und seiner reichen Phantasie ein Arbeitsfeld zu bieten, betrachtete er die Form des Romans. In „Hausse und Baisse" wird bei einer Vergleichung des deutschen Romans mit dem französischen und englischen folgendes Urtheil abgegeben: „Unser deutscher Roman wurzelt zugleich in einem tiefen Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit; er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein, mit einem Wort: er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt." In diesem Sinne schrieb Z. Romane; was aber von diesem Gesichtspunkte aus ein Vorzug seiner Romane war, das erwies sich in den Augen des großen Lesepublicums, welches Unterhaltung, nicht Belehrung verlangte, als ein Nachtheil. Im Anfang diente ihm die Belletristik zur Erholung. Sprachwissenschaftliche Studien nämlich, aus denen

unter anderem ein Aufsatz über kn (1853) hervorging, hatten ihm infolge der Beschäftigung mit dem Sanskrit und der Keilschrift eine Augenkrankheit zugezogen, welche ihn veranlaßte, den Stoff für seine litterarische Thätigkeit fürs erste mehr aus dem Reiche der Phantasie zu holen. Und seiner Phantasie ließ er freien Lauf in der Novelle „Meister Ludwig Tieck's Heimgang“ (Frankfurt a. M. 1854). An die Beerdigung Tieck's in Berlin wird eine Erzählung angeknüpft, in welcher er sich nicht bloß mit der Romantik beschäftigt, sondern auch das damals in Deutschland aufgekommene Tischrücken und Geisterklopfen satirisch behandelt. Ebenso hatten die Romane „Die Reise nach dem Lorbeerkranze“ (1861), „Hausse und Baisse“ (1864), „Joppe und Krinoline“ (1865), „Kunst und Gunst“ (1865) bestimmte Fragen der Musik, der Malerei, der Philosophie im Auge. Ein weiterer Roman sollte sich mit der Lösung der deutschen Frage beschäftigen; aber der Ausarbeitung des bereits fertigen Entwurfs mit der Feder kam 1866 die Lösung mit Blut und Eisen zuvor.

Auch an dramatischen Dichtungen versuchte Z. seine Gestaltungskraft und den Reichthum seiner Phantasie. Das auf ernster Grundlage beruhende, mit feinem Humor durchgeführte Schauspiel „Die Landhofmeisterin“ war schon zur Aufführung an der Münchener Hofbühne angenommen, wurde aber wieder abgesetzt, weil man glaubte, das Publicum könne darin Anspielungen auf das Verhältniß des noch lebenden Königs Ludwig I. zur Lola Montez entdecken, obwohl eine rein historische Begebenheit aus der württembergischen Geschichte zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges zu Grunde liegt. Die Tragödie „Kaiserin Eudocia“ war auf ein Preisausschreiben von König Max II. hin eingereicht und von den Preisrichtern zur Aufführung begutachtet worden, aber der Erfolg der Aufführung entsprach nicht den Erwartungen des Dichters. Ein Recensent im Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung“ vom 2. November 1861 berichtet darüber: „Ueberblickt man den Bau des Stückes und die Sicherheit der Charakteristik, so kann man nicht leugnen, daß ein höchst wirkungsreiches, lebendiges und tief poetisches Drama geschaffen wurde. Die Anordnung der Scenen, die knappe, schlagende Sprache und die Bewältigung der Massen beweisen, daß der Verfasser die Bühne studirt hat und sich auf den scenischen Effect vortrefflich versteht. Dies Verdienst wird ihm bleiben, auch wenn die erste Aufführung den ungleichen Werth der Dichtung bewiesen hat. Die vortreffliche Schürzung des Knotens in den ersten drei Acten, unter deren Scenen namentlich die Entwaffnung der Soldatenanführer vor der kaiserlichen Burg durch den Muth und die Erscheinung der Kaiserin äußerst wirksam und von packender Größe war, und die auch einen wiederholten und lebhaften Applaus hervorrief, ließ das Beste erwarten. Doch schon beim Schlusse des dritten Acts, an welchem sich die Kaiserin in dem vollen Wahnsinn ihrer Liebe ihrem Schützlinge ebenso unweiblich als für ihren hohen Stand erniedrigend zu Füßen wirft und ein Meineid aus rein sinnlichen Motiven begangen wird, da mußte sich das Interesse an ihrem ferneren Schicksal eher in Kälte und Befriedigung als in Rührung verwandeln.“ Von dem Recensenten wird noch getadelt, daß die Handlung von fast lauter verworfenen und schwankenden Charakteren getragen werde. Dem Erfolg that es merklich Eintrag, daß der Schluß in stark gekürzter und die Tragik geradezu untergrabender Gestalt auf die Bühne kam. Auch die Aeußerlichkeiten wirkten störend, so das Versagen der damaligen bühnentechnischen Mittel. Eine Vision Eudocia's, in der sie die Bahre ihres gefallenen Gemahls von Türken getragen erblickt, erschien als scharf ausgeschnittenes, in grellen Farben ausgeführtes Bild am Horizont und löste begreiflicherweise statt Ergriffenheit

die Heiterkeit des Publicums aus. Derlei Mißgriffe und das seiner Meinung nach absichtlich schlechte Spiel des Schauspielers Herz, welches auch von dem eben erwähnten Recensenten getadelt wird, konnte Z. nie ganz vergessen, während er stets dankbar der großartigen, eindrucksvollen Darstellung der Titelrolle durch Frau Straßmann gedachte.

Der Vollständigkeit halber wollen wir auch erwähnen, daß Z. im Auftrage der Bernburger Regierung ein Deutsches Lesebuch für das Gymnasium zusammenstellte, welches in der Folge viel benützt wurde, und Schriften von Xenophon übersetzte (Memorabilien 1855, Gastmahl 1865, Oekonomikus 1866). Aber nicht aufzählen lassen sich all die Kritiken, Kunstberichte, litterarhistorischen Aufsätze, welche er für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“, für die Beilage der „(Augsburger, später Münchener) Allgemeinen Zeitung“, für „Europa“, „Kunstblatt“, „Bayerische Zeitung“, „Preußische Zeitung“ u. s. w. lieferte. Es ist begreiflich, daß er bei der staunenswerthen Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Studien ein vielbegehrter Mitarbeiter periodischer Blätter war.

Das liebenswürdige und zuvorkommende Wesen, der edle und biedere Charakter, die unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, die geistreiche und anregende, oft mit Humor gewürzte Unterhaltung gewannen Z. viele Freunde. Gesundheit an Geist und Körper, ein schönes Familienleben, die rege, mit Erfolg gekrönte Thätigkeit, die Freude an der Kunst und der Natur machten sein Leben im allgemeinen zu einem glücklichen. Doch erfüllte sich auch an ihm die Warnung Solons. Die drei letzten Jahre seines Lebens waren ihm durch ein qualvolles inneres Leiden verbittert, welches seinen kräftigen Körper bei liebevollster und aufopferndster Pflege der Gattin nur allmählich aufzureiben vermochte. Doch ertrug er die Schmerzen „mit der Seelenstärke des gottergebenen Weisen“, wie sein Freund Carrière in dem Nekrolog der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876, Nr. 125 bemerkt. Eine späte Genugthuung wurde dem Todten zu Theil in dem Nachrufe, welchen ihm die „Bernburger Zeitung“ widmete, wo es am Schlusse heißt: „Die Kämpfe des Jahres 1848 und die grellen politischen Gegensätze jener Zeit, auf welche wir jetzt als gereifte Männer mit ganz anderen Gefühlen zurückblicken, führten ihn dahin, so Vieles, was ihm theuer, zu meiden und ein fremdes Asyl aufzusuchen. Es war ein Charakter aus jenem festen Stoffe, der den Schicksalsschlägen, wenn sie ihn um seiner Ueberzeugung willen trafen, auch zu widerstehen und auszuharren vermochte. Möge aber die Zeit fernbleiben, wo die geistig Begabteren unter uns genöthigt sind, infolge politischer Unduldsamkeit dem Heimathherde den Rücken zu wenden.“ N. Wecklein.

Zeißberg: Heinrich Ritter von Z., Historiker. Er wurde am 8. Juli 1839 zu Wien geboren, studirte daselbst an der Universität und im Institut für österreichische Geschichtsforschung unter Albert Jäger und Theodor v. Sickel und daneben classische Philologie bei Bonitz und Vahlen. 1862 wurde er zum Doctor der Philosophie promovirt. Schon von 1863 an erschienen seine ersten Abhandlungen: „Arno, erster Erzbischof von Salzburg (785—821)“ (in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1863, 48. Bd.), „Thomas Ebendorfer als Geschichtschreiber“ (in der Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, Beilage zur Wiener Zeitung 1864, III, 769 u. 810), „Oesterreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger“ (ebenda 1864, IV, 1441, 1473 u. 1510), „Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung“ (ebenda 1865, V, 9), „Blüthe der nationalen Dynastien: Babenberger — Premysliden — Arpaden“ (in dem Sammelwerke: Oesterreichische Geschichte für das Volk III, Wien 1866).

1863 hatte er sich als Privatdocent für Geschichte an der Universität Wien habilitirt und wurde 1864 als Supplent für allgemeine und österreichische Geschichte an die damals noch deutsche Universität Lemberg gesendet, 1865 daselbst zum ordentlichen Professor ernannt und zugleich mit der Leitung des historischen Seminars betraut. Dort lernte er die polnische Sprache und begann in der Geschichte Polens zu arbeiten: „Die öffentliche Meinung im XI. Jahrhundert über Deutschlands Politik in Polen“ (in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1867/68), „Ueber die Zusammenkunft des Kaisers Otto III. mit Herzog Boleslaw I. von Polen in Gnesen“ (ebenda), „Miseco I. [Miecyslaw], der erste christliche Beherrscher der Polen“ (ebenda 1867 und in den Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften), „Die Kriege Kaiser Heinrich's II. mit Herzog Boleslaw I. von Polen“ (Sitzungs-Berichte der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1868), „Vincentius Kadlubek, Bischof von Krakau (1208—1218, † 1223) und seine Chronik Polens. Zur Literaturgeschichte des XIII. Jahrhunderts“ (Archiv f. Kunde österreichischer Geschichtsquellen XLII), „Analekten zur Geschichte des XV. Jahrhunderts“ (Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1870 und 1871), „Ueber eine Handschrift zur älteren Geschichte Preußens und Livlands“ (in der Altpreußischen Monatsschrift, Königsberg 1871). Diesem Gebiete gehört auch die von ihm als Festschrift zum vierhundertjährigen Jubiläum der Universität München veranstaltete Herausgabe: „Das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau. Beschreibung und Auszüge. Festschrift zur vierhundertjährigen Feier der Ludwig-Maximilian-Universität in München“ (Innsbruck 1872) an. Einen cultur- und rechtsgeschichtlichen Stoff bespricht die Abhandlung „Hieb und Wurf als Rechtssymbole in der Sage“ (in Pfeiffer's Germania XIII. Wien 1868).

Schon mit der Arbeit über Vincenz Kadlubek hatte Z. sich der polnischen Historiographie zugewendet; aus weiteren Forschungen und Studien darüber erwuchs ein umfassendes Werk: „Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters“, Leipzig 1873, welches von der Jablonowski'schen Gesellschaft in Leipzig preisgekrönt wurde. Z. beginnt in demselben mit der Geschichte der Einführung des Christenthums in Polen und mit der Passio Adalberti, geht auf den Mönch Gallus über, verzeichnet die Annales Cracovienses vetusti von 948—1122, behandelt den Vincenz Kadlubek, die litterarische Thätigkeit der Dominicaner und Franciscaner, den Chronisten des XIII. Jahrhunderts Godyslaw Baszko, die schlesischen Geschichtsquellen und zwar sowohl die geistliche als die weltliche Litteratur, ferner Hermann von Czarnkow und die Geschichtsquellen des XV. Jahrhunderts, den Matador der polnischen Geschichtsforschung Johannes Dlugosz und schließt mit den Vertretern des Humanismus in Polen: Gregor von Sanok und Callimachus. Es ist ein grundlegendes, auch von den polnischen Historikern warm anerkanntes Werk. Polens Geschichte bereicherte Z. noch durch folgende Arbeiten: „Johannis de Komorowo Tractatus cronice fratrum minorum observancie. A tempore Constanciensis concilii et specialiter de provincia Polonie“ (Archiv für österreichische Geschichte 1873) und „Johannes Laski, Erzbischof von Gnesen (1510—1531) und sein Testament“ (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1874).

Nach siebenjähriger Wirksamkeit wurde Z. 1871 zum Professor der allgemeinen Geschichte an die Universität Innsbruck berufen. Sein Aufenthalt in Tirol gab ihm sogleich Veranlassung, auch in der interessanten Geschichte dieses Landes Forschungen anzustellen. Er veröffentlichte eine Untersuchung: „Zur Kritik der Vita Hartmanni“ (Archiv f. österreichische Geschichte, 56. Bd.),

in der er Neustift bei Brixen als Entstehungsort dieser Schrift nachweist, und edirte eine Aufzeichnung zur Gründungsgeschichte des Klosters Stams (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, I. Bd.).

Schon nach drei Semestern wurde Z. 1872 nach Wien versetzt, um dort gleichzeitig als Lehrer der Geschichte bei dem Kronprinzen Rudolf zu wirken. Hier hielt er Vorlesungen an der Universität, leitete das historische Seminar, wirkte seit 1874 an dem Institut für österreichische Geschichtsforschung und konnte sich nun wieder seinem Lieblingsstudium, der Historiographie, zuwenden. Er bearbeitete vornehmlich nekrologische Quellen (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 58 und 60), wovon die bedeutendste die Ausgabe des Lilienfelder Todtenbuches (Fontes rerum Austriacarum II, 41. Bd. 1879) ist, in welcher mit scharfsinniger Forschung die Fälschungen Hanthaler's und deren Entstehung nachgewiesen werden.

Darstellungen, deren Abfassung in jene Zeit und in spätere Jahre fällt, sind die über den Erbfolgestreit von 1457—1458 im Lichte der habsburgischen Hausverträge (1879), über Rudolf von Habsburg und den österreichischen Staatsgedanken (1882), über das Rechtsverfahren Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen (1887), die Denkschrift zur Erinnerung an die zweite Türkenbelagerung Wiens im Jahre 1683 (Wien 1894), die Abhandlungen über Elisabeth von Arragonien, die Gemahlin Friedrichs des Schönen (1898, 1899) und zur Geschichte der Minderjährigkeit Herzog Albrechts V. (1899).

Intensiv beschäftigte ihn seit 1889 die ihm vom Kronprinzen Rudolf übertragene Redaction der geschichtlichen Theile des großen Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, für welches er eine vortreffliche, auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende und doch im besten Sinne populär gehaltene Uebersicht der Geschichte Oesterreichs verfaßte (1887), und nach Weilen's Tode (1889) übernahm Z. die Redaction des ganzen Werkes. Im J. 1888 hielt er bei der Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs I. eine schöne Festrede.

Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien waren seit Jahren die Quellen zur Geschichte der Kaiserpolitik Oesterreichs von A. v. Vivenot herausgegeben worden. Nach dessen Tod übertrug die Akademie diese umfangreiche Arbeit Z., der sie übernahm, dabei von dem polemischen, preußenfeindlichen Grundgedanken seines Vorgängers abwich und die herauszugebenden Actenstücke lediglich vom Standpunkte des wissenschaftlichen Bedürfnisses auswählte. So erschienen drei Bände der „Quellen zur Geschichte der Politik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege von 1793 bis 1797“ (1882—1890), eine ungemein werthvolle Sammlung, welche zur richtigen Erkenntniß der Politik Oesterreichs in jenen Zeiten geführt hat.

Diese Studien, sowie eine akademische Rede (1883) über die Jugendzeit Erzherzog Karls, des Siegers von Aspern, veranlaßten dessen Söhne, die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, Z. mit der Herausgabe des litterarischen Nachlasses ihres Vaters, sowie mit der Abfassung einer ausführlichen Biographie desselben zu betrauen. Infolgedessen wurden die militärischen Schriften Erzherzog Karls veröffentlicht, die Herausgabe der politischen Denkschriften wurde jedoch fallen gelassen. Von der Biographie Karls sind zwei Bände erschienen, welche das Leben des Erzherzogs in eingehendster Weise bis 1795 erzählen.

Nach dem Rücktritte Sickel's von der Leitung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung wurde Z. an die Spitze desselben gestellt, jedoch schon 1896 wurde er zum Director der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien er=

nannt. Allseitig wurden Zeißberg's wissenschaftliche Leistungen, welche sich durch feine und sorgfältige kritische Forschung und anziehende Darstellung auszeichnen, gebührend anerkannt; 1872 wurde er zum correspondirenden, 1882 zum wirklichen Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt, er war Mitglied der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale; vom Kaiser erhielt er den Titel eines Regierungsrathes und 1874 den Orden der Eisernen Krone III. Cl., infolge dessen er, den damaligen Statuten dieses Ordens gemäß, in den erbländischen Ritterstand erhoben wurde, und 1896 wurde er zum wirklichen Hofrath ernannt. In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai 1899 machte in Wien ein Herzschlag seinem Leben voll Arbeit und reich an wissenschaftlichen Ergebnissen ein plötzliches Ende.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich LIX, 292—294. — Oswald Redlich in Bettelheim's Biographischem Jahrbuch und Deutschem Nekrolog IV, 317—320. Berlin 1890. — Weitere Nekrologe in der Wiener Abendpost vom 27. Mai 1899, in der Neuen Freien Presse vom 27. Mai und 25. Juli 1899; in den Deutschen Geschichtsblättern (von Oswald Redlich), herausgegeben von Armin Tille, Gotha 1899, I, 28—31; in den Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen (1899) XXXVII, 105—109; in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (1900) XXI, 206—208.

Franz Ilwof.

Zelger: Jakob Joseph Z., Landschaftsmaler, geboren im Februar 1812 in Stans, † in Luzern am 25. Juni 1885. Er gehört der Famile Z. v. Waltersperg an, aus der zahlreiche Rathsherren hervorgegangen. Sein Vater war Officier in spanischen Diensten, seine Mutter eine geborene Wamischer, welche Familie mit ihr erlosch. Jak. Jos. Z. lernte in Luzern bei Johann Baptist Marzohl (1792—1863) aquarelliren. Marzohl hat sich verdient gemacht durch die Anfertigung von Copien der inzwischen zu Grunde gegangenen Fresken Holbein's d. J. am Hertenstein'schen Hause. Von Marzohl kam Z. zunächst in die Klosterschule von Engelberg, dann Anfangs der dreißiger Jahre nach Genf, wo er sich bei Alexander Calame, François Diday und Georges Chaix weiterbildete. Reisen in Belgien, England und Frankreich brachten manche ihn fördernde Anregung, besonders 1857 in Paris, wo er Gelegenheit fand, die Werke der neufranzösischen Landschaftsmaler Troyon und Corot kennen zu lernen: er hat es nie unterlassen, seine Schüler — der bedeutendste ist der 1909 gestorbene vorzügliche Robert Zünd — auf die genannten Meister aufmerksam zu machen.

Schon 1852 hatte Z. sich dauernd in Luzern niedergelassen, wo er ein Atelier eröffnete und Unterricht ertheilte. Er muß ein vorzüglicher Lehrer gewesen sein. Als ausübender Künstler steht er nicht in erster Reihe. Von Zeit zu Zeit scheint sich seiner eine schwer zu überwindende Muthlosigkeit bemächtigt zu haben, von der ihn einmal der Neuenburger Maximilien de Meuron wieder befreite. Daß in solchen Perioden seine Productivität litt, ist leicht begreiflich. Trotzdem enthalten die öffentlichen Sammlungen der Schweiz manche gute Landschaft von ihm, z. B. Neuenburg zwei Bilder: eine Studie vom Vierwaldstättersee und ein Motiv aus Unterwalden, Zürich drei: „eine Partie auf den Surenen Alpen“ (1847), „Am Albula“ und „Bei Rigi Kaltbad“. Die Arbeit ging ihm übrigens leicht von der Hand, nicht weniger als 340 Gemälde konnte er an Museen und Private verkaufen. Außerdem entstanden zahlreiche Aquarelle, Skizzen, Studien, von denen mehrere im Künstlergut in Zürich und in der Kupferstichsammlung des Eidgenössischen Polytechnikums vorhanden

sind. Gönner besaß er nicht nur in seinem Vaterland; auch England, wo er während seines Aufenthaltes hohe Verbindungen angeknüpft hatte, wußte ihn zu schätzen, so die Königin Victoria, die von ihm acht Bilder erwarb. Z. ist mehr Zeichner als Maler gewesen, überdies ausschließlich Landschafter und Darsteller der Alpenwelt; als solcher hat er die Kreise Calame's und Diday's nie verlassen.

S. Nagler, K.-Lex., Bd. 22. — Die Schweiz, Illustr. Monatszeitschr., Jahrg. 2. — N. Z.-Z. v. 17. Juli 1885, Nr. 198, Bl. 1 u. 2 (S. v. B.). — Neujahrsbl. d. Zürich. Künstlergesellsch. v. 1887. — Brun, Verzeichn. der bedeutend. Kunstwerke im Künstlergut Zürich, 4. Aufl., S. 79—80. — Cat. du Mus. des Bx.-Arts de Neuchâtel, 1903, p. 52—53. — Müller, K.-Lex. III, 920 (dort weitere Lit.-Angaben).

Carl Brun.

Zell: Friedrich Josef Z., Politiker, wurde am 17. Juli 1814 zu Trier als Sohn eines königl. Notars geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er im J. 1833 als Achtzehnjähriger die Universität Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studiren. Wenn wir ihn in späteren Lebensjahren in enger Freundschaft mit Mittermaier verbunden sehen, so dürfen wir wohl annehmen, daß die ersten Bande dieses Verhältnisses sich spannen in den Tagen, wo er den Worten des großen Criminalisten lauschte. Sein Aufenthalt in Heidelberg währte aber nur kurze Zeit. Noch im Jahre 1833 wurde der Besuch der badischen Hochschule den preußischen Unterthanen verboten, und Z. wanderte nach Bonn am Rhein. Nach glänzend bestandenem Staatsexamen ließ er sich in seiner Vaterstadt Trier als Anwalt nieder und erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis, die er jedoch später aufgab, um als Generaladministrator des gräflich v. Kesselstadt'schen Majorates zu fungiren. Seit 1846 gehörte er dem Rathscollegium der Stadt an, und bald nachher wurde er zum Stadtsyndikus gewählt. Seine reine, lautere Gesinnung, seine für seine Jugend ungewöhnliche Besonnenheit, sein Gerechtigkeitssinn erwarben ihm in kurzer Zeit das Vertrauen der Bürger, sie erklären auch die führende Stellung, die ihm gleich nach dem Ausbruch der Revolution in Trier und den Rheinlanden zufiel. Am 23. März 1848 versammelten sich in Köln die Deputirten von siebzehn rheinischen Städten und faßten unter dem Vorsitz Zell's eine Resolution, welche für Preußen eine constitutionelle Verfassung forderte, wie sie im wesentlichen nachher von der Krone bewilligt wurde. Unter den Abgeordneten, welche die Adresse nach Berlin überbrachten, befand sich auch Friedrich Zell. Der 8. April führte ihn dann an die Spitze des Trierer Gemeinwesens. Am Tage vorher war es in der Stadt zu einem wüsten Excesse gekommen, in dessen Verfolg der Oberbürgermeister in Urlaub ging. Im Einverständniß mit der königl. Regierung übernahm ein Bürgerausschuß von vier Männern die Verwaltung der Stadt, deren eigentlicher Leiter aber war Z. Am 14. April trat er mit einem Programm für die von der preußischen Staatsregierung auf den 1. Mai angesetzten Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung hervor. Dieses mahnte zur Ruhe und Ordnung, wandte sich gegen den gewaltsamen Umsturz der in den einzelnen Staaten Deutschlands bestehenden Verhältnisse und die Republik und forderte schließlich eine constitutionelle Monarchie und den Uebergang der vorhandenen Zersplitterung Deutschlands in zu viele Einzelstaaten zu einer Einigung nach Stämmen auf dem Wege gesetzmäßiger Entwicklung. So viel Beifall dieses Programm bei dem einsichtigeren Theil der Bürgerschaft fand — die hohe Geistlichkeit, voran der Trierer Bischof, und das Militär schlossen sich ihm durch Unterschrift an —, so wenig befriedigte es die große Masse. Diese er-

hob vielmehr einen überzeugten Republikaner, den jungen Advocaten Ludwig Simon (s. A. D. B. XXXIV, 377), auf den Schild, und im Wahlkampf unterlag der liberal-conservative Z. seinem radicalen Gegner. Die Trierer Bürgerschaft entsandte Ludwig Simon nach Frankfurt, aber durch das Vertrauen des 4. rheinischen Wahlbezirks, Wittich-Bernkastel, wurde auch Z. in das Parlament berufen. Hier hat er mit Dahlmann, Beseler, Welcker, Waitz, Pfizer, Mittermaier und anderen Capacitäten im dreißiggliedrigen Verfassungsausschuß gesessen. Wie Mittermaier nahm Z. seinen Platz im linken Centrum, das sich Abends im Württemberger Hof traf. So schweigsam Z. im Parlament war, hier kamen der Scharfsinn und die glänzende Redegabe des Sohnes des weinfrohen Mosellandes zu ihrem Recht. Bald war er der eigentliche Leiter des Clubs und damit der Partei. Seine besonnene Haltung erwarb ihm das Vertrauen des Reichsverwesers und seines Ministers v. Gagern. In der schwierigen Lage, in welche die Centralgewalt infolge der Sistirung des Malmöer Waffenstillstandes durch das Parlament gekommen war, finden wir Z. unter den Berathern des Reichsverwesers, und zu den auserlesenen Männern, welche Gagern vor Beginn der öffentlichen Debatte über die Reichsverfassung bei sich zu einer Vorberathung zu versammeln pflegte, gehörte nach Laube's Bericht gewöhnlich Friedrich Zell vom Württemberger Hof. „Was darüber hinaus nach links lag, das galt für völlig unvereinbar mit den Anschauungen und Absichten der Parlaments-Mehrheit.“ Mit Gagern theilte Z., so gering seine Sympathien für preußische Sitte und Lebensauffassung waren, die Ueberzeugung, daß die Macht und Zukunft Deutschlands auf Preußen beruhe. Aber während Gagern nach der am 21. März erfolgten Ablehnung des Welcker'schen Antrages, der Preußen die erbliche Kaiserwürde übertrug, klar erkannte, daß die Bemühungen des Parlaments gescheitert waren, und infolge dessen zurücktrat, wollte Z. es nicht fassen, daß alles aus sei. Er blieb gleich vielen anderen braven Männern, und nach der Abstimmung vom 27. März ging er mit Simson nach Berlin, um seinem König die deutsche Kaiserkrone anzutragen, er verzagte auch nicht, als dieser ablehnte, er blieb. Von Berlin eilte er an den Rhein, wo es von neuem gährte. Am 8. Mai versammelten sich in Köln die Vertreter von 303 rheinischen Gemeinden. Die Verhandlungen leitete, wie am 23. März des Jahres zuvor, wieder Z. Das Ergebniß war ein Aufruf an das gesammte Volk der Rheinlande und namentlich alle waffenfähigen Männer, durch Collectiverklärungen in kleineren und größeren Kreisen seinen Willen, an der deutschen Reichsverfassung festzuhalten und den Anordnungen der Reichsversammlung Folge zu leisten, auszusprechen. Z. schloß die Versammlung mit einer Aufforderung zur That. Dazu kam es in Rheinland nur vereinzelt (Kinkel), dagegen loderte die Revolution gewaltig in Sachsen empor, am nachhaltigsten in Baden. Die Gesuche der badischen Staatsregierung um militärische Unterstützung beantwortete das Reichsministerium damit, daß es statt der Bataillone zwei Reichscommissäre nach Baden sandte, Christ und Friedrich Z. Sie hatten den Auftrag, im Interesse des Landes, des Reiches und der Reichsverfassung alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um den verfassungsmäßigen Bestand des Landes herzustellen und den Reichsfrieden zu sichern. Die wichtigste, für eine Reihe Badenser folgenreiche Maßregel, die Z. ergriff, „um den verfassungsmäßigen Bestand des Landes herzustellen“, hat darin bestanden, daß er die zurückgebliebenen Beamten und die Officiere des am 17. Mai in Karlsruhe einrückenden 3. badischen Infanterieregiments bewog, in ihren Aemtern zu bleiben und unter gewissen Cautelen der neuen Regierung den Eid zu leisten. Allein die Hoffnung der Centralgewalt, die badische Bewegung in den Dienst der Durchführung der Reichsverfassung zu

stellen, scheiterte, die rothe Partei siegte, und resignirt kehrte Z. nach Frankfurt zurück. Hier war inzwischen der Erlaß Friedrich Wilhelm's IV. vom 14. Mai eingegangen, der die preußischen Abgeordneten abberief. Auf Anlaß Zell's fand eine Conferenz fast sämmtlicher noch anwesender Juristen aus Preußen statt, welche fast einstimmig den Beschluß faßte, auszuharren. Aber von dem stolzen Parlament waren nicht viel mehr als 100 Mitglieder übrig. Am 30. Mai beschloß die Majorität, nach Stuttgart überzusiedeln. Unter den Gegnern dieses Beschlusses war auch Z. In den letzten Tagen des Juni finden wir ihn mit den anderen Erbkaiserlichen in Gotha, aber er vermochte sich das Radowitz'sche Programm nicht anzueignen. Bitterkeit im Herzen nahm er im October seine Anwaltsthätigkeit in Trier wieder auf. Wegen seiner Renitenz gegen den Abberufungsbefehl vor die Disciplinarkammer gestellt, wurde er in zwei Instanzen freigesprochen. Seine Anwaltspraxis trat im Laufe der Zeit hinter seine Thätigkeit als Syndikus der Stadt Trier und Verwalter des gräflich Kesselstatt'schen Majorates zurück. Am 24. Juli 1881 ist er gestorben, von seinen Freunden und der Bürgerschaft tief betrauert. Die „Brustbilder aus der Paulskirche" widmen ihm folgende Charakteristik: „Gediegenes Wissen, fester Sinn und ein Wille, der den Neigungen der Gegenwart nicht bloß schön thun, sondern dem Vaterlande wirklich wohl thun will, sind seine Eigenschaften."

Nachgelassene Papiere Zell's im Besitz seiner einzigen in Trier lebenden Tochter. — Neue Heidelberger Jahrbücher 1906. Kentenich.

Zeller: Johann Konrad Z., Maler, geboren in Hirslanden b. Zürich am 2. Mai 1807, † dort am 1. März 1856. Er war Genre- und Landschaftsmaler, aber, von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, 1825 in ein Seidengeschäft in Turin eingetreten, nachdem er bereits bei Oberkogler und Konrad Geßner, dem Sohne Salomon's, zeichnen und malen gelernt hatte. In Italien empfing er in den Jahren von 1824—1827 intensive künstlerische Anregungen. In die Heimath zurückgekehrt, arbeitete er im väterlichen Geschäft, machte aber nebenbei ernste landschaftliche Studien, so daß der Vater ihn schließlich freigab, indem er ihm gestattete, zehn Jahre in Italien der Kunst zu leben. 1832 begab Z. sich nach Rom, wo er in den Kreisen Thorwaldsen's, Overbeck's und Reinhard's verkehrte, sich speciell aber dem Franzosen Horace Vernet anschloß, der die weitere Entwicklung des jungen Mannes bestimmte. Als Vernet 1835 nach Paris zurückkehrte, war Z. von jetzt an auf sich selbst angewiesen. Er blieb zunächst weitere fünfzehn Jahre in Rom. Dann wieder in der Schweiz, widmete er sich in Zürich vornehmlich der Porträtmalerei, in der er auch die besten Leistungen aufzuweisen hat. An der deutschen Jahrhundertausstellung in Berlin war er 1906 mit dem Bildniß des Geheimen Finanzraths H. W. Campe, im Besitz des Professor Dr. Ehlers in Göttingen, gut vertreten.

Als Genremaler („Betende Römerin", „Fest der Annunziata bei Rom" (1846), „Römischer Tanz in Tivoli", „Octoberfest vor der Porta angelica in Rom", „Hirtenknaben mit Schäferhund in der Campagna", „Das Weib des Räubers von Subiaco", „Römische Frau im Sonntagsputz", „Gewitter in der römischen Campagna" u. s. w.) lehnte Z. sich an Leopold Robert an, dessen Werke er in Italien kennen gelernt hatte. Die große Popularität, die der welsche Begründer des ethnographischen Genres damals besaß, veranlaßte bekanntlich in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts manchen Künstler, so z. B. auch den aus Bern stammenden Schnetz, in ein mittelbares Schulverhältniß zu Robert zu treten, was für diesen heute noch die Folge hat, daß seine Werke gelegentlich mit denen der Nachahmer verwechselt werden. Im

religiösen Genre versuchte Z. sich ein einziges Mal, als er für seine Heimathsgemeinde, für den Altar der 1839 von Leonhard Zeugheer vollendeten Neumünsterkirche das Bild der „Verklärung Christi“ stiftete, von dem eine gute photographische Aufnahme von Rudolf Ganz in Zürich und eine Heliogravüre von J. Blechinger in Wien existirt. Mit diesem geschickt componirten Bilde, das auf Veranlassung des Antistes Füßli gemalt wurde und in der Darstellung seiner sechs Figuren sich Raffael zum Muster nahm, trat der Künstler allerdings aus dem Rahmen seines eigentlichen Gebietes heraus. In der den Besucher kalt lassenden Kirche „qu'ils vous montrent avec orgueil“, wie Victor Hugo im September 1838 in seiner Rheinreise schrieb, „et qui ressemble à l'église de Pantin“, kommt die „Verklärung Jesu“ nicht gut zur Wirkung, die übrigens, als der französische Dichter das Neumünster besichtigte, noch nicht an ihrem Platz sich befand.

Meyer von Knonau, Gemälde der Schweiz. — Cottasches Kunstbl., 1843—1846. — Neujahrsbl. d. Zürich. Kunstgesellsch. v. 1857. — Müller, K.-Lex. III, 920. — Chronik d. Kirchgemeinde Neumünster, Zürich 1889, S. 57, 396—397. — Brun, Verzeichn. d. bedeutend. Kunstwerke, 4. Aufl. (dort werden vier Werke Zellers im Künstlergut angeführt: „Hirtenfamilie in der Campagna“, 1835, „Badende Mädchen“, „Alter Mann“, „Heimkehr der Zürcher aus der Schlacht bei Tättwyl“, mit J. Oeri gemeinsam gemalt).

Carl Brun.

Zetter: Johann Georg Z., ein auch unter dem Namen Friedrich Otte bekannt gewordener Dichter, wurde am 4. März 1819 zu Mülhausen im Elsaß als Sohn eines Kaufmanns geboren. Durch Privatlehrer vorgebildet, besuchte er das Collegium seiner Vaterstadt und in den Jahren 1830—36 mehrere Erziehungsanstalten in der deutschen und französischen Schweiz. Ganz besonders wohl fühlte er sich in der Anstalt des tüchtigen Pestalozzianers Lippe auf dem Schlosse Lenzburg im Aargau, wo er eine durchaus deutsche Bildung erhielt und Gelegenheit hatte, mit verschiedenen Meisterwerken deutscher Dichtung bekannt zu werden. Die alten, geschichtlich berühmten Burgen, die ihn, der selbst ein restaurirtes Ritterschloß bewohnte, überall umgaben, weckten frühe in ihm die Lust an Ritter- und Heldenpoesie, und so entstanden schon damals viele seiner Balladen, Romanzen und Legenden, die er später in seinen „Schweizersagen“ (1840. Neue Sammlung 1842) sammelte. Nach einer Reise durch Süddeutschland, auf der er Uhland und Schwab kennen lernte, kehrte er 1836 in seine Vaterstadt zurück und widmete sich hier geschäftlicher Thätigkeit, blieb aber daneben seinem Studium der deutschen Sprache und Litteratur getreu. Mit August Stöber gab er 1843—48 die „Elsässischen Neujahrsblätter“ (VI, Basel) heraus und redigirte von 1856—66 das „Elsässische Samstagsblatt“ (IX, Mülhausen), das vor dem letzten deutsch-französischen Kriege das einzige deutsche Organ im Elsaß war, in welchem für Aufrechterhaltung deutscher Sprache und Gesinnung und gegen das Vordringen des Franzosenthums beharrlich angekämpft wurde. Zwischendurch trat er auch mit seinem Liederkranz „Badenweiler“ (2. Aufl. 1843), mit seinen „Gedichten“ (1845) und mit einer neuen Auswahl seiner Gedichte „Aus dem Elsaß“ (1862) hervor. Sein plötzlicher Tod — er verunglückte in der Nacht vom 21. auf den 22. October 1872 im Bassin des Canals zu Mülhausen — erregte in seinem engeren Heimathlande allgemeines und schmerzliches Bedauern.

Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, 3. Bd., S. 326. — Jahrbuch für Geschichte und Litteratur Elsaß-Lothringens, 3. Jahrg. 1887, S. 19.

Franz Brümmer.

Zetzsche: Friedrich Andreas Z., Forstmann; geboren am 9. Mai 1821 in Meiningen, † am 14. Juli 1899 daselbst in dem hohen Alter von 78 Jahren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er 1837 die Forstakademie zu Dreißigacker, an welcher er namentlich den naturwissenschaftlichen Fächern mit regem Eifer und unermüdlichem Fleiße sich hingab. 1843 bestand er das Hauptexamen mit der Note „ausgezeichnet“; in seinem Zeugniß ist ausdrücklich bemerkt, daß dasselbe „einem ordentlichen Lehrbrief der Jägerei gleich geltend sei“.

Seine Beamtenlaufbahn im herzogl. meiningenschen Staatsdienst gestaltete sich, wie folgt. Von 1851—1858 war er in der Oberförsterei Sachsendorf und im Reviertheil Rauenstein der Oberförsterei Theuern als Forstgehülfe thätig. Durch Rescript vom 3. Mai 1858 wurde er dem neu errichteten Forsttaxationsbureau zugetheilt und am 27. März 1860 zu dessen interimistischem Vorstand ernannt. Hier war er ganz an seinem Platze, da er für das Forsteinrichtungswesen und die hiermit zusammenhängenden Arbeiten eine ganz besondere Befähigung und daher Vorliebe besaß. Nachdem er am 14. Januar 1861 die zweite forstliche Prüfung mit der Note I bestanden hatte, wurde ihm durch Erlaß vom 13. April 1861 die Leitung des Forsttaxationsbureaus definitiv übertragen und zugleich der Titel „Forsttaxationscommissar“ verliehen. In erster Linie handelte es sich in diesem Ressort um Ausarbeitung eines Entwurfes und um möglichst rasche Durchführung eines Eintheilungsnetzes für die Staatsforste, um der bevorstehenden Landesvermessung eine Grundlage zu liefern. Als Gesichtspunkt bei dieser Arbeit wurde festgehalten, der Verbindung von Wegenetz und Wirthschaftsnetz nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, was deshalb besonders hervorgehoben zu werden verdient, weil damals (1862) von diesem — jetzt wohl allgemein als richtig erkannten und daher durchgeführten — Princip kaum die Rede war. Nach Beendigung der Landesvermessung wurde die Forsteinrichtung unter Zetzsche's Leitung mit Hülfe eines vorzüglich geschulten Personals im ganzen Lande in mustergültiger Weise durchgeführt. Diese hervorragende Arbeitsleistung gab Veranlassung zu seiner Berufung in das Staatsministerium, und zwar zunächst als Hülfsarbeiter mit dem Titel „Forstrath“ (26. August 1875). Die Stelle als Vorstand des Taxationsbureaus behielt er aber daneben bis zum 20. September 1890 bei. Bereits am 10. November 1877 erfolgte seine Beförderung zum vortragenden Rath mit dem Titel „Regierungs- und Forstrath“. Am 2. April 1885 wurde ihm das Prädicat „Regierungs- und Oberforstrath“ verliehen, und bei seiner Versetzung in den Ruhestand am 16. August 1892 erhielt er den Charakter „Geheimer Oberforstrath“.

Auch als Mitglied der höchsten Behörde leistete er seinem Heimathlande durch reformirende Thätigkeit, durch Anbahnung und Durchführung von Verbesserungen auf allen Gebieten der Forstverwaltung ausgezeichnete Dienste, was der trauernden Wittwe bei Gelegenheit seiner Beerdigung von dem Finanzminister Ziller zu erkennen gegeben wurde.

Neben den Forsteinrichtungsarbeiten und den zahlreichen Dienstgeschäften, welche Z. während seiner Stellung im Staatsministerium zu erledigen hatte, fand er aber bei seinem wissenschaftlichen Sinn und seiner unermüdlichen Arbeitskraft doch noch Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen auf zwei forstlichen Gebieten (Waldbau und Holzmeßkunst). Die bezüglichen Leistungen, welche Zeugniß von trefflicher Beobachtungsgabe und scharfem Denken ablegen, sind so bedeutungsvoll, daß sie allein genügt haben würden, die Aufnahme seiner Biographie in dieses Sammelwerk zu rechtfertigen, auch wenn er seinem

Heimathland, dem Herzogthum Meiningen, während eines halben Jahrhunderts nicht so vortreffliche Dienste geleistet hätte, als es thatsächlich der Fall war. Die Resultate seiner Forschungen beziehen sich auf den Einfluß des Unterbaues der Fichte in Kiefernbeständen und auf die Erfindung eines neuen, höchst sinnreichen Verfahrens der Absteckung von Probeflächen zum Zwecke der Bestandsmassenaufnahme. Die Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse in der forstlichen Tageslitteratur erfolgte — abgesehen von einem kleinen Aufsatz „Zur Frage des Bodenschutzholzes“ (Forstliche Blätter, N. F. 1884, S. 173), welchen er selbst schrieb — durch seinen treuen Mitarbeiter im Forsteinrichtungswesen und begeisterten Anhänger, den (1894 leider verstorbenen) Oberförster, später Forstcommissar und Forstmeister L. Schmidt zu Meiningen. Die betreffenden Abhandlungen sind: „Ueber Bodenschutzholz und Unkrautdecke in ihren Beziehungen zu Bodenfeuchtigkeit und Bestandeszuwachs“ (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, Jahrgang 1890, S. 269—277 u. S. 305—313); ferner das „Kreisprobeflächen-Aufnahmeverfahren“ des Herrn Oberforstrath Zetzsche (daselbst, Jahrgang 1891, S. 73—76).

Die erste mündliche Mittheilung über den Einfluß des Unterbaues von Fichten in Kiefernbeständen machte Z. selbst im J. 1881 bei der XVIII. Versammlung Thüringer Forstwirthe zu Meiningen am 26. und 27. September 1881 (s. den betr. Bericht von 1882, S. 45—51).

Als Resultat der auf fünfjährigen vergleichenden und zahlenmäßig nachgewiesenen Beobachtungen, welche später im Auftrag von Z. von dem Oberförster Schmidt noch fünf weitere Jahre fortgesetzt wurden, ergab sich in vier unbedingt vergleichsfähigen Kiefernbeständen, in welchen je zwei unmittelbar an einandergrenzende Bestandesstücke von ganz gleicher Beschaffenheit zur Hälfte mit Fichten unterbaut wurden, während die andere Hälfte ohne Unterbau blieb, durchweg eine negative Bedeutung des Fichten-Bodenschutzholzes und die Thatsache eines geringeren Feuchtigkeitsgehalts des Bodens auf den unterbauten Flächen wegen beschleunigter Verdunstung durch den Unterwuchs. Es konnte nicht fehlen, daß diese auffallende — weil im Gegensatz zu den diesfallsigen Erfahrungen der meisten Forstmänner über den Einfluß des Unterbaues auf Boden und Bestand überhaupt stehende — Mittheilung eine lebhafte Polemik in den forstlichen Kreisen zur Folge hatte. Das nähere Eingehen hierauf an dieser Stelle erscheint — schon wegen Raummangels — nicht am Orte; jedoch sollen wenigstens die wichtigsten Kundgebungen über diese Frage angegeben werden. Als entschiedene Gegner des Unterbaues, mithin ganz im Sinne von Z., sind hauptsächlich aufgetreten: Borggreve (Forstliche Blätter N. F. 1883, S. 41), König (daselbst, 1884, S. 195; 1887, S. 176), Rauhhut und Witte, sowie v. Varendorff (daselbst, 1884, S. 234) u. A. Empfohlen wurde hingegen der Unterbau auf geeigneten Bodenverhältnissen (besseren Böden) und insbesondere mit Buche und Tanne wegen Steigerung des Gesammtzuwachses oder Hebung der Qualität oder Lieferung größerer Gelderträge oder endlich wegen besserer Erhaltung der Bodenkraft (insbesondere Bodenfrische) von Schott v. Schottenstein (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1882, S. 408; 1883, S. 1; 1886, S. 346; 1888, S. 203 und Forstliche Blätter N. F. 1883, S. 145), Kraft (Beiträge zur Lehre von den Durchforstungen, Schlagstellungen und Lichtungshieben, 1884), Runnebaum (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1885, S. 156), Robert Hartig (an verschiedenen Stellen seiner Werke und Abhandlungen), Cusig (in der 44. Generalversammlung des Schlesischen Forstvereins zu Trachenberg, 1886), Judeich (ebendaselbst), Kast (Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1889, S. 51, 102 und 150) u. A.

Im Anschluß hieran erscheint die Bemerkung nicht überflüssig, daß Z. auf Grund seiner Versuche lediglich den Unterbau der Fichte in Kiefernbeständen als für die Massenproduction und den absoluten Zuwachs nachtheilig gefunden hat. Es darf daher hieraus nicht der Schluß gezogen werden, daß er den Unterbau überhaupt ev. mit anderen Schattenholzarten (Buche, Hainbuche, Tanne) unter Lichthölzern (Kiefer, Eiche) verwirft. Ungünstige Erfahrungen mit dem Fichtenunterbau in Kiefern- und Eichenbeständen sind auch anderwärts gemacht worden, weil die Fichte, sobald sie in Schluß gekommen, den Boden gegen den Luftzutritt verschließt, durch den Bau ihrer Wurzeln in der obersten Region drainirt und die meteorischen Niederschläge für sich verbraucht. Jedenfalls gebührt aber Z. in dieser Frage die Priorität und das Verdienst, zu weiteren Untersuchungen über die Wirkung des Unterbaues je nach Oertlichkeiten (Boden, Lage, Holzart, Holzalter ꝛc.) erfolgreich angeregt zu haben.

Auf den Gedanken, an Stelle der gebräuchlichen rechteckigen Probeflächen bei der Bestands-Massenaufnahme vielmehr Kreisprobeflächen, und zwar in größerer Zahl an verschiedenen Stellen, zu wählen, wurde Z. durch die mit dem seitherigen Verfahren verknüpften Uebelstände (Schwierigkeit der Auswahl einer den wahren Durchschnittscharakter des Bestandes repräsentirenden Probefläche, zumal in unregelmäßigen Beständen, großer Zeitaufwand ꝛc.) geführt. Sein sinnreiches Verfahren erfordert nur einen geringen Zeitaufwand, ist mühelos auszuführen und liefert — nach den in den meiningenschen Forsten angestellten größeren Versuchen — bei verständnißvoller Handhabung überraschend günstige Ergebnisse. Die Abweichungen von der Auszählung des ganzen Bestands, bei der die Durchmesser sämmtlicher Stämme gemessen werden, betrug in der Regel nur wenige Procente (2,5 bis 4,5); in manchen Fällen ergab sich sogar nahezu vollständige Uebereinstimmung. Man kann nur wünschen, daß diese in der meiningenschen Forstverwaltung eingeführte neue Methode auch anderwärts immer mehr in die Praxis sich einbürgere. In allen Fällen, wo es auf rasche und möglichst wohlfeile Ermittlung der Bestandsmassen ankommt, dürfte das Verfahren ganz besonders angezeigt erscheinen.

Im persönlichen Verkehr hat sich Z. stets als ehrenhafte, dabei liebenswürdige, harmonische und milde Natur erwiesen; er erfreute sich daher großer Beliebtheit.

H. Stoetzer, Nekrolog (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1899, S. 358). — Notiz, das Ableben betreffend (Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1900, S. 63). — Mittheilung des Herzogl. Meiningen'schen Staatsministeriums, Abtheilung der Finanzen. R. Heß.

Ziegler: Alexander Z., großherzoglich sachsen-weimarischer Hofrath, Weltreisender und Reiseschriftsteller, geboren am 20. Januar 1822 in Ruhla bei Eisenach, † am 8. April 1887 in Wiesbaden. Er war der Sohn einer sehr wohlhabenden Fabrikantenfamilie, empfing seine erste Bildung in der berühmten Salzmann'schen Erziehungsanstalt in Schnepfenthal und auf dem Gymnasium in Eisenach und studirte dann von 1839—41 in Jena Staatswissenschaft und Cameralia. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er sich jedoch nun der Industrie widmen und begab sich deshalb nach Nürnberg und München, um die Bierbrauerei praktisch und theoretisch zu erlernen. Er gab sich auch mit Eifer dieser Aufgabe hin, konnte ihr aber auf die Dauer nicht das nöthige Interesse abgewinnen und übernahm daher keine Brauerei, sondern legte die gewonnenen Kenntnisse später in einem „Taschenbuch der bayerischen Bierbrauerei“ (Leipzig 1853) nieder. Da er das Verlangen in sich trug,

zunächst die Welt kennen zu lernen, und seine Vermögensverhältnisse ihm die Erfüllung dieses Wunsches gestatteten, so bereiste er in den Jahren 1846 und 1847 Nordamerika und Westindien. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Dresden und schilderte nun seine Reiseerlebnisse in einem zweibändigen Werke, das 1848 in Dresden erschien. Weitere Früchte der Reise waren sodann die Bücher „Republikanische Licht- und Schattenseiten“ (Dresden 1848) und „Der deutsche Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika“ (Leipzig 1849). Im J. 1850 bereiste Z. dann Spanien und Marokko und veröffentlichte darüber: „Reise in Spanien. Mit Berücksichtigung der national-ökonomischen Interessen“ (Leipzig 1852, 2 Bde.). Im Auftrage der Weber'schen Buchhandlung in Leipzig schrieb er sodann 1853: „Der Geleitsmann. Katechismus für Auswanderer nach Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, Australien, Algerien ꝛc.“ Eine Reise, die Z. 1854 nach Aegypten und Palästina unternahm, zeitigte das zweibändige Werk: „Meine Reise im Orient“ (Leipzig 1855). Nach kurzem Aufenthalte in der Heimath durchstreifte Z. 1856 Schweden, Norwegen, Lappland und Finnland und wohnte der Krönung Alexander's II. in Moskau bei. Am 18. November 1857 promovirte er in Jena und trat kurz darauf eine Reise nach England, Schottland, den Orkney- und Shetland-Inseln an. Die Schilderung jener und der vorigen Fahrt erschien 1860 in 2 Bänden in Leipzig unter dem Titel: „Meine Reise im Norden.“ Kurz zuvor hatte Z. auch eine geographisch-geschichtliche Studie veröffentlicht: „Martin Behaim aus Nürnberg, der geistige Entdecker Amerikas“ (Dresden 1859), der 1861 eine zweite folgte: „Die Reise des Pytheas nach Thule.“

Mittlerweile war durch Major Serre der Gedanke der Schillerlotterie angeregt worden, den Z. mit Eifer aufgriff und in dessen Dienst er sich ganz stellte. Er wurde infolge dessen in den Hauptvorstand gewählt und schrieb nun ein Werkchen: „Deutsche Nationalunternehmungen“, das in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Ferner verfaßte er verschiedene Flugschriften im Interesse jener Lotterie und gab auch 1864 eine Geschichte derselben heraus. Daneben veröffentlichte er noch 1862: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes. Eine Bergwanderung“ (Dresden 1862) und eine volkswirthschaftliche Studie: „Die direkte Besteuerung des Spiritus“ (Dresden 1863). Als im Beginn der sechziger Jahre die Erforschung Afrikas actuell wurde, fühlte sich auch Z. davon angeregt und verfaßte ein Buch: „Die deutschen Erforschungs-Expeditionen nach Inner-Afrika“, das 1865 bereits in siebenter Auflage erschien. Im J. 1867 aber griff Z. selbst nochmals zum Wanderstabe und bereiste Spanien zum zweiten Male und sodann die Republik Andorra und Frankreich. Das folgende Jahr verbrachte er zum größten Theile in Italien, und 1869 fand er sich zur Eröffnung des Suez-Canals ein. Er verlegte sodann seinen Wohnsitz von Dresden wieder nach seinem Heimathsorte Ruhla, wo er während des deutsch-französischen Krieges eine aufopfernde Thätigkeit für die im Felde stehenden und die verwundeten Krieger entfaltete, so daß ihm später die für solche Verdienste gestiftete Medaille verliehen wurde. Nach dem Kriege erfaßte ihn jedoch wieder die Wanderlust und nun durchstreifte er Thüringen nach allen Enden. Um dort das Reisen zu erleichtern, hatte er schon früher gemeinsam mit dem späteren Kirchenrath Heinrich Schwerdt ein „Reisehandbuch für Thüringen“ verfaßt, das 1871 in zweiter und seitdem noch in verschiedenen Auflagen erschienen ist, und sich bis heute großer Beliebtheit erfreut. Von weiteren Schriften Ziegler's sind alsdann noch zu nennen: „Regiomontanus, ein Vorläufer des Columbus“ und „Regiomontanus und der Nürnberger Seefahrer Martin Behaim“.

Mit großer Liebe hing Z. an seiner Heimath Ruhla, und ihr galt fortan fast seine ganze Thätigkeit: er verherrlichte sie in zahlreichen Schriften und stellte über ihre Geschichte und ihre Industrie eingehende Forschungen an. So schrieb er: „Das Thüringerwalddorf Ruhla und seine Umgebung“; „Die Auswanderung der Thüringischen (Ruhlaer) Messerschmiede nach Preußen unter Friedrich dem Großen“; „Zur Chronik von Ruhla und nächster Umgebung“; „Zur Geschichte des Meerschaums und der betreffenden Industrie zu Ruhla in Thüringen“; „Zur Geschichte der geographischen Verbreitung der Tabakspfeifen mit besonderer Berücksichtigung der betreffenden Industrie zu Ruhla“. Doch nicht nur durch Schriften, sondern auch durch Thaten suchte er zu wirken. Auf einem der schönsten Aussichtspunkte in der Umgebung Ruhlas ließ er einen hohen Thurm erbauen, dem er zu Ehren des Großherzogs von Weimar den Namen Carl Alexander-Thurm gab. Nach anderen Aussichtspunkten ließ er Wegweiser anbringen. Um Ruhla an das Eisenbahnnetz anzuschließen, gründete er ein Comité, welches sich diese Aufgabe stellte und dieselbe auch löste. In einem Haine bei Ruhla schuf er eine Gedächtnißstätte für alle Ruhlaer, die sich in der Welt besonders ausgezeichnet hatten, indem er ihre Büsten dort aufstellen ließ. Um die Bildung zu fördern, gründete er verschiedene Vereine und stattete die Schulen des Ortes und der Umgegend mit Bibliotheken aus. Die Kirche des weimarischen Theiles von Ruhla verschönerte er, und für arme alte Einwohner rief er eine Ziegler-Stiftung ins Leben.

Besonders befreundet war er außer mit dem schon genannten Kirchenrath Schwerdt mit dem Thüringer Dichter und Schriftsteller Ludwig Storch, dem er, als er an seinem Lebensabend in mißliche Verhältnisse gerieth, mancherlei Unterstützungen zu Theil werden ließ. Nach Storch's Tode war es auch Z., der seinen poetischen Nachlaß herausgab.

Für seine schriftstellerische, wie auch für seine gemeinnützige Thätigkeit wurden Z. zahlreiche Ehrungen zu Theil. Der Großherzog von Weimar verlieh ihm 1861 den Titel Hofrath, 1867 das Ritterkreuz I. Classe des Ordens vom Weißen Falken, der König von Preußen zeichnete ihn durch den Kronenorden III. Classe aus. Zahlreiche Vereine ernannten Z. zum Ehrenmitglied, verschiedene Orte zum Ehrenbürger.

Als Mensch war Z. von großer Liebenswürdigkeit, aber auch — eine leichtverzeihliche menschliche Schwäche — von außerordentlicher Eitelkeit. In seiner Heimath erfreute er sich der allgemeinsten Verehrung. Er starb unverheirathet. Seinem Wunsche gemäß ward seine Leiche in seiner geliebten „Ruhl“ beerdigt.

Nach Aufzeichnungen aus Ziegler's Nachlaß. M. Berbig.

Zöllner: Johann Friedrich Z., preußischer Oberconsistorialrath und Propst an der St. Nikolaikirche zu Berlin, wurde am 24. April 1753 zu Neudamm in der Neumark als Sohn eines königlichen Försters geboren. Waren auch die häuslichen Verhältnisse schlicht und einfach, so machte es der Vater doch möglich, ihm einen Informator zu halten. Die Wahl war keine glückliche; die pietistische Denkungsart und die mechanische Lehrweise waren dem munteren und aufgeweckten Knaben zuwider. In dem Rector der Stadtschule, dem späteren Inspector Gossow, erhielt er einen besseren und würdigeren Lehrer, der nicht nur sein Wissen bereicherte, sondern auch sein Denken und Wollen national beeinflußte und ihn in dem Enthusiasmus für Friedrich den Großen, den sein Vater in ihm entfacht hatte, bestärkte. Z. besuchte zur weiteren Vorbildung noch die Oberschule in Frankfurt a. O. und bezog wohl vorbereitet 1770 die Universität daselbst, um Theologie und Philosophie zu

studiren. Der Professor Töllner, der stets den aufstrebenden Geistern ein wahrer Freund und Berather war, förderte auch sein Studium. Aus dem geliebten Lehrer wurde bald ein väterlicher Freund, und Z. hat ihm die empfangenen Wohlthaten durch Fürsorge für seinen kranken und schwächlichen Sohn redlich vergolten. Nach vollendetem Studium leitete er die Ausbildung der Barone v. Kottwitz, machte mit ihnen Reisen durch Deutschland und dachte daran, selbst die akademische Lehrthätigkeit aufzunehmen. Der Drang, sich weiter auszubilden, führte ihn nach Berlin und bewog ihn, von dem Plan Abstand zu nehmen. Durch den Minister v. Zedlitz erhielt er die Stelle eines Predigers an der Charité und bald darauf das Diakonat an der Marienkirche. 1788 ernannte ihn der König zum Propst an der St. Nikolaikirche und zum Oberconsistorialrath. War er auch so von dem ursprünglichen Vorsatz, sich dem Lehrfach zu widmen, abgekommen, so boten ihm doch seine neuen Aemter reichlich Gelegenheit, auf dem Gebiet des Schulwesens thätig zu sein. 1786 beauftragte ihn Friedrich Wilhelm II., ihm über das in Westdeutschland blühende Industrieschulwesen Bericht zu erstatten, und 1793 veranlaßte er ihn, zu dem gleichen Zweck eine Reise nach Hamburg zu unternehmen. Der Auftrag hing mit der geplanten Reform des Garnisonschulwesens zusammen; das Ergebniß der Reisen ist nicht bekannt geworden. Im Verein mit den Oberconsistorialräthen Spalding, Teller, Büsching, Sack und Gedike bekämpfte er die Maßnahmen des Ministers v. Wöllner und bewies in seinen Berichten an das geistliche Departement, wie diese zur Verdummung und Heuchelei führen müßten. Der Haß des allmächtigen Ministers war wirkungslos, da der König Z. hoch schätzte und bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Der Minister v. Massow berief ihn an Stelle Meierotto's 1800 in das Oberschulcollegium. Hier bearbeitete er das Schulwesen in den östlichen Provinzen und begleitete 1802 den Minister auf seinen Informationsreisen nach Ost-, West- und Neuostpreußen. Nach dem Tode Gedike's wurde Z. der geistige Leiter dieser Behörde. Doch die Arbeitslast brach die Arbeitskraft; der Tod setzte am 12. September 1804 seinem reich gesegneten Leben das Ziel.

Obgleich Z. als Prediger beliebt, als Seelsorger gesucht und als Theologe geschätzt war, liegt doch seine Bedeutung nicht auf diesem Gebiet, sondern auf dem der Schule und der Volksbildung, für die er durch Wort und Schrift, durch Amt und Beruf bis an sein Lebensende höchst segensreich gewirkt hat. In seinem „Lesebuch für alle Stände“, Berlin 1782—1804, 10 Bände, bietet er populäre Aufsätze aus allen Wissensgebieten. Besonders anziehend sind seine Schilderungen über Helgoland, auf das ihn sein junger Freund Alexander v. Humboldt aufmerksam gemacht, und das er gelegentlich seines Aufenthalts in Hamburg 1793 besuchte. Im Jahre 1784 erschienen seine „Wöchentlichen Unterhaltungen des Wissens über die Erde und ihre Bewohner“. Es sind Abhandlungen aus den Gebieten der Naturbeschreibung, Physik, Chemie und der mathematischen Geographie, die in gemeinverständlicher Form den Lesern geboten werden, und Aufsätze über das Seelenleben des Menschen, wie Gedächtniß, Phantasie, Vernunft, Charakter u. s. w., auch durch sie trat er in den Dienst der allgemeinen Volksbildung. Sein Werk über „Spekulative Philosophie“ will der Verbreitung der „Kant'schen Sätze und Ideen“ dienen. Von culturhistorischem Werth sind seine Werke „Reise nach Pommern und Rügen“ und „Reise nach Schlesien, Glatz, Galizien und Polen“. Das bedeutendste Werk Zöllner's ist das „Ueber Nationalerziehung“, Berlin 1804. Das Werk sollte zwei Theile umfassen, doch ist nur der erste, der theoretische, erschienen; an der Herausgabe des zweiten, des praktischen, hat ihn sein Tod gehindert. Er gibt zunächst den Begriff der Erziehung: „Erziehung ist fort-

gesetzte, absichtliche Mitwirkung, den Menschen im jugendlichen Alter vorzubereiten, daß er das werde, was er in seinen reiferen Jahren sein soll" — ihre Mittel: „Belehrung, Beispiel und Uebung" — und ihr Ziel: „vernünftige, sittliche und glückliche Menschen zu bilden" — und weist die Bedeutung der einzelnen Unterrichtsfächer für sie nach. Bemerkenswerth ist, daß er in diesen Ausführungen Stellung zu den Pädagogen Olivier und Pestalozzi nimmt. Er theilt nicht die Begeisterung, die man für sie allgemein hegt. Die Methode des ersteren hält er für „unzweckmäßig" und die Lehrart des letzteren nicht für geeignet, „die Jugend so zu bilden, wie sie nach richtigen Erziehungsgrundsätzen gebildet werden muß." Die spezielle Nationalerziehung kann nur durch Pflege der Muttersprache, durch Erzeugung richtiger Grundsätze und Ideen und durch Erweckung der Vaterlandsliebe geschehen. Daher sind methodisch gebildete Lehrer anzustellen und die Glieder der Schulgemeinde zur Mitarbeit (Schulcommissionen) heranzuziehen. Allen Unterrichtsveranstaltungen muß die Volksschule als Grundlage dienen, in der Reiche und Arme, Beamte, Kaufleute und Gelehrte ihre erste Bildung empfangen. Von ihr zweigen sich die Fachschulen für Handwerker, Beamte, Officiere u. s. w. ab; für Kinder mit organischen Fehlern, Taubstumme, Blinde, müssen individuelle Schulen errichtet werden. Nur durch einen solchen organischen Zusammenhang des Schulwesens kann der Staat das erreichen, was zu seiner Existenz unbedingt nothwendig ist: „seine Bewohner national zu erziehen".

Charakteristik einiger jetzt lebender Preußischen Geistlichen. Germanien 1796. — Biester, Gedächtnißrede auf Zöllner. Vorgelesen am 24. Januar 1805 in der Akademie der Wissenschaften. — Acten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin „Die Landgnadenschulen in der Churmark und in Pommern".

Friedrich Wienecke.

Zuckermann: Benedict Z., Dr., Mathematiker, geboren am 9. October 1818 in Breslau, † am 17. December 1891 daselbst, entstammt einer alten, angesehenen Familie. Seine Ahnen, die dem kaufmännischen Berufe oblagen, widmeten ihre freie Zeit rabbinischen Studien und errichteten zu diesem Zwecke in eigenem Hause eine Bet- und Studirstube, in der Z. mit Pietät den Gottesdienst geübt und die er täglich früh und Abends besucht hat. Z. erhielt privaten Unterricht in Gymnasialfächern und bezog dann die Universitäten Breslau, Berlin, um Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften zu studiren, und wurde in Kiel zum Dr. phil. promovirt. 1854 wurde Z. an das jüdisch-theologische Seminar in Breslau berufen, um in der Gymnasialabtheilung Mathematik zu unterrichten, während er in der Oberabtheilung Vorlesungen über verwandte Disciplinen, besonders über das jüdische Kalenderwesen hielt. 1857 übernahm Z. auch die Verwaltung der reichhaltigen Seminarbibliothek, zu der durch die Büchersammlung des Trienter Bibliophilen Leon Vita Saravel der Grundstock gelegt wurde. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die sich zumeist auf Mathematisches und Kalendarisches im Talmud und in der späteren jüdischen Litteratur erstreckten, sind zumeist in den Jahresberichten des jüdischen Seminars erschienen und zwar: „Ueber Sabbatjahrcyclus und Jobelperiode. Ein Beitrag zur Archaeologie und Chronologie der vor- und nachbiblischen Zeit" (1857); „Das jüdische Maßsystem und seine Beziehungen zum griechischen und römischen" (1867); „Katalog der Seminarbibliothek" (1870, zweite verbesserte Ausgabe, Berlin 1876); „Das Mathematische im Talmud. Beleuchtung und Erläuterung der Talmudstellen mathematischen Inhalts" (1878); „Materialien zur Entwicklung der altjüdischen Zeitrechnung" (1882); „Die astronomische Grundlage der tabellarischen Beilagen zu den jüdischen Kalendern" (1840); „Tabellen zur Berechnung des Eintritts der Nacht für alle Jahre des laufenden Jahrhunderts

und für Orte zwischen dem 47. und 55. nördlichen Breitengrade in Abständen von 10 zu 10 Tagen" (1892); „Anleitung und Tabellen zur Vergleichung jüdischer und christlicher Zeitangaben" (1893 aus seinem Nachlasse herausgegeben von Dr. M. Braun). Seine Bibliothek hat er dem Seminar als „Samuel Benedix Zuckermann'sche Bibliothek" letzwillig überwiesen.

Adolf Brüll.

Zwirner: Ernst Friedrich Z., Architekt wurde am 28. Februar 1802 zu Jakobswalde in Schlesien als Sohn eines Hüttenbeamten des Fürsten von Hohenlohe geboren. Auf dem Gymnasium zu Brieg vorgebildet, besuchte er bis zum Jahre 1821 die Bauschule zu Breslau und setzte seine Studien an der Bauakademie in Berlin fort. Schinkel nahm sich seiner besonders an und beschäftigte ihn seit dem Jahre 1828 bei der Oberbaudeputation. Im Jahre 1829 finden wir ihn bei dem Wiederaufbau des nach Schinkel's Plänen aufgeführten Rathhauses in Colberg thätig, dann bis zum Jahre 1833 in seiner früheren Stellung in Berlin. Im Mai desselben Jahres siedelte er nach Köln a. Rh. über, um an Stelle des verstorbenen Bauinspectors Ahlert seit dem 14. August als königlicher Bauinspector die Leitung der Domarbeiten zu übernehmen. Sein Werk war die Organisation der Bauhütte, die bildnerische Ausschmückung des Domes, die Wiederherstellung des Chores und die Aufstellung eines Kostenanschlages über die Vollendung des ganzen Auf- und Ausbaues des Domes. Sein Project, für das er durch seine Schrift: „Vergangenheit und Zukunft des Cölner Dombaues" (Köln und Aachen 1842) eintrat, fand die Billigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der einen jährlichen Zuschuß von 50000 Thaler bewilligte. Nachdem schon am 4. September 1842 der Grundstein zum Südportal gelegt worden war, konnte am 14. August 1848, dem sechshundertsten Jahrestage der ersten Grundsteinlegung, das bereits bis zur Höhe der Einwölbung aufgeführte Längsschiff eingeweiht werden. Z., der in dem „Cölner Dombaublatte" (1842—1854) regelmäßig über die Fortschritte des Baues Bericht erstattet hatte, erlebte noch die Bedachung des ganzen Domes und die Vollendung des Thürmchens über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes (15. October 1860). Nur der Ausbau der riesigen Thürme blieb seinen Nachfolgern vorbehalten. Seit dem 9. Mai 1842 zum Regierungs- und Baurath ernannt und am 22. Juli 1853 zum Geheimen Regierungs- und Baurath befördert, erhielt Z. alle erdenklichen Orden und Auszeichnungen. Trotz seiner angestrengten Thätigkeit am Dombau fand er noch Zeit zu anderweitigen Arbeiten. Er wurde der Erbauer der Apollinariskirche in Remagen (1839) (vgl. darüber das Cottasche Kunstblatt vom 31. Januar 1843, S. 34) und des Schlosses des Grafen Fürstenberg in Herringen, er leitete den Wiederaufbau des Schlosses Argenfels am Rhein und den Bau des Schlosses Moyland bei Cleve und führte den neuen Chor der Schweriner Schloßkirche im gothischen Stile durch. Sein letztes Werk war die Synagoge zu Köln a. Rh. Aber auch für die Kirchen zu Elberfeld und zu Mühlheim a. Rh. und zahlreiche kleinere Kirchen- und Privatbauten im Rheinland nahm man seinen Rath in Anspruch. Auf seinen Einfluß war es zurückzuführen, daß nicht Semper, sondern dem Engländer Geo. Gilbert Scott die Ausführung der Nikolaikirche in Hamburg übertragen wurde. Sein Fleiß war so groß, daß seine Freunde ernstlich behaupteten, er habe sich zu Tode gearbeitet. Er starb am 22. September 1861 und wurde auf dem Friedhofe zu Melaten in einer eigenen Grabstätte auf Kosten der Stadt Cöln beigesetzt. Seinen Zeitgenossen und insbesondere seinen Cölner Mitbürgern erschien er, wenn auch nicht ohne Ausnahme, die namentlich von August Reichensperger und seinem Anhang repräsentirt wurde, als ein Meister seiner Kunst, der sich

selbst im Dom ein großartiges Denkmal gesetzt hätte. Die Gegenwart, die sich in allen Restaurationsfragen ziemlich skeptisch verhält, schätzt seine Verdienste geringer ein und wirft ihm sogar vor, daß er die Gothik habe besser verstehen wollen wie die alten Meister und ihre Formen durch willkürlich verbesserte ersetzt habe.

Kunstblatt 1843, Nr. 9, S. 40; Nr. 26, S. 115; Nr. 64, S. 266; Nr. 83, S. 344. 1841, Nr. 80, S. 336. 1842, Nr. 2, S. 7; Nr. 21 S. 81; Nr. 72, S. 287. 1844, Nr. 35, S. 145; Nr. 54, S. 228; Nr. 56, S. 239 fg; Nr. 95, S. 399; Nr. 105, S. 439. — Allgemeine Zeitung Augsburg 1861, Nr. 271, S. 4411 und Nr. 274, S. 4469—4470. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. 22. Bd., München 1852, S. 360—362. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1848, Bd. 11, S. 224. — 1853, Bd. 21, S. 261. — 1880, Bd. 75, S. 273 und 274. — Ernst Förster, Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1860, 5. Theil, S. 414/415. — A. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Berlin 1857, S. 263 und 268. — Leonhard Ennen, Der Dom zu Cöln. Cöln und Neuß, S. 81 fg, — August Reichensperger, Zur neueren Geschichte des Dombaus in Cöln. Cöln 1881, S. 6 und 43 u. a. a. O. — Frz. Theod. Helmcken, Der Dom zu Koeln. Cöln 1894, S. 27, 28 und 58. — Cöln und seine Bauten. Festschrift. Cöln 1888, S. 197. — G. Ebe, Der deutsche Cicerone. Architektur 1, 2. Leipzig 1897—1898 (Register). — Cornelius Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1899, S. 264, 445 und 472.

H. A. Lier.

Albrecht*): Daniel Ludwig A., geboren am 7. Juni 1765 zu Berlin, erhielt seine erste Ausbildung durch Privatunterricht und kam 1779 als Alumnus auf das Joachimsthal'sche Gymnasium, nachdem sein Vater als Bauinspector nach Königs-Wusterhausen versetzt war. 1784 bezog er die Universität Halle und studirte dort drei Jahre lang die Rechte. Seine Dienstlaufbahn begann mit einer Auscultatorstelle bei dem Stadtgerichte zu Berlin am 1. September 1787. Den Wünschen und Ansichten seines Vaters nachgebend, war A. bereits entschlossen, nach bestandener zweiter Prüfung sich um die Stellung eines Unterrichters zu bewerben und auf die große juristische Laufbahn zu verzichten, als die ungewöhnliche Auszeichnung, die einer von ihm verfaßten Relation in einem Criminalprocesse zu Theil wurde, die Ansichten des Vaters umstimmte und dieser nun selbst in den Sohn drang, der höheren Laufbahn nicht zu entsagen. So wurde er 1793 nach bestandener dritter Prüfung als Hofgerichtsrath in Bromberg angestellt, 1794 in commissarischen Geschäften nach Thorn gesandt, und 1797 zum Rath bei dem Justizcollegium zu Thorn, nach damaliger Bezeichnung „Regierung“, ernannt. Diese Thorner Jahre vermittelten die Bekanntschaft mit dem späteren Kanzler von Preußen, Karl Wilhelm v. Schrötter, der seit 1794 den Posten eines Chefpräsidenten der westpreußischen Regierung zu Marienwerder bekleidete. Schon 1798 erfolgte Albrecht's Abberufung als Kammergerichtsrath nach Berlin; er trat hier in besonders nahe Beziehungen zu Beyme, unter dessen

*) Zu Bd. XLV, S. 742.

Leitung er sich in den neuen Dienst einarbeitete. Während der Verhandlungen über die neue Criminalordnung, deren Entwurf der König am 12. Mai 1803 genehmigt hatte und die am 13. März 1806 veröffentlicht wurde, lag es ihm ob, neben dem Geh. Oberjustizrath Schröner dem Großkanzler Goldbeck Vortrag über den Verlauf der Commissionssitzungen zu halten; und diese seine Thätigkeit war wohl der Anlaß, daß er 1804 als vortragender Rath in das Justizministerium berufen wurde. So gelangte A. 1807 nach Königsberg und wurde nach Auflösung der alten Behörden Mitglied der Friedensvollziehungscommission, die die dem Königreiche verbliebenen Provinzen nach dem Frieden von Tilsit in die neue Ordnung der Dinge hinüberleitete. Die Beziehungen zu dem am 14. November 1806 ernannten interimistischen Justizminister Freiherrn v. Schroetter erneuerten sich, da A. in der ihm unterstellten Immediatcommission die Criminalsachen besorgte. Noch im J. 1808 begannen seine Dienste in dem am 1. Juni neu begründeten Cabinet. Den Vortrag der Rechtssachen hatte zunächst der Geheime Finanzrath Sack; nach dessen Abreise brachte Stein (Conc. eigenhändig) am 9. November A. zur interimistischen Verwaltung dieses Geschäftes in Vorschlag, „einen unterrichteten, verständigen, bescheidenen Mann“. Die Eingabe erhielt schon am 11. November die königliche Genehmigung mit dem Bemerken, daß die Vorträge Mittwochs und Sonnabends stattfinden sollten. Diese Arbeit blieb auch in seinen Händen, als am 28. Juni 1809 seine Ernennung zum zweiten Geh. Oberjustizrath im Justizministerium mit einer Besoldung von 2500 Rthlrn. unter rückwirkender Kraft vom 1. April an erfolgte. Der Großkanzler Beyme stellte ihm in seinem Immediatberichte ein glänzendes Zeugniß aus: seine bisher in allen Stellungen bewährte Geschicklichkeit, Gründlichkeit und unermüdliche Thätigkeit würden in ihm dem Könige einen der besten Diener, dem Minister einen sehr nützlichen Gehülfen sichern. Allein zu einer solchen helfenden Arbeit im Justizministerium kam es nicht; A. wurde von diesen Geschäften bald ganz dispensirt und ausschließlich im Civilcabinet des Königs verwandt, dessen Leitung er nach der Verordnung vom 27. October über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden in der preußischen Monarchie am 13. December 1810 definitiv übernahm; er ist der erste Chef des Geheimen Civilcabinets des Königs in modernem Sinne. Das Vertrauen Friedrich Wilhelm's III. hatte ihn in diese Stellung berufen, und er hat sie bis wenige Monate vor seinem Tode, am 27. Mai 1835 behalten, ohne je das Vertrauen seines Herrn einzubüßen.

Der Geschäftsgang wurde folgendermaßen festgestellt: Alle an den König eingehenden Sachen sollten im Cabinet geöffnet werden; der König bestimmte, was er selbst sogleich entscheiden wollte; das übrige wurde in Militär- oder in Hof- und Civilsachen eingetheilt, von denen der Staatskanzler die zuletzt genannten sämmtlich erhielt; er wählte aus, was er selbst dem Könige vorzutragen wünschte, und überwies den Rest theils den Ministern und Departements, theils dem Geh. Cabinetsrath zur Bearbeitung. So kann man die Thätigkeit Albrecht's dahin bestimmen, daß er alle Civilangelegenheiten vortrug, soweit sie nicht der Staatskanzler selbst übernahm oder sie von ihm den Ministern zugewiesen wurden, daß er den geschäftlichen Verkehr zwischen dem Könige und dem Staatskanzler aufrecht erhielt und zwischen beiden vermittelte, daß er schließlich vom Könige zu vertrauten Berichten über bestimmte Sachen aufgefordert wurde. Seine erste Aufgabe war es, den Dienstbetrieb und die Vertheilung der Geschäfte neu zu regeln. An höherem Personal stand ihm nur der Expedient Kriegsrath Dunker zur Seite, der zugleich in den Geschäften der Gesetzgebungs-Section, der Gesetz- und Ober-Examinations-

commission verwandt wurde, an niederem Personal ein Kanzleidirector, ein Registrator, ein Geheimer Secretär und ein Kanzleidiener. Der Standort wechselte je nach dem Aufenthalte des Hoflagers, wofür alle Beamten fixirte Diäten außer ihrem eigentlichen Gehalte bezogen.

Es ist unmöglich, die vielseitige Thätigkeit des Chefs des Civilcabinets im ganzen Umfange zu verfolgen; es mögen einzelne Punkte hervorgehoben werden, die für die Stellung Albrecht's zu den politischen Fragen der nächsten Jahre von Interesse sind. Bis Ende October 1811 hatte Hardenberg in seinen Anträgen immer die Bedenken eines Bündnisses mit Rußland hervorgehoben; sein Memoire vom 2. November stellte die von Frankreich drohende Gefahr in den Vordergrund, daß es das befreundete Land zertrümmern werde, und daß es sein Bestreben sei, Preußen im Zustand der Schwäche zu erhalten. Bei dieser Sachlage forderte der König seinen Geheimen Cabinetsrath zu einem Gutachten auf, das bei allem Schwanken doch den Grundsatz aufzustellen wagte, ein minderwerthiger Staat müsse sich im Kampfe zwischen zwei großen Mächten an die mächtigste, in diesem Falle also an Frankreich anschließen, um so mehr, als die Erfahrung gelehrt habe, daß Rußland ohne Noth die gemeinschaftliche Sache verlassen könne. A. erkannte in dem Feldzuge selbst das Bedenkliche der Lage der Verbündeten sehr bald; schon am 6. September 1812 schrieb er dem Staatskanzler von Teplitz aus, wo der König im Bade weilte, „daß die Lage der Verbündeten, der großen Fortschritte ohnerachtet, nicht die beste sey, und daß Napoleon einen irgends convenablen Frieden gern, noch vor Winters, schließen wird.“ Trotzdem konnte er sich im December, als die Frage an Preußen herantrat, ob es sich von Frankreich absondern solle, nicht zu einem unbedingten Ja entschließen. Seine Denkschrift vom 17. December 1812 machte den Entschluß ganz von der Stellungnahme Oesterreichs abhängig, und neben Ancillon trat er mit allem Eifer dafür ein, zunächst eine enge Verbindung mit dem Kaiserstaate zu suchen. Das Vertrauen des Königs zu seinem Cabinetschef befestigte sich namentlich während der Kriegsjahre 1813/15; es sind zahlreiche Hinweise in den Acten vorhanden, wo er Mißhelligkeiten zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem Staatskanzler beilegte, schwierige Personalangelegenheiten regelte, ohne daß sie den gewöhnlichen Geschäftsgang durchliefen. So nimmt es kein Wunder, daß der König ihn sofort in den am 30. März 1817 begründeten Staatsrath berief und ihn wiederholt in schwierigen Angelegenheiten um sein Gutachten anging. Bei der Frage, ob es rathsam für Preußen sei, auch die mit dem Reiche früher staatsrechtlich nicht verbundenen Provinzen Schlesien mit Glatz und die beiden Lausitzen dem Bunde einzuverleiben, entschied sich A. am 13. März 1818 dahin, daß dies zuerst aus militärischen Gründen zu wünschen wäre, dann aber auch, weil es nützlich sei, in Hinsicht auf den vorwiegenden Einfluß Oesterreichs bei der Bundesversammlung mit nicht geringeren Kräften als dieses im Bunde vertreten zu sein; Anschauungen, zu denen sich die übrigen Mitglieder der beiden Abtheilungen des Staatsrathes für die auswärtigen Verhältnisse und für das Kriegswesen mit Ausnahme des Kriegsministers Boyen bekannten, der dem Anschlusse aus militärischen Gründen widersprach.

In der Verfassungsfrage stand A. zunächst ganz auf Hardenberg's Seite; um so bemerkenswerther für seine durchaus unabhängige Stellung, als ihn seine Geschäfte oft mit dem Fürsten Wittgenstein zusammenführten. Als er dem Staatskanzler am 22. März 1818 die Cabinetsordres gegen Görres, die rheinländische Verwaltung zu Coblenz sowie die Unterzeichner der Coblenzer Adresse übersandte, setzte er ihm die Gesichtspunkte auseinander, von denen der König bei ihrer Behandlung ausgegangen war: er fürchtete, daß die Re-

gierung allmählich durch Massenpetitionen gezwungen werden sollte, dem Lande eine Verfassung zu geben, und daß im Weigerungsfalle das Volk sie sich „erobern“ werde. A. billigte diese Erwägungungen durchaus, aber er setzte hinzu: „Das Unrecht würde auf die Seite der Regierung übergehen, die so zu ihren Unterthanen spricht, wenn sie nicht, sobald als es sein kann, Schritte zu dem verheißenen Ziele thäte, aus welchen ersichtlich wird, daß sie es ernstlich meine und nicht durch eine Hinterthür entschlüpfen wolle. — — Wenn aus der Zeiten Hintergrund nicht neue große Ereignisse vortreten, die das Geschäft unterbrechen, ehe es ganz vollendet ist, so würde es, meines unterthänigen Ermessens, eine Furchtsamkeit auf Seiten der Regierung verrathen, wenn sie nicht festen Schritts den von ihr selbst aufgesteckten Zielen entgegengehen wollte. Wolken am Horizont dürfen sie nicht erschrecken; bricht ein Ungewitter los, so muß das erst vorüber; nur bei sturmloser Zeit kann ein neu gepflanzter Baum gedeihen.“ Gewiß war A. ein „hochconservativer Beamter“ (Treitschke II, 487), aber sein conservativer Sinn duldete es nicht, einmal gegebene Zusagen zu brechen, von einem Wege ohne Noth abzuweichen, den die Regierung vor wenigen Jahren als richtig erkannt hatte. Wie weit die Metternich'schen Einflüsterungen von der revolutionären Gefahr der demagogischen Umtriebe für die preußischen Beamten und das preußische Heer während des Aachener Congresses sein Ohr gewonnen haben, und in welcher Richtung er seitdem auf den König gewirkt hat, läßt sich nicht feststellen. Seine Zugehörigkeit zu der polizeilichen Immediat-Untersuchungs-Commission, die am 6. December 1819 unter dem Vorsitz von Hardenberg begründet wurde, ist für seine innere Stellungnahme zur weiteren Behandlung der Verfassungsfrage doch nicht entscheidend. Gewiß waren für ihn die Ereignisse der letzten Monate Zeichen eines Ungewitters, das sich erst verziehen müsse; aber an einen vollkommenen Verzicht auf die Verfassung, an einen engen Anschluß an die Wittgenstein-Kamptz'sche Partei hat er kaum gedacht. Man darf wohl sagen, daß A. in der Verfassungsfrage bis zum Tode Hardenberg's den Ideen des Staatskanzlers gefolgt ist; das Verhältniß zu ihm blieb stets gut.

Nach Hardenberg's Tode erfolgte insofern im Dienste eine Aenderung, als das Civilcabinet in zwei Abtheilungen gesondert wurde; in der ersten trug ein Minister — zunächst Graf Lottum — die staatlichen Sachen, in der zweiten A. die Cabinetsangelegenheiten im engeren Sinne vor. Neben Wittgenstein und Witzleben pflegte jedoch der König auch fernerhin oft in allgemeinen Staatsangelegenheiten und in den wichtigeren Fragen der auswärtigen Politik den Rath seines Geheimen Cabinetsrathes einzuholen, den nie der Ehrgeiz nach einer führenden Rolle beseelte. Seine Absicht, im J. 1830 aus dem Dienste auszuscheiden, wurde von seinem Herrn zurückgewiesen; seit Anfang des Jahres 1834 unterstützte ihn sein Nachfolger Karl Christian Müller in den laufenden Geschäften. Auf die Nachricht von dem Tode Albrecht's schrieb der König dem Sohne des Verstorbenen am 29. Mai 1835: „Durch den Tod Ihres Vaters, den Sie Mir melden, ist eine langjährige Geschäftsverbindung zwischen Mir und ihm getrennt worden. Die unermüdliche Thätigkeit in der Erfüllung seines Berufes, seine unerschütterliche Rechtlichkeit und seine Anhänglichkeit an Meine Person hatten Mir ihn theuer und werth gemacht, und indem Ich Ihnen über den Verlust eines so wackern Vaters Mein herzliches Beileid bezeige, kann Ich es Mir nicht versagen, Ihnen zugleich Meinen eigenen Schmerz darüber zu erkennen zu geben.“

Neuer Nekrolog der Deutschen. Dreizehnter Jahrgang 1835, Erster Theil, Weimar 1837, S. 514—517. — H. Hüffer, Die Kabinetsregierung

in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Leipzig 1891. — L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, Bd. 4. — Adolf Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, Bd. II. Berlin 1888. — Dazu Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin Rep. 74 H Nr. 46; Rep. 89 A 44, 6; Rep. 92 Albrecht 20; Rep. 92 Hardenberg F 20, H 15½ K 32; Rep. 92 Friedrich Wilhelm III. von Preußen B VI 31. E. Müsebeck.

Altenhöfer *): August Joseph A., langjähriger Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", geboren als Sohn eines Färbers und späteren Gastwirths am 14. März 1804 zu Kissingen in Unterfranken (und nicht, wie der „Moniteur des Dates" IX, Anhang 14 irrthümlich angibt, 1803 zu Kitzingen), widmete sich nach dem Besuche der Gymnasien in Münnerstadt und Würzburg an der Universität Würzburg dem Studium der classischen Philologie und bestand die Lehramtsprüfung für dieses Fach mit bestem Erfolge. 1832—1834 fand er Verwendung als Aushülfsassistent am Gymnasium St. Stephan in Augsburg; doch scheint ihm wegen eines früheren Anschlusses an die deutsche Burschenschaft die Anstellung im Staatsdienst verweigert worden zu sein. Daher ging er frühzeitig zur Journalistik über, für die er infolge seiner glänzenden Geistesgaben und seines umfassenden, tiefgründigen Wissens vorzüglich geeignet war, und übernahm neben seiner wenig Zeit erheischenden lehramtlichen Thätigkeit schon am 1. Januar 1833 die Redaction der Augsburger Postzeitung, die er bis 3. April 1835 im gemäßigten, duldsamen Geiste und mit anerkennenswerthem Geschick führte. Im November 1833 trat er gleichzeitig in die Redaction der Allgemeinen Zeitung ein, die unter der Leitung des Nachfolgers C. J. Stegmann's, des geist- und temperamentvollen Schwaben Gustav Kolb, bald zu hohem Ansehen gelangte. Vom 2. Juli 1837 an zeichnete er mit diesem als verantwortlicher Redacteur des genannten Blattes; doch in Nr. 324 (20. Nov.) 1846 erklärte er, daß ihn „Privatrücksichten" bestimmten, seine Namensunterschrift als verantwortlicher Leiter desselben zurückzuziehen, die erst wieder von Nr. 209 (27. Juli) 1848 an neben der Kolb's und des am 14. Juni 1847 in die Allgemeine Zeitung eingetretenen Dr. C. A. Mebold erscheint. Die Ursache dieses befremdlichen Schrittes waren Mißstimmigkeiten zwischen ihm und dem heißblütigen Dr. Kolb, die nie mehr ganz behoben wurden, so daß sich beide, selbst in geschäftlichen Angelegenheiten, fast nur auf den schriftlichen Verkehr miteinander beschränkten. Zu Beginn der Redactionsthätigkeit Altenhöfer's scheinen diese Differenzen noch nicht bestanden zu haben, wie ein von beiden gemeinsam verfaßtes, als Flugblatt gedrucktes Spottgedicht auf den überschwenglichen Reiseschilderer Major Heilbronner beweist.

Da A. die englische Sprache vollkommen beherrschte, die er sich neben dem Italienischen und Spanischen erst nach seiner Studienzeit aneignete, so wurde ihm in der Allgemeinen Zeitung zunächst die Sparte England und Amerika übertragen, und dieser seiner Aufgabe zeigte er sich nicht nur nach der politischen, sondern auch nach der culturgeschichtlichen Seite hin völlig gewachsen. Das Bestreben Kolb's, die Beilage der A. Z. nach der wissenschaftlichen und ästhetischen Seite hin umzugestalten und zu vertiefen, fand in Altenhöfer's erstaunlicher Arbeitskraft und Vielseitigkeit eine der besten Stützen, obgleich dieser mit verschiedenen neuen Mitarbeitern, „den neuen Affen, die Kolb tanzen läßt", wie er einst übellaunig bemerkte, nicht immer einverstanden war. Nicht wenigen litterarischen Aufsätzen, die durch seine Hand gingen, fügte er die eine oder andere gelehrte ergänzende, hie und da auch leicht ironisch

*) Zu Bd. XLV, S. 756.

gefärbte Anmerkung bei, der man nicht selten nachrühmte, sie sei vielsagender und geistvoller als der ganze Artikel. In den ersten Jahren seiner Zugehörigkeit zur A. Z. ließ er seinem Hang zur Satire in seinem Blatte manchmal die Zügel zu sehr schießen, so daß er sogar nach oben hin Anstoß erregte. Doch später ward alles das, was seine Spottlust reizte, in seinen, nur für vertraute Freunde geschriebenen Liedern ersichtlich.

Seit der schweren Erkrankung Kolb's 1855 hatte er wiederholt als dessen Stellvertreter die Leitung des Cotta'schen „Weltblattes“ übernehmen müssen, die ihm nach dessen Tode, 16. März 1865, eigentlich wider seinen Willen (vgl. seine Anm. in Nr. 75 der B. zur A. Z. 1865) ganz übertragen wurde. Ihm fiel zunächst die schwierige Aufgabe zu, die Haltung der A. Z., die unter Kolb und seinem Collegen Hermann Orges im preußenfeindlichen Fahrwasser segelte, dem Gang der politischen Ereignisse anzupassen, ohne dabei Oesterreich und Frankreich irgendwie zu verletzen. Schon von jeher war er ein ausgesprochener Gegner der „schwarzgelben“ politischen Gesinnung Kolb's und der von diesem begünstigten Großmachtpolitik Baierns unter von der Pfordten gewesen, die er in einigen seiner satirischen Gedichte scharf geißelte, während er bereits 1849 die zu erwartende Einigung Deutschlands unter Preußens Führung in einem formvollendeten Liede, im Geiste des alten Kaiserherolds Schenkendorf, jubelnd begrüßt hatte. Seine kundige Hand und seinen weitgehenden Blick verrathen die zum Theil von ihm selbst stammenden Leitartikel der A. Z. jener Tage, welche die Schwenkung dieses Blattes vom großdeutschen ins kleindeutsche Lager fast unmerklich vollzogen. Vorgerücktes Alter und anhaltende Kränklichkeit bestimmten ihn dazu, vom 1. März 1869 an die „Redactionsverantwortlichkeit auf jüngere Schultern zu legen“, wie er selbst in Nr. 59, 1869 der A. Z. gesteht. Als sein provisorischer Nachfolger wurde A. Koch ernannt, doch erst vom 1. Januar 1870 an, als Dr. Julius v. Gosen an die Spitze der A. Z. trat, konnte er sich endgültig zur Ruhe setzen. Die Verbindung mit dem ihm liebgewordenen Blatte löste er dadurch nicht, und bis knapp vor seinem Tode veröffentlichte die A. Z. Artikel aus seiner Feder, von welchen einige unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges von 1870 verfaßte Aufsätze für den Historiker auch heute noch bedeutsam sind. Freilich fiel seine Pension — wie er seinem Freunde und Collegen Rommel am 25. Januar 1870 schreibt — sehr mager aus, so daß er von ihr nicht hätte leben können, wenn er nicht „aus eigenen Mitteln etwas aufzutröpfeln“ gehabt hätte.

Altenhöfer's innerstes Wesen, sein politisches und ästhetisches Glaubensbekenntniß offenbart sich nirgends so lebendig und klar als in seinen zahlreichen Gedichten, von denen nicht wenige von scharflaugiger Ironie durchtränkt sind. Allein der „Augsburger Martial“, wie ihn einer seiner persönlichen Gegner nannte, verstand es auch, zeitweise weiche, gemüthstiefe Töne anzuschlagen und u. a. Schiller, Uhland und Walter Scott, die er ebenso hoch als die griechischen und römischen Classiker schätzte, in dithyrambischer Weise zu verherrlichen. Auch in metrischen Uebersetzungen von Bruchstücken aus Torquato Tasso, sowie von englischen Schriftstellern (Thomas Moore, Longfellow, Tennyson, Lord Byron u. a.), versuchte er sich mit Geschick, und daneben entsproßte ihm eine Fülle klangschöner Gelegenheitsgedichte auf seine Freunde: so auf den Maler Moritz Rugendas, den Archivar Theodor Herberger, den Augsburger Rechtsanwalt und Justizrath Johann Georg Hertel und auf seine Collegen an der A. Z. Dr. Eugen Rommel und Dr. C. A. Mebold, und gerade diese beiden letztgenannten hatte er besonders tief ins Herz geschlossen. Von allen seinen Dichtungen verirrte sich nur selten eine in die Oeffentlichkeit; gedruckt wurden nur seine Neujahrsgedichte 1833—1835 in der Augsburger Postzeitung, sein

Sonett zu Schiller's hundertstem Geburtstag in der Beil. zur A. Z. und noch einige andere. Alle übrigen dagegen, namentlich die satirischen, wanderten in Abschriften in seinem Freundeskreise umher. Die vollständigste Sammlung derselben (375 Gedichte in 9 Heften) veranstaltete Generalleutnant Celsus v. Girl, die er nach seinem Tode der Augsburger Stadtbibliothek zuwies (Proben hieraus veröffentlichten Ministerialrath Ernst Müller in einem Vortrag bei der Münchener Gesellschaft der „Zwanglosen“, 1897, und Lorenz Werner in seinem Aufsatz: „Der Augsburger Martial“, 1898).

Die „alberne“ Schwärmerei für Napoleon I., den „großen Kaiser, das makellose Heldenbild“, in einem seiner Jugendgedichte (1820) wich bald der unauslöschlichen Sehnsucht nach einem starken, einigen Deutschland, und Napoleon III. erscheint ihm als „der von der Geschichte für alle Folgezeit gebrandmarkte Abenteurer“. Die Einigung Deutschlands 1871 begrüßte er mit hellem Jubel; nur mit dem Ausschluß der „stammverwandten Länder“, der Schweiz und Oesterreichs, konnte er sich, der doch im Grunde seines Herzens stets großdeutsch gesinnt war, ebenso wenig befreunden, wie mit der Culturkampfpolitik Bismarck's. Als Baier alten Schlages stand er der Berufung norddeutscher Gelehrten und Dichter durch König Maximilian II. von Baiern nicht besonders freundlich gegenüber, und der überschwengliche Empfang, der Geibel bei seiner Uebersiedelung nach München am 5. December 1852 seitens der „Zwanglosen“ bereitet wurde, die damals die Elite des geistigen Lebens der bairischen Hauptstadt umschloß, reizte ihn zu scharfem Widerspruch in einem ungemein launigen, alle Betheiligten harmlos verspottenden Gedichte, „Das Fest der Zwanglosen“, das Geibel s. Z. mit Unrecht erbitterte, während es bei den übrigen „Nordlichtern“ und den einheimischen Dichtern und Gelehrten, die Altenhöfer's Satire keineswegs verschonte, ein behagliches Schmunzeln auslöste. Eine scharfe Kritik übte A. an der zu Ehren Dönniges' von Dingelstedt im Frühjahr 1857 veranstalteten, an Ausfällen auf die einheimischen Poeten reichen Feier in dem mit beißendem Sarkasmus durchsetzten Gedichte „Ein Fastendiner“. Wie mancher politische Wichtigthuer, mußte mancher sich groß dünkende Litterat die Geißel seines Spottes fühlen. Dabei kannte A. kein Ansehen der Person. Den bekannten bairischen Abgeordneten Joseph Völk pries er als „Volksmann“, während sich auf den bairischen Minister Graf Hegnenberg Dux und andere Staatsmänner, ebenso auf den Bischof Pankratius v. Dinkel in Augsburg (auf diesen, weil er seinem Clerus den Besuch eines Weinhauses verboten hatte, das häufig Liberale als Gäste sah) die Lauge seines ätzenden Spottes ergoß. Selbst seine rein localen Gedichte sind nicht ganz ohne Bedeutung, da sie in ihrer Gesammtheit ein ziemlich deutliches Bild des geistigen Lebens in Augsburg um jene Zeit entrollen.

Aber auch sich selbst porträtirte er in witziger Weise, besonders in einem Gedichte aus Anlaß seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur A. Z. im Herbst 1858, „als Jubilar mit viel Bauch und wenig Haar“, und die köstlichen, auf seine Ehelosigkeit, wie auf seine beinahe übergroße Thierfreundlichkeit zielenden Verse: „Ein Junggesell mit der Lilie, zwei Pinscher die ganze Familie“ waren damals im Munde all' seiner Freunde. Als „Freund“ bezeichnen ihn Dahn und Völderndorff in ihren Memoiren ausdrücklich, und durch seine Redactionsthätigkeit knüpfte er dauernde Beziehungen zu geistig hochstehenden Männern, wie Thiersch, Döllinger und Mommsen, an.

Nach des Tages Last suchte der originelle Kauz, der bäuerische Derbheit mit feinster Geistescultur und Gelehrsamkeit verband, Erholung im einfachen Kreise, meist in der Gesellschaft von geistig tief unter ihm stehenden Männern.

Seine Urlaubszeit verbrachte er gewöhnlich in den Bergen, besonders in Partenkirchen und Tegernsee. Zur Gründung eines Hausstandes kam er nicht mehr, er wurde „ein einsamer Altjunggeselle“ und — wie Friedr. Pecht („Aus meiner Zeit“ II, 180) etwas übertrieben urtheilt — „in der Tretmühle der Journalistik allmählich ein vollkommener Menschenfeind.“ Schon 1864 schrieb er an Rommel, daß er seinen Verkehr mehr und mehr auf zwei treue Hundeseelen beschränke. Im Herbst des gleichen Jahres befiel ihn ein schweres Unterleibsübel, das seine völlige Abmagerung zur Folge hatte. Auch die letzten drei Lebensjahre wurden ihm durch zunehmendes Unwohlsein, durch ein fortwährend sich steigerndes Magenleiden und große Mattigkeit der Beine vergällt. Sein sehnsüchtiger Wunsch, dem er sowohl seinen Freunden gegenüber als in einem zu seinem 70. Geburtstag verfaßten wehmuthsvollen Gedichte Ausdruck lieh, das Schicksal möge ihn vor einem langsamen Verfall der Körper- und Geisteskräfte, vor einem langwierigen Siechthum bewahren, ging auch in Erfüllung. Am 4. Mai 1876 erlitt er einen Schlaganfall, dem er am 12. Mai morgens 3 Uhr erlag. Seinem wiederholt und dringend geäußerten Wunsche gemäß sah die A. Z., die an der Spitze des Hauptblattes Nr. 134, 1876 die Nachricht von seinem Hinscheiden brachte, von einer Biographie in ihren Spalten ab. Selbst seinen vertrautesten Freunden gegenüber äußerte der wortkarge Mann, dem einer seiner Gegner das Zeugniß ausstellte, daß er, „ein classischer Stock“, in sechs Sprachen zu schweigen verstehe, nichts von seinen frühern Lebensumständen; daher kam es, daß nicht einmal die Sterbeurkunde sein Geburtsdatum auch nur einigermaßen richtig anzugeben wußte. Der Dichter Martin Greif, der in Augsburg zu ihm in nähere Beziehungen trat, widmete ihm in der 3. Auflage seiner Gedichte (S. 350) einen tief empfundenen poetischen Nachruf.

In der deutschen Journalistik hat sich der anspruchslose, schlichte Mann, der trotz seiner oft unbezähmbaren Spottlust ein ungemein weiches Gemüth besaß, als langjähriger Redacteur der A. Z. einen geachteten Namen erworben. Aber auch als politischer Lyriker und satirischer Dichter ist er nicht gering einzuschätzen, und wenn einmal die besten Blüthen dieser seiner Kunst durch den Druck bekannt geworden sind, wird ihm die Nachwelt noch spät den Kranz reichen, nach dem er im Leben nicht strebte.

Lorenz Werner, Der Augsburger Martial (Sammler, Beil. z. Augsburger Abendzeitung 1898, Nr. 150 und 151). — Ernst Müller, August Joseph Altenhöfer, Vortrag bei den Zwanglosen, 1897 (Mſ.). — Eduard Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. München 1898, S. 106, 116, 129, 147, 148, 280, 320. — Christian Petzet, Augsburger Redacteure der Allgem. Ztg. (Sonder-Ausgabe der Allgemeinen Zeitung, 13. Mai 1901, S. 5 u. 6). — Joh. Gg. Fußenecker, Zur Geschichte der Augsburger Postzeitung (Fest-Nr. der Augsb. Postztg. zu ihrem 200j. Jubiläum, 1. Jan. 1886, S. 6). — Erich Schmidt, Ein Münchener Dichterfest (Festgabe zum 70. Geburtstage Adolf Wilbrandts, Stuttgart 1907, S. 70—76). Vgl. ferner Allgem. Ztg. 1876, Nr. 134, Augsb. Abendztg. 1876, Nr. 132; Oettinger, Moniteur des Dates IX, 14, sowie die Memoiren von Bluntschli, Dahn, Kobell, Pecht und Völderndorff.

A. Dreyer.

Bacmeister *): Lukas Adolf B., Germanist, 1827—1873. In seinen Germanistischen Kleinigkeiten (Stuttgart 1870), dem Abschnitt: Alte Familiennamen, lesen wir: „Meinen eigenen Namen betreffend, der auf den ersten Blick die norddeutsche Form und Quelle verräth, so lautet die Ueberlieferung also:

*) Zu Bd. XLVI, S. 175.

Lütke oder Lüdike (= Ludwig) Willens war oberster Bäcker bei dem Herzog von Braunschweig zu Lüneburg, und da er hiernach aller anderen Bäcker Meister war, so wurde er von den Hofleuten gemeiniglich Lütke Backmeister genannt. Sein Fürst, als er dieses hörte, befahl, daß er und seine Nachkommen diesen Namen immer als einen Geschlechts- und Zunamen führen sollten. Mit ihm ist der Vorname Lucas seit dem Enkel jenes Lütke Willens, Lucas Bacmeister, geboren 1530, bis auf diesen Tag in der Familie erblich, sonder Zweifel nur eine gelehrte Latinisirung des niederdeutschen Lüdke, wie auch die alte sonderbare Schreibung Bacmeister auf eine Professorenlaune des 16. Jahrhunderts deutet." In einem früher nach Schwaben verpflanzten Zweig dieser Familie wurde dem Stiftungsverwalter der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen am 9. Juli 1827 zu zwei Brüdern und vier Schwestern, denen noch vier Brüder folgten, unser Adolf geboren. Daß der zarte, leicht lernende Junge Theolog, mit dem durch „Landexamen" und „Concurs" zu erlangenden Benefiz der Seminare werden sollte, stand für die Eltern, die beide aus Pfarrhäusern stammten und wenig bemittelt waren, von vornherein fest. Im „niedern" Seminar Blaubeuren, demselben, durch das auch Strauß und Vischer gegangen waren, erwarb sich der Fleißige bei den Lehrern gute Zeugnisse, bei den Mitschülern bald durch seinen Humor, sein Dichten und Declamiren Achtung und Zuneigung. Auf der Hochschule überwog dann der Verkehr in einer leben- und geistsprudelnden Gesellschaft, deren witzige Kneipzeitung B. ins Leben rief, und die Beschäftigung mit einem Konradindrama das Studium. Mehr und mehr empfand er die Unvereinbarkeit des damals noch recht klösterlichen Stifts und des theologischen Berufs mit seiner überquellenden Natur. Als der 48er Sturm in die Zeit fuhr, zerriß auch er die Fesseln und floh in einer Märznacht in das Land der neuerwachten Freiheit, nach Straßburg, schloß sich dort der Herwegh'schen Freischar an und zog mit ihr, obgleich der Hecker'sche Aufstand bereits in den letzten Zügen lag, nach dem badischen Oberland, wo er am 27. April in dem hitzigen Gefecht bei Dossenbach gegen seine württembergischen Landsleute focht, gefangen genommen und in das Zellengefängniß nach Bruchsal, von da auf den heimischen Asperg gebracht wurde. „Es war ihm zum Heil, es riß ihn nach oben", sagt sein Biograph und innigster Freund Rudolf Schmid (s. u.): im Gefängniß begann eine, im Elternhaus fast über Kraft fortgesetzte Zeit eifrigsten Studirens, dessen Mittel- und Zielpunkt die vergleichende Sprachforschung wurde.

Ueber drei Jahre, anderthalb minder befriedigende im pfälzischen Deidesheim, die größere Hälfte, an die er immer mit einem Glücksgefühl zurückdachte, in Crefeld, war er nun als Hauslehrer thätig, machte dazwischen in der Heimath seine philologische Prüfung und wurde im April 1854 in der Kernerstadt Weinsberg zweiter Lehrer an der Lateinschule, nach zwei Jahren Gymnasiallehrer in Ulm, schließlich nach kurzer Verwendung in seiner Vaterstadt im October 1857 Präceptor in Reutlingen, eine Stellung, in der er bis November 1864 verblieb. Sanskritstudien, eingehende Beschäftigung mit der germanistischen Wissenschaft, eigenes Dichten (Deutsche Sonette, Ulm 1860), Vorlesungen über deutsche Litteratur für Männer und Frauen machten dem zu Höherem Angelegten das Betreiben der lateinischen Elemente mit kleinen Schülern erträglich; es entstanden, außer Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften, sowie einem gern gebrauchten „Liederbuch für die Jugend bis zum 14. Jahr" (Heilbronn 1856 u. a.), gute Bearbeitungen der Nibelungen (Stuttgart 1858) und der Gudrun (Reutlingen 1860), Herausgabe einer alten, sprachlich und inhaltlich wichtigen Chronik der Stadt Reutlingen von einem seiner Amtsvorfahren aus dem 17. Jahrhundert, Johann Fizion (Stuttgart 1862); Uebersetzung eines reizenden englischen

Büchleins, das seine an den Missionar Mögling verheirathete Schwester aus Indien mitbrachte: Der Haushalt von Sir Thomas More (Stuttgart 1861; neue Ausgaben unter dem Titel: Margaret More's Tagebuch 1522—1535).

Nach vergeblichen Versuchen, als Bibliothekar oder im Statistisch-topographischen Bureau seines Heimathlandes eine seinen Neigungen und Leistungen entsprechende Anstellung zu finden, nahm er im November 1864 einen Ruf nach Augsburg an die Cotta'sche Allgemeine Zeitung, deren geschätzter Mitarbeiter er seit Jahren gewesen, mit Freuden an. Hier rang er der anstrengenden, besonders der Beilage des Blattes, aber auch der Politik gewidmeten Redactionsarbeit, nicht zum Vortheil für seine Gesundheit meist nächtlicherweile, die Zeit auch für selbständige Arbeiten ab. Er hatte in Reutlingen „durch Klänge wie Achalm, Echaz, Erms u. dgl. gelockt", angefangen, „das Ohr an den Boden zu legen, ob nicht eine Quelle der Vorzeit rauschte, mit dem Stab an den Felsen zu rühren, ob nicht eine verschollene Sprache noch einmal nachklingen wolle"; jetzt konnte er an die dritte Bearbeitung des Manuscripts seiner „Alemannischen Wanderungen" gehen und 1867 den Anfang dieses groß angelegten Werks: „Ortsnamen der keltisch-römischen Zeit. Slavische Siedlungen" (Stuttgart, Cotta 1867) erscheinen lassen, leider ohne eine Fortsetzung der Schrift fertig zu stellen, die so reizend des Verfassers ganz einzige Kunst offenbart, das in tiegründiger Forschung Errungene scherzend hinauszugeben, „mit gefälligem Finger dem Leser den labyrinthischen Pfad zu weisen, der durch die wirren Blöcke von der fernen Vorzeit zur Gegenwart führt". (Nur ein Bruchstück der „Germanischen Ortsnamen" konnte aus einer Fülle von Materialien und Gedankensplittern durch den Unterzeichneten in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde 1874 und 75 zum Druck gebracht werden.) Neben zahlreichen Aufsätzen in der Allgemeinen Zeitung, dem Ausland und andern Blättern, wovon eine Auswahl theils in den „Germanistischen Kleinigkeiten" (Stuttgart 1870) theils in der unten zu erwähnenden Erinnerungsschrift von 1886 mitgetheilt ist, erschienen in dieser Augsburger Zeit anerkannt treffliche Uebersetzungen von Tacitus' Germania und Agricola (Stuttgart 1868, 1871) und von Horazens Oden (ebenda 1871).

War B. in seiner Jugendverirrung von 1848, dann in seinen wuchtigen „Deutschen Sonetten" und den Festreden zur Schillerfeier 1859, am Schwäbischen Turnfest 1861, zu Uhland's Gedächtniß 1863, auch Leitartikeln der Allgemeinen Zeitung stets der feurige, Deutschlands Freiheit und Einheit heiß ersehnende Patriot gewesen, so erkannte er nach der Entscheidung von 1866 sofort, früher als die Mehrzahl seiner schwäbischen Landsleute, die volle Bedeutung Preußens für Deutschlands Wiedergeburt, und vollends im großen Jahr 70/71 „machte er in vielen begeisterten und begeisternden Worten seinem deutschen Herzen Luft und feierte in manchem Gesang jene Hochfluth unseres nationalen Lebens". Aber in der gehäuften Redactionsarbeit dieser Monate brustkrank geworden, sah er sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, ließ jedoch, als Oskar Peschel die Redaction des Cotta'schen „Ausland" mit einer Professur in Leipzig vertauschte, sich bestimmen, jene zu übernehmen, bis er, dessen Gebiet die in der Zeitschrift hauptsächlich vertretenen Naturwissenschaften weniger waren und den die materialistische Richtung ihrer Hauptvertreter anwiderte — eine seiner letzten Recensionen war die möglichst mäßig gehaltene, aber im ganzen verurtheilende Anzeige von Strauß' Altem und Neuem Glauben in der Kölnischen Zeitung — auch diese Fessel sprengte und im Sommer 1872 in den Stand eines Privatgelehrten zurücktrat. Die Wiener „Presse" wollte ihn als Bibliothekar und litterarischen Redacteur gewinnen, aber ein Besuch in der Donaustadt überzeugte ihn, daß diese kein Aufenthalt für seine schon damals sehr angegriffene

Gesundheit sei, und als ihm gestattet wurde, in Stuttgart, wohin es ihn zog, als der literarische Referent des Blattes zu leben, auch ständiger Mitarbeiter am Feuilleton der Kölnischen Zeitung zu bleiben, zog er im November 1872 mit seiner Schwester, die dem Junggesellen seit den Reutlinger Jahren treulich den Haushalt geführt, dahin, sorgenfrei wie nie, voll großer Entwürfe, von den Verwandten und Freunden bestens aufgenommen, aber — den Todeskeim im Herzen. Nur um so mehr bedacht, seine Zeit auszukaufen, „nicht gebrochen, nur veredelt vom Anhauch der nahenden Vollendung“, ging der Tapfere dem Ziel entgegen, schrieb noch an seinem Todestag, den 25. Februar 1873, an seinen „Keltischen Briefen“, die mit den Uebertragungen von Juvenal's Satiren und Horazens Episteln nahezu druckfertig auf seinem Tische lagen, während in den Fächern eine Fülle von Stoff der Nutzbarmachung für die Wissenschaft und das Volk harrte. Otto Keller hat dann die Keltischen Briefe (Straßburg 1874) und später die Horazischen Episteln (Leipzig 1891), beide erweitert und ergänzt, zum Druck gebracht. Diese Posthuma zeigten uns noch einmal, wie viel die deutsche Wissenschaft und ihre edelste Popularisirung durch das frühe Hinscheiden des Reichbegabten verloren hat. Denn B., der fast ganz sein eigener Lehrer gewesen, war in den Geist und die Geschichte der Sprache, in die Entwicklung des Menschen- und des vaterländischen Volksthums tief eingedrungen wie Wenige, hatte, wie selten einer, sein reiches Wissen und tiefes Erforschen wie seine Sprachmächtigkeit in den Dienst der Forderung gestellt, die er selbst mit den Worten bezeichnete, daß der heitere Scherz und die freie Phantasie die Bahnen der menschlichen Arbeit und Wissenschaft begleiten, ihre Ziele dichterisch idealisiren soll (Germanistische Kleinigkeiten, Vorwort).

Abhandlungen und Gedichte von Adolf Bacmeister. Mit einer Biographie und dem Bilde Bacmeister's. Herausgegeben von J. Hartmann, J. Klaiber und Rud. Schmidt. Stuttg., Kohlhammer, 1886. Vgl. auch J. Klaiber im Württ. Staatsanzeiger vom 1. März 1873 und H. Fischer in Lindau's Gegenwart 1873, S. 203 f. J. Hartmann.

Baumgarten*): Hermann B. wurde am 28. April 1825 zu Lesse bei Wolfenbüttel geboren im protestantischen Pfarrhause, in dem seit langer Zeit schon seine Vorfahren saßen. Sehr früh bereits verlor er seine Mutter und fiel der erste trübe Schatten auf sein kindliches Gemüth. Sein Vater scheint trotz des herzlichsten Verhältnisses einen tieferen Einfluß auf den Sohn nicht geübt zu haben. In Wolfenbüttel empfing er seine gymnasiale Erziehung, die eines freien, selbständigen Zuges nicht entbehrte, und bei der auch körperliche Ausbildung durch Turnen und Turnfahrten mit Liebe betrieben wurde. Einen nachhaltigen Eindruck hat ihm damals ein alter Burschenschafter gemacht, dem sich der Knabe vertrauensvoll anschloß und der auch in den Studienjahren noch auf ihn einwirkte, ein ungewöhnlich gebildeter und liebenswürdiger Mensch, den seine politische Ueberzeugung ins Gefängniß gebracht und dem sie jede weitere Laufbahn verschlossen hatte. Die ersten Keime einer oppositionellen Richtung mögen damals schon in ihm aufgegangen sein.

Im Frühjahr 1842 verließ er das Gymnasium und bezog die Universität Jena. Das philologische Studium, dem er sich widmete trotz seines ursprünglichen Vorsatzes Theologe zu werden, hat ihn damals kaum ernstlich angezogen. Er genoß zunächst mit vollen Zügen ein frohes, flottes Burschenleben und stand auch mit der Stoßklinge im Streite gegen die Corps wacker seinen Mann. Aber schon hier gerieth er in die Gedankenkreise des junghegel'schen Radicalismus, der an der Universität Halle besonders blühte und ihn zur Ueber-

*) Zu Bd. XLVI, S. 260.

siedelung an die benachbarte Hochschule verlockte. In Halle war dann wohl der jugendliche Max Duncker der erste Lehrer, der mit seinem ausgesprochenen Bestreben, Charaktere zu bilden, sein innerstes Wesen berührte; aber mehr als alle historischen und philologischen Studien fesselte ihn die Philosophie: Hegel und Feuerbach hat er damals eifrig gelesen. Mit Schroffheit vertrat er auch im äußern Verkehr seine neu gewonnene wissenschaftliche Einsicht und sittliche Ueberzeugung, und in der Studentenschaft spielte er bald mit seinen langen, verstandesmäßig ausgesponnenen Reden eine leitende Rolle. Eben sie brachte ihn in böse Verwicklungen mit der Universitätsbehörde und führte seine Verweisung herbei. Eine körperliche und geistige Reaction trat nach diesem Schlage bei ihm ein, während er sich im Elternhause zu sammeln und wieder in die Studien zu vertiefen suchte. Sein Vorhaben, sie in Leipzig weiter zu führen, schlug fehl, weil er noch immer politischer Umtriebe verdächtig schien, und nur mit Mühe gelang es ihm, in Bonn im Herbst 1845 wieder zugelassen zu werden. Hier ist es Dahlmann vor allem gewesen mit seinen Vorlesungen über Politik und neuere deutsche Geschichte, der ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Aber noch war er keineswegs im innerlichen Gleichgewicht, im Gegentheil, nach all der Aufregung und Ueberspannung brach jetzt eine schwere nervöse Krisis über ihn herein, von der er sich nur durch eine lange, sorgsame Cur auf dem Lande allmählich erholte und deren Spuren sich nie ganz aus seinem Leben verwischen ließen. In Göttingen konnte er dann endlich während des Jahres 1847 seine Studien ruhig vollenden und in Braunschweig im März 1848 sein Staatsexamen mit Auszeichnung absolviren in einem Augenblick, da auch dort schon die Wogen politischer Aufregung hoch gingen.

In ihm selber hatte sich der gährende Wein geklärt, er war ruhiger, maßvoller, positiver geworden. Sein geistiger Besitz war heiß und schwer erkämpft, war innerlich mit ihm verwachsen. Angelerntes, äußerlich Aufgenommenes war nicht dabei. Gervinus war nun sein politischer Führer geworden, dessen deutsche Litteraturgeschichte einst schon dem jungen Hallenser Studiosus gefallen hatte. Von seiner Losung, daß die Wissenschaft dem Leben dienen, daß der Gelehrte für die Bedürfnisse seiner Zeit, für die Entfaltung seines Volkes arbeiten müsse, von seinem lebendigen, warmen und besonnenen Patriotismus, wie Gervinus ihn in den Anfängen der revolutionären Bewegung als Herausgeber der Deutschen Zeitung bekundete, fühlte sich B. im Innersten getroffen. Daß der junge Probecandidat, obschon er so früh bereits die Bitternisse politischer Bethätigung kennen gelernt hatte, sich dem allgemeinen nationalen Zug und Drange nicht verschloß, daß er ihm mit regsten Sinnen folgte, war natürlich. Als Vertreter seines Turnvereins und des Vaterländischen Vereins zu Braunschweig fand er Gelegenheit, nicht bloß im engern Kreise seiner Heimath hervorzutreten, sondern auch die hoch strömende Fluth des politischen Lebens am Rhein und in Frankfurt durch persönlichen Augenschein kennen zu lernen. Die umsichtige und mannhafte Art, mit der er bald der radicalen Richtung entgegentrat, lenkte die Aufmerksamkeit so auf ihn, daß ihn der bekannte Braunschweiger Verleger Vieweg und andere maßgebende Männer gemäßigter Farbe im December 1848 in die Redaction der Deutschen Reichszeitung beriefen, um sie aus dem Fahrwasser radicalen Ueberschwangs wieder in das Bett ruhigerer liberaler Strömung zu lenken. Damit war auf lange Zeit hinaus die entschiedene Wendung des jungen Gelehrten zur Politik besiegelt.

Länger als drei Jahre, bis zum Frühjahr 1852, hat B. durch alle Stürme dieser bewegten Epoche die Zeitung mit sicherer Hand auf mittlerer

Linie geleitet. Mit besonderem Eifer war er bemüht, ihr die hervorragendsten Mitarbeiter aus dem kleindeutschen Lager zu gewinnen: Beseler, Droysen, Duncker, Gervinus, Haym, Rümelin, Waitz u. A., Männer, mit denen er auf wiederholten Reisen und Missionen auch persönlich bekannt wurde, während die Beiträge aus seiner eigenen Feder, wie es scheint, spärlicher flossen. Er trat mit aller Wärme für das preußische Kaiserthum ein, und früh schon betonte er eine seiner politischen Lieblingsideen: die Annäherung und Verschmelzung der Nord- und Süddeutschen. Sehr verschieden wirkte dann der Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen, die schwere Enttäuschung der Reaction auf die Anhänger Preußens ein. Während die Einen an seiner deutschen Mission verzweifelten und ihm den Rücken kehrten, Andere still im Herzen an ihm festhielten, sich einer besseren Zukunft getrösteten und in intensiver wissenschaftlicher Arbeit ihren Halt fanden wie z. B. Droysen und Waitz, ließen sich Andere immer mehr in eine verbitterte Stimmung treiben und näherten sich der demokratischen Partei. Zu ihnen gehörten Gervinus und B., der einige Monate im vertrauten Verkehr mit jenem in Heidelberg sich aufs engste an ihn angeschlossen hatte und mit voller Klarheit den „sehr dornenvollen Weg eines verständigen Radikalismus“, wie er es selbst nannte, zu beschreiten, Schulter an Schulter mit den Demokraten die siegreiche Reaction zu bekämpfen gewillt war. Indeß der scharfe, oppositionelle Zug, den die Reichszeitung anschlug, brachte ihn in Conflict nicht bloß mit den heimischen Behörden, auch mit dem Verleger selber, mit Vieweg, so daß er sich genöthigt sah, aus der Redaction auszuscheiden. Er folgte dem Zuge des Herzens und ging zu Gervinus, zugleich entschlossen, nunmehr im ruhigen Studium sich wieder zu sammeln und für die Zukunft erfolgreich vorzubereiten. Gervinus wies ihm sogleich eine große Aufgabe zu, eine Oesterreichische Geschichte für die Hirzel'sche Sammlung zu schreiben, ohne sich sonderlich um die Vorfragen zu kümmern, und B. übernahm sie in bereitwilligem Vertrauen. Im Herbst 1852 begann er in München daran zu arbeiten.

Daß die alten politischen Triebe indeß nicht verwelkt waren, bewies er schon im nächsten Frühjahr, als sein verehrter Gönner wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ des Hochverraths angeklagt worden war. Er eilte ihm persönlich und litterarisch zu Hülfe. Mit der anonym erschienenen Schrift „Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen“ trat er aufs wärmste für ihn ein. Er wollte darin eine Würdigung des Verfassers und eine Auslegung seines Buches wie eine Rechtfertigung desselben geben. An der Hand der Werke und der Artikel in der Deutschen Zeitung suchte er den consequenten Zug im Leben und in der inneren Entwicklung von Gervinus darzulegen, wie er endlich naturgemäß zu seiner Bekehrung zum „Medeenkessel der Revolution“ und zu seiner Abkehr von der Monarchie gelangen mußte. Obschon die innere lebendige Antheilnahme Baumgarten's unverkennbar ist, schlägt die Schrift doch durchweg den ruhigen Ton klarer belehrender Darlegung an. Allerdings von irgend einer kritischen Abweichung von Gervinus ist kaum etwas zu merken: der Schüler schwört noch auf seinen Meister. Und noch ein Anderes, Köstliches hatte ihm dieser Freundschaftsdienst gebracht. Im Hause des Geheimraths Fallenstein, eines alten Lützower Jägers, bei dem Gervinus wohnte, hatte er in der ältesten Tochter die Gefährtin fürs Leben gefunden. Alles wirkte zusammen, ihn froh und heiter zu stimmen. Willig gab er sich dem Zauber der seligen Stunden in der herrlichen Neckarlandschaft hin, die mit ihrem wunderbaren Reiz auch den kühlen kritischen Niedersachsen umsponnen hatte. Sein Leben trat, wie er

selber am Schluß seiner Lebenserinnerungen sagt, die er nur bis zu diesem Moment geführt hat, in eine neue glückliche Bahn ein.

Vorerst galt es nun, durch ernste, eifrige Arbeit für die junge Häuslichkeit, die er in München begründet hatte, zu sorgen. Da ein Versuch, in den braunschweigischen Schuldienst zurück zu gelangen, an dem Mißtrauen des Herzogs scheiterte, so wandte er sich ganz der Mitarbeit an Gervinus' großem Werke, der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu, für das er Stoff sammelte und verarbeitete. Es war ein eigenthümlich unklares Verhältniß, bei dem der volle Werth von Baumgarten's Leistung kaum zur Geltung kam, nur zu verstehen aus den engen freundschaftlichen Banden, die Beide, Meister und Jünger, umschlossen, der Uebereinstimmung ihrer wissenschaftlichen und politischen Anschauungen und der selbstlosen, ideal gerichteten Art Baumgarten's. Von Heinrich v. Sybel, der im Sommer 1856 von Marburg nach München berufen dort alsbald eine höchst einflußreiche Stellung sich geschaffen hatte, wurde B. allmählich aus diesen Banden gelöst. Sybel wies ihn nachdrücklich auf eigene selbständige Arbeit hin und erreichte es, daß B. statt der Oesterreichischen Geschichte nunmehr die Spanische Geschichte im 19. Jahrhundert, mit der er sich bereits im Interesse von Gervinus beschäftigt hatte, ins Auge faßte und alsbald ans Werk ging. Und weiter lenkte er ihn auch in die politischen Bahnen wieder zurück, die er vor 1850 gewandelt war, und brachte ihn wieder zu einer gerechteren Würdigung Preußens und seines deutschen Berufes. Beide sahen es bald als ihre wesentliche Aufgabe an, dafür in Süddeutschland und besonders in Baiern aufklärend zu wirken. Dem energischen Zuge Sybel's folgte B. mit langsamerem, bedächtigerem Schritte. Das Jahr 1859 mit seinem Conflict zwischen Oesterreich und Frankreich, in dem jenes Deutschland in den Kampf um Italien fortreißen wollte, und in dem es dem Wiener Preßbureau gelang, in Süddeutschland eine außerordentliche nationale Begeisterung zu entfachen, rief Beide auf die Schanzen, nachdem freilich B., wenn auch nur kurz, sich auch ein wenig von dem allgemeinen Taumel hatte anstecken lassen. Es galt, die Gefahr abzuwenden, daß Oesterreich völlig festen Fuß im deutschen Süden fasse und Preußen, in dem die eben anbrechende Neue Aera dem Liberalismus frische Hoffnungen erweckte, ganz verdränge, daß mit dem Siege undeutscher Interessen zugleich die Reaction sich dauernd behaupte. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Stimmführerin des österreichischen Anhanges, nahmen sie in ihren Artikeln und Flugschriften besonders aufs Korn, und für die Vertretung ihrer kleindeutschen Ansichten glückte es ihnen und ihren Freunden sogar, ein eigenes Organ in der Süddeutschen Zeitung zu schaffen, die unter der Redaction von Karl Brater im October 1859 zuerst erschien. Das war ein Mann ganz nach Baumgarten's Herzen: „Klare, scharfe Kritik verband er mit hingebender Begeisterung, Nüchternheit des Verstandes mit enthusiastischem Patriotismus.“ Für dessen Blatt wie für die Preußischen Jahrbücher, die seit 1858 unter Haym's Leitung herauskamen, setzte B. seine Feder in Bewegung, vor allem um die auseinandergehenden Stimmungen Nord- und Süddeutschlands auszugleichen. Er schwamm wieder ganz im publicistischen Fahrwasser wie zehn Jahre vorher, ohne doch darüber seine große wissenschaftliche Arbeit ganz zu vernachlässigen.

Und schon öffnete sich ihm ein größerer Wirkungskreis. Max Duncker, der seine Tübinger Professur niedergelegt hatte, um als Vertrauensmann des Ministeriums Auerswald-Schwerin die oberste Leitung des preußischen Preßwesens zu übernehmen, berief B. im Herbst 1859 zur Unterstützung gleichfalls nach Berlin in sein litterarisches Bureau, ohne ihm allerdings eine gesicherte Stellung bieten zu können. Es gehörte schon eine „weitgetriebene patriotische

Schwärmerei" dazu, wie B. es bald selbst bezeichnete, um sich über alle Ungewißheit der Zukunft hinwegzusetzen und auf gebundenen Wegen an der Lösung von Aufgaben mitzuarbeiten, deren Möglichkeiten er selber nur ahnte und deren Durchführung er nicht beeinflussen konnte. Ein Jahr lang hat er tapfer ausgehalten und sich bemüht, trotz aller Unklarheiten und Schwankungen der Neuen Aera das deutsche Banner der preußischen Politik hochzuhalten, auf dem Berliner Pflaster, das ihm vordem gar nicht gefallen hatte, sich einzuleben. Aber die Mißerfolge des Ministeriums in der äußeren und inneren Politik, die schiefe Stellung der liberalen Partei zur Militärreorganisation, die Unwürdigkeit seiner eigenen Position, in der er sich „als Null fühlte und als geistiger Proletarier verachtet", die Rücksicht auf seine wachsende Familie, das Alles machte ihn mürbe und bewog ihn, den wiederholten Ruf auf den Lehrstuhl der Geschichte und Litteratur an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, den ihm Gervinus verschafft und den er ein Jahr vorher abgelehnt hatte, anzunehmen. Er blieb noch ein halbes Jahr für sich in Berlin, um als Einleitung seines größeren Werkes eine „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution" zu vollenden, für die ihm das preußische Staatsarchiv in seinen Madrider Gesandtschaftsberichten werthvolle Ausbeute lieferte. Daneben verfolgte er mit leidenschaftlicher Antheilnahme die weitere Entwicklung der preußischen Verhältnisse, denn Politik war noch immer seine Lebensluft, ohne freilich irgendwie größeres Vertrauen dazu gewinnen zu können. Er war im Gegentheil ganz trostlos über dies Ministerium, „das unfähig, ohne Kopf und Einsicht nur für die nächste Stunde sorge", über die Zukunft Preußens, „in dem unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. alle politischen Gaben ganz verwahrlost seien", über die Berliner mit Intelligenz überladene Atmosphäre, „in der man nur discutire und zum Handeln zu müde sei". Hier müßte, fügte er prophetisch hinzu, „ein großes Genie oder ein gewaltiger Tyrann aufstehn". Mit tiefer politischer Enttäuschung schlossen Baumgarten's Lehr- und Wanderjahre, als er im Frühling 1861 sein neues Amt in Karlsruhe antrat.

Mit begreiflichem Zagen betrat der 36jährige Professor zum ersten Male das Katheder, aber sehr rasch verstand er sich an der Technischen Hochschule eine ausgezeichnete Position zu verschaffen und einen großen Hörerkreis zu gewinnen. Er las zunächst in einer fünfsemestrigen Vorlesung Weltgeschichte, dann später noch deutsche Litteraturgeschichte und über das Zeitalter der Befreiungskriege. Er wollte dabei, wie er es selbst bezeichnete, seinem Auditorium „Respect vor den moralischen Mächten und Achtung vor der Vergangenheit einflößen", die Geschichte sollte zu einer Quelle nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung werden. Daß er sein Ziel wirklich erreichte, dafür liegen zahlreiche glaubwürdige Zeugnisse seiner Hörer vor, die zugleich bekunden, wie dankbar sie ihm für die Anfänge ihrer politischen Erziehung waren. Das bewies auch sein steigender Lehrerfolg: im Frühjahr 1864 erhielt er den Auftrag, auch der Großherzogin und der jungen Prinzessin Wilhelm Vorträge über Weltgeschichte zu halten. Auch die ihm ferner liegende Aufgabe der Litteraturgeschichte griff er mit größtem Eifer an. Er vertiefte sich in die Schätze der deutschen Litteratur und bekannte, „er habe lange an Nichts eine solche Freude gehabt, wie an den althochdeutschen Trümmern, an Beowulf und Edda, und er könne sich der Zeit nicht entsinnen, wo er in vierzehn Tagen so viel gelernt habe". Er hielt es dabei für zweckmäßig, „den jungen Leuten weniger tiefsinnige Betrachtungen in Gervinus'scher Art vorzutragen, als sie die alten Dichtungen selbst kennen und verstehen zu lehren". Wie er sich dann selbständig in unsere zweite große Litteraturblüthe

im 18. Jahrhundert versenkte und ihrer Auffassung neue Seiten abgewann, das bewiesen seine Aufsätze über Lessing und Herder. Das waren für ihn „jene herrlichsten Studien, an denen er sich zwei Jahre hindurch erquicken durfte“, ehe er sich wieder seinem großen Werke, der Spanischen Geschichte, zuwandte.

Eben sie gewann in Karlsruhe ihre Gestaltung und Vollendung. Nacheinander erschienen in den Jahren 1865, 1868 und 1871 die drei Bände der „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsre Tage“, zu der jener 1861 ausgegebene Band die Einleitung bildete. Leicht ist ihm diese Arbeit nicht geworden. Nicht bloß, daß er mit äußeren Hindernissen schwer zu ringen hatte wie mit dem Mangel einer guten Bibliothek, wofür dann die Anstalten in Darmstadt und München einspringen mußten. Auch die Benutzung der Archive war ihm außerordentlich erschwert, fast versagt. In Spanien selber wie in Frankreich blieben sie ihm verschlossen. In Turin, Florenz und Neapel fand er nicht, was er suchte, es war zuletzt wiederum das Berliner Staatsarchiv, wo sich im Frühjahr 1866 eine Hauptquelle ihm noch öffnete. Im großen und ganzen mußte er sich darauf beschränken, die schon gedruckten Quellenpublicationen, vor allem die englischen Staatspapiere, die umfangreiche Memoiren- und Flugschriftenlitteratur, die spanische Tagespresse und die Acten der Cortes auszubeuten. Auf einer achtwöchigen Reise durch Spanien im Frühjahr 1868, die ihn bis nach Andalusien führte, konnte er auch aus den persönlichen Mittheilungen noch lebender Zeitgenossen schöpfen. Immer war und blieb es jedenfalls ein höchst spröder Stoff, den er zu meistern hatte, und diese Geschichte Spaniens, die er bis zum Jahre 1840 wenigstens in breiter Darstellung führte, war zudem so unerquicklich wie möglich, mit Ausnahme der heroischen Periode der Jahre 1808 bis 1814. Schwer genug hat B. daran getragen. Er fand nicht ohne Grund, daß er eigentlich mit einem „unhistorischen Stoff“ ringe, daß „diese Geschichte nicht einen Entwicklungsproceß, sondern ein Chaos darstelle“. Der Odem aber, der sie durchwehte, war ihm widerwärtig. Er klagte über diese „gräuliche Arbeit, im Schlamm der katholischen Monarchie waten zu müssen, der pestilenzialische Gestank, den diese Ferdinand, Don Carlos, ihre Beichtväter und Kammerdiener verbreiteten, falle ihm auf die Nerven“. Um so bewundernswerther ist es, wie B. bei aller Schärfe des Urtheils sich nie zur Ungerechtigkeit hat hinreißen lassen, wie er den schwierigen Stoff in klarer, lebendiger, eindrucksvoller Darstellung zusammengefaßt hat, die das spanische Detail ebensowohl wie die großen Zusammenhänge der europäischen Politik herauszuheben wußte. Gewiß, die wirthschaftlichen, die gesellschaftlichen und socialen Zustände treten darin etwas zurück, um so sicherer sind dafür die Momente der politischen, der staatlichen und geistigen Entwicklung erfaßt.

B. gehört durchaus, wie völlig zutreffend von Marcks bemerkt worden ist, zu jener Gruppe der politischen Historiker in Deutschland, deren Wesen H. v. Sybel vordem in einer Marburger Universitätsrede vor allem in der „veränderten Stellung des Autors zum Staate“ gefunden und scharf umrissen hatte, die das enge „Bündniß zwischen Geschichte und Politik“ und den „gesteigerten Fortschritt in dem Bewußtsein der Nation“ repräsentirten, die von einem gemäßigten nationalen und sittlichen Standpunkt den Lauf der Dinge betrachteten. Sein ganzer bisheriger Entwicklungsgang hatte ihn mit Naturnothwendigkeit zu dieser Gruppe geführt, in der die meisten, wie Duncker, Droysen, Häusser, Treitschke u. A. ihm mehr oder minder nahe standen, keiner mehr wie ihr Wortführer H. v. Sybel. So sollte auch seine Spanische Geschichte eine große politische Lehre und Wahrheit predigen, sie sollte „mit

schneidender auch den Stumpfsinnigsten berührender Energie die Wirkungen des exklusiv katholischen Staates darlegen". Daß diese Quintessenz seines Werkes so Wenigen einging, daß sie kaum beachtet wurde, das verdroß B. in besonderem Maße, obschon er sich andererseits über die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistung von berufener Seite nicht beklagen konnte. Sybel insbesondere that alles Mögliche, um das Werk bekannt zu machen, und ihm hatte B. den philosophischen Ehrendoctor der Bonner Hochschule zu verdanken, eine Auszeichnung, der viel später auch der theologische Ehrendoctor von Halle folgen sollte.

Immerhin versteht man vollkommen, wenn B. nach der Vollendung der Arbeit befreit aufathmete, nunmehr, wie er sich ausdrückte, „in deutscher Vergangenheit jubelte" und frohe Pläne schmiedete, die deutschen Zustände vor der Revolution insbesondere am Oberrhein zu schildern. Eine reife Frucht dieser neuen Studien war sein 1872 veröffentlichter Aufsatz: „Herder und Georg Müller", der dem alternden Dichter in liebevollem Verstehen gerecht zu werden suchte, aber nach competentem Urtheil im Feuer der Rede vielleicht ein wenig zu hell malte. Neun Jahre früher hatte er seiner Spanischen Geschichte einen ähnlich gerichteten biographischen Essay über Don Gaspar Melchor de Jovellanos vorausgeschickt, den hervorragenden spanischen Nationalökonomen und Staatsmann der Revolutionszeit, an dessen Geistesfreiheit und Charakterreinheit er sich begeistert hatte. Das war, abgesehen von einigen kleinen Beiträgen zu Sybel's Historischer Zeitschrift, der er seit ihrer Entstehung im Jahre 1859 die gleiche Theilnahme zuwandte wie den Preußischen Jahrbüchern, und einigen Artikeln für diese, im großen und ganzen die wissenschaftliche Ernte der Karlsruher Jahre.

Mindestens ebenso reich war ihr politischer Fruchtertrag, mochte er auch vielleicht äußerlich nicht so stattlich sich ausnehmen. B. war zu einer glücklichen Stunde in den badischen Staatsdienst getreten, als nach dem bekannten Ostererlaß des Großherzogs von 1860 eine Fluthwelle großer liberaler Reformen sich über das Land ergoß. Er gerieth sofort mitten in den politischen Strom durch seinen Schwager, den Ministerialrath Jolly, der ihn mit dem Minister Freiherrn v. Roggenbach und später auch mit dem alten Vorkämpfer deutscher Einheit und Freiheit, Karl Mathy, in enge Verbindung brachte. Mit Jolly schloß er, wie er selbst erzählt, „die innige Gemeinschaft, in der sie elf Jahre lang alle öffentlichen und privaten Interessen theilten", und mit Roggenbach besprach er vor allem die deutschen Angelegenheiten, Beide in dem Sinne, daß für eine deutsche Bundesreform, einen deutschen Bundesstaat mit einem starken Preußen an der Spitze unermüdlich alle Hebel angesetzt werden müßten, und daß Baden die ehrenvolle Rolle zufalle, dabei die erste Hand anzulegen. Man gewinnt wohl den Eindruck, daß Beide sich dabei über die Kräfte Badens einigermaßen getäuscht haben, immer aber wird ihr idealistischer Schwung und die Stärke ihrer nationalen Zuversicht bewundernswerth bleiben. Gelegentlich wandelte B. wohl auch einmal die Vorstellung an, daß sein und seiner Freunde Ringen unter einem ganz unpolitischen Volke fruchtlos sei, aber mannhaft kämpfte er sie wie seine noch ernsteren Zweifel an Preußens Mission nieder. Seine Verbindung mit der Süddeutschen Zeitung wurde enger denn je. Es galt nicht nur mit Artikeln und Correspondenzen sie zu versorgen, sondern auch ihre Actien an den Mann zu bringen; daneben setzte er aber auch für andere Zeitungen noch seine Feder in Bewegung.

Von der Bedeutung der Presse, von ihrem Einfluß, den sie auf die Bekämpfung des Particularismus und auf die politische Erziehung der Nation haben solle, hatte er damals eine sehr hohe Vorstellung. Die Publicistik

sollte, wie er ausführte, „die Brücke schlagen von unserer wissenschaftlichen und menschlichen Bildung zur bürgerlichen“. Sie sollte „die deutsche Intelligenz repräsentiren und sich zu einer geistigen Autorität für die Nation erheben“. Deswegen begrüßte er es aufs wärmste, daß sich die „Süddeutsche Zeitung“ mit der „Zeit“ in Frankfurt vereinigte und dorthin ihre Redaction verlegte, und daß sich damit eine sich jährlich wiederholende Pfingstversammlung gleichgesinnter Abgeordneter aus den deutschen Kammern verband. Die Zurückhaltung der Preußen dabei beklagte er sehr, wie denn überhaupt die Wendung der preußischen Geschicke nach dem Ende der Neuen Aera, das Ministerium Bismarck und der Conflict mit dem Abgeordnetenhause, ihn aufs schwerste bekümmerte und zuweilen zu leidenschaftlichem Zorne reizte. Es war für ihn kein Zweifel, daß „dies infame Regiment eines ruchlosen Spielers an der Spitze des Staates“ sobald als möglich gestürzt werden müsse, und er stimmte dafür, daß man dagegen auch die populären Kräfte in volle Bewegung setze. Sybel, mit dem er über diese Fragen in stetem Briefwechsel stand, war im Grunde gleicher Ansicht, urtheilte aber viel kühler und hatte namentlich eine lebendigere und richtigere Vorstellung von den Machtmitteln der preußischen Regierung.

Bezeichnend aber war es andererseits für den unverwüstlichen Glauben Baumgarten's an Preußens Stern, daß er, als die schleswig-holsteinische Frage Ende 1863 brennend wurde, abweichend von der Meinung seiner Parteigenossen es für die Hauptsache hielt, daß Preußen nur einmal activ werde, daß es nicht passiv bleibe wie seit 50 Jahren, daß es den Krieg mit Energie gegen Dänemark führe. Ob Execution oder Occupation, war ihm zunächst Nebensache. Und noch charakteristischer und bedeutsamer wurde seine Stellungnahme im Frühjahr 1866, als die Auseinandersetzung Oesterreichs und Preußens vor der Thür stand. Da setzte er sich mit voller Kraft für „das Land seiner Hoffnungen“ ein. Mit eindringlichen Tönen wandte er sich in der Flugschrift „Partei oder Vaterland?“ an die norddeutschen Liberalen, um sie aus ihrer Verstimmung und Verblendung zur That, zur Anerkennung der Thatsache emporzureißen, daß Bismarck in Wahrheit doch Preußens Sache führe und die Lösung der deutschen Frage am richtigen Punkt angreife, daß der Liberalismus sich auf seine Seite gegen das Haus Habsburg und den Particularismus der deutschen Fürsten stellen müsse. Nicht scharf genug konnte er den Kriegsabscheu und das Friedensgeheul seiner preußischen Parteigenossen brandmarken, das dem Gegner nur Stärke und Vertrauen gebe, ins eigene Lager aber Schwäche und Verwirrung bringe. „Ich stelle“, schrieb er damals, „ein kleines Agitationsbureau vor, das nach Norden und Osten wirkt“. Und dann, als die Würfel des Kriegs gefallen und sein Vertrauen auf Preußens Kraft die wunderbarste Bestätigung erhalten hatte, da griff er das gleiche Thema noch einmal, aber viel tiefer und umfassender auf, da schlug er noch einmal den gleichen Ton, aber diesmal viel voller und brausender an, in seiner großen Abhandlung „Der deutsche Liberalismus, eine Selbstkritik“, die im Herbst 1866 erschien und unter seinen publicistischen Leistungen vornan steht. Niemand merkt ihr an, welche Gedanken und Skrupel diese Schrift ihrem Verfasser gemacht, wie er (nach seinem Zeugniß) wohl dreißig Mal das Manuscript revidirt hat, so einheitlich und geschlossen, so aus einem Wurf und Guß baut sie sich auf. In diesem Spiegel, den B. seiner Partei vorhält, entwirft er in großen packenden Zügen ein Bild davon, wie traurig und verzerrt sich seit den Tagen der Reformation die deutsche Politik gestaltet habe, wie seitdem der Particularismus ihre Signatur geworden und das Gegentheil aller politischen Denk- und Gefühlsweise das charakteristische Merkmal der deutschen

Art, wie zu vier Malen seitdem der Versuch und der Ansatz gemacht worden sei zu wahrhaft deutscher Politik, immer von Preußen, und wie sich dazu in den letzten fünfzig Jahren der Liberalismus verhalten, wie er sich in eine ungesunde und unfruchtbare Opposition gegen die Staatsgewalten habe treiben lassen. Keins der belastenden, aber auch keins der entschuldigenden Momente wird dabei vergessen, u. a. darauf hingewiesen, wie der Adel bei uns, der wie in England und Italien die staatsmännische Führung hätte übernehmen sollen, versagt habe. Besonders ausführlich wird dann die Entwicklung der letzten sechs Jahre in Preußen wie in Baden geschildert, um von neuem an den Lehren der jüngsten Vergangenheit eindringlich zu zeigen, welche Schwächen der Liberalismus offenbart, welche Fehler er begangen habe, um ihn zur bewußten Ein- und Umkehr, zur Mitarbeit an den Aufgaben des deutschen Staats und der deutschen Politik zu bewegen, mit einem Wort, um ihn regierungsfähig zu machen. Historische Betrachtung wie politische Mahnung sind in dieser Schrift aufs engste und feinste verknüpft und sind beide gleich wirkungsvoll gestaltet. Eine Fülle feinsinniger Bemerkungen ist darin verstreut, wie z. B. über die politische Veranlagung der Deutschen, über den Einfluß der wissenschaftlichen Methode auf die politische Praxis, über Parteiregiment und Parteiführung, über Wege und Ziele einer gesunden Politik überhaupt. Kurz, die Schrift ist nicht nur als Zeitdocument von hervorragender Bedeutung, sondern darf vielleicht dauernden Werth beanspruchen.

B. selber war in gehobenster Stimmung. „Ich bin so glücklich, wie ich nie gedacht hatte, werden zu können“, schrieb er im August 1866 an Sybel. An der Mainlinie nahm er keinen Anstoß, wenn nur die Thüre für den Süden offen bliebe, und auch späterhin hatte er an dem hitzigen Drängen in den Norddeutschen Bund keine Freude. Immerhin litt auch er in dieser Zeit des Wartens, und seine politische Stimmung schwankte bisweilen, so unerschütterlich auch sein nationales Credo blieb. Dann kam der Krieg von 1870, und der herrliche Glanz seiner Siege erfüllte auch seine Seele, „hob ihn auf den Gipfel seines Daseins“.

Seine Feder blieb nicht müßig bei dem großen Streit. Er schrieb beim Anbruch der Entscheidung seine markige, schlicht ernste „Kriegspredigt“, und dann in den Tagen zwischen der Wörther Schlacht und dem Triumph von Sedan entwarf er seine Abhandlung „Wie wir wieder ein Volk geworden sind“, in der er die actuelle Frage der deutschen Einheit noch einmal auf die breite historische Basis stellte, die gesammte deutsche Entwicklung seit dem dreißigjährigen Kriege vom politischen Standpunkte aus beleuchtete, darlegte, wie die staatbildende Macht Preußens und die geistbildende Macht der deutschen Litteratur zunächst ihre gesonderten Wege gegangen, aber schon bei der Wiedergeburt Preußens durch die sittliche Kraft des Freiherrn vom Stein zusammengeführt worden seien. Wieder werden die deutschen Geschicke seit 1815 wie vordem in der Selbstkritik des Liberalismus ausführlich geschildert, nur daß jetzt das Positive mehr hervorgehoben wird, während dort das Negative betont wurde. „Im Stillen keimte die Saat der Einheit, die unsichtbar zu dem herrlichen Baum emporgewachsen ist, der mit seinen Wurzeln im Innersten der deutschen Herzen befestigt jetzt seine Zweige über alles deutsche Land erstreckt.“ Ein Abglanz der großen Zeit liegt hell auf diesen in vollem Strom dahinfließenden, im besten Sinne des Wortes populär gehaltenen Ausführungen, und ergreifend bricht zuweilen die gehobene Stimmung des Augenblicks hindurch. Es war das Schluß- und Meisterstück der Baumgarten'schen politischen Publicistik.

Eifrig nahm er natürlich auch Theil in der Presse wie im freundschaft-

lichen Briefwechsel an den Erörterungen über die großen Probleme der deutschen Politik, über das deutsche Kaiserthum und die Wiedergewinnung der alten verlorenen deutschen Grenzlande. Durch Jolly, der seit 1866 Minister und später Ministerpräsident war, war er jederzeit aufs beste unterrichtet. An der inneren badischen Politik hatte er allerdings seit langem schon den Geschmack verloren. Der seit 1865 entfachte Kirchen- und Schulstreit im Lande hatte durchaus nicht seinen Beifall und mit Roggenbach schien ihm „zugleich der Geist und die Poesie aus dem Staat geschwunden“. Hatte er früher wohl schon über den Mangel an geistiger Anregung in Karlsruhe geklagt, über diese „πόλις ἄμουσος καὶ ἀγράμματος“, so verschärfte sich allmählich diese Empfindung, als zwei Aussichten, eine Professur an einer Universität zu erlangen, in Kiel und in Königsberg, allerdings zum größten Theil durch sein ablehnendes Verhalten sich zerschlagen hatten, und seine Sehnsucht, nach Göttingen zu kommen, sich nicht erfüllte. Er begann seine Amtsthätigkeit an der technischen Hochschule möglichst „trist und unbefriedigend“ zu finden. Man versteht daher, daß ihm der Ruf Roggenbach's an die neu gegründete Universität Straßburg willkommen war, mit so großen Zweifeln und Bedenken er auch dies, wie er meinte, überstürzte Unternehmen begleitete.

Im Frühjahr 1872 siedelte er nach der Hauptstadt des Reichslandes über und mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit begann er sofort, sich in die neue Aufgabe einzuleben. Mangelte es auch nicht an Enttäuschungen und Reibungen auf dem ungewohnten Pflaster, er gab sich doch dem frischen, zuversichtlichen Geist, der die neue Schöpfung beseelte, willig hin. Er lobte „den liebenswürdigen Ton im Lehrkörper und das Fehlen des alten akademischen Zopfs“. Rasch gewann er unter seinen meist jüngeren Amtsgenossen Ansehen und Vertrauen, nach vier Jahren bereits betrauten sie ihn mit der Würde des Rectorats. Mit feinem Verständniß und nachdrücklicher Energie wußte er jederzeit die Interessen der Universität zu vertreten und besonders bei der dringlichen Frage des Neubaus eines Collegienhauses entfaltete er aufs glücklichste diese seine Gaben. Als er im Mai 1877 in Gegenwart des Kaisers den Jahresbericht über sein Rectoratsjahr erstatten durfte, hatte Jedermann die Empfindung, wie vortrefflich das Gedeihen der jungen Hochschule in seiner Hand geborgen gewesen war.

Dem anders gearteten Lehrbetrieb der Universität war er mit ähnlichem Zagen gegenübergetreten wie einst dem Karlsruher Katheder, aber auch in ihm fand er sich rasch zurecht, nur daß die Ausarbeitung seiner Vorlesungen, in denen er die ganze neuere Geschichte vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum 19. umfaßte, ihn einige Jahre hindurch größeren wissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen entzog. Vor sehr wenigen Hörern mußte er beginnen, bald stieg ihre Zahl recht beträchtlich, um erst am Ende seiner Wirksamkeit wieder zu sinken, als sich anderen Disciplinen die akademische Gunst zuwandte. Zu den Kathederkönigen gehörte er nicht und zählte er sich selber nicht. Sein historischer Vortrag riß nicht durch stürmische Beredsamkeit fort, noch suchte er zu blenden, aber er fesselte den Hörer leise und sicher mit unlöslichen Banden durch die Klarheit der Anschauung und des Ausdrucks, durch die Sicherheit und Ruhe des Urtheils, durch die wohlthuende Wärme menschlichen und patriotischen Fühlens, durch den Ernst sittlicher Empfindung. Er wollte überzeugen, nicht überreden. Aeußerst selten sprach er im Colleg frei, er las fast immer, aber mit vollendeter Kunst des Vortrags. Nach wie vor bekannte er sich zu dem bildenden Geschichtsunterricht im Herder'schen Sinne.

Eine völlig neue Aufgabe stellte ihm der Unterricht im Historischen Seminar; auch ihr wußte er bald gerecht zu werden, obschon sie mit besonderen Schwierig-

keiten verknüpft war, da seminaristisches Arbeiten auf dem Gebiet der neueren Geschichte damals noch wenig bekannt und geübt, und die seit langem ausgebaute Methode der mittelalterlichen Forschung ihm gar nicht sympathisch war. Er sah in der letzteren eine „kümmerliche Mikrologie der Buchstabenkritik" und eine Anbetung des Details, er bedauerte, daß ihr so viele begabte Köpfe opferten. Er dachte gering von der gelehrten Kärrnerarbeit, die um ihrer selbst willen zufrieden ist, nnd er durfte davon gering denken, denn unter seinen Augen gewannen auch die einfachen Dinge stets Ansehen und Bedeutung. Zeigte er sich auch vielleicht auf dem ungewohnten, kaum bestellten Felde nicht als „Meister pädagogischer Kunst", jedenfalls verstand er seine Seminarübungen anziehend, praktisch und fruchtbar zu gestalten. So war er wohl der erste Lehrer, der Schrifttafeln des 16. Jahrhunderts zur Einführung in die reformationsgeschichtliche Forschung heranzog. Und was die Hauptsache war, er achtete die Individualität und die Selbständigkeit seiner Schüler. Ihre originale freie Entwicklung dünkte ihm ungleich höher als die Dressur und der Ruhm einer Schule. Lieber ließ er den Suchenden auf langen Irrwegen die Wahrheit finden, als daß er mit leitender starker Hand ihm sofort den richtigen Pfad gezeigt und ihn an die Unselbständigkeit gewöhnt hätte. Durch Wort und That wies er seinen Schülern zwei hohe Ziele: eigen erworbene wissenschaftliche Einsicht und den Muth der Wahrhaftigkeit. Mit seinen speciellen Fachgenossen, Weizsäcker insbesondere, verstand er sich vortrefflich. Es war ein „ehrliches und neidloses Zusammenwirken", das auch auf die gemeinsamen Schüler von bestem Einfluß war.

Hatte B. im Beginn seiner Straßburger Wirksamkeit gefürchtet, er werde den Rest seiner kräftigen Jahre über einer undankbaren Aufgabe verlieren, er werde die ungestörte wissenschaftliche Thätigkeit, die ihm am Herzen lag, sobald nicht finden, so verschwand diese Besorgniß schon nach wenigen Semestern und er begann immer mehr mit dem Straßburger Boden zu verwachsen, als sich ihm hier ein neues reiches Arbeitsfeld öffnete. Mit glücklicher Treffsicherheit erwählte er sich dafür die große Vergangenheit Straßburgs im Zeitalter der Reformation, da diese Stadt dank ihrem religiösen und geistigen Leben weit über das Maß ihrer Machtmittel und der natürlichen Verhältnisse erhoben schien, da sie „ein eigenthümlicher Mittelpunkt für die protestantische Welt nicht nur Deutschlands, sondern Europas" wurde und in ihr eine Reihe hervorragender Männer wirkte, die mit verständnißvoller Theilnahme an den bewegenden Fragen der Zeit die besten Mannes- und Bürgertugenden vereinigten. Diese Studien fanden nicht nur eine Resonanz in der entschieden protestantischen Gesinnung Baumgarten's, sie waren auch von der politischen Erwägung beeinflußt, daß „die protestantische Empfindung vor der Hand die einzige sei, welche Straßburg zu uns ziehe, daß man sie daher betonen und beleben müsse".

Mit zweien jener Männer beschäftigte er sich alsbald näher, mit Jakob Sturm, dem großen Staatsmann, und Johann Sleidan, dem Geschichtschreiber der Reformation. Die besondere Bedeutung des erstern für die gesammte Entwicklung der reformatorischen Bewegung, seine vermittelnde Rolle in derselben, suchte er in seiner Rectoratsrede ans Licht zu stellen, den zweiten wollte er nicht nur als Verfasser der Commentarien gegen eine unbillige Kritik in Schutz nehmen, er hoffte auch die wenig bekannten Lebensumstände und die Verbindungen des merkwürdigen Mannes gründlich aufhellen zu können. Aber eine sehr ausgedehnte und intensive Nachforschung nach seinem lückenhaften und zerstreuten Briefwechsel, die B. viel Mühe und Zeit kostete, ergab schließlich ein verhältnißmäßig dürftiges Resultat. „Der Mensch, den er suchte, war nicht zum Vorschein gekommen", sondern wesentlich nur der Historiker, wie er selber bekannte.

Die eigenthümliche Stellung, welche der elsässische Humanismus zur Reform des geistigen und religiösen Lebens eingenommen, hob er scharf und treffend im Anschluß an eine Besprechung des Ch. Schmidt'schen Buches hervor, das diesen Vorwurf behandelte. Die gelegentlichen äußeren Eindrücke aber, die er bei diesen seinen Studien gewonnen hatte, faßte er in dem Aufsatz „Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland" zusammen, in dem er für deren Pflege und Verwerthung eine Reihe wohl erwogener Vorschläge machte, eine Fülle von Anregungen und neuen Ideen ausstreute und daneben eine Würdigung unserer alten deutschen Reichsstädte in ihrer Bedeutung für das Leben unserer Nation gab, wie sie feiner und eindringlicher niemals gezeichnet worden ist. Um die bisher kaum geahnte Machtstellung Straßburgs gewissermaßen actenmäßig zu belegen, nahm er im Anschluß an das Straßburger Urkundenbuch die Publication der politischen Korrespondenz Straßburgs während der Reformationszeit in die Hand, und die seitdem von mehreren seiner Schüler herausgegebenen Bände haben evident bewiesen, wie scharf und richtig er gesehen hatte. Mit besonderer Freude hatte er aus ähnlichen Gründen die Berufung Sybel's an die Spitze der preußischen Archivverwaltung begrüßt, und frühzeitig schon legte er ihm die Veröffentlichung des politischen Briefwechsels des Landgrafen Philipp von Hessen wie der deutschen Reichstagsacten unter Karl V. ans Herz, Wünsche, die dann zum großen Theil später in Erfüllung gehen sollten, während die von ihm gleichfalls begehrte Publication der Correspondenz des Kaisers noch immer ein Desiderium der Forschung ist. Auch der französischen Reformationsgeschichte wandte er seine Aufmerksamkeit zu und das Resultat seiner Studien war hier eine große kritische Untersuchung über die Bartholomäusnacht, in der er gegen den fanatischen Uebereifer der hugenottischen Epigonen namentlich auf Grund der Berichte der spanischen Gesandten in Paris nachwies, daß die Blutthat nicht ein längst vorbedachtes und geplantes Werk gewesen sei.

Den Schluß und die Krone seiner reformationsgeschichtlichen Arbeiten bildete seine groß angelegte „Geschichte Karl's V.", die zu vollenden ihm freilich nicht mehr vergönnt war. Auch bei ihr stand ihm sein maßgebendes Princip vor Augen, die Wissenschaft und das Leben zugleich zu fördern. Er hoffte, daß dereinst vor der vollen geschichtlichen Erkenntniß die confessionellen Leidenschaften des Tages verstummen würden, wie er es im Vorwort zum dritten und letzten Bande ausführte: „Wenn wir sehen, daß die Entwicklung unseres Volkes in jener Zeit nicht durch das Verdienst oder die Schuld irgend eines Menschen, sondern durch übermächtige Verhältnisse, durch die gesammte Weltlage und die besonderen deutschen Zustände, durch das Zusammenwirken der allerverschiedensten Kräfte und Richtungen bestimmt worden ist, so werden wir uns bescheiden, daß es nicht anders gehen konnte, als es gegangen ist, und aufhören, uns mit leidenschaftlichen Anklagen das Herz erleichtern zu wollen." In diesem Sinne ist Baumgarten's ganze Darstellung gehalten. Ob in ihr sich mehr Ranke'sche Art offenbart mit ihrer Freude an der geschichtlichen Erscheinung an sich, wie Marcks will, darf dahingestellt bleiben. Karl V., „der Schicksalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde", erscheint als der Politiker, der das Unmögliche immer von neuem wieder versucht, die christliche Universalmonarchie wiederherzustellen. Alle die Mächte und Tendenzen, die ihm dabei in den Weg treten, die ihn nach allen Seiten hin in Anspruch nehmen und abziehen: der Papst, der französische König, der Türke, die territoriale Entwicklung und die religiöse Bewegung Deutschlands, die nationale Erhebung Spaniens, dann die stete Geldnoth des Kaisers, die kaum zu überwindende ungeheure Raumweite seines Reichs — dies Alles wird in seinen Wirkungen und Wechselbeziehungen uns lebendig vor die Augen gestellt.

Man wird nicht leugnen können, daß die Schwierigkeiten einer so ungemein verwickelten Darstellung nicht immer glatt überwunden sind, und daß der Erdenrest der kritischen Forschung noch hier und da an ihr haftet und sie belastet; aber der gewaltige Fortschritt, der hier in der tiefern Erkenntniß der Persönlichkeit Karl's und der großen treibenden Kräfte der Zeit geleistet ist, ist unverkennbar. Namentlich ist auch das Verhältniß des Kaisers zum deutschen Protestantismus und dessen politische Entwicklung in entscheidenden Punkten aufgehellt worden. Mit vollem Rechte hatte B. von vornherein davon Abstand genommen, das gesammte urkundliche Material heranziehen zu wollen; das hätte sein Unternehmen bei dem derzeitigen Stande der Quellenpublication illusorisch gemacht und in den Anfängen scheitern lassen. Er beschränkte sich im großen und ganzen auf die gedruckten Quellen, unter denen er die englischen Calendars bevorzugte, während er vor der Bewältigung des „wüsten, von den Spaniern neuerdings aufgehäuften Materials“ schließlich zurückschrak; aber vielfach hat er daneben auch seine Actenausbeute aus den Archiven von Wien, Brüssel, Marburg u. s. w. zu verwerthen gewußt. Angesichts seiner unvollständigen und lückenhaften Quellen betonte er mit Recht die Ehrenpflicht des Reichs, die Monumenta Germaniae auch auf das 16. und 17. Jahrhundert auszudehnen, bis zur Epoche des Aufsteigens der brandenburgisch-preußischen Macht. Daß seine Geschichte Karl's V. kein populäres Werk geworden ist, daran lag die Schuld weniger an B. als an dem ganzen Stoff und der Person des Helden. Er selber hat hart unter den Schwierigkeiten und den Enttäuschungen dieser Arbeit gelitten und wohl manchmal der Empfindung Ausdruck gegeben, daß er sich damit einer unzweifelhaft höchst anziehenden, aber innerlich nicht recht befriedigenden Aufgabe unterzogen habe, ähnlich wie er in seiner Jugend die spanische Geschichte in Angriff genommen. Und in der That wird man es fast als ein tragisches Verhängniß ansehen dürfen, daß dieser auf die verständnißvolle Würdigung unserer nationalen Vergangenheit so fein und sicher gestimmte Geist sich nicht seine Lebensaufgabe aus der deutschen Geschichte wählte und seine Kraft an einem fremdartigen Stoffe maß.

Sein letztes großes Werk, dessen Bände sich in den Jahren 1885/86, 88 und 92 folgten, begleitete eine Reihe kleinerer Arbeiten, die mehr oder minder damit im Zusammenhang standen und von denen hier nur die gedankenreichen Abhandlungen „Karl V. und die deutsche Reformation“ und „Römische Triumphe“ genannt werden mögen, weil er in ihnen seine Begabung wieder voll bewährte, geschichtliche Erkenntniß dem Leben der Gegenwart fruchtbar zu machen. Diesem Ziele dienten auch die beiden wissenschaftlichen Fehden, in die er noch vor Inangriffnahme seines Karl V. 1882/83 verwickelt wurde, einmal sein mannhaftes Auftreten gegen Janssen's tendenziöse Verhimmelung des christlichen Mittelalters und Verunglimpfung der reformatorischen Bewegung, und sodann seine Kritik von Treitschke's deutscher Geschichte, in der er sich vor allem gegen eine übertriebene Verherrlichung Preußens und eine ungerecht harte Beurtheilung der deutschen Kleinstaaten wandte. Gewiß konnte man darüber streiten, ob Treitschke dabei immer das richtige Maß gehalten, aber gegenüber dem grandiosen Wurf seines Werkes, dem fortreißenden Schwung und der glänzenden Pracht seiner Darstellung, dem echten Feuer seiner nationalen Empfindung durften die Ausstände nicht so scharf betont werden, wie es von B. geschah. Mit einem Thiers durfte Treitschke nicht auf eine Stufe gestellt werden. Diese Polemik mit einem alten politischen Gesinnungsgenossen, die weitere Kreise zog und auch einen Bruch mit Sybel's historischer Zeitschrift herbeiführte, hat zu ihrem Theil zu der Verbitterung beigetragen, die bis zu

einem gewissen Grade Baumgarten's Lebensabend trübte; aber sie entsprang, wie nie verkannt werden darf, doch im letzten Grunde seinem unbeirrbaren Wahrheitsdrang und seiner ganzen Auffassung des nationalen Lebens und der Zeitumstände überhaupt.

War schon seine Freude an der Entwicklung der elsässischen Dinge sehr kurz gewesen und durch die romantische Episode der Manteuffel'schen Statthalterschaft wie durch das bureaukratische Regiment der deutschen Verwaltung ins Gegentheil verkehrt worden, war er wie fast alle Eingewanderte durch das schwankende Verhalten der elsässischen Bevölkerung allmählich schwer enttäuscht worden, so lastete doch noch viel härter auf ihm die höchst bedrohliche Richtung, die nach seiner Meinung unsere nationale Entwicklung überhaupt genommen hatte. Ueberall sah er die Gedanken, für die er selber einst gefochten hatte, nun, da ihnen der Sieg gewonnen war, ins Uebermäßige und Ungesunde wachsen, die nationale und die einheitliche Idee sowohl wie den Monarchismus, überall schienen ihm die idealen Mächte der Bildung und der Sittlichkeit zurückzutreten und an Boden zu verlieren. Mit den allerschwersten Bedenken verfolgte er die wachsende Popularität des Bismarck'schen Regiments, seine Wendung in der Wirthschaftspolitik, sein Vorgehen und seinen Rückzug im Culturkampf. Er war nur noch geneigt, ihm den Ruhm des größten Diplomaten im 19. Jahrhundert zu lassen, im übrigen befürchtete er, daß seine herrische, rücksichtslose Art, seine „cäsarische Demagogie“ und der „Fluch des allgemeinen directen Stimmrechts“, das er gegeben, uns „dem Schicksal der Romanen anheimfallen lassen werde, zwischen Extremen hin- und hergeschleudert zu werden“. Man hat nach erklärenden Gründen für diese Stellungnahme Baumgarten's gesucht, den Gegensatz des Idealisten gegen den großen Realisten betont, die Unbefriedigung seiner verehrungsbedürftigen, hingebenden Seele, die den Heroencultus gebraucht habe, sein Stehenbleiben in der allgemeinen Wandlung, die sich rings um ihn vollzogen. Man wird indeß, wie mir scheint, nicht übersehen dürfen, daß B. mit Bismarck's Politik eigentlich nur in den Höhepunkten ihrer schöpferischen Leistung 1866 und 1870 einverstanden war, daß er aber sonst sich fast immer kritisch mißbilligend oder ablehnend zu ihr verhielt. Dem Manne des stolzen Maßhaltens, des bedächtigen Abwägens, des bewußt sich Einordnens war der alles überragende gewaltige Mensch der That im Grunde wohl nicht sympathisch. Es ist bezeichnend, daß er zuletzt an ihm vor allem seine unbedingte Furchtlosigkeit rühmte, einen Zug, der seiner eigenen Wahrheitsliebe entsprach.

Man wird indeß sich hüten müssen, in diesem Zuge verbitterter Kritik bei B. die allgemeine Signatur seines Lebensabends sehen zu wollen. Wie gern weilte er im Kreise der Münchener historischen Commission, der er seit 1880 angehörte, wie eifrig nahm er an ihren Plänen und Aufgaben theil! So lange es seine Kräfte ihm erlaubten — und sie erlahmten doch erst in den allerletzten Jahren, nachdem er im Frühjahr 1890 bei der Altersgrenze seine Professur niedergelegt hatte — war er rüstig und andauernd bei der Arbeit. Er wagte sich noch an eine Biographie Jolly's und hatte eben die Einleitung fertiggestellt, als ihn der Tod am 19. Juni 1893 erreichte. Er schaute auch bis zuletzt hell und mannhaft ins Leben, und nie verlor er die köstliche Gabe, sich an seinen großen und kleinen Freuden erfrischen und erbauen zu können, wie er auch bis zu seinem Ende stets die tröstliche Fähigkeit behielt, mit wahrer, innerlicher Theilnahme dem Ergehen und dem Wirken Anderer zu folgen. Es war doch ein gesegnetes Leben, das er auf seinem ruhigen, schattigen Landsitz vor den Thoren Straßburgs führte, inmitten seiner Familie, die mannichfaches, herbes Leid nur um so inniger an ihn geschlossen hatte, und seiner treu ergebenen Freunde. Wer in diesen Kreis mit seiner einfachen

Lebenshaltung trat, der glaubte einen Hauch jener classischen Zeit zu spüren, da allein die Pflege der geistigen Güter das Erbtheil unsers Volks gewesen. Und unvergeßlich blieb ihm die kleine, gedrungene Gestalt des Hausherrn in ihrem unverkennbaren Typus des deutschen Professors, mit dem mächtigen Kopf, den fein geschnittenen Zügen des bartlosen Gesichts, den klaren Augen, die hinter der Brille hervorschauten, lebendig, scharf und gütig zugleich, mit seiner anheimelnden Sprechweise, die nord- und süddeutsche Elemente verband, der zarter Empfindungen und geistiger Interessen voll, mitzutheilen und anzuregen verstand wie kaum ein Anderer. Seine wahre Natur hat er selber am treffendsten mit seinen Worten gekennzeichnet, die seinem alten Lehrer und Freunde Duncker galten: ein Mensch, in dem Wissenschaft und Leben durchaus eins war, den die Wissenschaft unwiderstehlich auf sittliche Bethätigung hindrängte und dem diese Bethätigung aus dem tiefsten Grunde des Erkennens keimte, ein Mann, in dem uns das innerste und beste Wesen des Geschlechts entgegentritt, welches durch seine Arbeit die Herstellung des Deutschen Reiches vorbereitet hat.

Historische und politische Aufsätze und Reden von H. Baumgarten, mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks und einem Bildniß des Verfassers, 1894. Darin p. CXXXV—CXLI ein chronologisches Verzeichniß der von B. veröffentlichten Schriften, zusammengestellt von C. Varrentrapp.

W. Wiegand.

Blaas*): Karl von B., Historienmaler, geboren am 28. April 1815 zu Nauders (Tirol) von armen Eltern, † am 19. März 1894 zu Wien. Nach einem kümmerlichen Schulunterricht in Nauders und Innsbruck brach sich sein Künstlertalent immer mehr Bahn, so daß sein Oheim Franz Purtscher Freiherr v. Eschenburg, Gerichtspräsident zu Verona, vom Jahre 1832 an ihn auf seine Kosten die Akademie von Venedig besuchen ließ. Hier machte er trotz kümmerlichster Lebensverhältnisse rasch glänzende Fortschritte, so daß er schon 1834 zwei erste Preise erhielt, denen zwei weitere im J. 1835 folgten, darunter auch der höchste, für Composition (Tullia, wie sie über den Leichnam ihres Vaters fährt). Auf der Ausstellung von Venedig 1834 erwarb sein erstes Porträt (Selbstporträt) großen Beifall und verschaffte ihm mehrere Porträtaufträge. September 1835 reiste er nach München. Vor den Fresken von Heinrich Heß in der Allerheiligencapelle empfand er zum ersten Male, „daß die religiöse Kunst anders als bloß naturalistisch sein solle, daß man ohne höheres Studium und frommes Empfinden solche Bilder nicht schaffen könne". Anfangs 1837 wieder in Venedig, malte er dort sein erstes historisches Bild: „Moses auf dem Berge Sinai", das ihm von der Wiener Akademie ein fünfjähriges Romstipendium eintrug.

Noch im selben Jahre kam er nach Rom. Unterwegs lernte er in Florenz den Schweizer Maler Paul Deschwanden kennen, dessen frommer Sinn und ätherische Engelsgestalten Blaas' Neigung für religiöse Kunst verstärkten, die dann durch den Umgang mit Overbeck und dem ganzen Nazarenerkreis in Rom noch weitere Nahrung fand. „Der Kampf zwischen Realismus, dem ich bisher gefolgt war, und Idealismus war in mir aufgelodert." Fromme Künstler und Bücher machten ihn zum „Schwärmer"; ihr Urtheil in der Kunst traf aber nicht mit seiner Ueberzeugung zusammen. Er gab sich mit Eifer dem Studium der alten italienischen Meister, vor allem des Raffael hin und strebte danach, schöne, lebendige Formen und kräftiges Colorit mit frommem Geist zu vereinigen, was aber „mit katholischer Strenge" zurückgewiesen wurde.

*) Zu Bd. XLVII, S. 6.

Unter diesen Eindrücken entstand sein erstes Bild in Rom: „Die Wiederkehr des Patriarchen Jakob mit seinem Gefolge“, welches in Rom ausgestellt wurde und wegen seiner „Zeichnung und Farbengebung“ sehr gelobt wurde. Dasselbe ward vom Kaiser Ferdinand für die Galerie des Belvedere (jetzt im k. k. Hofmuseum) erworben. In nächster Folge entstand dann sein Bild „Die hl. Elisabeth“, welches Fürst Metternich in Wien erwarb. Er wiederholte dasselbe noch zwei Mal, für den Domprobst Eberle von Bozen und den Fürsten Radziwill. Schon mehr zur Zufriedenheit Overbeck's war eine hl. Familie für den Fürstbischof in Trient; für eine Capelle in Franzensfeste malte er um dieselbe Zeit ein Altarbild „Johannes des Täufers“. 1839 machte B. mit seinem Freunde Deschwanden eine Kunstreise durch Umbrien. Hierauf malte er „Mariae Heimsuchung“ für den Kunsthändler Unterberger in Innsbruck (jetzt im Ferdinandeum daselbst; eine Wiederholung in Amerika). 1841 malte er „Die hl. Katharina von Engeln getragen“, ein Gemälde, das auf der Ausstellung in Rom schon am zweiten Tage von einem Amerikaner gekauft wurde und Blaas' Künstlernamen in Rom begründete. Für einen bekehrten Juden Ratisbon erhielt er nun den Auftrag zu fünf Altarbildern für eine Kirche in Paris. Auch für eine englische Kirche malte er im Auftrag des Lord Shrewsbury mehrere Engelsbilder. Außerdem Porträts.

Die günstigen Umstände bewogen ihn, eine schöne Albanerin aus guter Familie, Agnese Auda, 1842 heimzuführen. Im selben Jahre malte er das Porträt der Fürstin Doria zwei Mal und erhielt darauf von der römischen Aristokratie und namentlich von Engländern zahlreiche Porträtaufträge. Nebenbei malte er eine damals sehr bewunderte „Rebekka am Brunnen“ im Besitz von J. Treils in Venedig. 1844 malte er für Baron Bussière zwei Bilder: „Maria mit zwei Engeln“ und „Mariae Heimsuchung“. Während B. in seinen religiösen Darstellungen mehr und mehr dem frömmelnd süßlichen, unwahren Idealismus des Nazarenerthums nachgab, bewahrte er sich eine freiere und natürlichere Auffassung in den zahlreichen Porträts und namentlich in den Kostüm- und Sittenbildern, die er in den römischen Bergen und 1847 in Neapels Umgegend aufnahm. Im selben Jahre entwarf er die Festdekorationen im Dom von Albano aus Anlaß des Besuches des neuerwählten, damals „freisinnigen“ Papstes Pio IX. daselbst und erhielt dafür eine silberne Medaille. 1848 malte er in Albano drei Altarbilder für eine Kirche zu Foth in Ungarn, im Auftrage des Grafen Stephan Karolyi, ferner ein Altarbild für die Hauscapelle des Fürsten Metternich: „Papst Clemens die ihm erschienene Madonna verehrend“ (in der fürstl. Villa am Rennweg in Wien). Für den Grafen Panin in Petersburg malte er eine Scene aus dem Tiroler Landsturm 1809, „Die Flucht nach Aegypten“ und „Christus in Emmaus“.

Mehrere der vorerwähnten Bilder waren im J. 1846 in Wien ausgestellt und fanden großen Beifall. Dort malte er auch im J. 1849 mehrere religiöse Gemälde, einen hl. Georg, S. Franciscus und eine Madonna. Auf seiner Rückreise nach Rom besuchte er 1850 seinen noch lebenden 88jährigen Vater in Nauders. Nachdem eine von Overbeck und P. Tenerani warm befürwortete Bewerbung des Künstlers vom 21. März 1850 um die erledigte Professur der Geschichtsmalerei an der k. k. Kunstakademie von Mailand im September desselben Jahres abschlägig beschieden worden war, wurde ihm noch im nämlichen Jahre eine Professur für Malerei an der Wiener Akademie angetragen. Er nahm den ehrenvollen Ruf an, jedoch mit Urlaub bis zum Januar 1851, welchen er zur Vollendung verschiedener Gemälde benutzte, darunter „Die Messe, welche Schnittern auf freiem Felde gelesen wird“, ein größeres Bild, welches vom Grafen Beroldingen auf der Wiener Kunstausstellung 1851 gekauft wurde.

Ferner ein Familienbild für seinen Gönner Lord Shrewsbury, das er im Juli 1851 in Palermo ausführte. Blaas' letzte Arbeit in Rom war sein Selbstporträt im Alter von 35 Jahren (1850), das in den Besitz seiner Tochter Cornelia kam.

Im August 1851 begab er sich nach Wien. Ein Auftrag der Gräfin Colloredo, geborenen Potocka, ihr Porträt zu malen, verschaffte ihm sofort zahlreiche andere Bestellungen von Porträts aus den Kreisen des Hofes und Hochadels in Wien. Die Gräfin Hunyady, später Fürstin Milos Obrenowitsch und die junge Fürstin Franz Liechtenstein (geb. Potocka) stellte er in lebensgroßen Halbfiguren dar; im J. 1853 malte er ein Bild des Kaisers für London. Daneben malte er kleine Genrebilder und Altargemälde: „Madonna mit dem Kinde" für die Erzherzogin Sophie, „Heilige Familie" und „Christus am Oelberg" in fast lebensgroßen Figuren für die Fürstin Mathilde Schwarzenberg. Ferner zwei Porträtbilder in ganzen Figuren des Cardinalprimas von Ungarn Scitowsky und des 80jährigen Grafen Zichy. In den Ferien der zwei folgenden Jahre malte er für den Grafen Stephan Karolyi die Kirche von Foth in Ungarn mit Fresken aus der Geschichte Christi und Maria's aus (6 Oelbilder und 28 Freskobilder). Damals malte er auch das Bild „Karl der Große in einer Knabenschule", welches ihm auf der Pariser Weltausstellung von 1855 die II. goldene Medaille eintrug, und das lebensgroße Porträt der Gräfin Lanckoronska mit ihrem Söhnchen. 1854 malte er in der neugebauten Altlerchenfelderkirche an der linken Mittelschiffwand Fresken aus dem Leben Jesu und Marias, und „in der Hälfte des Kreuzgewölbes gegen den Chor zu" sechs religiöse Allegorien in Colossalgröße. Im ganzen 24 Fresken. Für das Prachtmissale, welches im April 1854 der jungen Kaiserin überreicht wurde, ebenso wie für ein ähnliches Missale, ein Geschenk des Kaisers an den Papst, stellte B. mehrere Miniaturbilder auf Pergament her.

Im Sommer 1856 übernahm er eine Professur an der Akademie Venedig, wo er anfangs schwer um die Freiheit im Unterricht zu kämpfen hatte. Er führte allerlei Reformen im Malunterricht dort ein. Im ersten Jahr arbeitete er noch an den Cartons für die Lerchenfelder Kirche, daneben führte er für das Stammbuch der Erzherzogin Margarethe mehrere Aquarellbilder aus dem römischen Leben aus. Auch im nächsten Jahre schuf er mehrere kleine römische Sittenbilder: „Die Verlobte" (vom Minister Bach gekauft), „Römische Frauen aus der Kirche kommend" für Erzherzog Maximilian in Miramare u. a. Im Herbst 1858, nach Vollendung der Lerchenfelder Fresken, malte er das figurenreiche Gemälde „Raub der venetianischen Bräute durch istrianische Piraten", das auf der Kunstausstellung in Wien 1859 die große goldene Medaille erhielt (jetzt im Ferdinandeum, Innsbruck), heutzutage aber durch seine theatralisch-akademische Haltung in Composition und Colorit wenig fesselt. Im selben Jahr erhielt er den Auftrag zur Ausschmückung des Arsenals mit Fresken aus Oesterreichs Geschichte, woran er bis 1872 in den Sommerferien arbeitete. 45 Freskogemälde, darunter 4 große Schlachtenbilder in den Nischen der großen und mittleren Halle sind alle eigenhändig ausgeführt. An den Kuppelgemälden half ihm sein Sohn Eugen einen Sommer hindurch. Cartons dazu sowie von mehreren religiösen Bildern befinden sich im Ferdinandeum in Innsbruck. Auch in Venedig erhielt er 1861 die Oberleitung bei der Ausmalung der Waffensäle im neuen Arsenal; ebendort nahm er an der Restaurirung der Mosaiken von S. Marco theil.

Im Mai 1866 siedelte er wieder nach Wien über, um von neuem eine Lehrstelle an der Akademie einzunehmen. Hier verlor er am 18. October 1868 seine edle, geliebte Frau. 1872 nach Vollendung seiner Fresken im Arsenal

erhielt B. vom Kaiser das Comthurkreuz des Franz Josephordens und damit den Adel. Seine letzte große Arbeit vom Jahre 1876 war ein Altarbild für eine Wiener Kirche: „Johannes auf Pathmos". Außerdem malte er in seinen letzten Jahren kleinere Bilder, Volksscenen und mythische Gegenstände. Seine sterblichen Reste ruhen in einem von der Gemeinde Wien auf dem dortigen Centralfriedhof ihm gewidmeten Ehrengrabe, das mit der Broncebüste des Verstorbenen geschmückt ist.

B. gehörte zu denjenigen Künstlern, welche zu Lebzeiten gefeiert und mit Aufträgen überhäuft, bald nach ihrem Tode den Glanz ihres Ruhmes einbüßen und wenn nicht ganz vergessen, so doch wenig mehr beachtet werden. Seiner Kunst, so sehr sie ihn bei Lebzeiten emportrug, wohnte eben auch jener tragische Zwiespalt inne (den B. selbst zeitweise fühlte), welcher den Vermittelungs- und Verschmelzungsversuchen einer Uebergangszeit zwischen heterogenen, einander ausschließenden künstlerischen Geistesströmungen und Bestrebungen unfehlbar anhaften muß. Hauptsächlich dürfte neben seiner religiösen Malerei auch seine umfangreiche Thätigkeit als Porträtmaler im Dienste hoher und vornehmer Kreise, denen er schmeicheln zu müssen meinte, dazu beigetragen haben, daß seine ursprünglichen realistischen und coloristischen Neigungen und Anlagen allmählich verflachten und verflauten und er, ohne sich zu einem kraftvollen und ausgesprochenen, persönlichen Stil durchringen zu können, einer bunten, zum Süßlichen neigenden akademischen Glätte und Mache verfiel. In den neueren, auch eingehenderen Darstellungen der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts wird er auffallender Weise, im Gegensatz zu seiner, an Erfolgen reichen Laufbahn, fast durchweg übergangen. —

Selbstbiographie des Malers Karl Blaas, herausg. von Ad. Wolf. Wien 1876. — Tiroler Bote, 1837, Nr. 308; 1841, Nr. 128; 1842, Nr. 232; 1846, Nr. 220, 241; 1849, Nr. 887; 1858, Nr. 20. — Schützenzeitung (Innsbruck), 1858, Nr. 106; 1861, Nr. 124. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. Wien 1856. — L. Pfaundler, Lexikon über die bild. Kstler. ꝛc. in Tirol und Vorarlberg 1863 (Handschrift im Ferdinandeum, bez. W. 4804). — Allgemeine Zeitung, München, 1894, 24. März. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrh., I. — Kunstfreund 1904, S. 106, 116 (mit urkundl. Nachrichten). — Zeitschrift f. bild. Kunst u. Kunstchronik an vielen Stellen (s. Register). — Friedr. Noack, Deutsch. Leben in Rom. Stuttgart u. Berlin 1907.

Hans Semper.

Braun *): Karl B.-Wiesbaden, Politiker und Schriftsteller, geboren zu Hadamar am 20. März 1822, † zu Freiburg i. B. am 14. Juli 1893. B. gehört zu den Männern, die bei der politischen und wirthschaftlichen Erneuerung Deutschlands, die an den Namen des Fürsten Bismarck anknüpft, als Vorbereiter und Mitarbeiter in hervorragender Weise betheiligt waren. Hierin liegt die bleibende Bedeutung seiner Wirksamkeit. Speciell ist dieselbe einflußreich gewesen für die Ausgleichung der Gegensätze zwischen Süd und Nord, wie für die Reform der veralteten wirthschaftlichen Gesetzgebung. Nach seiner Eigenart und Begabung darf er zu den interessantesten Erscheinungen seiner Epoche gerechnet werden, sowie seine Lebensschicksale typisch sind für die Uebergangsperiode, in die seine Existenz fiel. Nachdem er seine politischen und wirthschaftlichen Ideale in der Richtung auf Freihandelspolitik in umfangreichster, kaum erhoffter Weise realisirt gesehen hatte, schloß er sein Leben in dem bittern Gefühl der Enttäuschung durch die Wendung des Fürsten Bismarck zur Schutzzollpolitik.

*) Zu Bd. XLVII, S. 196.

Für die erste Entwicklung Braun's waren die Verhältnisse seiner nassauischen Heimath entscheidend. Er entstammte einer wohlhabenden katholischen Bauernfamilie zu Hadamar im Lahngau. Er selbst pflegte sich als ripuarischen Franken zu bezeichnen. Er war von ansehnlicher Gestalt mit mächtigen, wohlproportionirten Gliedmaßen, in späteren Jahren etwas zur Fettleibigkeit geneigt, lebhaften Blickes, das Gesicht eher rund, von gesunder Farbe, Haupthaar und Bart dicht, braun und etwas lockig, die Art seines Sprechens bedächtig und nachdrücklich. So trug er körperlich die Spuren seines bäuerlichen Ursprungs; ihm verdankt er seinen scharfen Blick für die Wirklichkeit und seinen Sinn für die Details des Lebens und dessen materielle Güter. Nicht minder erfloß aus diesem Ursprung die Gabe volksthümlicher Beredsamkeit und, wenn er wollte, die Derbheit seines Bauernwitzes. Seine in der kleinen Landstadt zugebrachte Jugend hatte ihn die Zustände vom Standpunkte der Regierten anzusehen gelehrt und ihn namentlich die Mißstände, unter denen der Bauer und Kleinbürger stand, nahe gerückt. So war er zum Tribun der Bauern und Kleinbürger seiner Heimath vorgebildet.

B. besuchte das Gymnasium zu Weilburg. Da Nassau keine Landesuniversität hatte, so versahen Marburg und Göttingen einigermaßen diese Stelle. Marburg bezog B. in seinem achtzehnten Jahr (1840) und schloß sich der Landsmannschaft der Nassauer an. Aus seiner Studentenzeit erzählt er in seinen Reiseskizzen von einer großen Suite in Wilhelmshöhe, wo die ganze Schmiere auf elenden Kleppern in tollem Galopp die Allee hinaufraste. „Schön war es doch." B. sollte sich zunächst dem Lehrerstand widmen und ließ sich in Marburg als Philologe immatrikuliren; er wandte sich dann nach Göttingen und sattelte zum Jus um. Er hörte namentlich bei Mühlenbruch, einem seiner Zeit renommirten Romanisten, dessen Vortrag ihn jedoch für sein Fach nicht begeistern konnte. Ein inneres Verhältniß zur Rechtswissenschaft hat er bei deren Erstarrung und Abwendung vom Leben nicht zu finden gewußt. Der Rechtszustand seiner Heimath war ein Labyrinth, das sich aus römischem, kanonischem, und verschiedenen Landesrechten, darunter auch namentlich das Katzenellenbogener und Solmser Landrecht, aufbaute, ein Zustand, der erst mit dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch um die Jahrhundertwende ein Ende nahm. In der untern Instanz lag Verwaltung und Rechtsprechung in einer Hand. B. erzählt launig, wie der Beamte seine Functionen wechselte, indem er einfach von einem Bureau in das nebenliegende ging.

Nach abgelegtem Doctorexamen fand B. Verwendung bei den nassauischen Gerichten; das Jahr 1848 wurde indessen für ihn entscheidend. Er wurde seiner politischen Haltung wegen von der in Nassau scharf einsetzenden Reaction beanstandet und wandte sich der Advocatur zu, die ihm genügenden Spielraum zu einer immer ausgedehnteren politischen und parlamentarischen Thätigkeit ließ. Er wurde bald der populärste Mann der liberalen Partei im Herzogthum und der von den Gegnern bestgehaßte.

Als Sechsundzwanzigjähriger wurde er 1849 zum Abgeordneten gewählt. Der politischen Richtung, die er bei Beginn seiner öffentlichen Thätigkeit eingeschlagen hatte, ist er bis zum Ende treu geblieben, der Zusammenfassung Deutschlands durch Preußen im Bundesstaat oder noch lieber im Einheitsstaat. Die Misere der Kleinstaaterei trat nirgends gründlicher hervor als in dem Herzogthum Nassau, einer Schöpfung des Wiener Congresses unter englisch-oranischem Einfluß. Aus allerlei Fetzen deutschen Gebietes zusammengesetzt, entbehrte es in gleicher Weise gesetzrechtlicher Grundlage wie zweckmäßiger Administrirung. Für das Ausland gruppirte es sich um seine Spielbanken und Badeorte. Im Bundestag war es mit Braunschweig zu einer Curie vereinigt, so daß bei jeder Meinungs-

verschiedenheit die Stimmen sich gegenseitig aufwogen. Die Verfassungsgeschichte des Landes erschöpfte sich in endlosen Streitigkeiten zwischen Herzog und Ständeversammlung über das Eigenthum an den Domänen. Die nach 48 hereinbrechende Reaction benutzte der Herzog Adolf, um sich der Domänen zu bemächtigen, sie wurden das Hauptstreitobject zwischen der Bevölkerung und dem Hofe. Der Herzog hatte kostspielige Passionen, Theater, Pferde und Maitressen und neigte, mitbestimmt durch seinen Verkehr mit der Aristokratie im österreichischen Officiercorps in dem Wiesbaden benachbarten Mainz, nach Oesterreich. Da die liberale Partei, die er im Domänenstreit sich gegenübersah, preußisch gesinnt war, wurde der Herzog um so excentrischer in das österreichische Lager getrieben, wo er Schutz für seine Domänenpolitik und gegen preußische Machtgelüste erwartete. Sein Bundescontingent wurde nach österreichischem Muster uniformirt und reglementirt.

In der Kammer nahm B. eine leitende Stellung ein und war bis zur Annection im J. 1866 deren Präsident. Neben ihm wirkte in gleichem Sinn der ihm in treuer Freundschaft verbundene Rechtsanwalt Fritz Lang. Von Seiten der Partei des Herzogs wurde kein Mittel unversucht gelassen, um B. in der Meinung des Landes zu entwurzeln; ein eigenes Blatt wurde mit herzoglicher Unterstützung gegründet unter Leitung eines gewissen Abt, das ihn persönlich in der scurrilsten Weise beschimpfte und verleumdete, während die Presse im übrigen auf's äußerste geknebelt war. B. trat zwar dem im J. 1859 gegründeten Nationalverein bei, nahm aber an dessen Verhandlungen, die die Führung Deutschlands noch als offene Frage behandelten, keinen Antheil. Diese Frage war für ihn ein für allemal gelöst. Bereits 1864 erklärte er sich für die Annection von Schleswig-Holstein. Folgerichtig verweigerte die Kammer im Jahre 1866 die für den Krieg mit Preußen geforderte Summe trotz der gefälschten österreichischen Siegesnachrichten, mit denen Süddeutschland überschwemmt wurde. In dem Bundeskrieg selbst spielte das nassauische Contingent eine traurige Rolle und löste sich vor den vorrückenden Preußen in vollständiger Debandade auf. In dem Domänenstreit trug Herzog Adolf allerdings den Sieg davon, als ihm der Werth der Domänen in dem mit Preußen geschlossenen Vertrag reichlich vergütet wurde.

Ein über Nassau hinausgehendes Feld der Bethätigung fand B. in dem volkswirthschaftlichen Congreß, den er seit seiner Begründung im J. 1859 als Vorsitzender leitete. Die zu beseitigenden Mißstände lagen vor allem in den Kleinstaaten vor Augen. Die Zerstreutheit und Buntscheckigkeit des Münzwesens in Maß und Gewicht, die Verfahrenheit des Bankwesens, der Mangel an Einheitlichkeit im Postwesen lähmten den wirthschaftlichen Aufschwung. Niederlassung, Verehlichung, Geschäftsbetrieb unterlagen chicanösen Bestimmungen, die Reaction hatte den Polizeistaat bis zu den äußersten Consequenzen ausgebaut. Im Gegensatz dazu verfolgte der volkswirthschaftliche Congreß eine entschieden freihändlerische Tendenz, wie sie in England im Cobdenclub sich aussprach, dessen Ehrenmitglied B. wurde. Auf dem volkswirthschaftlichen Congreß, dessen Hauptstützen außer B. namentlich Michaelis, Otto Wolff, Lette, Oppenheim, Prince-Smith, Alexander Meyer, Faucher waren, wurden die volkswirthschaftlichen Fragen, die bei der Gründung des Reiches zu lösen waren, so gründlich durchgesprochen, daß die großen Gesetze über Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz, die Gewerbeordnung, die Ordnung des Münz- und Bankwesens, als sie von der Reichsregierung, vertreten durch den Präsidenten Delbrück, eingebracht wurden, unter Zustimmung der gut vorbereiteten öffentlichen Meinung in kurzer Zeit erledigt werden konnten. Ueber die Art seines Vorsitzes schreibt Alexander Meyer: „Frei von jeder Pedanterie

wußte er die Verhandlungen, wenn sie langweilig zu werden drohten, abzukürzen, persönlichen Streitigkeiten die Spitze abzubrechen, verwickelte Abstimmungen zu einem guten Ende zu führen; für einen feierlichen Reichstag hätte sich seine Präsidialführung nicht geeignet: für diese Versammlung war sie von unersetzlichem Werth. Und mehr noch als in den berathenden Sitzungen erwies sich die siegreiche Macht seiner Persönlichkeit bei den geselligen Zusammenkünften. B. wurde des Deutschen Reiches größter Toastredner. In überreicher Fülle flossen ihm die Gedanken zu, und er wußte dieselben mit Geschicklichkeit zu verknüpfen".

B. gehörte dem Reichstag des Norddeutschen Bundes und dann dem Deutschen Reichstag bis zum Jahre 1887 an. Zuerst als Vertreter von Wiesbaden, dann, ein Zeichen populären Wandelsinns, von seinem heimischen Wahlkreis verlassen, als Vertreter anderer Bezirke, zuletzt von Sagan-Sprottau. Im Reichstag war er ein gern gehörter und sachkundiger Redner. An Schlagfertigkeit, an sprudelnder Laune hat er in der Geschichte parlamentarischer Beredsamkeit in Deutschland nur Georg v. Vincke zum Rivalen gehabt. Er half die nationalliberale Fraction begründen, schloß sich 1880 nach Bismarck's Uebergang zum Schutzzoll mit Forckenbeck, Stauffenberg, Lasker, Bamberger der Secession an und trat 1884 der freisinnigen Partei bei. Eine leitende Stellung in diesen Fractionen hat er nicht eingenommen. Es fehlte ihm der unermüdliche Fleiß und die Betriebsamkeit Lasker's, die landsmannschaftliche Gefolgschaft, die sich um Bennigsen scharte; die Details des parlamentarischen Lebens erschienen seinem leichtlebigen, süddeutschen Humor zu philiströs und bureaukratisch. Auf die Probe, ob er sich in einem Reichsamt bewährt hätte, ist er nie gestellt worden. Er gehört zu der Fülle von Talenten, welche der Reichstag einer liberalen parlamentarischen Regierung zur Verfügung stellte, deren Nichtbenutzung die Zerfahrenheit deutschen Parteiwesens und die ständige Verlegenheitspolitik der Regierung zur Folge hatte, an der Deutschland und seine Regierung seitdem laboriren.

Die äußere juristische Laufbahn Braun's verlief, wie folgt. Er trat 1844 in den nassauischen Staatsdienst, verließ denselben 1849, war von da bis 1855 Rechtsanwalt in Dillenburg, von 1855 bis 1867 Obergerichtsprocurator in Wiesbaden, siedelte in diesem Jahr nach Berlin als Rechtsanwalt im Obertribunal über, ging von da an das Reichsgericht nach Leipzig und kehrte nach Berlin zurück an das Landgericht I, wo er 1887 seine juristische Thätigkeit einstellte,. Schon aus diesem häufigen Wechsel ergiebt sich, wie wenig es ihm gelang, als Rechtsanwalt im Norden festen Fuß zu fassen. Das Aufgeben seines heimischen Bodens hat seinem Leben eine große Ruhelosigkeit aufgeprägt, seine Verbindung mit der Heimath gelockert, zu dem Verlust seiner Wiesbadener Mandate zum Abgeordnetenhaus und Reichstag und zu einem wiederholten Wechsel der Wahlkreise geführt, was seiner politischen und parlamentarischen Stellung Abbruch that. Die Fortsetzung seiner Thätigkeit als Rechtsanwalt in Wiesbaden war allerdings bei der fast permanenten Tagung der parlamentarischen Körperschaften in dem ersten Decennium nach 1866 nicht durchführbar. So zersplitterte sich sein Leben wie sein Talent.

B. war ein fruchtbarer Schriftsteller. Seine „Bilder aus den deutschen Kleinstaaten" haben mit vernichtendem Spott Zustände aus seinem Gesichtskreis geschildert, die der heutigen Generation bereits wie eine Märchenposse erscheinen. Durch überzeugende Klarheit zeichnen sich seine volkswirthschaftlichen Schriften aus. Die Reisewerke, die sich auf gutes Verständniß stützen, zeigen ein scharfes Auge für die Besonderheiten von Land und Leuten, gute Laune und ursprünglichen Humor; namentlich hat er die Neigung zur Ausgrabung wunderlicher

Züge und „kurioser Geschichten“ in den durchzogenen Ländern. Die wunderlichen Zustände seiner Heimath hatten seine Augen dafür geschärft, er hat diesem Zuge indessen zuviel nachgegeben; manche seiner Schriften fehlen durch Mangel an Geschlossenheit und durch ins Breite überschlagende Behaglichkeit der Erzählung. Auch sein journalistischer Stil litt unter diesen mit seinem ganzen Wesen zusammenhängenden Eigenheiten und ermangelte der epigrammatischen Schärfe. Der journalistische Stil ist aber vom rednerischen sehr verschieden. Im J. 1884 übernahm er die Redaction der Spener'schen Zeitung. Er scheiterte an dem Versuch, dies in den letzten Zügen liegende Blatt neu zu beleben. Am bekanntesten von seinen zahlreichen Schriften sind, abgesehen von den in wiederholten Auflagen erschienenen Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei: „Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der vier Fragen eines Ostpreußen“ (1867), ferner: „Frankfurts Schmerzensschrei“ (1868), „Gegen Gervinus“ (1871), „Während des Krieges“ (1871), „Nordgeschichten“ (1874), „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers“ (1874), „Reisebilder“ (1875), „Reisestudien“ (1875), „Kulturgeschichtliche Novellen“ (1881), „Doktor Sackauer“ (1881), „Eine türkische Reise“ (1876), „Reiseeindrücke aus dem Südosten“ (1878), „Von Berlin nach Leipzig“ (1880), „Der Diamantenherzog“ (1881), „Landschafts- und Städtebilder“ (1881), „Die Wisbyfahrt“ (1882), „Von Friedrich dem Großen bis zum Fürsten Bismarck“ (1882), „Blutige Blätter, Erzählungen“ (1883), „Pandämonium, Kriminal- und Sittengeschichten“ (1887).

B. hat wie wenige Männer Freundschaft gepflegt, geliebt und erfahren in politischen, litterarischen wie in rein bürgerlichen Kreisen; so standen ihm der wackere Volksmann Präsident Josef Görz in Mainz und der Appellationsrath Wilhelm Petri besonders nahe. In dem gastfreundlichen Heim Braun's in Berlin waltete als Hausfrau seine graziöse Gattin, eine Javanerin, die ihn überlebte; die hoch begabte Tochter Aletta, jetzt mit Professor Creizenach in Krakau verheirathet, stand ihrem Vater und dessen politischen Freunden geistig nahe. Für die Unbefangenheit Karl Braun's spricht es, daß in seinem Hause Männer aller Parteien, so neben Gneist, Auerbach, Spielhagen auch Windthorst verkehrte.

Eine ungemein wichtige Rolle im Leben Braun's spielte zu Freud und Leid der Wein. Und er ist seiner Zeit, kaum minder wie als Politiker, als ein begeisterter Verehrer und Kenner des Weins berufen worden. Schon seine Heimath, die die edelsten Gewächse der Welt producirt, wies ihn darauf. Man kann seinen Namen insoweit neben Viktor v. Scheffel stellen. B. übte den Genuß des Weins unter dem Gesichtspunkt einer freien Kunst. Seitdem ist in der Stellung des Weins eine merkliche Aenderung eingetreten. Der Wein galt unangefochten als Menschenfreund, und nur sein Uebermaß galt als schädlich. Die Grenze des Uebermaßes aber wurde willkürlich gesteckt, und es galt als Mannesruhm, ein trinkfester Zecher zu sein, der auch von einem großen Quantum nicht untergekriegt werden kann. Heute hat die Medicin den Wein unter die höchstens noch geduldeten Genußmittel versetzt, auch der beste Wein muß sich unter den Sammelnamen Alkohol bringen lassen, und als das zu erstrebende Ziel gilt vielfach völlige Abstinenz. Hätte B. diesen Umschlag in der Werthschätzung des Weins erlebt, es wäre ihm sicher eine bittere Kränkung gewesen. Seine Weinzunge war berühmt, er hatte davon sprichwörtlich gebliebene Proben gegeben, seine Fähigkeit, ohne Störung des Gleichgewichts bedeutende Quantitäten zu bemeistern, war groß, und seine Kenntniß der Pflege und Behandlung der verschiedenen Erzeugnißorte ausgebreitet. In seinen Schriften hat er sich eingehend damit beschäftigt. Den Vorwurf

der Unmäßigkeit konnte man ihm nicht machen, und es blieb immer etwas Aesthetisches in seinem Verhältniß zum Wein, seine Lebenslust, sein Witz und sein Humor entfalteten sich dabei am kräftigsten. Aber an der Hand der heutigen medicinischen Feststellungen läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß die langen, schweren Leiden seines Alters von der Anhäufung schädlicher, durch den Wein eingeführter Stoffe in seinem Körper wenigstens mitverschuldet sind. B. hatte sich eine Theorie des Weingenusses gebildet, aber gerade diese Folge ist ihm entgangen.

Bis zum Jahre 1887 hat B. dem Reichstag angehört; dann zwang ihn ein zunehmendes gichtisches Leiden, der parlamentarischen Thätigkeit zu entsagen. Er sprach in der letzten Zeit nur noch selten, aber so oft er es that, mit der alten Frische. Neben die politische Verstimmung trat der Zwang, der gewohnten Geselligkeit zu entsagen. Er lebte nunmehr sehr zurückgezogen in Berlin, bis er sich in seinen letzten Jahren nach Freiburg i. B. wandte, wo nach schmerzlicher Krankheit ein Schlaganfall am 14. Juli 1893 sein Leben beendigte.

Die religiöse und poetische Seite seines Wesens hat B. für die Außenstehenden verborgen gehalten. Nur einmal hat er den Schleier etwas gelüftet in dem Citiren von Versen Rückert's, die ihm auf einer Reise nach Neapel immer wieder in den Sinn kamen. Es ist die Anrufung Sanct Raphael's, des Patrons der Reisenden, vor seiner Grabcapelle:

> Sanct Raphael! Dies ist der Reise Ziel
> Und diesen hast du heim in Gott geleitet,
> Nun führe den auch, der durchs bunte Spiel
> Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet.

Das kann als Motto für Karl Braun's äußeres und inneres Leben gelten.

Friedrich Dernburg.

Büchner*): Ludwig B., geboren am 28. März 1824 in Darmstadt, das fünfte unter den sieben Kindern des aus Reinheim bei Darmstadt stammenden großherzoglich hessischen Medicinalraths Büchner von dessen Gattin Karoline geb. Reuß. Der Vater hatte nach bewegtem Wanderleben, das ihn in Holland in die Armee des Königs Louis Napoleon und mit diesem nach Paris führte, feste Heimath als Arzt an der hessischen Landesirrenanstalt, dann im Medicinalcollegium des Ministeriums gefunden; er starb 80jährig im J. 1862. Von den Kindern haben sich vier einen Namen gemacht, der Aelteste, Georg (geb. 1814, † 1837), der nach politischer Flüchtlingszeit als Privatdocent in Zürich früh verstorbene Verfasser von „Dantons Tod“ (s. A. D. B. III, 488), Luise (geb. 1821, † 1877), besonders durch das Buch „Die Frauen und ihr Beruf“ bekannt, der Litterarhistoriker Alexander (geb. 1827), Professor in Caen, und vor allem Ludwig, der Verfasser von „Kraft und Stoff“.

Ludwig, als Kind der lockige Liebling der Mutter und der Damen, machte, nachdem er eine überstrenge, aber durch nebenhergehende Ungebundenheiten gemilderte Gymnasialzucht mit einem guten Examen als Achtzehnjähriger abgeschlossen hatte, seine Studien als Mediciner in Gießen und Straßburg. Obwohl seine Neigung ihn mehr zur Philosophie hinzog, war er einer der fleißigsten in seinem Beruf, aber er nahm auch an allgemeinen Interessen Theil, förderte freiere Bewegung unter der Studentenschaft und begründete den anfangs großen, nachher wieder in einzelne Corporationen zerfallenden Studentenbund Alemannia. 1848 schrieb er mit August Becker am „Jüngsten Tag“, half Karl Vogt in die Nationalversammlung bringen und exercirte eine Abtheilung der Bürgerwehr, die aber „ihren wichtigen Pflichten mehr in

*) Zu Bd. XLVII, S. 329.

den Wirthshäusern als auf dem Schlachtfeld oblag und die öffentliche Ordnung durch das Mittel der Unordnung aufrecht erhielt". Das hinderte ihn nicht, im Herbst sein Examen magna cum laude zu machen, wobei er in der Disputation den für die Denkrichtung seines Lebens maßgebenden Satz vertheidigte: „Die persönliche Seele ist ohne ein materielles Substrat undenkbar". Auf der Heimreise wäre er in Frankfurt beinahe von den gerade dort einziehenden Oesterreichern abgefaßt worden, die, da er sein Gewehr bei sich hatte, wahrscheinlich kurzen Proceß mit ihm gemacht hätten.

In Darmstadt half er seinem Vater in der Praxis, setzte aber seine wissenschaftlichen Studien fort, die ihn bald weiterhin bekannt machten, u. a. bewirkten, daß er zum Ehrenmitglied und Correspondenten des badischen Aerztevereins gewählt und dann als Assistent von Professor Rapp mit der Berechtigung, Vorlesungen zu halten, für 400 Gulden Gehalt nach Tübingen berufen wurde. Die Lectüre der Werke verschiedener moderner Gelehrten, besonders Moleschott's, und die 1854 in Tübingen abgehaltene Naturforscherversammlung regten ihn zu der Abfassung seines Buches „Kraft und Stoff" an, und durch dies ward er mit einem Schlage eine europäische Berühmtheit. Aber — Wechsel der Zeit! — dieselbe Tendenz, auf die hin er 1848 mit Lob hatte disputiren können, brachte ihm nunmehr Entlassung von seiner Stelle. Er mußte wieder nach Darmstadt zurückkehren und sich durch ärztliche Praxis erhalten. Das hinderte ihn jedoch nicht, wissenschaftlich weiter thätig zu sein und auch seiner zweiten Seele, der künstlerisch-litterarischen, die besonders sein ehemaliger Lehrer Georg Zimmermann in ihm geweckt hatte, zu huldigen. Ein später (1885) bei Schäbelitz in Zürich erschienenes Buch „Der neue Hamlet" und einige Trauerspielfragmente legen davon Zeugniß ab.

Im J. 1860 vermählte er sich mit Sophie Thomas, der Tochter eines Frankfurter Gelehrten, die ihm vier Kinder schenkte, sein Haus zu einem behaglichen Mittelpunkte edler Geselligkeit zu machen wußte und ihm bei seiner Arbeit helfend zur Seite stand. Diese Arbeit war nicht gering. Neben seinem Berufe hatte er ein gelehrtes Studium und eine riesenhafte Correspondenz, sowie umfassende gemeinnützige Thätigkeit zu bewältigen. Er war Gründer und Vorsitzender eines Arbeitervereins, als welcher er 1863 der berühmten Frankfurter Versammlung präsidirte, in der Lassalle sprach; ihn schätzte er als Freund der Unterdrückten und als Geist hoch, meinte jedoch, er wolle „mit einem Schlage erreichen, was erst in langer Zeit sich entwickeln könne". Er war sodann dreißig Jahre lang erster Sprecher des Turnvereins, einige Zeit auch Stadtverordneter und Landtagsabgeordneter, legte diese Stellungen aber später wegen Zeitmangels nieder. 1878 ging er, einem Rufe von amerikanischen Freunden folgend, nach Amerika zu einer großen Vortragstour, die ihm viel Beifall brachte und zugleich die materiellen Grundlagen zu einem sorgenfreieren Leben legen half. 1880 war er in Paris Redner bei der Diderot-Feier, 1881 Begründer und Vorsitzender des deutschen Freidenkerbundes, 1887 Mitbegründer des Bundes für Bodenreform. Dabei war er stets mit Fortbildung seiner wissenschaftlichen Lehren beschäftigt. Die Vorgänge in der Naturwissenschaft und Philosophie hat er bis an sein Ende — 1. Mai 1899 — verfolgt.

Als Philosoph bekannte er sich zur „materialistischen Weltanschauung", die er außer in „Kraft und Stoff", das 21 Auflagen und 15 Uebersetzungen erlebt hat, in einer ganzen Reihe von Werken und Aufsätzen mit umfassenden naturwissenschaftlichen Erkenntnißmitteln vertrat. Wenn er auch Kant und seine Nachfolger, wie auch F. A. Lange nicht in ihren methodischen Grundlagen zu würdigen vermochte, so muß doch gesagt werden, daß der so oft von

spiritualistischen Dogmatikern erhobene Vorwurf, als wolle sein Materialismus das Geistige aus todter Natur erzeugen und erklären, absolut aus der Luft gegriffen ist. Wieder und wieder hat er sich gegen diese Unterstellung gewehrt und betont, daß man ebensowenig erklären könne, wie die Gehirnzellen es machen, um geistige Vorgänge zu erzeugen, als wie der elektrische Funke in einer Secunde 60 000 Meilen zurücklegen könne. Er sagt sogar später, daß man den Materialismus, den er auch gelegentlich Monismus nennt, vielleicht besser anders bezeichne und meint, der Freidenker könne sich dieser oder jener Lehrmeinung zuwenden, aber „die Anerkennung einer in sich ruhenden, nach Ursache und Wirkung verknüpften Weltordnung“ und einer „auf den Resultaten der Wissenschaft beruhenden“ Weltanschauung müsse zu Grunde liegen. Er wendet sich stets nur gegen die Versuche, „extra- oder transmundane“ Erklärungen hereinbringen zu wollen, ist also nicht, wie man ihm vorwirft, materialistischer Dogmatiker, sondern naturwissenschaftlicher Methodiker. Das zeigt sich auch darin, daß er zwar gegen den dogmatischen Agnosticismus des „Unknowable“ ankämpft, selbst aber betont, daß wir vieles wahrscheinlich nie wissen können. Wenn er sich nicht auf den erkenntnißkritischen Gesichtspunkt, der übrigens auch nach Kant für die Naturbetrachtung genau auf dasselbe hinauskommen muß, zu versetzen vermag, so mag man das einen Mangel nennen. Die Energie aber, mit der er sich gegen die methodischen Verfälschungsversuche in der Naturwissenschaft wehrt, wird stets alle Achtung verdienen, und die Geringschätzung seitens aller der Dogmatiker, welche ihren Beruf für Philosophie, um mit F. A. Lange zu reden, nur durch grenzenlose Verachtung des Materialismus documentiren zu können meinen, wird ihm den Ruhm nicht streitig machen können, daß er in einer Zeit der finstersten Reaction den Muth fand, die Strahlen klareren und besseren Erkennens in das Volk zu werfen.

Von Schriften L. Büchner's führen wir die folgenden an: 1. „Das Od“, Darmstadt 1854; 2. „Kraft und Stoff, oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung“, Frankfurt 1855; 3. „Natur und Geist. Gespräche zweier Freunde“, ebenda 1857; 4. „Physiologische Bilder“, 2 Bde., 1861—75; 5. „Aus Natur und Wissenschaft“, 2 Bde., ebenda 1862—84; 6. „Herr Lassalle und die Arbeiter“, Vortrag, Frankfurt 1863; 7. „Das Alter des Menschengeschlechts“ 2c. Nach dem Englischen von Sir Charles Lyell, Leipzig; 8. „Die Darwin'sche Theorie“ 2c., ebenda 1868; 9. „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft“, ebenda 1869; 10. „Gott und die Wissenschaft“, ebenda; 11. „Aus dem Geistesleben der Thiere“, Berlin 1876; 12. „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt“, Leipzig; 13. „Licht und Leben“, 3 Vorträge, ebenda 1882; 14. „Die Macht der Vererbung“, Leipzig 1882; 15. „Der Fortschritt in Natur und Geschichte“, Vortrag, Stuttgart; 16. „Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart“, Berlin 1887; 17. „Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung“, Leipzig; 18. „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft“, Leipzig 1889; 19. „Zwei gekrönte Freidenker“, Leipzig 1890; 20. „Freunde und Gegner aus dem geistigen Leben der Gegenwart“, Leipzig 1890; 21. „Das goldne Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte“, Berlin 1891; 22. „Das Buch vom langen Leben“, Leipzig 1892; 23. „Darwinismus und Socialismus“, Leipzig; 24. „Meine Begegnung mit Ferd. Lassalle“, nebst 5 Briefen Lassalle's, Leipzig; 25. „Am Sterbelager des Jahrhunderts“, Gießen; 26. (posthum) „Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft“ mit biographischem Vorwort von Prof. Alexander Büchner. Gießen. Dies Vorwort nimmt auf eine unvollendete Selbstbiographie Ludw. Büchner's Bezug.

F. Staudinger.

Candidus*): Karl August C., geboren am 14. April 1817 zu Bischweiler bei Straßburg i. Els. als Sohn des reformirten Pfarrers zu Aßweiler im Kreise Zabern. Er entstammte einem alten Pfarrgeschlecht der deutschen Westmark, dessen Ahn Pantaleon Weiß einst unter harter Bedrängniß sein Vaterland Niederösterreich verlassen, bei den Wittenberger Reformatoren Unterricht genossen und dann als Generalsuperintendent des Herzogthums Pfalz-Zweibrücken seit 1571 eine reiche theologische und litterarische Thätigkeit entfaltet hatte. 1832 siedelte C. nach Straßburg über, besuchte fünf Jahre lang das protestantische Gymnasium und widmete sich dann dem Studium der Theologie, Philosophie und Litteraturgeschichte. Am meisten fesselten ihn während der Straßburger Zeit die deutsche Litteratur und eigene dichterische Pläne, zu denen ihn namentlich August Stöber ermunterte. Die Genossen des deutsch-elsässischen Kreises, der sich um diesen und seinen Bruder Adolf sammelte, Friedrich Otte und Klein, Gustav Mühl und Daniel Hirtz, Strobel und Jäger, Theodor Kugler und August Nefftzer, arbeiteten eifrig an der „Erwinia“ mit, die Aug. Stöber 1838 begründet hatte, um in ihr die altelsässische Litteratur in deutscher Sprache fortzusetzen und das noch Vorhandene zu erhalten; 1839 gründeten sie einen Sagenverein, der viele Materialien zu Stöber's Sagensammlungen beisteuerte. C. lieferte für die ersten Jahrgänge der Erwinia zahlreiche Beiträge. 1842 promovirte er zum bachelier en théologie mit der Schrift „Comparaison des deux ouvrages de Schleiermacher et Lamennais sur la réligion“, durch die er sich mit den beiden Culturen seines Landes, der durch den Katholicismus wesentlich bestimmten französischen, und der durch den Protestantismus wesentlich bestimmten deutschen, verstandesmäßig auseinandersetzte, und in der er beiden gerecht zu werden versuchte. Schon das Jahr 1841 hatte ihm die Stelle eines Lehrers an der Privatschule zu Markirch in den Vogesen gebracht; neues Leben regte sich in seiner Seele: er sah „den großen Stillen aus ringsaufdämmernder Umnachtung“. Seine Ausbildung, der Ausbau seines Wesens, nahm von jetzt an eine ganz andere Richtung als die seiner Straßburger Freunde: das schöngeistige, das litterarische Interesse trat zurück, und sein Leben wurde nunmehr ganz im Schleiermacher'schen Sinne durch das religiöse Moment bestimmt. 1842 folgte er einem Rufe als Pfarrvicar nach Saarunion, 1846 als Pfarrer nach Nancy an der reformirten Kirche am place St. Jean, wo er bis zum Jahre 1858 thätig war.

In diese Zeit fällt eine reiche litterarische Wirksamkeit. 1846 erschienen zu Straßburg anonym seine „Gedichte eines Elsässers“, deren Lyrik in ihren besten Schöpfungen an Mörike und Heine erinnert; charakteristisch für ihn bleibt, daß er seine dichterische Stimmung nicht nur an den gleichgesinnten schwäbischen Dichtern, sondern in erster Linie an Goethe immer wieder zu vertiefen und zu erweitern suchte. Das alte Evangelium und Goethe waren es nach seinem eigenen Bekenntniß, die ihn aus der stillen Selbstzufriedenheit des eläßsischen Particularisten, aus der schlichten, zum guten Theil in der Vergangenheit wurzelnden Heimathpoesie hinausführten in die Weite jener Gesinnung, die Zeit und Ewigkeit zu umspannen sucht. Seine Sympathie gehörte schon damals, so sehr ein Theil seines Daseins in der Liebe zum Elsaß wurzelte, den geistigen Bewegungen Deutschlands; mit lebhaftem Interesse verfolgte er die politischen Einheitsbewegungen jenseits des Rheines. Seine theologischen Humoresken „Krekelborn und Hüsterlö“, die in Nancy autographirt erschienen, wandten sich scharf gegen den Buchstabenglauben jeder

*) Zu Bd. XLVII, S. 433.

Richtung, forderten die Freiheit theologischer Forschung und eine schärfere Herausarbeitung der Gegensätze, weil erst nach ihrer klaren Erkenntniß der allumfassende Geist der Liebe sie mit einander versöhnen kann. Seit der Revolution von 1848, während deren Verlauf er den Dingen in Deutschland aufmerksam folgte, wandte sich sein Interesse zunächst ganz dem religiösen Leben und der theologischen Forschung zu. Schleiermacher und Hegel hatten ihn ganz in ihren Bann gezogen, und seine beiden bedeutenden Arbeiten: „Der deutsche Christus“, Leipzig 1854, ein Gedicht in 14 Canzonen, das Jacob Grimm zur Einführung seines Verfassers in Deutschland mit einem schönen Vorworte versah, und „Einleitende Grundlagen zu einem Neubau der Religionsphilosophie“, Leipzig 1855, wagten den kühnen Versuch, die religiösen Empfindungen Schleiermacher's mit dem Systeme Hegel's durch einen individuell-sittlich bestimmten, von Fichte stark beeinflußten Mysticismus zu einer geistigen Einheit zu verschmelzen und so den Gebildeten seiner Tage gegenüber der negativen Strauß-Feuerbach'schen Kritik eine sichere Grundlage zum Aufbau ihres religiösen Lebens zu bieten. Beide Schriften wurden leider nicht so bekannt, wie sie es nach ihrer geistigen Tiefe und individuellen Eigenart verdienten; der irreligiöse, ganz politisch gerichtete Zug der Zeit ging an der Geistesarbeit eines Mannes unintereſſirt vorüber, der alles aus Religion zu verstehen suchte und den alle Begebenheiten zur Religion, d. h. zu Gott hinführten als Ausflüsse seines eigenen Wesens. Unserer heutigen Wiederbelebung des religiösen Lebens haben sie viel zu sagen; ihre Forderungen weisen einen Ewigkeitsgehalt auf, der in die reale Erscheinungswelt umgesetzt werden muß.

1858 bewarb sich C. um die erledigte Pfarrstelle der reformirten Gemeinde zu Odessa; der Fürsprache des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen gelang es, die Wahl durchzusetzen, und bereits im September siedelte er nach seinem neuen Bestimmungsorte über. Der Wechsel brachte es mit sich, daß die bereits in Nancy fertiggestellten „Mes griefs contre ces Messieurs par Madame la Logique“ erst 1862 zu Paris erschienen. Das in seiner dialektischen Schärfe ganz von Hegel beeinflußte Buch war dazu bestimmt, seinen französischen Volksgenossen die sittliche Hoheit und Tiefe des religiösen Gefühls zu offenbaren, die den ganzen deutschen Idealismus beseelten; C. wollte durch diese Arbeit ein Mittler sein zwischen den beiden Völkern, mit denen er körperlich und geistig verwachsen war. Allein auch in Frankreich fand seine ideale Denkungsart keine Anhänger, und er wandte sich nunmehr ganz dem deutschen Leserkreise zu. Sein „Evangelium aeternum. Religiöse Betrachtungen für Gebildete“, Leipzig 1866, verkündete den Zeitgenossen das alte Evangelium, aber in neuer Entwicklung, in enger Verbindung mit dem geistigen Leben des deutschen Volkes der Gegenwart. Die politischen Ereignisse dieses Jahres, die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich und die Begründung des Norddeutschen Bundes führten C. ganz auf die deutsche Seite; er sah in diesen Thatsachen die Verkörperung des Idealismus, seine nothwendige Folge. Die 1867 zu Leipzig erschienenen „Neuesten Göttergespräche“ — künstlerisch das schwächste, was er geschrieben hat — bekundeten seine unabhängige geistige Gesinnung und seine politische Urtheilsfähigkeit. Ein Besuch in der Heimath brachte ihm die herbe Einsamkeit inmitten seiner alten Freunde zum Bewußtsein. Bitter enttäuscht kehrte er nach Odessa zurück; alle Erfolge, die ihm dort in einer reich gesegneten Thätigkeit beschieden waren, konnten seinem Herzen keinen Trost bieten für die Erkenntniß, daß sein Elsaßland von den großen Erfolgen Deutschlands völlig unberührt geblieben war, daß das Interesse der Freunde für ihre Muttersprache nur litterargeschichtlich,

nicht von der heißen Sehnsucht und den großen Erlebnissen der eigenen Seele und der deutschen Lande bestimmt war. Eine Hoffnung, sein persönliches Schicksal durch eine Berufung als ordentlicher Professor der Theologie nach Greifswald an Preußen zu binden, zerschlug sich leider. 1869 erschien in Leipzig eine neue Sammlung seiner poetischen Muse: „Vermischte Gedichte". Seine Seele sehnte sich nach dem schönen Lande der Vogesen zurück, „um so mehr — so schrieb er seinem Verleger S. Hirzel am 15./27. September 1868 aus Odessa in prophetischer Stimmung — da ich zuversichtlich hoffe, daß mein Heimathland, das liebe Elsaß, in nicht allzuferner Zeit wieder dem deutschen Reichskörper angehören wird."

Mit welcher Spannung dieser Mann den elementaren Ereignissen der Jahre 1870/71 entgegensah und sie verfolgte, braucht nicht gesagt zu werden; jubelnd begrüßte er es nach der Einnahme von Straßburg, daß nun sein Elsaß für alle Zeit deutsch sei. Er selber sollte die Heimath nicht wiedersehen. Am 16. Juli 1872 raffte ihn der Tod zu Feodosia in der Krim hinweg; hart spielte ein tragisches Geschick dem Manne mit, der dazu berufen schien, in der geistigen Wiedergewinnung des Elsasses eine führende Rolle einzunehmen. Sein Lebenswerk blieb auf die geistige Arbeit beschränkt, die er geleistet hatte; es war ihm nicht beschieden, sie in die That umzusetzen; geistig-religiös und politisch harrt sie noch heute in Altdeutschland und im Elsaß ihrer Vollendung.

Die erwähnten Arbeiten von Candidus selbst, dazu sein umfangreicher Briefwechsel mit Jacob Grimm und den elsässischen Freunden. — E. Martin, Candidus, eine biographische Skizze im Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Litteratur Elsaß-Lothringens, II. Jahrg., Straßburg 1866 (eine Würdigung seiner litterargeschichtlichen Bedeutung). — E. Müsebeck, Zwei Briefe von G. Zetter und Th. Klein an Karl Candidus, Straßburger Post 1905, Nr. 375. — E. Müsebeck, Ein Brief von Renan an Karl Candidus, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 201. — E. Müsebeck, Karl Candidus, ein Lebensbild zur Geschichte des religiös-speculativen Idealismus und des deutsch-elsässischen Geisteslebens vor 1870 (unter Benutzung des ganzen Nachlasses). München 1909. E. Müsebeck.

Denis*): Paul Camille von D., kgl. bairischer Oberbaurath, war einer der größten Ingenieure seiner Zeit; durch den Bau der ersten deutschen Eisenbahn, der von Nürnberg nach Fürth, und seine vielen übrigen wichtigen Bahnbauten ist er ein Mann von europäischem Ruf geworden.

Er war nicht in Mainz geboren, wie man bisher allgemein annahm, sondern nach seiner eigenen Angabe und der seiner in Straßburg i. E. und Frankfurt a. M. noch lebenden Verwandten auf dem Schlosse Les Salles in Montier-en-Der bei St. Dizier im Departement Haute Marne am 26. Juni 1795. Seine Familie soll von altem französischem Adel sein und führt ihren Ursprung bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück, soll aber während der französischen Revolution ihren Adel abgelegt haben. Sein Vater Pierre (Peter) wurde 1801 unter dem Consulate Napoleon's als Forstinspector (inspecteur des eaux et des forêts) des Departements Mont-Tonnerre nach Mainz versetzt. Seine Mutter war eine Tochter des französischen Brigadegenerals (maréchal de camp) François de Porte. Als 1814 das linke Rheinufer wieder an Deutschland gefallen war, wurde sein Vater von der österreichisch-bairischen Landesverwaltung als Kreisforstmeister nach Neustadt a. d. Hardt versetzt, wo er schon am 22. Januar 1816 im Alter von 63 Jahren starb.

*) Zu Bd. XLVII, S. 660.

Paul D. hat die Volksschule (école primaire) sowie das Gymnasium (école secondaire, collège) in Mainz besucht, dann das Lyceum Louis-le-Grand in Paris und 1814/15 die polytechnische Schule (école polytechnique) daselbst, wo Männer wie Arago, Gay-Lussac, Poisson, Ampère seine Lehrer waren. Nachdem er seine Studien als Ingenieur in Paris abgeschlossen hatte, kehrte er im Alter von 21 Jahren in die Pfalz zurück, die unterdessen (am 30. April 1816) bairisch geworden war, trat am 15. Juni 1816 in den bairischen Staatsbaudienst als Praktikant ein und wurde sodann zum Bauconducteur (= Bezirksaufseher) für den Civil-, Straßen- und Wasserbau in Germersheim ernannt (unter der Bauinspection Speier), wo ihn die Rheincorrection in Anspruch nahm. Bereits am 17. April 1818 wurde D. in einem Alter von 22 Jahren von König Max I. von Baiern zum statusmäßigen Bauinspector in Kaiserslautern ernannt (es gab damals nur zwei Bauinspectionen in der Pfalz — heute Landbauämter genannt —, dagegen acht Bauconducteurstellen). Dort war seine Hauptaufgabe die Instandsetzung der im schlechten Zustande sich befindenden Landstraßen. Am 24. October 1826 wurde ihm als Ingenieur der Bezirk Zweibrücken übertragen, wo er bis 1832 wirkte. Da er als „freisinniger Patriot“ galt, wurde er wiederholt als Volksvertreter in den pfälzischen Landrath gewählt. Allein es war in damaliger Zeit für einen liberalen Beamten, der als Vertreter des Volkes alle Vorlagen der Regierung nicht unbesehen hinnehmen wollte und unter Umständen Kritik üben mußte, schwer, ein solches Mandat auszuüben. So entging er dem drohenden Zwiespalt, indem er 1832 um Gewährung eines zweijährigen Urlaubs nachsuchte, um als reifer Mann die ungeheueren Fortschritte, die damals auf dem Gebiete des Eisenbahn- und Canalbaues im Auslande gemacht wurden, an Ort und Stelle persönlich kennen zu lernen und sie für Baiern nutzbar zu machen. Er begab sich zunächst nach Belgien, wo damals die Bahn von Brüssel nach Mecheln gebaut wurde (vollendet 1835), dann nach Frankreich, wo auch seine Mutter mit seinem jüngeren 1813 in Mainz geborenen Bruder Julius († 1889 in Frankfurt a. M.), nachdem dieser das Gymnasium in Zweibrücken absolvirt, ihren dauernden Aufenthalt genommen hatte († 1850 in Fontainebleau). Dort wurde 1832 die zweite Bahn in Europa, die von Lyon nach St. Etienne, eröffnet. Mehr noch interessirte ihn England, wo 1830 Stephenson die erste Eisenbahn der Welt, die von Liverpool nach Manchester, erbaut hatte, mit dem er persönlich bekannt wurde. Aber die größte Förderung in seinem Fache erfuhr er in Nordamerika, wo bereits Bahnen in der Länge von 3000 Meilen und Canäle in der Länge von 4000 Meilen erbaut worden waren. Dort erkannte er den gewaltigen Unternehmungsgeist des amerikanischen Volkes, das durch keine Schranken und Vorurtheile eingeengt war; besonders im Eisenbahnwesen waren die Amerikaner Meister, sie überlegten scharf und klar und schritten dann unverweilt zur energischen Ausführung; sie bauten zugleich einfach, wohlfeil und deshalb rentabel; diese Vorzüge eignete sich D. an, und darauf basirten seine großen Erfolge in seinem ganzen späteren Leben.

Von New-York kehrte er 1834 über London in die Heimath zurück. Hier wollte man den erfahrenen und weitgereisten Mann in die bairische Abgeordnetenkammer wählen; allein die Regierung versagte ihre Einwilligung, weil man seine Dienste zur Ausführung wichtiger Staatsbauten nöthig habe. Zuerst wurde er nach Rosenheim versetzt, so daß er die Pfalz, das erste und lieb gewonnene Feld seiner praktischen Thätigkeit, verlassen mußte. Sodann kam er als Bezirksingenieur zur Bauinspection München II. Der Ludwigs-Donau-

Main-Canal sollte damals gebaut werden. D. wurde zum technischen Ministerialcommissär für den Bau ernannt, aber die Ausführung des Baues wurde ihm nicht übertragen, weil er die freie Wahl der Ingenieure und eine ansehnliche Erhöhung der Bausumme von $8^1/_2$ Millionen Gulden verlangte. Wie recht D. mit seiner Forderung hatte, geht daraus hervor, daß der Canal das Doppelte zu bauen kostete; soviel hätte D. nicht gebraucht. D. war diese Wendung der Dinge wohl sogar lieb, da er mit seinem klaren Blicke erkannte, daß die nächste Zukunft nicht dem Baue von Canälen, sondern dem von Eisenbahnen gehöre. Doch wollte es in dieser Hinsicht in Deutschland gar nicht vorwärts gehen, obwohl man das Beispiel von England, Frankreich, Belgien und Nordamerika vor Augen hatte, bis endlich D. in die Räder dieses Werkes griff. Die alten freien Reichsstädter von Nürnberg fanden zuerst den Muth, ihr Geld an eine Sache zu wagen, die keine besonderen Bedenken haben konnte, wenn der technische Leiter ein der Aufgabe gewachsener Mann war, und diesen fand man endlich in D., dem auch die Regierung den nöthigen Urlaub gewährte. Am 14. Mai 1833 erließen die Nürnberger einen Aufruf zur Zeichnung eines Capitals von 135 000 Gulden zum Bau einer Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth (auch die bairische Staatsregierung gewährte einen wenn auch geringen Zuschuß von 200 Gulden und unterstützte dadurch das Unternehmen wenigstens moralisch — an den Bau von Staatsbahnen dachte man damals noch lange nicht). In wenigen Monaten war das Geld beisammen. Am 19. Februar 1834 wurden die Satzungen der Bahngesellschaft von König Ludwig I. von Baiern genehmigt, am 9. October 1834 übernahm D. die Bauführung und prüfte die Pläne, Mitte Februar 1835 begann man den Bau selbst, und obwohl D. auf einige Monate abberufen wurde und noch dazu einige Monate krank war, wurde doch der Bau so gefördert, das am 7. December 1835 die erste Eisenbahn auf deutscher Erde feierlich eingeweiht werden konnte. Eine Creditüberschreitung kam nicht vor und die Bahn rentirte sofort im ersten Jahre mit 20 %. Jetzt bekam man auch in den beiden deutschen Großstaaten den Muth, sich am Bau von zunächst kleinen Bahnen zu versuchen (Floridsdorf-Wagram eröffnet 1837, Berlin-Zehlendorf 1838). Baiern aber hatte sich buchstäblich den Ruhm erworben, bahnbrechend in Deutschland geworden zu sein, aber ohne D. wäre die Sache so rasch nicht gegangen. D. war mit einem Schlage ein berühmter Mann nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa geworden, und mit der Geschichte des Eisenbahnwesens bleibt sein Name für immer verbunden.

Das nächste war, daß man die Landeshauptstadt München mit der Kreishauptstadt Augsburg durch eine Bahn verbinden wollte, wobei ohnedies keine besonderen Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren. 1836 berief man D. nach Augsburg, wo man damals mehr Unternehmungsgeist als in München hatte; 1840 war die Bahn vollendet. Gleichzeitig (1838—1840) baute D. die Taunusbahn von Frankfurt a. M. nach Wiesbaden und Mainz und arbeitete den Entwurf zum Bau einer Bahn von Köln a. Rh. nach Bonn aus.

Am 16. Februar 1841 wurde D. zum Regierungs- und Kreisbaurath in Speier ernannt. Im gleichen Jahre wurde ihm der Vorsitz in einer Commission für den Bau von bairischen Staatsbahnen in Nürnberg übertragen. Es sollte eine Bahn von Augsburg über Donauwörth, Nürnberg, Bamberg und Hof bis zur sächsischen Landesgrenze gebaut werden, eine weitere Bahn von Bamberg über Würzburg nach Aschaffenburg und eine dritte Bahn von Augsburg über Kaufbeuren und Kempten nach Lindau. Allein D. stieß wie bei dem Bau des Donau-Main-Canals auf unerwartete Hindernisse, die sogar ein Zerwürfniß mit dem Ministerium herbeiführten. Da legte D. 1842 den

Vorsitz in der Commission nieder und kehrte nach Speier zurück. Die drei Bahnen wurden gebaut, aber viel zu theuer, sodaß die bairische Volksvertretung die Lust an Staatsbahnbauten auf viele Jahre hinaus verlor.

In der Pfalz hatte man D. sehr nöthig und war sehr froh, ihn wieder zu besitzen. Denn dort dachte man schon 1837 an den Bau von Bahnen, 1838 hatte man eine Actiengesellschaft gebildet, aber die Sache rückte nicht von der Stelle, bis D. kam — da ging es vorwärts. Am 23. September 1844 wurde D. zum Baudirector einer von Ludwigshafen a. Rh. nach Bexbach zu erbauenden Bahn gewählt. Die ersten Bahnarbeiten begannen 1845, 1847 wurden die ersten Theilstrecken Ludwigshafen-Neustadt a. H. und Schifferstadt-Speier eröffnet, 1848 die Strecke Frankenstein-Homburg und am 25. August 1849 die ganze Linie Ludwigshafen-Neunkirchen dem Verkehr übergeben. Am 1. Januar 1850 trat D. aus dem Staatsdienste aus, um neben seiner bisherigen Stelle als Baudirector die Betriebsdirection der pfälzischen Eisenbahnen zu übernehmen. 1853—1855 baute er von Neustadt a. H. die Bahn über Landau nach Weißenburg i. E. 1853 wurde die Strecke Ludwigshafen-Worms eröffnet, 1857 die Strecke Homburg-Zweibrücken, die er noch projectirt hatte. 1852—1855 baute er mit dem hessischen Baurath Opfermann die Linie Worms-Mainz. Auch die Bahn von Speier über Germersheim nach Lauterburg i. E. war noch von ihm in Angriff genommen worden, doch gelangte sie erst 1864 und 1876 zur Ausführung.

Um seine großartigen Verdienste auf dem Gebiete des Bahnbaues anzuerkennen, verlieh ihm König Max II. 1852 den Verdienstorden der bairischen Krone, mit dessen Besitz der persönliche Adel verbunden ist. Bei Eröffnung der Straßburg-Pariser Bahn 1852 erhielt er das Kreuz der französischen Ehrenlegion und gleichfalls 1852 den hessischen Orden Philipp's des Großmüthigen, 1853 den preußischen rothen Adlerorden 3. Classe. Das kgl. bairische Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten erkannte seine Autorität auf dem Gebiete des Bahnwesens dadurch an, daß es ihn wegen der vielen eingelaufenen Klagen beauftragte, sämmtliche Staatsbahnen einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen.

Während der Revolutionsjahre 1848/49 lebte D. in der Pfalz, betheiligte sich aber nicht activ an dem Aufstand. Er mag wohl Sympathien mit manchen Bestrebungen der Freiheitsmänner gehabt haben, er zahlte auch die von der „provisorischen Regierung“ auferlegten Steuern (800 Gulden) und die sogenannten „freiwilligen Beiträge“ (100 Gulden); aber den Weg des Aufruhrs, den man ging, konnte ein so erfahrener und überlegter Mann wie D. bei seinem reifen Alter nicht für den rechten halten und verhielt sich deshalb passiv.

Als D. bereits das 60. Lebensjahr überschritten hatte und mit seiner Stellung als Director der pfälzischen Eisenbahnen durchaus zufrieden war, da trat an ihn eine Aufgabe von der größten Bedeutung heran, es war dies der Bau der bairischen Ostbahnen von Nürnberg an die österreichische Landesgrenze. Der bairische Staat hatte, wie es scheint, kein Glück mit seinen Bahningenieuren, nachdem man den erfahrenen und umsichtigen D. bei Seite gesetzt hatte. Die Baukosten erschienen dem bairischen Landtage viel zu hoch, sodaß dieser kein Geld für den Bau weiterer Bahnen bewilligen wollte; da aber die Landestheile, die bisher noch keine Bahnen erhalten hatten, solche mit Recht dringend verlangten und über ihre Zurücksetzung sich bitter beklagten, so blieb nichts anderes übrig, als einer Actiengesellschaft die Aufbringung der Mittel zum Bahnbau unter Zinsengarantie des Staates zu überlassen und die Concession zum Bau von Privatbahnen zu gewähren. Bald war ein Baucapital von

60 Millionen Gulden zusammengebracht, und jetzt dachte man wieder an den erprobten, geschickten und sparsamen Meister D. und man war sehr froh, als dieser treffliche Mann dem ehrenvollen Rufe als Baudirector nach Nürnberg folgte. Die von ihm gestellte Bedingung der freien Wahl der Ingenieure nahm man gerne an, weil sie zugleich im Interesse der Gesellschaft war. Von den Pfalzbahnen erhielt D. am 18. Juni 1856 als erster Director Urlaub auf unbestimmte Zeit (das war für immer). In fünf Jahren, statt in der gesetzlich festgesetzten Zeit von sieben Jahren erbaute der merkwürdige Mann die Bahn von Nürnberg über Amberg nach Regensburg, dann die von Schwandorf nach Fürth an die böhmische Grenze zum Anschlusse nach Pilsen, hierauf die von Regensburg über Straubing nach Passau, schließlich die von Regensburg über Landshut nach München, im ganzen 61 deutsche Meilen. Man mußte die Donau, den Regen, die Nab mit der Vils, die Isar mit der Ammer und den Inn überbrücken. Und dabei ersparte D. 16½ Millionen Gulden, mit denen er 1862/63 die Bahn von Schwandorf über Weiden nach Bayreuth und 1863/65 die von Weiden nach Eger (21 Meilen) fertig stellte. Dabei baute er in jeder Beziehung trefflich, die Betriebssicherheit war die größtmögliche; viele untergeordnete Arbeiten, die er gerne durch Andere hätte ausführen lassen, mußte er selbst ausführen, da es an Unternehmern mangelte. Der Bau der bairischen Ostbahnen war ein Meisterwerk der Ingenieurkunst, und König Max II. erkannte die Verdienste von D. an, indem er ihn nach Vollendung der Linie München-Landshut 1858 zum kgl. Oberbaurath ernannte und ihm 1860 noch überdies das Comthurkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael verlieh. Ein gewaltiges, für das Land überaus förderliches Bahnnetz war vollendet, ohne daß es dem Staate auch nur einen Kreuzer gekostet hätte. Wenn ein Land Männer wie D. hat, kann es blühen und gedeihen.

1862 wurde D. vom Handelsministerium der Vorsitz in der Commission für den Bau einer stehenden Brücke über den Rhein zwischen Ludwigshafen und Mannheim übertragen. Die Brücke wurde in den Jahren 1865—1868 erbaut, 1867 wurde sie bereits von der Bahn benutzt, und 1868 auch die Straßenbrücke fertig gestellt.

Nachdem D. das 71. Lebensjahr überschritten und mehr als 50 Jahre dem Staate und den Bahngesellschaften gedient hatte — er hatte gegen 1000 Kilometer Eisenbahnen gebaut —, dachte er daran, die vielen aufreibenden Berufsarbeiten aufzugeben und Anderen das so mühevoll bereitete und jetzt nicht mehr allzu schwere Feld der Thätigkeit zu überlassen und noch einige Jahre der Ruhe zu genießen. Am 23. August 1866 wurde er auf Ansuchen unter Anerkennung seiner ersprießlichen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt, doch blieb er noch bis 1867 Director der bairischen Ostbahnen mit dem Sitze in München. Als ihm 1868 seine Frau im Alter von 68 Jahren gestorben war, zog er von München nach Dürkheim in der Pfalz, wo bereits sein jüngerer Bruder Julius und seine unvermählt gebliebene Schwester Elise sich zu dauerndem Aufenthalte niedergelassen hatten, und ihn treue Freunde wie der kgl. Landrichter H. Freyseng (später Oberlandesgerichtsrath), der kgl. Notar L. Martini und der Freund seines Bruders Julius der Gutsbesitzer J. Fitz mit offenen Armen empfingen. D., der ein reicher Mann geworden war, erwarb in Dürkheim ansehnliche Besitzungen und baute sich 1869 ein neues Haus (das heutige kgl. Bezirksamt), das er noch drei Jahre bis zu seinem Tode bewohnte. Auch das jetzt der Pfälzischen Bank gehörende Anwesen war sein Eigenthum. Den Winter brachte er bei seinen Verwandten in Straßburg i. E. zu, wo die Familie D. noch heute ein schönes Anwesen in der Steingasse besitzt.

Am 3. September 1872 schied D. in Dürkheim nach längerem Leiden aus seinem inhaltreichen Leben im Alter von 77 Jahren; in der Familiengrabstätte auf dem Helenenfriedhof zu Straßburg i. E. ist er zur ewigen Ruhe bestattet, auf seinem Grabstein stehen die einfachen Worte „Oberbaurath Paul von Denis“.

Die Städte Kaiserslautern und Ludwigshafen a. Rh. ehrten den großen Todten, indem sie Straßen nach ihm benannten, die Actiengesellschaft der pfälzischen Bahnen hatte ihm die mitten im pfälzischen Waldgebirge gelegene Burgruine Diemerstein bei Frankenstein zum Geschenke gemacht, auf deren Instandsetzung er viel Geld verwendete; auch eine Villa erbaute er am Fuße der Burg. Als er 1856 aus der Pfalz nach Nürnberg übersiedelte, verkaufte er den ganzen Complex an den Bankier Ladenburg in Mannheim, dessen Familie die Burg noch heute besitzt und im Sommer bewohnt.

Obwohl D. ein Franzose von Geburt war und selbst eine Französin heirathete, die Tochter Henriette des Forstinspectors Vautereau aus Void im Departement Meuse, das nicht weit von seinem Geburtsorte lag, wodurch wohl auch die Verbindung herbeigeführt wurde — Kinder hinterließ er keine —, so fühlte er sich doch ganz heimisch in den Rheinlanden und speciell in der Pfalz, wo er die wichtigen Jünglingsjahre verlebt und viele Freunde sich gewonnen hatte. Und gerade 1866, wo die Pfalz von Preußen und Frankreich bedroht war, offenbarte sich sein pfälzisches Herz in Briefen an seine Freunde, und herzlich froh war er, als jene schwere Zeit ohne Schaden für die Pfalz vorüberging. Und den Abend seines Lebens brachte er in der Pfalz zu, an der sein Herz hing, und er hätte am liebsten in pfälzischer Erde geruht, wenn nicht das Familienbegräbniß in Straßburg i. E. für alle Glieder der Familie errichtet gewesen wäre. So kann man sagen, daß dieser Franzose von Geburt durch seine Lebensschicksale fest mit Baiern und Deutschland verbunden wurde und einer der Unseren geworden ist. Sein Name lebt unsterblich in der Erinnerung der Nachwelt fort und man kann keine Geschichte der Eisenbahnen schreiben, ohne den Namen Denis zu erwähnen.

Buch der Erfindungen. 9. Band, Leipzig, 9. Aufl. 1901, S. 79 ff. — Encyklopädie des gesammten Eisenbahnwesens. 1. Band, Wien 1890, S. 953 ff. — Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen von 1865, Leipzig. — Leipziger Illustrierte Zeitung vom 21. März 1907. — Pfälzisches Memorabile von 1874. 2. Theil, S. 214 f. — Intelligenzblätter der Pfalz von 1818, 1826, 1831. — Dürkheimer Anzeiger von 1872, Nr. 139. — Pfälzer Zeitung von 1872, Nr. 206. — Straßburger Post vom 8. December 1895. — Kurze Entwicklungsgeschichte der pfälzischen Eisenbahnen seit ihrer Entstehung bis zum Jahre 1881. Ludwigshafen a. Rh. 1882. — Mittheilungen des Neffen von Denis, des Rentners Heinrich Denis-de-Porte in Straßburg i. E., des Großneffen von Denis Rentners Paul Geib in Frankfurt a. M., des Bankbeamten Franz Becker in Ludwigshafen a. Rh., Enkels des † Oberlandesgerichtsraths Freysèng in Bad Dürkheim, des Gutsbesitzers und Rentners Jul. Fitz in Bad Dürkheim, des † Directionsrathes Herm. Kärner in Ludwigshafen a. Rh., des Bürgermeisteramtes Mainz.

J. J. H. Schmitt.

Ebers *): Georg Moritz E., Aegyptolog und Dichter, geboren am 1. März 1837 in Berlin, † am 7. August 1898 in Tutzing. Als jüngstes unter fünf Geschwistern, ein nachgeborener Sohn des Bankinhabers und Fabrikbesitzers Moritz Ebers, der am 4. Februar 1837 verschied, wuchs Georg Ebers

*) Zu Bd. XLVIII, S. 229.

in der fürsorglichen Obhut der Mutter auf, einer Frau von ungewöhnlicher Schönheit und großer geistiger Anmuth, die aus Rotterdam gebürtig war. Seine ersten Schulkenntnisse erwarb der lebhafte muntere Knabe in Berlin, verlebte dann als Zögling einer pädagogischen Schöpfung Fröbel's, der Erziehungsanstalt zu Keilhau im östlichen Thüringen, frohgemuthe Jahre. Schon hier that er sich durch Neigung und Geschick zum Ausdrucke in gebundener Rede hervor, noch mehr während seiner Gymnasiastenzeit. Von ihr fallen vier Jahre auf Kottbus, wo er eines Abends bei einem Fabrikbrande kühn entschlossen mit eigener Gefahr das Leben zweier Lohnarbeiterinnen erretten half, wo seine Wageluft jedoch noch kurz vor der Abgangsprüfung im März 1857 ihn trotz frühzeitiger Weltgewandtheit mit der Schuldisciplin in Conflict brachte. Ein halbes Jahr danach erwarb er auf dem Gymnasium zu Quedlinburg das Reifezeugniß für die Universität.

Nur eine kurze Frist fröhlichen Studentenlebens war ihm beschieden während des Wintersemesters in Göttingen, das nun folgte. Noch war es nicht ganz zu Ende, da ereilte ihn nach einer Nacht, in der er vom Tanze erhitzt, in Folge eines unverschuldeten Versehens ohne Ueberzieher, bei eisiger Kälte im Freien vor seiner Wohnung das Oeffnen des Hauses lange vergeblich hatte abwarten müssen, eine Blutung der Lungen. Blieb auch dieser jähe Zusammenbruch an sich ohne ernste Folgen, so bestanden doch, wie jetzt der Arzt feststellte, seit einiger Zeit schon Vorboten eines ungleich tückischeren Leidens, und bereits in dem darauf folgenden Sommer, den E. in Hosterwitz bei Dresden zubrachte, wohin die Mutter ihn genommen hatte, entwickelte sich ein langwieriges Siechthum. Nur mit Noth konnte der Kranke zum Winter nach Berlin übergeführt werden. Am linken Bein, an dem Schwund sich zeigte, immer mehr gelähmt, verurtheilt unter qualvollen Zuständen regungslos zu Bett zu liegen, machte er eine grausame Prüfungszeit durch. Zeitweilig gab selbst der Freund des Hauses, Heinrich Moritz Romberg, der ihn behandelte, die Hoffnung auf, ihn genesen zu sehen. Nur langsam gelang es der Kunst dieses trefflichen Mannes, der treuen Pflege der Mutter, der Geduld des Leidensgeübten, eine Wendung zum Bessern einzuleiten, sodaß ein Badeaufenthalt in Wildbad an der Enz genommen werden konnte, der lange Jahr für Jahr wiederholt, schließlich die vollständige Wiederherstellung bewirken half.

In Göttingen hatte E. dem übermüthig frischen Treiben corpsstudentischen Lebensgenusses sich ohne Rückhalt hingegeben, um die Rechtswissenschaft, das Fachstudium, das er auf Anrathen der Seinen ohne irgendwelche eigene Neigung dafür gewählt hatte, sich entsprechend wenig gekümmert, wohl aber für mannichfache geistige Anregungen und auch für Probleme der Weltanschauung, wie sie gerade ein Ungefähr zu günstigem Momente ihm nahe brachte, seinen Sinn offen gehalten. Es war nur ein Vorwand gewesen, daß er eines Tages die kunsthistorische Vorlesung eines Professors hören ging, dessen schöne Tochter er bewunderte, und daß er danach, da gerade von Aegypten und Entzifferungsergebnissen die Rede gewesen war, den zu umgarnenden Kunstgelehrten um Werke über Hieroglyphik ansprach, ja sogar ein bischen in Champollion's Grammatik und andern Schriften las, zu denen der arglose Mann ihm verhalf. Aber was bei diesem Zwischenfalle in Ebers' Vorstellungskreis gerathen war, auf den die Schilderungen antiken Lebens schon aus dem Schulunterrichte in Keilhau Eindruck gemacht hatten, das begann in der Muße des Krankenlagers ihn wieder und diesmal so nachhaltig zu beschäftigen, daß bald in ihm der Entschluß feststand, soweit sein Befinden es gestattete, sich der ägyptischen Alterthumswissenschaft zu widmen. Durch Jacob Grimm's Vermittlung wurde der gefeierte Aegyptolog Lepsius in diesen damals noch wenig angebauten

Studien sein Berather. Dazu kam später dann die Unterweisung von Heinrich Brugsch und, als endlich E. die Freiheit der Bewegung wieder gewonnen hatte, eine Erweiterung des erworbenen Wissens durch das Hören philologischer und archäologischer Vorlesungen an der Berliner Universität. Mit einer Dissertation über Memnon und die Memnonssage erwarb E. 1862 den philosophischen Doctorgrad. Auch entstand schon 1861, in dem ein Gebot des Arztes ihn zwang, seine Abende zu Hause zuzubringen, der erste Entwurf zu einem Roman, der „ägyptischen Königstochter", die aber erst 1864 veröffentlicht, wurde. Das Werk, in dem der lehrhafte Zweck, das Aegypten des letzten Zeitraums nationaler Selbständigkeit zu schildern, geschickt ausgeglichen war mit den Aufgaben des Erzählers, hatte, wenn auch nicht sogleich, einen reichen Erfolg auch weit außerhalb Deutschlands.

Im J. 1863 besuchte E. seine Verwandten in den Niederlanden und dabei auch die Sammlung ägyptischer Alterthümer im Reichsmuseum zu Leiden. Der September des folgenden Jahres brachte ihm die Bekanntschaft mit Frau Antonie Lösevitz, Wittwe des Kaufmanns Wilhelm Lösevitz. Mit ihr, die ihm eine aufopfernd hingebende Lebensgefährtin wurde, vermählte er sich am 16. Mai 1865 in Riga, wo ihr Vater Wilhelm Beck Kaufmann und Bürgermeister war. Zum Winter desselben Jahres bereitete er seine Habilitirung als Privatdocent in Jena vor, für die er eine lateinisch geschriebene Dissertation über die Geschichte der 26. ägyptischen Dynastie verfaßte. Sein Colloquium am 31. Januar 1866 fiel auf den gleichen Tag mit der Geburt seines ersten Sohnes Paul. Diese Zeit erster Lehrthätigkeit und angeregten freundschaftlich-collegialen Verkehrs galt ihm immer als eine besonders glückliche. Hier entstand zugleich (1868) sein erstes wissenschaftliches Werk „Aegypten und die Bücher Moses", ein Commentar zunächst zur Genesis vom Standpunkte des Aegyptologen aus zusammengestellt. Unterbrochen war das idyllische Leben in Jena zunächst durch einen Aufenthalt in Paris während der Weltausstellung des Jahres 1867. Und 1869 ging E. auf ein Anerbieten von Dr. B. H. Strousberg ein, dessen Sohn Arthur gemeinsam mit dem Premierleutnant v. Falken auf einer großen Reise zu begleiten. Sie führte von Paris aus nach den normannischen Inseln, dann über Chalons, wo François Chabas besucht wurde, in die französische Schweiz, an die Riviera, durch die Provence, nach Corsica und zurück nach Südfrankreich, dann durch die spanische Halbinsel und weiter nach Oran, Algier, Tunis, Malta, Alexandrien. In Aegypten nahmen die Reisenden Theil an der Eröffnungsfeier des Suezcanals. Daran schlossen sich die Nilfahrt bis Assuan und zurück nach Kairo vom 30. November 1869 bis 15. Januar 1870, ein Ausflug ins Delta und vom 17. Februar bis März 1871 die Wüstenreise nach dem Sinai, dann von Alexandrien die Fahrt nach Triest. Von hier aus wurde die Reise weitergeführt über Udine nach Venedig, in der üblichen Weise durch Italien nach Sicilien und nochmals nach Tunis. Dann ging es zurück nach Deutschland. Von der Tour nach dem Sinaikloster entwarf E. 1872 eine fesselnde Schilderung „Durch Gosen zum Sinai". Dem Wanderbuche waren hier wissenschaftliche Erörterungen angefügt, eine Art Fortsetzung der Studien zu „Aegypten und die Bücher Moses", wie das frühere Werk reich an Einzelheiten; und wie in diesem war hier behutsam vermieden, über die Grenzen der ägyptischen Domäne hinaus auf die Kritik der Ueberlieferung einzugehen.

Noch in Aegypten erhielt E. einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aegyptologie nach Leipzig. Im Herbst 1870 siedelte er dorthin über. Den Winter von 1872 zu 1873 brachte er wiederum in Aegypten zu, diesmal begleitet von Ludwig Christian Stern, hauptsächlich beschäftigt, im Auftrage Bädeker's die Herausgabe eines Reisehandbuchs für Aegypten wissen-

schaftlich vorzubereiten. Er trug eine unerwartet reiche Ausbeute heim. In einem Grabe zu Abd el-Kurna bei Theben copirte er eine historisch wichtige Inschrift eines Feldhauptmanns Thutmosis' III. Von noch weiter reichender Bedeutung wurde, daß er in Aegypten den Papyrus Ebers erwarb, wie dieses medicinische Handbuch, eines der umfänglichsten, schönstgeschriebenen, besterhaltenen Papyrusbücher, die wir besitzen, seitdem genannt wird. Denn von der Bekanntschaft mit diesem Text, den E. vereint mit Stern in vorbildlicher Weise 1874 herausgab, datirt eine völlige Umgestaltung der wissenschaftlichen Kenntniß ägyptischer Sprache und Sprachgeschichte. Für seine Lehrthätigkeit fand E., dem sie stets sehr am Herzen lag, in Leipzig einen ungleich empfänglicheren Boden als in Jena, wo allerdings auch schon seine allgemein verständlich gehaltenen öffentlichen Vorträge viel Zuspruch gefunden hatten.

So war er auf der Höhe seines Schaffens, da traf ihn in den ersten Tagen des März 1876 fast ganz unvorbereitet ein Rückfall seines ehemaligen Leidens, und diesmal gab es ihn nicht wieder frei. Ja, es nahm einen Verlauf, bei dem der Kranke in plötzlich einsetzenden, häufig wiederkehrenden Krisen von Schmerzen entsetzlichster Art gemartert wurde. Nur ganz kleine Strecken vermochte er wieder zu gehen, nachdem Friedrich Hessings in Göggingen bei Augsburg für ihn mit großem Scharfsinn eine Maschine construirt hatte, die hierzu das gelähmte Bein befähigte. Und doch in all der Trübsal, die wieder über ihn verhängt war, in aller körperlichen Unfreiheit und erzwungenen Entsagung bewahrte sich E. die unverminderte Empfänglichkeit und Regsamkeit des Geistes und der Seele, die frische Herzlichkeit, die ein Grundzug seines Wesens war wie die dankerfüllte Erkenntlichkeit für alles, was sein Dasein an Lichtseiten ihm doch noch aufwies, und immer neuen Muth, eins mit der Gattin, der unvergleichlichen Pflegerin, in Ergebung, Hoffnung und Zuversicht.

So sorgfältig er sich schonen mußte, — schon jedes längere Hantiren mit den meist ungefügen Formaten der ägyptologischen Publikationen griff ihn an — es verblieb ihm doch Kraft zu rastloser, und — wenn man die Gesammtleistung und die erschwerenden Umstände gerecht in Anschlag bringt, — auch bewunderungswürdig vielseitiger und ausgedehnter schriftstellerischer und wissenschaftlicher Arbeit. Schon in dem ersten Sommer der Erneuerung seines Siechthums erwachte in E. wieder lebhaft der künstlerisch gestaltende Trieb, der in ihm von Haus aus doch wohl der mächtigere war, und so entstanden von der „Uarda" an eine Reihe von Romanen und von Versuchen in anderen dichterischen Gattungen. „Uarda" und „Homo sum" zeigen wohl E. in seinem besten Können. Die meisten seiner Erzählungen bewegen sich im alten Aegypten, und noch der letzte seiner Romane hat es zum Schauplatz der Handlung. Aber auch Anregungen, die ihm der Aufenthalt in den Niederlanden, das Bild deutscher Vergangenheit, das ihm Nürnberg gegeben hatte, hat er mehrfach verwerthet. Ansprechendes gelang ihm wiederholt auch auf dem Gebiete des Märchens. Mit Eifer folgte er den Fortschritten seiner Wissenschaft und suchte ihr durch eigene Untersuchungen und Veröffentlichungen, sowie durch gemeinverständliche Berichterstattung und Darstellung der Ergebnisse zu nützen, so in dem Cicerone, dem Texte des Prachtwerkes über Aegypten, das bei Hallberger erschien, sowie in zahlreichen Artikeln in Zeitschriften und für Zeitungen. Das Leben seines Lehrers Lepsius beschrieb er mit liebevollem Eingehen in einem Werke, zu dem ihm eine Reihe authentischer Quellen vorlagen. Unter den vielen Essays, die aus seiner Feder stammen, begegnen wir überhaupt manch einem biographischen Aufsatze.

So mühselig jede Ortsveränderung für E. geworden war, so unternahm er doch alljährlich Reisen, zunächst in den Sommermonaten zu den Stätten,

an denen er Genesung oder doch Linderung seiner Leiden zu erlangen hoffte, dann auch um dem ihm sehr unzuträglichen Winter in dem rußigen Leipzig sich zu entziehen. Im J. 1882 erwarb er in Tutzing am Starnberger See eine Villa in der Nachbarschaft des Schlosses seines Verlegers und Freundes Eduard v. Hallberger und verweilte von da ab dort jeden Sommer. Das Frühjahr verlebte er meist im Süden der Alpen. Hier entstand gewöhnlich der Roman des Jahres oder was sonst an dichterischen Aufgaben ihn gerade beschäftigte. In Tutzing erfolgte dann meist die endgültige Ausarbeitung, sodaß meist die Drucklegung vor Weihnachten beendigt war. Unter allen Verzichtleistungen, die E. sich auferlegen mußte, fiel ihm keine so schwer wie die auf sein Lehramt, das er noch lange, wenn auch nur in seiner Wohnung, zu Nutz und Frommen angehender Aegyptologen fortzuführen bemüht gewesen war. Im Herbste 1888 siedelte er ganz nach München über. Die bayerische Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Bis an sein Ende belebte sein Haus reger, vielfach freundschaftlichst naher Verkehr besonders mit den namhaftesten, aber auch mit manchen der erst aufstrebenden Männer der Kunst und der Wissenschaft. Beschränkte sich dieser für ihn im wesentlichen auch nur darauf, daß E. vor seinem kleinen Schreibtische sitzend, den Besucher empfing, so blieb doch wohl meist aus dem Gespräch ein innerer Gewinn nicht bloß einem der beiden Theile. Ebers' Rede war von köstlichem Flusse, bis auch in der Bildung der Laute Hemmungen eintraten, die aber den Hörer bald wenig störten. Ein Herzleiden, das in den letzten Jahren sich fühlbar gemacht hatte, steigerte sich unerwartet und führte den Tod herbei.

Mit der Geschichte der Aegyptologie hat E. seinen Namen durch seine Verdienste um die Erwerbung und Veröffentlichung des Papyrus, der nach ihm benannt ist, auf immer verknüpft. Der Eifer und das Geschick, die ihn als Lehrer auszeichneten, hat der Aegyptologie eine Reihe von ernsten Anhängern und berufsmäßigen Vertretern gewonnen in einer Zeit, in der es noch überaus schwer hielt, ohne Unterweisung seitens eines Eingeweihten auch nur die Anfangsgründe sich anzueignen. Dazu kam die rege Antheilnahme, die E. den persönlichen Schicksalen jedes seiner Schüler entgegenbrachte. Seine Romane haben außerordentlichen Erfolg gehabt. Zeitweilig gab es keinen Meister deutscher Erzählungskunst, dessen Werke es zu gleich hohen Auflageziffern gebracht hätten, und lange Jahre hindurch ließ sich behaupten, daß vier Fünftel der Deutschen, die etwas vom alten Aegypten wußten, dies nur diesen Romanen verdankten.

Auszüge aus ungedruckten Tagebüchern und Mittheilungen von Hermann Ebers. — Georg Ebers, Die Geschichte meines Lebens. Vom Kinde bis zum Manne. Stuttgart 1893. — Richard Gosche, Georg Ebers, der Forscher und Dichter dargestellt (Deutsche Dichter der Gegenwart, Bd. 3). Leipzig, o. J. — Rudolf von Gottschall, Georg Ebers. Sonderausgabe aus: Breitner, Litteraturbilder fin de siècle. Leipzig-Reudnitz 1898. — Bibliographie der Schriften von Ebers in: Aegyptische Studien und Verwandtes von Georg Ebers. Stuttg. u. Lpz. 1900, S. 511—517. — Die ägyptologische Bibliothek von Ebers kaufte Friedrich Wilhelm Freih. v. Bissing und schenkte sie dem Deutschen Archäologischen Institut zu Kairo.

Pietschmann.

Eberty *): Georg Friedrich Felix E., Schriftsteller, wurde am 26. Januar 1812 in Berlin geboren als Sohn des Bankiers Hermann E. und seiner Frau Babette geb. Mosson. Mit dem Wohlstande verband das Elternhaus geistige

*) Zu Bd. XLVIII, S. 242.

Bildung und Geschmack; Chamisso und Varnhagen zählten zu seinen Gästen. Mit sieben Jahren ward der Knabe der in Pestalozzi'schem Sinne geleiteten Cauer'schen Erziehungsanstalt in Charlottenburg überwiesen, der er bis zum funfzehnten Lebensjahre angehört hat. Ihre Eigenart in Licht- und Schattenseiten hat er als Greis in seinen frischen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners" lebendig geschildert. Für seine eigene Entwicklung erlangte neben der vielseitigen Anregung besonders die Abwesenheit alles pedantischen Zwanges Bedeutung. Den tiefsten Eindruck machte ihm die gelegentliche Bemerkung eines Lehrers, daß es nach griechischer Anschauung eines freien Mannes unwürdig gewesen sei, für etwas keine Zeit zu haben. Nach diesem Grundsatz, den sich freilich nur ein begüterter Mann erlauben darf, hat er dann sein Leben eingerichtet. So mannichfach seine geistige Begabung war, so glücklich er sie zuweilen im einzelnen bethätigte: im ganzen folgte er dabei stets der ungebundenen Neigung des Augenblicks, die seinen Leistungen durchweg den Stempel eines anziehenden Dilettantismus aufprägte. Zwar ein Talent hätte er selber gern mit berufsmäßigem Ernste ausgebildet: das künstlerische, von dessen Ursprünglichkeit noch später zahlreiche Skizzen und Studien, Porträts, Caricaturen u. dgl. Zeugniß ablegten; allein von einer solchen Laufbahn wollte der Vater nichts wissen, und so bequemte er sich 1831 nach dem Abschluß seiner Gymnasialzeit zum juristischen Studium. Er begann es in Bonn, wo er u. a. Bethmann-Hollweg und Walter hörte und sich besonders von Droste-Hülshoff persönlich angezogen fühlte. Die späteren Semester verbrachte er in Berlin, vornehmlich mit den Collegien von Savigny und Gans beschäftigt, und kehrte zuletzt nach dem geliebten Bonn zurück, um 1834 dort zu promoviren. Neben seiner juristischen Ausbildung versäumte er übrigens auch die historische und namentlich die philosophische nicht; dem herrschenden Hegel'schen System trat er mit lebhaftem Antheil, aber kritisch besonnen gegenüber. Als eifriger Liebhaber betrieb er außerdem mathematische Privatstudien, die er nachmals auch auf physikalische und zumal auf astronomische Gegenstände ausdehnte.

Im praktischen Justizdienst stieg er in der Heimath (1840) zum Kammergerichtsassessor auf und ward dann an das Amtsgericht zu Hirschberg versetzt, wo er sich mit Marie Hasse, einer schlesischen Gutsbesitzerstochter, vermählte. Nach kurzer richterlicher Thätigkeit in Lübben nahm er indeß seinen Abschied aus dem Staatsdienst, weil es ihm unerträglich schien, daß ihm ein bescheidener Urlaub abgeschlagen wurde. Er zog dann nach Breslau, machte sich dort ansässig und errang bald durch freiwillige Wirksamkeit eine angesehene Stellung. Als unbesoldeter Stadtrath widmete er sich den Angelegenheiten der Gemeinde, als deren Vertreter er 1852 in die erste Kammer gewählt wurde, ohne jedoch in seinem gemäßigten Liberalismus politisch besonders hervorzutreten. Schon 1850 hatte er sich zudem an der Universität für die Fächer des Natur- und des Criminalrechts habilitirt und erhielt 1860 den Titel eines außerordentlichen Professors. Größeren Anklang als seine akademischen Vorlesungen fanden die Vorträge, die er in den funfziger Jahren vor einem gemischten Publikum über philosophische oder verwandte Fragen hielt; hier kamen die eigenthümlichen Vorzüge seines Geistes, beziehungsreiche Gedanken in klarer Form, leichte Anmuth eines immer wohlthuenden Humors, so recht zur Geltung. Dieselben Gaben entfaltete er aufs liebenswürdigste im persönlichen Umgang; harmlose Gutmüthigkeit, echte Bescheidenheit, natürliche Frische erhöhten den Reiz des Verkehrs in seinem gastlichen Hause.

Von seinen Schriften erfuhr gleich die erste merkwürdige Schicksale. Unter dem Titel: „Die Gestirne und die Weltgeschichte; Gedanken über Raum,

Zeit und Ewigkeit", ließ er 1846 einen sinnreich spielenden Versuch erscheinen, mittels einfacher optischer Voraussetzungen die Idealität der Zeit und des Raumes bis zu einem gewissen Grade anschaulich zu machen. Das Büchlein, das durch seine Verbindung von physikalischen Wahrheiten und metaphysischen Ideen dem englischen Geschmack besonders entgegenkam, ward von einem Londoner Verleger unrechtmäßig übersetzt, und in acht Jahren war das elfte Tausend der sechsten englischen Auflage vergriffen. Da der Ursprung der Schrift verschwiegen worden war, so übertrug sie ein Liebhaber ins Deutsche zurück und ließ sie 1860 in Leipzig erscheinen. Die Rückübersetzung war ebenfalls vergriffen, als E. endlich, nach Ueberwindung jahrelanger geschäftlicher Schwierigkeiten, Hand an eine eigene neue Ausgabe legte; ihr folgte bereits nach wenigen Wochen (Breslau 1874) eine dritte rechtmäßige, bei der es geblieben ist. Mit seiner akademischen Lehrthätigkeit im Zusammenhange standen sodann die „Versuche auf dem Gebiete des Naturrechts" (Leipzig 1852), die nach einer kritischen Auseinandersetzung mit älteren Systemen, insbesondere im Gegensatz zu den Theorien Stahl's, mit aphoristischer Freiheit eigene Ansichten vom Standpunkt des „gesunden Menschenverstandes" darlegen. Im Schleiermacher'schen Gedankenkreise bewegen sich die beiden Vorträge „Ueber Gut und Böse" (Berlin 1855), ein Ergebniß des Nachdenkens im criminalistischen Fach.

Mit zunehmenden Jahren gewann das behagliche Erzählertalent in E. das Uebergewicht; gleich das erste Product desselben, die zweibändige Biographie „Walter Scott" (Breslau 1860, 2. Aufl. Leipzig 1871) begegnete dem entschiedensten Beifall. In der That schrieb er sie auf Grund der ausführlichen englischen Vorarbeiten mit vollem sympathischen Verständniß der Persönlichkeit und der Werke des schottischen Dichters, dessen europäischer Ruhm seine eigene Jugendzeit erfüllt hatte. Der glückliche Erfolg bewog ihn, ihr alsbald die Lebensbeschreibung des anderen englischen Poeten an die Seite zu setzen, unter dessen stürmischem Einfluß die jüngstvergangene Weltlitteratur gestanden. „Lord Byron" erschien 1862 (in Leipzig) gleichfalls in zwei Bänden und erlebte 1879 eine zweite Auflage. Das Buch ist äußerlich unterhaltend geschrieben, doch gebricht es der Darstellung an tieferer einheitlicher Ergründung der genialen Eigenart des Helden, wie sie gleichzeitig (1863) Treitschke in seinem herrlichen Essay so wohl gelang. Zu dem umfangreichsten seiner Werke empfing E. den Anstoß von den Weltbegebenheiten der unmittelbaren Gegenwart. Das Ereigniß von 1866 erweckte in ihm lebendiges Interesse an dem Gange der preußisch-deutschen Entwicklung. Wißbegierig erkundigte er sich nach einer lesbaren preußischen Geschichte, und auf den Bescheid, daß es noch keine vollständige gebe, entschloß er sich kurz, sie selber zu schreiben. Mit rühmlicher Ausdauer führte er diesen Entschluß in den nächsten sieben Jahren durch. Seine „Geschichte des preußischen Staats" ward 1867—73 (in Breslau) in sieben Bändchen bis zur Gründung des deutschen Reichs herabgeführt; Fritz Reuter aus Dankbarkeit gewidmet, ward sie in weiten Kreisen, deren Bedürfniß sie entgegenkam, mit wohlwollendem Antheil begrüßt. Sie erzählt in gefälliger, leicht dahinfließender Sprache, ohne irgend in panegyrischen Ton zu fallen, die preußische Geschichte vom Standpunkt des liberalen Bürgerthums und wird doch auch ihrer nationalen und universellen Bedeutung größtentheils gerecht. Am besten gelungen ist wohl die Darstellung des 18. Jahrhunderts, das dem Verfasser Gelegenheit bot, sich in persönlich biographischer, mitunter anekdotenhafter Schilderung zu ergehen. Eine länger dauernde Wirkung war dem Buche freilich nicht beschieden; dazu entbehrte es zu sehr der gründlichen Forschung, die sich eben damals allen Seiten des

Gegenstandes mit verdoppeltem Eifer zuzuwenden begann. Von dem Ansehen, das sich E. immerhin durch seine historische Leistung erworben, zeugt der Umstand, daß ihm auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie einige preußische Artikel, wie Carmer, Creutz, Alexander Dohna u. s. w. übertragen wurden; doch hat er seine Mitarbeit nicht über den fünften Band hinaus erstreckt. Es waren vielmehr die schon genannten „Jugenderinnerungen eines alten Berliners“ (Berlin 1878), denen sich der greise Schriftsteller zum Abschied vom Publicum mit beschaulicher Freude plaudernd hingab.

E. starb nach längerem Leiden am 7. Juli 1884 auf seinem Sommersitz zu Arnsdorf im Riesengebirge. Von seinen vier Töchtern war die älteste an seinen juristischen Collegen Otto Stobbe (s. A. D. B. XXXVI, 262) vermählt; eine jüngere, Frau Babette v. Bülow, hat als Novellistin unterm Namen Hans Arnold die Gabe des Vaters für muntere Erzählung überkommen und ausgebildet.

Mittheilungen der Familie; eigene Erinnerungen. D. R.

Floto *): Hartwig F., Historiker, geboren am 1. November 1825 zu Arendsee in der Altmark, trat nach Besuch der Schule von Schulpforta und dreijährigen Universitätsstudien in Berlin an der Ritterakademie zu Liegnitz in das Lehramt für Geschichte und Geographie, 1848. Während seines militärischen Dienstjahres machte er, wie er selbst bezeugt, „sehr sorgfältige Studien über Alles, was militärisch wichtig ist, um mich zu einem tüchtigen Landwehrofficier auszubilden“, und hieraus erwuchs das 1853, mit einer Einführung des Generals v. Griesheim (s. A. D. B. IX, 665—667), erschienene Buch: „Handbuch für Landwehrofficiere und für einjährige Freiwillige“ (Berlin). Bis 1853 wirkte F. als Hauslehrer bei Oberhofdrucker v. Decker, verließ dann aber Berlin, um auf der Wolfenbütteler Bibliothek für sein beabsichtigtes Werk: „Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter“ Studien zu machen. Das Buch erschien — „Meinem Lehrer Leopold Ranke zugeeignet“ — in zwei Bänden (Stuttgart und Hamburg) 1855 und 1856. Sehr richtig urtheilte Giesebrecht, als er nachher den gleichen Stoff behandelte, über das Werk: „Besonders hat die lebendige Darstellung dem Buche Freunde erworben; man wird sie in ihrer fast poetischen Färbung nicht gerade mustergültig nennen können; aber sie ist eigenartig und effectvoll“; ebenso ist mit Recht gesagt, daß F. im wesentlichen den Standpunkt des Verfassers der Vita Heinrici IV imperatoris einnimmt, was auch schon eine stärkere Abweisung der Glaubwürdigkeit der Annalen Lambert's in sich schloß. Ebenso wandte F. der Litteratur der Streitschriften größere Aufmerksamkeit zu, und in einem Excurs wies er die von Pertz gemachte Anzweiflung der Gleichzeitigkeit des Carmen de bello Saxonico mit Erfolg zurück. Wie F. im Vorwort zu Band II offen einräumt, steht er in der Beurtheilung des Verhältnisses Heinrich's IV. zur päpstlichen Politik in ausgeprägt protestantischer Auffassung und weist es ab, mit „kälteren oder ängstlicheren Gemüthern“ den Maßstab für die geschilderte Zeit aus ihr selbst zu nehmen. Auf die Veröffentlichung dieses Hauptwerkes folgte 1856 für F. die Berufung als Professor an die Universität Basel, nachdem Jakob Burckhardt das Lehramt für Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich angetreten hatte. In Basel nahm F. auch an den Arbeiten der dortigen historischen Gesellschaft Theil, in der er einen Vortrag über Dante und die divina commedia hielt, den er erweitert als Buch: „Dante Aleghieri, sein Leben und seine Werke“ (1858) herausgab. Allein 1858 erkrankte er schwer, ohne Hoffnung auf endgültige Besserung, was Burckhardt's

*) Zu Bd. XLVIII, S. 611.

Rückkehr nach Basel zur Folge hatte. F. hatte nach dem Weggang von Basel keinen festen Wohnsitz mehr, und so kam er auch nicht zu einer befriedigenden Bethätigung. Er starb erst 1881, in Königsberg.

Durch Dr. Bettelheim vermittelte autobiographische Aufzeichnungen Floto's in Briefen von 1865 und 1873, aus Berlin und Jena, an den Wiener Dichter Ferdinand v. Saar. — Mittheilungen aus Basel.

Meyer von Knonau.

Gabillon *): Ludwig G., Schauspieler, geboren am 16. Juli 1825 bei Güstrow, † am 13. Februar 1896 in Wien. Die Familie stammte aus der Gascogne, der Großvater war als französischer Emigrant nach Schwerin gekommen, der Vater war bei der Steuerbehörde in Güstrow, später in Schwerin. Das disharmonische Verhältniß der Eltern machte ihn bald selbständig, ein Gastspiel der Bethmann'schen Truppe in Güstrow und das Hoftheater in Schwerin reizten seine Lust zur Bühne, die er 1844 in Rostock betrat, 1846 war er in Oldenburg unter Leitung Mosen's, 1847 in Schwerin, 1849 in Kassel, 1851 in Hannover, inzwischen hatte ihn Emil Devrient für sein Gastspiel nach London mitgenommen. Am 13. März 1853 schrieb die Bayer-Bürck an Laube aus Hannover: „Suchen Sie nicht einen jugendlichen Liebhaber? Hier ist ein Herr Gabillon, der mir nicht übel scheint". Laube sieht ihn an und ruft ihn nach Wien, wo er 1853 am 17. August als Don Cesar in „Donna Diana", am 20. im „Don Carlos", am 22. als Schiller in den „Karlsschülern" debutirt. Vom October ab gehört er dem Burgtheater durch zweiundvierzig Jahre an, 1856 hat er sich mit seiner Collegin Zerline Würzburg (s. A. D. B. XLIV, 363) vermählt, nur selten zog er auf Gastspiele, z. B. 1868 mit einigen Burgtheater-Mitgliedern nach Berlin. 1876 wurde er Regisseur. Am 5. September 1895 betrat er zum letzten Male die Bühne als Erdgeist im „Faust".

Gabillon's ganze künstlerische Entwicklung liegt im Burgtheater. Die Debuts wurden von der Kritik nicht unfreundlich begrüßt, jedenfalls gestand man ihm Talent zu, das aber noch sich selbst zu suchen habe. Es war Laube sofort klar, daß er der gewünschte Liebhaber gewiß nicht war, wo er mit dem Ferdinand in „Kabale und Liebe" beinahe durchfiel. „Ich weiß, daß Sie etwas können, ich weiß nur noch nicht was", sagte er zu ihm, und der junge Künstler wußte es selbst nicht. Daß Dawison das Burgtheater verließ, brachte ihm eine Reihe von Charakterrollen, in denen es schon besser ging, sodaß es nach dem Carlos im „Clavigo" in einer Besprechung hieß: „Herr Gabillon muß es dem Herrn Laube für sein ganzes Leben Dank wissen, daß er ihn von den steifen Liebhaberrollen erlöste und ihn zu dem eigentlichen künstlerischen Fach führte, für das er geboren ist". Aber bald darauf fällt der Mephisto nicht sehr glücklich aus, und 1856 bringt ihm Laube mit dem „Macbeth" eine schwere Niederlage. Dazwischen aber steht 1854 im „Fechter von Ravenna" der Caligula, den Halm zu seinem größten Entsetzen ihm zugetheilt sieht, aber der ihn schon auf den Proben aufs angenehmste überrascht. Auch die prononcirten Intriguanten gelingen ihm nicht, dagegen liefert ihm bald das französische Lustspiel, in das ihn Laube nur langsam einrücken läßt, eine Reihe von Chargen, und so erobert er sich ein weites Reich, daß von den Officieren und Diplomaten der Conversationsstücke zu den Shakespeare'schen Cardinälen, von wüsten Trunkenbolden bis zu den graziösesten Salonplauderern, von gröhlenden Schreiern bis zu mächtigen Rhetorikern hinaufsteigt; es bildet sich ein „Gabillon"-Fach, so eigenartig, so individuell, daß es nur mit seinem Namen bezeichnet

---

*) Zu Bd. XLIX, S. 236.

werden kann und nie wieder in seinem Umfange und seiner Besonderheit in einer Persönlichkeit sich vereinigt zeigen wird.

Mecklenburgisches und französisches Blut scheint bei ihm in einander zu verfließen: wirkliche Kraft, aus unmittelbarer Berührung der Natur geschöpft, und liebenswürdige, parodistische Kraftmeierei. Jeder Zug an ihm ist echt, und das Echteste ist sein humorvolles Flunkern, das durchaus nicht den Lügner, sondern den Poeten in ihm verräth. Die ganze Erscheinung athmet Kraft: das scharf markirte, aber so heitere Antlitz, die lange, sehnige, niemals verfettete Gestalt mit ihrer ganz wunderbaren Vereinigung von Wucht und Grazie, auch in Gang und Bewegung, die sonore, dröhnende, beim r sogar schnarrende Stimme, der es freilich an weicheren Mitteltönen etwas fehlte, die sowohl bis in die rauhen, trunkseligen Töne eines Tobias, eines Mattern hinab, als in die Fistellaute eines Lindenschmied im „Erbförster" hinauf stieg, aber ihre schönsten Wirkungen frei und breit ausströmend erzielte. Seine ganze Natur strebt nach einfachen, sofort zu erfassenden und unmittelbar wiederzugebenden Aufgaben: das können ja oft recht geistvolle Individualitäten sein, wie er ja, wohl nicht ohne Einfluß seiner ihm an Esprit überlegenen Gattin, bis zu einer Kunst der Dialektik emporstieg, die das Zankduett von Shakespeare's Benedict und Beatrice so unvergeßlich macht. So kann er emporwachsen bis zu einem Hagen, der für die Bühne wieder mit seinem Namen fast untrennbar verbunden ist, den der Dichter selbst mit dem Schlagworte „wie ein Gewitter" kennzeichnet. Hier war die volle Bethätigung seiner körperlichen Kräfte, deren er sich in Kunst und Leben freute, vereint mit Größe der Gesinnung, unheimliche Wildheit, die vor seinem Griffe nach Etzel's Kinde erzittern ließ, und männliches tiefes Fühlen. Es ist der Gipfelpunkt von Gabillon's tragischer Kunst. Und dagegen: jener tapfere Haudegen Don Lope im „Richter von Zalamea", der nach Speidel's Worte so deutlich zeigt, wie der Mensch auch der Künstler ist, der brüllende zuschlagende Kattwald in „Weh dem der lügt", der verrissene „Hans mit einem Bein", der tapfere Selbitz des „Götz", oder der ihm wie auf den Leib geschriebene Spiegelberg, dessen gewaltiger Sprung viel mehr als eines seiner geliebten, turnerischen Kunststücke war, wer nennt sie alle die köstlichen Gestalten urwüchsigsten, menschlichsten Humors! Wo er über die Lebensgröße im Ernst wie im Scherz emporwachsen darf, ist es seiner freien Seele am wohlsten — und da soll es ihm nicht gegeben sein, auch Gestalten, die ein Drama völlig beherrschen, die sogenannten ersten Rollen zu schaffen, wo er, ohne jede Vordringlichkeit, meist, wenn er auftrat, schon im Mittelpunkt des Interesses stand? Nicht nur in seiner Jugend hat man naheliegende Versuche gemacht und ihn auch als Wallenstein, nicht ohne Erfolg, herausgestellt. Aber die volle Wirkung, die sich sonst so sicher einstellte, versagte. Und es liegt gerade in seiner Individualität, daß er so tragenden Rollen nicht gewachsen war. Diese sind immer mehr oder weniger Probleme, die langsam entwickelt werden müssen. Ein derartiges Aufbauen ist Gabillon's Sache nie gewesen; wie er als Natur ganz fertig war, bedurfte er auch auf der Scene der fertigen Gestalten. Diese fertigen Gestalten sind das, was man Episode nennt. Episoden, im weitesten Umfange, sind alle Schöpfungen Gabillon's.

Aber, wer vermöchte es, auch nur andeutend den ganzen Umfang der vierthalbhundert Rollen zu erschöpfen, die G. auf dem Burgtheater vorführte? „Alles, was körperlich und geistig über die durchschnittliche Menschengröße hinausstrebte, gewann ihm ein erhöhtes Interesse ab: ein warmes, gemüthliches, wenn es echt, und ein humoristisch ironisches, wenn es entweder bewußte oder unbewußte Renommisterei war" (Minor). Er gab immer seine Persönlichkeit,

bald von der einen, bald von der andern Seite. Hier sei nur noch des unheimlichen „Mannes vom Felsen“, des urweltlichen Polyphem in Euripides' „Cyklop“, des wilden Schlemmers Boffesen in Bauernfeld's „Landfrieden“ und des Shakespear'schen Tobias, der vielen soldatischen Gestalten schwereren und leichteren Schlages, einer Salonfigur wie des Marquis in der „Partie Piquet“ gedacht, einer seiner glänzendsten Rollen, des Delobelle in „Fromont jr. und Risler sen.“, ja nicht zu vergessen. Selbst sein Gebrechen, ein schlechtes Gedächtniß, das sich sehr früh bemerkbar machte, gab ihm oft einen Zug des unmittelbaren, naiven Schaffens. Und eine wahrhaft naive Natur ist G. als Künstler wie als Mensch gewesen. So war es nicht nur die vollendete Beherrschung des Dialektes, es war auch die Uebereinstimmung im Wesen, die ihn zu einem so vollendeten Vorleser Fritz Reuter's machte. Das Echte, im Leben wie in der Kunst, findet in ihm seinen Anwalt, und es ist sein ehrliches Empfinden, wenn er der modernen Dichtung nicht mehr willig Gefolgschaft leistet. Auch der Regisseur hat sich, an Seite Dingelstedt's, so manches Verdienst um die Shakespeare-Dramen erworben; daß er es war, der die Wiederaufnahme von: „Weh dem der lügt“ ins Werk setzte, ist sein bleibender Ruhm. „Möge mein Genius mich vor hohem Alter bewahren“, hat er, stets in Sorge, eine Abnahme seiner Körperkräfte zu fühlen, ausgerufen. Auch diesen Wunsch hat ihm ein gütiges Geschick gewährt.

Helene Bettelheim-Gabillon, Ludwig Gabillon, Tagebuchblätter, Briefe, Erinnerungen. Wien 1900. — L. Hevesi, Zerline Gabillon. Stuttgart 1897. — J. Minor in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, I, 432—440. — A. Bettelheim, Verzeichniß der Rollen, die Ludwig Gabillon als Mitglied des Hofburgtheaters 1853 bis 1893 gespielt hat (Privatdruck). Wien 1893. — L. Hevesi, Wiener Todtentanz, S. 18 ff. — A. v. Weilen, Geschichte des Burgtheaters.

Alexander von Weilen.

Gagern*): Max von G. Der dritte unter den in die politischen Ereignisse Deutschlands in den Jahren 1848 und 1849 eingreifenden und in ihren Lebensschicksalen mit denselben verwobenen Söhnen des Vertreters des Hauses Nassau-Oranien auf dem Wiener Congresse, Hans Christoph Ernst's Freiherrn v. Gagern (s. A. D. B. VIII, 303 f.) war Maximilian Ludwig v. G., geboren in Weilburg im Herzogthum Nassau am 26. März 1810. Er war um 16 Jahre jünger als sein im badischen Aufstand 1848 bei Kandern als badischer General gefallener Bruder Fritz (s. ebd. VIII, 301) und um 11 Jahre jünger als Heinrich (s. ebd. XLIX, 654 f.), der Präsident der deutschen Nationalversammlung der Jahre 1848 und 1849. Er war das jüngste unter elf Geschwistern, von denen die meisten, wie er selbst, ein hohes Alter erreichten. Mit seinen beiden andern „politischen“ Brüdern war er trotz des großen Altersunterschiedes von seiner Jünglingszeit her in treuer Freundschaft verbunden, und der ausgesprochene Wunsch des Vaters, daß diese drei im öffentlichen Leben vereint nach gleichen Zielen streben möchten, fand im Geburtsjahr der deutschen Einheitsbestrebungen seine schöne Verwirklichung.

Der schulmäßige Bildungsgang Max v. Gagern's war ziemlich zerstückt. Mit 16 Jahren bereits hatte er das in drei Städten absolvirte Gymnasium hinter sich und bezog die Universität Heidelberg, wo er, wie vorher seine älteren Brüder, in eine Burschenschaft eintrat. Aber schon ein Jahr später mußte er das deutsche Universitätsleben mit demjenigen Hollands, in Utrecht, vertauschen, das von ersterem ganz verschieden war. Sein Vater, dem der

---

*) Zu Bd. XLIX, S. 237.

König der damals noch mit Belgien vereinigten Niederlande durch erfolgreiche Vertretung auf dem Wiener Congresse wohl zum großen Theile seine Erhebung auf den Thron zu verdanken hatte, hatte nämlich von diesem, als sozusagen einzigen Lohn seiner Verdienste, die sehr bescheidene Zusage erhalten, einen seiner Söhne im Heere und einen andern in seinem Civilcabinet unterbringen zu wollen. Zu Letzterem wurde nun Max bestimmt. Schon nach einem weiteren Jahre war auch Utrecht absolvirt und der junge Anwärter des königlichen Civildienstes zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache, welche Belgiens wegen von besonderer Wichtigkeit war, nach Paris geschickt. Im Jahre darauf, 1829, trat er, noch nicht zwanzigjährig, als Commis d'Etat in das Civilcabinet des Königs der Niederlande ein. Bei der Abneigung der Holländer gegen alles Deutsche war jedoch seine persönliche Stellung in diesem Dienste wenig behaglich.

Bei Ausbruch der belgischen Revolution in den letzten Tagen des September 1830 nahm er, einem schon früher gegebenen Rathe seines Bruders Fritz, damals Oberstlieutenant des holländischen Generalstabes, folgend, Urlaub im königlichen Cabinet und trat, mit Bewilligung und Lob des Königs für sein Beispiel, als einer der ersten Freiwilligen in die holländische Armee. Im Hauptquartier angekommen, wurde er dem unter dem Höchstcommandirenden, Prinzen Friedrich, dienenden Herzog Bernhard von Weimar und dessen Generalstabschef v. Gagern, seinem Bruder, unterstellt, machte in diesem Feldzug die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und die Schlacht bei Löwen mit und blieb durch dritthalb Jahre bis zum Schlusse dieses Secessionskrieges unter den Fahnen.

Nach Beendigung dieser militärischen Episode seines Lebens erkannte er, daß er im Civilcabinet des Königs von Holland bei der vorerwähnten Abneigung der Holländer gegen alles deutsche Wesen keine Aussicht auf entsprechendes Fortkommen habe und nahm, mit einem militärischen Orden ausgezeichnet, trotz der ungeschmälerten Huld seines Souveräns, seinen Abschied aus dessen Diensten.

Die Wahl eines neuen Lebensberufes war allerdings für ihn recht schwierig. Trotzdem er schon in diesen Jugendjahren mit einer größeren Anzahl bedeutender Männer in nahe Berührung gekommen und mehr von der Welt und den Menschen gesehen und in Erfahrung gebracht hatte, als manchen seiner Standesgenossen im Laufe eines langen Lebens zu Theil wird, war sein ganzer Studiengang doch viel zu unregelmäßig, um in die Beamtencarriere irgend eines deutschen Staates einspringen zu können. Außerdem hatte er in Holland eine Tochter des Landes geheirathet und war nun froh, daß ihm von seinen Eltern ein Wohnsitz auf ihrem kleineren Gute Hornau in Nassau eingeräumt wurde, um sich daselbst auf eine Privatdocentur der Geschichte auf einer deutschen Universität vorzubereiten. Die Wahl der letzteren fiel auf Bonn, woselbst er sich im Frühjahr 1836, nach in Halle erlangtem Doctorgrad, als Privatdocent habilitirte.

G. las sodann in Bonn durch mehrere Jahre deutsche Geschichte. Seine Stellung im Kreise der Professoren war durchaus angenehm, und er wurde auch schon nach kürzester Zeit für eine außerordentliche Professur vorgeschlagen. Aber schon in dem Jahre, das seiner Habilitirung folgte, 1837, fühlte er sich, obgleich damals noch im Verbande der protestantischen Kirche, durch seine Ueberzeugung gedrängt, in dem bekannten Conflict des Erzbischofs Droste-Vischering von Köln mit der preußischen Regierung für ersteren gegen die letztere Partei zu ergreifen, worauf ihm vom Curator der Universität privatim

eröffnet wurde, „daß in Preußen für solche Gesinnung selbst im Lehrfache keine Aussicht auf Beförderung sei".

Infolge dessen war G. froh, im J. 1840 aus seinem Heimathlande Nassau eine Berufung in den Staatsdienst mit dem Titel Legationsrath zu erhalten. Daselbst arbeitete er unter angenehmen Verhältnissen, bis ihn die Ereignisse des Jahres 1848 in einen größeren Wirkungskreis und in stürmische Lebensverhältnisse brachten. Auch sein im J. 1845 erfolgter Uebertritt aus der protestantischen in die katholische Kirche erregte weder Aufregung inmitten der ganz protestantischen Beamtenschaft Nassaus, noch zog er ihm persönliche Feinde zu; so wenig, als ihm sein Landesherr deshalb sein Vertrauen entzog.

Max v. G. gehörte einer damals noch ganz protestantischen Familie an, und sowohl sein Vater als seine Brüder Fritz und Heinrich standen religiösen Fragen durchaus kühl und unpolemisch gegenüber. Er selbst aber, durchaus Gefühlsmensch und von tiefem Glaubensdrang erfüllt, hatte von seiner katholischen Mutter, einer geb. v. Gaugräben, schon in zarter Jugend die Keime der Sympathie und Bewunderung für das gewaltige hierarchische Gebäude der katholischen Kirche und für seine zum Gemüthe sprechenden Cultusformen eingepflanzt erhalten. Die protestantische Nüchternheit gewährte seiner Art des religiösen Glaubensbedürfnisses keine Befriedigung; ja, sie stieß ihn mehr und mehr ab, je mehr sich in den Mannesjahren sein Charakter in der in der Kindheit erhaltenen Richtung fortentwickelte. Seine damals noch lebende erste Gattin, eine Holländerin, wie später auch seine zweite, war Protestantin und seine Kinder erster Ehe sämmtlich noch protestantisch getauft, wenn letztere ihm nach seinem Uebertritte auch alle zur katholischen Kirche nachfolgten. Daß ein Katholicismus, der einem so tiefen Gemüthsbedürfnisse entsprang, kein lauer sein konnte, sondern sich nach dem formellen Uebertritte leidenschaftlicher bethätigte und in seiner Hingebung auch opferfreudiger bewies, als dies bei der großen Mehrzahl der im Katholicismus Geborenen der Fall ist, ist wohl selbstverständlich und darf mit dem bekannten Uebereifer derjenigen, welche aus weltlichen Rücksichten ihr Religionsbekenntniß ändern, nicht verwechselt werden. Bis in seine Todesstunde klang in seinem Innern die religiöse Saite, wenn sie angeschlagen wurde, am mächtigsten nach, und ihre Erregung fand dann auch im Tone seiner Stimme lebhaften Widerhall. Alle weltlichen Rücksichten, auch die nächstliegenden seines Berufes und seiner Familie, traten dahinter, trotz Pflichttreue, Arbeitseifer und Herzenswärme, weit zurück. In diesem Punkte gab es auch für ihn kein Transigiren, kein prüfendes Abwägen von Vorzügen und Mängeln, kein Geltenlassen der Parität entgegenstehender Ueberzeugung. Da stand nur zweifellos geoffenbarte göttliche Wahrheit gegen menschlichen Irrthum.

Aus den ruhigen Verhältnissen des nassauischen Staatsdienstes wurde G. durch die politischen Stürme des Jahres 1848 gerissen, denen sein ältester Bruder Fritz im badischen Hecker-Aufstand als erstes Opfer fiel, während der zweite, Heinrich, durch sie an die oberste Stelle der Vertretung des deutschen Volkes in der Frankfurter Nationalversammlung gehoben wurde. Schon in den Märztagen des erregten Jahres trat Max G. im Auftrage seines Herzogs, um gemeinsam mit anderen Fürsten zu den Forderungen der Völker Stellung zu nehmen, an die Spitze einer eigenthümlichen, schneeballartigen Mission an die deutschen Höfe. Sie nahm, von Weilburg ausgehend, ihren Weg über Darmstadt, Karlsruhe und Stuttgart nach München, jedes Mal einen Vertreter des letztbesuchten Hofes sich angliedernd und endete in Berlin. Die Absicht war nicht Repression, sondern wohlgemeintes Entgegenkommen gegen

erfüllbare Anforderungen des Zeitgeistes und der Einigungsbestrebungen des deutschen Volkes.

Schon gleich nach jenen Märztagen gehörte G. der sogenannten Siebzehnercommission in Frankfurt an, welche die nöthigen Vorarbeiten zur Einberufung der Deutschen Nationalversammlung leistete. Aus dieser letzteren wurde er in das dem Reichsverweser, Erzherzog Johann von Oesterreich, unterstehende Reichsministerium Leiningen als Unterstaatssecretär des Auswärtigen berufen und blieb in dieser Stellung auch unter den darauffolgenden Ministerien Schmerling und zuletzt Heinrich Gagern, bis zur Auflösung der deutschen Nationalversammlung. Auch an der Versammlung in Gotha nahm er theil und wurde noch 1850 in den Unionsreichstag in Erfurt gewählt.

Nach dem Scheitern der letzten der damaligen Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes, mit denen der Name Gagern so innig verknüpft war, trat Max wieder in den nassauischen Staatsdienst zurück. Daselbst erhielt er Verwendung in der inneren Verwaltung; aber die Verhältnisse gestalteten sich für ihn nicht so freundlich, wie in seiner ersten Dienstzeit vor 1848. Nachträglich wurde ihm von der Beamtenschaft dieses kleinen, durchaus protestantischen Staatswesens sein Uebertritt in die katholische Kirche doch verübelt und seine dienstliche Thätigkeit durch allerhand Quälereien verbittert, um ihn aus seiner Stellung hinauszuärgern. Diese Absicht gelang auch vortrefflich, und als G. im Sommer 1854 die erbetene Entlassung aus dem nassauischen Staatsdienst erhielt, empfand er dies als Erlösung aus hartem Druck, trotzdem er mit seiner Gattin und einer zahlreichen Kinderschar, nachdem er Beruf und Broterwerb seiner religiösen Ueberzeugung geopfert hatte, in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen einer voraussichtlich düstern und schwankenden Zukunft gegenüberstand.

Er bewirthschaftete nun ein Jahr lang, so gut es ging, das kleine Familiengut Hornau und schrieb an der Biographie seines bei Kandern gefallenen Bruders Fritz, als ihm eines Tages ein Brief eines alten Freundes aus der Cabinetskanzlei des Königs von Belgien zukam, der ihm mittheilte, sein König und Herr, Leopold I. habe von seiner Entlassung gehört und nehme an seinem Schicksal herzlichen Antheil. König Leopold machte diese Gesinnung auch zur That, und auf seine Verwendung bei Kaiser Franz Josef erhielt G. die Einladung des österreichischen Ministers des Aeußeren, Grafen Buol, sich in Wien vorzustellen und wurde dann in dessen Ministerium als Hofrath angestellt.

In dieser Stellung blieb er durch beinahe zwei Jahrzehnte, bis er im J. 1873 aus dem activen Dienste ausschied. Er machte darin den Uebergang Oesterreichs aus einem einheitlich-absolutistischen in ein dualistisch-constitutionelles Staatswesen unter Ministern und Systemen mit, welche grelle Gegensätze unter einander einschlossen und der Gesammtmonarchie schmerzliche Schläge und schwere Einbußen eintrugen. In seinem Ministerium leitete G. zuerst das Preßdepartement, dann das handelspolitische Departement. Das letztere, welches erst durch ihn auf den heute noch bestehenden Grundlagen organisirt wurde, gewann dadurch eine hohe Bedeutung, daß es, nach Zweitheilung des bisher einheitlichen Handelsministeriums in ein österreichisches und ein ungarisches, die einzige Instanz für den Abschluß aller Handelsverträge der Monarchie mit dem Auslande wurde. An dem Abschluß einer Anzahl dieser Verträge, die theilweise noch vor den Zeitpunkt der Trennung fielen (mit dem deutschen Zollverein 1865, Frankreich 1866, Belgien, Niederlande, Italien 1867) ist G. in leitender Stellung betheiligt gewesen. Sein letzter, schwer zu befriedigender Chef, Minister Graf Andrassy, charakterisirte bei Gagern's

Ausſcheiden in einem Vortrag an den Kaiſer ſeine Verdienſte in dieſer Stellung dahin, daß dieſe Gebiete neuer Thätigkeit „nur durch eine ſchöpferiſche Geſtaltungskraft vereint mit einer kundigen Hand zu einer feſten Organiſation verbunden werden konnten; . . . daß dieſe Aufgaben in Freiherrn v. Gagern ihren Meiſter fanden; . . . daß er dabei im eigentlichſten Sinne des Wortes Schule gemacht habe, und daß das Verdienſt für das allen gerechten Wünſchen entſprechende Functioniren der handelspolitiſchen Section in erſter Reihe ihm zuzuerkennen ſei.“ Dieſe Anerkennung iſt um ſo höher zu ſchätzen, als das Gebiet der Volkswirthſchaft G. ſeinem ganzen Lebensgange wie auch ſeinen perſönlichen Neigungen nach durchaus fern lag und gerade nur Pflichttreue und Dienſteifer die Triebfedern ſeiner Leiſtungen auf dieſem Felde ſein konnten.

Zu Beginn des Jahres der Wiener Weltausſtellung, 1873, ſtellte deren Generaldirection die Bitte an das Miniſterium des Auswärtigen, die Vermittlung des Verkehrs mit den ausländiſchen Commiſſionen in Gagern's Hände zu legen. Dieſer entſprach auch auf Wunſch ſeines Miniſters dieſem Anliegen, erklärte ſich aber in Anbetracht ſeiner geſchwächten Geſundheit außer Stande, dieſes anſtrengende Amt, welches zugleich die Aufgabe der geſellſchaftlichen Repräſentation der Regierung gegen das in Wien vertretene Ausland in ſich ſchloß, mit der Leitung ſeines bisherigen Reſſorts zu vereinigen und bat für ſeine Stellung im Staatsdienſt um Verſetzung in den Ruheſtand, die ihm auch mit gleichzeitiger Verleihung der Würde eines Wirkl. Geheimen Rathes gewährt wurde. Auch die Leitung des während der Weltausſtellung in Wien tagenden internationalen Aerztecongreſſes fiel ihm zu.

In den Jahren ſeines Ruheſtandes erfolgte dann noch ſeine Ernennung zum Mitglied des öſterreichiſchen Herrenhauſes. Doch nahm er an politiſchen Fragen nicht mehr viel Antheil, ſondern lebte ſeinen religiöſen und philanthropiſchen Herzensneigungen und den Intereſſen ſeiner im zweiten Geſchlecht heranwachſenden zahlreichen Familie. Zu Zeiten der Weltausſtellung und noch nachher war das gaſtliche Haus, dem er und ſeine hoch begabte Gattin Dora, geb. Bindenweg vorſtand, ein Sitz feiner, geiſtig angeregter Geſelligkeit. Der Tod Max v. Gagern's erfolgte in ſeinem achtzigſten Lebensjahre nach kurzer Krankheit am 17. October 1889.

Er hatte eine mächtige Geſtalt und herbe Züge, die in eigenthümlichem Contraſt zu ſeiner geiſtigen Grazie, Feinfühligkeit und Herzenswärme ſtanden. Vorurtheile der Geburt und des Standes lagen ihm ferne, und im Verkehr mit Geringeren und Hülfeſuchenden trat dieſelbe gewinnende Liebenswürdigkeit zu Tage, wie in dem mit den Großen und Mächtigen.

Perſönliche Erinnerungen des Verfaſſers; dann die Schriften „Jugenderinnerungen aus dem Gebiete der Nationalität“ von Max Frhr. v. Gagern ſen. Regensburg 1889, und „Das Leben des Generals Friedrich v. Gagern“, herausgeg. von Heinrich v. Gagern, gemeinſam verfaßt mit Max v. Gagern. 3 Bde., Leipzig und Heidelberg 1857.

Guſtav v. Pacher.

Goſſen *): Hermann Heinrich G., Nationalökonom, wurde geboren in Düren (Reg.-Bez. Aachen) am 7. September 1810 als Sohn des Steuereinnehmers Joſef Goſſen und deſſen Gattin Mechthildis geb. Scholl. Joſef G. ſtand vor dem Sturze des Kaiſerreichs in franzöſiſchen, nachher in preußiſchen Dienſten; 1824 gab er ſeine Stellung auf, um ſich der Bewirthſchaftung des ſeiner Frau gehörigen Gutes Muffendorf bei Godesberg zu widmen. Schon

*) Zu Bd. XLIX, S. 475.

in diesen Jahren soll der junge Hermann (Armand) Begabung für Mathematik gezeigt haben. In Köln, Bonn und Düren lag er den Gymnasialstudien ob. Im Herbste 1829 bezog er die Universität Bonn, um Rechts- und Cameralwissenschaften zu studiren. Sein Abgangszeugniß vom 28. Februar 1831 bekundet, daß er außer juristischen Vorlesungen (u. a. bei Walter) auch philosophische, nationalökonomische, technologische, naturwissenschaftliche und litterarische hörte. Im nächsten Sommersemester ging er nach Berlin, wo er u. a. Savigny's und Hoffmann's Collegien besuchte. Hierauf finden wir ihn wieder in Bonn. Im Februar 1834 bestand er das Referendarexamen und trat im October 1834 bei der Regierung in Köln als Referendar in den Staatsdienst ein. Im J. 1844 legte er die große Staatsprüfung ab, wurde am 6. Juli zum Regierungsassessor ernannt und der Regierung in Magdeburg überwiesen. Im Juli 1845 erfolgte seine Versetzung nach Erfurt. Nach dem Tode seines Vaters, auf dessen Wunsch allein er sich dem Staatsdienste gewidmet hatte, nahm er am 23. November 1847 seinen Abschied. Seine Neigung für die Geschäfte der Staatsverwaltung war so gering gewesen, daß es zu Conflicten mit seinen Vorgesetzten gekommen war. Sein tiefstes Interesse hatte er seit seiner Berliner Studienzeit den volkswirthschaftlichen Problemen zugewendet; schon in der Prüfungsarbeit seines Referendarexamens machte sich, nach dem Berichte von Walras, jene wissenschaftliche Methode bemerkbar, die sein Lebenswerk, „das Resultat 20jährigen Nachdenkens", auszeichnet, nämlich die mathematische. Seine Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Anwendung mathematischen Calculs auf sociale Probleme mag es auch gewesen sein, die ihn dazu bewog, sich 1849 zu Köln an einem Versicherungsunternehmen gegen Hagelschlag und Viehsterben an leitender Stelle zu betheiligen. Doch der Erfolg blieb aus, und zu der Verwirklichung seines mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Planes einer „allgemeinen deutschen Sparcasse", welche sich mit Lebensversicherungen befassen sollte, kam es nicht. Mit dem Reste seines Vermögens zog er sich zurück und vollendete seine „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln"; so lautete der Titel des Buches, das er im Januar 1853 abschloß.

Noch im selben Jahre erkrankte G. an einem typhösen Fieber, das seine bis dahin kräftige Gesundheit untergrub; er betrieb daher die Drucklegung seines Werkes mit nervöser Hast: am 15. April 1854 wurde der Vertrag mit Fr. Vieweg & Sohn von ihm unterzeichnet, und binnen dreier Monate mußte das Buch (277 Seiten) fertiggestellt sein. Für die Druckkosten hatte sich der Advocat Meyer in Köln verbürgt. Schon am 1. Januar 1858 zog G. das Werk aus dem Verkehre: den Ruhm eines Copernicus hatte er davon erwartet und völlig unbeachtet war es geblieben. Er starb im selben Jahre an Lungenschwindsucht. Die Kränkung über den Mißerfolg soll sein Ende beschleunigt und seine letzten Lebenstage verbittert haben. Noch im Todesjahre erschien die Nationalökonomik von Kautz, die seiner in ehrenvoller Weise gedachte. Allein zu einer gerechten Würdigung des schwer lesbaren Buches kam es, trotzdem F. A. Lange 1870 auf G. verwiesen hatte, erst durch Jevons und Walras. Heute ist G. als einer der hervorragendsten Wirthschaftsphilosophen anerkannt. Die Buchhandlung Prager erwarb 1888 die restlichen Exemplare des Gossen'schen Werkes von Dr. Hermann Kortum, Professor der Mathematik in Bonn, einem Neffen des Denkers, und veranstaltete eine neue Ausgabe.

Von Gossen's Persönlichkeit wissen wir wenig: der Erforscher der „Gesetze des Genießens" war selbst dem Lebensgenusse nicht abhold gewesen; auch liebte

er die Kunst. Ein Gemälde von seiner Hand ist im Besitze seines Neffen Regierungsrath Féaux de Lacroix in Halle: es stellt den mütterlichen Gutshof dar. Die Musik — er spielte die Geige — war seine Trösterin in trüben Stunden. Er wird geschildert als Mann von Offenheit und Gutherzigkeit, als liebenswürdiger Idealist. Aus seinem Buche selbst spricht die höchste Begeisterung für das Wohl der Menschheit und unbegrenzte Bewunderung der göttlichen Weisheit und Güte, deren Offenbarung er, wie in der ganzen Natur, so auch im socialen Geschehen erblickte. Hierin, wie in anderem, erinnert er an Süßmilch und die bahnbrechenden Naturforscher und Mathematiker. Eine Skizze seines Lebenswerkes möge sein Bild vervollständigen.

Jedem Menschen, lehrt G., ist vom Schöpfer der unvertilgbare Wunsch eingepflanzt, sich selbst ein Maximum an Lebensgenuß zu verschaffen; aus diesem seinem Lebenszweck fließt die durchaus egoistische Hauptregel: „der Mensch hat seine Handlungen so einzurichten, daß die Summe seines Lebensgenusses ein Größtes werde“. Das fundamentalste Gesetz ist das Abnahmegesetz des Genießens: die Größe eines und desselben Genusses nimmt, wenn mit der Bereitung des Genusses ununterbrochen fortgefahren wird, fortwährend ab, bis zuletzt Sättigung eintritt; ähnlich wie die Fortsetzung wirkt die Wiederholung.

Das Abnahmegesetz läßt sich graphisch veranschaulichen. Es seien A B die Endpunkte einer geraden Strecke, welche die Zeitstrecke p bedeutet, die zur vollständigen Bereitung eines Genusses nöthig ist; eine im Anfangspunkte A errichtete Senkrechte A C von der Länge n stelle die Anfangsgröße des Genusses dar; dann gibt die Fläche des $\triangle$ A B C die Gesammtgröße des vollständig bereiteten Genusses an und die Hypotenuse B C — die man sich auch durch eine beständig abfallende Curve ersetzt denken könnte — zeigt, daß und wie der Genuß mit der Zeit abfällt.

G. betont nun, daß man einen zur Verfügung stehenden Zeitraum zunächst mit einem Theile jenes Genusses ausfüllen soll, der die größte Anfangsintensität hat, und stellt sich folgendes Problem: wenn der Zeitraum, er nennt ihn E, nicht ausreicht, um zwei oder mehrere Genüsse vollständig, wohl aber, um jeden von ihnen theilweise zu bereiten, in welchem Verhältniß ist dieser Zeitraum mit Fragmenten jener zwei oder mehreren Genüsse auszufüllen, damit ein Maximum an Genuß entsteht? Antwort: Die Zeitstrecke E ist zur Herstellung jener zwei oder mehreren Genußtheile derart zu verwenden, daß die Intensität der Genüsse im Momente ihres Abbrechens bei allen zur theilweisen Bereitung gelangenden Genüssen die gleiche ist. Beweis: Während der Zeit, in der ich einen der Genüsse um ein noch so kleines Stück tiefer sinken lasse, als bis zu einem Intensitätsniveau, zu dem ich auch bei jedem der anderen herabzugelangen Zeit haben würde, hätte mir jeder der anderen Genüsse Intensitäten geboten, die um irgendein, wenn auch noch so kleines Stück größer gewesen wären. Wie jene Abbruchsintensität constructiv gefunden werden kann, läßt sich im Falle zweier Genüsse (nach A. Schwarz) folgendermaßen im Sinne Gossen's zeigen: Es bedeute die geradlinige Strecke AA′ die erwähnte Zeitstrecke E. Nun werde von A aus in der Richtung AA′ die Strecke $AB = p$ (siehe oben S. 2) und von A′ aus in entgegengesetzter Richtung $A'B' = p'$ aufgetragen, wobei $E < p + p'$ ist; ferner werden in A bezw. A′ auf AA′ die gleichsinnigen Senkrechten $AC = n$ bezw. $A'C' = n'$ errichtet, so daß $\triangle$ABC und $\triangle$A′B′C′ die Genüsse darstellen, die bereitet werden könnten, wenn $p + p'$ zur Verfügung stünde. Will man aber das Genußmaximum finden, das erreicht werden kann, wenn, wie hier, $E < p + p'$

ist, so braucht man nur vom Schnittpunkte D der Hypotenusen CB und C'B' eine Senkrechte auf AA' zu fällen; dann gibt der Fußpunkt F dieser Senkrechten DF den Moment der Zeitstrecke AA' an, in welchem der eine Genuß abgebrochen und der andere begonnen werden muß, um ein Größtes an Genuß zu erzielen. Man erkennt leicht, daß die Summe der dem Fußpunkte F entsprechenden Genußtrapeze ACDF + DFC'A' das Maximum darstellt, wenn man beachtet, wie bei jeder anderen Theilung der Zeitstrecke durch irgendeinen zulässigen Punkt M die Summe der partiellen Genüsse um das △DGG' kleiner wird; wobei GG' erhalten wird, indem man die in M auf AA' errichtete Senkrechte mit BC und B'C' zum Durchschnitt bringt.

Was das Werthproblem anlangt, so ist der Nutzwerth relativ, denn die Dinge haben nicht unter allen Umständen Werth, sondern nur, wenn sie uns Genuß bereiten und in dem Maße, als sie dies thun, mögen sie diesen Nutzen unmittelbar oder mittelbar, für sich oder in Verbindung mit anderen gewähren; in letzterem Falle ist eine Auftheilung des Nutzwerthes auf die einzelnen Bestandtheile einer solchen Verbindung unmöglich. Aus dem Abnahmegesetz des Genusses folgt das Abnahmegesetz des Werthes: Bei qualitativ demselben Genußmittel sinkt mit steigender Quantität der Werth jedes neu hinzukommenden Atoms — „der Grenznutzen", wie man seit v. Wieser sagt —, um schließlich Null zu werden. Es besteht daher für jeden Menschen eine obere Grenze der für ihn werthvollen Menge. Ganz analog der Abbruchsnorm des Genießens, läßt sich ferner eine Abbruchsnorm des Werthes beweisen: Kann man sich zwei oder mehrere Arten von Genußmitteln nicht bis zur vollen Bedürfnißbefriedigung verschaffen, so hat man sie in einem solchen Verhältnisse zu erwerben, daß die letzten Atome bei jeder Art noch den gleichen Werth haben. Führt man die Arbeit in den Calcul ein, so hat man zu bedenken, daß die zur Bereitung eines Genusses bezw. Genußmittels nöthige Arbeit zuerst vielleicht als Genuß, von einem gewissen Punkte an aber sicher als Beschwerde empfunden wird. Die zur Bereitung eines Genusses bezw. Genußmittels nöthige Arbeit ist daher nur so lange fortzusetzen, als man gegen die mit ihr verbundene Beschwerde ein Plus an Genuß eintauscht. Daraus ergibt sich für den Fall mehrerer Genüsse, daß der Mensch, um ein Genußmaximum zu erzielen, im Hinblick auf die bezügliche Beschwerde, einen solchen Zeitraum zur Bereitung der partiellen Genüsse zu wählen habe, daß die Endintensitäten aller einzelnen Genüsse übereinstimmen mit dem Maße der Beschwerde am Endpunkte der Kraftäußerung.

Für das Tauschproblem erhält man die der vorigen analoge Abbruchsregel: „Wenn gleiche Quantitäten gegen einander ausgetauscht werden", ist der Tausch von mir so lange fortzusetzen, als er für mich vortheilhaft ist, d. h. bis der Werth des zuletzt dahin gegebenen Atoms gleich kommt dem Werthe des zuletzt erworbenen. Unter „gleichen Quantitäten" sollen jedoch jene verstanden werden, „die sich mit gleich großer Arbeitskraft herstellen lassen". G. ist nämlich der irrigen Ansicht gewesen, daß der Tausch qualitativ verschiedener Tauschdinge eine quantitative Commensurabilität voraussetzt und glaubte, wie später Marx, daß das gemeinschaftliche Maß in der Arbeit bezw. Arbeitszeit (p) gefunden werden könne, die ihre Herstellung erfordert.

Für das Vertheilungsproblem resultirt der Satz: damit für die Menschheit ein Größtes an Werth entstehe, muß sich das verfügbare Quantum der einzelnen Gütergattungen unter alle Menschen so vertheilt finden, daß das letzte Atom, welches jedem von einer jeden dieser Gütergattungen zufällt, jedem den gleichen Genuß (Werth) schafft. Außer durch Beachtung dieser Regeln wird

der, übrigens im Zunehmen begriffene, Wohlstand der Menschheit nur dadurch weiter erhöht werden können, daß die Arbeitskraft und Geschicklichkeit steigt und daß die von den verwerthbaren Gegenständen zu erhoffenden Genüsse, ihrer Zahl und Größe nach und der Wahrscheinlichkeit nach, mit der sie zu erhoffen sind, wachsen. Hierbei warnt G. vor der Verwechselung von Werth und Preis. Inwiefern Arbeitstheilung, Tausch, insbesondere Handel und Geldverkehr zur Wohlfahrtsvermehrung beitragen, sowie den Einfluß des Entstehens von Renten erörtert G. an der Hand von Formeln und Figuren. Die Entstehung von Einheitspreisen und des einheitlichen Zinsfußes wird durch die freie Concurrenz erklärt.

Wie alle diese der Güterversorgung dienenden Institutionen durch vieltausendjährige Erfahrungen der ihren eigenen Vortheil verfolgenden Menschen nach einer Art Approximationsmethode der Vervollkommnung zugeführt wurden, so besitzt das Gros der Menschheit in der Sitte eine auf Auslese des Passendsten beruhende Ueberlieferung über den zweckmäßigsten Güterverbrauch, die nur von Pfadfindern neuer, vortheilhafterer Wege übertreten werden darf. Die Wichtigkeit der Social- und Moralstatistik wird hier eindringlich betont. Indem jeder egoistisch das für ihn erreichbare Maximum eigenen Genusses verwirklicht, muß nach G. eben dadurch die Summe des Genusses aller Menschen ein Größtes werden. Allein er widerlegt sich selbst, indem er lehrt, die Monopolisten vermehrten ihren eigenen Lebensgenuß zum Schaden der Gesammtheit. Zugleich stellt G. nunmehr als oberstes Moralprincip die Forderung auf, jeder Mensch habe die größtmögliche Vermehrung des Lebensgenusses der Erdenbewohner schlechthin — nicht bloß des eigenen — anzustreben, ein Princip, mit dem er seiner Eingangs verkündeten egoistischen „Hauptregel", für jeden sei das eigene Genußmaximum höchster Lebenszweck, in derselben Weise wie Bentham und J. St. Mill untreu wird. Aehnlich inconsequent ist es, wenn er einerseits lehrt, alles, was entsteht, sei werth, daß es zu Grunde geht, sofern es sich im Daseinskampfe nicht selbst erhalten könne, und in diesem Sinne: äußerste Freiheit des Eigenthums, Gewerbefreiheit, Abschaffung aller Privilegien, Frauenemancipation, Coëducation, Freizügigkeit, Freihandel und Entstaatlichung des Schul- und Kirchenwesens fordert; andererseits aber dem Staate nicht nur die Rechtsschutzaufgabe zuerkennt, sondern auch die Pflicht auferlegt, für äußerste Wahrhaftigkeit im Verkehre, insbesondere auch für Ursprungscertificate zu sorgen, die Hindernisse, welche den Uebergang von einem Productionszweige zum anderen erschweren, zu beseitigen, das Geldwesen zu ordnen, Papiergeld und Banknoten abzuschaffen, Goldwährung einzuführen, öffentliche Darlehnscassen zu errichten und zu überwachen, endlich sogar den Grund und Boden zum Zwecke der Verpachtung an den Meistbietenden zu verstaatlichen.

Seine Berühmtheit verdankt G. jedoch nicht diesen socialpolitischen Lehren, sondern dem Wahrheitskerne seiner werththeoretischen Untersuchungen. Freilich sind die ihm verwandtesten Denker Menger, Walras und der „Benthamit" Jevons unabhängig von ihm zu ihren Resultaten gelangt; die von der österreichischen Schule angebahnte Scheidung von Nutzwerth und „wirthschaftlichem Werth" hat G. nicht gekannt. Auch ist seine Priorität hinsichtlich des unter seinem Namen cursirenden Abnahmegesetzes keine absolute; vielmehr hätte G. hier zum mindesten Aristoteles, Bernoulli und Bentham nennen können. Aristoteles ist überdies frei von gewissen hedonistischen Irrthümern. Durchaus originell ist die, freilich nicht praktikable, Formel für den Abbruch des Genusses und deren Anwendung auf die zu erarbeitenden Werthe und auf das Tausch- und Vertheilungsproblem. Niemand hat endlich in der Weise

Gossen's die Mathematik zum vereinten Zwecke der Deduction und Veranschaulichung in den für die Wirthschaftsphilosophie grundlegenden psychologischen Fragen verwendet, eine Methode, die innerhalb gewisser Grenzen zweifellos der Wissenschaft noch werthvolle Dienste zu leisten vermag.

W. S. Jevons, The theory of political economy. London, 2. Aufl. 1879. — Leon Walras, Un économiste inconnu. (Journal des Économistes 1885, wieder abgedruckt in Études d'économie sociale. Lausanne 1896, S. 351 f.). — v. Wieser, Der natürliche Werth. Wien 1889. — v. Böhm-Bawerk, Artikel „Werth" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (daselbst weitere Litteraturangaben), ferner: Oskar Kraus, Zur Theorie des Werthes. Halle 1901. — Ders., die aristotelische Werththeorie in ihrer Beziehung zu den Lehren der modernen Psychologenschule (Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. 1905). — Rudolf Kaulla, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werththeorie. Tübingen 1906. — Lujo Brentano, Die Entwicklung der Werthlehre. München, Verlag d. Akademie, 1908.

Oskar Kraus.

Herquet*): Karl H., Staatsarchivar, geboren am 5. October 1832 zu Fulda als Sohn von Franz H. (s. A. D. B. XII, 204), studirte 1852—56 in Marburg und München Geschichte und Philologie, promovirte auf Grund der Dissertation „Ueber die Idee des Oedipus auf Kolonos" (Fulda 1859) zum Doctor der Philosophie und erhielt nach Bekleidung von Privatstellungen in Rheinpreußen, Westfalen und Baden ein Commissorium zur Neuordnung des früheren Landesarchivs zu Fulda (Sept. 1865 bis April 1867), was ihn zu Beiträgen zur Geschichte des Hochstifts und der Stadt Fulda (im Fuldaer Anzeiger), zur Veröffentlichung der Arbeit „Der St. Johanniterorden nach seiner inneren Verfassung nebst einer Darlegung des Verhältnisses der beiden deutschen Dignitäten zu einander", Würzburg 1865, und zur Herausgabe der „Specimina diplomatum monasterio Fuldensi a Karolis exhibitorum", Kassel 1867, veranlaßte. 1869—73 war er mit Ordnung des städtischen Archivs zu Mühlhausen i. Th. beschäftigt und nahm als Nichtcombattant am Feldzuge 1870/71 Theil, hierfür mit Kronenorden IV. Cl. und Kriegsdenkmünze decorirt. Es entstanden hier die Vorarbeiten zu dem dann (Halle 1879) mit Schweineberg herausgegebenen Urkundenbuch dieser ehemals freien Reichsstadt. In den preußischen Archivdienst im October 1874 als Archivsecretär in Idstein eingetreten, verfaßte er namentlich ein ausführliches Promemoria über die Herausgabe eines Codex diplomaticus Nassoicus und bearbeitete Regesten des gräflich Solms-Rödelheimer Archivs zu Assenheim (13. Bd. d. Annalen d. Nassauischen Geschichtsvereins), schrieb auch eine Monographie über „Kristan v. Mühlhausen, Bischof von Samland 1276—1295", Halle 1874. Er wurde sodann nach Königsberg, im Februar 1876 nach Breslau, im April 1878 nach Aurich versetzt, wo er im Juli definitive Ernennung zum Staatsarchivar erhielt, und von wo er im Juli 1886 nach Osnabrück übergehen mußte; dort starb er am 6. März 1888 nach langem Lungenleiden. Besonderes Interesse brachte er der Geschichte von Cypern entgegen, wie dies die Schriften „Charlotte von Lusignan und Catarina Cornaro, Königinnen von Cypern", Regensburg 1870, und „Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan", Halle 1881, u. a. beweisen. Er veröffentlichte ferner „Juan Fernandez de Heredia, Großmeister des Johanniterordens 1377—1396", Mühlhausen i. Th. 1877; „Chronologie der Großmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge", Berlin 1880; „Geschichte des Landesarchivs von Ostfriesland 1454—1744", Norden 1879;

*) Zu Bd. L, S. 234.

„Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands“, Norden 1883. Von einer geplanten Culturgeschichte dieser Gegend erschien nur „Die Insel Borkum in culturgeschichtlicher Hinsicht mit einer Karte von 1713“, Emden 1886. Ein werthvoller kunstgeschichtlicher Beitrag ist endlich „Die Renaissancedecke im Schlosse zu Jever, ihre Entstehungszeit und ihr Verfertiger“, Emden 1885, worin er in Stützung der Ansicht von Lübke (gegen v. Alten) die Entstehung für die Zeit (erst) um 1616 und als Verfertiger dieser in der Kunstgeschichte berühmten Decke Everdt Statius höchst wahrscheinlich machte. H. war Altkatholik gewesen. Seine größeren Sammlungen über den Johanniterorden wurden von dem hierfür interessirten J. Delaville le Roulx, archiviste paléographe in Paris, aus dem Nachlasse erworben.

Gütiger Bericht des Herrn Staatsarchivars Dr. Krusch in Osnabrück. — Ein von Herquet's Schwester in einem Briefe in Bezug genommener Nekrolog des Geh. Archivraths Dr. Janicke in Hannover (im Hannoverschen Courier) ließ sich z. Z. nicht näher feststellen. Im übrigen vgl. Sybel's Hist. Zeitschr. XIX, 190; XLI, 297; XLIV, 158; XLVII, 329; XLVIII, 185. — Revue historique XXXVII, 460. — Zarncke's Lit. Cbl. 1886, Sp. 1245. — A. D. B. IV, 178 Z. 25 ist „Herquet“ zu lesen.

Teichmann.

Herrmann *): Ernst Adolf H., am 25. März 1812 zu Dorpat geboren, war der Sohn eines Sachsen, der als junger Hauslehrer nach Livland ausgewandert war und dann in Dorpat einen Wirkungskreis als Oberlehrer gefunden hatte. Seine Studien, die anfangs der Philologie und daneben der alten Geschichte galten, begann er 1829 an der Universität seiner Geburtsstadt, die ihm für eine Preisschrift über die kyklischen Dichter der Griechen eine goldene Medaille verlieh. Aber es zog ihn doch nach Deutschland, gleich seinem Jugendfreunde Victor Hehn, der ihm einst ins Stammbuch schrieb, er hoffe auf ein Wiedersehn mit ihm in „jenem schönen Lande, von dem unsere Voraltern kamen und aus dem wir Sprache, Sitte und Bildung haben“. H. ging also 1834 nach Berlin, zunächst wesentlich in der Absicht, armenische Sprache und Litteratur zu studiren — seine erste Publication (1835) liegt auf diesem Gebiet —, wurde aber bald in Ranke's historischen Uebungen endgültig der Geschichtswissenschaft gewonnen. Er gehörte dort zu der ältesten Generation der Rankeschüler, die später die Lehren des Altmeisters an den deutschen Universitäten vertraten. Wie es scheint, stand er damals namentlich dem fast gleichaltrigen Georg Waitz nahe, der ja ebenfalls unter dem Eindruck Ranke's eine andere Studienrichtung, die Jurisprudenz, mit der historischen vertauscht hatte; es haben sich einige vertraute Briefe erhalten, die Waitz 1837 aus Hannover, wo er mit Pertz für die Monumenta Germaniae arbeitete, an den „Russen“ in Berlin gerichtet hat, interessante Bruchstücke aus dem Gedankenaustausch der beiden Studienfreunde, die übrigens auch später immer in Fühlung miteinander geblieben sind, über ihre Auffassungen vom Zweck und der Methode ihrer Wissenschaft. Noch 1837 promovirte H. in Berlin mit einer Schrift aus dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte, obwohl er schon damals entschlossen war, sich vorzugsweise der neueren zu widmen; er handelte darin von der kirchenrechtlichen Stellung des Deutschen Ordens unmittelbar nach seiner Ansiedelung in Preußen. Die Wahl des Themas verräth schon die Vorliebe des Balten für die osteuropäische Geschichte, der seine litterarische Thätigkeit sich alsbald vornehmlich zuwenden sollte. Nun kehrte er, ungern und nur unter dem Druck äußerer Verhältnisse, vorübergehend in die Heimath

*) Zu Bd. L, S. 248.

zurück. Aber seine Bemühungen, dort eine geeignete Lehrstelle zu finden, schlugen fehl. Ranke hat ihm damals Muth gemacht und Rath ertheilt; er wies ihn dabei schon auf die Möglichkeit der akademischen Thätigkeit hin: „ein dritter Weg wäre“, so heißt es in seinem Briefe, „wenn Sie durch irgend eine litterarische Arbeit von allgemeinem Interesse sich Bahn machen könnten, was Ihnen bei einiger Muße und Ruhe des Gemüthes gewiß gelingen würde“.

Im J. 1839 glückte es H. endlich, in Dresden an einer privaten Lehranstalt eine Anstellung als Lehrer der Geschichte und Geographie zu finden. Diese Wendung seines Geschicks, die ihn endgültig in Deutschland heimisch machte, wurde auch für die Richtung seiner Studien entscheidend. Die Schätze des Dresdener Staatsarchivs standen ihm hier bequem zur Verfügung, und gerade für die russische Geschichte, die ihm an sich nahe lag, versprach es reiche Ausbeute; so sind seine russischen Forschungen von diesem Archiv ausgegangen und immer wieder zu ihm zurückgekehrt.

Einige solche archivalische Funde enthalten schon die 1843 mit mehreren anderen, kleineren Arbeiten von ihm publicirten und Ranke gewidmeten „Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches“. Besonders bemerkenswerth ist hier der Aufsatz „Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen“, ein politisches Glaubensbekenntniß des Deutschbalten.

Bereits damals war er mit den Vorarbeiten seines auch von den neuesten Forschern immer noch mit Ehren genannten und bis heute als Ganzes durch keine jüngere Darstellung abgelösten Lebenswerkes beschäftigt, der „Geschichte des Russischen Staates“, die ihm nach dem Hingang Strahl's, des Verfassers der beiden ersten Bände, auf Ranke's Empfehlung übertragen worden war. Der dritte Band, der das 16. und den größten Theil des 17. Jahrhunderts behandelte, erschien 1846; drei weitere sammt einem Ergänzungsband zur Erläuterung des sechsten folgten noch nach (1849—1860). Sie führten die Darstellung bis zum Jahre 1792. Weiter ist das Werk nicht gediehen, vornehmlich wohl deshalb, weil für die folgende Zeit, insbesondere seit Paul I., die damals zugänglichen archivalischen Quellen nicht ausreichten. Daß es auf archivalischer Grundlage ruhte — der Stoff ist zumeist aus den Archiven zu Dresden, Berlin, London und im Haag geschöpft —, das war aber eben der unterscheidende Vorzug dieser Darstellung vor früheren. H. ist es gewesen, der die von Ranke geschaffene Methode der Geschichtsschreibung aus Gesandschaftsberichten zuerst auf osteuropäische Historie angewandt hat. Darin liegt sein bleibendes Verdienst, mögen sich auch seitdem der Forschung ausgiebigere Quellen erschlossen haben, als ihm zu Gebote standen, dem ausländische, namentlich deutsche Relationen das damals noch unzugängliche russische Material ersetzen mußten. Sein Werk nun ist keine bloße Geschichte der russischen Cabinetspolitik; auch den inneren Ereignissen und Zuständen des Landes sind breite Erörterungen eingeräumt, und selbst die Darstellung der internationalen Beziehungen wird oft durch Schilderungen des russischen Milieus plastisch belebt. Aber der Schwerpunkt liegt doch, der Natur des Stoffes entsprechend, auf der Geschichte der russischen Politik und Diplomatie und ihres Verhältnisses zu den übrigen großen Mächten; so wächst sich schließlich die Darstellung im 6. Buch nach Herrmann's eigenen Worten aus zu einer „europäischen Geschichte aus dem Gesichtspunkte der auswärtigen Machtbeziehungen Rußlands“.

Ein Jahr nachdem der erste Band der russischen Geschichte erschienen war, habilitirte sich H. in Jena (1847). Die bei dieser Gelegenheit von ihm veröffentlichte Schrift handelt von dem Antheil des livländischen Abenteurers Patkul am Ursprung des Nordischen Krieges. Als Privatdocent, seit 1848 als außerordentlicher Professor, hat er bis 1857 in Jena gewirkt, mit einer

mehr als zweijährigen Unterbrechung: 1849—52 war er nämlich Redacteur der „Weimarischen Staatszeitung“, das erste und letzte Mal, daß er sich praktisch-politisch bethätigte. In diesen Jahren gründete er mit Ida, der zartsinnigen Tochter des Jenenser Botanikers J. S. Voigt, den eigenen Herd. Aber schon bald, bei der Geburt ihres Kindes, wurde ihm die Gattin entrissen. Später schloß er einen neuen Bund mit einer Nichte F. Chr. Dahlmann's, der edlen Charlotte Köppen, die ihn fast um zwanzig Jahre überlebt hat. Das Jahr 1857 brachte ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor in Marburg als Nachfolger H. v. Sybel's; wieder hat sich damals sein Lehrer Ranke für ihn verwandt, indem er in einem Gutachten bezeugte, er habe sich „einen ehrenvollen Platz unter den Historikern unserer Zeit errungen“. Hier in Marburg hat H. noch über 25 Jahre, zuletzt befreit von den Pflichten des Lehramtes, gewirkt; er starb am 22. September 1884.

Aus seiner akademischen Thätigkeit ist wohl das wichtigste Datum die Begründung des Marburger historischen Seminars (1864). Seine starke litterarische Productivität war nach wie vor der russischen Geschichte zugewandt. Sie hat er sowohl durch sein Hauptwerk als durch zahlreiche Monographien, Untersuchungen — meist sind sie in Zeitschriften erschienen — und Quellenpublicationen gefördert, nicht wenig dabei unterstützt von der Kenntniß des Russischen, die ihn befähigte, auch die russische Forschung zu verarbeiten und der deutschen zu vermitteln. Aber sein Specialgebiet hat ihn der allgemeinen Geschichte nicht entfremdet. In Essays und Vorträgen behandelte er die verschiedensten Stoffe aus der Geschichte Deutschlands (Wallenstein, den Großen Kurfürsten, das neue deutsche Reich), der Niederlande (Wilhelm von Oranien), Schwedens (Gustav III.), Amerikas (Benjamin Franklin).

Auch die russische Geschichte brachte ihn ja, wie bereits erwähnt, fortwährend mit den europäischen Fragen in Berührung. Seine Stellungnahme zu einem solchen Probleme (zuerst im 6. Bande der Russischen Geschichte), der Politik Kaiser Leopold's II. in den Jahren 1791/92, hat ihn anfangs der sechziger Jahre in eine sehr heftige und Aufsehen machende Fehde mit Heinrich v. Sybel verwickelt. Ihre Summe zu ziehen, ist hier nicht der Ort, wäre auch nicht ganz leicht; denn in Wahrheit war wohl der Gegensatz der beiden Auffassungen gar nicht so tief, wie er in der scharfen Pointirung der Polemik erschien. Aber es mag darauf hingewiesen werden, daß Beer, ein Forscher, der der Sybel'schen Charakterisirung Leopold's II. sonst und wohl mit Recht gefolgt ist, dennoch Herrmann's Auffassung der polnischen Politik des Kaisers in wesentlichen Punkten auf Grund neuen Materials bestätigt hat (Histor. Zeitschrift XXVII, 1 ff., Leopold II., Franz II. und Catharina 89 ff.). Danach ist in der That das Ereigniß der Warschauer Revolution vom 3. Mai 1791 ganz ohne Mitwirkung oder auch nur Vorwissen Leopold's und seiner Berather vor sich gegangen. Ebenso ist Sybel's Darstellung zu modificiren, daß der Kaiser in den nächsten Monaten zielbewußt und mit Verzicht auf sein russisches Bündniß eine polnisch-sächsische Erbmonarchie angestrebt habe. Ganz erwünscht wäre ihm eine solche freilich gewesen — H. hatte auch das bestritten —; aber er hat immer daran festgehalten und vorangestellt, „sich in dieser Frage sowie in allen anderen von Rußland nicht zu trennen“. Es geht also nicht an, Leopold's polnische Politik in das sonst von ihm befolgte politische System einzureihen; denn einen bestimmten und selbständigen Charakter hat sie nicht besessen, hat ihr doch der Kaiser offenbar selbst gar keine cardinale Bedeutung beigelegt. (Vgl. auch z. B. K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte I, 387 ff., 489 ff. und F. Mayer, Geschichte Oesterreichs II², 479 Anm. 1 u. 481 Anm. 1.)

Eine eingehende Analyse der historischen Anschauungen und Anschauungsweise

Herrmann's kann hier nicht gegeben werden. Doch sind ein paar Bemerkungen darüber vielleicht von Interesse. „Von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgehend", rühmte ihm Varrentrapp nach, hat er „seine gelehrten Arbeiten unbeeinflußt durch einen politischen Hintergedanken betrieben". Dabei war aber seine wissenschaftliche Objectivität nicht von der Art, die sich mit der Anhäufung des Details genugthut. Bei aller Einzelforschung stellte er doch immer das Ziel voran, eine Auffassung zu gewinnen. Schon in jenem jugendlichen Briefwechsel mit Waitz, der sich dagegen als nüchterner Thatsachenforscher bekannte, verfocht er die Forderung, der Historiker müsse — man spürt Ranke's Einfluß — die „Seele" der Geschichte suchen, und bei seiner Promotion vertheidigte er die charakteristischen Thesen: „Theoria semper praecedit praxi" und „Ars historica in arctissima ideae factique coniunctione sita est". Den zweiten dieser beiden Sätze zu verwirklichen, das war in der That immer die Quintessenz seines wissenschaftlichen Strebens. Besonders charakteristisch für seine lebhafte Vorstellung von der fortwirkenden Kraft der historischen Ideen ist jener schon früher erwähnte Aufsatz „Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen". Er schrieb ihn in der Absicht, „eines der allgemeinsten welthistorischen Verhältnisse aufzufassen", nämlich das „wesentliche, Jahrhunderte lang in der russischen Geschichte sich hindurchziehende Moment"; es ist die „Tendenz zur Europäisirung", die ihm als „das Fundament des russischen Absolutismus und seine Stärke" erschien. Hier rührt man auch an eine andere Seite der historischen Auffassung Herrmann's. Es ist seine zeitpolitische Ueberzeugung, die der geborene Deutschbalte in diesem Essay historisch zu belegen unternimmt. Er leugnet das gar nicht. Vielmehr polemisirt er in Worten schöner Begeisterung dagegen, daß „bei Fragen des politischen Lebens, die in der Geschichte wurzeln, die Welt der Gegenwart in dem trüben Dunstkreis ihres beschränkten Horizontes sich gebärdet, als wenn es nicht Sonne und nicht Sterne gäbe, von denen sie Licht und Bewegung erhält". Ihm ist also die Geschichte Lehrmeisterin der politischen Gegenwart. Der selbe Gedanke hat ihn, obwohl natürlich nicht ausschließlich, auch in seinem Hauptwerke geleitet: in ihm wollte er, wie es im Vorwort des ersten Bandes heißt, den modernen Russen in „Erinnerung bringen, daß der Keim des Fortschrittes ihrer nationalen Bildung nicht in dem alten Bojarenthum liegt und überhaupt nicht in der formellen Einheit einer erstarrten Kirche, und am wenigsten in der Politik einer gewaltsamen Russificirung". Freilich hatte er in dieser Beziehung keine Illusionen. Als er aber diesen ersten Band der „Russischen Geschichte" an Ranke schickte, betonte er in einem Begleitbrief, daß „man selbst dem systematischen Festhalten dynastischer Regierungsmaximen einen immer nur mäßigen Einfluß auf die wirkliche Umbildung nationeller Untugenden zugestehen dürfe", und belegte diesen Zweifel mit dem Hinweis auf die der jüngsten Vergangenheit angehörigen Aeußerungen des russischen „Bojarenthums".

Die gleiche politisch-historische Richtung, die H. im Interesse des Deutschthums der Ostseeprovinzen vertrat, hat er auch in der weiteren deutschen Heimath, in die er wieder eintrat, auf das lebhafteste bekannt. Man lese seinen Aufsatz über den Großen Kurfürsten oder die Rede, mit der er „das neue deutsche Reich" am ersten Kaiser-Geburtstag begrüßte, um zu erkennen, ein wie echter, innerlicher Patriotismus ihn erfüllt hat. Dabei war sein Nationalgefühl durchaus nicht uniform auf einen Ton beschränkt; mehrere Saiten klangen zu einem Accord zusammen. Es waren in ihm stets starke, wenn auch freie religiöse Ueberzeugungen wach, denen er auch als Mensch den inneren Frieden und die Ausgeglichenheit seines ebenso ruhigen und liebenswürdigen als im

Kampfe für das als wahr Erkannte festen und entschiedenen Charakters verdankte. So hielt er sich überzeugt von dem lebendigen Fortwirken der religiösen Gedanken bis in die letzten großen Phasen der Geschichte, die er miterlebte, und hat bekannt, daß ihm die deutschen Erfolge von 1870/71 als ein Sieg des in Deutschland erhalten gebliebenen, in Frankreich ausgerotteten Princips der protestantischen Gewissensfreiheit erschienen. Diese protestantische Grundstimmung war es wohl vornehmlich, die ihm auch am Ziele der von ihm glühend ersehnten Einheit ein dankbares Gefühl für die positive Culturbedeutung des deutschen Particularismus erhielt. Einen eigenthümlichen Einschlag hat sein nationales Staatsgefühl endlich auch von seiner baltischen Herkunft und seiner auf die russische Geschichte concentrirten Lebensarbeit her erhalten. Mit Beziehung auf das Verhältniß der Deutschen Livlands zu Rußland betonte er einst (1843), „daß kein Mittel geeigneter sein kann, einen Staat von verderblicher Stagnation abzuhalten oder zurückzubringen und das Princip universellen Lebens zur Entwickelung zu bringen, als die Verbindung verschiedener Sprachgebiete innerhalb eines Staates, so nämlich, daß einem jeden sein göttliches Recht heilig und unverletzt gehalten wird". Dadurch bezeichnete er damals seine Stellung zwischen den beiden extremen Forderungen der Idee des Nationalstaats, „daß in einem Staate nur eine Sprache herrschen solle, oder hinwiederum, daß das Gebiet einer Sprache sich auch zu einem Staate zusammenfassen müsse". Diese Ueberzeugung, die er in den Tagen seiner Jugend als Deutscher des Auslands gewonnen hatte, ist auch an seiner nationaldeutschen Anschauung, sie durch eine leichte Beimischung weltbürgerlichen Empfindens veredelnd und befreiend, nicht ganz spurlos vorübergegangen.

Ein bibliographisches Verzeichniß der von Ernst Herrmann veröffentlichten Schriften findet sich im Jahresbericht der Universität Marburg 1884, S. V f. Dort auch biographische Daten. — Die Grabrede C. Varrentrapp's ist im Marburger Tageblatt vom 26. September 1884, Nr. 227 wiedergegeben. Nekrolog von Wegele in der Münchener Allgemeinen Zeitung 1885, S. 953, in der Beilage zu Nr. 65.

Edm. E. Stengel.

Heynitz*): Friedrich Anton von H., der „Bergwerksminister des 18. Jahrhunderts". (Heynitz' Vater und Geschwister schrieben sich stets mit y. Ebenso in Uebereinstimmung mit seiner Geburtsurkunde und allen amtlichen Schriftstücken er selbst, bis er sich 1776 längere Zeit in Paris aufhielt. Seitdem taucht die — französirte? — Schreibweise Heinitz auf und wird von da ab im amtlichen und privaten Verkehr meistens gebraucht. Nach dem Urtheil des Königlichen Heroldsamtes in Berlin vom 14. November 1901 lautet die richtige Schreibweise Heynitz entsprechend der des gleichnamigen Stammhauses. — Der Freiherrntitel, der Heynitz gewöhnlich beigelegt wird, steht ihm nicht zu.) Die Familie v. Heynitz, deren über 600 Jahre im Besitz des Geschlechtes befindlicher Stammsitz gleichen Namens in der Nähe von Meißen liegt, zählt zu dem ältesten Adel Sachsens. Ihre Glieder haben oft hohe Ehrenstellen in ihrem Vaterlande bekleidet. F. A. v. Heynitz wurde am 14. Mai 1725 zu Dröschkau, Kreis Torgau, geboren, einem Rittergute, mit dem sein Urgroßvater 1669 belehnt worden war. Sein Vater Georg Ernst v. H. übte eine wirksame Thätigkeit als sächsischer Hof- und Justizrath, sowie als Inspector der Fürstenschule Meißen aus. Seine Mutter Sophie Dorothea geb. v. Hardenberg aus dem Hause Wiederstädt war eine ältere Verwandte des Dichters Novalis und des preußischen Staatskanzlers v. Hardenberg.

---

*) Zu Bd. L, S. 321.

Sorgfältig erst im elterlichen Hause, dann Michaelis 1741 bis Johannis 1742 in Schulpforta durch Privatunterricht ausgebildet, wurde er von seinem Vater wider seinen Willen für das Bergfach bestimmt und empfing die ersten Fachkenntnisse Johannis bis Weihnachten 1742 durch den „Vater des sächsischen Salinenwesens“, den Bergrath Joh. Gottfried Borlach in Kösen. Nachdem er von Ende 1742 ab in Dresden bergbaulichen Studien obgelegen hatte, siedelte er im März 1743 nach der altberühmten Bergstadt Freiberg über. Hier hörte er bei einigen Beamten bergwissenschaftliche Vorlesungen, eignete sich die Bergbaukunst praktisch an und erweiterte seinen Blick und seine Kenntnisse durch Studienreisen und Betheiligung an bergmännischen Unternehmungen im Erzgebirge und in Böhmen. Die Wirren des Zweiten Schlesischen Krieges setzten dem ein Ziel und riefen ihn im Herbst 1745 auf sein väterliches Gut Dröschkau.

Da er in seinem Vaterlande keine Anstellung fand, trat er am 13. Juli 1746 als Assessor bei dem Bergcollegium in Blankenburg in braunschweigische Dienste und wußte sich durch Fleiß und Kenntnisse, Gewandtheit und Wissenstrieb Anerkennung zu erringen. Als die braunschweigische Regierung im Frühjahr 1747 Commissare nach Schweden sandte, um Streitigkeiten zu schlichten und das schwedische Bergwesen zu erkunden, wurde ihnen H. beigesellt. Er besuchte viele schwedische Bergwerke, studirte Handel und Wandel, namentlich den Vertrieb des Eisens, und genoß den bildenden Umgang schwedischer Fachmänner, so daß er sich den Schüler eines Polheim, Tile und Schwaben nennt. Die Berichte, die er über diese Reise seiner Behörde abstattete, trugen ihm viel Lob und am 20. Januar 1748 die Beförderung zum Kammerrath ein. Der Leiter des Harzer Bergbaus Berghauptmann Karl v. Imhof wurde 1749 und 1751 von der österreichischen Regierung zur Begutachtung der dortigen Bergwerke nach Ungarn berufen und erkor sich beide Mal H. zum Begleiter. Auf diese Weise lernte H. das ungarische und auch das steiermärkische Bergwesen um so gründlicher kennen, als nichts vor ihm geheim gehalten wurde und Imhof, den er dankbar als seinen Lehrer ansah, ihm ein umsichtiger Berather war. 1757 und 1758 mußte H. als Commissar seiner Regierung gemeinsam mit dem Hessen Waitz v. Eschen und dem Preußen Valentin v. Massow für die Verpflegung der verbündeten Truppen Sorge tragen, bis ein Zwist mit dem Prinzen Ferdinand den Auftrag beendete. So war er in der verschiedensten Weise thätig. Er betrachtete später seine braunschweigische Dienstzeit als seine Schule und sandte oft Untergebene zu Studienzwecken in den Harz oder berief sich von dort seine Beamten. Dabei stieg er von Stufe zu Stufe und wurde am 13. August 1762 zum Geh. Kammerrath und Leiter des gesammten Harzer Bergbaus ernannt.

Um die Wunden des Siebenjährigen Krieges zu heilen und um mit dem System des Ministers Brühl aufzuräumen, zog Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen mehrfach verdiente Männer aus dem Ausland in seine Dienste. Zu ihnen gehörte auch H., dessen Wünsche mit diesem Rufe übereinstimmten. Am 10. December 1763 übernahm er als Generalbergcommissarius und Mitglied des Kammer- und Bergcollegiums die Leitung des vaterländischen Bergwesens. Hohe Verdienste erwarb er sich um den sächsischen Bergbau durch die Gründung der Bergakademie Freiberg. Denn wenngleich von jeher einzelne Beamte in der Bergbaukunde unterwiesen hatten, so war dies doch vom Zufall abhängig gewesen und ohne System geschehen. H. selbst hatte dies nachtheilig empfunden, und zwar um so mehr, als er der Meinung war, daß die Bergbaukunst nicht Sache der Routine, sondern der Wissenschaft sei. Als daher der Administrator Xaver im Herbst 1765 Freiberg besichtigte, lenkte er dessen

Blick auf diesen Mangel und überreichte ihm am nächsten Tage, dem 13. November 1765, das Bittgesuch, jährlich 1200 Thaler für bergbauliche Studienzwecke auszuwerfen. Eingehend begründete er die Verwendung der Gelder und unterbreitete Vorschläge inbetreff der Lehrer und Schüler. Der Regent genehmigte alles, und Ostern 1766 begann die geordnete wissenschaftliche Ausbildung der Bergbaubeflissenen. H., der der Akademie seine Stufensammlung schenkte, wurde ihr Curator und ließ nicht ab, für seine Schöpfung zu sorgen. Die Bergakademie Freiberg errang bald europäischen Ruhm, die sächsischen Bergbeamten traten wohlausgerüstet ihre Berufsthätigkeit an und dadurch kam der sächsische Bergbau zur Blüthe. Weiter veranlaßte H. eine Revision sämmtlicher Bergwerke. Am 8. November 1766 wurde eine Commission eingesetzt, die unter seiner Leitung untersuchen sollte, wo im ganzen sächsischen Bergwesen Schäden vorlägen und wie sie abzustellen seien. „Der Gebrechen gar viele entblößten sich den Augen der Revisionscommissarien.“ Daneben bereiste er selbst unermüdlich die Bergwerke. Straffere Organisation der Behörden, Verbesserung des Maschinenwesens, Verringerung der Productionskosten, Studienreisen geeigneter Beamter z. B. nach Steiermark, in den Harz, Stipendien für tüchtige Männer, Fürsorge in Nothständen und für die Hinterbliebenen — durch diese und andere Mittel brachte H. den Bergbau in die Höhe. Bald wurden von überallher sächsische Bergleute begehrt. Ursprünglich war Heynitz’ Thätigkeit so gedacht, daß er wie jedes andere Mitglied des Bergcollegiums auf Grund der Acten berichten und vorschlagen sollte. Doch widerstand ihm diese rein bureaumäßige Thätigkeit. An Ort und Stelle wollte er sehen und entscheiden, dann aber auch anordnen dürfen und seine Befehle beachtet wissen. Darum bat er den Kurfürsten immer wieder um Entlastung von den laufenden Geschäften im Collegium, damit er Revisionsreisen ausführen könne, um einen höhern Rang, damit er überall anordnen dürfe, um Vergrößerung seines Einkommens, damit er die Reisekosten zu bestreiten vermöchte. Infolgedessen wurde er, zugleich zur Anerkennung seiner Verdienste, am 2. Juli 1771 zum Geheimrath ernannt. Er erhielt den Rang vor dem Oberberghauptmann und durfte in Bergsachen überall anordnen und den Vorsitz führen. Im Kammercollegium wurde er entlastet, und sein Einkommen wurde verbessert. Wie er aber auf diese Weise seine Stellung nach oben charaktervoll zu wahren wußte, so erkannte er neidlos die Verdienste seiner Untergebenen an, schützte sie und förderte ihre Arbeit.

Am 23. Juli 1764 wurde H. zum Mitglied der Landes-, Oekonomie-, Manufactur- und Commerzien-Deputation erwählt. Er hatte Forst-, Verkehr- und Handelssachen zu bearbeiten. Er mußte auch die Verhandlungen führen, die vom 1. März 1766 ab in Halle zwischen Sachsen und Preußen über Handelsfragen stattfanden. In der Meinung, daß bei dieser Gelegenheit die gesammten beiderseitigen Handelsbeziehungen geregelt werden könnten, hatte man in Sachsen eingehende Vorberathungen gepflogen, und H. arbeitete einen förmlichen Handelsvertrag aus. Friedrich II. ließ aber plötzlich erklären, daß lediglich der Meßhandel in Frage kommen dürfe; andernfalls sollten die Verhandlungen sofort abgebrochen werden. Da Sachsen mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht wagte, die Sache im Sande verlaufen zu lassen, ging man auf diesen Vorschlag ein, und so wurde am 18. Juni 1766 eine von H. entworfene, fünf Jahre gültige Convention über den Meßhandel von den beiden Staaten angenommen. Ohne Zweifel haben diese Verhandlungen dazu beigetragen, Heynitz’ Auge für handelspolitische Fragen zu schärfen.

Am 19. März 1772 wurde ihm die besondere Aufsicht und Direction des Salinenwesens übertragen. Er verfolgte hier dieselben Ziele wie beim

Bergwesen und sah es besonders als seine Aufgabe an, für den vortheilhafteren Verkauf des Salzes zu sorgen. Schon im nächsten Jahre konnte er mit Genugthuung berichten, daß der Ueberschuß der ersten sieben Monate den aus dem gleichen Zeitraum des Vorjahres um 3485 Thaler übertreffe.

Es konnte nicht ausbleiben, daß H. bei seinem charaktervollen Auftreten und seinem erfolgreichen Wirken allerlei Gegner erwuchsen. Auch im Kammercollegium. Ihre Umtriebe verleideten ihm sein Amt. Nun wurde am 30. November 1773 eine Generalhauptcasse für alle Einnahmen und Ausgaben der kurfürstlichen Kammer eingerichtet und ihr die Verwaltung mehrerer Regalien — auch des Salzwesens — überlassen. Heynitz' das Salzwesen betreffende Vorschläge wurden kurzerhand bei Seite gelegt, und als er anfragte, ob er das Salzwesen behalte oder nicht, beschied ihn der Minister v. Ende, daß er es zwar weiter verwalten solle, doch nur auf ein Jahr, und daß er alle Anträge an die Generalhauptcasse zur Prüfung einzugeben habe. Dies ging H. wider seine Ehre. Am 8. August 1774 beschwerte er sich — vielleicht in allzu großer Empfindlichkeit — beim Kurfürsten über diese Anordnung. Sie stimme nicht mit dem ihm gewordenen Auftrage überein. Er sei überhaupt durch Widersprüche und andere Vorfälle ganz muthlos geworden und bitte daher um die Erlaubniß, dem Kurfürsten seine sämmtlichen Chargen zu Füßen zu legen. Dem Minister gegenüber führte er außerdem noch aus, daß auch beim Bergwesen mehrere seiner Pläne unbeachtet geblieben seien. Zwar erklärte er sich am 24. August bereit, das Bergwesen auch ferner zu leiten, falls ihm der Kurfürst Vertrauen schenke. Doch empfing er am 4. October 1774 den Abschied unter Beibehaltung des Geheimrathtitels. Wie tief ihn aber die ihm zugefügten Kränkungen schmerzten, beweisen die bittern Worte, die sein Tagebuch über die ihm in seinem Vaterlande gewordene Behandlung bringt.

H. zog sich bald darnach auf seine Besitzung Dröschkau zurück und beschäftigte sich mit volkswirthschaftlichen Fragen. Eine Frucht dieser Studien ist seine Schrift: „Essai d'économie politique", deutsch unter dem Titel: „Tabellen über die Staatswissenschaft eines europäischen Staates der vierten Größe nebst Betrachtungen über dieselben". Im October 1775 sehen wir H. in Paris. Eine große internationale Capitalistengesellschaft begehrte seinen Rath für ihre in Spanien gelegenen Bergwerke. Er ertheilte ihn, und die Gesellschaft übertrug ihm darauf die Leitung ihrer Bergwerke. Infolge dessen währte sein Aufenthalt in Paris — nur durch eine Reise nach England unterbrochen — 1½ Jahr. Auch der Leiter des französischen Bergwesens erbat sich sein Urtheil über die Bergwerke in der Dauphiné, und der sächsische Gesandte in Paris Graf v. Loß konnte seinem Hofe in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von dem Ansehn berichten, dessen sich H. in der französischen Hauptstadt erfreute. H. trat mit vielen bedeutenden Männern in einen regen geistigen Verkehr. Die handelspolitischen Anschauungen, die in Frankreich zur Geltung kamen, haben ohne Zweifel ihren Einfluß auf ihn ausgeübt. Er studirte das französische Finanzwesen und veröffentlichte darüber 1779 den Aufsatz: „Gedanken über den vermuthlichen Plan des Herrn Necker zur Verwaltung der königl. französischen Staatsgelder". Unterdessen starb der Leiter des preußischen Bergwesens Waitz v. Eschen. Friedrich II., der H. wahrscheinlich durch Waitz und Massow, die ihm beide von der braunschweigischen Zeit her befreundet waren, und aus den halleschen Verhandlungen kannte, der ihm auf seiner Reise nach Paris eine Audienz gewährt und ihm schon damals den Eintritt in preußische Dienste nahe gelegt hatte, ließ ihm am 16. November 1776 den verwaisten Posten anbieten. Am 9. September 1777

übernahm H., durch Krankheit am früheren Antritt gehindert, mit dem Rang und dem Titel eines Staatsministers die Geschäfte des preußischen Berg- und Hüttendepartements.

Um den preußischen Bergbau, der damals noch völlig darniederlag, zu beleben, schlug H. dieselben Wege wie in Sachsen ein. Rein bureaumäßiger Thätigkeit und bloßem Formenwesen abhold, nahm er trotz aller Hindernisse, die ihm sein Alter, die Beschaffenheit der Wege und die ausgedehnte Lage des preußischen Staates bereiteten, regelmäßige und umfangreiche Inspectionsreisen vor, bildete sich auf Grund eigener Anschauung ein Urtheil und setzte mit genialem Blick, praktischer Hand und unbeirrter Thatkraft den Hebel zur Besserung an. Nachdem er alle Provinzen besichtigt hatte, legte er Friedrich II. am 29. December 1781 einen Generalplan zur Gründung neuer und Verbesserung alter Berg- und Hüttenetablissements vor. Sobald der König das nöthige Geld nach einigem Zögern bewilligt hatte, ging es an ein fröhliches Schaffen, wobei ihm der König voll Vertrauen freien Spielraum ließ. Am 14. Juni 1785 überreichte er seinem Herrscher über den Stand und die Ziele des preußischen Bergwesens eine umfangreiche Denkschrift mit dem Titel: „Mémoire sur un plan à suivre par le département des mines de Sa Majesté le Roi de Prusse pour tous les objets, qui ont rapport au règne minéral des différentes provinces“. Friedrich II. drückte ihm seine völlige Zufriedenheit aus und bestimmte, daß die Denkschrift für immer beim Bergwerksdepartement aufbewahrt werde. Friedrich Wilhelm II. nahm zwar eine von H. verfaßte Denkschrift: „Mémoire sur les produits du règne minéral de la monarchie prussienne et sur les moyens de cultiver cette branche de l'économie politique“ (erschien auch deutsch unter dem Titel: „Abhandlung über die Produkte des Mineralreichs in den Kgl. Preuß. Staaten und über die Mittel, diesen Zweig des Staatshaushaltes immer mehr emporzubringen“ Berlin 1786) wohlwollend entgegen, hatte aber später an seinem Minister häufig etwas auszusetzen. Wahrscheinlich ist dies auf den Einfluß des Ministers v. Wöllner zurückzuführen, den H. zu seinen „Verfolgern“ rechnet. Allerdings mußte Wöllner einräumen, daß H. „das Bergwerksfach meisterlich verstehe“. Allein H. war nicht nur Bergmann, noch weniger Finanzmann, sondern vor allem Nationalökonom. Die Nationalindustrie wollte er in erster Linie emporbringen, nicht die Staatseinnahmen um jeden Preis vermehren. Da nun Wöllner vornehmlich Geld für den König flüssig machen wollte, H. dagegen von seinen Plänen nicht abging, wohl auch je und dann eigenmächtig verfuhr, ließ es Wöllner in seinen Berichten an Friedrich Wilhelm II. nicht an spitzen Bemerkungen über H. fehlen, dem „das sächsische Finanzsystem im Blute stecke“, der „eigensinnig“ sei, bei dessen „à la Heynitz eingerichteten“ Voranschlägen „alles drauf gehe und kein Ueberschuß bleibe“. Anders Friedrich Wilhelm III. Rückhaltlos erkannte er mehrmals Heynitz' Verdienste und die volkswirthschaftliche Bedeutung des Bergbaus an. Heynitz' Reformen verfolgten im allgemeinen ein dreifaches Ziel. Den Beamtenstand suchte er dadurch zu heben, daß er für Unterricht sorgte, aus dem Ausland tüchtige Leute heranzog und geeignete Persönlichkeiten zu Studienzwecken ins Ausland, namentlich nach England sandte. Die Production bemühte er sich zu verbilligern und zu vergrößern. Dies erreichte er einerseits dadurch, daß er anstatt Holz Steinkohle, Braunkohle und Torf als Brennmaterial verwenden ließ, andererseits dadurch, daß er die eben erst erfundene Dampfmaschine einführte. Der spätere Bergrath Bückling mußte in England als ein gewöhnlicher Arbeiter heimlich den Fabrikanten den Bau der Dampfmaschine ablauschen und

dann in Preußen Dampfmaschinen bauen. Am 23. August 1783 wurde auf dem König-Friedrich-Schacht bei Hettstädt die erste aus deutschem Material von deutschen Arbeitern verfertigte Dampfmaschine aufgestellt, der dann bald andere folgten. Endlich strebte er danach, den Absatz zu befördern: Straßen wurden angelegt, Ströme regulirt, die Producte in der Qualität verbessert und in der Form nach ausländischen Mustern verschönert, die heimische Industrie, z. B. durch Verbot des schwedischen Eisens, geschützt. Der Erfolg blieb nicht aus. Am 24. März 1800 konnte H. Friedrich Wilhelm III. berichten, daß sich der Werth der Bergproducte während der verflossenen zwanzig Jahre von 2 060 869 Thalern auf 4 139 885 Thaler vermehrt habe. Allein in Schlesien habe sich in dieser Zeit die Eisenfabrikation verdoppelt, die Steinkohlenförderung versechsfacht. 16 894 Arbeiter würden beschäftigt, also gegen 44 000 Menschen ernährt. Als ein besonderes Glück preist er es, daß die Wälder unter der Erde, die Braunkohlen, in dem Augenblick gefunden worden wären, wo die Wälder über der Erde zu versagen anfingen. Gilt somit H. als der „Vater des preußischen Bergbaus“, den er nach Stein's Ausdruck „aus dem Nichts“ erhob, so hat er, der Sachse, für Preußen noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß sein Ministerium der Sammelplatz und die Bildungsstätte für mehrere Männer gewesen ist, die später in Preußen eine hervorragende Rolle gespielt haben. Dahin gehören v. Reden, v. Stein, v. Hardenberg, A. v. Humboldt. Reden, der Brudersssohn seiner ersten Gemahlin, war in Schlesien seine rechte Hand und wurde sein Nachfolger im Ministerium. Er nennt H. seinen „zweiten Vater und wahren Freund“. Mit Stein's Familie war Heynitz' zweite Gemahlin eng befreundet. H. leitete seine Ausbildung, wie Stein rühmt, mit „Liebe, Ernst und Weisheit“ und unterstellte ihm bald das gesammte westfälische Bergwesen.

Vom 27. Februar bis 20. October 1782 und vom 7. Januar 1783 bis 10. Februar 1784 war H. das Accise- und Fabrikenwesen, das sogenannte 4. und 5. Departement übertragen. Hierbei gerieth er mit Friedrich II. in Conflict. Obwohl er ebenso wie sein Herrscher einem gemäßigten Merkantilismus huldigte, hegte er doch freiere handelspolitische Anschauungen und war daher mit manchen Maßnahmen des Königs nicht einverstanden. Außerdem war er ein entschiedener Gegner der von Friedrich II. eingeführten französischen Regie, die ihm zu kostspielig war, und besaß den Muth und die Gewissenhaftigkeit, seine Ueberzeugung sogar diesem großen Monarchen gegenüber zu vertreten. Die Folge war, daß ihn der König mehrmals scharf zurechtwies und ihn schließlich von diesem Amte entband. H. verfaßte darauf unter dem 9. Juni 1784 eine Rechtfertigungsschrift: „Mémoire sur ma gestion du IV et V département“, die er dem damaligen Prinzen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II. überreichte. 1788 ließ er sie drucken, doch nicht veröffentlichen. Später — vermuthlich 1798 — übergab er sie durch handschriftliche Bemerkungen ergänzt Friedrich Wilhelm III. Die Schrift bildet ein interessantes Actenstück für die Anschauungen Friedrich's II., für den selbständigen Sinn seines Ministers und für die damaligen Handelsverhältnisse Preußens.

Am 2. October 1786 wurde H. mit dem Salzdepartement betraut. Hier lag viel im Argen. H. ordnete das Cassenwesen, verminderte die Productionskosten und erhöhte die Erträge durch bessere maschinelle Einrichtungen. Zugleich änderte er den Versand und den Verkauf des Salzes und erzielte durch dies alles nicht nur für den Staat vermehrte Einnahmen, sondern auch für das Publicum besseres und billigeres Salz. Da trotzdem in einzelnen Gegenden der Salzpreis gestiegen war, setzte Friedrich Wilhelm II. am 22. No-

vember 1788 eine Commission ein, die Heynitz' Verwaltung prüfen sollte. Die Untersuchung rechtfertigte ihn glänzend. Da aber H. einmal eine ersparte Ausgabe ohne königliche Erlaubniß zu einem anderen Zwecke verwendet hatte, erhielt er vom Könige am 13. December 1788 für seine Eigenmächtigkeit eine scharfe Rüge. 1791 tauchte der Plan auf, den Salzbedarf nicht durch eigene Herstellung im Lande, sondern durch Ankauf im Auslande zu decken und dadurch dem Staate eine neue Einnahmequelle zu erschließen. H. erklärte sich aus volkswirthschaftlichen Gründen entschieden dagegen. Schließlich wurde aber sein Einspruch verworfen und ihm am 20. Januar 1796 das Salzwesen genommen.

Von den anderen Verwaltungszweigen, die H. außer den genannten unterstellt waren, sei neben der Kunstakademie die Porzellanmanufactur genannt, die er durch eigene Informationsreisen nach Dresden und Meißen zu fördern trachtete. Insbesondere war es aber von Bedeutung, daß er am 5. December 1786 zum Provinzialminister von Westfalen ernannt wurde. Denn damit begann für die westlichen Provinzen, die Friedrich II. wenig beachtet und gleichsam als Ausland behandelt hatte und die bei ihrer Abgelegenheit nur lose mit dem preußischen Staate zusammenhingen, eine neue Epoche. H. wandte ihnen seine unermüdliche Fürsorge zu und setzte hier, wo er freiere Hand hatte, manches durch, was er anderswo nicht erreichen konnte. Die Verwaltung wurde vereinfacht, die Provinz mit einem Straßennetz durchzogen, die Frondienste abgeschafft, die Landzölle aufgehoben. Bei allen diesen Reformen stand ihm sein Schüler und Schützling, der Freiherr vom Stein zur Seite, der auf seinen Vorschlag Oberpräsident von Westfalen ward. Die Kriegsbeschwerden, unter denen diese Landestheile infolge der französischen Feldzüge sehr zu leiden hatten, war er nach Kräften zu lindern bemüht, und es gelang ihm, die Herzen der Westfalen sich und dem preußischen Staate dauernd zu gewinnen.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in der Verwaltung Uebelstände herrschten, an denen der Staat zu Grunde gehen müsse, wenn sie nicht bei Zeiten beseitigt würden, setzte Friedrich Wilhelm III. am 19. Februar 1798 eine Immediatcommission ein, die über Reformen in der innern Staatsverwaltung berathen sollte. H. war Mitglied derselben und hatte sie bei Verhinderung des Ministers Hoym zu leiten. Bereits am 10. Juli 1798 unterbreitete er dem Könige eine umfangreiche, durch mehrere Tabellen bereicherte Denkschrift. Sorgfältig erörtert er darin alle in Frage kommenden Punkte und tritt warm für eine Reihe von Reformen ein. Er befürwortet z. B. Aufstellung einer Staats- und Handelsbilanz, Verbindung des technischen Theils des Salzwesens mit dem Bergwesen, Zusammenlegung der provinziellen Zollbehörden mit den andern Provinzbehörden, Verbesserung der Ströme und der Straßen, Aufhebung der Frondienste, der Landzölle, des Mahlzwanges, des Vorspannwesens, Auftheilung der Gemeinheiten, Sorge für die Bauern — alles Maßnahmen, die theils er selbst für Westfalen, theils sein Schüler Stein später für das ganze Land durchgeführt hat.

Am 12. April 1753 heirathete H. seine Cousine Eleonore Magdalene Juliane v. Reden, jüngste Tochter des Landdrosten v. Reden in Hannover. Nachdem sie am 17. Februar 1769 ihren Kindern im Tode nachgefolgt war, vermählte er sich am 26. Juni 1770 mit Juliane Friederike verwittweten v. Adelsheim geb. v. Wrede in Nassau. Diese Ehe war kinderlos. H. war von inniger Religiosität beseelt. Seine Tagebücher, die Beichtbekenntnisse, die er vor jedem Abendmahlgenuß schriftlich aufzusetzen pflegte, die Bibelübersetzung, die er zu seiner Erbauung anfertigte, sind dafür ergreifende Beweise.

Der frühe Tod seiner ersten Gattin, eine schwere Krankheit und die Demüthigungen am sächsischen Hofe vertieften und läuterten sein inneres Leben; er selbst betrachtete diese Zeit als den Wendepunkt seines Geisteslebens. Er gehörte zu den Stillen im Lande und neigte zur Brüdergemeine. Sein wissenschaftlicher Sinn und seine vielseitige Bildung fanden ehrende Anerkennung. Sein Haus wird als eine Stätte edler Geselligkeit gerühmt. In jüngeren Jahren kränklich, erfreute er sich bis in sein hohes Alter großer körperlicher und geistiger Rüstigkeit. Er verschied am 15. Mai 1802 in Berlin schnell infolge einer Halsentzündung und wurde am 22. Mai in der Familiengruft in der Kirche von Belgern beigesetzt.

H. kann nicht besser charakterisirt werden, als mit den ehrenden Worten, die der Freiherr vom Stein in seiner Autobiographie seinem Lehrer widmet: „Heynitz war einer der vortrefflichsten Männer seines Zeitalters. Tiefer religiöser Sinn, ernstes nachhaltendes Streben, sein Inneres zu veredeln, Entfernung von aller Selbstsucht, Empfänglichkeit für alles Edle, Schöne, unerschöpfliches Wohlwollen und Milde, fortdauerndes Bemühen, verdienstvolle tüchtige Männer anzustellen, ihren Verdiensten zu huldigen und junge Leute auszubilden — waren die Hauptzüge dieses trefflichen Charakters und brachten die segensreichsten Früchte in dem seiner Verwaltung anvertrauten Geschäftskreise.“

Blätter zur Kunde des Preußischen Staates und seiner Verfassung. Berlin 1803, S. 161. — H. Fechner, Geschichte des schlesischen Bergwesens (Zeitschrift f. Bergwesen, 1900). — O. Hintze, Seidenindustrie. — Acta Borussica II. III. — C. A. L. Klaproth, Der Königl. Preußische Geheime Staatsrath. Berlin 1805, S. 465. — R. Koser, König Friedrich d. Gr. Stuttgart 1903. Bd. II, S. 401. — M. Lehmann, Freiherr vom Stein. Leipzig 1902. Bd. I, S. 31. — E. Reimann, Abhandlung zur Geschichte Friedrichs d. Gr. Gotha 1892, S. 124. — Reuß, Geschichte des Oberbergamtes Dortmund (Zeitschr. f. Bergwesen, 1892). — F. Schröter, Friedrich II. und die Maschinen (Monatsschr. f. deutsche Beamte, 1884). — Derselbe, F. A. v. Heinitz (Monatsschr. f. deutsche Beamte, 1892). — Derselbe, Friedrich II. und die Kupfergewinnung (Monatsschr. f. deutsche Beamte, 1900). — W. Schultze, Angriff des Ministers v. Heinitz gegen die französ. Regie (Forschgn. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. V). — A. Schwemann, Frhr. v. Heinitz als Chef des Salzdepartements (Forschgn. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. VII). — O. Steinecke, Zur Charakteristik des Ministers v. Heynitz (Kirchl. Monatsschr. XVII, 1898). — Derselbe, F. A. v. Heynitz (Allgem. conservative Monatsschr. XI, 1898). — Derselbe, Fr. A. v. Heynitz (Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. XV). — Derselbe, Des Ministers v. Heynitz mémoire sur ma gestion du 4e et 5e département (ebd. XXII, S. 183). — Derselbe, Die Lebenserinnerungen des Ministers v. Heynitz aus seiner braunschweigischen Dienstzeit (Braunschweig. Magazin 1903). — O. Täglichsbeck, Heinitz oder Heynitz? (Monatsschr. f. dtsch. Beamte, 1900).

O. Steinecke.

Hochstetter *): Ferdinand v. H., Geologe, geboren am 30. April 1829 zu Eßlingen, † am 18. Juli 1884 zu Oberdöbling bei Wien. Er war ein Abkömmling jenes dereinst berühmten, mit den Fugger und Welser stets gleichzeitig genannten Patriciergeschlechts der Augsburger Höchstetter (so die frühere Schreibweise), welches den Handel mit den neu entdeckten Ländern sehr eifrig betrieb, freilich aber auch durch kühne Speculationen schwere Einbußen erlitt.

*) Zu Bd. L, S. 381.

Sein Vater lebte als Geistlicher längere Zeit in Oesterreich und wirkte namentlich in den Jahren 1816—1824 segensreich in Brünn, wo er sich auch als Botaniker Verdienste um die Erforschung der mährischen Flora erwarb. Als er in der Eigenschaft eines Stadtpfarrers und Professors nach Württemberg berufen wurde, setzte er diese Studien fort, und es ist wahrscheinlich, daß er auf die naturwissenschaftliche Richtung des Sohnes keinen geringen Einfluß ausgeübt hat. Dieser sollte zwar, nachdem er das Gymnasium der Klosterschule Maulbronn absolvirt hatte, Theologie studiren, ging aber auf der Universität Tübingen bald zum Studium der Physik, Geologie und Mineralogie über. Zumal die Neigung zu wissenschaftlichen Reisen wurde frühzeitig in ihm erweckt. In den 1820er Jahren wurde ein württembergischer „Reise-Verein" begründet, dem Pfarrer H. zeitweise vorstand und der die anerkennenswerthesten Leistungen aufzuweisen hatte; unter den von ihm ausgesandten Forschern befanden sich die Träger klangvoller Namen: Schimper, Kotschy, Welwitsch. Im Pfarrhause zu Eßlingen wurde der äußere Ertrag dieser Reise zusammengestellt, um von hier aus an alle Museen Europas vertheilt zu werden; in solcher Atmosphäre mochte allerdings eher ein Naturforscher als ein künftiger Landpfarrer gedeihen.

Nachdem H. 1852 mit einer krystallographischen Arbeit in Tübingen promovirt hatte, erhielt er eine Staatsunterstützung, um sich im Auslande weiter fortzubilden. Zunächst besuchte er die altvulkanischen Gegenden der Rheinlande, und über Belgien, den Harz und Schlesien kam er schließlich nach Wien, das ihn dauernd fesseln sollte. Die Freunde, die er in der österreichischen Hauptstadt gewann, legten es ihm nahe, sich der vor wenigen Jahren erst gegründeten, aber bereits zu weitaussehender Wirksamkeit fortgeschrittenen Geologischen Reichsanstalt anzuschließen, und ihr trat er denn auch 1853 bei. Nachdem er seine ersten Aufnahmen im südlichen Theile des Böhmerwaldes ganz nach Wunsch seiner Auftraggeber durchgeführt hatte, erhielt er eine Anstellung als Hülfsgeologe, um schon 1856 Chefgeologe zu werden. Im gleichen Jahre habilitirte er sich an der Universität, zunächst für Petrographie. Die Akademie der Wissenschaften war auf den strebsamen jungen Gelehrten aufmerksam geworden, und als es sich darum handelte, der eben in Vorbereitung befindlichen „Novara"-Expedition einen Geologen beizugeben, fiel die Wahl auf H. Am 30. April 1857 lief das Expeditionsschiff, unter Wüllerstorf's Commando, aus, und erst 1860 kehrte sein geologischer Begleiter nach Wien zurück. Allein er war nicht immer auf dem Schiffe geblieben, vielmehr trennte er sich nach neunmonatlicher Fahrt von demselben, um die Doppelinsel Neu-Seeland, die so reich an wissenschaftlichen Problemen ist und damals noch recht wenig erkundet war, einer gründlichen Durchforschung zu unterziehen. Wenn wir jetzt über den Gebirgsbau und den eigenartigen Vulkanismus dieses Antipodenlandes sehr gut unterrichtet sind, so verdanken wir das in erster Linie seinen Bemühungen; auch die seitdem von den Engländern bethätigte Erschließung reicher Mineralschätze wurde von H. in die Wege geleitet. Ueber Australien, Mauritius und Suez kehrte er nach Wien zurück, und bald schon sah er sich zum Professor der Mineralogie und Geologie am k. k. Polytechnischen Institute, dem Vorgänger der jetzigen Technischen Hochschule, ernannt. Doch trat er sein Amt erst im Spätjahre 1860 an, weil er zuvor noch in England sich einer Reihe von Verpflichtungen zu entledigen hatte. Auch nachmals war er noch häufig in fremden Ländern; so 1863 in der Schweiz und in Italien, 1869 in der Türkei, 1872 in Rußland, wo er hauptsächlich das Gouvernement Perm untersuchte und auch die Europa von

Asien trennende Grenze überschritt. Von 1866—1882 führte er das Präsidium der k. k. Geographischen Gesellschaft; 1876 wurde er Intendant des großartigen neuen Naturhistorischen Hofmuseums, dessen Einrichtung großentheils sein Werk ist. An äußeren Ehren fehlte es ihm nicht. Er wurde 1872, als k. k. Hofrath, Lehrer des Kronprinzen Rudolf auf naturwissenschaftlichem Gebiete; 1875 vertrat er Oesterreich auf dem Internationalen Geographischen Congresse in Paris, 1876 bei der Congo-Conferenz in Brüssel. Sein Lehramt legte er 1881 nieder, um sich ganz seinen anderen Geschäften widmen zu können. Auch der persönliche Adel wurde ihm verliehen.

Hochstetter's älteste Arbeiten betreffen das Kalkspatsystem. Geologisch trat er zuerst (theils im Jahrbuche der Reichsanstalt, theils in den Sitzungsberichten der Akademie) mit Studien über Böhmen hervor, die auch die Karlsbader Thermen umfaßten. Seine in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Reisebriefe „Aus dem Böhmerwald“ ließen schon sein Geschick für populärwissenschaftliche Darstellung erkennen. Von zahlreichen specialfachlichen Abhandlungen abgesehen, trat er 1863 mit einem sofort als mustergültig begrüßten Werke („Neu-Seeland“, Stuttgart 1863) vor das Publicum, dem bald eine wichtige, zusammen mit dem Kartographen A. Petermann bearbeitete Ergänzung folgte („Geologisch-topographischer Atlas von Neu-Seeland“, Gotha 1863). Die nächsten Jahre brachten aus seiner Feder drei Bände geologischen Inhaltes der „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde“ (Wien 1864—1866). Daran schlossen sich die folgenden geologisch-geographischen Berichte: „Reise durch Rumelien“ (Mittheil. d. k. k. Geogr. Gesellsch., 1870 bis 1871); „Die geologischen Verhältnisse des östlichen Theiles der Europäischen Türkei“ (Jahrb. d. Geol. Reichsanstalt, 1871 und 1872; „Ueber den Ural“ (Berlin 1873, in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung); „Asien, seine Zukunftsbahnen und Kohlenschätze“ (Wien 1876). Von der Türkei besaß man vor H. überhaupt keine brauchbaren geognostischen Karten. In seinen letzten Jahren wandte er der prähistorischen Forschung besondere Aufmerksamkeit zu und begründete für sie im Schoße der Wiener Akademie eine eigene Commission, deren ständiger Obmann er auch war.

Einen dauernden Denkstein hat er sich durch seine trefflichen Unterrichtswerke gesetzt, in denen seine hohe Lehrbefähigung zum deutlichsten Ausdrucke kam. Die für Anschauungsmittel stets sehr rührige Schreiber'sche Verlagsbuchhandlung in seiner Vaterstadt gab von ihm heraus: „Geologische Bilder der Vorwelt und der Jetztwelt“ (Eßlingen 1873). Zwei Jahre später ließ er in Prag sein Lehrbuch „Die Erde“ erscheinen. Aus diesem aber erwuchs, indem er sich mit zwei hervorragenden Vertretern anderer Zweige verband, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Handbuch der naturwissenschaftlichen Erdkunde („Die allgemeine Erdkunde“, Prag-Leipzig 1881). In ihm hatte Hann die mathematische Geographie und Meteorologie, Pokorny die sämmtlichen biologischen Theile übernommen, während H. die physikalische Geographie der Festländer und Meere in Verbindung mit Stratigraphie und Paläontologie lieferte. Noch zu seinen Lebzeiten wurde eine dritte Auflage erforderlich, und auch seitdem traten neue Ausgaben an das Licht, bei denen allerdings nur noch der Altmeister Hann allein von den drei ursprünglichen Autoren mitzuwirken im Stande war. Das Werk hat in der Unterrichtslitteratur geradezu vorbildlich gewirkt.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 1. Jahrgang, S. 267 ff. — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 35. Bd.

Günther.

Jank*): Christian J., Architekturmaler, geboren am 14. Juli 1833 in München, † am 25. November 1889 ebendaselbst. Sein Vater, ein aus Norddeutschland eingewanderter Kupferschmiedemeister, erhielt als der erste Protestant unter König Maximilian I. das Münchener Bürgerrecht, dessenungeachtet aber nicht die Ausführung der Kupferdacharbeiten an der durch Oberbaurath Pertsch 1827—1832 erbauten neuen protestantischen Kirche; doch errang der umsichtige Mann in der unter König Ludwig I. blühenden Bauperiode durch Fleiß und umsichtige Thätigkeit ein beträchtliches Vermögen, welches er schließlich in Häuserbauten der neuen Maximilianstraße nutzbar verwerthete. Während sein älterer Sohn das väterliche Geschäft weiter ausbildete, besuchte der jüngere, Christian, die Gewerbe- und polytechnische Schule und die Akademie, schloß sich aber bald, die Architekturmalerei als Lebensberuf erwählend, ganz an Emil Kirchner an (A. D. B. LI, 177), dessen Auffassungsweise und Vortrag J. sich vollständig zu eigen machte. Fleißige Studienreisen nach Prag und Hamburg, Südfrankreich und Oberitalien erweiterten den Gesichtskreis und die Technik und ergaben in geistreich aufgefaßten Zeichnungen und Aquarellen eine reiche Grundlage für spätere Oelbilder; als erstes derselben erwarb schon 1855 der Münchener Kunstverein eine „Canal-Partie aus Hamburg", andere folgten mit geschmackvoll ausgeführten Motiven aus Neuburg an der Donau, Landsberg und Augsburg, neben vielen Aquarellstudien. Zu Anfang 1857 assistirte J. zuerst als Decorationsmaler bei Albert Schwendy's „Ansicht von Antwerpen", die bei dem am 14. Februar 1857 im Odeon aufgeführten glänzenden „Rubens-Feste" der Münchener Künstler als Hintergrund diente (vgl. Nr. 714 der Illustr. Ztg., Lpz., 7. März 1857). Kurz vorher hatte J. mit dem „Cortile des Palazzo Cicogna" (in Venedig) ein wahres Cabinetstück seiner Kunst in kräftigem Colorit und klarer Bestimmtheit der Formen vollendet, dann veranstaltete er in mehreren Serien eine Ausstellung seiner italienischen „Reiseskizzen" — alle in flotter Manier und sicherem Stil, welche ebenso die gewandte Hand wie den scharfen Blick des Malers bekundeten und ganz zutreffend „wahre artistische Feuilletonartikel" genannt wurden; ihnen folgten neue Farbenskizzen aus Verona, Padua und Venedig, voll sicherer Wahrheit und Eleganz. Dazu kamen neue „Skizzen" aus Prag, ein Aquarell „Der Schützenwall" (aus Hamburg), als Oelbild eine „Straße aus Venedig" (mit der Rückseite der Maria della Salute) und das „Castell von Trient"; 1858 entstanden ein „Hof im Hradschin zu Prag" und das höchst lebendig staffirte und landschaftlich gehaltene „Amphitheater in Pola".

Inzwischen gab J. abermals eine Probe seiner Neigung zur Decorationsmalerei, indem er die monumentalen Schöpfungen unter den Königen Ludwig I. und Max II. in einem mit Schwendy gemalten Riesentableau im Odeon zur Darstellung brachte. Auch bethätigte sich J. mit Angelo Quaglio, H. Döll und Wilhelm Hauschild an den Decorationen zu der im Odeon inscenirten Schiller-Feier, ebenso mit den Gebrüder Borgmann bei der Weihnachtsausstellung in Kroll's Etablissement zu Berlin. Der Münchener Kunstverein erwarb eine „Partie aus Torcello" und einen „Seitengang aus SS. Giovanni e Paolo". Weiter entstanden 1860 der Schloßhof in dem seither durch Scheffel's und Feuerbach's „Einlagerung" doppelt interessant gewordenen „Castell Doblino", dessen Gallerien mit verwundeten Oesterreichern und Zuaven reichlich staffirt waren, da Graf Wolkenstein während des italienischen Krieges 1859 hier ein Spital etablirt hatte. Dann folgten eine Partie aus dem oberen Theile der „Arena in Verona", die „Kirche und das Denkmal zu

*) Zu Bd. L, S. 631.

Wittelsbach", 1861 eine Partie aus der „Cathedrale zu Rouen" und das „Portal von SS. Giovanni e Paolo" (Venedig). Da die später so bereitwillige Photographie den Malern noch nicht vorarbeitete, so blieb den Kunstjüngern nichts übrig, als sich fest anzupirschen und hinzusitzen und mit klaren Augen, sicherer Hand und fliegendem Stift, häufig unter der zitternden Luft des Sonnenbrandes das Geschaute festzuhalten und wiederzugeben. Eine solche schwerverdiente Prachtleistung ersten Ranges, voll Eurhythmie in Form und Farbe erschien 1863: das „Vestibül der Cathedrale St. Etienne in Bourges bei Orleans" (vgl. Nr. 94 Morgenblatt zur Baierischen Zeitung, 4. April 1863), ein „Portal am Dom zu Chartres" und das „Innere der Synagoge (Alt-Neuschule) zu Prag" 1864: wahre Nachdichtungen, die mit tiefem Verständniß der Plastik und virtuoser Wiedergabe der malerischen Wirkung jeden Beschauer fesselten und ein dankbares Publicum fanden. Dennoch gab J. plötzlich diese Richtung auf — eine große, fast schon vollendete „Innenansicht des Wiener Stephansdomes" blieb als mahnende Erinnerung auf der Staffelei — und der Künstler warf sich mit Enthusiasmus auf die Decorationsmalerei, wofür er schon früher, ihrer fröhlichen Technik wegen, eine mehr als dilettantische Inclination bekundete. Erwünschten Anlaß, wieder einmal ganz aus Herzenslust eine „poetische Hexerei" aufzubauen, gab das von der Gesellschaft „Jung-München" für den Fasching (1862) projectirte „Märchen-Maskenspiel", wozu der originelle, autodidaktische Georg Kremplsetzer (s. A. D. B. XVII, 122) eine eigene Oper componirte. Und der immer gentlemanlike J. malte, inscenirte, im monatelangen Wetteifer mit den Freunden an Aufopferung von Zeit und Kraft, die Coulissen und, auf einer mehr als 800 Meter bedeckenden Leinwand, den dazu gehörigen echt romanischen, eine „Burg am Rheine" vorstellenden 50 Meter hohen Hintergrund: ein traumherrliches, wahres Märchenschloß auf luftiger Felsenhöhe mit Thürmen, Zinnen, Erkern und Zugbrücken, wie es nur aus der Phantasie eines echten Dichters erblühen mag, mit der duftigen Fernsicht auf den Vater Rhein! J. hat damit „rite", und zwar „summa cum laude" als Decorationsmaler promovirt. (Einen Nachklang davon gibt Nr. 332 der „Münchener Bilderbogen", welche außerdem sehr schöne Architekturbilder aus Hamburg und Venedig bieten.)

Folgerichtig nahm man bei der Gründung des neuen Volkstheaters am Gärtnerplatz darauf Bedacht, eine solche Kraft zu gewinnen und J. wurde als Simon Quaglio's (1795—1878) talentvollster Schüler zum Decorationsmaler engagirt. J. glaubte damit seinen eigentlichen Beruf gefunden zu haben. Vielleicht doch mit Unrecht. Der Theatermaler theilt das Schicksal des Mimen: die Nachwelt flicht ihm keine Kränze. Wie Alles, was auf und über den Brettern mit der darstellenden Kunst zusammenhängt, hat diese einem Dichter- oder Tonwerke zum vollen Ausdruck verhelfende Kunstübung ihre Licht- und Schattenseiten, ist abhängig von allerlei eigensinnigen Zufällen und Gesetzen, welche aus der breiträumigen Technik und der unter vielerlei Bedingungen zu erzielenden Wirkung hervorgehen, gehört aber nach dem Urtheile eines geistreichen Aesthetikers zu den „ergötzlichsten aller Künste". Sie gewährt der „erfindenden Phantasie den vielseitigsten Spielraum. Alle Erscheinungen der Natur faßt sie in ihren Bereich; alle Weisen der Gestaltung, die niemand in Holz oder Stein auszuführen vermag, die nur in Märchenträumen als das Werk von Dämonen und Geistern vorgeschwebt, weiß sie dem Zuschauer vorzuzaubern. Für einen solchen Maler und Baumeister gibt es keine Hemmnisse; bei Kostenanschlägen handelt es sich nur um Leinwand und Farbe, schlimmer Baugrund existirt nicht, keine dem Farbentopf entnommene Construction erliegt dem Einsturz; kein eigensinniger Windmüller hemmt die Ausdehnung einer

Anlage. Die scenische Decorationsmalerei ist das wahrhaft freie Feld für die Phantasie des Architekten". Doch treten auch sehr unerfreuliche Kehrseiten hervor. Die beste Mühe und Arbeit ist nur zu oft an eine musikalische oder dramatische Eintagsfliege vergeudet, alle Mühen der Ausstattung sind dann im Requisitenkasten begraben. Während ein Galleriebild immer selbständig, zugänglich und sichtbar bleibt, wird eine Decoration nur als dienendes, untergeordnetes Glied vorübergehend eingereiht und nur durch die Hände und Beleuchtung des Maschinisten wirksam: dann lohnt aber die Künstler auch der lauteste Beifall, der Maler muß vor die Lampen und empfängt für seine Verbeugung neuen Applaus, wie er sonst keinem Meister der Palette zurauscht. Während ein gutes Bild in zahllosen Reproductionen die Runde macht durch die gebildete Welt und den Namen seines Autors mit sich nimmt, bleibt eine Decoration, oft sehr kurz, auf denselben Brettern. Der Decorateur erhält, gleich dem Theaterschneider, seinen Lohn prompt, aber nur einmal, und verschwindet dann für immer hinter seinem Werke.

Während Liezen-Mayer (s. A. D. B. LI, 709) und Karl Häberlin (geb. 16. December 1832 zu Obereßlingen in Württemberg) für das neue Volkstheater den figurenreichen Vorhang malten, hatte J. schon 16 Decorationen hergestellt, darunter einen pompösen „Rittersaal" im Renaissancestil, das Innere einer mittelalterlichen Stadt, einen Wald mit reizender Fernsicht und eine Burgcapelle. J. war auch der erste Glückliche, welcher am 1. November 1861 bei jener der Eröffnung vorausgehenden Musik-, Beleuchtungs- und Decorationsprobe stürmisch gerufen wurde. Noch zu Ende desselben Jahres entstand die schöne Heidelberger Landschaft zu Suppé's „Flotte Bursche", dann folgten 1866 drei Decorationen zu „Orpheus in der Unterwelt" und zu dem Schauspiel „Pietra" ein „Gebirgsee mit Alpenglühen der Bergspitzen" u. s. w.

Im Januar 1868 wurde J. zum Decorationsmaler an der kgl. Hofbühne ernannt, für welche man kurz vorher noch die neuen Decorationen zu Gluck's „Armida" um theures Geld bei Gropius in Berlin bestellt hatte. Im erfreulichen Wetteifer mit Angelo Quaglio (geb. 13. Decbr. 1829, † 5. Januar 1890 in München) und Heinrich Döll († 10. Januar 1892) schuf J. eine ganze Reihe von Arbeiten zu den „Meistersingern", den Renaissancesaal zum zweiten Act von Zenger's „Ruy Blas", den indischen Salon zu Auber's „Glückstag", anderes zu „Iphigenie in Aulis", insbesondere aber fiel (1869 und 1870) auf ihn ein Hauptantheil von den Decorationen zum „Ring des Nibelungen": im „Rheingold" die freie Gegend mit der auf Bergeshöhen im Morgenlichte schimmernden Götterburg, die klüftereichen Felsengruppen Nibelheims und das Innere der Hundingshütte („Walküre"). Dann die neue Inscenirung zu Schiller's „Tell", weshalb J., Döll und Quaglio im Auftrage des Monarchen eigene Aufnahmen in der Schweiz machten; das überraschte Publicum brach bei der ersten Aufführung in Jubel aus und lohnte die artistischen Triumvirn durch frenetischen Hervorruf. Zu „Rienzi" lieferte J. das „Römische Forum" und einen neuen Saal zu Hackländer's „Marionetten", dazu drei große Decorationen für die Privatvorstellungen des Königs (darunter jene die ganze Bühnentiefe einnehmende „Spiegelgallerie von Versailles" mit 32 Candelabern), wofür J., Possart, A. Sedler und Jäger (in Nürnberg) die „Ludwigsmedaille" erhielten. Fast gleichzeitig entstand die Decoration „Aus dem Garten zu Versailles" zur komischen Oper „Der König hat's gesagt" (von Leo Delibes), die „Promenade" und die „Straße in Sevilla" (Don Juan), die Decorationen zu Baron v. Perfall's „Undine" und „Dornröschen" und der Saal im Rundbogenstil zu Hallström's „Bergkönig".

Indessen hatte das Hoftheater in Dresden die Erfindergabe und Hand Jank's in Anspruch genommen, wofür der Künstler ein Jahr Urlaub und das Ritterkreuz I. Classe des sächsischen Albrechtordens erhielt (1876).

Nach einer 1868 mit Oberbaurath Eduard v. Riedel (s. A. D. B. XXVIII, 520) und Hofrath Lorenz v. Düfflipp († 9. Mai 1886) auf die Thüringer Wartburg im Auftrage König Ludwig II. unternommenen Reise — kurz vorher hatte der jugendliche Monarch in aller Stille diese Hochhut des Landes besucht und ganz entzückt den Wunsch gehabt, selbe womöglich zu überbieten — entwarf J. als vorläufiges Project zu „Neuschwanstein“ eine immer wieder erweiterte Reihe von malerischen Ansichten und stark decorativen Details, welche erst Riedel und nach demselben Director Georg v. Dollmann (s. A. D. B. XLVIII, 19) ins Praktikable übersetzten und nach den vom hohen Bauherrn fortwährend beliebten Metamorphosen und nach Ueberwindung der dadurch immer gesteigerten Schwierigkeiten zur Ausführung brachten. Die durch achtzehn Jahre sich hinziehende Genesis und Ausschmückung dieses Bauwerkes dürfte, einst aus dem umfangreichen Actenmaterial quellenmäßig bearbeitet, einen überraschenden Beitrag bilden zur Entwicklung der neueren Kunst; die unverkennbar malerische Physiognomie des Ganzen läßt Jank's ideale Signatur deutlich erkennen.

Außer einigen im Auftrag des Monarchen unternommenen Reisen nach Paris ging J. nach Wien und Bayreuth und zur eigenen Erholung nach Berlin und Hamburg, später auch nach Rom und Neapel.

Von der unermüdlichen Umsicht, womit J. das zu seinen Inscenirungen gehörige Material einheimste, zeigt, daß er für „Rienzi“ in Rom 75 Skizzen (auf 24 Cartonblättern in Folio) sammelte: Aufnahmen vom Titusbogen mit dem Durchblick auf das Colosseum, zur Fassade der Laterankirche, von antiken Bauresten und Skulpturen, für Soffitten und Coulissen. Aus den Interieurs der Schlösser Vincennes und Versailles, welche J. für die „Königsvorstellungen“ (1874—75) studirte, fanden sich im Nachlaß des Künstlers 38 große Folioblätter, von denen manches oft eine Menge Details enthält. Zu den für die Petersburger Oper ausgeführten Bühnenprospecten hinterließ J. über 100 ausgeführte Entwürfe und weitere 56 Cartons mit Bleistiftzeichnungen zu Segelschiffen, Palästen, Interieurs aus gothischen Cathedralen, Baumcoulissen, Versatzstücken und Prosceniumseinfassungen u. dergl.

Seine beste Kraft widmete er unausgesetzt der Münchener Hofbühne. Hierfür entstanden 1877 der Schloßhof im vierten Act des „Fiesko“ und der Saal im Königspalast zu Memphis (in Verdi's „Aïda“), 1878 die „Wildniß am Fuße eines Felsenbergs“ („Siegfried“, III. Act) und die „Halle der Gibiche“ (I. Act der „Götterdämmerung“), 1879 zwei Scenen (nach Darau und Lavastre) zu Massenet's „König von Lahore“. Ein großer Theil traf auch auf J. von der neuen Ausstattung der „Zauberflöte“ (1879) und der „Königin von Saba“ (1880), insbesondere im II. Act der „Tempel Salomo's“ (mit Quaglio) und die „Festhalle“ des III. Actes). Nach Franz v. Seitz' (s. A. D. B. XXXIII, 657) Ableben erhielt J. (im April 1880) die artistische Leitung des Costüm- und Requisitenwesens, zugleich auch Lautenschläger die Ernennung als Obermaschinenmeister. J. inscenirte demnach die Oper „Carmen“, Zenger's „Wieland der Schmied“ (wozu unser Künstler auch die Schmiedewerkstätte malte) und das Ballet „Sylvia“ (1881). Zu „Oberon“ malte er vier neue Decorationen: die Halle im Harem mit der Aussicht, den goldenen Saal des Chalifen, den Hafen von Askalon und die Höhle an der Meeresküste; zu Shakespeare's „Perikles“: Scene am Verdeck eines Schiffes (III. Act); den Schloßhof zu B. v. Perfall's „Raimondin“ (1882), das Atelier

des Apelles von Bodenstedt's „Alexander in Corinth“ (1883), das elegante „Boudoir“ in der Oper „Mignon“, den Vorhof im Staatsgefängniß und die Schloßdecoration zur hundertsten Aufführung des „Fidelio“ (1882), die Decoration des ersten Bildes im Ballet „Sardanapal“ (1886), vier neue Scenen zu Goethe's „Faust“: Studirzimmer, Hexenküche, Dom mit Straße und (mit Döll) Frau Marthe's Garten. Den Schluß seiner Leistungen bilden die Decorationen zu Hans Hopfen's Festspiel bei der Centenarfeier für König Ludwig I.

Immer gleich liebenswürdig und unermüdlich thätig, ließ J. den blühenden Geist seiner Erfindung bei jeder festlichen Gelegenheit walten und bot bereitwillig seine originell ausführende Hand. So besorgte er mit Pixis, Quaglio, Cramer und Stöger die Localdecoration für den „in der Hölle“ seßhaften, durch die heitersten Eingebungen berühmten Freundeskreis, arrangirte mit Heinrich Lang (s. A. D. B. LI, 547), G. Roux und Hermann Schneider das Odeon-Fest zum Besten des abgebrannten Donaustauf (1880), leitete einen Theil der Wittelsbacher Jubiläumsfeierlichkeiten, wofür ihm König Ludwig II. den Verdienstorden I. Classe vom hl. Michael verlieh. J. schuf die Winterlandschaft zum Künstler-Maskenfest (1886) und das große Transparent zur Vorfeier der Grundsteinlegung der neuen St. Anna-Pfarrkirche, half bei jedem, wohlthätigen Zwecken dienlichen Bazar: immer mit edelster Uneigennützigkeit und ausdauerndem Aufwand von Zeit, Mühe und Geist. Darum erfreute sich der feine, gentile Maler auch der allgemeinen Achtung und Verehrung, obwohl er den üblichen Interessen und Kneipabenden seiner Kunstgenossen fernblieb und nach der angestrengtesten Tagesarbeit, nach einem regelmäßigen Abendspaziergang Ruhe und Erholung nur im glücklichen Kreise seiner Familie suchte. Der schöne, kerngesunde Mann, welchem jeder ein hohes Alter diagnosticirt hatte, endete nach kurzer Krankheit infolge eines schnell entwickelten Herzleidens.

Einen wahren Einblick in Jank's vielseitiges Schaffen ergab im Mai 1906 eine gut geordnete Ausstellung seines Nachlasses im Münchener Kunstverein. In zwei Serien erschienen die energisch gezeichneten, meist aquarellirten Studienblätter seiner Reisen, jedes ein vollendetes Albumblatt. Zwei weitere Expositionen umfaßten die mit gleicher Sorgfalt, aber breiter ausgeführten großen Entwürfe mit scenischen Compositionen und Projecten. Sie wurden im October 1907 durch Hugo Helbing versteigert. Zugleich aber auch der zeitlebens auf seinen Reisen eingeheimste Schatz von alten Schnitzwerken, Skulpturen und Plastiken in Metall, Elfenbein und Stein, keramischen Arbeiten, Waffen, Glasgemälden, Kästchen, Schränken und kunstgewerblichen Objecten, nebst köstlichen Textilleistungen und Erzeugnissen in Tapisserie und Nadelmalerei. Der illustrirte Katalog war mit einer biographischen Skizze versehen.

Vgl. Nekrolog in Beilage 134 der Allg. Zeitung v. 15. Mai 1889. — Kunstvereinsbericht f. 1888, S. 68. — Maillinger 1876. III, 90 ff. — Seubert 1879. II, 291. — Singer 1896. II, 257. — F. v. Bötticher 1895. I, 607 ff. Hyac. Holland.

Jordan*): Andreas J., Weingutsbesitzer und Bürgermeister zu Deidesheim, bairischer Landstand, Begründer des Qualitätsweinbaus in der heutigen Rheinpfalz, war am 25. August 1775 zu Deidesheim geboren. Er entstammte einer alten französischen Familie, sein Großvater war aus Cluses sur Arve ausgewandert und seit 1747 Weingutsbesitzer im damaligen Fürstbisthum Speyer geworden, zu dem auch Deidesheim gehörte, wie ja überall die besten Weinorte in geistlichem Besitz gewesen sind. J. studirte auf der

*) Zu Bd. L, S. 701.

kurfürstlichen Universität zu Mainz, als der Strom der französischen Volksheere sich 1793/94 über das Pfälzer Weinland ergoß; auch seine Familie wurde vollkommen ausgeplündert und rettete nur ihren Grundbesitz und einige Weinlager in rechtsrheinischen Städten. Jordan's Eltern starben kurz nach der Katastrophe und ließen den 20jährigen Sohn als einzigen Beschützer der Familie mit drei unmündigen Geschwistern zurück. Dem in schweren Zeiten zum Charakter gereiften jungen Manne gelang es nicht nur, die harten Schäden der Invasion zu heilen, den Weinbergbesitz von der Verwüstung wieder herzustellen und umfassend zu vergrößern und die alten Weinverkaufsbeziehungen nach Mittel- und Süddeutschland trotz der französischen Besitzergreifung des linken Rheinufers und trotz der Zölle zu erhalten und auszudehnen, sondern er richtete auch sein besonderes Augenmerk auf qualitative Fortschritte im Weinbau, wozu die verhältnißmäßig ruhigen Jahre der französischen Herrschaft 1794—1814 nicht ungeeignet waren; konnten doch nur feine, werthvolle Weine unter den damaligen Zollverhältnissen recht eigentlich exportfähig sein, das Inland bot kein entsprechendes Absatzgebiet. Von Jugend auf im Rheingau, besonders durch seinen Aufenthalt in Mainz, genau bekannt, scheint er die Verbesserungen im Weinbau, mit denen seit ca. 1770 die geistlichen Weinbaubetriebe des Rheingaus, besonders Johannisberg, vorangingen, in seine Pfälzer Heimath übertragen zu haben. Ehedem waren die Kurpfälzer Gewächse, besonders von Bacharach, die berühmtesten deutschen Weine gewesen, im 18. Jahrhundert kam der Rheingau zu besonderem Ruf, Ende des 18. Jahrhunderts, seit den Tagen Andreas Jordan's, beginnt die heutige Pfalz mit dem Rheingau wiederum um die Siegespalme des Weinbaus zu ringen, wenn auch ihre Weine vielfach unter unrichtigen, besonders Rheingauer Namen weiterverkauft wurden und noch werden und dadurch zu fremdem Renommee beitragen. J. war der erste, der nach den bis dahin üblichen, sehr bescheidenen Preisen für die Gewächse seiner Heimath Qualitätsweinpreise erzielte, er war auch der erste, der die Vorzüglichkeit dieser Pfälzer Qualitätsweine bei den führenden bis hinauf zu den höchsten Kreisen und beim Weinhandel in weitem Umfang bekannt machte. Andere Gutsbesitzer folgten seinem Beispiel, so daß um 1820—30 der Qualitätsweinbau an der Mittelhaardt Allgemeingut geworden war.

Jordan's Persönlichkeit und seine Erfolge schufen ihm in der Vorderpfalz eine einzigartige Stellung, die aber für den gesammten Pfälzer Weinbau von größter Bedeutung war. 1819—34 stand er als Bürgermeister an der Spitze seiner Vaterstadt, 1831—45 vertrat er die Vorderpfalz in der Kammer der Landstände; wenn er von der Tagung aus München wieder in seiner Heimath eintraf, so gab seine Heimkehr Anlaß zu öffentlichen festlichen Veranstaltungen. Besonders hervorzuheben ist auch Jordan's Fürsorge für die Erhaltung der in seinen Weinbergen beim Tiefroden gemachten römischen Ausgrabungen, während in jener Zeit solche Dinge fast immer achtlos verschleudert wurden. Als Andreas J. zu Deidesheim am 21. November 1848 starb, konnte sein Sohn Ludwig Andreas J. (siehe unten) eine bedeutende Position übernehmen, die vom Vater in schweren Zeiten mit unermüdlichem Fleiß und eiserner Energie geschaffen worden war.

Der deutsche Wein I, 324. — Revue vinicole belge V, 345. — A. Schaeffer, Weinchronik von Deidesheim, S. 7. — Dr. F. Bassermann, Geschichte d. Weinbaus I, 123 f.; III, 945. — F. A. Bruckner, Das Haardtgebirge, S. 70. — Mittheilungen d. Histor. Vereins d. Pfalz XXIV, 280 ff.

B.

Jordan*): Ludwig Andreas J., Weingutsbesitzer in Deidesheim, Bürgermeister seiner Vaterstadt, Landrath, Mitglied des bairischen Landtags, Präsident der Handelskammer der Pfalz, Abgeordneter des deutschen Zollparlaments, des deutschen Reichstags u. s. w., gehörte zu den glücklichen Menschen, denen durch die vom Vater (siehe oben) erworbene Stellung vieles Erstrebenswerthe in den Schoß fällt, die aber trotzdem die eigenen Ideen selbständig mit aller Thatkraft und größtem Fleiß verfolgen. Geboren zu Deidesheim in der heutigen Rheinpfalz noch als französischer Bürger am 24. Februar 1811, wuchs J. zwar in dem politisch ultraconservativen Geist seines Vaters auf, wurde aber doch einer der Gründer des rechtsstehenden Nationalliberalismus und war einer der wichtigsten und einflußreichsten Förderer des deutschen Einheitsgedankens in Süddeutschland.

Als sein Vater hochbetagt 1845 aus der bairischen Kammer austrat, wurde alsbald J. an seine Stelle gewählt; 1848 entsandte ihn das Vertrauen der Kammer in das Frankfurter Vorparlament, doch scheint er die Erfüllung seiner Einheitshoffnungen auf dem damaligen Wege nicht erwartet zu haben, denn er ließ sich nicht für das Parlament aufstellen. Die revolutionären Vorgänge in der Pfalz verurtheilte er auf das schärfste; gerade in den bewegten Zeiten von 1848 beriefen ihn seine Mitbürger an die Spitze der städtischen Verwaltung, und es wird seinem Namen und seiner energischen Bürgermeisterschaft zuzuschreiben sein, daß Deidesheim im Gegensatz zu den Ortschaften der Umgebung von allen Uebergriffen der „provisorischen Regierung“ und der Freischaren verschont blieb. 1855 trat J. aus dem Landtag aus, um seinem Schwager F. P. Buhl aus Ettlingen in Baden, der in Deidesheim ansässig geworden war, den Eintritt in die Kammer zu ermöglichen; als Buhl aber 1862 starb, wurde J. alsbald wiedergewählt und gehörte alsdann dem Landtag bis Ende des Jahres 1871 an, wo er, mit parlamentarischen Pflichten überlastet, freiwillig austrat. 1858 wurde J. als Vertreter des großen Grundbesitzes einstimmig zum Landrath gewählt, gleichzeitig genoß er aber auch in gleichem Umfang das Vertrauen der Handelswelt, so daß er, der Gutsbesitzer, von 1856 an ca. zehn Jahre lang der pfälzischen Handels- und Gewerbekammer präsidirte und 1861 auch als Präsident des deutschen Handelstages vorgeschlagen wurde, was er aber zu Gunsten Hansemann's ablehnte, während er nur eine Stelle im bleibenden Ausschuß des Handelstags annahm. 1868 wurde J. von der Vorderpfalz auch in das deutsche Zollparlament, an dessen Zustandekommen ihm ein gutes Theil gebührte und das er als wichtige Etappe auf dem Weg zu der ersehnten Einheit begrüßte, mit überwältigender Mehrheit (9701 Stimmen von 11 227 abgegebenen) berufen; 1871 wurde er fast einstimmig (9315 von 9556 abgegebenen Stimmen, der beste Beweis für Jordan's ungewöhnliche Popularität) in den Reichstag gewählt, nachdem die ersehnte Einheit auf Frankreichs Schlachtfeldern errungen war. In der bairischen Kammer gehörte damals J. mit seinen Freunden Dr. Völk und Dr. Barth zu den eifrigsten Verfechtern des Anschlusses an Preußen; auch um die Neubewaffnung der bairischen Infanterie kurz vor dem Kriege hat er sich durch seine Thätigkeit in der Kammer Verdienste erworben. In Berlin gehörte J. seit den Tagen des Zollparlaments zu dem intimen Kreise Bismarck's, der ihn öfters als seinen Freund bezeichnet hat. Wenn anscheinend auch die streng conservative Regierung Ludwig's I. dem patriotischen Pfälzer nicht sonderlich geneigt war, so wuchs seine allseitige Anerkennung besonders in den Zeiten Max' II. und Ludwig's II.

---

*) Zu Bd. L, S. 701.

derart, daß Jordan's Haus in dem stillen Landstädtchen Deidesheim das Ziel zahlloser Träger berühmter Namen, von weltlichen und geistlichen Fürsten, Ministern und sonstigen Politikern, Gelehrten u. s. w. wurde. Erst in seinem 70. Jahre, 1880, trat J. aus dem Reichstag aus und entsagte jeder politischen Thätigkeit.

Neben seiner öffentlichen Wirksamkeit bemühte sich J. sein Leben lang im Geiste seines in dieser Hinsicht besonders verdienten Vaters um das Gedeihen des Pfälzer Weinbaus. Wenn auch seit den Zeiten A. Jordan's in qualitativer Hinsicht grundlegende Fortschritte für den Pfälzer Weinbau nicht mehr gut möglich waren, so hat dieser doch auch Ludw. Andr. J. sehr vieles zu verdanken, durch dessen Thätigkeit in der Handelskammer, dem Zollparlament, dem Landrath, Landtag und Reichstag besonders bezüglich des auswärtigen Absatzes und Renommees und der Gesetzgebung, wie auch durch den Jordan'schen Musterweinbau, der zahllose auswärtige Interessenten, landwirthschaftliche Fachleute u. s. w. herbeizog und eine Menge landwirthschaftlicher Ehrungen erlebte. Gerade die Jahre ungefähr von 1860 bis 1880 bezeichnen die Zeit der höchsten Prosperität des pfälzischen Weinbaus. J. starb am 1. Juli 1883 zu Deidesheim und mit ihm erlosch der Mannesstamm seiner nur noch in Cluses (Frankreich) in der Form Jourdan blühenden Familie. Der Wunsch Jordan's, daß sein Schwiegersohn und Erbe seiner Güter E. Bassermann den Namen Jordan mit dem seinigen amtlich vereinigen möge (Bassermann-Jordan) wurde kurz nach Jordan's Tode durch königliches Patent Ludwig's II. von Baiern erfüllt.

Litteratur dieselbe wie bei A. Jordan angegeben, ferner: A. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer. 1858, S. 276. — Deutsches Land und Volk. Leipzig 1880, S. 381. — J. G. Wirth, Weinorte der Rheinlande. 1866, S. 15. — F. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe, 1875, II, 430 f. — F. Weiß, Rheinpfalz, 2. Aufl., S. 64. — M. Busch, Bismarck und seine Leute, 3. Aufl., I, 233. B.

Karoline Luise *), Markgräfin von Baden(-Durlach), wurde als Tochter des Erbprinzen und späteren Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt und der Gräfin Charlotte von Hanau am 11. Juli 1723 zu Darmstadt geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter (1726) genoß sie unter der Obhut ihres Vaters und der hanauischen Großeltern, an deren kleinem Hofe zu Buchsweiler sie mit den Geschwistern ein gut Theil der Kinderzeit verlebte, eine sorgfältige Erziehung. Bescheidene Verhältnisse, in denen sie aufwuchs, lehrten sie schon in jungen Jahren kluges Haushalten; die Lehrer rühmen an ihr früh selbständiges Denken und vielseitige Begabung. Ein Project, sie mit dem Herzoge von Cumberland zu vermählen, scheiterte; die Werbung des Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt schlug sie aus. Statt dessen reichte sie am 28. Januar 1751 dem um vier Jahre jüngeren Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach (s. A. D. B. XV, 241 ff.) die Hand zum Ehebunde. Es war eine Convenienzheirath „zur Befestigung der freundschaftlichen Bande zwischen beiden Häusern", aber gar bald erwuchs aus ihr eine auf aufrichtiger wechselseitiger Neigung und harmonischer Wesensergänzung beruhende glückliche Ehe, die beide Gatten bis zum Tode vereinte und für das Land eine Quelle des Segens wurde.

Wohl haben die späteren Tage Karl Friedrich reichen Zuwachs an Macht und äußeren Ehren gebracht: die glücklichsten und erfolgreichsten Zeiten seiner Regierung waren aber doch die Jahre, die er an der Seite Karoline Luisens

*) Zu Bd. LI, S. 67.

verlebte, in denen er in ihr eine treue, verständnißvolle Beratherin und Helferin bei all seinen Unternehmungen fand. Und umgekehrt vermochte auch Karoline Luise erst im Zusammenwirken mit ihm die Fähigkeiten und Kräfte, die in ihr lagen, zur vollen Entfaltung zu bringen. Wer ihren stattlichen schriftlichen Nachlaß überschaut, der nicht weniger als 154 Quart- und Foliobände füllt, ist erstaunt über die ungemeine geistige Regsamkeit dieser Fürstin. Es gibt nur wenige Gebiete des Wissens, mit denen sie sich nicht beschäftigt hat. Zahlreiche Excerpte beweisen, daß sie in der theologischen Litteratur ihrer Zeit so gut zu Hause war wie in der geschichtlichen. Ihr angeborenes Sprachtalent — sie beherrschte Latein, Französisch, Englisch und Italienisch — gestattete ihr, die römischen Classiker in der Ursprache, die griechischen in fremder Uebersetzung zu lesen; die französische schöne Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts kannte sie gründlich. Vor allen war es hier Voltaire, den sie verehrte, den sie auch an ihren Hof zu Gaste lud und mit dem sie noch lange in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Nur der deutschen Litteratur ihrer Zeit gegenüber verhielt auch sie sich kühl: es ist bezeichnend, daß von Klopstock und Herder, die doch in Karlsruhe zu Besuch weilten, in ihren Aufzeichnungen nirgends die Rede ist.

Mit besonderer Vorliebe pflegte sie die Naturwissenschaften, somit ein Gebiet, das ihrem Geschlechte fremd zu sein pflegt. Unter der Leitung des gelehrten Böckmann beschäftigte sie sich eingehend mit Studien über Physik und Chemie; der Bergrath Erhardt führte sie in Mineralogie und Geologie ein, einer der bedeutendsten Botaniker des 18. Jahrhunderts, G. Köllreuter, der nach Karlsruhe berufen wurde, diente ihr als Berather auf seinem Wissensgebiete. Ihr Plan, ein großes botanisches Sammelwerk mit Abbildungen sämmtlicher Pflanzen nach dem Linné'schen System herauszugeben, dessen erste Lieferungen schon hergestellt waren, scheiterte nur an dem Mangel an Interessenten und finanziellen Schwierigkeiten. Auch medicinischen Fragen wandte sie ihre Aufmerksamkeit zu und ließ sich über sie unterrichten; gelegentlich versuchte sie, wie einige von ihr niedergeschriebene Krankheitsberichte lehren, selbst die Rolle des Arztes zu übernehmen und die Wirkung der Heilmittel zu verfolgen. Dabei war sie vorurtheilsfrei genug, um ihre Kinder der Impfung zu unterziehen. Weit über die Grenzen der Heimath hinaus unterhielt die „Vielwisserin und Vielfragerin von Baden“, wie Lavater sie einmal in einem Briefe an Goethe treffend bezeichnet, regen brieflichen Verkehr mit angesehenen Gelehrten, in dem sie ihre Kenntnisse zu bereichern suchte: ihrem Sammeleifer, der weder Mühe noch Opfer scheute, sind die werthvollen Schätze zu verdanken, die sie in dem von ihr begründeten Naturaliencabinet vereinigte und den Gästen ihres Hofes mit freudigem Stolze zeigte und erläuterte.

Neben all diesen wissenschaftlichen Interessen und Bestrebungen trat bei ihr in den Vordergrund eine warme Liebe zur Kunst und ein feines Verständniß für ihre Schöpfungen. Schon als Kind verrieth sie ungewöhnliche zeichnerische Fertigkeit; unter der Leitung tüchtiger Künstler, unter denen nach unverbürgter Tradition auch Liotard genannt wird, bildete sie sich später in der Pastellmalerei aus. Zahlreiche Werke dieser Art, sowie Rötelzeichnungen, zumeist Porträts, die wir von ihrer Hand besitzen, legen Zeugniß ab von einer sichern Auffassung und einem über das Dilettantenmäßige hinausgehenden tüchtigen Können; ihnen verdankte sie auch die ehrenvolle Aufnahme in die Kopenhagener Akademie der Künste. Auf ausgedehnten Reisen, die sie nach Ober- und Mittelitalien und wiederholt nach Paris führten, suchte sie ihre Kenntnisse durch eigene Anschauung zu erweitern und zu vertiefen; vor allem

aber dienten die Schätze der nahen Mannheimer Galerie als willkommenes Lehrmittel. Vorübergehend taucht in ihrer Correspondenz selbst der Gedanke an die Gründung einer Kunstakademie und an die Berufung Angelika Kaufmann's auf, freilich ohne ernste Beachtung zu finden. Ihr bleibendes Verdienst aber ist es, daß sie sich mit feinem Geschmack und unter erheblichen Opfern ein eigenes stattliches Kunstcabinet schuf und mit ihm den Grund legte zu der heutigen großh. Gemäldesammlung; ihr schulden wir insbesondere die Erwerbung der prächtigen Niederländer, die eine Hauptzierde der Karlsruher Galerie bilden. Auch daß sie bei dem Neuaufbau des Residenzschlosses und seiner künstlerischen Ausschmückung wesentlichen berathenden Antheil hatte, soll ihr nicht vergessen werden.

Aber die Pflege und Förderung von Kunst und Wissenschaft, so umfassend sie war, füllte doch nur einen Theil ihres Wirkens aus. Ihr bei aller Gelehrsamkeit stets aufs Praktische gerichteter Sinn verlangte nicht minder Bethätigung und offenbarte sich am bedeutendsten in ihren volkswirthschaftlichen Neigungen, die sie mit dem Gemahl theilte. Ursprünglich eine Anhängerin des Merkantilismus, gab sie, wie wir wissen, den Hauptanstoß zur Begründung des wichtigsten Industriezweiges des Landes, der Pforzheimer Goldwaarenindustrie. Unter dem Einflusse Karl Friedrich's gerieth sie dann in den 70er Jahren mehr und mehr in den Bannkreis physiokratischer Anschauungen. Alles, was sich auf die Landwirthschaft im weitesten Sinne bezog, die Hebung der Bodencultur und der bäuerlichen Verhältnisse, die Fürsorge für die Viehzucht begegnete ihrem lebhaftesten Interesse; zahlreiche Vorschläge, Gutachten und Berichte, die sich darauf erstrecken, finden sich in ihrem schriftlichen Nachlasse. So nahm sie auch die Verwaltung ihrer rechtsrheinischen Güter — die linksrheinischen waren verpachtet — selbst in die Hand, und mit Erstaunen sieht man aus ihren Aufzeichnungen, wie wohl vertraut die kluge, energische Frau mit allen einschlägigen Fragen war, wie trefflich sie sich auf das Wirthschaften verstand. Auch Seidenzucht und Krappbau betrieb sie auf eigene Rechnung, und wie sie hier sich bemühte, die Erzeugnisse an kauflustige Firmen abzusetzen, und ihre Handelscorrespondenz selbst führte, so verschmähte sie es auch trotz spöttischer Nachreden nicht, die Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaues auf den Markt zu bringen. Daß sie den Vorwurf des Eigennutzes nicht verdiente, dafür zeugen die stillen Werke der Wohlthätigkeit, mit denen sie sich in warmer Menschenliebe der Armen und Nothleidenden allezeit annahm.

Alles in Allem eine außerordentliche Frau, von seltener Vielseitigkeit des Wissens und Könnens, den hohen Aufgaben ihrer Stellung in vollem Maße gewachsen, an Geist und Gesinnung ebenbürtig ihrem fürstlichen Gemahle. So ist sie Allen erschienen, die mit ihr in Berührung kamen, so haben die hervorragendsten ihrer Zeitgenossen ihr gehuldigt und willig ihre Bedeutung anerkannt. Wenn der kleine Karlsruher Hof im 18. Jahrhundert ein Mittelpunkt geistigen Lebens für den deutschen Südwesten geworden ist, so hat er dies neben dem vortrefflichen Markgrafen vornehmlich dieser Fürstin zu danken, die, abhold allem Ceremoniell, in ungezwungenem Verkehr ihr Bestes zu geben wußte und Alle, die der gastlichen Stätte nahten, bald in ernstem wissenschaftlichen Gespräch, bald in heiterem geistvollen Geplauder zu fesseln verstand.

Ihr Familienleben war ein überaus glückliches. Drei Söhne, die aus der Ehe hervorgingen, wurden die Freude und der Stolz der Eltern. Mit inniger Liebe hing Karoline Luise an diesen Kindern. „Je suis folle — gesteht sie einmal — des deux petits garçons qui m'appartiennent et comme

novice dans la qualité d'être mère“. Ihrer Erziehung widmete sie die größte Sorgfalt; sie leitete und überwachte persönlich den Unterricht und übernahm häufig selbst die Rolle der Lehrerin. Sie wollte die „Buben“, wie sie sich bezeichnend ausdrückt, nicht „verfürsteln“ lassen; die Erziehung sollte nach ihrem gesunden Empfinden stets „die Mittelstraße“ zwischen den Extremen einhalten.

Das Schicksal vergönnte es ihr, sich noch der Vermählung des ältesten Sohnes, des Erbprinzen Karl Ludwig, mit ihrer Nichte, der Prinzessin Amalie von Hessen-Darmstadt, und der Geburt des ersten Enkelkindes zu erfreuen. Ein unglücklicher Sturz auf der Treppe im J. 1779 erschütterte ihre ohnehin nicht feste Gesundheit schwer. Während eines Aufenthalts in Paris im Frühjahr 1783, wo sie, von ihrem jüngsten Sohne, dem Prinzen Friedrich, begleitet, alte Beziehungen zu ihren französischen Freunden zu erneuern und die geliebten Sammlungen wieder zu durchwandern gedachte, traf sie ein Schlaganfall, dem sie nach wenigen Tagen, am 8. April, erlag. Tief erschüttert empfing Karl Friedrich die Kunde von ihrem Heimgange. „Mein Verlust“, schrieb er an Mirabeau, „ist auf dieser Welt unersetzlich. Nur die Ergebung in den Willen Gottes und seine unendliche Güte, die mich hoffen läßt, daß meine Gattin, meine theuerste Freundin, für alle Ewigkeit glücklich ist, vermag mich aufrecht zu erhalten und mir Kraft zu verleihen, mein Leid zu tragen“. Mit ihm und seinem Hause aber trauerte aufrichtig das ganze Land, das in der Dahingeschiedenen eine wahre Mutter, eine der bedeutendsten seiner Fürstinnen und eine Zierde ihres Geschlechtes verlor.

Vgl. v. Weech, Die Markgräfinnen Maria Victoria und Karoline Luise von Baden (Karlsruhe 1872) und die dort angeführte Litteratur. — K. Obser, Voltaire's Beziehungen zu der Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach und dem Karlsruher Hofe. Heidelberg 1902. — K. Obser, Zur Geschichte der Karlsruher Gemäldegalerie. François Boucher und Markgräfin Karoline Luise. (Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins, N. F. 17, 331 ff.) — Derselbe, Markgräfin Karoline Luise von Baden und ihr botanisches Sammelwerk (ebenda 23, 41 ff.). — Die Correspondenz mit Du Pont (ebenda 24, 126 ff.); mit Schöpflin bei Fester, J. D. Schöpflin's brieflicher Verkehr. Tübingen 1906. — Mit Benutzung des schriftlichen Nachlasses im großh. Familienarchiv. Karl Obser.

Kierulff *): Johann Friedrich Martin K., in Theorie wie Praxis bedeutender Rechtsgelehrter, wurde zu Schleswig am 9. December 1806 geboren (ausweislich des Kirchenbuchs der Domgemeinde Schleswig und sonstigen für die ersten Decennien reichen Aufschluß über die Lebensverhältnisse gebenden Acten des dortigen Staatsarchivs, wonach also die gewöhnlichen abweichenden Angaben, wie z. B. bei Alberti, zu berichtigen sind). Da der Vater sehr früh starb, wurde er, nach Wiederverheirathung der Mutter, bei dem Stiefvater, Gastwirth Sormani, erzogen und in der Domschule von Schumacher und Olshausen unterrichtet. Schon als Schüler sich durch Vorlesetalent auszeichnend, war er ein gern gesehener Gast in der Familie des Hardesvogtes Christiansen, wurde mit dessen Söhnen, den späteren Professoren an der Universität Kiel befreundet und heirathete später eine der Schwestern, während eine andere sich mit dem einstigen Statthalter der provisorischen Landesregierung, nachmaligen Bonner Universitätscurator Wilhelm Beseler verband. An der Universität Kiel studirte K. die Rechte hauptsächlich unter N. Falck

*) Zu Bd. LI, S. 145.

und Burchardi, auch Dahlmann, später in München unter Schelling und v. Wening-Ingenheim. Hier studirte dann auf seinen Rath auch der ihm befreundete Georg Beseler, der von Georg Ludwig Maurer für deutsches Recht gewonnen wurde. Trotz großer Schwierigkeit (wegen Erkrankung) bestand K. im October 1829 auf Schloß Gottorp glänzend mit erster Note das juristische Candidatenexamen, schrieb behufs der Promotion zum Doctor der Rechte eine Dissertation „De juris accrescendi cum graduum successione concursu“ (die ungedruckt blieb) und vertheidigte am 23. September 1831 seine Thesen, worauf er zum Doctor beider Rechte ernannt wurde. Diese Ernennung fand die (nach damaligem Brauche erforderliche) königliche Genehmigung. In die gleiche Zeit fällt eine Arbeit zur Versuchslehre („Gehört objective Gefährlichkeit der Handlung zu den Merkmalen eines strafbaren Versuchs?“), die im „Staatsbürgerlichen Magazin, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, herausgegeben von Dr. N. Falck“, Bd. 10, Schleswig 1831, S. 72—115 gedruckt wurde. Am 15. Juli 1834 zum außerordentlichen Professor der Rechte befördert, wurde er im Mai 1839 ordentlicher Professor — seines Pandektencollegs gedachte Theodor Mommsen stets mit Dank — und folgte in gleicher Eigenschaft Ostern 1842 einem Rufe nach Rostock. Hier wurde er 1843 Rath am Oberappellationsgericht, 1852 dessen Vicepräsident, dann, nach Wächter's Weggang nach Leipzig, Präsident des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte in Deutschland zu Lübeck. Diese sehr geachtete und von ihm trefflich versehene Stellung bekleidete er im vollen Genuß seiner geistigen wie körperlichen Kräfte bis zur Aufhebung dieses Gerichtshofes im J. 1879.

Noch in jugendlichem Alter stehend, hatte er sich juristisch bekannt gemacht durch sein Werk „Theorie des gemeinen Civilrechts“ (erster Band, Altona 1839). Auf 400 Seiten behandelt er in 5 Capiteln: Das Recht in seinem Ursprung und seiner Verwirklichung — Das Rechtssubject — Recht und Verbindlichkeit — Das praktische Object — Der Besitz. In der Einleitung (die später Brinz in seinem Pandektenwerke § 14 Note 60 „denkwürdig“ nannte) vertrat er in geistvoller Darstellung eine von der damaligen Auffassung abweichende Anschauung über Wesen und Geltungskraft des gemeinen römischen Rechts und die Wünschbarkeit einer neuen wissenschaftlichen und gesetzgebenden Rechtsgestaltung für die Bedürfnisse der Praxis. Einzelne Vorzüge seiner Darstellung fanden Anerkennung; doch hinderte wohl hauptsächlich der entbrannte Streit zwischen Romanisten und Germanisten in weiterem Umfange an einer gerechten Würdigung seiner Resultate, zumal eine Fortführung unterblieb und vielfach die Meinung herrschte, als sei mit dem Werke ein Pandektenlehrbuch für akademische Bedürfnisse bezweckt. Aus dem Familienkreise erfährt man nun, daß K. mit gewissen Unterbrechungen (namentlich zufolge frühen Todes seines in Hamburg als Rechtsanwalt prakticirenden Sohnes, der ursprünglich als Herausgeber des väterlichen Werkes in Aussicht genommen war) weiter arbeitete und mit steter Begeisterung der Weiterentwicklung der Wissenschaft folgte, so daß er bei seinem Tode ein umfangreiches Manuscript hinterlassen konnte, dessen jetzt ermöglichte Prüfung entweder zur Veröffentlichung aus dem Nachlasse oder doch mindestens zur Aufbewahrung (etwa in der Kieler Universitätsbibliothek) führen dürfte. Als eifriger Praktiker besorgte er die Herausgabe einer „Sammlung der Entscheidungen des Ober-Appellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands zu Lübeck“, Bd. 1—7 (mit Register), Hamburg 1866—74 — ein für die Praxis werthvolles Werk. Seine Verdienste um Wissenschaft und Praxis fanden 1882

(etwas verspätet, doch mit richtigem Datum) Anerkennung bei Erneuerung des Doctordiploms nach 50 Jahren durch die juristische Facultät in Kiel.

Besondere Freude hatte K. stets an guter Musik, war auch in jüngeren Jahren selbst tüchtiger Sänger und an Musikvereinen wie -festen gern betheiligt. Während des Kriegs 1870/71 leistete er in Militärangelegenheiten als Landesdelegirter wesentliche Dienste, erhielt mehrere Militärdienstauszeichnungen und war Ehrenmitglied des Kriegervereins. Gern machte er hie und da größere Reisen, namentlich zur Erhaltung der Kräfte nach dem ihm wegen seiner Naturschönheiten lieb gewordenen Bade Gastein. In politischer Beziehung war er 1848/49 als Abgeordneter Rostocks Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main, trat aber im Mai 1849 mit vielen Anderen aus. Stets hat er dann die weitere Entwicklung der politischen Verhältnisse in Deutschland mit Interesse verfolgt. Gern in anspruchsloser Geselligkeit im engern Kreise ihm Befreundeter weilend, blieb er bis zum letzten Augenblicke bei guter Gesundheit ein Freund des Lebens. Den Nachwirkungen einer Influenza erlag er am 17. Juli 1894.

Nach gütigen Mittheilungen des Geh. Archivraths Dr. Hille am Schleswiger Staatsarchiv und der Familienglieder (in Lübeck). — Kurze Biographie in den Lübeckischen Blättern 1894, S. 467 ff. — Bricka's Dansk biographisk lexikon s. h. v. — Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller I (Kiel 1867), 448/9; II (1884), 379. — Artikel „Mommsen“ in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch u. Deutsch. Nekrolog IX, 445 ff. — Wächter, Württemberg. Privatrecht I, 2 (1842), § 127 Note 1, § 135 Note 9a. — Puchta, Pandekten § 9n und Regelsberger, Pandekten, S. 44 Anm. 82. — Parlaments-Album. Autographirte Denkblätter der Mitglieder des deutschen Reichstages. Frankfurt a. M. 1849, S. 111. — Sintenis in: Allg. Litteraturzeitung 1840, S. 321—343 und Gärtner im Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik 1840, S. 121—184 (im Auszug in Richter's und Schneider's Krit. Jahrbüchern f. deutsche Rechtswissenschaft 7, 378/79; 9, 92—94). — Die ursprüngliche Schreibung „Kierulf“ (vielleicht in Anlehnung an eine norwegische Familie „Kjerulf“) geht in den Acten schon 1829 in „Kierulff“ über. — Vgl. auch den Artikel „Christiansen“ A. D. B. IV, 216—218.

A. Teichmann.

Kinkel*): Gottfried K., Dichter, Gelehrter, Politiker — und Johanna Kinkel. — Gottfried K. wurde am 11. August 1815 zu Oberkassel in der Nähe Bonns geboren. Der Vater, dem nassauischen Städtchen Herborn entstammt, war schon ein Sechziger, da Gottfried — wie er in seiner Selbstbiographie freudig anerkennt — nicht mehr unter französischer Herrschaft, „sondern gleich als freier Deutscher“ das Licht der Welt erblickte. Der Altersunterschied war zu groß, die dadurch bedingte Distanz durch die herbe Orthodoxie und äußerst strenge Erziehungsweise des als Pastor in Oberkassel waltenden Vaters zu sehr gesteigert, als daß das Verhältniß des jungen Gottfried, des auch von der Schwester Sophie viel gegängelten Jüngsten in der Familie, zu ihm nicht mehr von Furcht bestimmt wurde als unbefangener, naiver Liebe. Er sah in dem Vater, der in der Kirche nie ein Buch brauchte, „das nicht in schwarzes Leder mit Goldschnitt eingebunden war“, aber keineswegs, „wie die meisten Landpastoren, verbauert“ war, weniger den Freund, als den ernsten und bejahrten Lehrer und Erzieher. Dagegen schlossen sich die Kinder mit einer von allen Rücksichten der Scheu freien Zutraulichkeit an die „viel jüngere

*) Zu Bd. LI, S. 146.

und lebhaftere Mutter" an, die Wupperthalerin Marie Beckmann. Von ihr will K. auch wesentliche Charakterzüge ererbt haben; vor allem ihre unbedingte Ehrlichkeit. Das geistige Milieu des Oberkasseler Pfarrhauses bekam aber durch die Mutter im Grunde trotzdem keine freiere Gestaltung: war der Vater orthodox und hypersorgsam-pedantisch, so vertrat die Mutter und mehr und mehr die Schwester Sophie einen sehr consequenten, auf dem Knaben und schwerer noch auf dem Gymnasiasten Gottfried lastenden Pietismus. Jede weltliche Lektüre war verpönt, und noch in den Hochschuljahren malten Mutter und Schwester das Theater als Teufelswerk. Daß der Pastor von Oberkassel in seinen Mußestunden für das Schreibpult nach Gellert's Art dichtete, brachte umsoweniger einen frischen Zug in das Pfarrhaus, als der Vater nach des Sohnes Gewähr wohl nie einen deutschen Dichter gelesen hat. Dagegen vermittelt der Vater schon sehr früh respectable Sprachkenntnisse: mit sechs Jahren lernt Gottfried Lateinisch, daß er bald darin conversiren kann, mit acht fängt er Griechisch an; die Mutter lehrt ihn als erste Sprache Holländisch, das er früh wie Deutsch beherrscht; noch in den Gymnasialjahren treten die Anfangsgründe des Hebräischen zu diesen Kenntnissen hinzu, die ein gewisses Sprachentalent zur Voraussetzung haben. War auch der Unterricht in Geographie, Geschichte und Mathematik wenig verständnißvoll, so brachte der Knabe doch, als er mit neun Jahren zu Ostern 1825 in das Bonner Gymnasium eintrat, eine Summe von Wissen mit, die das seiner Classengefährten überragte, bei der Schüchternheit des merkwürdig sensitiven Jungen aber, dem der Robinson eine zu aufregende Lektüre war, nicht zur gebührenden Geltung kam. Aber bald thaut der über die Jahre gelehrte, trotz allem jedoch mit empfindlichen Bildungslücken behaftete Pennäler, der die Sonntage meist zu Hause zubringt, wo die Zucht mählich an Spannung nachläßt, auf. K. hat auch seine Gymnasialjahre geschildert, mit einer Frische und Treue, die diesen Theil seiner Autobiographie zu einem werthvollen Beitrag zur deutschen Mittelschulgeschichte im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts macht und in ihrer Aufdeckung von Mißständen im geschichtlichen, geographischen, deutschen und humanistischen Unterricht Mängel berührt, wie sie dem Gymnasialbetrieb noch bis in unsere Tage vielfach anhaften. Für alle Lehrer voll dankbarer Verehrung nimmt er besonders von dem dicken Domine, einem wegen seiner josephinisch-freisinnigen Ideen später Anstoß erregenden Geistlichen, der vor allem seine Neigung zur Geschichte wach hält, und von seinem späteren Schwiegervater Mockel, der in Latein, Französisch, Gesang und Naturwissenschaften am Gymnasium unterrichtet, starke Eindrücke mit. Im September 1831 kann K. mit einem vorzüglichen Zeugniß das Gymnasium verlassen.

Am 19. October 1831 wird er in Bonn als stud. theol. immatrikulirt. Das theologische Fachstudium wählt er auf den Wunsch des Vaters, der sich eben in Bonn zur Ruhe setzte, als der Sohn die Universität bezog. Der rhetorische Schwung in der Abschiedsrede des Abiturienten war dem Vater nur ein neuer Beweis der Auserwähltheit des Sohnes für den Pastoralberuf. Der junge Theologe schloß sich in Bonn besonders an Augusti an, und Nitzsch's „väterlich-freundliche Leitung" machte ihn nach seinen eigenen Worten, wie W. Beyschlag berichtet (I, 99), „milder und freier". Der stud. theol. K. war keineswegs der lebensheitre Rheinländer der Maikäferabende und überhaupt der nachstudentischen Zeit. Nicht nur ein Gegner des studentischen Trunks, will er auch, zunächst wenigstens, von Tanz, Musik und anderen unschuldigen Freuden nichts wissen. Beta erwähnt ein Tagebuch aus seiner Hochschulzeit, das ein Glaubensbekenntniß voller Schwärmerei für wahren Glauben und Gottesdienst und voll Verachtung gegen weltliches Vergnügen enthält, wie denn

überhaupt der religiöse Standpunkt des Studenten und noch des jungen Docenten, an dem Glauben und Sinnen des reiferen Gymnasiasten gemessen, einen, psychologisch ja wohl erklärbaren, Rückschritt bedeutet. Von October 1834 bis August 1835 weilt er in Berlin, wo Neander und Hengstenberg auf ihn Einfluß bekommen. Hier fesselt ihn auch sehr wider den Willen der Mutter die Bühne. Auch die lyrische Production regt sich. Strodtmann hat in seiner Biographie Proben davon aufbewahrt. 1837 konnte sich der 1836 geprüfte Licentiat K. als theologischer Privatdocent, hauptsächlich für Kirchengeschichte, in der Bonner Universität niederlassen. Eine Reise ins südliche Frankreich und über Genua, Lucca u. s. w. nach Rom unterbrach die erste Docentenzeit. Im Frühling 1838 trifft der für schwindsüchtig Gehaltene wieder in Bonn ein, nachdem ihm die Katastrophen aus zwei um Mädchen aus der rheinischen Heimath sich drehenden Herzenstragödien den römischen Aufenthalt vergällt hatten. Durch die Reise war sein väterliches Erbe aufgebraucht. Im Herbst 1839 erhält K. den Religionsunterricht in der unteren und mittleren Abtheilung des Bonner Gymnasiums übertragen. Seit 1. August 1840 ist seine Lehrthätigkeit auch auf die bis dahin von Sack besorgte erste Abtheilung ausgedehnt. Das nämliche Jahr 1839 bringt ihm zum ersten Mal eine später öfter wiederholte Remuneration als Docent und zum Eintritt ins Lehrercollegium des Gymnasiums dazu die Stellung eines Religionslehrers am Thormann'schen Mädcheninstitut in Bonn. Seit Sommer 1841 versieht er ferner eine Hülfspredigerstelle in Köln noch mit, wo er mit seinen Sonntagspredigten auch der Kirche ferner stehende Elemente anzog, zugleich aber die Achtsamkeit und den rivalisirenden Neid der Confratres auf sich zog.

Die Jahre unmittelbar nach der Rückkehr aus Italien brachten zum Aus- und Aufbau seiner wirthschaftlichen Position das wichtigste Ereigniß seines Lebens: die Bekanntschaft mit Johanna Matthieux-Mockel, der am 8. Juli 1810 geborenen Tochter seines ehemaligen Lehrers Mockel, die seit ihrem 22. Jahre höchst unglücklich an einen rohen und geschäftskatholischen Kölner Buchhändler Namens Matthieux verheirathet war. Schon nach fünf Monaten wurde die Ehe geschieden, Johanna kehrte nach Bonn zurück und lebte während der nächsten Jahre theils in Bonn bei ihren Eltern, theils in Berlin zur künstlerischen Ausbildung besonders nach der musiktheoretischen Seite — sie war ein musikalisches Talent, für das ihr erster Gatte keinerlei Verständniß besaß — sowie als ausübende Musiklehrerin. Im Kreise Bettina's v. Arnim und in der feingebildeten, politisch conservativen Familie v. Henning verbrachte sie die gehaltvollsten Stunden der Berliner Zeit, deren sie sich, in die Bonner Einsamkeit und Kleinlichkeit wieder heimgekehrt, stets sehnsüchtig erinnerte. Eine Abendunterhaltung bei Augusti führte sie mit K. zusammen, der sie schon einmal als Knabe bei einem Besuch ihrer Eltern im Oberkasseler Pfarrhaus gesehen und trotz der beiderseitigen Jugend einen untilgbaren Eindruck von ihr in seine Seele aufgenommen hatte. Bald nimmt K. an dem musikalischen Kränzchen Johanna's als Zuhörer theil, bald wird er Johanna, die an ihrer Ehescheidungssache schwer litt, ein mehr und mehr unentbehrlicher Freund, der die längst dem Christenthum entfremdete taktvoll diesem wieder näher zu bringen suchte und selbst sich gerne aus den Schätzen ihres scharf geschliffenen Urtheilsvermögens und ihres durch eine seltene persönliche Cultur veredelten Gefühls Bereicherung holte. Doch das vom ersten Augenblick an von den Bonner Philistern genau überwachte Verhältniß kam für lange Zeit über eine tiefe Freundschaft nicht hinaus: Johanna war noch zu sehr von Matthieux her im Herzen wund, um an Liebe zu denken, Gottfried aber war an die Schwester seines Freundes, des Pastors Boegehold seit kurzem verlobt und hielt sich für

gebunden. Johanna's Briefwechsel mit der Familie Henning schildert in voller Aufrichtigkeit die gedrückten Tage in Bonn und bringt alle wünschenswerthe Klarheit in ihre Stellung zu K. Johanna lag nichts ferner, als Sophie Boegehold bei K. zu verdrängen, im Gegentheil, sie förderte eher die Festigkeit des Verlöbnisses. K. strebte seinerseits eine Pfarrstelle ferne von Bonn an, um jeder Versuchung zu entgehen. Wenn K. schließlich doch das Verhältniß zu Sophie löste und an deren Stelle am 22. Mai 1843, genau drei Jahre nach der gerichtlich ausgesprochenen Trennung der Ehe mit Matthieux, Johanna Mockel in die neue Wohnung im Poppelsdorfer Schloß heimführte, so hat er damit nur ein Gebot höherer Ethik gegen sich selbst und gegen die Verlobte Sophie erfüllt, die bei der Verschiedenheit der Individualitäten keine so in Freud und Leid gerne getragene, so unbedingt glückliche Ehe erlost hätte, als sie thatsächlich die Beiden in allen Phasen lebten. Die mit einer geschiedenen Katholikin durch einen protestantischen Theologen eingegange Ehe — Pfarrer Wichelhaus in Bonn traute das Paar, dem u. a. Emanuel Geibel Brautzeuge und mit Jak. Burkhardt Hochzeitsverschöner war — wurde der großen Mehrheit der für Kinkel's Stellung maßgebenden Personen dadurch nicht discutabler, daß Johanna mit einem ihrem seit 1832 von Jahr zu Jahr sich schärfer gestaltenden Aconfessionalismus — Heidenthum nannte sie ihn gerne! — im Grunde gar nicht widersprechenden „Glaubensbekenntniß" zum Protestantismus übertrat. Die über das gewöhnliche Maß ausgeprägte Individualität Johanna's, ihr bekannter Freisinn hoben die Wirkung des Uebertritts in gleicher Weise auf, wie Kinkel's energische Wahrung seiner persönlichen Rechte und sein allmählich dem Pantheismus Johanna's sich nähernder, mit Consequenz festgehaltener, oft in bezeichnenden anekdotischen Situationen ausgesprochener theologischer Liberalismus.

Das Ehe- und Verlobungsjahr 1843 eröffnet die Conflictszeit Kinkel's. Das Kölner Presbyterium entzieht ihm die Predigerstelle, das Thormann'sche Institut seinen Lehrauftrag als Religionslehrer, die Beanstandungen durch die wissenschaftliche Prüfungscommission und das Provincialschulcolleg veranlassen ihn zum Verzicht auf seinen Posten am Gymnasium. Johanna mußte mehr noch als bisher durch die Einkünfte aus ihren Instructionen die Kosten des trotz allem heiteren Haushalts bestreiten. Dazu kam ein Verhalten von seiten der theologischen Facultät, besonders der Professoren Nitzsch, Sack und Bleek, das keineswegs in allem nur durch den Gegensatz aus dem orthodoxen Charakter ihrer theologischen Richtung und Weltauffassung charakterisirt wird. Viele der Studenten und Freunde beginnen sich in dieser etwa 1842 einsetzenden religiös-theologischen Conflictszeit zurückzuziehen. Es entstehen die Verstimmungen mit Wolters, Torstrick, Willibald Beyschlag, um deren Behebung Beyschlag gegenüber sich Burkhardt bemüht, deren Beseitigung Beyschlag aufs ehrlichste selbst anstrebte. Erst im Sommer 1849 kann man das Freundschaftsband zwischen K. und W. Beyschlag, das in des letzteren erster Bonner Schülerzeit in manchem hyperfamiliären Zug mit dem zarten Rosaband verwechselt werden kann, das Gleim'sche Freundesbündnisse auszeichnet, völlig gelöst nennen. Beyschlag hat die Entfremdung Kinkel's seiner Fachwissenschaft, der Theologie, gegenüber höchst bedauert. Er bei seiner in Berlin fest im politischen und religiösen Conservatismus verankerten Lebensauffassung, bei seiner in der zweiten Bonnerzeit an Kinkel's geistigem Gegenpol, an Nitzsch orientirter theologischer Eigenart konnte K. ganz naturgemäß schließlich nicht mehr verstehen. K. aber handelte nur consequent, wenn er der eignen Entwicklung und dem Drängen der Facultät, die ihn schließlich nur als Fremdkörper mit sich führte, in der Weise nachgab, daß er sich der Kunst- und Culturgeschichte, der er sich schon als Student als

Fachstudium hätte widmen sollen, zuwandte. Die historische Richtung seiner theologischen Collegien und Arbeiten führte ihn ihrerseits zwanglos dazu. So bewarb er sich denn 1845 mit dem 1. Heft seiner damit Fragment gebliebenen „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern von Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart“ (Bonn o. J.) beim Ministerium Eichhorn um die in Bonn zu gründende a.o. Professur für Kunst- und Culturgeschichte. Er erhielt sie auch, doch ohne Gehalt. Als ihn Cotta 1847 als Redacteur seiner Allgemeinen Zeitung zu entführen droht, erhält er ein jährliches Gehalt von 400 Thaler. Als 1848 sein Gedicht „Die Todesstrafe“, gegen die am 20. Januar 1848 vom vereinigten Landtage beschlossene Beibehaltung dieser Strafart gerichtet, in die Oeffentlichkeit kam, hatte er sich grade dadurch die ministerielle Verwirklichung einer von seinem Freund Franz Kugler veranlaßten Berufung nach Berlin verscherzt. Seines Bleibens an der Bonner Alma mater sollte aber auch so nicht mehr lange sein. „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann“ schließt K. seinen „Otto der Schütz“. Das gilt vor allem von dem Schöpfer dieser Worte selber.

Schon seit 1842 regte sich der politische Trieb in K. Er kam zu politischen Forderungen, die zunächst etwa denen Dahlmann's entsprachen. Mit der Complication der Lage in der inneren und äußeren Politik, mit der fortschreitenden religiösen Selbstbefreiung, mit dem wachsenden Verkehr in den Bonner mittleren und besitzlosen Bürger- und Arbeiterkreisen und dem damit bedingten Einblick in proletarische oder der Proletarisirung zustrebende Lebenslage capitalschwacher Schichten ging eine rasche, aber ehrliche Schwenkung zur radicalen Demokratie mit socialistischen Tendenzen Hand in Hand, gerieth der wie keiner redefrohe und unverwüstlich begeisterungsfähige Mann seit 20. März 1848 in den ärgsten Trubel des politischen Lebens jener Tage. Er wird der Organisator der demokratischen Partei in Bonn und Umgegend, er und mit ihm der neunzehnjährige Karl Schurz agitiren auch in den Landgemeinden und schließen die neugegründeten Organisationen an die Bonner Centrale an. In Bonn selbst führte er als Leiter des dortigen, auf seine Anregung am 31. Mai 1848 gegründeten Demokratischen Vereins manch siegreiches Geplänkel mit dem von Walter geführten conservativen „Central-Bürgerverein“. Als Präsident des ebenfalls unter seiner Leitung stehenden „Handwerker-Bildungsvereins“ nimmt er an den Besprechungen über Standesinteressen der demokratischen Arbeiter und Handwerker der Universitätsstadt theil, hält er jeden Donnerstag populäre Vorträge über Leben und Geschichte des Rheinlandes. Das Amt eines Delegirten der Bonner demokratischen Organisation führt ihn einmal nach Berlin, ein andermal, Sommer 1848, zu einem Demokratencongreß nach Köln, zusammen mit Schurz. Zur Thätigkeit in Vereinen und Versammlungen gesellte sich ein sehr reges journalistisches Arbeiten. Schon seit Beginn der 40er Jahre ist er für Cotta's Allgemeine Zeitung thätig, meist freilich nach der rein litterarischen Seite hin. Am 5. August 1848 übernimmt er, unterstützt von Schurz, die Redaction der demokratischen Bonner Zeitung zugleich mit der Leitung des später „Spartacus“ getauften „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Besprechung und Förderung seiner Interessen“. Als der Verleger der „Bonner Zeitung“ das Organ in andres Fahrwasser zu bringen sucht, wechselt er den Verlag und das Blatt erscheint als „Neue Bonner Zeitung“. Seine vielen Leitartikel, gewandt und mit besonderem Interesse auch für eine Neuorganisation der Gemeindeordnungen auf demokratischer Basis geschrieben, seine sonstige öffentliche Thätigkeit ziehen ihm manchen siegreich durchfochtenen Preßproceß zu. Ab 23. Februar 1849 weilt er als Bonner Abgeordneter auf der äußersten Linken bis zur Auflösung

der Kammer in Berlin. Aus Berlin zurück stürzt er sich mit Schurz und Anneke in das tolle, possenmäßig unter kinderleichter Mitwirkung durch eine Handvoll preußischer Dragoner zu Ende geführte Siegburger Unternehmen (10. Mai 1849), flieht nach Elberfeld, aus den desperaten Zuständen dort weiter in die Pfalz, stellt sich der „provisorischen Regierung" dort als Secretär zur Verfügung — in Kaiserslautern trifft er sich wieder mit Schurz —, agitirt auch hier und tritt endlich, von den Secretärgeschäften wenig befriedigt, der Freischärlercompagnie Besançon unter Willich's Leitung bei. Bei Durlach verwundet ihn ein Streifschuß am Kopf und er geräth in Gefangenschaft, das war am Peter und Paulstag 1849, dem Stiftungstag des Maikäferbundes, da er jährlich mit den Gefährten rosen- und epheugekränzt das von Allen ersehnte Symposion feierte. Zuerst in Karlsruhe eingethürmt, wird er bald in Rastatt internirt, wo er sich litterarisch beschäftigen darf, wo der Pionier Moog ihm manche Erleichterung schafft und durch undiscretes Copiren von Actenstücken der Kinkelphilologie Dienste thut. Johanna folgt ihm an beide Orte nach und entwickelt während der ganzen Proceßzeit und der Dauer der Gefangenschaft im Erraffen von Gelegenheiten, ihn zu sehen, ihm zu helfen, in der Organisation des brieflichen Verkehrs mit dem Häftling und Sträfling und der endlichen Befreiung eine Pfiffigkeit, einen Humor in Thränen, einen Opfermuth, wie sie vielleicht nur einer leidenschaftlich liebenden Frau, einer so rührend sorgsamen Mutter, wie es Johanna allen Muckern und Philistern zum Trotz war, eignen mögen. Dr. Hepp in Karlsruhe führte die Vertheidigung vor dem Rastatter Kriegsgericht, K. selbst gewann durch seine Rede wie durch seine schon den Karlsruher Untersuchungsbeamten imponirende Ehrlichkeit und Festigkeit eine gewisse Sympathie bei seinen Richtern. Da allgemein nach den Paragraphen des preußischen Landrechts ein Todesurtheil gefürchtet wurde — anfänglich sollte K. nach badischen Gesetzen gerichtet werden —, setzten Johanna und die Freunde im Land einen Sturm von Petitionen ins Werk, petitionirte sie persönlich — von den Reisen zu General v. d. Gröben nach Baden-Baden, zu General v. Hirschfeld nach Freiburg i. Br. ganz abgesehen — bei der Prinzessin von Preußen, verwenden sich Bettina v. Arnim und Herr v. Henning, die treuen Berliner Freunde, beim König, der einer gewissen Begnadigung nicht abgeneigt war, aber in den Händen der Reactionspartei unsicher hin und her schwankte (s. auch Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, 350 ff. Berlin 1891). Das am 4. August 1849 über den großen Illusionisten zu Gericht sitzende Kriegsgericht erkannte auf lebenslängliche Festungsstrafe. v. Hirschfeld verweigerte die Bestätigung, das Generalauditoriat in Berlin beantragte die Cassation, weil auf Tod hätte erkannt werden sollen. Da lehnte eine Cabinettsorder vom 13. September 1849 das durch Beschreiten einer Mittellinie ab: was als Gnadenact gelten sollte, war eine sehr willkürliche Umwandlung der lebenslangen Festungshaft in Zuchthausstrafe, ein Vorgehen, von dem K. erst in Naugard erfuhr, das in der Oeffentlichkeit größte Erregung hervorrief, auch auf conservativer Seite, wie das scharfe Urtheil Beyschlag's erweist. Eine Verurtheilung zum Tode, wie sie immer wieder als Märchen colportirt wird (noch 1904 bei Max Koch, Deutsche Literaturgeschichte II², 434) ist nie erfolgt. Begründet war das Urtheil mit „Kriegsverrath". Am 8. October 1849 wird er in Naugard dem freundlichen Director Schnuchel eingeliefert, der ihn in seiner Londoner Zeit wie der alte Mockel (1856) besucht, ihm manche kleine Erleichterung schafft, ihm aber das vorgeschriebene Spulen statt geistiger Arbeit doch nicht erlassen kann, der manches Gespräch über politische, sociale, religiöse Fragen mit ihm führt, worüber für die Mehrzahl der Tage Heinrich v. Poschinger, „Gottfried Kinkel's sechsmonatliche

Haft im Zuchthause zu Naugard“ (Hamb. 1901), trefflich orientirt. Im April 1850 vor die Kölner Assissen wegen des „Sturms“ auf Siegburg gestellt, wird er nach einer glänzenden Vertheidigungsrede freigesprochen. Auf dem Rücktransport versucht er eine verunglückte Flucht und wird daraufhin, sowie um ihn überhaupt in noch strengeren Gewahrsam zu thun, nach Spandau übergeführt. Mit der tollkühnen, von Johanna eifrig betriebenen, von der Partei, wie besonders der russischen Baronin Brüning, geb. Prinzessin Lieven durch Geld vorbereiteten Rettung durch Karl Schurz im November 1850 endigt die Conflicts- und Tragödienepoche in Kinkel's Leben.

Von Spandau geht die Flucht zu Wagen durch Mecklenburg, wo ein Schiff des Rheders Brockelmann in Rostock sie nach England führt. In Edinburg gelandet, kommen beide zu Beginn des Decembers in London an, es folgt ein Wiedersehen der Gatten in Paris und die Uebersiedlung Johanna's mit den Kindern nach London. Noch im Januar 1851 konnte der Londoner neue Haushalt begründet werden, den beide durch Stundengeben, Johanna in Musik und Gesang, Gottfried in deutschen Sprachcursen, in Damenvorträgen, Vorträgen vor einem größeren Publicum in London, Bradford, Manchester, Edinburg, 1864 und 1865 vor der deutschen Colonie in Paris über deutsche Litteratur, alte und neue Kunst-, auch Culturgeschichte, sowie durch journalistisches und litterarisches Arbeiten aufrecht erhielten. Gottfried wirkte ferner als Lehrer am Hyde-Parke-College, später auch am Bedfordcollege. 1863 erhält er das Amt eines Examinators an der Londoner Universität, 1865 für Woolwich und andre Staatsschulen. Die Beschäftigung mit der Politik muß vor den Erwerbsarbeiten etwas zurücktreten, sie ruht aber keineswegs ganz. Zur Ermöglichung einer den revolutionären Ideen dienenden „deutschen Nationalanleihe“ reist K. 1851 in die Vereinigten Staaten, um durch Vorträge dafür zu begeistern. Die Aufnahme war ebenso enthusiastisch, wie sie K. in England allezeit und allerwärts fand — auch Präsident Fillmore nimmt ihn freundlich auf, Rümelin unterstützt ihn —, das finanzielle Resultat kläglich. Trauriger war der am 15. November 1858 durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster infolge eines länger schon währenden Herzleidens veranlaßte Tod Johanna's, der Freiligrath und ihre wie Gottfried's Freundin Malwida v. Meysenbug — die wie Mazzini, Althaus, Herzen, Brüning zu dem Londoner Kreis um K. gehörten — seine litterarische Denkmale setzten. K. vermählte sich noch in England (31. März 1860) mit einer in London lebenden Königsbergerin Minna Emilia Ida Werner. 1861 beauftragte das kgl. Departement für Wissenschaft und Kunst ihn mit Vorträgen zur älteren und neueren Kunstgeschichte im South-Kensington-Museum und Krystallpalast. Dadurch wurde die Kunstgeschichte als Unterrichtsfach in England eingeführt. 1864 gründete er mit D. Leitner den Londoner „Verein für Wissenschaft und Kunst“. Ebenfalls in die Londoner Phase seines Lebens fällt die Begründung eines deutschen Blattes „Hermann“ (1859).

Die letzte Periode seines immer rheinisch frohen und optimistischen Lebens verlebt er in Zürich, wohin ihn im April 1866 das Polytechnikum als Professor für Archäologie und Kunstgeschichte ruft. Er liest hier regelmäßig über „Geschichte der Kunst des Alterthums von Aegypten bis Pompeji“ und „Geschichte der Mittelalterlichen Kunst“, sowie ein Nebencolleg: „Erklärung der Gipsabgüsse in der archäologischen Sammlung“ der Schule, Vorträge, die 1870 (Zürich, Die Gipsabgüsse der archäologischen Sammlung im Gebäude des Polytechnikums in Zürich) als Buch erscheinen. Er macht sich noch besonders verdient um die Anlage einer Kupferstichsammlung und die Vermehrung der Gipsabgüsse der Anstalt. In den Vorträgen, die er in Züricher Docenten- und

Kunstvereinen, an verschiedenen Schweizer und (seit 1873 regelmäßig) an reichsdeutschen Orten hielt (Wiesbaden, Hanau u. s. w., Bern u. s. w.), die ihre Themen der Kunstgeschichte im weitesten Umfang, der Litteratur des 18. Jahrhunderts bis auf seine Zeit, Shakespeare, Marlowe entnehmen, erweist er sich als einer der thätigsten Vorläufer der modernen Volkshochschulbewegung. Gemeinnützige Bestrebungen vergaß er auch in der Schweiz nie zu fördern (Thätigkeit in Unterstraß für Schule und Volksheilstätten!). In den letzten Jahren kränkelte K. Im Herbst 1882 wagt er noch eine Reise nach Oberitalien, auch nach Wiesbaden zieht er noch im Todesjahr und läßt dort in einem merkwürdig bewegten Gespräch mit Hey'l den tiefen Schmerz über seine Nichtamnestirung durchmerken. Am 13. November 1882 stirbt er in Zürich, von einem internationalen Grabgefolge zur Ruhe geleitet. Scherr, neben dem er später auch Litteraturgeschichte las, und Meyer v. Knonau hielten die Todtenreden. Der arme Pfarrerssohn, der sich seit den 40er Sturmtagen gerne seiner proletarischen Herkunft von einem großväterlichen Schuhflicker rühmte, konnte, wie das in „Nord und Süd" veröffentlichte (1901, 96. Bd., 76 ff.) Testament zeigt, seiner zahlreichen Familie aus beiden Ehen die Mittel zu einer gesicherten Zukunft zurücklassen. Das Testament orientirt auch über die litterarischen Verfügungsrechte der Erben.

Gottfried K. ist als Politiker und Gelehrter, als Prosaist und Journalist viel bedeutender denn als Versdichter. Seine Biographen, deren er eine ausnehmend stattliche Reihe schon zu seinen Lebzeiten zählen konnte, haben sich, mit Ausnahme von Johannes Scherr, kleinerer Lebensbilder der neuesten Zeit in den Litteraturgeschichten und theilweise von Henne am Rhyn, schwer an K. versündigt durch das Hymnische ihrer Darstellung und das Ausbieten von gewaltigen dichterischen Kräften, wo keine oder nur sehr mittelmäßige vorhanden sind, dadurch, daß sie rhetorisches Geschick und ein — in der zweiten Sammlung der Gedichte noch erschreckend nachlassendes — geringes rhythmisches Vermögen, das ja wohl dann und wann blenden kann, für ursprüngliche poetische Potenz erklärten. Die nämlichen Biographen haben sich ebensowenig um eine gute Gesammtbibliographie Kinkel's bemüht und noch weniger darum, ihn durch Belege in den litterarischen Zusammenhang einzureihen. „Otto der Schütz", die von Achim v. Arnim im „Auerhahn" bereits bearbeitete litterarische, hessische, junge Hofsage, die Johanna jedenfalls im Arnim'schen Kreise kennen lernte, die sie selbst zu Beginn des Jahres 1841 als Singspiel (unveröffentlicht, eine Inhaltsangabe bei Noll a. a. O., S. 90 ff.) für den Maikäferjahrtag desselben Jahres bearbeitete, wurde von K. zwei Mal zu dem erwähnten Anlaß dichterisch verwerthet: einmal im Bänkelsängerton: „Das Schützenlied. In zwölf Volkstönen, gar lustig zu lesen und zu hören" (edirt bei Strodtmann I, 259—284, s. auch Noll, a. a. O. 115 ff.). Das ist die poetisch bessere Verarbeitung. Die andere liegt vor in dem Allen bekannten, zuerst in der ersten Ausgabe der Gedichte 1843 (S. 169 ff.) erschienenen, seit 1846 in einer Sonderminiaturausgabe den Geschmack verderbenden, die Zeit längenden Epos, das auf dem Stiftungsfest den Preis errang. Als Vorläufer der entschieden bedeutenderen Ependichtung von Scheffel, Redwitz, Baumbach bis F. W. Weber u. A., als Nachhall der romantischen Zeit hat es litterarhistorische Bedeutung. Die Auflageziffer ist wichtig für die Erkenntniß der deutschen Geschmackscultur des 19. Jahrhunderts. Die litterarischen Quellen und eine Monographie über die ganze Sage bietet die vortreffliche, einzige wissenschaftliche Untersuchung größeren Umfangs über Werke Kinkel's: „Otto der Schütz in der Litteratur" von Gustav Noll, Straßburg 1906. Von E. H. A. Seipgens erschien eine niederländische Ausgabe mit Noten u. s. w. für niederländische Schulen zu Leiden, 1896[3].

Eine zweite, größere, epische Dichtung, „Der Grobschmied von Antwerpen“ (zuerst in Bruchstücken in den Gedichten, 1. Samml., Stuttg. 1851 [3], S. 467 ff., dann in „7 Historien“, 2. Sammlung der Gedichte, o. O. 1868, S. 283 ff. separat 1872 u. ff.), mit einer bedeutend geringeren Auflageziffer, steht keineswegs höher, aber auch nicht tiefer. Es behandelt die Künstlerschicksale des Malers Quintin Messys, den K. in der sehr gedankenreichen Aufsatzreihe „Das erste Auftreten des Socialismus in der Malerei“ in Adolf Kolatschek's Deutscher Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben (1850 I, 51 u. ff., speciell 61—68) mit Glück nach der Seite des aufgeworfenen Themas charakterisirt hat. Bedeutend bessere epische Qualitäten — schon dank der strafferen Composition und seiner Kürze — birgt die auch metrisch höher stehende kleine Dichtung „Ein Schicksal“ (Gedichte, 1. Samml., Stuttg. 1851 [3], 455 ff.). Zum Besten gehört Kinkel's Schwanensang, die Künstleridylle aus Altgriechenland „Tanagra“, die durch die Schilderung der schlafstillen Sommermittagslandschaft, manch gelungenes Bild, die reife Ruhe des einer geliebten Tochter Gerda beraubten Dichters, den schönen Fluß der fünffüßigen Reimjamben erfreut, wenn auch keineswegs das Geschehene sehr wahrscheinlich ist. Die Idee seiner Jugend: „Dem Volke Kunst ins Haus!“ propagirt er auch in diesem 1882 in Westermann's Monatsheften gedruckten, 1883 wenige Wochen nach dem Tod als Buch erschienenen Epos. Konr. Ferd. Meyer konnte rühmende Worte dafür finden. — Die 1843 (a. a. O.) zuerst erschienene, 1851 in stark vermehrter dritter Auflage edirte erste Sammlung der Gedichte steht unvergleichlich höher als die großentheils in England producirte, sehr lahme zweite Sammlung von 1868 (o. O.). Damit will nicht gesagt sein, daß die römische, orientalische, frühchristliche, legendarische, germanische und deutschvolkskundliche Stoffe behandelnden Balladen und Romanzen, daß nicht so ziemlich sämmtliche Oden und eine große Zahl von Epigrammen vermißt werden können, den vielgerühmten humoristischen Cyklus „Die Weine“ mit inbegriffen. Die an Johanna gerichteten „Elegien im Norden“, die „Sonette an Johanna“ haben nicht nur biographischen Werth, der überhaupt der gesammten lyrischen Dichtung Kinkel's zukommt, nur daß ihm zu poetischen Confessionen im Goethe'schen Sinn meist die innere Kraft fehlt. Das Gedicht an Johanna am Hochzeitmorgen, „Ein geistlich Abendlied“, „Vom Friedhofe“, „Abendmahl der Schöpfung“, „In einer alten belgischen Cathedrale“, das schneidige, in Todeserwartung in Rastatt gesungene „Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz“ (= Vor den achtzehn Gewehrmäulern), eine Reihe stachlicher Xenien an seine Gegner aus den nur allzu vielen Epigrammen („Kleinigkeiten“) — das sind frische, mit voller Seele geschaffene Schöpfungen eines Lyrikers, der in der großen Zahl seiner Lyrika wie auch sonst in seinen Producten in gebundener Form Rhetoriker, Leitartikler ist, nur daß seine Leiter in Prosa wirklich oft gut sind, die im Versgewand das Gegenspiel eines Zeitkürzers. Es ist auffallend, daß die See, an der doch der exilirte K. stets seine wohlverdienten Ruhetage verlebte, den Dichter so gar nicht zu inspiriren vermochte. Und die politischen Gesänge der zweiten Sammlung, etwa „Der Unterthanen Glaubensbekenntniß“, „Allzuwenig“, „Der König kommt“ ausgenommen, machen den Band nicht besser.

Sehr viel hat sich K. seit der Berliner Studentenzeit für das Drama interessirt. In seiner Eigenschaft als Redacteur schrieb er für die „Bonner Zeitung“ Theaterreferate, während die Opernberichte in die gewiß sehr gute Hand Johanna's gelegt waren, die ja das Blatt nach des Gatten Flucht aus Bonn eine Zeit lang in schweren Tagen allein redigirte. Leider hat K. aus der Beschäftigung mit Marlowe, mit Shakespeare, mit Faust nicht gesehen,

daß ihm zum Dramatiker alles fehlte. Sein in kurzen Reimversen (Hannover 1857) in England gedichtetes, fünfactiges Drama „Nimrod“ hat Scherr mit vollem Recht „geradezu langweilig“, „ein im Grunde kaltes und lebloses Ding“ genannt. In Zürich und Hannover konnte der wortreiche Nimrod mehrere Male über die Bühne gehen. Den Stoffhistoriker wird die Verwerthung altorientalischer Geschichte im Drama aber interessiren. Dem 1842 fertigen „Lothar von Lotharingien“ widerfuhr keine Wiedergabe auf der Bühne, weil ein Papst darin auftreten soll. Jak. Burkhardt hat sich zwar in seinen Briefen viel dafür interessirt — er ist „hingerissen“, Kugler „entzückt“ (Brief vom 25. November 1842) —, aber das Drama wird damit so wenig besser wie der „Nimrod“, dessen Entdeckung Franz Nissel (Mein Leben, Stuttgart 1894, Tagebuchblätter, 3. April 1858, S. 153) unbegreiflich genug „ein freudiges, erhebendes Ereigniß“ darstellte. Aber Herr v. Binzer schüttelte den Kopf, als er diesen „Lothar“ beim Stiftungsfest der Maikäfer vom 29. Juni 1842 hörte, über welches Kopfschütteln der junge Beyschlag in seiner Berliner Zeit achtsam nachdenklich wird. Andere dramatische Versuche sind das Lieder- und Lustspiel „Friedrich Rothbart in Suza oder Vasallentreue“ (geschrieben 1841, die Liedeinlagen in der 1. Gedichtsammlung³, S. 416 ff.) — Burkhardt ist auch davon entzückt —, das romantische Schauspiel mit Gesang — Composition von Johanna — „Die Assassinen“, in 4 Aufzügen, Herbst 1842 vorliegend, das Burkhardt „einen ganz vorzüglichen Operntext“ nennt (7. Februar 1843, Brief), dessen Lieder wieder die 1. Sammlung (a. a. O. 424 ff.) bringt, eine Tragödie „Die Stedinger“, „Die Mauren in Spanien“ [geplant!] (1841, s. „1. Sammlung“ a. a. O. 250. 264). Beta erwähnt noch (Gartenlaube 1862, 22) als Maikäferproduct „Heilung des Weltschmerzlers“, das wohl mit einem der besten Essays Kinkel's (Kolatschek's Deutsche Monatsschrift 1850, I, 182—202) „Weltschmerz und Rococo. Ein Zeitbild“, bereits 1841 geschrieben, in Verbindung gebracht werden darf. K. greift darin, wie stets in seiner Prosa, eine Reihe fruchtbarer Probleme, wie immer geistvoll, auf, spricht vom Streberthum der Universitätsjugend, vom schulmäßigen Geschichtsbetrieb, von Byron und Heine als Weltschmerzpropheten, gibt eine sehr richtige Beurtheilung der Romantik, die er nur leider nicht für seine größere „Otto“-Dichtung nützte. Wie aus dem Briefwechsel mit Burkhardt hervorgeht, wollte K. den Karl Martell-Stoff dramatisch bearbeiten. Theils nur in Plänen, theils in Liedeinlagen (s. o. „Mauren in Spanien“!), theils in Skizzen und ebenso unveröffentlichten Notizen beschäftigten ihn nach Strodtmann's Bericht weitere 13 Tragödienstoffe, ein „Telegonus“, ein „Kaiser Julianus“, „Otho“, „Catilina“, „Savonarola“, „Franz v. Sickingen“, „Robespierre“, „Munuza“, „Otto I. und Heinrich“, „Herodes“, für die der Politiker K., der Aconfessionalist K. Interesse haben mußte, ein „Don Juan“, ein Drama „Die Konditormamsell“, und all das 1840! Wahrlich, auch der Dichter K. ist ein Optimist, der Zeit und Object nicht werthen kann. 1841 übersetzt er Alexandre Dumas' Trauerspiel „Katharina Howard“. Das ist die Zeit, da er mit Dumas' romanhafter Behandlung des „Otto“-Stoffes zu thun hatte. (Unveröffentlicht!) Als Uebersetzer war er schon in der 1. Gedichtsammlung thätig: „Moses auf dem Nil“ nach Victor Hugo (a. a. O. 15 ff.). In seinem Hanauer Marlowe-Vortrag gab er auch Proben einer Uebersetzung aus der Faustdichtung des Engländers. Damit sind die dichterischen Pläne (ein Prexaspes-Drama, ein Epos „Des Kreuzes Triumph“, zu dessen Vollendung nach der Rückkehr von der italienischen Reise Freund Dünweg ihn auffordert (u. a. m.) noch immer nicht erschöpft.

Das Beste, was uns K. gab, liegt in seiner Prosa, seinen journalistischen

Arbeiten (Morgenblatt, Allgemeine Zeitung, [Neue] Bonner Zeitung), seinen Essays — siehe auch sein „Rheinisches Jahrbuch“ (Bonn 1847) mit der Biographie Simrock's und vier kurzen kunstgeschichtlichen Beiträgen —, seinen mit Johanna gemeinsam veröffentlichten „Erzählungen“ (Stuttgart 1849, vermehrt und in besserer Anordnung 1883[3]). „Die Heimathlosen“, in Rastatt geschrieben, von socialistischen Ideen durchtränkt, „Margret“, eine rheinische Dorfgeschichte, der „Hauskrieg“ verdienen eine Lectüre, nur daß die versöhnlichen Ausgänge der letzten beiden verfehlt sind. Der „Hauskrieg“ (auch englisch, 2. Ausg. London 1896) hat theilweise eine Kraft der Charakteristik, wie sie die Saga Altislands auszeichnet. „Ein Traum im Spessart“ ist verfehlt, ein wüstes Häufen ohne Gliederung und Plastik. Das Beste freilich stammt von Johanna, wie der „Musikant“ mit seiner Anwendung des bönnischen Dialekts, „Aus dem Tagebuch eines Componisten“, das scharf beobachtete „Reiseabenteuer“, der hübsche „Lebenslauf eines Johannisfünkchens“. Die „Musikalische Orthodoxie“ zeigt, wie ihre posthum veröffentlichte Monographie über „Chopin“ (Deutsche Revue 1902, Januar ff. edirt, 1855 geschrieben), ihr feines musikalisches Verständniß, ihr inniges Verhältniß zur Musik großen Stils, ohne daß sie darum weniger rheinisch-heiter wäre wie der Gatte. Man muß dafür nur ihre Lieder, ihre „Vogelcantate“, der sie in London eine „Mäusecantate“ zur Seite setzt, kennen. Ihre Beobachtungs- und Schilderungsgabe erweisen die „Erinnerungen“ aus dem Jahre 1848/49 in Kolatschek's Monatsschrift, ihre Briefe, besonders an die Familie Henning, ihr Roman aus den Londoner Exilirtenkreisen „Hans Ibeles in London“ (2 Bde., 1860). Für die Maikäferabende und Fastnachtsveranstaltungen schrieb sie in der Bonner Zeit eine Reihe satirischer Stücke, wie überhaupt das satirische Talent in ihr eben so groß war als die Gabe, genau zu beobachten, die ihre Briefe z. B. volkskundlich und besonders allgemein culturgeschichtlich so werthvoll, so ungemein genußreich machen, daß der Epistolograph Gottfried K. so wenig wie als Erzähler hierin gegen sie aufkommt. Besonders hervorzuheben ist — das weitaus meiste ihrer „Maikäfer“-Production liegt nur handschriftlich vor, ein Verzeichniß der Manuscripte gibt Joesten, Literarisches Leben am Rhein — das politische Drama in 5 Aufzügen „Der letzte Salzbock“. Burckhardt will Hans heißen, wenn das nicht besser amüsirt, als „alle französischen Conversationsstücke“. Johanna ist bis heute in der Litteraturgeschichte zu stiefmütterlich behandelt worden. Bessere Würdigung fand sie als Musikerin, als Schülerin von Franz Riß, als Begründerin des Musiklebens und einer musikalischen Cultur in Bonn, als von Mendelssohn und Hiller geschätzte Componistin und Pianistin. Als geschickte Musikpädagogin zeigt sie sich in ihren Briefen an die Familie Hennings wie in den „Acht Briefen an eine Freundin über Clavierunterricht“ (Stuttgart 1852). In London componirte sie eigens für ihre Kinder vierstimmige Lieder, „Songs for little children“ (London 1852). Außerdem haben wir Vorarbeiten zu einer populären Musikgeschichte.

Das Talent zu organisiren und anregend, pädagogisch im höheren Sinne zu wirken, eignet den beiden Gatten. Mögen auch die theologischen Vorlesungen Kinkel's nicht allzu tief fundirt gewesen sein — seine theologische Production ist gering, für seine Predigten „Ueber ausgewählte Gleichnisse und Bilder Christi“ (Köln 1842) ist wieder Burkhardt besonders interessirt, nach der Rückkehr aus Italien will er ein nie erschienenes Werk über die „Geschichte des Heidenthums in politischer, religiöser und sittlicher Hinsicht während der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung“ fortsetzen, ein Thema, worüber er gerne las —, jedenfalls verstand er es, durch seine Studentenabende in Bonn sehr fördernd zu wirken. Wesentlich mit Jo-

hanna's Verdienst ist die Gründung des Maikäferbundes und seines handschriftlichen Wochenblattes am 29. Juni 1840, der unter der Directrix und Kinkel's Leitung ein froher strebender Bund von Dichtern wurde, oder von Leuten, die sich dafür hielten. Geibel brachte ihm Interesse entgegen, Wolfg. Müller, Simrock, vor allem Beyschlag und Burkhardt waren die bedeutendsten, in ihrer Abwesenheit auch correspondirenden Mitglieder des Bundes, der, von Beyschlag in Berlin und in seiner Candidatenzeit zu Frankfurt bis zu einem gewissen Grade nachgeahmt, von dem Musik- und Lesekränzchen Johanna's ausgegangen war und in letzter Linie auf Bettina's Lindenblattvereinigung zurückgeht. Er verdiente eine genaue Geschichte. Johanna hat in den „Erinnerungen“, W. Beyschlag, der dem Verkehr mit dem Paare, sowie den „Maikäfer“-Veranstaltungen die schönsten Tage seiner Studentenzeit dankt, in „Aus meinem Leben“ lebensvolle Bilder entworfen von dieser mit ihrem äußeren Zierrath von Orden in Maikäferform und anderem öfter ans Spießbürgerliche und Kindliche rührenden Institution und ihren ästhetischen, von Gästen viel besuchten Dionysien alljährlich zu Peter und Paul. Schon das erste Revolutionsjahr zerstörte den „Maikäferbund“, die Organisation des geistig-litterarischen Lebens von Bonn, wie Johanna's Musikervereinigung die Organisation und Erziehung des Bonner musikalischen Thuns und Begeisterns leitete.

Reich an Anregungen war das Paar, das 1841 ein naher Tod in den Wellen des Rheins so fest aneinander kettete. War Johanna eine der feinstgebildeten, der culturvollsten Vorkämpferinnen der durch eine capitalistische Gesellschaftsorganisation an der tieferen Theilnahme am großen Culturleben gehinderten Frau, eine höchst sympathische, kluge, viel zu wenig noch gewürdigte Frauenrechtlerin, so kommt Gottfried K. als einem der ersten, der neuere Litteraturgeschichte an einer Hochschule vortrug, als einem derer, die der Frühzeit der neueren Kunstgeschichte und der Culturgeschichte als akademischer und wissenschaftlicher Disciplin angehören, Bedeutung in der Gelehrtengeschichte zu. Seine Fragment gebliebene christliche Kunstgeschichte — die ersten 1000 Jahre umfassend, die Malerei und Mosaikkunst rc. vor der Architektur zu sehr zurücktreten lassend — hat Burkhardt hochgeschätzt, hier gewiß sich weniger irrend als in der Kritik Kinkel'scher Dramatik. Sein „Mosaik zur Kunstgeschichte“ (Berlin 1876), ein schöner Zeuge seines kunstgeschichtlichen Forschens in Englands Sammlungen und an der Züricher Hochschule, seiner Beobachtungen auf der italienischen Reise, auf einer Fahrt ins Belgische noch in der Bonner Zeit, seiner Umschau in Paris, betont mit Recht die Wichtigkeit des Stoffgeschichtlichen für die Kunsthistorie und handelt darnach. A. Ernst v. Ernsthausen's Vorwurf ungenügender Geschichtskenntniß in seinem sonst viel Treffendes aufweisenden Charakterbild Kinkel's (Erinnerungen eines Preußischen Beamten, Bielefeld u. Leipzig 1894) mag für den Bonner politischen Agitator nach mancher Seite seine Richtigkeit haben, der ausgebildete Kunstgelehrte K. besaß sicherlich ein schönes Wissen litterarischer, cultur- und allgemeingeschichtlicher Art. Und für die Geschichte seiner Heimath hat er sich schon früh interessirt, wie sein Werk „Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben“ (Bonn 1845, 2. Aufl. 1849) erweist.

Durch die Schuld der Kinkelhymnologen, nicht -Biographen ist K. weder als Dichter in Prosaform, noch als Essayist, Gelehrter, Docent, Journalist auch nur versuchsweise befriedigend untersucht worden. Ein großer Verehrer Immermann's, Freiligrath's, F. v. Sallet's, ließ sich der Dichter K. auch von Klopstock und Schiller anlernen. Von Cicero hielt er vielleicht gefährlich viel. Dem Politiker, welcher doch schließlich dem Dichter, der wiederum Johanna das

meiste zu danken hat, fast ausschließlich zu einem unbegründet hohen Ruhm verhalf, ging es nicht anders. Es fehlt eine Untersuchung des politischen Denkens, der politischen Entwicklung bei K., die irgend tiefer ginge. Henne am Rhyn hat wenigstens die preußenfreundliche Stellung zu 1866, die keineswegs deutschlandfeindliche Stellungnahme zu den Ereignissen von 1870/71, die Polen- und Italienpolitik Kinkel's, der sich in der Schweiz als „entschiedenen Nationalisten" bezeichnete, aber doch kosmopolitischen Tendenzen dabei huldigte, festzustellen gesucht (Biographie 85 ff.). Bezeichnend ist eine in Wien 1868 erschienene Schrift Kinkel's: „Polens Auferstehung die Stärke Deutschlands". Ueber die wichtige Stellung Kinkel's zur socialistischen Theorie gibt auch Schurz (Erinnerungen) nichts Befriedigendes und schlechthin Richtiges. Schurz bestreitet, daß er ein „Anhänger jener Systeme war, die eine ganze Umwälzung der hergebrachten Gesellschaftsordnung bedingen" (I, 275). Das ist unrichtig, er war mehr als Gefühlssocialist. Der Classenkampf, die Proletarisirung des Mittelstandes, die Krisis, die Ueberproduction, das Capital als gesellschafts- und culturbildende Macht sind K. wie Johanna, die ja seine politischen Meinungen völlig theilt, wohlbekannte Begriffe, so gut wie die Idee der wirthschaftlichen Associirung der capitalschwachen Elemente. Das zeigen seine Novellen, Stellen in den Gedichten, die schönen Essays bei Kolatschek, seine Reden, Artikel, gelegentliche Aeußerungen in Brief und Gespräch, zeigt seine 1851 in 2. Auflage erschienene Broschüre „Handwerk, errette Dich! oder Was soll der Deutsche Handwerker fordern und thun, um seinen Stand zu verbessern?" (Bonn 1848). Wie weit er Anhänger der Theorie von der Vergesellschaftung des Eigenthums an den Productionsmitteln war, wäre eine noch nöthige reizvolle Untersuchung. Gerade der Politiker K. ist einer der interessantesten Typen der deutschen Intelligenz aus der mit den vierziger Jahren anhebenden Epoche. Und wer sein Pathos, wie Freytag, wie Heyse, wie Gottfr. Keller, wie die Schweizer überhaupt wenig angenehm finden mag, der möge sich fragen, ob nicht auch dieses interessant wird, wenn man das Leben Kinkel's nimmt als das, was es ist, als einen der farbvollsten, lehrreichsten Ausschnitte der Frühzeit der deutschen demokratischen Intelligenz.

Adolf Strodtmann, Gottfried Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung. 2 Bde., Hamburg 1850/51. Viel Material aus Briefen, Tagebüchern; sonst nicht veröffentlichte Gedichte, Proben aus den Reden und politischen Artikeln Kinkel's. Zur Datirung der Gedichte wichtig! 1852, Hamburg, wird das Buch von einem Anonymus plagiirt. — Gartenlaube 1872/73 (Autobiographisches aus der Jugend, von Kinkel selbst schön erzählt). — Erinnerungsblätter Johanna's in Kolatschek's Monatsschrift 1851 ff., sowie, ohne Kenntniß davon, noch einmal, theils etwas mehr, meist weniger bietend, für neu gedruckt in d. Deutschen Revue 19 (1894), Bd. II. III. — Briefe an die Familie Henning in: Briefe von Johanna Kinkel, herausgegeben von Marie Goslich, Preuß. Jahrbücher 97 (1899). — Gartenlaube 1862, S. 21 ff.: H. Beta, Ein Nichtamnestirter. — Eine Reihe Briefe in der Deutschen Revue, Nord und Süd, Frankfurter Zeitung u. s. w.: vgl. dafür die Litteratur bei Joesten a. a. O. — Briefe Kinkel's: Berliner Tageblatt 1882, 25. Dec., von Rm. veröffentlicht. Rm. nach Mittheilungen der Redaction bezw. des Verlags nicht mehr zu ermitteln. — Hannoverscher Courier, Septbr. 1904, 25 200 ff.: Ungedruckte Dichterbriefe. Von Anna Wendland. — Schöpfungen Kinkel's weiter gedruckt in Dräxler-Manfred's Rhein. Taschenbuch, 1845, in Freiligrath's Immermannalbum. — Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben. 1. Bd., Halle 1896. — Carl Schurz, Erinnerungen I (Berlin 1906). — Nord und Süd 1901 (25), LXXXXVII.

— Johannes Scherr, Gottfr. Kinkel (Beil. z. Allg. Ztg., 1882, 321 ff.) — Beilage z. Allgem. Zeitung 1896, Nr. 44, S. 3 b (Alex. Wagner, Karl Gustav Rümelin). — Levin Schücking, Lebenserinnerungen I, 231; II, 89 (Breslau 1886). — Nationalzeitung 1898, Nr. 701 (Gottfr. Kinkel und der Pionier Moog. Von J. Trojan). — Albr. Goerth, Lyrikschwärmerei (Wiesbaden 1896), — ders., Einführung in das Studium der Dichtkunst, 1. Bd.: Das Studium der Lyrik (Leipzig-Berlin 1895). — Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann (Köln 1908). — Illustrirte Frauenzeitung 31 (1904), Nr. 22. — Jul. Fröbel, Ein Lebenslauf (Stuttg. 1891). — J. Buschmann, Zur Gesch. des Bonner Gymnasiums (Bonn 1895, Progr.), III. Theil. — Tägl. Rundschau, Beil. Nr. 261, 1900. — Henne am Rhyn, Gottfr. Kinkel (Zürich 1883). (Neue Briefe und Texte a. a. O. 100 ff.) — Joesten, Liter. Leben am Rhein (Leipzig 1899). — Weiteres aus der übergroßen Kinkel-Litteratur bei Joesten, Gottfr. Kinkel (Köln 1904), der nur leider die Litteratur nicht wissenschaftlich ausnützt. — Briefe von und an G. Herwegh u. s. w. (Zürich 1896). — Briefe von und an G. Herwegh 1848, hrsg. von Marçell Herwegh (München 1898). — Franz Schulz, Von rheinischer Dichtung (Bonn 1909). Otto Maußer.

Krupp*): Alfred K., der große Stahlindustrielle, wurde als ältester Sohn des Folgenden am 26. April 1812 in Essen geboren. Das Geburtshaus ist Flachsmarkt Nr. 3. Die Geburt des Sohnes fällt in die Zeit, da Friedrich K. „alle Sorten feinen Stahl, auch Guß-, Rund- und Triebstahl" anzufertigen begann. So günstig die Zeit durch die von Napoleon verhängte Continentalsperre auch war, ebenso schwierig gestalteten sich die Jugendjahre für Alfred K., da die Versuche des Vaters fehlschlugen und alles Vermögen verzehrt wurde. Mit der Uebersiedelung der Familie von Essen nach der „Gußstahlfabrik" wurden die Zeiten am schwersten. Im J. 1873 schrieb K. unter das Bild der damaligen Wohnung, das er unter seine Arbeiter vertheilen ließ:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbande Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben; dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.

Essen, Februar 1873. Alfred Krupp.

25 Jahre nach meiner Besitzübernahme."

In den ersten Jahren seiner Schulzeit hatte Alfred K. noch ein Reitpferd, dann aber ging es mit den Verhältnissen des Vaters immer mehr abwärts. Schon am 4. October 1825, als Alfred 13½ Jahr alt war, nahm ihn der Vater zu sich ins Geschäft, nachdem ihn sein Buchhalter und sein Factor verlassen hatten. Tagsüber ging der Junge auf die Quarta des Gymnasiums zu Essen. Es war beabsichtigt, Alfred eine Lehre auf der Düsseldorfer Münze durchmachen zu lassen, doch die zunehmende Kränklichkeit des Vaters und die

*) Zu Bd. LI, S. 410.

immer größer werdenden Geldsorgen verhinderten das Vorhaben. Zu Ostern 1826 mußte Alfred das Gymnasium ganz verlassen, um die Leitung des Werkes zu übernehmen. Vier ständige Arbeiter zählte damals die Fabrik. Nach dem Tode von Friedrich K. erließ dessen thatkräftige Wittwe in einigen rheinischen Zeitungen folgende Empfehlung:

„Den geschätzten Handlungsfreunden meines verstorbenen Gatten beehre ich mich die Anzeige zu machen, daß durch sein frühes Hinscheiden das Geheimniß der Bereitung des Gußstahls nicht verloren gegangen, sondern durch seine Vorsorge auf unseren ältesten Sohn, der unter seiner Leitung schon einige Zeit der Fabrik vorgestanden, übergegangen ist, und daß ich mit demselben das Geschäft unter der früheren Firma ‚Friedrich Krupp‘ fortsetzen und in Hinsicht der Güte des Gußstahls, sowie auch der in meiner Fabrik daraus gefertigten Waaren nichts zu wünschen übrig lassen werde. Die Gegenstände, welche in meiner Fabrik gefertigt werden, sind folgende: Gußstahl in Stangen von beliebiger Dicke, desgl. in gewalzten Platten, auch in Stücken, genau nach Abzeichnungen oder Modellen geschmiedet, z. B. Münzstempel, Stangen, Spindeln, Tuchscheerblätter, Walzen u. dergl., wie solche nur verlangt und aufgegeben werden, sowie auch fertige Lohgerberwerkzeuge.

Gußstahlfabrik bei Essen, im October 1826.

Wittwe Therese Krupp, geb. Wilhelmi.“

In einer späteren Kundgebung an seine Arbeiter schrieb Alfred K.: „Vor 45 Jahren stand ich in den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Der Tagelohn war damals von 18 Stüber auf 7½ Groschen erhöht, der ganze Wochenlohn betrug 1 Thaler 15 Silbergroschen. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn ausbezahlen zu können, für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts, als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“ Weiter berichtet er über jene schlimmste Zeit seines Lebens: „In das kleine Häuschen zogen wir, als mein Vater sein großes Vermögen durch die erstrebte Fabrikation verloren hatte, als ich zehn Jahre alt war und seit dem siebenten mein Reitpferd hatte. 1826, als mein Vater, 39 Jahre alt, von Kummer gebrochen starb, als meine Kameraden nach Tertia kamen und ich vierzehn Jahre alt war, sollte ich laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntniß, Erfahrung, Kraft, Mittel, Credit. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigernder Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung der Vergangenheit ist diese lange dauernde, drohende Gefahr des Unterganges und die Ueberwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will.“

1832 hatte K. es bis auf zehn Arbeiter gebracht. Aber er mußte noch, um seinen Fabrikaten Absatz zu verschaffen, persönlich die Reckhämmer der Umgegend besuchen, und um schnell Geld zu bekommen, brachte er seine Münzstempel meist persönlich nach Düsseldorf zur Münze; denn die Fabrikcasse war so schwach, daß sie nicht immer das Porto der einlaufenden Briefe zu zahlen vermochte. Im J. 1838—39 erfand K. eine Gußstahlwalze, um Löffel aus Gold, echtem oder unechtem Silber herzustellen, doch erst Anfang der 40er Jahre konnte er sich mit der Erfindung ernstlich beschäftigen. Nicht nur in den deutschen Staaten, sondern auch in England, Frankreich und Oesterreich

bekam er Patente darauf. Der Verkauf des englischen Patentes brachte ihm so viel ein, daß er nicht allein die alten Schulden, die auf dem Werk hafteten, zum größten Theil abtragen konnte, sondern daß er auch den Betrieb auszudehnen vermochte. Um seine Erfindung in Deutschland einzuführen, trat das angesehenste Bankhaus seiner Gegend, die Elberfelder Firma von der Heydt, Kersten & Co. an ihn heran, um sich mit ihm zu vereinigen, machte jedoch zur Bedingung, daß die Fabrikation nach Elberfeld verlegt werde. Hierein konnte K. nicht willigen, denn er hätte das Essener Werk aufgeben müssen. Später beklagte K. sich, daß der Theilhaber des Elberfelder Bankhauses, der preußische Finanz- und nachherige Handelsminister August von der Heydt, ihm in Berlin so wenig entgegengekommen sei, als es sich um die Einführung der Gußstahlgeschütze handelte, weil er zeitlebens nachgetragen habe, daß aus der gemeinsamen Verwerthung der Löffelwalze damals nichts geworden sei. In dem Kaufmann Alexander Schöller, einem geborenen Dürener, der seit 1833 in Wien eine Großhandlung betrieb, fand K. einen Theilhaber zur Verwerthung seiner Löffelwalze. Aus dieser Vereinigung entstammt die heutige Metallwaarenfabrik zu Berndorf, die Krupp's jüngerer Bruder Hermann leitete.

Das Wachsen des Essener Werkes seit den vierziger Jahren ist am Schluß dieses Artikels aus der Statistik zu ersehen. Im Verkehr mit den bedeutendsten Technikern und Industriellen und auf Reisen, die ihn bis nach England führten, erweiterte Alfred K. seine Kenntnisse. Auf die Erfindung der Gußstahlgeschützrohre kam K. durch Anfragen und Versuche zu Gußstahlgewehrläufen. Bedenkt man, daß K. der bedeutendste deutsche Industrielle war und daß sein Werk eine große nationale Bedeutung hat, so ist es kaum zu verstehen, daß, was ich hier aussprechen muß, die verschiedenen Krupp-Biographien inbezug auf die Einführung der Gußstahlgeschütze gänzlich versagen und nur widersprechende und mit den Acten nicht übereinstimmende Daten geben.

Aus den Acten, die ich benutzte, konnte ich feststellen, daß eine Anfrage auf Probesendung von Gewehrläufen aus Gußstahl an Stelle der bisherigen eisernen bereits 1836 aus München erfolgte. Doch erst 1843 wandte K. sich mit von ihm gefertigten Gewehrläufen aus Gußstahl nach Saarn und darauf nach Suhl, Potsdam und im J. 1844 an das Deutzer Artilleriedepot. Am 1. März 1844 wandte K. sich an den preußischen Kriegsminister in Berlin um Einführung gußstählerner Flintenläufe. Von Berlin aus wurde K. abschlägig beschieden. Ob ihm aber eine Mustersendung von Flintenläufen, wie man allgemein liest, uneröffnet zurückgeschickt wurde, konnte ich nicht feststellen. Ende 1843 oder Anfang 1844 wandte K. sich nach Paris und soll beim dortigen Kriegsminister gute Resultate mit den neuen Läufen erzielt haben. Sehr zu bedauern ist es, daß im königlichen Zeughaus zu Berlin ein Geschütz als Krupp'sche Kanone vom Jahre 1843 bezeichnet ist. In der That ist sie ein etwa dreipfündiger glatter Hinterlader der Firma Wahrendorff aus Schweden. Ihr Material ist Gußeisen und nicht Gußstahl.

Aus dem ersten Briefe Krupp's an den Kriegsminister vom 1. März 1844 geht hervor, daß K. von dem Gedanken ausging, an Stelle des Schmiedeeisens der Gewehrläufe und der Bronce der Kanonen ein einziges Material, den Gußstahl zu setzen. „Es ist mir dann gelungen", berichtet K. in der Eingabe, „einen Gußstahl herzustellen, der die Eigenschaften der Festigkeit, Reinheit und Dehnbarkeit vereinigt im höheren Grade besitzt, als irgend ein anderes Metall, und daraus Gewehrläufe mit Mündung versehen, aus einem massiven Körper, ohne Schweißen, anzufertigen." Diesem Schreiben an den Kriegsminister lag ein Gewehrlauf, „der nach obiger Angabe ausgeschmiedet und dann im erkalteten Zustande krumm geschlagen wurde", bei. K. stellte dem Kriegs-

minister anheim, den Lauf zur Prüfung der Güte des Materials wieder kalt zu strecken und versichert, daß derselbe nicht brechen werde. K. stützt sich dabei auf die Thatsache, daß bereits in der königlichen Artillerie-Werkstatt zu Deutz ein solcher Lauf versucht und für gut befunden worden sei. Auch habe die königliche Gewehrfabrik zu Saarn einen seiner Gußstahlläufe fertig gemacht; „zum strengeren Versuch der Festigkeit des Materials ist derselbe bis auf die Hälfte der vorschriftsmäßigen Metallstärke abgefeilt und die gewöhnliche Schießprobe bis zu 6 Loth Pulverladung erhöht worden. Endlich erhielt der Lauf stellenweise Erweiterungen, jedoch ohne zu zerreißen“. K. berechnete „das rohe Metall pr. Pfd. auf 7½ Sgr.; geschmiedete Läufe bei großer Production auf 12½ Sgr. pr. Pfd. und geschmiedete Kanonen auf 14 bis 15 Sgr. pr. Pfd.“. Ein Prüfungsbericht über das Krupp'sche Material, datirt Deutz, den 10. Jan. 1844, sagt, daß „zu Gewehr- und namentlich zu Büchsenläufen dieser Stahl (abgesehen von den Kosten) unbedingt den Vorzug haben“ würde.

Nach längeren Verhandlungen mit dem königlichen Kriegsdepartement unterbreitete K. diesem 1847 den weiteren Vorschlag, einen 3-Pfünder zur eingehenden Prüfung zur Verfügung zu stellen, der aus einem dünnwandigen gußstählernen Kernrohr bestand, das in einem gußeisernen Schaft (Mantel) eingelagert war, um das Rohr schwerer zu machen und mit Schildzapfen versehen zu können. Zur Verbindung beider diente eine stählerne Bodenschraube, deren Kopf sich in Form einer bei glatten Kanonen üblichen Traube gegen die Bodenfläche des Mantels legte. Gegen seitliche Verschiebungen sicherte eine Stiftschraube, die in den Boden des Kernrohres eingriff. Das Kernrohr der fertigen Kanone wog 299, das Gesammtgewicht einschließlich Bodenschraube betrug 490 Pfund.

Die Versuche, 1848 wegen Kriegsgefahr verschoben, fanden im Juni 1849 statt. „Bei 200 scharfen Schüssen (Kugelgewicht 2 Pfd. 21 Lth., Ladung 1¼ Pfd. Gesch. P.) tadelloses Verhalten des Materials; bei Gewaltsprengversuchen Rohr schließlich bei 3 Kugeln und 8facher Ladung zu Bruch gegangen. Vorzüge des Gußstahls gewürdigt; aber Zweifel erhoben, ob Fabrik im Stande sein würde, Stahl von gleichartiger Beschaffenheit in größeren Mengen herzustellen.“ Erst am 4. September 1849 erfolgte seitens Krupp's an die Artillerie-Prüfungscommission das Angebot, einen 6-Pfünder nach derselben Construction, aber mit Broncemantel zu liefern. Veranlassung zu diesem Angebot war wohl die besonders kräftige Zerlegung des Gußeisenmantels beim Springen des Geschützes.

Im J. 1850 stellte K. ein Geschütz her, das aus gußstählernem Kernrohr mit gußeiserner Ummantelung gebildet war. Es erregte im folgenden Jahr auf der Londoner Weltausstellung großes Aufsehen. Gegenwärtig steht es als „blanker Gußstahl-Sechspfünder in Lafette von braun polirtem Holz“ im Berliner Zeughaus. Auf der erwähnten Londoner Weltausstellung konnte K. auch einen Gußstahlblock von 4300 Pfund zum Staunen der ganzen Stahlindustrie zeigen.

Die Londoner Ausstellung machte K. bekannt und es liefen Bestellungen auf Eisenbahn-, Schiffs- und Maschinenmaterial ein. Am 21. März 1853 wurde K. ein achtjähriges preußisches Patent auf nahtlos geschweißte Radreifen für Eisenbahnräder ertheilt. Aus diesem Patent schöpfte K. jahrelang die Mittel zu seinen artilleristischen Versuchen. Am 16. Juni des Jahres 1853 besuchte der Prinz von Preußen, nachmaliger Kaiser Wilhelm I., die Krupp'sche Fabrik. Auf den 17. Februar des folgenden Jahres fällt die Geburt des Friedrich Alfred Krupp, mit dessen Tod (1902) die männliche Linie erlosch. Damals trat besonders der bairische Oberst Weber, Director der Geschützgießerei

zu Augsburg, in Dingler's Polytechnischem Journal (1855) für die Einführung der Krupp'schen Gußstahlgeschütze auf, und auf der im gleichen Jahre zu Paris stattfindenden Weltausstellung kam eine zwölfpfündige Granatkanone zur Geltung. Gleichzeitig konnte K. einen Gußstahlblock vorführen, der 5000 kg wog. Napoleon III. aber ernannte K. zum Ritter der Ehrenlegion. Daß sogar eine Bestellung auf 300 Stück Geschütze seitens Frankreichs erfolgte, die aber wegen einer herrschenden Geldkrisis zurückgezogen worden und dadurch nicht zur Ausführung gekommen sei, ist nicht richtig. Rußland, Holland, Württemberg, die Schweiz, Hannover, Spanien, Oesterreich und England machten Versuche mit Geschützen. Aegypten aber war das erste Land, das Bestellungen machte: in den Jahren 1856—59 kamen 36 Geschütze dorthin zur Ablieferung. Nach Versuchen mit Sechspfündern von K. wurden am 7. Mai 1859 300 Feldgeschütze von Preußen bestellt. Ob der damalige Prinzregent, spätere Kaiser Wilhelm I., die ursprüngliche Zahl „einhundert" in „dreihundert" geändert hat, wie man allgemein liest, möchte ich auf Grund des eingesehenen Actenmaterials hier als zweifelhaft hinstellen, ohne daß ich in der Lage wäre, die Frage endgültig zu entscheiden. Die 300 Geschütze (9 cm-Geschütz c/61) kamen 1861 zur Ablieferung an Berliner Fabriken, die mit der Fertigstellung der von K. geschmiedeten und vorgedrehten Rohre beauftragt waren.

Am 19. September 1861 kam der berühmte Dampfhammer „Fritz" bei K. zur Aufstellung. Anfänglich hatte er ein Fallgewicht von 42 500 kg, später wurde es auf 50 000 kg erhöht. Die Kosten hatten 1 800 000 Mk betragen. Am 9. October desselben Jahres konnte K. diese riesenhafte Maschine dem preußischen König vorführen. Im folgenden Jahr stellte K. auf der zweiten Londoner Weltausstellung aus, und dem preußischen Kriegsministerium sandte er eine Sammlung seiner neu construirten Keilverschlüsse, die heute noch im Berliner Zeughaus vorhanden ist. Neben der Geschützfabrikation, die von jetzt ab ständig an Umfang zunahm, wurden auch die übrigen Werkbetriebe vergrößert. 1862 entstammt das Bessemer Werk, 1864 das Schienen- und Blechwalzwerk, und im folgenden Jahre wurden die ersten Gruben- und Hochöfen gekauft, sowie in der Fabrik in Essen der erste Schießstand angelegt. 1868 kaufte K. die erste Zeche, „Hannover", und im folgenden Jahre wurde der Martin-Proceß zur Stahlbereitung eingeführt. Der Meppener Schießplatz wurde 1876—78 angelegt.

Zwischen der Einführung des prismatischen Pulvers im J. 1867 und der des rauchschwachen Pulvers im J. 1889 liegt die bedeutendste Zeit der Entwicklung des Krupp'schen Werkes in Essen. An auswärtigen Besitzungen kamen hinzu: 1886 das Gußstahlwerk in Annen, 1893 das Grusonwerk in Magdeburg, 1896 die Schiffswerft und Maschinenfabrik „Germania" in Kiel und Berlin, 1897 Inbetriebnahme der Hochofenanlage „Rheinhausen", 1899 die Zeche „Hannibal", 1901 Erwerb des Alleineigenthums der Zeche „Vereinigte Sälzer-Neuack".

Im dänischen Krieg (1864) waren acht 8-cm-Gußstahlgeschütze im Feld, außerdem 30 Krupp'sche 9-cm-Geschütze. Insgesammt hatte Preußen damals 110 Geschütze mit in den Feldzug genommen, worunter also 72 glatte Broncekanonen. An der Alsener Föhrde bei Fridericia und vor Düppel standen die Krupp'schen Geschütze im Feuer. Diese Geschütze sowohl wie die im deutsch-österreichischen Krieg von 1866 verwendeten Krupp'schen Rohre waren in Berliner Werkstätten aus Krupp'schem Rohmaterial angefertigt worden. Die geringe Entfaltung der Artillerie in dem Feldzug gegen Oesterreich hatte Bedenken gegen den gezogenen Hinterlader aufkommen lassen, und sie schwanden erst vollständig, als sich das Krupp'sche Rohmaterial im deutsch-französischen

Kriege bewährt hatte. Denn auch in diesem Feldzug war die Artillerie nur mit Fabrikaten versehen, die K. vorgearbeitet und die Berliner Werkstätten fertiggestellt hatten. Als Merkwürdigkeiten galten zwei auf Karren montirte Ballongeschütze, die K. ins Feld geschickt hatte und die sich heute im Berliner Zeughause befinden.

Am 24. Februar 1873 feierte K. das 25jährige Jubiläum als Fabrikinhaber. Er zählte damals 11671 Köpfe seiner Untergebenen, d. i. 1/6 der Einwohnerzahl von Essen. Als sein Sohn Friedrich Alfred am 29. April 1882 in die oberste Verwaltung des Werkes eingetreten war, zog Alfred K. sich immer mehr von der Leitung zurück. Im Frühjahr 1887 machte sich ein Verfall der Kräfte bemerkbar und am 14. Juli erreichte ihn auf seiner Villa Hügel der Tod. Es ist wohl kaum eine Zeitung, noch eine Fachzeitschrift der Metallindustrie, die damals nicht eingehende Würdigungen des Lebens dieses großen Industriellen gebracht hat, der aus geringen Anfängen und unter den schwierigsten Verhältnissen eine kleine Fabrik zu einem der größten Werke der ganzen Erde erhoben. —

Statistik: Nach den letzten von der Firma Friedrich Krupp Actien-Gesellschaft (Inhaberin der Actien ist seit dem 1. Juli 1903 die älteste Tochter von Friedrich Alfred K., Bertha, vermählte Krupp von Bohlen und Halbach) herausgegebenen statistischen Angaben zeigt das Werk bis heute folgende Entwicklung:

Das Werk gliedert sich in folgende Einzelbetriebe: 1. die Gußstahlfabrik in Essen mit Schießplätzen in Meppen und Tangerhütte, mit Kohlenzechen „Vereinigte Sälzer und Neuack" in Essen, „Hannover" bei Bochum, „Hannibal" bei Bochum, mit zahlreichen Eisensteingruben in Deutschland, darunter 10 mit größeren Tiefbauanlagen, mit der Eisensteingrube bei Bilbao in Spanien, mit den Hüttenwerken „Friedrich-Alfred-Hütte" in Rheinhausen, „Mülhofener Hütte" bei Engers, „Hermannshütte" bei Neuwied, mit der Eisengießerei und Maschinenfabrik in Sayn und mit einer Rhederei für Seedampfer in Rotterdam; 2. das Stahlwerk in Annen; 3. das Grusonwerk in Magdeburg; 4. die Germaniawerft in Kiel.

Die Arbeiterzahl betrug 1832 10 Mann, 1833 nur 9 Mann, 1843 waren es 99, im folgenden Jahre 107, 1845 zählte man 122. Im letzteren Jahre zählte die Stadt Essen erst 7840 Einwohner. 1847 zählte die Arbeiterschaft nur 93 Köpfe und sank im Revolutionsjahr bis auf 72 hinab. 1850 konnte man wieder 237 Mann zählen. 1851 waren es aber nur 192. 1852 war der Ruf des Essener Werkes infolge der Londoner Weltausstellung so bekannt geworden, daß 340 Arbeiter Beschäftigung fanden. Seit dieser Zeit stieg die Zahl der Arbeiter ununterbrochen. Am 1. Juli 1906 betrug die Gesammtzahl der auf den Krupp'schen Werken beschäftigten Personen einschließlich 5290 Beamte: 62963 Köpfe. Von diesen entfallen auf die Gußstahlfabrik in Essen 35122 Mann. In der Woche vom 15.—20. Mai 1905 betrug die Gesammtzahl der Krupp'schen Werksangehörigen einschließlich der Frauen und Kinder 182721. Auf der Essener Gußstahlfabrik findet man 5700 Werkzeug- und Arbeitsmaschinen, 21 Walzenstraßen, 165 Dampfhämmer von 100—50000 kg Fallgewicht mit zusammen 254400 kg Fallgewicht, 74 hydraulische Pressen, darunter 2 Biegepressen zu je 7000 t, 1 Schmiedepresse zu 5000 t und 1 zu 2000 t Druckkraft, 356 Dampfkessel, 532 Dampfmaschinen von 2—3500 PS mit zusammen 55250 PS, 1197 Elektromotore von zusammen 17809 PS, 684 Kräne von 400—150000 kg Tragfähigkeit mit zusammen 6842850 kg Tragfähigkeit. Der Gesammtverbrauch der Krupp'schen Werke, soweit sie von der Gußstahlfabrik versorgt wurden, betrug

1905 an Kohlen 1184136 t (davon die Gußstahlfabrik allein 780679 t), an Koks 584354 t, an Briketts 17160 t. Dies ergibt — Koks und Briketts in Kohle umgerechnet — einen Gesammtverbrauch der Krupp'schen Werke, soweit sie von Essen versorgt werden, von 2019392 t. In der Steinkammer und Tiegelkammer der Gußstahlfabrik werden für den eigenen Bedarf täglich etwa 204100 kg feuerfeste Steine und durchschnittlich 2800—2900 Schmelztiegel hergestellt. Die Wasserversorgung der Gußstahlfabrik mit den dazu gehörigen Colonien und der Besitzung Hügel erfolgt durch 4 getrennte Anlagen, und zwar durch 2 Pumpwerke an der Ruhr, eine Centralwasserstation und einen Wasserschacht in der Gußstahlfabrik. Die Förderung dieser 4 Anlagen betrug im J. 1905 12888627 cbm; außerdem wurden der Wasserleitung der Stadt Essen zu Genuß- und Betriebszwecken entnommen 2690322 cbm, mithin Verbrauch im J. 1905 15578959 cbm. Der jährliche Gesammtverbrauch erreicht nahezu den Wasserverbrauch der Stadt Dresden. Länge der Leitungen zur Vertheilung des Wassers: 231 km Erdleitungen, 153 km Leitungen innerhalb der Gebäude mit 2010 Wasserschiebern innerhalb der Leitung, 521 Hydranten, 565 Feuerhähnen. Das Gaswerk der Gußstahlfabrik lieferte im J. 1905 18462700 cbm Leuchtgas (Verbrauch der Stadt Elberfeld in der gleichen Periode 17552650 cbm, der Stadt Stuttgart 17702120 cbm) für 2323 Straßenflammen, für 37062 Flammen in Werkstätten, Bureaus, Wohnungen von Werksangehörigen u. s. w. Gesammtlänge der Erdleitungen etwa 114,6 km, der inneren Leitungen etwa 279 km. Das Gaswerk der Gußstahlfabrik nimmt seiner Production nach die zweite Stelle unter den Gasanstalten des deutschen Reiches ein. Zur Erzeugung und Vertheilung von Elektricität verfügt die Gußstahlfabrik über: 3 Elektricitätswerke mit 3 Maschinenhäusern und 5 Umformer- und 2 Vertheilungsstationen, etwa 50 km unterirdisch verlegte Kabel und etwa 50 km oberirdisch verlegte Lichtkabel zur Speisung von 1651 Bogenlampen, 15304 Glühlampen und 763 Elektromotoren. Die Elektricitätswerke leisteten im J. 1904/05 9974795 Kilowattstunden.

Zur Vermittelung des Verkehrs auf der Gußstahlfabrik dienen u. a.: 1. ein normalspuriges Eisenbahnnetz mit etwa 68 km Gleise, 17 Tender-Lokomotiven und 716 Wagen; 2. ein schmalspuriges Eisenbahnnetz mit etwa 49 km Gleise, 29 Lokomotiven, 1350 Wagen. Die Gußstahlfabrik hat directen Gleisanschluß an die Stationen der Staatsbahn Essen Hauptbahnhof, Essen Nord und Berge-Borbeck. Die Zu- und Abfuhr der Wagen erfolgt durch diese 3 Stationen mit täglich etwa 50 Zügen. Das Telegraphennetz der Gußstahlfabrik umfaßt 21 Stationen mit 37 Morse-Apparaten und 81 km Leitung und ist in Verbindung mit dem Kaiserlichen Telegraphenamt Essen. Der telegraphische Verkehr zwischen diesem und der Fabrik belief sich im J. 1904/05 auf 24630 abgegebene und angekommene Depeschen.

Das Fernsprechnetz umfaßt zur Zeit ca. 500 Anschlüsse mit 460 km Leitung. Durchschnittlich finden täglich 2600 bis 2700 Telephongespräche statt.

Die Berufsfeuerwehr der Gußstahlfabrik besteht zur Zeit aus 3 Officieren und 119 Chargirten und Mannschaften und ist in drei Wachen eingetheilt. Es befinden sich im Fabrikbezirk und in den Colonien insgesammt 83 Leiterstationen und 574 Hydranten; überdies sind 49 Nothbrunnen vorhanden. In der Probiranstalt der Gußstahlfabrik, sowie in den Versuchsanstalten des Blechwalzwerks, Schienenwalzwerks und der Lafettenwerkstätten wurden im J. 1905 rund 336000 Proben ausgeführt. In dem chemischen Betriebslaboratorium der Gußstahlfabrik wurden im J. 1905 etwa 54000 Analysen ausgeführt mit etwa 278000 erforderlichen Einzelbestimmungen. In der chemisch-

physikalischen Versuchsanstalt mit chemischer und physikalischer Abtheilung (Metallographie) wurden Untersuchungen wissenschaftlicher und technischer Art ausgeführt. In einem dritten chemischen Laboratorium wird täglich Gas und Wasser untersucht. Auf dem Schießplatz bei Meppen, der eine Ausdehnung von 25 km Länge und 4 km Breite hat, wurden im J. 1905 1038 Versuche ballistischer Art durchgeführt. Hierzu wurden aus 286 Geschützen 11 423 Schuß abgegeben und 42 610 kg rauchschwaches Pulver, sowie 259 173 kg Geschoßmaterial verbraucht. Das beschossene Panzerplattenmaterial repräsentirte ein Gesammtgewicht von 884 451 kg. Die Zahl der auf dem Schießplatz beschäftigten Personen betrug am 1. Juli 1906 240. Auf dem Schießstand in der Gußstahlfabrik selbst wurden im J. 1905 rund 16 000 Schuß theils zu Versuchszwecken, theils zum Anschießen abnahmebereiter Geschütze abgegeben, und dazu verbraucht rund 23 000 kg Pulver und 135 000 kg Geschoßmaterial. Ferner wurden etwa 17000 Stück Gewehrpatronen gegen Specialstahlbleche für Lafettenschilde, Munitionswagen u. s. w. verfeuert. Auf dem Schießplatz Tangerhütte, der 8,1 km lang ist, eine Breite von 52 m im Anfange und eine solche von 121 m am Ende hat, wurden im J. 1905 112 Versuche ballistischer Art durchgeführt. Hierzu wurden aus 265 verschiedenen Geschützen 5681 Schuß abgegeben und 4 554 kg rauchloses Pulver, sowie 125 269 kg Geschoßmaterial verbraucht.. Ferner wurden 11 030 Schuß aus Gewehren und Maschinengewehren verfeuert. Auf den drei Schießplätzen zusammen wurden also im J. 1905 33 100 Schuß abgegeben und dazu verbraucht rund 70 000 kg Pulver und 519 400 kg Geschoßmaterial.

An Wohlfahrtseinrichtungen besitzt die Gußstahlfabrik Krupp folgende: 70 Verkaufsstellen (davon 43 in Essen) für Fleisch, Brot, Colonial-, Manufactur-, Kurz-, Schuh-, Eisenwaaren und Hausgeräthe, 21 Ausgabestellen für Kartoffeln, Kohlen, Stroh u. s. w.; ferner 2 Schlächtereien, 1 Dampfbäckerei, 1 Bäckerei (Handbetrieb), 1 Mühle, 1 Eisfabrik, 1 Bürstenfabrik, 1 Tütenfabrik, 1 Kaffeebrennerei, 2 Schneiderwerkstätten, 1 Schuhmacherwerkstatt, 1 Plättanstalt, 1 Gasthof, 2 Beamtencasinos, 1 Werkmeistercasino, 10 Bierhallen, 8 Bierausgabestellen, 3 Kaffeeschenken. Die Zahl der bei der Consumanstalt Beschäftigten betrug am 1. Juli 1906 über 1000 Personen. Neben der Consumanstalt der Gußstahlfabrik bestehen noch besondere Consumeinrichtungen für das Grusonwerk in Magdeburg und die Germaniawerft in Kiel.

Die zum Bereich der Gußstahlfabrik in Essen gehörigen Arbeitercolonien sind folgende: Westend, Nordhof, Baumhof, Schederhof, Cronenberg, Alfredshof, Friedrichshof, Altenhof (für invalide und pensionirte Arbeiter) mit zusammen 4491 Wohnungen, einschließlich der in Essen zerstreut liegenden Wohnhäuser. Außerhalb Essens befinden sich Arbeitercolonien: „Am Brandenbusch“ in Bredeney (für die auf der Besitzung Hügel beschäftigten Arbeiter), „Margaretenhof“ für die Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, auf den Zechen Hannover und Ver. Hannibal, in der Weddau für die frühere Johanneshütte, in Annen für das dortige Stahlwerk, in Gaarden für die Germaniawerft. Die Gesammtzahl der Familienwohnungen der Firma Friedrich Krupp Actiengesellschaft betrug am 1. Januar 1906 6227. Nach der letzten im Mai 1905 vorgenommenen Generalaufnahme wohnten in Krupp'schen Häusern im Bereiche der Gußstahlfabrik: 9614 Angehörige der Firma mit 21 530 Familienangehörigen, zusammen 31 144 Personen. Für unverheirathete Arbeiter bestehen: bei der Gußstahlfabrik: 1 Arbeitermenage mit Wohnung für 613 und Speisung für etwa 2200 Personen täglich (eine Vermehrung der Schlafräume für weitere 550 Personen ist im Gange); 2 Logirhäuser für je 30 Facharbeiter; auf der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen: 1 Speisehaus mit

Dampfkochapparaten und 3 Schlafhäuser mit zusammen 547 Betten; auf der Hermannshütte und bei der Germaniawerft: je 1 Logirhaus für 112 bezw. 80 Personen. Außer den gesetzlichen Krankencassen bestehen bei der Firma noch eine Reihe von Hülfscassen sowie ähnliche Unterstützungen, so 2 Arbeiterpensionscassen: diejenige der Gußstahlfabrik mit einem Vermögen von annähernd 17 1/4 Millionen Mk., diejenige auf der Friedrich-Alfred-Hütte und früheren Johanneshütte mit einem Vermögen von 377 700 Mk.; beide Cassen gewähren auch Pensionen an Hinterbliebene. 2 Beamtenpensionscassen: diejenige für die Gußstahlfabrik und ihre Außenwerke mit einem Vermögen von über 7 1/4 Millionen Mk., diejenige für das Grusonwerk mit einem Vermögen von 1 1/2 Millionen Mk.; 1 Arbeiterhülfscasse und 1 allgemeine Vorschuß- und Unterstützungscasse des Grusonwerkes. Erstere, mit einem Vermögen von 130 000 Mk., gewährt invaliden Arbeitern sowie deren Wittwen laufende Unterstützungen. Aus der letzteren, deren Capital 30 000 Mk. beträgt, erhalten Beamte der Firma in Nothfällen zinsfreie Vorschüsse und Unterstützungen. Weiter folgende vom verstorbenen letzten Inhaber der Firma errichtete Stiftungen: die Arbeiterstiftung und die Invalidenstiftung zur Ergänzung der verschiedenen Cassenleistungen, mit einem Stiftungscapital von zusammen 4,7 Millionen Mk. Die Kaiserin-Augusta-Victoria-Stiftung zur Erleichterung der Aufnahme von Arbeitern im Krupp'schen Erholungshause mit einem Capital von 300 000 Mk. Die F. A. Krupp-Stiftung zur Erleichterung der Aufnahme von Angehörigen der Arbeiter im Krupp'schen Krankenhause mit einem Capital von 40 000 Mk. Endlich noch für die Arbeiter des Grusonwerks: Grusons-Arbeiterstiftung mit einem Capital von 200 000 Mk., und Grusons-Arbeiter-Prämienstiftung mit einem Capital von 100 000 Mk. Auf Grund der Reichsversicherungsgesetze wurden im J. 1904 von der Firma (einschließlich der Außenwerke) bezahlt für die: Krankenversicherung 953 738,96 Mk., Unfallversicherung 1 162 058,77 Mk., Invalidenversicherung 373 673,73 Mk., zusammen 2 489 471,46 Mk. Die statutarischen Leistungen der Firma zu gesetzlich nicht vorgeschriebenen Cassen betrugen in demselben Jahre: zu den Unterstützungs- und Familiencassen 12 726,67 Mk., zu den Arbeiter-Pensionscassen 896 055,55 Mk., zu den Beamten-Pensionscassen 220 427,63 Mk., zusammen 1 129 209,85 Mk. Die aus den besonderen Stiftungen und Fonds der Firma geleisteten Unterstützungen einschließlich der Zuschüsse zu verschiedenen Werkscassen und der Aufwendungen zur Förderung allgemeiner Wohlfahrtseinrichtungen und Interessen betrugen im J. 1904 5694 606,15 Mk. Als sonstige Wohlfahrtseinrichtungen der Firma sind zu nennen: bei der Gußstahlfabrik in Essen 1 Krankenhaus, 2 Barackenlazarethe für Epidemien, 1 Erholungshaus für Reconvalescenten, 2 Pfründhäuser in der Colonie Altendorf, 1 Badeanstalt in der Colonie Friedrichshof, 1 für medicinische Bäder eingerichtete Badeanstalt, 1 Dampfwaschanstalt für das Krankenhaus, 6 Speisesäle (einschließlich einer Speiseanstalt in der Arbeitermenage), 1 Beamten-Casino, 1 Werkmeister-Casino, 1 Haushaltungsschule, 1 Industrieschule für Erwachsene, 3 Industrieschulen für schulpflichtige Mädchen, 1 Bücherhalle, 1 Lesehalle in der Colonie Friedrichshof, 1 Spareinrichtung, 1 Lebensversicherungsverein, 1 Zahnklinik; bei dem Grusonwerk: 1 Cantine, 1 Beamten-Casino, 1 Arbeiterküche mit 3 Speisesälen für 1000 Personen. Endlich noch: 1 Speiseanstalt auf der Germaniawerft, sowie 1 Speisesaal auf der Hermannshütte.

Benutzte Quellen: Briefliche Mittheilungen der Essener Firma. — Diedrich Baedecker, Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen. Essen 1889. — Hermann Frobenius, Alfred Krupp. Dresden

1898. — Gust. Koepper, Das Gußstahlwerk Friedrich Krupp und seine Entstehung. Essen o. J. (1897). — Wilhelm Kley, Bei Krupp. Leipzig 1899. — Friedrich C. G. Müller, Krupp's Gußstahlfabrik. Düsseldorf o. J. — Acten des Kriegsministeriums und der Artillerie-Prüfungscommission zu Berlin. — Wo man gegenüber meinen Angaben Widersprüche findet, namentlich in anderen Schriften über Krupp, dürfte diese Biographie ausschlaggebend sein, da sie auf Veranlassung von Frau Geheimrath F. A. Krupp auf dem litterarischen Bureau der Gußstahlfabrik vor dem Druck gelesen und ergänzt wurde. Leider fehlt es noch an einem Quellenwerk über Krupp und seine nationale und technologische Bedeutung. — Eine Krupp-Bibliographie enthält das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" Nr. 34 und 35, 1903 aus der Feder von T. Kellen, Redacteur der Essener Volkszeitung.

F. M. Feldhaus.

Krupp *): Friedrich K. (1787—1826), der Gründer des Essener Welthauses, wurde am 17. Juli 1787 als Sohn des Kaufmanns Peter Friedrich Wilhelm K. zu Essen geboren.

Die Familie Krupp ist in Essen bereits 1560 nachweisbar. 1648—1673 war Matthias K. ein einflußreicher Secretär der Stadt, 1703—1734 war ein Arnold K. Bürgermeister von Essen. Die Vorfahren sind in fortlaufender Linie bekannt seit Arnold K. († 1624). Friedrich Jodokus wurde 1757 mit einer von ihm gemutheten Zeche, „Secretarius" für besondere Verdienste vom Rathe belehnt. Dessen Sohn war Peter Friedrich Wilhelm, der bald nach dem Vater starb und nur einen Sohn, den hier zu behandelnden Friedrich zurückließ. In dem ehemaligen Hause Flachsmarkt Nr. 9 wuchs der Knabe unter seiner Mutter, einer geborenen Petronella Forsthoff, und unter seiner Großmutter, geborenen Amalie Ascherfeld, auf. Ueber der Thür des Hauses war das Krupp'sche Wappen eingehauen: im linken Felde eine um einen Baum sich windende (niederrheinisch: „kruppende") Schlange, im rechten zwei ruhende Hirsche (inbezug auf den Namen Forsthoff?) unter einem Baum. Auf die Gutehoffnungshütte zu Sterkrade hatte Frau Amalie, eine energische und thatkräftige Frau, 1797 eine Hypothek gegeben und erwarb das Werk, als es drei Jahre hernach zur Subhastation kam. So trat auf sonderbare Weise die Wittwe eines Colonialwaarenhändlers in die Industrie ein. Nach dem Tode ihres Sohnes führte dessen Frau Petronella den Handel weiter, indeß sie, die „ältere" Wittwe K., dem Hüttenwerk vorstand und den jungen Friedrich darin einführen ließ.

Die Gutehoffnungshütte fand zu Anfang des Jahrhunderts für die neue Dampfmaschinenindustrie reiche Beschäftigung. Fast 100 Jahre vorher (1706) war die Dampfkraft durch Papin auf deutschem Boden bereits versucht worden; doch ehe sie in die niederrheinisch-westfälische Industrie kam, mußte sie den Umweg über England machen. 1798 erfolgte durch den Oberbergrath Bückling die Einrichtung der ersten Dampfmaschine im Ruhrkohlenrevier, auf Saline Königsborn; die zweite Maschine wurde 1799 auf Zeche „Vollmond" bei Langendreer aufgestellt. Ein ehemaliger Schweinehüter, nachmaliger Zimmermann, Namens Franz Dinnendahl, hatte bei dem Aufbau dieser Maschine so viel abgeguckt, daß er bei Steele eine Werkstätte für den Dampfmaschinenbau anlegte. Da er wenig Capital hatte, bezog er seine schweren Schmiede- und Gußtheile von der Gutehoffnungshütte.

Wittwe Amalie K. schenkte die Hütte am 27. Juni 1807 ihrem Enkel

---

*) Zu Bd. LI, S. 410.

Friedrich K. Im August des folgenden Jahres verheirathete dieser sich mit Therese Wilhelmi, der Tochter eines Essener Kaufmanns. Doch schon am 15. Mai 1808 machte die Großmutter die Schenkung rückgängig. Trotz des durch Napoleon's Continentalsperre (21. Nov. 1806) herbeigeführten Aufschwungs der deutschen Eisenindustrie wurde die Gutehoffnungshütte am 14. September 1808 verkauft. K., der seit etwa 1809 mit seinem Bruder in Essen einen Colonialwaren-Importhandel betrieb, übernahm dort das Geschäft seiner Großmutter im October 1810. Die unruhigen Zeiten am Rhein, der verschiedene Besitzwechsel des ehemaligen Stifts Essen mögen zu diesen Veränderungen viel beigetragen haben, denn schon am 7. December 1811 kaufte K. die „Walkmühle“, ein Anwesen von 5 Morgen, nahe der Stadt und richtete hier einen Schmelzofen für Gußstahl ein. Dieses unentbehrliche Material war durch den Ausschluß Englands vom continentalen Markt sehr rar geworden, es nachzumachen war aber noch keinem gelungen.

Seine Gußstahlversuche begann K. um die Jahreswende 1811—1812. 1812 war er soweit, daß er „alle Sorten feinen Stahl, auch Guß-, Rund- und Triebstahl“ herstellen konnte. Er löste allmählich das Essener Colonialwarengeschäft auf und projectirte dafür auf französischem Gebiet, in Moers am Rhein, eine Feilenfabrik, die jedoch nie zu Stande kam. Die Neuanlagen und Versuche hatten viel Geld verschlungen, und da sich nach Aufhebung der Continentalsperre der englische Gußstahl wieder Eingang verschaffte, so gerieth K. in Geldsorgen. Um diesen zu entgehen, vereinigte er sich 1815 mit dem Mechaniker Friedrich Nicolai (Essener Allgemeine Politische Nachrichten, 22. Nov. 1815). Nicolai besaß entgegen seinen Vorspiegelungen kein Geld, sondern nur ein preußisches Patent (vom 5. Mai 1815) auf eine angebliche Herstellung des Gußstahls. Schon 1816 entzweiten sich die beiden Theilhaber wegen der Unfähigkeit Nicolai's, Gußstahl herzustellen, und das Patent wurde Gegenstand eines jahrelangen Processes (bis 1823).

In das Jahr 1818 fällt die Anlage der ersten Werkstätten auf dem Gelände des heutigen Werks, damals vor dem Limbeckerthor. Am 18. October 1819 wurde dort der erste Tiegelgußstahl hergestellt, doch es folgten für den weitblickenden Mann wieder sorgenvolle Jahre. 1822 erhielt K. vom „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in den königl. preußischen Staaten“ eine anerkennende Beurtheilung seiner Gußstahlerzeugnisse, doch Hülfe kam ihm von keiner Seite. Ein aufblühendes Werk, wie das seine, hätte flüssiger Gelder bedurft, damit es den wachsenden Aufträgen mit Erfolg hätte nachkommen können. So rieb der Mann sich im Kampfe für seine Idee und seine Familie auf; 1823 — gerade als der Nicolai-Proceß zu seinen Gunsten entschieden war — verfiel die Gesundheit Krupp's einem Nervenleiden. Zunächst brachte ihm Schwalbach eine Linderung, doch 1824 schon mußte er zehn Monate lang die Arbeit aussetzen. 1825 verkaufte er das Essener Wohnhaus und bezog eine kleine einstöckige Arbeiterwohnung bei seinen Werkstätten, das heutige „Stammhaus“, inmitten des Werks. Hier starb K. am 8. October 1826 an der Brustwassersucht. In Noth und Sorgen ließ er seine Frau mit vier Kindern, darunter den Sohn Alfred, zurück.

Von Friedrich Krupp ist keine Biographie erschienen, nicht einmal sein Bild, noch seine Grabstätte ist uns erhalten. Nur über seine Thätigkeit als Stadtrath veröffentlichte Wiedfeldt eine Studie in „Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen“, Heft 23, Essen 1902. Das hier Wiedergegebene findet sich in den Biographien des Sohnes.

F. M. Feldhaus.

Krupp*): Hermann K., Begründer der Metallwaarenfabrik zu Berndorf (1814–1879). Hermann K., jüngerer Sohn des Vorigen, wurde während der traurigen Zeiten, die seine Mutter als Inhaberin der Gußstahlfabrik bei Essen mit ihren Kindern durchmachte, schon im Knabenalter zur Arbeit herangezogen. Nur wochenweise konnte er — abwechselnd mit seinem Bruder Alfred — die Schule besuchen. Am Abend vermittelte dann der eine Bruder dem andern, der bei der praktischen Arbeit zu Hause geblieben war, das in der Schule Erlernte und die Schulaufgaben.

Das kleine Eisenwerk erweiterte sich langsam aber stetig. Später übernahmen beide Söhne, Alfred und Hermann, gemeinsam und gleichberechtigt die Leitung des Essener Werkes. In diese Zeit fällt die Einrichtung der Berliner und Londoner Münze durch Alfred K. und jene in Versailles und Wien durch Hermann K. Speciell der wiederholte und längere geschäftliche Aufenthalt in Wien war für die fernere Lebensthätigkeit Hermann Krupp's entscheidend; hier knüpfte er Beziehungen zu dem aus dem Rheinlande stammenden Großhändler Alexander Schoeller, Chef der gleichnamigen Großhandlungsfirma, an und gründete im Vereine mit dieser Firma im J. 1843 eine Metallwaarenfabrik zu Berndorf in Niederösterreich.

Berndorf, damals ein unbedeutendes Oertchen, 43 Kilometer südwestlich von Wien, im Triestingthale gelegen, bot nichts als die erst auszubauende Wasserkraft des Triestingbaches. Hier schuf Hermann K. zunächst eine für Oesterreich vollkommen neue Industrie: die Erzeugung versilberter Tafelbestecke mittelst Maschinenbetriebes. Versuche in dieser Richtung wurden schon einige Jahre vorher in Essen gemacht; K. war aber für die Einführung dieser Industrie durch jene Erfahrungen besonders befähigt, die er während seines Aufenthaltes in Frankreich (Versailles) auch auf diesem Gebiete gewonnen hatte. Dort war er nämlich mit Halphen in Berührung getreten, nach welchem das für Tischgeräthe verwendete weiße Metall „Alfenid“ (Halphenid) noch heute benannt wird. Das von Hermann K. in Berndorf erzeugte weiße Metall ist aber auf dem Continent ebenso wie in überseeischen Ländern unter der Bezeichnung „Alpaccasilber“ bekannt geworden. Später trat zu der Erzeugung versilberten Tafelgeräthes die Herstellung von Münzplättchen, aus Bronze und Nickel, für die Scheidemünzen einer Reihe von Staaten hinzu. Hier waren K. die Kenntnisse hinsichtlich der Einrichtung von Münzstätten besonders förderlich. Seit 1848 blieb K. dauernd in Oesterreich. Mit diesem Zeitpunkte schied er aus der Essener Firma „Friedrich Krupp“ und diese hörte auf, an dem Berndorfer Unternehmen betheiligt zu sein.

Unter der unermüdlichen, energischen und zielbewußten Leitung Hermann Krupp's erweiterte sich das Berndorfer Unternehmen; seine Fabrikate eroberten sich trotz mannichfacher Schwierigkeiten einen immer größeren Markt. Welche Ausdauer und welch' überzeugtes Festhalten an dem einmal als richtig erkannten Gedanken nothwendig war, beweist der Umstand, daß die Berndorfer Fabrik erst nach dreizehnjähriger Arbeit, d. i. im J. 1856, in ihrer Bilanz einen Gewinn auswies. K. verehelichte sich am 16. August 1847 mit Marie Baum, der Tochter eines aus Hannover stammenden österreichischen Großhändlers. Dieser Ehe entstammten sieben Kinder, von welchen der jüngere Sohn Arthur (geb. am 31. Mai 1856) bereits in einem Alter von 23 Jahren der Nachfolger seines Vaters wurde, als dessen schaffensreichem Leben am 25. Juli 1879 ein Herzschlag ein Ende setzte.

Hermann K. erfreute sich der allgemeinsten Achtung, suchte jedoch niemals

*) Zu Bd. LI, S. 410.

äußere Ehren. Er führte ein glückliches Familienleben und hatte, insbesondere durch seinen Versailler Aufenthalt angeregt, dauerndes Interesse an der Kunst gewonnen, das er auch durch Unterstützung und Ausbildung von Künstlern bethätigte. Nicht bloß seine geschäftliche Tüchtigkeit, sein unermüdlicher Fleiß, der ihn täglich gleichzeitig mit seinen Arbeitern Morgens mit dem Glockenschlage 6 in der Fabrik fand, wo er bis zum Abend thätig blieb, vor allem aber der von ihm jederzeit hochgehaltene Grundsatz der unbedingtesten Solidität und Gewissenhaftigkeit erwarben ihm viele Freunde und Anhänger. Das Bild dieses Mannes wäre nicht vollständig, wollte man nicht erwähnen, daß seine vornehme Denkungsweise auch in der äußeren Erscheinung und in den besten Umgangsformen zum Ausdruck kam.

Das Werk Hermann Krupp's darf nicht allein nach jenen Erfolgen beurtheilt werden, welche die Geschichte dieser Industrie während seiner Lebensdauer verzeichnet, sondern auch darnach, wie dank seiner grundlegenden und solid aufbauenden Thätigkeit seine Schöpfung während der seit seinem Tode verflossenen Zeit — mehr als ein Vierteljahrhundert — sich entwickeln konnte. Heute beschäftigt Berndorf 4500 Arbeiter; aus dem kleinen Oertchen an der Triesting, das nur aus einigen Häusern bestand, ist ein zur Stadt erhobener großer Ort geworden, welcher neben zahlreichen guten Schulen und ausgedehnten Wohlfahrtseinrichtungen sogar das erste Arbeiter-Theater in sich schließt. Die Berndorfer Metallwaaren sind in der ganzen Welt verbreitet, und es gibt kein Land, in welchem man das alte Fabrikat Hermann Krupp's nicht kennt. Haben die beiden Brüder Alfred und Hermann K. auch in verschiedenen Ländern verschiedene Lebenswege eingeschlagen, in einer Beziehung haben beide dasselbe Ziel erreicht: so wie Alfred K. Essen zum ersten Eisenwerke der Welt ausgestaltete, so legte Hermann K. in Berndorf den Grund zu der in ihrer Art größten Metallwaarenfabrik der Welt. Hermann K. behielt auch in seiner neuen Heimath bis an sein Lebensende die preußische Staatszugehörigkeit bei; die Erinnerung an die bitteren Erfahrungen seiner Knabenzeit in seiner alten Heimath zu verwinden, war ihm jedoch niemals vergönnt.

(Nach Mittheilungen des Sohnes Arthur Krupp in Berndorf.)

F. M. Feldhaus.

Ludwig II.*), König von Baiern, geboren zu Nymphenburg am 25. August 1845 als ältester Sohn des damaligen Kronprinzen Max II. und seiner Gattin Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen, † am 13. Juni 1886. Seine Erziehung lag zuerst in den Händen des Fräulein Mailhaus und des Barons Leonrod, vom 7. Jahr bis zur Volljährigkeit leitete sie Graf Larosee, dem zuerst Baron Wulffen, dann Major v. Orff beigegeben war. In einfacher, beinahe mönchisch strenger Zucht wuchs der Knabe heran, der schwächlich zur Welt gekommen und lange Zeit für lungenkrank angesehen war; er erhielt eine humanistische Bildung, aber mehr als die alten Classiker fesselte ihn Schiller. Von lebenden Sprachen lernte er nur Französisch. Liebig und Jolly hielten ihm Vorträge über Chemie und Physik. Eben sollte der schlanke, jäh aufgeschossene Jüngling mit der hohen Stirn, den „unheimlich" schönen Märchenaugen und dem dunklen Haar, der nach erlangter Volljährigkeit nur gelegentlich zu Empfängen von Gesandten und anderen Personen sowie zu den Staatsreisen seines Vaters herangezogen war, die Universität Göttingen beziehen, als er durch den Tod Maximilian's II. am 10. März 1864 auf den Thron berufen ward. Schon früher war seine ungewöhnliche Begabung, hohes Gefühl für seine Würde und starker Eigen-

*) Zu Bd. LII, S. 115.

wille, aber auch sein Hang zu träumerischem Wachen und Gedankenausspinnen hervorgetreten; jetzt überraschte er durch die gründliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sich den Regierungsgeschäften widmete, durch die unglaubliche Treue seines Gedächtnisses und durchdringende Verstandesschärfe; bei seiner zurückgezogenen Lebensweise fand man es auffallend, was er im Punkt der Menschenkenntniß und Beurtheilung der Menschen leistete. „Er ist, was er sein kann", urtheilt Ranke 1864; „der gute Wille seines Vaters beseelt auch ihn. Er hat die volle Lieblichkeit und Anmuth der Jugend, der es einen eigenen Reiz verleiht, daß eine unbestimmte, hoffnungsvolle, jedoch nicht leichte Zukunft über ihr schwebt".

Bei der Ablegung des Verfassungseides bezeichnete er seines geliebten Baierlandes Wohlfahrt und Deutschlands Größe als die Zielpunkte seines Strebens, und die Minister seines Vaters, die er beibehielt, bat er um Unterstützung bei seinen inhaltsschweren Pflichten. In der That war auch die Einwirkung auf den König zunächst das Wichtigste, da seine Erziehung, die ohnehin dem feurigen Idealismus des Jünglings wenig entsprochen haben soll, noch keineswegs abgeschlossen war. So hatte er sich mit Militärsachen überhaupt noch nicht beschäftigt, und in politischer Beziehung stand ihm nur die Unantastbarkeit seiner Souveränitätsrechte fest. Wie sein Vater, trat er in der schleswig-holsteinischen Frage für die Rechte des Herzogs Friedrich von Augustenburg ein; aber das Zusammengehen von Oesterreich und Preußen machte alle seine Bestrebungen nach dieser Richtung hin illusorisch. Entsprach L., indem er sich auf dem Rechtsboden des deutschen Bundes bewegte, den Wünschen seines Volkes und der liberalen Majorität in Deutschland überhaupt, so entsprang seinem eigenen glühenden Verlangen die Berufung Richard Wagner's nach München, dem er seine Schulden bezahlte und am Starnbergersee und in der Briennerstraße ein sorgloses Heim bereitete. Als Fünfzehnjähriger hatte er des Meisters „Lohengrin" kennen gelernt, und als er bei der Lectüre von Wagner's Schriften: „Das Kunstwerk der Zukunft", „Zukunftsmusik" die Frage des Ruhelosen las: „Wird der Fürst sich finden, der die Aufführung meines Bühnenfestspiels ermöglicht?" rief er aus: „Wenn ich einst den Purpur trage, so will ich der Welt zeigen, wie hoch ich das Genie Wagner's zu stellen wissen werde". Ludwig's Musiklehrer Wanner sprach ihm jedes Talent für die Musik ab, dagegen beglückwünschte Liszt den Collegen zu seinem königlichen Freund, der an Receptivität auf vollkommen gleicher Höhe zu seiner Productivität stehe. Ranke meint, gerade das Wort Zukunft habe L. für die Wagnerische Musik gewonnen; gewiß aber hat auch der märchenhafte Zauber der deutschen Sagenwelt, der in seinen Tondichtungen wiedererstand, den von Jugend auf mit romantischen Vorstellungen erfüllten Geist des Fürsten angezogen. In ernsten Stunden gemeinsamer Arbeit ging L. auf des Meisters Plan ein, das deutsche Theater zu der nationalen pädagogischen Bedeutung zu erheben, die einst der griechischen Bühne zukam. „Ein hinreißender Umgang", schreibt Wagner über den Verkehr mit dem „göttlichen Jüngling". „Dieser Drang nach Belehrung, dies Erfassen, dies Erleben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zu Theil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen; so sitzen wir oft Stunden da, einer in den Anblick des andern verloren." L. aber empfindet, der Gedanke an den Meister erleichtere ihm das Schwere in seinem Berufe; so lange Wagner lebe, sei auch für ihn das Leben herrlich und beglückend.

Zur Durchführung von Wagner's Ideen wurden bedeutende Männer nach München berufen, wie Hans v. Bülow, Peter Cornelius, der Musik-

schriftsteller Nohl. Nach Wagner's Plan sollte das alte Conservatorium durch eine neue musikalische Akademie ersetzt werden, die freilich erst 1867 unter Bülow's Leitung ins Leben trat, „um den classischen Stil einer reiferen Kunstentwicklung zu conserviren“. Zur Aufführung des Nibelungenringes entwarf Gottfried Semper ein steinernes Festtheater, das jenseits der Isar seinen Platz finden sollte. Aber die Ausführung scheiterte an dem Widerstand der Münchener. Wagner selbst war als „alles vermögender Günstling“ von allen Seiten überlaufen worden, obwohl er sich zum Grundsatz gemacht hatte, seinen Einfluß nur für sachliche, also für Kunstzwecke geltend zu machen. Im December 1865 mußte L. den von allen Parteien Angefeindeten auf das Drängen seiner Umgebung entlassen. „Es fällt mir dieser Entschluß zwar schwer“, sagte er, „aber das Vertrauen meines Landes geht mir über alles. Auch ich will Frieden haben mit meinem Volke.“ Die Frage, wie weit eine nachtheilige Einwirkung Wagner's auf L. angenommen werden dürfe, wurde von sachverständiger Seite 1886 dahin beantwortet: bei einer so veranlagten, der Excentricität auf allen geistigen Gebieten zugänglichen Individualität wie der des Königs hätte jede bedeutende Persönlichkeit einen nicht nur sympathischen, sondern möglicherweise auch beherrschenden Einfluß ausüben können; wäre damals eine einseitig religiös gerichtete Capacität an Wagner's Stelle gewesen, so hätte sich wahrscheinlich nach dieser Seite hin eine krankhafte Entartung und Schwärmerei herausgebildet. Jedenfalls verdankt es das deutsche Volk heute zum nicht geringen Theil L., der Wagner's Genius dazu anregte und ihn förderte, daß es die „Meistersinger“, den „Ring des Nibelungen“ und „Parsifal“ besitzt. Und daß L. das volle Bewußtsein hatte von dem, was er that, beweist sein Brief an den Meister: „Wenn wir beide längst nicht mehr sind, wird doch unser Werk noch der späteren Nachwelt als Vorbild dienen, das die Jahrhunderte entzücken soll, und in Begeisterung werden die Herzen erglühen für die Kunst, die gottentstammte, die ewig lebende.“ L. bewahrte Wagnern auch fernerhin seine Freundschaft. Nachdem schon früher der „Fliegende Holländer“ und „Tristan“ über die Bretter gegangen waren, folgte 1868 die Aufführung der „Meistersinger“, wobei der König dem Componisten befahl, an der Brüstung der Hofloge sich zu zeigen, 1869 das „Rheingold“, 1870 die „Walküre“. Zum Bau von Wagner's Musterbühne in Bayreuth spendete der König 300 000 Mark, 1876 begab er sich zwei Mal zu den Aufführungen dahin, und 1881 übernahm er das Protectorat über die Festspiele.

Nach der Erneuerung der Zollvereinsverträge erhielt am 5. October 1864 Minister v. Schrenck seine Entlassung, und sein Nachfolger wurde am 5. December Freiherr v. d. Pfordten, in der Zwischenzeit leitete Staatsrath v. Neumayer interimistisch die Geschäfte. Den Landtag eröffnete L. am 27. März 1865 nicht selbst, da er nur vertagt war (seit 1863); aber er lud sämmtliche Abgeordneten zur königlichen Tafel. Die sechsjährige Dauer der Finanzperioden wurde auf eine zweijährige herabgesetzt, und im Auftrag des Königs ein Generalpardon ausgesprochen für alle an den Aufständen 1848/49 betheiligten Personen sowie für die Militärs aller Grade, die damals aus den Festungen und Garnisonen der Pfalz geflüchtet waren. Nach einer Musteraufführung des „Tell“ besuchte L. die durch die Tellsage denkwürdigen Stätten der Schweiz und auf einen enthusiastischen Bericht über diese Reise antwortete er mit einem Briefe an die Redaction der „Schwyzerzeitung“, indem er dem biedren, freien Volk, welches Gott segnen wolle, seinen Gruß entbot. Vorurtheilslos erkannte er auch das neue Königreich Italien an. Aber trotz der Besuche König Wilhelm's in Hohenschwangau 1864 und 1865 und der Be=

sprechungen Pfordten's mit Bismarck in Gastein stellte sich die bairische Regierung im Einklang mit der Volksstimmung auf den Bundesstandpunkt in der schleswig-holsteinischen Frage, und von dem neuen Landtag, den er am 27. Mai 1866 nach einem Besuche R. Wagner's in der Schweiz in Person eröffnete, verlangte L. die Mobilisirung der Armee. Eine Verständigung mit Preußen, wie sie ihm Hohenlohe im April vorgeschlagen hatte, lehnte er ab, da er schon damals von der preußischen Hegemonie eine Beschränkung seiner Souveränität befürchtete. Am 14. Juni schloß der bairische Generalstabschef v. d. Tann in Olmütz mit Benedek eine Militärconvention, die jedoch durch Freiherrn v. d. Pfordten, der die Katastrophe Oesterreichs voraussah, in wesentlichen Theilen verworfen wurde. Der Krieg, in dem die bairischen Truppen unter Prinz Karl gegen die Preußen in den Gefechten bei Dermbach, Kissingen, Neubrunn, Roßbrunn und Helmstadt fochten, war dem Könige von Anfang an verhaßt; hätte er gewußt, daß Oesterreich sich so schlecht benehmen würde, auch gegen Baiern, gestand er im nächsten Jahre, so würde er anders gehandelt haben. In dem Berliner Frieden vom 22. August 1866 trat Baiern in Form einer Grenzregulirung die Bezirksämter Orb und Gersdorf an Preußen ab und zahlte 30 Millionen Kriegsentschädigung. In einem geheimen Allianzvertrag war der Besitzstand beider Staaten gegenseitig gewährleistet, und für den Kriegsfall der Oberbefehl über die bairischen Truppen dem König Wilhelm übertragen. Bismarck's Mittheilung an v. d. Pfordten, Napoleon III. habe für preußische Vergrößerungen als Compensation u. a. die bairische Pfalz verlangt, machte im ganzen Lande nachhaltigen Eindruck. In einem Brief lud L. den König von Preußen zum Mitbesitz der Nürnberger Burg ein: „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Baiern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch E. K. M. in neue Bahnen gelenkt hat.“

Unmittelbar nach dem Frieden besuchte L. die von dem Krieg am meisten heimgesuchten fränkischen Provinzen, die er schon 1864 anläßlich einer Reise nach Kissingen und an den Rhein berührt hatte; dabei bewegte er sich unter dem Volke ohne Unterschied der Stände, und neben den officiellen Empfängen, Musikaufführungen und Concerten und dem Besuch historisch denkwürdiger Stätten fand er auch Zeit, eifrig Fabriken und gewerbliche Anstalten zu besichtigen. Am 31. December 1866 wurde Reichsrath Fürst Chl. v. Hohenlohe-Schillingsfürst, auf den die Aufmerksamkeit des Königs durch R. Wagner gelenkt worden war, und der sich durch seine Rede über die deutsche Frage vom 31. August 1866 und durch ein Gutachten vom October empfohlen hatte, Vorsitzender des Ministeriums. Das Portefeuille des Krieges lag schon seit dem 1. August in den Händen des Freiherrn v. Pranckh, und an Stelle des Staatsraths v. Pfistermeister war Cabinetschef Johann v. Lutz, der schon am 1. October 1867 die Leitung des Justizministeriums übernahm. Am 1. Januar 1867 verlobte sich L. mit der Herzogin Sophie, Tochter des Herzogs Max, doch wurde die Verlobung aus unbekannten Gründen in gegenseitigem Einvernehmen im Herbste wieder aufgehoben. Der am 8. Januar 1867 wiedereröffnete Landtag erledigte bis zum 29. April 1869 53 Gesetze, darunter das über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt, über die Wehrverfassung (auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht), öffentliche Armen- und Krankenpflege, die Gemeindeordnung, Gewerbefreiheit, die Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten u. a. Abgelehnt wurde jedoch der Entwurf eines neuen Schulgesetzes, der den kirchlichen Oberbehörden die Leitung des

Religionsunterrichts überließ, aber die Aufsicht und Führung der Schule entzog. Schon im J. 1864 hatte der bairische Episcopat gemeinsame Maßnahmen gegen die in Aussicht stehende Schulreform getroffen und im Juli dieses Jahres in einer Adresse an L. die concordia inter imperium et sacerdotium betont, worauf dieser antwortete, „daß die Ziele, welche die kirchlichen Oberbehörden verfolgten, ebenso die Mittel und Wege, deren sie sich zu bedienen gedächten, unter vollständiger Wahrung der von seinem Vater sorgfältig gepflegten glücklichen confessionellen Zustände des Landes auch Endzweck und Wege seiner Regierung sein könnten“. Als der Bischof von Speyer den Versuch machte, gegen die Bestimmung der Verfassung eine von der Controlle des Staates unabhängige Lehranstalt zu errichten, mußte Cultusminister Koch auf directen Befehl des Königs einschreiten und die Abhaltung von Schulexercitien durch die Jesuiten ohne königliche Erlaubniß verbieten. Hohenlohe's Circulardepesche vom 9. April 1869, in welcher er die europäischen Regierungen vor der von Rom drohenden Gefahr warnte, ließ den Ultramontanen keinen Zweifel mehr über die Haltung der Regierung.

In der äußeren Politik fand Hohenlohe mit seiner Programmrede vom 19. Januar 1867, in welcher er ein Verfassungsbündniß mit den übrigen deutschen Staaten als wünschenswerth bezeichnete, so bald und so weit dies unter Wahrung der bairischen Souveränität möglich wäre, den Beifall der Kammer so sehr, daß der Abgeordnete Barth seinen Antrag auf Eintritt der Südstaaten in den norddeutschen Bund, noch ehe die Verfassung desselben endgültig festgestellt sei, zurückzog. Am 30. März 1867 ertheilte L. Hohenlohe seine nachträgliche Genehmigung zu Verhandlungen über die Stellung Baierns gegenüber den übrigen deutschen Staaten. Wenn er auch den Eintritt Baierns in den norddeutschen Bund entschieden ablehnte und eine nationale Vertretung beim Bund zur Fortbildung der Bundesgesetzgebung bedenklich fand, entsprach er doch genau dem Wunsche Bismarck's, wonach Preußen zufrieden war, daß der Süden sich nicht an eine fremde Macht anlehnen werde und die gemeinsame Wahrung und Pflege der nationalen Interessen gesichert sei. Hatte Hohenlohe dem französischen Gesandten schon nach dem Antritt seines Ministeriums keinen Zweifel gelassen, welche Haltung Baiern bei einem Krieg zwischen Preußen und Frankreich einnehmen werde, so ließ der König, der damals auf die gleiche Frage des Marquis de Cadore sich „mehr niedergeschlagen als resignirt“ gezeigt hatte, nach dem Auftauchen der luxemburgischen Verwicklung ohne alle Schwierigkeit Bismarck in unzweideutigen Worten seine nationale und bundestreue Gesinnung versichern. Gleichzeitig mit ähnlichen Eröffnungen Bismarck's in Berlin machte nun der Ministerialcommissar Graf Taufkirchen dem Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer Mittheilung von dem bisher geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen; auf Bismarck's Anregung suchte L. eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich herbeizuführen, was jedoch an der Abneigung Beust's scheiterte. Als Napoleon im Juli 1867, wo L. zum Besuche der Weltausstellung in Paris weilte, ihn davor warnte, er möge sich nicht zu tief mit Preußen einlassen, und am 17. August bei seinem Gegenbesuche auf der Fahrt von Augsburg nach München ihn über die Allianz eines Südbundes mit Oesterreich und Frankreich sondirte, erklärte der König nachher unwillig: „Habe ich das Schwert gezogen zur Vertheidigung gegen die preußische Hegemonie, um mich unter Oesterreich zu stellen, dem die Macht fehlt, einen Alliirten zu schützen? Wer würde der Schirmherr dieses Bundes sein? Nicht das schwache, in sich selbst beschäftigte Oesterreich, sondern Frankreich, welches für diesen Schutz seinen Preis aus deutscher Erde schneiden würde.“ So groß war seine Abneigung gegen ein

österreichisch-französisches Bündniß, daß er die Einladung zu der Zweikaiserzusammenkunft in Salzburg ablehnte. Eine politische Demonstration dagegen freilich, wie sie der Großherzog von Baden durch einen Besuch der Könige von Württemberg und Baiern bei König Wilhelm in Mainau herbeiführen wollte, hielt er für überflüssig; doch fand die Begegnung Ludwig's mit dem preußischen Königspaare schließlich in anderer Form am 6. October 1867 auf dem Augsburger Bahnhofe statt.

Als Bismarck, dem die bairisch-württembergischen Vorschläge über das Verhältniß des Südens zum Norden unannehmbar erschienen, die Reform des Zollvereins in Angriff nahm, wurden im October die neuen Zollvereinsverträge vom 8. Juli 1867 in der bairischen zweiten Kammer mit 117 gegen 17 Stimmen angenommen; aber L. empfand es schmerzlich, daß man in Berlin den bairischen Sonderwünschen kein Gehör schenkte. Unter diesen Umständen stieg seine Sorge um die Unabhängigkeit seiner Krone und die Selbständigkeit seines Landes bis zu dem Grade, daß er Geibel wegen eines Gedichtes, in dem von der Herrschaft des Adlers „vom Fels zum Meer" die Rede war, die Pension aus seiner Cabinetscasse entzog, daß Hohenlohe auch bei einer bevorzugten Stellung, die dem Lande die Diplomatie und das Heerwesen belassen und dem Könige ein Ehrenamt eingeräumt hätte, den Eintritt Baierns in den norddeutschen Bund für unerreichbar hielt. Dagegen führten die Conferenzen der Kriegsminister der drei süddeutschen Staaten in Stuttgart 1867, in München 1868 und 69 schließlich doch zu einem Ziele, indem Verabredungen getroffen wurden über möglichst gleichartige Ordnung des Kriegswesens, Einsetzung einer süddeutschen Festungscommission u. a.; im Mai und Juni 1868 wurden mit Moltke über die Abwehr eines allenfallsigen Angriffs von Frankreich weitgehende Verpflichtungen eingegangen. In den Wahlen zum Zollparlament am 10. Februar 1868 hatte die partikularistische Partei 26 Abgeordnete durchgebracht. Noch größer war ihr Erfolg in den ungemein stürmisch verlaufenen Wahlen zum Landtag 1869, indem sie 79 Sitze erlangte gegenüber von 55 Liberalen und 20 Mitgliedern der Mittelparteien. Bei den infolge der Auflösung des Landtages erforderlichen Neuwahlen im October hatten die Patrioten wieder das Uebergewicht mit 80 Köpfen gegen 63 Fortschrittler und 11 Wilde. L. nahm die infolge des Wahlergebnisses ihm angebotene Entlassung des Gesammtministeriums nicht an und ersetzte nur den wegen des Schulgesetzes unbeliebten Cultusminister Gresser durch Lutz, und den wegen eines Erlasses gegen die Agitationswuth der Beamten angefeindeten Minister des Inneren v. Hörmann durch v. Braun.

Ludwig's wahrhaft königliche Stellung über den Parteien kennzeichnet sein Wort: „Ich kenne in meinem Lande nur eine Partei, jene der wahrhaft edlen Menschen, die durch reine Gesinnungen, nützliche Thätigkeit, durch ihr Wissen dem Gemeinwohl dienen, seien es nun schlichte Arbeiter, Bürger, Bauern, Gelehrte, Journalisten, pflichtgetreue Beamte, die gleich mir dem Volke gewissenhaft dienen, Officiere, die meinen Soldaten Freunde wie Führer sind, würdige Priester aller Confessionen, die als wahre Seelenärzte gelten, oder gerechte Richter, Lehrer meines Volkes oder Adelige, die mit dem Adel des Titels auch den der Seele verbinden und in allem voranleuchten, diese alle — und nur diese, sind von meiner Partei." Ein ander Mal äußerte er: „Glaubt jene Partei denn wirklich, ich könnte und würde zugeben, daß die Schritte, die zu Deutschlands Einigung geschehen sind, zurückgenommen werden? Da wissen sie nicht, wie tief mich dieser Gedanke stets bewegte, wenn ich meinen Lieblingsdichter Schiller las." Darum verband auch die Thronrede,

mit der der neue Landtag am 17. Januar 1870 eröffnet wurde, mit dem energischen Ausdruck der Bündnißtreue zugleich versöhnende Worte gegenüber dem Streit der Parteien. Als die II. Kammer trotzdem in der Adreßdebatte ein Mißtrauensvotum gegen Hohenlohe mit 77 gegen 62 Stimmen annahm, und von den Reichsräthen nur 12 den Standpunkt der Regierung theilten, erhob L., der den Debatten mit dem größten Interesse gefolgt war, in einem Handschreiben an die erste Kammer den Vorwurf, daß sie durch ihre Angriffe auf den Gesammtbestand des gegenwärtigen Ministeriums ohne jede thatsächliche und gesetzlich greifbare Begründung dem Geist der Versöhnung nicht entsprochen habe; die Minorität der 12 wurde durch eine Einladung zur königlichen Tafel ausgezeichnet, die sechs Prinzen aber, die dem Wunsche des Königs entgegen ihre Opposition gegen die Regierung offen bekundet hatten, bis auf weiteres vom Erscheinen bei Hofe dispensirt. Erst am 7. März 1870 erhielt Hohenlohe seinen Abschied. Wenn L. damals die Befürchtung aussprach, ein anderes Ministerium werde ihn in der Erfüllung seines deutschen Berufes hindern, so schien der neue Ministerpräsident Graf Bray allerdings mehr auf die Selbständigkeit Baierns als auf die Vertragstreue gegen Preußen bedacht. Und so war es in der That auch der König, der nach den Vorgängen in Ems noch vor der officiellen französischen Kriegserklärung, eben von einem Jagdausfluge zurückgekehrt, in Berg in der Nacht vom 15./16. Juli auf den Vortrag seines Cabinetssecretärs Eisenhart hin sich für die Anerkennung des casus foederis aussprach und am 16. Juli ohne Vorwissen Bray's mit den Worten: Bis dat qui cito dat die Mobilmachung der Armee anordnete; etwaige Bedenken können sich nur auf die Frage bezogen haben, ob besondere Garantien für die Wahrung der Selbständigkeit Baierns gefordert werden sollten.

In den Sitzungen des 18./19. Juli wurde in der II. Kammer der Ausschußantrag Jörg auf bewaffnete Neutralität und ein zweiter Neutralitätsantrag abgelehnt und die Regierungsvorlage mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Der König war Gegenstand begeisterter Huldigung; der Kronprinz von Preußen, der zur Uebernahme des Commandos über die bairischen Truppen selbst nach München kam, fand ihn „aus vollem Herzen bei der nationalen Sache" und Bismarck nannte ihn damals Preußens einflußreichsten Freund in Baiern. Die Reorganisation der bairischen Heeresverfassung durch Pranckh bewährte sich glänzend. L. bewies seine Theilnahme an den Siegen der deutschen Waffen durch die Verleihung des Max-Josefordens, den in Baiern selbst damals noch Niemand besaß, an den Kronprinzen am 6. September, und indem er König Wilhelm nach der Einnahme von Metz als den Siegreichen begrüßte. Aber eine Hauptfrage war ihm die Erhaltung der Selbständigkeit, und sein Einheitstraum verquickte sich mit den alten bairischen Vergrößerungsplänen. Schon vor der Eröffnung des Feldzuges hatte er dem Kronprinzen das Versprechen abgenommen, dafür Sorge zu tragen, daß aus dem Kriege nichts hervorgehe, was die politische Stellung Baierns afficire, und dem König Wilhelm geschrieben, daß er nicht mediatisirt werden wolle; trotz der beruhigenden Versicherungen, die Staatssecretär v. Thile dem bairischen Gesandten in Berlin, Baron Perglas, inzwischen gegeben hatte, kehrt die gleiche Sorge noch in dem Briefe an Bismarck vom 2. December wieder. Einer Aufforderung Bismarck's an den Prinzen Luitpold, man möge von München aus mit Vorschlägen im Interesse einer engeren nationalen Einigung hervortreten, wurde nicht entsprochen, und noch am 1. September beantwortete L. eine dahin zielende Adresse der Münchener Bürgerschaft in ziemlich allgemeiner Fassung. Erst nach der Einladung des Königs von Sachsen hieß

L. den Vorschlag seines Ministeriums gut (vom 12. September), von dem Boden völkerrechtlicher Verträge, welche bisher die süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde verbanden, zu einem Verfassungsbündniß überzugehen; aber er war einig mit seinem Ministerium auch darin, daß von einem Eintritt Baierns in den norddeutschen Bund nicht die Rede sein könne. Trotzdem war die bairische Regierung gezwungen, da sie mit keinen selbständigen Vorschlägen hervortrat, in den von ihr angeregten Münchener Conferenzen mit Delbrück und dem württembergischen Minister v. Mittnacht vom 22.—26. September die Verfassung des norddeutschen Bundes als Grundlage der Verhandlungen anzunehmen; über das Kriegswesen und die Diplomatie wurde jedoch hier noch keine Einigung erzielt. Delbrück wurde von L. zwar empfangen, aber der Fürst vermied jedes Eingehen auf die Deutsche Frage; zu einer Reise nach Versailles konnte er sich weder jetzt noch später entschließen. Statt seiner begaben sich am 20. October die Minister Bray, Pranckh und Lutz nach Versailles, die in dem Versailler Vertrag vom 23. November 1870 wenigstens einen Theil der bairischen Forderungen durchsetzten, nämlich die Selbständigkeit des Heeres, die Reservate in der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung, in der Besteuerung des Bieres und Branntweins, in der Heimaths- und Niederlassungsgesetzgebung und den Vorsitz Baierns in einem ständigen diplomatischen Ausschuß im Bundesrathe. Im Plenum der bairischen Abgeordnetenkammer wurde der Vertrag erst nach zehntägigem heftigen Redekampfe am 21. Januar 1871 mit 102 gegen 48 Stimmen angenommen.

Inzwischen hatte L. der Einladung des Großherzogs von Baden, in der Kaiserfrage die Initiative zu ergreifen, entsprochen, indem er ohne Vorwissen der Minister den Oberststallmeister Grafen Holnstein in das deutsche Hauptquartier entsandte; wenn er sich von Bismarck das Concept für den Kaiserbrief erbat, geschah es lediglich, weil man in München die richtige Fassung nicht zu finden vermochte. Mit der Ueberreichung dieses Kaiserbriefes an König Wilhelm durch den Prinzen Luitpold am 3. December war der Bau des Deutschen Reiches vollendet. Wenn Bismarck gemeint hatte, es dürfte dem Könige leichter fallen, gewisse Rechte an den deutschen Kaiser abzutreten als an den König von Preußen, so äußerte L. jetzt zu seiner Umgebung: „Bis jetzt war der König von Preußen mein Nachbar, jetzt will ich ihn als meinen Landsmann anerkennen.“ Freilich war er mit dem Erreichten nachher selbst nicht zufrieden. Es hatte ihn schon verstimmt, daß die Verhandlungen zuerst mit anderen Staaten abgeschlossen waren, woran doch sein Minister Bray selbst die Schuld trug. Nicht erreicht hatte er die so beharrlich erstrebte Gebietsvergrößerung, den Alternat der Kaiserwürde zwischen Preußen und Baiern, die Befreiung seiner Armee vom Eid gegen den Bundesfeldherrn. Wie bei Beginn des Krieges mit Eisenhart, mußte er jetzt das Verdienst mit dem Grafen Holnstein theilen. Aber wenn man aus den näheren Begleitumständen und aus der späteren Krankheit des Königs von seiner Seite auf einen geringeren Grad von Initiative hat schließen wollen, so ist das falsch. Wie später in das kranke Leben Ludwig's sich Reste gesunder Zeiten hineinspiegeln, so warf sein Leiden auch in das gesunde Denken und Handeln der ersten Regierungsjahre seinen Schlagschatten voraus. Dahin gehört jene Menschenscheu, die im Anfang seines Königthums als Schüchternheit ausgelegt wurde und unter dem Eindruck gewisser Ereignisse sich bis zur Menschenverachtung steigerte, Ludwig's immer größer werdende Vereinsamung, die er wohl mit dem Bedürfniß begründete, über die Pflichten seines Berufes nachzudenken, was doch besser mit Gott und der Natur als im Geräusche des

Hoflebens geschehen könne; schon 1869 beschränkte sich sein Umgang mehr und mehr auf die schlechte Gesellschaft des Bereiters Hornig. Mit der Hauptstadt zerfallen, zog er sich immer weiter ins Gebirge zurück, wo er die Zeit mit scharfen Ritten (auch bei Nacht), phantastischen Verkleidungen und Ausstattung von Theaterstücken hinbrachte. Schon während der Friedensverhandlungen 1866 war er in Berg mit Theaterdekorationen für „Wilhelm Tell" beschäftigt. Er beklagte es, wenn seine Liebhabereien an die Oeffentlichkeit gezogen und kritisirt wurden. Auf der anderen Seite bewahrte ihn die Isolirung freilich vor Intriguen, und an dem geringen Verkehr mit den Ministern hatte die von seinem Vater überkommene Einrichtung des Cabinetssecretariats Schuld, an dessen Spitze der Reihe nach Pfistermeister, Lutz, Eisenhart, Lipowski, Ziegler und Schneider standen. Aber seine Theilnahme an den Geschäften zeigte sich auch darin, daß er sich noch immer jedes Schriftstück, das an die Gesandten oder auswärtigen Regierungen abging, vorher vorlegen ließ. Sein körperliches Befinden war schon damals kein gutes; der Kronprinz von Preußen fand ihn im Juli 1870, zwei Jahre nach der ersten Begegnung zwischen den Beiden, auffallend verändert: „Seine Schönheit hat sehr abgenommen, er hat die Vorderzähne verloren, bleich, nervös, unruhig im Sprechen, wartet die Antwort auf die Frage nicht ab, sondern stellt, schon während man antwortet, weit andere Dinge betreffende Fragen." Dagegen rühmt Hohenlohe die Klarheit seiner Auffassung und den Scharfsinn, der aus seinen Fragen und Antworten sprach, und Delbrück hatte von ihm den Eindruck einer ungewöhnlich begabten und gewinnenden Persönlichkeit: „Wohl alle verblüffte die staunenswerthe Kenntniß der einschlägigen rechtlichen Materien, wenn der König aus sich herausgehend in klarem, elegantem Vortrage seine Auffassung darlegte."

Für die Selbständigkeit des Königs zeugt ferner die Thatsache, daß er von seinem Lehrer in der Philosophie J. Huber ein Gutachten über die Kaiserfrage einholte, ehe ihm hierüber von anderer Seite Vorschläge unterbreitet waren, und daß er den Einspruch der Mitglieder seines Hauses in dieser Angelegenheit für nichts achtete. So grenzt es in der That „an das Wunderbare, daß dieser junge Fürst, der an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil zu nehmen schien, dennoch in den beiden größten Fragen, welche vorkommen konnten, die Initiative zu Gunsten der großen deutschen Ideen ergriffen hat. Nachdem er erst den casus foederis in dem entscheidenden Moment freudig anerkannt hat, hebt er die Nothwendigkeit dieser Anerkennung für die Zukunft selber auf — das ist das Wesentliche an der Sache, alles andere ist mehr der äußere Schmuck" (Ranke).

Bei dem Siegeseinzug der bairischen Truppen in München am 16. Juli 1871 traf L. zum letzten Mal mit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches zusammen; dagegen begrüßte er den deutschen Kaiser am 10. August desselben Jahres in Schwandorf und am 13. Juli 1874 in München, wo er das Gelöbniß ablegte: „Nein, die Weltgeschichte soll mein Gedächtniß nicht mit jenem Fluch belastet auf die Nachwelt bringen, welcher auf dem Andenken Heinrich's des Löwen ruht." Er hatte sich also jetzt in die neuen Verhältnisse, die ihn anfangs mit Rücktrittsgedanken erfüllten, gefunden, und darum sprach er auch 1875 seine Zufriedenheit mit Wilhelm und Bismarck aus; vom Kronprinzen jedoch fürchtete er eine neue Politik und eine Beschränkung der Selbständigkeit der Einzelstaaten. Seine Verehrung für Bismarck, mit dem er bis an sein Lebensende im Briefwechsel blieb, ohne ihn jemals zu empfangen, entsprang der Dankbarkeit für seine Politik im J. 1866 und der Gewißheit, daß er der einzige sei, der das Band zwischen den deutschen Fürsten in richtiger Weise

zu knüpfen verstehe; noch in seinen letzten finanziellen Schwierigkeiten wandte er sich an ihn um Rath. Der Kanzler aber hatte von ihm jederzeit „den Eindruck eines geschäftlich klaren Regenten von national deutscher Gesinnung, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Princips der Reichsverfassung und der verfassungsmäßigen Privilegien seines Landes“.

In dem Kampfe, der nach der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes entbrannte, erhielt Bray am 22. Juli 1871 die erbetene Entlassung, da es nicht möglich war, die Eintracht im Gesammtministerium anders wieder herzustellen, und am 21. August ernannte L. Hegnenberg-Dux zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen, Lutz erhielt definitiv das Ministerium des Cultus, Ministerialrath Fäustle das der Justiz. Am 28. Februar 1871, allerdings ehe die größere Excommunication über den Gelehrten verhängt war, richtete der König an Döllinger wegen seiner Stellung zu den Beschlüssen des Vaticanischen Concils ein Zustimmungsschreiben, in welchem er ihn als den Stolz des Landes bezeichnete; aber auch später noch gewährte er ihm seine Huld. So ließ er an ihn als Rector der Universität München anläßlich ihrer 400 jährigen Jubelfeier ein weiteres Schreiben gelangen, des Inhalts, daß Wissenschaft und Kunst stets sicheren Hort und liebevolle Pflege unter seiner Regierung finden würden. Obwohl L. den Umgang mit Gelehrten nicht in dem ausgedehnten Maße hatte wie sein Vater, blieb Döllinger als Akademiepräsident auch weiterhin sein wissenschaftlicher Berather, von dem er sich öfter Vorträge halten ließ, und auf die Wahl der Themata bei seinen Akademiereden hat der König wiederholt bestimmend eingewirkt. Zur Förderung des Studiums der Geschichte an der Universität München, die sich unter seiner Regierung zur zweitgrößten in Deutschland entwickelte, errichtete L. 1872 ein Stipendium, und den Fortgang der Arbeiten der historischen Commission in München sicherte er durch Ueberweisung der Renten aus der „Wittelsbacher Landesstiftung für Wissenschaft und Kunst“, indem er zum Andenken an das 700 jährige Regierungsjubiläum seines Hauses am 23. März 1880 aus dem Nachlaß des Königs Max II. in Gemeinschaft mit seinem Bruder Otto den Betrag von 650 000 Mk. ausschied. Die neu gegründete technische Hochschule erhielt ein geräumiges Heim durch Neureuther; durch die Schaffung von Industrieschulen und Realgymnasien bekundete der König auch seine Theilnahme für die unter der letzten Regierung etwas vernachlässigten Mittelschulen. Ludwig's Anschauungen über das Verhältniß von Staat und Kirche sind am deutlichsten in einem Handschreiben an Lutz vom 23. Februar 1882 niedergelegt, wonach es sein fester Wille sei, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zu Theil werde, daß aber zugleich seine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentrete, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und nothwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine feindliche und unheilvolle Stellung bringen würden. Thatsächlich wurden in seinen ersten zehn Regierungsjahren von den geistlichen Orden die männlichen von 10 auf 11 erhöht, die weiblichen von 19 auf 22; die Zahl der Klöster stieg von 280 auf 470, was einer jährlichen Vermehrung von durchschnittlich 19 gleich kam.

In dem Culturkampf, der aber in Baiern nie solche Formen annahm wie z. B. in Preußen (siehe den Artikel Lutz), billigte L. die Haltung seines Ministeriums durchaus; er wollte jedoch den Bogen nicht überspannen und hat daher wiederholt in versöhnendem Sinne eingegriffen, indem er z. B. am 6. Juni 1873 entgegen der Ordre des Generalcommandos die Theilnahme

der Truppen an der Fronleichnamsprocession befahl. Ihn selbst haben in den ersten Jahren nur dringende Gründe, z. B. Todesfälle, ausnahmsweise von der Betheiligung ferngehalten. Im J. 1874 schritt er zum letzten Mal hinter dem Sanctissimum einher. Sein Fernbleiben beim Schluß des vierzigstündigen Gebets 1875 war veranlaßt durch den Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von München, der direct gegen seine Person gerichtet war. Später kam er seinen Repräsentationspflichten auch auf anderem Gebiete nicht mehr nach. Die Messe ließ er in der Regel für sich allein lesen und noch in seinem Todesjahre pilgerte er in schwarzer Kleidung auf den Calvarienberg bei Füssen.

Nach dem Tode des Grafen Hegnenberg-Dux († 2. Juni 1872) bemühte sich der Gesandte am Stuttgarter Hofe Herr v. Gasser vergeblich, ein gemäßigtes ultramontanes Ministerium zu Stande zu bringen, das von den extremen Elementen in der Partei selbst als eine Halbheit bekämpft wurde; am 19. September verwarf L. Gasser's Vorschläge und die bisherigen Minister blieben. Den Vorsitz mit dem Portefeuille des Aeußeren übernahm nun der bisherige Finanzminister v. Pfretzschner, den in seinem Ressort der Bevollmächtigte beim Bundesrath v. Berr ersetzte. Ein vom Zaun gebrochener Angriff der zweiten Kammer gegen Lutz entbehrte der Bedeutung; dagegen erhielt Freiherr v. Pranckh am 19. März 1875 die wegen der feindseligen Haltung der Landboten erbetene Entlassung. Sein Nachfolger wurde der nicht minder national gesinnte General Maillinger. Die bairische Armee hatte sich 1870 den übrigen deutschen Armeen durchaus ebenbürtig gezeigt. So war die wichtigste Aufgabe der Heeresverwaltung die Annäherung an die allgemein deutschen Verhältnisse. Mit der Einführung des Mausergewehres in Baiern (19. August 1877) erhielt die ganze deutsche Armee eine Waffe; dagegen wurde die Uniformirung des Heeres dahin entschieden, daß die hellblaue Uniform und der Raupenhelm erhalten blieb (24. März 1873). Durch eine kgl. Verordnung vom 9. December 1876 wurde der Wegfall des Küraß bei den Kürassieren und ihre Ausrüstung mit Karabinern verfügt, eine selbständige, aber als großer Fortschritte betrachtete Maßnahme des Obersten Kriegsherrn. Als solcher hielt L. am 22. August 1875 seine letzte große Revue über die Truppen ab.

Am 11. Juni 1875 traf die Regierung nach der ihr gesetzlich zustehenden Befugniß zum Theil eine neue Wahlkreiseintheilung, mit der sie jedoch nicht den Beifall der Ultramontanen fand. Die Macht dieser Partei hatten die letzten Reichstagswahlen (1874) gezeigt, wo ihnen 32, den Liberalen nur 16 Wahlsitze zufielen, während im ersten Reichstag die Patrioten nur 18 Mandate besaßen. Als sie in dem neuen Landtag, der am 28. September ohne Thronrede eröffnet wurde, von ihrer Zweistimmenmajorität (79 gegen 77 Liberale) sofort Gebrauch machten und eine Adresse gegen das Ministerium votirten, bot dieses dem Könige erneut seine Entlassung an. Aber L. sprach nicht nur in einem Signate vom 19. October sein offenes Mißfallen aus über den Ton, in den einzelne Kammerredner bei der Adreßdebatte verfielen, sondern er gab gleichzeitig in einem Handschreiben seinem Ministerium das glänzende Zeugniß, daß es inmitten der hochgehenden Wogen des Parteikampfes nach seiner Ueberzeugung bei seinen Entschlüssen und Handlungen stets des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes im Auge behalten und in gesetzmäßiger Weise für die Wahrung der Rechte des Staates eingetreten sei, daß er also keinen Grund habe, eine Aenderung des Gesammtministeriums eintreten zu lassen. Diese feste Haltung des Königs wurde damals in zahlreichen Telegrammen und Ergebenheitsadressen aus ganz Deutschland dankbar anerkannt. Vergebens

suchte die Majorität durch Cassirung liberaler Wahlen und kleinliche Chikanen gegen die Minister ihre Macht zur Geltung zu bringen; die längst vorhandene Spaltung der Partei in einen gemäßigten Flügel unter Jörg und einen extremen unter Sigl wurde ihr verhängnißvoll. Nur der Finanzminister v. Berr fiel ihr am 24. November 1877 zum Opfer, indem er durch Riedel ersetzt wurde. Dagegen gelang es der Regierung, die von der patriotisch gesinnten Reichsrathskammer in wirksamer Weise unterstützt wurde, das Budget und die außerordentlichen Militärcredite ohne wesentliche Streichungen auch in den folgenden Jahren durchzubringen. Von den Vorlagen an diesen Landtag waren die wichtigsten die Einführungsbestimmungen zu den neuen Reichsjustizgesetzen, die sämmtlich in Baiern 1879 in Kraft traten; seit dem 1. Januar 1876 hatte bereits die Civilehe trotz des Einspruchs des Papstes Eingang gefunden. Mit der Errichtung des neuen Verwaltungsgerichtshofes, der am 1. October 1879 eröffnet wurde, war zugleich eine Reform des Staatsrathes verbunden. Im J. 1878 hatte Riedel die Bilanzirung des Budgets noch ohne Erhöhung der directen Steuern erreicht; als sich aber 1880 statt der bisherigen Ueberschüsse ein Deficit von 25 Millionen ergab, erlangten vier Gesetzentwürfe auf dem Gebiete der directen und indirecten Steuern eine besondere Wichtigkeit. Da die Annahme eines neuen Wahlgesetzes bei der Kammer nicht erreichbar schien und die Regierung principiell an der Grundlage des indirecten Wahlsystems festhielt, verstand man sich nur zu einigen Abänderungen des Gesetzes über die Wahl der Landtagsabgeordneten.

Am 5. März 1880 trat v. Pfretzschner wegen leidender Gesundheit von seinem Amte zurück; im Ministerium des Auswärtigen ersetzte ihn Legationsrath v. Crailsheim, der Vorsitz im Ministerrathe ging an den Cultusminister v. Lutz über. Im nächsten Jahre übernahm Feilitzsch an Pfeufer's Stelle das Ministerium des Innern. Nach Ablauf der sechsjährigen Legislaturperiode fielen in dem neuen Landtage den Clerikalen 87, den Liberalen 69 Sitze zu. Er erledigte die Gesetze betreffend die Gründung einer staatlichen, aber nicht obligatorischen Hagelversicherung und einer Landesculturrentenanstalt, die Beschaffung von Capitalien zur Ausführung von Culturunternehmungen zu erleichtern, und die Reform der Forstverwaltung. Aber von einer wirklichen Theilnahme des Königs an den Regierungsgeschäften war kaum mehr die Rede. Um den „prunkvollen Festlichkeiten“ anläßlich des Wittelsbacher Jubiläums zu entgehen, sprach er in einem Schreiben an die Gemeindebehörde der Residenz am 2. Februar 1880 den Wunsch aus, einen Theil der hierfür benöthigten Mittel einer den Namen „Wittelsbacher Landesstiftung“ tragenden Sammlung zu überweisen, deren Zinsen er später „zur Förderung des bairischen Handwerks in Stadt und Land“ bestimmte. Die Proclamation vom 22. August 1880, in der er sich zu dem Satze bekennt: „Die Treue ist mir die Grundlage meines Thrones, die Anhänglichkeit der schönste Juwel meiner Krone“ ist die letzte Kundgebung Ludwig's an sein Volk, wie sein Schreiben an Lutz vom 23. Februar 1882, in dem er den letzten Kammerangriffen gegenüber die bestimmte Erwartung ausspricht, daß die von ihm berufenen Räthe der Krone auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte seiner Regierung eintreten werden, für seine letzte, aus freier Initiative entsprungene Regierungshandlung von Bedeutung angesehen werden kann.

Wenn es auch um den König im Laufe der Jahre immer stiller geworden war, wenn seine Neigungen immer launenhafter und sonderbarer sich offenbarten, sein Gemüth sich mehr und mehr umdüsterte, so ist doch auch ein guter Theil dieser zurückgezogenen Thätigkeit Ludwig's dem ganzen Lande zum

Segen geworden. Gerade in seinem Verhältniß zur Kunst tritt seine Doppelnatur am deutlichsten zu Tage, aber der Sachkundige wird in Vielem, was der Pöbel nur als die Emanationen einer krankhaften excentrischen Natur verurtheilt, mit Bewunderung die Spuren des Genius erkennen. „Dem Volke die großartigen Ideenschätze erschließen zu helfen, die seine Dichter und Denker ihm gaben, den Niederstehenden das Ringen nach Bildung und Wohlstand zu erleichtern“, hatte er selbst einstmals als die Ziele bezeichnet, für die er am liebsten schaffen und wirken möchte. Wie sein Großvater von der Plastik, sein Vater von der Wissenschaft, ist L. mit seiner Culturpolitik ausgegangen vom Theater, das er wie sein Lieblingsdichter Schiller als eine moralische Anstalt betrachtete. Neben Wagner verehrte er in späterer Zeit besonders Goethe, Grillparzer, Hebbel, Shakespeare und die französischen Dramatiker, vor allem aber Schiller. So ließ er den Don Carlos und den Tell ohne Streichungen aufführen, und die Litteratur und die bildlichen Darstellungen der Tellsage sammelte er sorgfältig. Von den drei größeren Reisen, die er nach 1871 unternahm, standen zwei im Zeichen Schiller's; nur einmal begab er sich 1874 nach Paris; dagegen war die Reise nach Reims 1875 veranlaßt durch das Interesse an der Jungfrau von Orleans, und noch 1881 besuchte er mit dem Schauspieler Kainz die durch die Tellsage berühmt gewordenen Stätten der Schweiz. Auch seine Separatvorstellungen sind kein Beweis für die geistige Krankheit des Herrschers. Die Zudringlichkeit des Publicums im Theater verdarb ihm die Illusion; er wollte, wie er einmal sagte, selbst schauen, aber kein Schauobject für die Menge sein. Diese Sondervorstellungen wurden mit der größten Sorgfalt ins Werk gesetzt; aber die Ausstattung sollte nicht nur glänzend, sondern auch historisch treu sein; L. hatte sich also das Princip des Herzogs von Meiningen zu eigen gemacht. Die Anschaffungen, die dafür gemacht wurden, kamen noch lange dem Betrieb des Hoftheaters zu Gute. Die Aufführungen fanden bei beleuchtetem Hause statt; nie hat eine Vorstellung um Mitternacht begonnen, und außer „Don Carlos“ waren alle vor Mitternacht beendet. Für die Auswahl der Tondichtungen und der dramatischen Bearbeitungen waren stets die geschichtlichen oder litterarhistorischen Interessen des Fürsten maßgebend, und seine genauen Kenntnisse befähigten ihn, seinen Theaterdichtern Fresenius, Schneegans, K. v. Heigel mehrfach Berichtigungen zukommen zu lassen. Freigebig lohnte er die Kunst der Schauspieler; stets trennte er die Sache von der Person. Er verlangte in erster Linie Gewissenhaftigkeit, und jede Nachlässigkeit fiel ihm sofort auf, da er selbst ganze Stellen aus den Dichtungen auswendig konnte.

Neben dem Theater ist die Architektur seine Lieblingsbeschäftigung geblieben, weshalb schon sein Großvater bei dem Knaben eine auffallende Aehnlichkeit „zwischen dem künftigen Ludwig II. und dem todten Ludwig I.“ zu finden glaubte. Aber auch sonst fehlte es den schaffenden Künstlern unter seiner Regierung nicht an Gelegenheit zur Anregung und zur Bethätigung. Die allgemeine Kunst- und Gewerbeausstellung in München 1876 bedeutet einen Markstein in der Geschichte des bairischen und deutschen Kunstgewerbes, und auch die Landesausstellung in Nürnberg 1882 brachte einen vollen Erfolg. Auf dem Gebiete der Plastik sind die bedeutendsten Leistungen unter Ludwig's Regierung das Goethemonument von Widnmann und das Denkmal Max' II. von Zumbusch in München, die Kreuzigungsgruppe auf dem Osterbichel von Halbig, ein Geschenk des Königs für Oberammergau. Durch den Ankauf seiner Medea befreite er den Maler Anselm Feuerbach aus drückender Noth, und auch später hat er es an öffentlicher Anerkennung für ihn nie fehlen lassen. Auch des Malers alten Onkel Ludwig Feuerbach befreite die königliche Gnade aus

Armuth und Elend. Noch 1882 spendete L. in hochherziger Freigebigkeit den durch die Ueberschwemmung heimgesuchten Gebieten in der Pfalz und in Unterfranken 40 000 Mk. aus seiner Privatschatulle. Wie weit des Königs Fürsorge für die Armen und Unterdrückten ging, beweist auch eine gelegentliche Aeußerung: „Die rechte Lösung der socialen Frage in meinem Lande würde ich für höher halten, als wenn ich durch Waffenruhm Herr von Europa werden könnte, und ich möchte nicht das Leben eines meiner Bürger für einen selbstsüchtigen Zweck zu verantworten haben“. Freilich, nach dem Attentat Kullmann's auf Bismarck in Kissingen (1874) mußte die Polizei in München die dortige Verbindung der socialdemokratischen Partei schließen, da ihre Thätigkeit die religiösen und gesellschaftlichen Grundlagen des Staates bedrohe, und unter dem Eindruck der Attentate auf Kaiser Wilhelm und den Zaren wandelte sich die Menschenscheu des Fürsten in Menschenfurcht und Verfolgungswahn. Zur Steigerung seiner inneren Unruhe und Angst trug auch der allmähliche Mangel an körperlicher Bewegung bei. Bei zunehmender Corpulenz wurden die Ritte durch die nächtlichen Spazierfahrten verdrängt, wie überhaupt vermöge einer ungesunden Stundeneintheilung immer mehr die Nacht zum Tage gemacht wurde. Nur eine Leidenschaft blieb ihm bis ans Ende treu, die Leidenschaft, zu bauen. Bei seiner Vorliebe für die bairischen Berge, die er mit allen bairischen Königen theilte, hat er seine Schlösser am liebsten am Saume des Gebirges oder inmitten der Alpenlandschaft erstehen lassen; aber eine Reihe von Schöpfungen hat auch die bauliche Entwicklung der Hauptstadt beeinflußt. Aus der Kriegsentschädigung wurden 2 Millionen für den Bau der Akademie der Künste verwendet, dessen Plan von dem Architekten des Polytechnikums, Neureuther, herrührt. Das Nationalmuseum wurde erst unter L. eingeweiht; um es immer mehr zu einer „Bildungsanstalt für Künstler, Gelehrte und insbesondere für Kunsthandwerker“ werden zu lassen, wurde mit den Sammlungen eine Gipsformatorei, eine photographische Anstalt und eine Fachbibliothek verbunden. Das Maximilianeum ward erst 1874 vollendet. In der Residenz wurde eine Reihe von Prunkräumen im Stile Ludwig's XIV. mit unerhörtem Luxus ausgestattet, und der neue Wintergarten entzückte die wenigen Besucher durch seine märchenhafte Gestalt. Auch die Bauthätigkeit in den Bergen ist doch schließlich der Allgemeinheit zu Gute gekommen. „Das Naturgroße, das Erhabene, das Naturschöne durch die Kunst zu idealisiren“ hat L. dabei als sein Hauptziel vorgeschwebt, und er selbst stand zu diesen Bauten im allerpersönlichsten Verhältniß. „Jedes Detail, ja jede Linie der Muster, jeden künstlerischen Gebrauchsgegenstand prüfte der König nach. Sein Scharfsinn, seine Erfindungsgabe, sein Sachverständniß, seine aufreibende Thätigkeit hierbei sind bewundernswerth.“ Nicht die zauberhafte Pracht und der feenhafte Zauber war es, die er um ihrer selbst willen suchte, sondern die stilistische Reinheit, mit der er dann alle seine Gedanken zumeist zu klarem Ausdruck zu bringen vermochte. So ist das Landhaus auf dem Schachen recht einfach gehalten, und an der überkommenen Behaglichkeit des Schlosses Berg wurde nie viel geändert. Herrenchiemsee ist eine treue Copie von dem Versailles Ludwig's XIV., für die bizarre Stilklitterung in Linderhof hat Klein-Trianon Pathe gestanden, Neuschwanstein ist im reinsten romanischen Stile gehalten. Der Plan zur Burg Falkenstein und sein byzantinisches Schloß, das ebenfalls unausgeführt blieb, berechtigen zu der Annahme, daß L. bei längerer Gesundheit auch von seiner Verehrung für den Stil Ludwig's XIV. wieder zurückgekommen wäre. Die Schwierigkeiten, in welche die Cabinetscasse durch die Ausgaben für das Bauwesen gerieth, haben dann die Krankheit Ludwig's zum unmittelbaren Ausbruch gebracht.

Schon 1877 hatte das Ministerium ein Memorandum gegen die theuren Bauprojecte in Chiemsee warm unterstützt, und der Chef der Cabinetscasse, v. Bürkel, drang wiederholt auf Ersparungen, mit dem Erfolg, daß ihm die finanzielle Regelung des Bauwesens entzogen wurde. Im Frühjahr 1884 beschaffte Finanzminister v. Riedel unter Bürgschaft des Prinzen Luitpold ein Anlehen von 7½ Millionen zur Tilgung der Schulden des Königs, der ihm jedoch schon am 29. August 1885 die Besorgung von weiteren 6½ Millionen auftrug. Im April 1886 hatten die Schwierigkeiten der Cabinetscasse einen solchen Grad erreicht, daß mehrfach Civilklagen gegen dieselbe gestellt werden mußten. Die mit den Parteiführern gepflogenen vertraulichen Verhandlungen wegen Aufnahme einer Staatsanleihe, wozu auch Bismarck gerathen hatte, verliefen resultatlos. Am 5. Mai erhob das Ministerium erneute Vorstellungen an L., in denen es vergeblich auf die Einschränkung der Ausgaben und die Nothwendigkeit eines Arrangements mit den Gläubigern hinwies. In den maßgebenden Kreisen hatte sich inzwischen die Vermuthung gebildet, daß L. geisteskrank und dadurch an der Ausübung der Regierung verhindert sei. Auf Grund eines erdrückenden, vom Staatsministerium selbst beigebrachten Actenmaterials gaben dann am 8. Juni 1886 vier eidlich vernommene Sachverständige, Gudden, Hagen, Grashey und Hubrich, ihr Gutachten einstimmig dahin ab, daß L. in sehr weit vorgeschrittenem Grade seelengestört sei und an Paranoia leide. Dieses Gutachten bildete die Grundlage für das weitere Vorgehen. Am 9. Juni begab sich eine Staatscommission, bestehend aus dem Minister v. Crailsheim, den Reichsräthen Graf Holnstein und Törring, dem Geheimen Legationsrath Dr. Rumpler, dem Cavalier des Königs, Baron Washington, den Irrenärzten Obermedicinalrath v. Gudden und Dr. Müller und einigen Pflegern, nach Hohenschwangau; sie mußte jedoch am Morgen des folgenden Tages vor Neuschwanstein unverrichteter Dinge umkehren. L., der von den Vorgängen in München bereits Kenntniß erhalten hatte und durch Alarmirung der Gensdarmerie und der Feuerwehr der umliegenden Orte Vertheidigungsmaßregeln traf, ließ ihr den Eintritt verwehren und die einzelnen Mitglieder, mit einer Ausnahme, nachher verhaften. Weitere Befehle Ludwig's blieben unausgeführt, und da am gleichen Tage in München die Proclamation der Regentschaft bekannt gemacht worden war, verfügte der Bezirksamtmann v. Füssen die Freilassung der Gefangenen. Wegen der erregten Haltung der Bevölkerung in Linderhof wurde nun Schloß Berg am Starnbergersee als Aufenthaltsort für den König in Aussicht genommen. Gudden begab sich daher neuerlich nach Neuschwanstein und es gelang ihm, den König zu überraschen und bald völlig zu beruhigen. Die Ueberführung nach Berg konnte ohne Schwierigkeit vor sich gehen, und die Nacht vom 12. zum 13. Juni verlief ruhig. Am Morgen des 13. Juni machte L. mit Gudden einen Spaziergang im Park des Schlosses, der am Nachmittag um 6½ Uhr wiederholt wurde; doch blieben das zweite Mal durch ein Mißverständniß die Pfleger zurück. Abends um 11 Uhr fand man die Leichen des Königs und Gudden's im See. Daß L. von langer Hand einen Selbstmordversuch vorbereitet hatte, den er auf dem Spaziergang zur Ausführung brachte, scheint unwahrscheinlich. Als guter Schwimmer hätte er kaum den Tod im Wasser gewählt; auch hatte er vor dem Ausgang reichlich gegessen und keine Erregung gezeigt. In ruhiger Stimmung war er sogar um sein Leben ängstlich besorgt, und nur in der Aufregung oder nach reichlichem Spirituosengenuß dachte er an Selbstmord. Es scheint daher der Gedanke zur Flucht erst im Laufe des Spazierganges in ihm aufgestiegen zu sein; Gudden suchte ihn daran zu hindern, indem er ihn an den Röcken faßte, aber L. schlüpfte aus denselben und sprang weiter in den an

dieser Stelle nicht sehr tiefen See. Da der Arzt von der Verfolgung nicht abließ, kam es zu einem Ringen zwischen den Beiden, in dessen Verlauf L. seinem Begleiter einen Schlag mit der Faust ins Gesicht versetzte und ihn so lange unter Wasser hielt, bis er bewußtlos oder tot war. Dann schritt er weiter in den See, wohl kaum um den Fluchtplan nun auszuführen, sondern um in plötzlicher Gemüthsaufwallung Selbstmord zu begehen.

Außer den Biographien von Bainville, Beyer, Brachvogel (in „Die Männer der neuen deutschen Zeit“ Bd. I), C. Heigel, Lampert, Steinberger u. A.: Röckl, K. Ludwig II. und R. Wagner; Hulsman, Karakters en Ideeën (Haarlem 1903); Dürck, Joh. Huber und Ludwig II. (Beilage z. Allg. Zeitung 1906, Nr. 118. 119); die Schriften von L. v. Kobell (Unter den vier ersten Königen Bayerns; König L. II. u. die Kunst; K. L. II. u. Fürst Bismarck im J. 1870; Kaiser Wilhelm u. K. L. II.); Possart, Die Separatvorstellungen K. L. II.; Denkwürdigkeiten von Delbrück, Mittnacht, Mohl, Hohenlohe u. A. Ueber die Katastrophe: F. C. Müller, Die letzten Tage König L. II. und am besten: Grashey in Gudden's ges. und hinterlassenen Abhandlungen. — Kammerverhandlungen u. Zeitungen.

Theodor Bitterauf.

Lutz *): Johann Freiherr von L., bairischer Staatsminister, geboren am 4. December 1826 als Sohn eines Volksschullehrers zu Münnerstadt in Unterfranken, † am 3. September 1890 zu Oberpöcking am Starnberger See. Nach einer theilweise harten Jugend und dem Besuch des von Geistlichen mitgeleiteten Gymnasiums in seiner Vaterstadt bezog er 1843 als Student der Rechte die Universität Würzburg, die er im Herbst 1848 wieder verließ, um an dem Landgerichte Gerolzhofen zu prakticiren. Nach Ablegung des Staatsconcurses, wobei er unter sämmtlichen Candidaten des Königreichs der erste wurde (1851), und mehrjähriger Verwendung in dem Bureau eines Advocaten erhielt er seine erste Anstellung am 5. November 1854 als Assessor bei dem kgl. Kreis- und Stadtgerichte Nürnberg, wo er auch als Bezirksgerichtsrath verblieb. Von seinem Gerichtsvorstand Dr. v. Seuffert wurde er im J. 1857 der in Nürnberg tagenden Commission zur Abfassung eines gemeinsamen deutschen Handelsgesetzbuches als Protokollführer vorgeschlagen; in dieser Eigenschaft veröffentlichte er 1858 die sehr umfangreichen Sitzungsprotokolle, und im gleichen Jahre siedelte er, als die von allen deutschen Staaten besuchte Conferenz zum Studium des Seerechts sich nach Hamburg begab, ebendahin über, bis zu ihrer Auflösung im Herbst 1860. Diese Thätigkeit lenkte zuerst den Blick des jungen Beamten auf die nationale Idee und auf internationale Fragen; zugleich gewann er durch seine umfassenden Kenntnisse und sein klares juristisches Urtheil in der deutschen Juristenwelt einen ehrenvollen Namen. In der Heimath bereitete er als Hülfsarbeiter im Justizministerium und Ministerialassessor in Gemeinschaft mit Dr. v. Seuffert das Einführungsgesetz des neuen Handelsgesetzbuches vor, zu dem er auch einen Commentar verfaßte; außerdem veröffentlichte er in den Jahren 1863—70 eine Sammlung der Einführungsgesetze sämmtlicher deutscher Staaten zum Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch. Am 1. Januar 1863 wurde er von König Max II. in das Cabinet berufen, bis er unter Ludwig II. im December 1866 zum Cabinetssecretär ernannt wurde. In dieser wichtigen Stellung lenkte er die Aufmerksamkeit des Fürsten Hohenlohe auf sich, der ihn nach dem Rücktritt Bomhardt's vom 1. October 1867 an an die Spitze des Justizministeriums brachte. Schon früher hatte ihn Minister Koch als Cultusminister in Aus-

*) Zu Bd. LII, S. 137.

sicht genommen; am 20. December 1867 nach dem Abgang des Herrn v. Gresser übertrug ihm Ludwig II. auch das Portefeuille des Inneren für Kirchen- und Schulangelegenheiten, das er bis zu seiner Pensionirung beibehielt. Das Justizministerium trat L. schon am 21. August 1871 an Fäustle ab; die Arbeiten, die er in diesem Ressort zu leisten hatte, bezweckten hauptsächlich die Reform des Civilprocesses in Baiern, wurden aber schon nach wenigen Jahren durch die deutsche Civilproceßordnung wieder beseitigt. Seit der Entlassung Hohenlohe's übte L. einen stets steigenden Einfluß auf die gesammte Staatsregierung — Bismarck bezeichnete ihn schon 1870 als die tête forte im Ministerium — bis er nach dem Abgange v. Pfretzschner's am 5. März 1880 zugleich den Vorsitz im Ministerrathe erhielt. 23 Jahre hindurch hat er unter den schwierigsten Verhältnissen zum Segen für das Land und die Krone als einer der bedeutendsten bairischen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts die Stellung eines Ministers bekleidet.

Dem Programm Hohenlohe's zugethan, war L. von der Unmöglichkeit der Fortsetzung einer großdeutschen Politik nach 1866 und von der Unhaltbarkeit der durch den Frieden geschaffenen Zustände überzeugt; aber als Baier wünschte er bei der Verwirklichung des kleinen Deutschlands die Schonung der berechtigten Eigenthümlichkeiten seines Vaterlandes. In diesem Sinne nahm er im Herbst 1870 an den Münchener Besprechungen mit Delbrück Theil, und am 20. October begab er sich mit den Ministern Graf Bray und v. Pranckh zu weiteren Verhandlungen mit Bismarck nach Versailles. Der Versailler Vertrag vom 23. November 1870, den er nachher auch in der Kammer der Abgeordneten in glänzender Rede am 14. December vertheidigt hat, ist in wesentlichen Theilen sein eigenstes Werk, in dem er die Grenze zu ziehen verstand zwischen dem, was Baiern vermöge seiner Machtstellung nicht aufgeben, und dem, was das Reich als solches nicht entbehren konnte. Auch in der Folge ließ L. an der Reichstreue der bairischen Regierung niemals Zweifel aufkommen, wenn er darunter auch keineswegs die bedingungslose Bejahung aller vorkommenden Fragen verstand. Da auch Bismarck auf die Verhältnisse des zweitgrößten Bundesstaates stetig Rücksicht nahm, gelang es L., durch die erreichten Vortheile die Gunst seines Königs in immer höherem Maße zu gewinnen und die Einflüsse einer ausgesprochen reichsfeindlichen Richtung auf Ludwig II. zu paralysiren.

Als Cultusminister hatte L. nach der Annahme des Syllabus und des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das vaticanische Concil am 9. August 1870 den römischen Neuerungen das placetum regium versagt; aber eine offene Kriegserklärung an die ultramontane Partei war erst seine Beantwortung der Interpellation Herz am 14. October 1871. In der Besorgniß, „daß die Regierung sich doch vielleicht zuletzt der ultramontanen Partei gegenüber nicht werde halten können“, hatte er schon vorher Bismarck seinen Wunsch zu erkennen gegeben, „daß die kirchlichen Fragen auch im Reichstage zur Sprache kommen und daß in diesem Falle das bairische Gouvernement durch die Stellung der Reichsregierung in seinem jetzigen Kampfe gegen die ultramontane Partei gekräftigt und gestützt werden wird“. Als Bismarck als den geeigneten Ort zur Erörterung dieser Frage den Bundesrath erklärte, gab L. die Anregung zu dem sogenannten Kanzelparagraphen (§ 13a des deutschen Strafproceßgesetzes), wonach mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren die Geistlichen bestraft wurden, die in Ausübung ihres Berufes an geweihter Stätte Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstande einer Erörterung machten. Als Vertreter des Bundesraths hat L. selbst diese „lex Lutziana“

in einer seiner bedeutendsten Reden vor dem Reichstag mit Erfolg begründet. Trotz des Hinweises auf ähnliche Strafbestimmungen in den Gesetzen anderer Länder wird man heute die Zweckmäßigkeit dieses Paragraphen in Zweifel ziehen dürfen. Aber der Grundgedanke von L., der Kirche nicht durch Verwaltungsmaßregeln und polizeiliche Institutionen auf den Leib zu rücken, sondern den Priester als Staatsbürger einer Disciplin zu unterwerfen, die ihm die Ausdehnung seiner Gewalt über den Glauben hinaus auf das Gebiet der weltlichen Obrigkeit unmöglich machte, war durchaus richtig, und nur durch die Umsicht seines Cultusministers blieben Baiern die Formen erspart, die der Culturkampf in Preußen annahm. Persönlich kein Feind der Kirche und mit ihren hervorragendsten Dienern in vertrautem Verkehr, suchte L. allen billigen Forderungen der katholischen Kirche jederzeit gerecht zu werden. Mit bewundernswerther Elasticität und einer unermüdlichen, schlagfertigen Beredsamkeit ausgestattet, wußte er mit außerordentlicher Geistesschärfe und einer seltenen Kunst, auch die verwickeltsten Materien in allgemein faßlicher Form zu erörtern, den einmal eingenommenen Standpunkt auch vor dem Parlament wirksam zu vertreten. Nur selten verstieg sich der im Grunde seines Herzens durchaus wohlwollende, im persönlichen Verkehr äußerst liebenswürdige Mann unter dem wüthenden Ansturm seiner politischen Gegner, die ihn in immer neuen Anläufen (1872, 1874, 1875 u. s. w.) zu stürzen suchten, zu schärferen Redewendungen, die an Bismarck's Diction erinnern. Bei allen seinen Handlungen hielt er sich stets in der Defensive, und niemals trieb er ein Princip auf die Spitze. Die Bischöfe, die sich dem placet nicht unterwarfen, blieben straffrei, weil im bairischen Staatsrecht kein Mittel angegeben war, sie zur Verantwortung zu ziehen. L. hielt es für wirksamer, bei den zahlreichen Vacanzen friedliebende Priester in den Episcopat zu bringen. Die Verordnung vom 29. August 1873 über die Errichtung von Volksschulen und die Bildung der Schulsprengel wurde zehn Jahre später, am 26. August 1883, sehr wesentlich im Sinne der Confessionsschulen verändert. Auch den Altkatholiken gegenüber hat die Regierung ihren von Anfang an vertretenen Standpunkt, der übrigens von einer besonders eingesetzten Rechtscommission getheilt wurde, später modificirt. Vereinzelte Mißgriffe, die vorkamen, beruhten niemals auf dem Mangel an Objectivität. Die Charakterfestigkeit des Ministers zwang auch dem politischen Gegner Achtung ab, und Papst Leo XIII. stellte ihm in einem öffentlichen Schreiben das Zeugniß eines „vir probus et sapiens“ aus. Die Universitäten und die Volksschulen hatten L. vieles zu danken; auf einzelnen Gebieten, z. B. in der Kunst, hätte sich wohl mit größeren Hülfsmitteln und in ruhigeren Zeiten mehr erreichen lassen; aber die Regierung konnte bei ihrer Stellung zur Kammer nur das Erreichbare erstreben.

Im ganzen verdankte L. seine Erfolge der eigenen staatsmännischen Begabung und dem unbedingten Vertrauen seines Königs, der alle wichtigeren Schritte seines ersten Rathgebers mit immer neuen Beweisen seiner Huld, durch Handschreiben, Ordensverleihungen u. s. w. begleitete. Aber auch das Härteste blieb L. nicht erspart, daß er selbst gegen den Fürsten vorgehen mußte, der ihm den erblichen Freiherrnstand des Königreichs und den Hubertusorden verliehen hatte. Allein auch in dieser schwersten Krise, die dem bairischen Staat in neuerer Zeit beschieden war, verließ den erprobten Staatsmann die Besonnenheit nicht. So vollzog sich die Einsetzung der Regentschaft in vollkommen gesetzlicher Weise, und der Tadel, der nach der Katastrophe von Berg vereinzelt laut geworden war, verstummte, als L. den Kammern das Material zur Kenntnißnahme der einzelnen Vorgänge vorlegte. Prinz

Luitpold nahm die erbetene Entlassung des Gesammtministeriums nicht an, und L. setzte auch unter der Regentschaft den Forderungen seiner politischen Gegner ein unerschütterliches non possumus entgegen, bis zunehmende Krankheit ihn zwang, um seinen Abschied einzukommen. Derselbe wurde ihm am 31. Mai 1890 in der ehrenvollsten Form ertheilt; aber er sollte der Ruhe nicht lange sich freuen. Am 3. September 1890 erlöste ihn der Tod von qualvollen Leiden.

Nach seiner äußeren Erscheinung war L. von mittelgroßer, gedrungener Gestalt; sein scharfgeschnittenes, geistvolles Gesicht überragte eine hohe, breite Stirne; hinter der Brille bargen sich lebhaft blickende Augen. Ein schwarzer Schnurrbart umrahmte den Mund; das dunkle Haupthaar war frühzeitig von der Stirne zum Scheitel zurückgewichen. Vermählt war er drei Mal; während seine dritte Ehe mit der Wittwe des Finanzraths Riedinger kinderlos blieb, erhielt er von seiner ersten Gemahlin, Caroline Reuß, eine Tochter und einen Sohn, aus zweiter Ehe mit A. v. Schmidt-Osting zwei Söhne.

Kammerverhandlungen und Zeitungen. — Rittler, Triumph eines modernen Staatsmannes. Jubiläumsgabe auf den Tisch S. E. des Herrn Staatsministers Dr. v. Lutz. München 1880. — Minister Freiherr v. Lutz vor dem Richterstuhle Gottes. Traum des Milchmannes Simon Placet. Erzählt von ihm selbst. München o. J. — Brachvogel, Die Männer der neuen deutschen Zeit III, S. 333—390. — v. Eisenhart im 52. und 53. Jahresbericht des histor. Vereins von Oberbayern, S. 137—141. — v. Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrath I, S. 137—140.

Th. Bitterauf.

Mendelssohn-Bartholdy*): Karl M.-B., Historiker, geboren am 7. Februar 1838 in Leipzig, † zu Brugg in der Schweiz am 23. Februar 1897. Als ältestes Kind des Tonmeisters Felix M.-B. (s. A. D. B. XXI, 327 f.) aus seiner Ehe mit Cécile Jeanrenaud erfuhr der begabte Knabe früh den Wandel des Geschicks: im zehnten Jahre verlor er den berühmten Vater, im sechzehnten ward ihm auch die Mutter entrissen. Seine Erziehung und Ausbildung wurde in Berlin vollendet, wo er das französische Gymnasium besuchte und sich zugleich in den mannigfachen Culturtraditionen des Hauses Mendelssohn befestigte. Ostern 1857 begab er sich zu juristischen Studien nach Heidelberg und genoß in Jugendlust das akademische Leben als Mitglied, bald als Leiter der wiederhergestellten Burschenschaft Alemannia. Er war ein tüchtiger Schläger, in den Ferien rüstiger Alpenbesteiger, überhaupt frisch und liebenswürdig, körperlich schön, geistig fein und regsam. Schon im Juli 1859 bestand er die juristische Doctorprüfung und ließ ihr gegen die Heidelberger Sitte noch eine schätzbare kirchenrechtliche Abhandlung folgen: de monitione canonica (Heidelberg 1860). Längst aber hatte sich sein eigentliches Interesse der Historie zugewandt; es waren die Tage der mächtigsten Wirksamkeit Häusser's, der auch M. immer als freilich unerreichbares Vorbild charaktervoller Beredsamkeit vorgeschwebt hat. Durch ihn fühlte er sich zur Beschäftigung mit der neuesten Geschichte hingezogen, die Anregung aber zur Wahl eines bestimmten Stoffs empfing er von Gervinus. Dieser brauchte für seine Geschichte des 19. Jahrhunderts wissenschaftliche Handlanger, die ihm die umfassende Lectüre fremdsprachlicher Quellen durch Auszüge des Wesentlichen ersparen sollten. In der Familie seines Freundes Fallenstein, mit der M. von Mutterseite her nahe verwandt war, lernte er den hoffnungsvollen Studenten kennen und warb ihn zu Vorarbeiten für die Geschichte der griechischen Befreiung an. Mit Eifer warf sich

*) Zu Bd. LII, S. 316.

M. auf das Studium des Neugriechischen und bewältigte während seines militärischen Dienstjahres in Berlin und im Winter 1861/62 in Göttingen, wo er im Waitz'schen Seminar den letzten historischen Schliff erhielt, die gestellte Aufgabe zu Gervinus' voller Zufriedenheit. Allein der Gegenstand hielt ihn fest. Er erkor das Leben des Grafen Kapodistrias, das Gervinus nur gestreift hatte, zum Thema für eine Monographie, zu der er das Material in München, London, Korfu und Athen zusammenbrachte. 1864 erschien (in Berlin), Gervinus zugeeignet, die stattliche Schrift: „Graf Johann Kapodistrias"; gleich ansprechend durch Inhalt und Form, erweckte sie die günstigsten Erwartungen. Durch sie erlangte M., nachdem er inzwischen auch den philosophischen Doctorgrad erworben, nicht nur die venia legendi für neuere Historie in Heidelberg; sie war es auch, die den Verleger S. Hirzel bewog, ihm für seine „Staatengeschichte der neuesten Zeit" die moderne Geschichte Griechenlands zu übertragen. Mit Vergnügen nahm er den ehrenden Antrag an.

Mit sechsundzwanzig Jahren sah sich M. so auf ebener Bahn, die ihm leider kaum ein Jahrzehnt zu wandeln beschieden war. Als Docent kam er rasch vorwärts: 1867 zum außerordentlichen Professor ernannt, ward er 1868 als Ordinarius nach Freiburg im Breisgau berufen. Er las mit wachsendem Zulauf, wiewohl ihm als Lehrer ein starker, männlicher Eindruck von Natur versagt war. Es waren größtentheils Häusser'sche Vorwürfe: revolutionäres und napoleonisches Zeitalter, deutsche Geschichte; daneben als Besonderheit moderne, ab und zu auch antike Geschichte Griechenlands. Zumal in seinen Uebungen hat er mehrfach Thucydides oder Polybius, wohl auch Aristophanes zur Unterlage genommen. Seine Forscherarbeit galt unablässig der übernommenen Leistung, doch hat er lockende Abschweifungen keineswegs verschmäht. Noch zweimal besuchte er vor 1870 für den ersten Band seiner Geschichte Griechenland selbst und erhob sich zu vollkommener Beherrschung der Litteratur über den hellenischen Freiheitskampf. Als glückliches Ereigniß hieß er 1867 die endlich erfolgte Veröffentlichung der längst gedruckten „Geschichte des Abfalls der Griechen" vom Freiherrn v. Prokesch-Osten willkommen, dem wichtigsten zeitgenössischen Berichterstatter. Zu tieferem Einblick in die diplomatische Geschichte seines Gegenstandes befähigte ihn außerdem die auf persönliche Verwendung des Grafen Beust erhaltene Erlaubniß zur Benutzung der Wiener Ministerialarchive. Und hier nun reizte die problematische Persönlichkeit eines Gentz sein Talent für psychologische Charakteristik dazu an, ihr eine fein umrissene Studie zu widmen, die er 1867 als „Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert" Waitz „in dankbarer Verehrung" darbrachte. Im folgenden Jahr begründete er sie durch den (zweibändigen) Abdruck der Briefe von Gentz an Pilat, die er in Wien käuflich an sich gebracht hatte. Zu ähnlichen, freilich weit geringhaltigeren Publicationen — aus der Correspondenz des preußischen Generalpostmeisters v. Nagler — bot M. später (1869 und 1873) Ernst Kelchner bereitwillig die Hand. In den Wiener Archiven aber zogen auch die Vorgänge des Rastatter Congresses beiläufig seine Theilnahme auf sich. Im Zusammenhang damit gab er die ersten authentischen Aufschlüsse über die Conferenzen zu Seltz (Hist. Zeitschr., Bd. 23); während das Räthsel des Gesandtenmordes ihn zu einem effektvoll geschriebenen, negativ glücklichen, positiv verfehlten Lösungsversuch verleitete, den er hernach in krankhaft gereiztem Tone gegen einen untergeordneten Angriff vertheidigen zu müssen glaubte (Heidelberg 1869).

Mittlerweile war die Arbeit an Mendelssohn's Hauptwerk so weit gediehen, daß er im Frühjahr 1870 den ersten Band seiner Geschichte Griechenlands herausgeben konnte, der die Erhebung der Nation aus türkischer Knechtschaft

bis zur Seeschlacht bei Navarin (1827) erzählt. Das Buch des Zweiunddreißigjährigen wurde mit entschiedenem Beifall begrüßt. Vollständige Kenntniß der Quellen für die populäre Seite der Begebenheit, hinreichende Kunde von ihren Beziehungen zur hohen europäischen Politik verbindet sich mit gesundem historischen Urtheil und deutlicher, von warmer, jedoch unverblendeter Sympathie begleiteter Anschauung des Landes und der Leute. Die großen Schwierigkeiten der Composition sind unmerklich überwunden, die Schilderung ist lebendig und farbenreich, wenn sich auch das Ebenmaß eines echt historischen Stils, die Wirkung einer völlig ausgereiften Persönlichkeit des Autors noch vermissen läßt. In der Sammlung, der es angehört, darf sich — von der späteren genialen Leistung Treitschke's natürlich abgesehen — das Buch Mendelssohn's getrost neben die besten Werke, die der Baumgarten und Pauli, der Springer und Rosen stellen. Auch die vordem gefeierte Darstellung des griechischen Aufstandes bei Gervinus erschien nun inhaltlich großentheils veraltet. Unverzüglich ging M. an die Fortsetzung des Werks, die er nur einmal aus Pietät unterbrach, um das anmuthige Büchlein „Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy" (Leipzig 1871) zu verfassen. Für den zweiten Band, der bis zur Großjährigkeit König Otto's (1835) reicht, konnte er zunächst seine eigene Darlegung der Verwaltung von Kapodistrias vielfach verwerthen. Im übrigen besuchte er 1872 Griechenland zum vierten Mal; andererseits thaten sich ihm neben den Wiener Archiven nun auch die Berliner auf. So begegnete denn der zweite Band 1874 der gleichen Zustimmung; die Kritik fand sogar, daß er mehr aus einem Gusse sei, und für die dreißiger Jahre brachte er des werthvollen Neuen genug. Aber M. selbst vernahm von solchem Lobe nichts mehr. Schon seit einigen Jahren hatte sein zartes Nervensystem an Erschütterungen gelitten. Der Tod seiner ersten Gemahlin, einer Mannheimerin Namens Bertha Eißenhardt, die ihm nach kurzem Glück bei der Geburt einer Tochter im März 1870 entrissen ward, verstörte ihn aufs tiefste. Auf jener letzten Fahrt nach Hellas fand er den Lebensmuth wieder; er schloß eine zweite Ehe mit Fräulein v. Merkel aus Karlsruhe. Doch schon 1873 zeigten sich von neuem nervöse Erregungen, sodaß er auf ärztlichen Rath seine Lehrthätigkeit einstellte. Ein schweres Gemüthsleiden brach aus, und im Frühjahr 1874 nahm ihn die Pflegstätte auf, an der ihn erst nach dreiundzwanzig Jahren ein sanfter Tod erlöste. In zeitlich eng begrenzter Wirksamkeit hatte er dem väterlichen Namen neue Ehre bereitet. Noch die jüngsten Darstellungen der modernen Geschichte Griechenlands beruhen in den einschlagenden Partien wesentlich auf Karl Mendelssohn's historischer Forschung und Kunst.

Aug. Thorbecke, Karl Mendelssohn-Bartholdy. Badische Biographien V, 553 f. Heidelberg 1906. D. R.

Meyer *): Jürgen Bona M., Philosoph, geboren am 25. October 1829 in Hamburg, † zu Bonn am 22. Juni 1897. Als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns wuchs er in Hamburg auf und besuchte 1842—49 das dortige Johanneum. Im Herbst 1849 ging er nach Bonn, um dort Medicin und Naturwissenschaften zu studiren, wandte sich jedoch bald über die letzteren zur Philosophie hinüber, deren Studium er seit 1851 in Berlin, vornehmlich unter Trendelenburg, fortsetzte. Hier ward er im Sommer 1854 auf Grund einer Dissertation „de principiis Aristotelis in distributione animalium adhibitis" zum Doctor der Philosophie promovirt. Dem gleichen Gegenstand widmete er im folgenden Jahr ein größeres Werk: „Aristoteles' Thierkunde;

*) Zu Bd. LII, S. 340.

ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und alten Philosophie" (Berlin 1855). Inmitten der Mannichfaltigkeit der empirischen Naturbetrachtung des antiken Meisters erkennt das Buch scharfsinnig dessen philosophisches System in seinen Grundzügen wieder. M. wurde darauf zur Mitarbeit an dem Aristotelesindex herangezogen, den die Berliner Akademie herstellen ließ, und übernahm dafür die naturwissenschaftlichen Artikel. Mittlerweile hatte er 1855 einen längeren Aufenthalt in Paris genommen, um sich mit der modernen französischen Philosophie vertraut zu machen, und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Privatgelehrter nieder. Doch war er keineswegs gesonnen, sich in einsame Studien zu vergraben. Schon im Winter 1856 bestimmte ihn die materialistische Bewegung jener Jahre zu öffentlichen Vorträgen am Hamburger akademischen Gymnasium, die er unter dem Titel: „Zum Streit über Leib und Seele; Worte der Kritik" — das heißt wesentlich der Kantischen — im Druck erscheinen ließ. Eine weitere Reihe von Vorträgen faßte er gleichzeitig in der Schrift: „Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung" zusammen. Daneben stellte er sich rührig in den Dienst der verschiedensten örtlichen Culturbestrebungen: Kunsthalle, Schillerdenkmal, Volksbibliothek, kaufmännische Fortbildungsanstalt u. dgl. m., wofür er zugleich als Mitherausgeber des Hamburgischen Wochenblatts zu wirken suchte. Mit besonderer Theilnahme begleitete er die Sache der Schulreform, die er in mehreren Schriften zu fördern beflissen war, so: „Staat und Kirche im Streit über die Schule in Hamburg" (1861), „Grundzüge der Schulreform unserer Zeit mit Rücksicht auf die Geschichte des Schulwesens in Hamburg" (1861), „Religionsbekenntniß und Schule" (1863). Schon 1860 hatte er auch „Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten" veröffentlicht.

Den Wunsch, sich selbst als Universitätslehrer zu versuchen, verwirklichte M. erst nach längerem Schwanken mit dreiunddreißig Jahren im Herbst 1862 durch seine Habilitation als Privatdocent der Philosophie in Berlin. Er traf auf günstige Umstände. An Stelle des altersschwachen Hegelianers Henning wurden ihm alsbald auch die philosophischen Vorlesungen an der Kriegsakademie übertragen. Zu Anfang 1867 gab Trendelenburg, verstimmt durch eine neue Prüfungsordnung, seine Stelle in der Commission für das Oberlehrerexamen auf, und M. erhielt sie; infolge dessen wuchs die Zahl seiner Zuhörer beträchtlich an. Bald darauf, im Frühjahr 1868, ward er als ordentlicher Professor auf den Lehrstuhl des jüngst verstorbenen Brandis nach Bonn berufen. Er vermählte sich mit Agnes, geborener Mosson, Wittwe des Malers Reimer, erwarb Haus und Garten am Rhein und trat mit einer Rede über „die Gemeinschaft der Facultäten" (Bonn 1869) in den Kreis der rheinischen Universität, dem er bis an sein Lebensende zugehörte; 1887/88 hat er das Rectorat bekleidet. Er war ein vielfach anregender, kenntnißreicher Lehrer. In seinen historisch darstellenden Collegien über Philosophie bekannte er sich im allgemeinen zur Kantischen Richtung; von systematischen Disciplinen stand die Psychologie im Vordergrund seines Interesses. Besonderen Fleiß verwandte er auf die Lehre der Pädagogik und ihrer Geschichte; zahlreichen Zulauf hatte sein Publicum über akademisches Leben und Studium, das er regelmäßig für Hörer aller Facultäten las. Hier erschien er in seiner ganzen Natur: ein kleiner, freundlich ausschauender Mann mit langem, blondem Haar und Bart; wohlwollend, zumal der Jugend gegenüber; idealistisch und optimistisch gesinnt, freilich mehr aus einem Bedürfniß des Gemüths, als aus dem seines vorsichtigen, mitunter unschlüssigen Verstandes.

Der zünftigen Wissenschaft ist, von kurzen Referaten in Journalen ab=

gesehen, aus späteren Jahren nur noch eine Schrift Meyer's zuzurechnen, die er zu Anfang seiner Bonner Zeit ausarbeitete: „Kant's Psychologie" (Berlin 1870). Als umsichtige Untersuchung der psychologischen Grundlage und Methode des Kantischen Kriticismus hat sie dauerndes Verdienst. Im übrigen ergab er sich grundsätzlich mehr und mehr einer populärwissenschaftlichen Schriftstellerei. Sein Ideal war, die Culturbestrebungen des Zeitalters der Aufklärung vom höheren Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus zu erneuern, Wissenschaft und Volksbildung in nähere Beziehung zu setzen. Insbesondere hielt er es für die Aufgabe des Philosophen, wichtige Probleme der Welt- und Lebensauffassung gemeinverständlich zu beleuchten. In unbeirrter Zuversicht verfolgte er vielgeschäftig dies Ziel in Vorträgen und Aufsätzen, mit denen er Zeit- und Vereinsschriften jeglicher Art bedachte. Bisweilen faßte er auch ganze Reihen populärer Aufsätze litterarisch zusammen; so namentlich in den „Philosophischen Zeitfragen" (Bonn 1870), die 1874 eine zweite Auflage erlebten. Hier wurde neben älteren Themen, wie Kraft und Stoff, Seele und Leib, Willensfreiheit u. dgl. die damals neue Darwin'sche Theorie mit ihren Consequenzen nachdenklich erörtert. Unter dem Namen: „Probleme der Lebensweisheit" reihte er ein andermal (Berlin 1887) Betrachtungen psychologischer und ethischer Natur aneinander, die sich mehrfach mit Erziehungsfragen berühren. Die Pädagogik selbst in einem großen und umfassenden Werke zugleich systematisch und historisch darzustellen, schwebte M. Jahre lang als Hauptzweck seines Lebens vor. Doch kamen davon nur einzelne Beiträge zur „Bibliothek pädagogischer Classiker" zu Stande, wie „Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Aeußerungen aus dem Französischen übersetzt mit einer Abhandlung über Friedrichs d. Gr. Schulregiment" (Langensalza 1885) und „Milton's pädagogische Schriften und Aeußerungen, mit Einleitung und Anmerkungen" (ebenda 1890). Die übrigen Schriften pädagogischen Inhalts aus den siebziger und achtziger Jahren dienen mehr dem praktischen Zweck der Propaganda und der Agitation.

Denn mit erhöhtem Eifer warf er sich, wie einst in Hamburg, so am Rhein in die öffentliche Bewegung der Geister, die sich um die Fragen der Volksbildung und des Schulwesens drehte. Der 1871 gegründeten Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung trat er sofort bei, seit 1872 fungirte er als Mitglied ihres Centralausschusses. Von 1872—76 war er Vorsitzender des Verbandes der Bildungsvereine Rheinlands und Westfalens und wirkte als solcher für Fortbildungsschulen, Volksbibliotheken und Simultanschulwesen; dem localen Bonner Bildungsvereine, den er 1871 mit begründen half, hat er ebenfalls ein Jahrzehnt lang präsidirt. Der Titel einer seiner Flugschriften: „Zum Bildungskampf unserer Zeit" (Bonn 1875) klingt an Virchow's Schlagwort vom Culturkampf an; und in der That nahm M., der örtlichen Situation gemäß, aufs lebhafteste gegen den kirchlichen Ultramontanismus Partei. Er war Ausschußmitglied des von Sybel in streitbarem Sinne begründeten „Deutschen Vereins" und gehörte bis 1884 zum nationalliberalen Provinzialcomité. Mit der versöhnlichen Wendung der preußischen Kirchenpolitik war er durchaus nicht einverstanden und zählte seitdem zu den stillen Zweiflern an Bismarck's staatsmännischer Größe. Auf seine Anregung ward im Januar 1881 der liberale Schulverein Rheinlands und Westfalens gegründet, der sich zur Aufgabe setzte, das unter dem Ministerium Falk Errungene zu behaupten; auch in diesem Verein übernahm M. den Vorsitz und gab seit 1883 dessen Monatsblatt in Bonn heraus. Unermüdlich ergriff er das Wort in dieser seiner Herzensangelegenheit, wie die folgenden Namen seiner litterarischen Producte beweisen: „Die Simultanschulfrage" (1880); „Die Be-

handlung der Schule auf den letzten Generalsynoden Rheinlands und Westfalens" (1881); „Der Kampf um die Schule; historische und pädagogische Erörterungen über die Fragen: Staatsschule oder Kirchenschule? Religionsunterricht und Staatsschule?" (Bonn 1882); „Die angebliche sittliche Verwilderung der Jugend unserer Zeit und die behauptete Mitschuld der Schule an derselben" (Bonn 1884). In den neunziger Jahren neigte er wieder mehr beschaulichen Interessen zu; er dachte an eine Generalrevision seiner philosophischen Ueberzeugungen, als ihn im Januar 1895 ein erster Schlaganfall traf. Seitdem siechte er dahin. Seine näheren Freunde bewahrten seiner Liebenswürdigkeit ein gutes Andenken.

Theodor Lipps in A. Bettelheim's Biographischem Jahrbuch u. Deutschem Nekrolog II, 397—400. — Eigene Erinnerungen. D. R.

Nagel *): Lorenz Theodor N. (nicht Theodor Lorenz), geboren in Schwabach 1828, ein Sohn des dortigen Conrectors, † als Secretär der Gewerbekammer in Hamburg am 13. September 1895. Da der Vater als Studienlehrer nach Nürnberg versetzt worden war, beendete N. hier seine Gymnasialstudien und zwar mit „Auszeichnung", um von 1845—48 in Erlangen Philosophie zu studiren und in Leipzig 1848—49 Jura. Er war eifriger Burschenschafter, schwärmte für die deutsche Einheit und wurde mit seinen Freunden, zu denen u. a. auch der Finanzminister Miquel und der Parlamentarier Wehrenpfennig gehörten, in die Wirbel des Revolutionsjahres 1848 hineingezogen. An den Barrikadenkämpfen in Dresden nahm er nach seinem eigenen Geständniß Theil als „ungefährlicher Freiheitskämpfer", da seine Kurzsichtigkeit ihn zwang, ins Blaue zu schießen. In München vollendete er seine juristischen Studien und arbeitete dann eine Zeitlang als Rechtsconcipient in Nördlingen. Dann übernahm er 1854 in Braunschweig die Redaction der „Blätter der Zeit", eines Organs der „Nationalen Demokratie". Als nach einem Jahre dies Blatt unterdrückt wurde, wandte er sich nach Wiesbaden, fand dort, ohne seine publicistische Thätigkeit aufzugeben, Beschäftigung im Bureau des Anwaltes Wilhelmi und erwarb sich hier den Ruf eines geschickten, fleißigen und zuverlässigen Anwalts.

Nagel's Ansichten über die Mittel und Wege zur Einigung Deutschlands hatten sich seit 1848 abgeklärt. Die Extravaganzen des Radicalismus hatte er zur Genüge kennen gelernt, als bewußter und warmer Protestant konnte er nicht für die Hegemonie des katholischen Oesterreichs schwärmen, als nüchterner und scharfblickender Politiker sich ebensowenig für die sogenannte Triasidee begeistern, und obwohl geborener Bayer, stand ihm Preußens Beruf zur Führung und Sammlung Deutschlands fest. In verschiedener Weise arbeitete er zunächst für die Aufgaben des 1859 von Rud. v. Bennigsen und Brater gegründeten Nationalvereins, zunächst 1860 auf ein Jahr als Secretär desselben in Coburg, dann 1863 als Redacteur der von Brater gegründeten „Süddeutschen Zeitung" in Frankfurt a. M.; endlich vom März 1865 als Geschäftsführer und Ausschußmitglied des Vereins bis zu dessen Auflösung im November 1867. Obgleich seit dem 21. October desselben Jahres mit der Wittwe des Kaufmanns Koch in Oberursel bei Frankfurt, Frau Wilhelmine Johannette geb. Lamsbach verheirathet, hat er seinen Wohnsitz mehrfach gewechselt, sich auch u. a. 1863 in Bonn zu theologischen und philosophischen Studien aufgehalten.

Es wäre eine Verkennung Nagel's, den vielfachen Wechsel seiner Beschäftigung auf Unbeständigkeit oder eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit zurückführen zu wollen. N. war eine tief innerliche Natur, den, wie sein Freund

*) Zu Bd. LII, S. 571.

Jul. Eckardt sagt, ein mystisch-philosophischer Zug immer wieder zur Vertiefung in religiöse und metaphysische Fragen hinleitete. Hiermit verband er einen durchdringenden Scharfsinn in seinen Forschungen, die ihm Herzenssache waren. Wie er sich bisher der Politik zugewandt hatte, so erkannte er auch, schon ehe sich die sogenannten Kathedersocialisten 1872 mit den socialen Fragen beschäftigten, daß diese namentlich von Lassalle damals aufgestellten Probleme nicht durch Schulze-Delitzsch'sche Kleinbürgervereine zu lösen seien. J. H. Wichern hatte schon längst in den „Fliegenden Blättern des Rauhen Hauses" auf die Noth der Arbeiter hingewiesen und auf die Gefahren, die aus derselben durch eine glaubenslose Demokratie der bestehenden Gesellschaftsordnung drohten. Auf dem 15. Congreß für Innere Mission 1869 hatte der Nationalökonom Prof. Nasse in Bonn einen Vortrag gehalten über den Antheil der Inneren Mission an der Lösung der Arbeiterfrage. Infolgedessen beschloß im Juni 1870 eine Conferenz unter Nasse's Vorsitz zu Rheineck, der Wichern und Bethmann-Hollweg nebst hervorragenden Arbeitgebern wie Stumm aus Neunkirchen, Delius aus Bielefeld, Carl Sarrasin aus Basel beiwohnten, die Herausgabe der Zeitschrift „Concordia", die sich mit Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter, der Wohnungsfrage, Invalidenwesen derselben, Unterricht der Kinder u. a. befassen sollte. N. wurde zum Redacteur der Concordia gewählt, „die Jahre hindurch eine weithin anerkannte Wirksamkeit entfaltet hat" (Fr. Oldenberg, J. H. Wichern. Hamburg 1887, Bd. II, 365/67).

Die Herausgabe der „Concordia" führte N. von 1870—1876 nach Berlin. Hier knüpfte er auch Verbindungen mit der Leitung des „Hamburgischen Correspondenten" an. Zunächst suchte er aber in den Jahren 1877/79 in Süddeutschland und in Heinrichsbad in Appenzell Sammlung und Erholung nach der aufreibenden Thätigkeit eines Redacteurs. In Erlangen hielt er sich zu Studien zeitweise auf. Die Frucht derselben ist das leider nur im ersten Theile erschienene Werk: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit", Gotha 1881, 1. u. 2. Auflage. Dem Werke ist ein offener Brief an Rudolf v. Bennigsen vorgedruckt. Dieser war, als N. eingehend mit ihm philosophische Fragen discutirte, ein Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie gewesen, während N. erfüllt war von den kirchlichen Aufgaben der Zeit. Die Verschiedenheit der damaligen Standpunkte beider behinderte aber nicht die gegenseitige hohe Anerkennung. Nagel's Werk machte berechtigtes Aufsehen. Den Inhalt kurz zusammenfassend kann man sagen, daß es sich um die Frage handelt, ob es eine Pflicht zu glauben gibt und wie sich diese Pflicht zur menschlichen Freiheit verhält. „Mit dem Herzen stand der Verfasser auf Seiten derer, die mit dem Christenthum strengsten und rücksichtslosesten Ernst machten. Theilnahme an dem Leben der Gemeinde, an dem Gottesdienst und an der Liebesthätigkeit derselben waren ihm zum Herzensbedürfniß geworden, — theologisch stand er dagegen auf liberalem, streng kritischem Standpunkte" (Eckardt).

Nagel's Lieblingswunsch ist wohl einst gewesen, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Aber Rücksichten des äußeren Lebens nöthigten ihn, im October 1879 in Hamburg die früher angeknüpften Verbindungen mit dem „Hamburgischen Correspondenten" wieder aufzunehmen und in der Redaction desselben eine seiner hervorragenden Bedeutung angemessene Stellung einzunehmen. Freilich war N., der nach Concentration und Sammlung verlangte, wieder in die Unruhe der Publicistik hineingerathen. Aus diesem Zwiespalt wurde er nun in Hamburg zunächst durch die Bekanntschaft mit dem Vorsitzenden der Gewerbekammer, dem Architekten Bauer, s. Z. auch Reichstagsabgeordneten für einen Hamburger Wahlkreis, befreit. Man hatte

sehr bald Nagel's umfassende Kenntnisse auf volkswirthschaftlichem und socialpolitischem Gebiete schätzen gelernt, und die Gewerbekammer wählte demnach N., als er noch nicht ein volles Jahr in Hamburg zugebracht hatte, am 5. October 1882 zu ihrem Secretär. Der Senat bestätigte umgehend die Wahl und verband nach zwei Jahren mit dieser Stellung das Secretariat der neu errichteten Aufsichtsbehörde für die Innungen und ernannte ihn 1890 zum Staatscommissar für die Invaliditäts- und Altersversicherung. Es war N. hierdurch, wie Eckardt schreibt, „eine Stellung geboten, die günstiger war als seine bisherigen und zugleich ihm und den Seinigen zu einer Heimath verhalf."

Es ist erklärlich, daß er bei einer solchen Arbeit nicht die Muße fand, dem ersten Theil seines oben genannten Werkes den zweiten Theil folgen zu lassen. Denn neben allen Gutachten und Berichten ließ er sich angelegen sein, allen Gewerbetreibenden vom Meister bis zum Lehrling, Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein treuer Berather und, wo er konnte, auch Helfer zu sein. „Nicht geringe Anerkennung und aufrichtige Dankbarkeit hat er durch diesen Theil seiner Thätigkeit geerntet. Vor allem war es seine Wahrhaftigkeit und sein nie zu beugendes Rechtsgefühl, wodurch er sich die unbedingte hohe Achtung Aller erwarb." Fast fünfzehn Jahre hat er sich dieser mühevollen Thätigkeit gewidmet. Am 17. August 1895 war er zuletzt in der Gewerbekammer. Ein schon längere Zeit schleichendes Lungenleiden zwang ihn, die Arbeit abzubrechen. Nach schwerer Krankheit entschlief N. sanft „im Vertrauen auf Gott und in der Hoffnung auf die Rechtfertigung durch den Glauben" am 13. September 1895. Mit der Gattin und den drei Kindern trauerte um den Entschlafenen die große Zahl derer, die ihn im Leben schätzen und lieben gelernt hatten. Der anonyme Freund J(ulius). E(ckardt). schloß den N. gewidmeten Nachruf mit den Worten: „An Productivität und Fähigkeit zur Zusammensammenfassung seiner Kräfte ist er von so manchem, der mir begegnet, übertroffen worden, — an Adel der Gesinnung von keinem. Auch von ihm kann gesagt werden, daß er, ‚was uns alle bändigt' — ‚das Gemeine', weit hinter sich gelassen habe."

Zwei Nachrufe sind nach Nagel's Tode erschienen, beide unter dem Titel: „Zum Gedächtniß des Herrn L. Th. Nagel"; der eine, in 4° zwei Seiten mit Nagel's Photographie, ist offenbar von der Gewerbekammer herausgegeben. Der andere, 16 Seiten in 8°, unterzeichnet —t— ist von dem einstmaligen Senatssecretär Dr. Jul. Eckardt verfaßt. — Wo obige Angaben von diesen beiden Nachrufen in geringfügigen Daten abweichen, beruht die Richtigstellung auf Familiennachrichten des Assessors Dr. jur. Karl Hermann Otto Nagel. — Außer diesem Sohne hinterließ Nagel die Stieftochter Therese Koch, später Frau Baurath Straßberger in Schweidnitz und eine Tochter Elisabeth Nagel. W. Sillem.

Orges *): Hermann Ritter von O., Dr. phil., Publicist, geboren zu Braunschweig am 12. April 1821, † in Wien am 9./10. Juni 1874. — Der Vater war braunschweigischer Artillerieofficier, der in der westfälischen Armee gedient hatte. Auch der Sohn betrat, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, die militärische Laufbahn, und zwar in Preußen, wofür der Umstand entscheidend war, daß der Vater mit dem General v. Radowitz befreundet war. Im April 1838 trat er als Kanonier bei der in Erfurt stationirten 4. preußischen Artilleriebrigade ein, wurde im Herbst nach Ablegung der erforderlichen Prüfungen zum Besuch der Artillerie-

*) Zu Bd. LII, S. 713.

und Ingenieurschule in Berlin commandirt, wo er mit Rüstow eng befreundet wurde, kehrte aber im J. 1842 zu seiner Brigade zurück. Zu seiner weiteren Ausbildung dienten größere Reisen, sowie die Theilnahme an deutschen und französischen Kriegsübungen. Ehrgeizig und strebsam, meldete er sich zum Besuch der allgemeinen Kriegsschule in Berlin, in die er nach gut bestandener Prüfung im J. 1845 aufgenommen wurde. Zugleich hörte er, für Mathematik und Naturwissenschaften besonders begabt, Vorlesungen an der Universität bei Dove, Lejeune-Dirichlet, Rose, Ritter, Ehrenberg u. s. w. und erwarb hier auch den Doctorhut. Den vorgeschriebenen Dienst in den anderen Waffen leistete er bei dem 4. Dragonerregiment in Deutz und beim 10. Infanterieregiment in Breslau, bei dem er sich besonders durch Einführung eines selbständig erdachten Turnsystems verdient machte. Er war Lieutenant in Berlin, als die Revolution von 1848 ausbrach, die ihn aus der begonnenen militärischen Laufbahn werfen sollte. Während des Barrikadenkampfes am 18. März richtete er in Uniform, doch nicht dienstlich betheiligt, an eine Abtheilung Soldaten die Aufforderung, nicht auf das Volk zu schießen — „patriotische Uebereilung des Friedensstifters“; er behauptete nämlich, es erst gethan zu haben, nachdem er zuvor auch beim Volk einen Friedensversuch gemacht. Andern Tages, am 19., reichte er sein Entlassungsgesuch ein und entfernte sich aus Berlin. Er ging nach Rendsburg, wo er der schleswig-holsteinischen Artillerie zugewiesen wurde. Hier gerieth er in Conflict mit den preußischen Officieren, was ihn veranlaßte, den Militärdienst ganz aufzugeben. Anstatt der Gewährung seines Entlassungsgesuchs war er aus den Listen der preußischen Armee gestrichen worden, weil er sich ohne Erlaubniß ins Ausland begeben hatte. Die Geschichte seiner Entlassung erzählte er in einer Broschüre: „Einleitung zur Geschichte des preußischen Militärsystems der Gegenwart“ (1898).

Neigung, Anlage und Erziehung hätten ihm ohne Zweifel im Militärdienst günstige Aussichten eröffnet. Als „leidenschaftlichen Soldaten“ hat er sich noch in späteren Jahren bezeichnet, und auch als Schriftsteller hat er sich viel mit militärischen Dingen beschäftigt; gern breitete er seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse aus, auf Clausewitz pflegte er sich als auf seine Autorität mit Vorliebe zu berufen. Aber starke Neigung war es auch, die ihn jetzt, zum Verzicht auf diese Laufbahn gezwungen, aufs Meer und nach fremden Ländern trieb. Noch im Herbst 1848 ging er nach Hamburg, um sich durch einen Cursus auf der dortigen Navigationsschule vorzubereiten. Als freiwilliger Matrose nahm er dann Dienst auf einem hamburgischen Schiff, „Wolga“, das unter russischer Flagge segelte und nach Rio de Janeiro ging. Die folgenden Jahre waren mit Fahrten auf verschiedenen Schiffen und nach verschiedenen Weltgegenden ausgefüllt, und auf diesen Reisen bildete sich der ehemalige Officier zum Schriftsteller aus. Durch Berichte, die er für die Allgemeine Zeitung schrieb: „Aus Australien“, „Auf einer Reise um die Welt“, „Ueber die Industrieausstellung zu London 1851“, setzte er sich in Verbindung mit dem genannten Blatte, das den gewandten und unterrichteten Mitarbeiter bald in wichtigen Aufträgen verwendete: Baron Cotta sandte ihn nach dem Staatsstreich des 2. December 1851 nach Paris, und bei dem Ausbruch des Krimkriegs 1853 nach Constantinopel, wo für den angehenden politischen Schriftsteller die Bekanntschaft mit dem damaligen k. k. Internuntius, Frhrn. v. Bruck, von Wichtigkeit wurde. Nunmehr ganz zum Journalisten geworden und des Wanderlebens müde, wünschte O. selber an der Redaction der Allgemeinen Zeitung theilzunehmen. Vorerst noch ohne feste Anstellung, trat er

im J. 1854 in Augsburg ein. Ungern hatte ihn Baron Cotta in Constantinopel verloren.

O. kam mit einer hohen Meinung vom Beruf der Presse und vom Beruf der Allgem. Zeitung insbesondere, zugleich mit einer hohen Meinung von sich selbst und mit einer erstaunlichen Arbeitskraft, mit dem starken Willen, zu wirken und Einfluß zu gewinnen. War die Redaction, von vorübergehenden Hülfskräften abgesehen, bisher ganz in süddeutschen Händen gewesen, so trat nun ein ausgesprochen norddeutsches Element in dieselbe ein, scharf, bestimmt, herrisch, rücksichtslos. Schon im Aeußeren, in Haltung und Sitten, stach der gewesene Officier mit der ritterlichen Erscheinung, der gewandte Weltmann und Weltreisende merklich ab von den gelehrten Doctoren, die gewohnt waren, von der stillen Carmelitergasse aus die Weltbegebenheiten zu beobachten. Neu war in diesen Räumen ein Dialektiker, der in so unerschöpflichem Redefluß sich für seine Ansichten verstritt. Natürlich war ein College hochwillkommen, der so frisch ins Zeug ging, so willig zur Arbeit war, so viel Welterfahrung mitbrachte. Er war zudem in einer Zeit gekommen, da die Mitarbeit einer jüngeren Kraft besonders erwünscht sein mußte. Kaum war er eingetreten, so starb Mebold, der eine Hauptredacteur, von der Cholera weggerafft; im nächsten Jahre, 1855, wurde Kolb, der leitende Kopf der Redaction, von schwerer Krankheit befallen, und im September 1856 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nie mehr ganz erholen konnte, obwohl er fortan seine Arbeit that und auch die Leitung behielt. Altenhöfer aber, der Junggeselle und Eigenbrödler, lebte ganz innerhalb seines streng abgegrenzten Arbeitsgebiets und kümmerte sich um nichts, was außerhalb desselben lag. Unter diesen Umständen wuchs der Einfluß des jungen, thatenlustigen Redacteurs. Dem geschwächten Kolb begannen die Zügel aus der Hand zu gleiten, und es konnte nicht zweifelhaft sein, wer sie ergreifen würde. In kurzem war es O., der die Correspondenz mit den Eigenthümern der Zeitung in Stuttgart führte; geschäftig unterhielt er nach auswärts einflußreiche Verbindungen, auf eigene Faust knüpfte er mit politischen Persönlichkeiten und mit Staatskanzleien an, und sein Reformeifer für die Zeitung glaubte auch in deren inneren Betrieb und Organisation einen neuen Zug bringen zu müssen. Gewiß konnte er triftige Gründe für sich anführen, wenn er auf eine straffere Ordnung, auf ein zweckmäßigeres Zusammenarbeiten nach bestimmten Zielen drang. Allein begreiflicherweise stieß er dabei auf die Macht der Gewohnheit und der Tradition als auf starke Hindernisse. Insbesondere war es der Baron v. Cotta, der den Eifer des Reformers zügelte und vor allem der Aufstellung bestimmter Programmpunkte durchaus widerstrebte. Ein formulirtes politisches Programm — das war ganz gegen die bisherige Führung des Blattes, das seinem Namen gemäß ein allgemeiner Spiegel der Zeitverhältnisse sein und in deutschen Dingen sämmtlichen Gliedern gleichmäßig dienen wollte, während O. darin ein Mittel sah, auf die allgemeine Meinung wie auf die Regierungen in bestimmtem Sinne einzuwirken. Nun stimmten wohl seine Ideen mit den Ansichten des Herrn v. Cotta wie mit denen seiner Redacteure im wesentlichen zusammen, allein bisher war ein sozusagen persönliches Hervortreten der Redaction vermieden worden. Den größten und wichtigsten Theil des Inhalts der Zeitung bildeten die Berichte von auswärts, aus den Mittelpunkten der europäischen Politik, aus den deutschen und außerdeutschen Culturstätten. Die Sichtung, Ordnung und Verarbeitung dieses Materials war das Hauptgeschäft in Augsburg gewesen, und dabei hatten sich die Persönlichkeiten der Redacteure in bescheidenem Hintergrund gehalten. Eine Aenderung dieser

wesentlich anonymen Thätigkeit wünschte man weder in Stuttgart noch in Augsburg.

Orges' eigentliches Arbeitsgebiet in der Redaction war Frankreich und im Anschluß daran Belgien und die iberische Halbinsel. Aus Paris hatte er einen leidenschaftlichen Haß gegen Napoleon III. mitgebracht. Den Staatsstreich des 2. December, dessen nächste Wirkungen er an Ort und Stelle miterlebte, hat er ihm nie verziehen. Gegen den „zweiten December" hat er von Anfang an einen schonungslosen Kampf geführt. Die innere Corruption des Kaiserreichs, wie die Gefahren, die von seiner auswärtigen Politik dem Weltfrieden drohten, war seine Feder unermüdlich den Zeitgenossen vorzuhalten. Die ganze romanische Welt sah er im Verfall. Der „Niedergang der romanischen Völker" gehörte auch zu seinen Schlagworten. Wenn er im Gegensatz dazu der germanischen Welt eine große Zukunft zusprach, so verstand er darunter das ganze Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, Oesterreich eingeschlossen, dem er den Beruf zuschrieb, deutsche Cultur nach Osten zu tragen. Dazu brauchte er aber ein regenerirtes Oesterreich, ein Oesterreich, das durch angestrengte Arbeit den Vorsprung einholte, den die anderen Glieder besaßen, und darum war er unermüdlich, dem „Donaureich" seine Pflichten einzuschärfen. In Wien fand man ihn einen unbequemen Mahner, weshalb der Baron v. Cotta von dort manchen Vorwurf zu hören bekam. Durch die wirthschaftliche Hebung der österreichischen Völker, durch die Entwicklung ihrer natürlichen Hülfsquellen sollte die innere Festigung der Monarchie wie ihre Verschmelzung mit dem deutschen Volkskörper bewerkstelligt werden. Die Steigerung der Verkehrsmittel galt ihm überhaupt als der wesentlichste Hebel des Fortschritts im Völkerleben. Sein Wahlspruch war: penna et ferro, und „wie er mit der einen Hälfte seines Wahlspruchs den Begriff des geistigen Lebens überhaupt und seiner stetig höheren Entwicklung verband, so war ihm die andere nicht das Sinnbild von der Macht des Schwertes allein, sondern des Eisens als Träger der Cultur, des Pfluges wie der Dampfmaschine als Basis der Völkerentwicklung und des Völkerverkehrs".

In einer Denkschrift, die O. im J. 1856 über die Aufgaben der Allgem. Zeitung an den Baron Cotta richtete, waren zwei Grundgedanken vorangestellt: Freiheit als eine Function der Bildung und die Einheit Deutschlands durch die Einigung der materiellen Interessen. Die Zeitung wolle das versöhnende Band sein zwischen Norddeutsch und Süddeutsch, Preußen und Oesterreich, Katholiken und Protestanten, Schutzzöllnern und Freihändlern, eine Aufgabe, die durchzuführen freilich eine tägliche Selbstaufopferung auferlege. Allen deutschen Regierungen wolle sie ein zuverlässiger Freund sein. Vor allem sei sie freilich thätig für Oesterreich. „Sie gesteht ein, daß dieses Land immer ihr Lieblingskind gewesen — wenn man so sagen darf —, vielleicht weil es die meisten Schmerzen ihr gemacht." Aber des Verdienstes dürfe sie sich rühmen, beigetragen zu haben, daß das Donaureich überhaupt deutsch geblieben. Cotta war mit dem Inhalt der Denkschrift einverstanden, behielt sie jedoch in seinem Archiv, ohne öffentlich von ihr Gebrauch zu machen. Dieselben Gedanken hat aber O. öfters in immer neuen Wendungen ausgesprochen, so in seiner Rede im Vogt'schen Proceß, im Brief an Bennigsen und in anderen Briefen. Die Allgemeine Zeitung, schrieb er einmal im J. 1858, sei nicht eine großdeutsche Zeitung, sondern, wenn man den Ausdruck verstehe, eine hochdeutsche. Unser Ziel ist „die Realisirung einer mitteleuropäischen Weltmacht, wie wir sie als nach hundert und aber hundert Jahren erreichbar annehmen, knüpfen weder an Oesterreich noch Preußen an, sondern an ein erst aus allen Stämmen werdendes, wie es etwa die hochdeutsche Sprache aus

allen Dialekten geworden. Einen Seitenblick auf dieses Ziel zu werfen, ist schon erlaubt; zunächst muß aber nur Concretes gewollt werden, leicht Greifbarliches; wir wollen keinem Phantom nachjagen, sondern stets morgen einen Gewinn einheimsen, jenes Ziel soll bloß die Richtung andeuten, in der wir vorwärts kriechen möchten".

Vom Jahre 1858 an durfte er neben Kolb und Altenhöfer seinen Namen unter die Zeitung setzen. Die Eigenthümer in Stuttgart hatten eingewilligt, „vorausgesetzt, daß vorher eine Verständigung mit ihm über wichtige Punkte stattgefunden, und wenn bis dahin störende Manifestationen, die sein Zeichen tragen, in der A. Z. nicht vorkommen würden." Aber weder die Seufzer des Herrn v. Cotta über sein jugendliches Temperament, noch der Mißerfolg seiner reformatorischen Absichten an der Zeitung waren im Stande, ihn in seinem Diensteifer irre zu machen. Gegen sich, wie gegen Andere, kannte er keine Schonung. Seine Hauptarbeit hatte er in die Nachtzeit verlegt. Die Pariser Post kam am späten Abend nach Augsburg. Nach einem raschen Ueberblick über die Briefe und die Zeitungen setzte er die Feder an, im gesteppten, schwarzen Seidenwams oder auch im schwarzen Frack an seinem Pulte stehend, sehr im Gegensatz zu der Bequemlichkeit, die sich die Collegen in ihrem Aeußeren gestatteten. So stand er die halbe Nacht, in fliegender Hast die Bogen mit den Philippiken gegen den zweiten December beschreibend, die anderen Tages in der Zeitung erschienen. War eine Seite voll geschrieben, so flog der Bogen mit einer raschen Handbewegung zu Boden, wo der Laufbursche sie eilig aufhob und in den Setzersaal trug, indessen die Feder bereits über das nächste Blatt hinflog. Der leidenschaftliche Eifer steigerte sich mit dem verhängnißvollen Jahre 1859. Was er schon längst von den Anschlägen Napoleon's prophezeit hatte, begann sich jetzt zu erfüllen. Die Verschwörung gegen den Frieden Europas, die Wiederaufnahme der napoleonischen Tradition, der Umsturz der Verträge von 1815 lag jetzt vor Aller Augen enthüllt, und nun galt es zum Kampf gegen den Friedensbrecher alle Kräfte, vor allem die gesammte Macht Deutschlands aufzurufen. Denn darüber konnte kein Zweifel sein, daß, wenn Louis Napoleon mit Oesterreich anfing, dann die Reihe an Preußen kam, daß sein eigentliches Ziel die Rheingrenze war. Es galt also, am Po den Rhein zu vertheidigen — so lautete das Dogma, das nun in den Spalten der A. Z. verkündigt wurde. Keine Einwendungen wurden angehört, jeder Widerspruch, wo er laut wurde, niedergeschlagen. Cotta selbst drängte und schürte in dieser Richtung, Stimmen in demselben Sinne mischten sich von allen Seiten ein, O. aber war insofern der Hauptführer dieser Bewegung, als er tagtäglich mit einer bewundernswerthen Zähigkeit und Ausdauer, mit einer unversieglichen Beredsamkeit den Kampf gegen den Bonapartismus wie gegen einen persönlichen Feind führte.

Unstreitig hatte der Gedanke, daß Alldeutschland einmüthig gegen den corsischen Eroberer zusammenstehen müsse, etwas Bestechendes und Hinreißendes. Oesterreich beizustehen schien nicht bloß Preußens deutsche Pflicht, sondern auch sein einziges Heil. Auch von gut preußischer Seite ist damals der Eintritt in die Action befürwortet worden. Mußte nicht gerade eine entschlossene nationale Politik dazu dienen, die Stellung Preußens in Deutschland zu heben? Die Debatte drehte sich, als der Krieg wirklich zum Ausbruch kam, nur darum, wann Preußen in die Action treten solle, und mit welchen Vorbehalten und welchen Bedingungen. Neutralität oder gar eine großpreußische Actionspolitik, die sich auf die Freundschaft des französischen Kaisers stützte — Stimmen in diesem Sinne sind damals nur sehr vereinzelt laut geworden. In Augsburg aber hieß es: keine Vorbehalte und keine Bedingungen, mit

Oesterreich durch dick und dünn, und zwar ohne Aufschub, und in den Schranken der Bundeskriegsverfassung. Heinrich v. Sybel hatte eine Beleuchtung der von Oesterreich mit den mittelitalienischen Höfen abgeschlossenen Verträge, die den nächsten Beschwerdepunkt Sardiniens bildeten, nach Augsburg gesandt; Kolb hatte sie aufgenommen, aber, wie es seine Art war, mit kritischen Anmerkungen verbrämt.

Im Mai kam Sybel selbst nach Augsburg herüber, um sich über die Politik Preußens mit der Redaction zu besprechen und der Zurückhaltung seiner Staatsmänner das Wort zu reden. Die Unterredung fand in Kolb's Garten statt und wurde im wesentlichen zwischen Sybel und O. geführt. Ihr Inhalt ist aus einem Brief ersichtlich, den Sybel am 19. Mai an Kolb schrieb, veranlaßt durch einen Brief, den dieser an Liebig geschrieben hatte und der von Ed. Heyck („Die Allgemeine Zeitung“ S. 127) veröffentlicht worden ist. Sybel verwahrte sich gegen die ihm von Kolb unterstellte „Gothaer Gesinnung“. „Herr Orges wird sich vielleicht erinnern, daß unser Gespräch sich durchweg um die Frage drehte, ob es wünschenswerth sei, daß binnen sechs Wochen am Rhein losgeschlagen würde. Ich erkannte das Gewicht seiner Gründe an, konnte aber trotzdem meine Gegengründe nur für überwiegend halten. Diese bestanden wesentlich in der Meinung, daß (im deutschen und österreichischen Sinne) die Position in Italien stark, die am Rheine schwach sei, daß es also im Interesse unser Aller liege, die Franzosen sich an der starken Position verbluten zu lassen, ehe man an der schwachen den Kampf eröffne .... Ich habe 1850 Gothaer und Erfurter Politik mitgemacht, stehe aber nicht an, zu erklären, daß meine Ansichten darüber sich längst modificirt haben. Mein Gothaerthum besteht seit Jahren in dem einfachen Wunsche, den jeder Protestant in Europa mit mir theilt, daß, so weit in und innerhalb des Bundes und der Bundesverfassung eine der Großmächte vorwiegenden Einfluß haben kann, dieser bei Preußen und nicht bei Oesterreich sein möge. Ich sehe nun in der heutigen Krisis so gut wie Sie von ihrem Standpunkte, daß Preußen eine solche würdige und einflußreiche Stellung nicht durch Zank gegen Oesterreich, sondern nur durch Unterstützung desselben, nicht durch faules Stillesitzen, sondern nur durch lorbeerreiches Vorgehen gegen den Nationalfeind gewinnen kann. Ich habe, wo ich wirken konnte, in diesem Sinne gewirkt, und vor drei Wochen in Berlin bereits auf allen Seiten die Aufstellung eines Observationsheeres am Rhein gepredigt. Ich habe, wo ich gekonnt, jedem Symptom Gothaischer Gelüste mich in den Weg gestellt, aber glücklicherweise nicht viel von Gothaerthum zu Gesicht bekommen .... So weit ich sehen kann, geht es Ihnen mit den Gothaern überhaupt, wie mit mir insbesondere. Sehen Sie ernstlich zu, so werden Sie geringes Material für diese Gothaer Umtriebe finden. Mir scheint, daß das Polemisiren dagegen die Sache der deutschen Eintracht wenig fördern, die denuncirten Pläne eher ins Leben rufen wird.“ Der Versuch Sybel's, in Augsburg einer leidenschaftsloseren Beurtheilung der Lage Eingang zu verschaffen, hat nur dazu gedient, die gegenseitige Entfremdung und Gereiztheit zu steigern. In der Broschüre, die Sybel zu Ende des Jahres anonym erscheinen ließ: „Die Fälschung der guten Sache durch die Allgemeine Zeitung“ hat er vornehmlich O. für die Haltung des Blattes und die ganze Stimmung Süddeutschlands verantwortlich gemacht.

Den Kriegsereignissen in Italien folgte O. mit dem Interesse des geschulten Officiers. Aber die Oesterreicher durften nicht unterliegen, und als sie die Schlachten verloren, rückwärts und rückwärts gedrängt wurden, that er das Menschenmögliche, das rollende Rad der Geschichte aufzuhalten. Er stutzte die Kriegsberichte nach seinem Ermessen zu, stemmte sich dem bald ein-

reißenden Pessimismus entgegen, stellte die Dinge dar, wie er sie durch „gefärbte Gläser“ sah, und vertheidigte dies damit, daß der Tagesschriftsteller, wo vaterländische Interessen auf dem Spiele stehen, ganz andere Aufgaben und Pflichten habe, als der Geschichtschreiber oder der militärische Kritiker. Für die Politik, die in Augsburg gemacht wurde, hat der plötzliche Friedensschluß eine schwere Enttäuschung sein müssen. Für O. war er fast ein persönliches Fiasko. Unermüdlich war die alldeutsche Action gegen den Friedensbrecher gepredigt worden; nun waren gerade, weil die alldeutsche Action in Sicht war, die Waffen niedergelegt worden. Doch mit verzweifelter Hartnäckigkeit wehrte sich O. gegen das Unabänderliche. Auch nach Abschluß des Waffenstillstands beschwor er den Kaiser von Oesterreich, den Krieg fortzusetzen, ja er machte es, nachdem Franz Joseph und Napoleon sich bereits verständigt hatten, Preußen zur Pflicht, sofort den Krieg zu erklären, und zwar in Unterwerfung unter die Bundesverfassung, „der auch Oesterreich und die reindeutschen Staaten sich unterwerfen.“ Von da an erst hat sich auch O., dessen Sprache sonst etwas Gehaltenes, an Staatsschriften Erinnerndes hatte, immer mehr in eine verbissene Polemik gegen Preußen hineingeschrieben. Dem Frieden von Villafranca folgten die gegenseitigen Anklagen zwischen Oesterreich und Preußen, folgte der erregte Meinungskampf über die Verbesserung der deutschen Bundesverfassung, folgten die Anläufe zu einer Organisation der öffentlichen Meinung im nationalen Sinne, während die Allg. Zeitung immer einseitiger ihre Stellung auf der großdeutschen Seite nahm und damit viele ihrer alten Freunde sich entfremdete.

Währenddem wurde sie der Gegenstand eines Beleidigungsprocesses, bei dem O. die Rolle des Repräsentanten des Blattes zufiel. Aus Londoner Flüchtlingskreisen war ein heftiger Angriff auf Karl Vogt in Genf erfolgt, dem vorgeworfen wurde, daß er, der Leibpublicist des Prinzen Napoleon, mit französischem Gelde bestochen sei und Andere zu bestechen versucht habe. Im Lager der Flüchtlinge von 1848 herrschte nämlich grimmige Entzweiung, die aus Anlaß des italienischen Krieges zum Ausbruch kam. Die Einen hielten zu Frankreich und begünstigten seine Politik in Italien, während die Anderen einen unauslöschlichen Haß auf L. Napoleon geworfen hatten, den sie auch in seiner Nationalitätenpolitik bekämpften. Jenen Angriff auf Vogt, der in einem Londoner Flugblatt verbreitet war, hatte die Allgem. Zeitung durch dessen Abdruck übernommen, und dies veranlaßte Vogt zu einer gerichtlichen Klage, mit der er das Hauptorgan der österreichischen Politik zu treffen gedachte. Die gerichtliche Verhandlung fand am 21. October in Augsburg statt. Von den verklagten drei Redacteuren war O. persönlich erschienen. Der kranke Kolb hatte sich mit einer öffentlichen Erklärung begnügt und Altenhöfer that, als ob ihn die Sache gar nichts anginge. O. aber ergriff gerne die Gelegenheit, das Programm der Allgem. Zeitung ausführlich zu entwickeln, ihre Politik zu vertheidigen, die patriotischen Beweggründe bei ihrem Angriff auf den Reichsregenten von 1849 ins Licht zu stellen. Man fand, daß sein Auftreten nicht frei von Selbstgefälligkeit und Geziertheit sei. Auch hat ihm später Vogt einen übermäßigen Gebrauch von Glacéhandschuhen vorgerückt. In der Duplik war es, wo O. das berühmte Wort sprach, die Allgem. Zeitung sei nicht für die Crapule geschrieben, sie sei ein Blatt für Fürsten, Staatsmänner und Diplomaten. Natürlich konnte der Beweis, daß Vogt bestochen sei, nicht geführt werden, der Staatsanwalt aber beantragte Abweisung der Klage, da das Bezirksgericht nicht zuständig sei und die Sache, wenn sie weiter verfolgt werden solle, vor das Schwurgericht zu bringen sei. So lautete denn auch der salomonische Gerichtsspruch, der am 29. October verkündigt wurde.

Vogt, dem es bloß darauf ankam, die Sache an die große Glocke zu hängen, verfolgte sie nicht weiter und begnügte sich, die Acten des Processes zu veröffentlichen und in seiner Weise zu commentiren. Der Ausgang war für die Allgem. Zeitung noch der denkbar günstigste gewesen und der Proceß war bald wieder über Wichtigerem vergessen, zumal da kurz darauf die Feier von Schiller's hundertstem Geburtstag stattfand, die für eine Zeitlang allen politischen Hader in den Hintergrund drängte. Die Allgem. Zeitung aber fühlte zwiefach den Beruf, sich zum lautesten Herold des Festjubels zu machen, als Organ des Pangermanismus und als Cotta'sches Institut, bei dessen Geburt einst Schiller Pathe gestanden. O. selbst war unermüdlich, vorher und nachher, die Feier in das Licht eines allgemein vaterländischen Aufschwungs zu stellen und damit in das Fahrwasser der Zeitung zu leiten. Doch der Gottesfriede, den die Feier gebracht hatte, hielt nicht lange vor; bald genug begannen wieder die gegenseitigen Anklagen und Verdächtigungen, verschärft durch die Bildung des deutschen Nationalvereins. O. selbst aber besaß Elasticität genug, um auch unter den veränderten Umständen an seinem alldeutschen Programm festzuhalten und mit immer neuen Mitteln für dasselbe zu wirken.

Schon im April 1859, als Oesterreich um die Bundeshülfe warb, war er mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg in Verbindung getreten. Durch dessen Cabinetschef v. Meyern hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß der Herzog die Stelle des Bundesfeldherrn erhalte und ihm die Dienste der Allgem. Zeitung zu diesem Zwecke angeboten. Der Herzog war weise genug, dieser Lockung zu widerstehen, die Verbindung mit O. blieb aber auch in der Folge unterhalten. „Ich hatte", so erzählt der Herzog in seinen Denkwürdigkeiten, „genauere Beziehungen zu Herrn Orges, sah ihn häufig und ließ durch meinen Cabinetschef mit demselben einen intimeren Briefwechsel führen." Zu Anfang des Jahres 1860 machte sich O. als freiwilliger Diplomat auf zu einer Rundreise an die Höfe, um deren Gesinnungen gegenüber den friedenbedrohlichen Plänen des 2. December, die sich aufs neue jetzt eben im schweizerisch-savoyischen Handel enthüllten, zu erkunden oder zu befestigen. Er hat von dieser Reise, die nach Berlin und über Warschau nach Wien ging, fortlaufende Berichte nach Coburg gesandt, die durch O. Lorenz in Bettelheim's Biographischen Blättern veröffentlicht worden sind. In Berlin wurde der einst aus den Listen der preußischen Armee gestrichene Officier vom Prinzen von Preußen, vom Ministerpräsidenten Fürsten Anton von Hohenzollern und anderen Staatsmännern empfangen. Sein allgemeiner Eindruck von der preußischen Politik war der einer außerordentlichen Unklarheit und Unsicherheit: keine Disciplin, kein Zusammenwirken unter den eigentlichen Diplomaten, die z. Th. Politik auf eigene Faust machen. Indessen empfing er vom Fürsten von Hohenzollern Versicherungen, wie er sie nicht besser wünschen konnte: keine ehrgeizigen Pläne, Zusammengehen mit Oesterreich in allen äußeren Fragen, Bekämpfung der Präponderanz L. Napoleon's, darum bessere militärische Organisation in Preußen und im Bundesheer; endlich Rückendeckung durch Rußland. Diese Erklärungen sollte er nach Wien übermitteln. Dort zeigte sich allerdings Verstimmung über Preußens Nichtaction, die Oesterreich zum Friedensschluß gezwungen habe, auch habe die Handlungsweise der preußischen Diplomatie den uneigennützigen Versicherungen ihrer Regierung nicht entsprochen. Gleichwohl fand er auch hier Alles vom besten Willen beseelt: L. Napoleon glaube Oesterreich und Preußen entzweit zu haben, allein er täusche sich, wenn er glaube, Oesterreich werde einem Angriff auf den Rhein unthätig zusehen, die Oesterreicher würden im Fall der Gefahr noch eher am Rhein stehen als die Preußen. Versöhnung

mit Preußen, sagte der Kaiser, sei sein innigster Wunsch. „Es ist offenbar in den höchsten Kreisen der beste und deutscheste Wille, aber es fehlt in den übrigen Kreisen. Fünfzigjährige Uebelstände lassen sich nicht über Nacht abstellen und tüchtige Kräfte nicht aus dem Boden stampfen.“ Von den Ministern hielt O. nicht viel, mit Ausnahme des Frhrn. v. Bruck. Von der Genialität dieses großen Staatsmanns sei für die innere Neugestaltung des Reiches das meiste zu hoffen. „Er ist der Hort Oesterreichs und vor allem des Deutschthums in ihm.“ „Eins ist gewiß, daß die Regierung nie Deutschland aufgeben wird. Emsig und stetig voran arbeitet Oesterreich auf ein den deutschen Zuständen sich näherndes Niveau hin, um die Nationalitäten in ihrer Abgeschlossenheit durch die Macht des Verkehrs und die Macht der Bildung zu besiegen.“

O. selbst war von dem Erfolg seiner Reise offenbar sehr befriedigt. „Wenn man in Wien jetzt einen Unterschied macht zwischen dem, was der Prinz-Regent gewollt, und dem, was seine politischen Agenten gethan, so ist das zum Theil wenigstens mein Verdienst.“ Im März berichtet er nach Coburg auch von einer Audienz, die er beim König Max II. von Baiern gehabt, dem er gleichfalls seine Ansicht über die politische Lage „im Sinn der innern Einheit und des Friedens und des Kampfes nach außen“ entwickelte. Mit Coburg stand er fortdauernd in lebhaftem Verkehr. Daß unter den Auspicien des Herzogs der Nationalverein gegründet worden war, hatte diese Beziehungen nicht gestört. Im Gegentheil: O. gab sich der Hoffnung hin, die nationale Bewegung, die sich in diesem Verein organisirte, und gegen die sonst in der Allgem. Zeitung eine heftige Polemik geführt wurde, ins großdeutsche Fahrwasser einlenken zu können. Am 27. März richtete er an Rudolf v. Bennigsen einen Brief, der mit weitschweifiger Rhetorik den Begründer des Nationalvereins für das großdeutsche Programm zu gewinnen suchte. O. stellte sich ihm als „echter Sachse“, als „der Erbe Justus Möser's“, aber zugleich als Positivisten, als Anhänger August Comte's vor. Der merkwürdige Brief, der „die Entwicklung unserer Nationalität“ als oberstes Ziel an die Spitze stellte, enthielt folgende charakteristische Sätze: „Wir Deutschen sind noch in dem Jugendalter unserer nationalen Entwicklung (Auswanderungstrieb — Wanderlust der Völker — Colonien), der Zeit der Fruchtbarkeit. Die Romanen haben diese Periode lange hinter sich, sie sind im Absterben begriffen. Die Portugiesen sind todt, Spanier und Italiener in Agonie und die Franzosen auf dem besten Weg dahin . . . . . Sie wollen Deutschland groß machen unter Preußens Führung. Zur Weltmacht wird es auf diesem Wege nie, denn nur eine Weltmission ist für uns offen, das ist die Cultivirung und Assimilirung der unteren Donauländer und dadurch Wiedererhebung (Ausbeutung) des Orients. Wir brauchen die *maritime* Entwicklung, aber eine Weltmission nach Westen zu besteht für uns nicht. Sie geben mit Preußens Hegemonie die Weltmacht auf . . . Erobert *uns* Preußen, so werden wir preußisch statt deutsch, denn eine leichte Ablenkung unserer Nationalität durch den herrschenden Geist ist möglich. Erobern *wir* das Donaureich, so muß es deutsch werden. Alles Große in Preußen, was Scharnhorst, Aster, Stein, Hardenberg, Vincke, geschaffen, ist deutsch, nicht preußisch. Das eigentliche Preußenthum ist ein mit Slaventhum durchtränktes Deutschthum, das eben wegen der slavischen Mischung das echte Bureaukratenthum, den Tschin, erzeugt und stets erzeugen wird. Dem Selfgovernment, dem eigentlichen Deutschthum ist es entfremdet. Es wird dasselbe wohl annexiren, es formuliren, es ausnützen können, aber *schaffen* kann es nichts, das Preußenthum ist kein schöpferisches Moment, weil es kein ursprüngliches, kein originales ist . . .

Oesterreich ist ein großes Wildland für deutsche Cultur. Was, wir Deutschen haben halb Nordamerika für deutsche Cultur gewonnen und sollen aufgeben, was uns gehört! Sie, der Kleindeutsche, rechnen mit Kräften, die sind, mit den Zuständen, die vorliegen, ich rechne mit denen, die werden, auf die Zukunft speculire ich." Dazu auch hier das Lob des Barons Bruck: „ein Staatsmann ersten Ranges, wahrscheinlich der größte Staatsmann Europas. Er ist ein Genie, der die große Zukunft Oesterreichs erarbeiten will." Wenige Wochen vor dem tragischen Ende des Ministers, das für O. eine seiner grausamsten Enttäuschungen war.

Vielleicht, daß eine mündliche Aussprache mit den Führern des Nationalvereins wirksamer war als eine briefliche Auseinandersetzung. Der Herzog, der damals die Vereinigung aller Parteien zu einer großen Demonstration gegen Napoleon im Sinn hatte, wünschte sie, wie O. sie wünschte, und so erschien dieser am 13. Mai in Gotha aus Anlaß einer dortigen Vorstandssitzung des Nationalvereins. Die Besprechung mit Bennigsen, Fries und Streit dauerte mehrere Stunden. Ein praktisches Ergebniß hatte sie nicht. Ebensowenig ein Vorschlag, den O. kurz darauf in der Allgem. Zeitung machte, daß der Verein auf Grund der Thronrede des Prinzregenten vom 12. Januar sein Programm abändere. Am 31. Mai schrieb der herzogliche Cabinetssecretär Bollmann an Bennigsen, O. wolle einen allgemein deutschen Verein „zur Wahrung und Förderung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands und des deutschen Volkes" gründen, der unter 9 Männern stehe, 3 Preußen, 3 Oesterreichern und 3 „Reindeutschen", als die drei letzteren habe er im Auge: den Herzog, Heinrich v. Gagern und Gustav v. Lerchenfeld. Endlich, am 6. Juni, war O. in Heidelberg bei A. L. Rochau, dem Herausgeber der Wochenschrift des Nationalvereins, der aber kurzweg an Streit darüber schrieb: „Der Mensch ist im Grund genommen ein Windbeutel und Faselhans."

Das war ein sehr oberflächliches Urtheil. Daß Orges' Bemühungen um eine Vereinigung der Parteien auf einer ernsthaften patriotischen Ueberzeugung beruhten, ist nicht zu bezweifeln. Zugleich aber verräth sich in ihnen eine unruhige Geschäftigkeit, eine fieberhafte Erregung, die sich bei dem Mißerfolg, den ihm der Gang der Ereignisse bereitete, nur immer steigern mußte. Schon im J. 1859 hatte O. Meding bei einem Besuch in Augsburg an ihm eine „fortwährende nervöse Irritation" bemerkt, „welche sich auch in seinem zitternd unruhigen Geberdenspiel und in seinen fast fieberhaft glänzenden Augen bemerkbar machte". Die aufreibende Redactionsthätigkeit mit ihrer Nachtarbeit blieb nicht ohne Einfluß auf seine Gesundheit. Er war ein eigenwilliger College, mit dem schwer auszukommen war, und mit Kolb, dessen Kräfte kaum mehr der Leitung gewachsen waren, kam es zu peinlichen Auftritten. Aber auch die Eigenthümer der Zeitung in Stuttgart wurden stutzig, als sie sahen, wohin O. ihr altes solides Institut führte. Schon nach dem Ausgang der oberitalienischen Schlachten wünschten sie mehr Maß in der Parteinahme für Oesterreich; auch das persönliche Sichvordrängen und die diplomatischen Freiwilligendienste ihres Redacteurs konnten ihnen nicht angenehm sein; daß er ganz die Zügel der Zeitung an sich reiße, war durchaus gegen ihren Willen. So kam es zu Zerwürfnissen, die den Wunsch einer Trennung nahelegten. Im Frühjahr 1864 löste O. seine Verbindung mit der Zeitung. Längst hatte er in Wien mit einflußreichen Personen Beziehungen angeknüpft. Im Mai wurde er in den österreichischen Unterthanenverband aufgenommen. Dort durfte er auf Dank für seine hingebenden und uneigennützigen Dienste hoffen. Der Dank bestand darin, daß er zuerst im Handelsministerium angestellt und dann im auswärtigen Amt von Herrn v. Beust für das Preßbureau ver-

wendet wurde. Am 2. März 1865 erfolgte seine Erhebung in den erbländischen Ritterstand und am 30. Mai 1866 erhielt er den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsraths, sowie den Orden der eisernen Krone III. Classe. Den Franz-Josefsorden hatte er schon nach dem Vogt'schen Proceß erhalten. Auch von mehreren Mittelstaaten war er mit Orden, u. a. mit dem Welfenorden, ausgezeichnet worden.

Mit seiner Uebersiedlung nach Wien verschwindet er aus der Oeffentlichkeit. Ein Jahrzehnt noch hat er dem Donaureich seine Dienste gewidmet, aber sein Name wird kaum mehr genannt. Nach den Mittheilungen J. Fröbel's hat er es dort, wie schon in seinen letzten Augsburger Jahren, mit der absolutistischen Militärpartei gehalten, mit der kriegseifrigen Camarilla, die sich im J. 1866 mit den abenteuerlichsten Reactions- und Restaurationsplänen trug, von Wiederherstellung des Kirchenstaats, Zurückeroberung der Lombardei, Vernichtung der preußischen Macht und Herrschaft in Deutschland träumte. Noch im J. 1868 habe er eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen für unmöglich und auch im Geiste des Kaisers Franz Josef für undenkbar erklärt; niemals werde Oesterreich den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund zulassen u. s. w. Der kriegerische Ton der Correspondenzen, die er für auswärtige Blätter schrieb, sei selbst Herrn v. Beust zuweilen unbequem gewesen. Befriedigung hat er auch in seiner Wiener Stellung nicht gefunden. Der ehemalige preußische Officier mochte sich innerlich in einer unbehaglichen Stimmung fühlen, und O. Lorenz hat es geradezu ausgesprochen, wofür aber Documente fehlen, er habe, wie so viele deutsche Männer in dem damaligen Wien, eine Sache vertheidigt, an die er nicht glaubte. Wie dem sei, das darf als sicher gelten, daß die Erwartungen, mit denen er nach Wien ging, unerfüllt blieben. Er glaubte, auf einen bessern Dank Anspruch zu haben. Er hatte sich in die Rolle eines zweiten Gentz geträumt, und die blieb ihm versagt. Alter Neigung folgend hat er später neben seinen Berufsgeschäften zugleich die Führung einer Landwehrschwadron als Major übernommen. Er hat noch den Umsturz des „zweiten Decembers“ erlebt durch dasselbe „Kleindeutschland“, gegen das er sich so leidenschaftlich angestemmt, und er sah die Erhebung des Hohenzollernhauses, über das er so geringschätzig urtheilte. Es war sein Schicksal, daß er sich täuschte in der Werthung der politischen Kräfte, deren Gegenspiel die Geschichte jener Jahre beherrschte, und so hat er sich, eine scharf ausgeprägte Individualität, ausgezeichnet durch Anlagen und Kenntnisse, von starker Willenskraft und von weitgespannten Idealen erfüllt, doch ein Geist mehr von zersetzender als von schöpferischer Art, ehrgeizig und von ungemessenem Selbstgefühl, aufgezehrt in unmöglichen Entwürfen, die sich zuletzt ins Phantastische verloren. Ein grausamer Unfall hat im Juni 1874 seinem Leben ein Ende gemacht. In einem überfüllten Wagen der Trambahn von Dornbach nach Wien stand er auf einem Tritt der Plattform, als ihm sein Spazierstock entfiel. Wie er ihn haschen wollte, stürzte er zu Boden und gerieth unter die Räder, die ihm über beide Füße fuhren. Er wurde ins allgemeine Krankenhaus gebracht, wo ihm am 8. Juni der linke Fuß amputirt wurde. Nach 24 qualvollen Stunden starb er am starken Blutverlust um Mitternacht zwischen dem 9. und 10. Juni 1874. Das Leichenbegängniß wurde vom auswärtigen Amt in die Hand genommen. Auf Wunsch des Verstorbenen fand es ohne jede kirchliche Ceremonie statt. Zwei verheirathete Schwestern waren an das Sterbelager geeilt. Die Leiche wurde in die Familiengruft zu Osnabrück überführt.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 21. — Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung. — O. Meding, Memoiren zur Zeit-

geschichte, Bd. 1. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben, Bd. 2. u. 3. — Deutsche Revue 1905, Juli u. August. — O. Lorenz in Bettelheim's Biograph. Blättern 1895, Bd. I, S. 339 ff. — J. Fröbel, Ein Lebenslauf, Bd. 2. — Nachruf von Prof. Bernhard von Cotta in der Allg. Zeitung 1874, Nr. 184, 3. Juli, Beilage.

Wilhelm Lang.

Petersen *): Marie P. entsproß einer wohlhabenden Apothekerfamilie. Ihr Großvater Friedrich P., gebürtig aus „Schleswig im Holsteinschen“, kaufte 1780 in Frankfurt a. d. Oder ein Haus mit der darin befindlichen Apotheke „zur goldenen Kugel“ und führte den Titel „Universitätsapotheker“. Seinem zweiten Sohne Karl, der mit Wilhelmine geb. Dionysius († am 3. Januar 1833) vermählt war, wurde am 31. Juli 1816 als ältestes Kind die Dichterin Marie Louise Auguste P. geboren. Eine Verkrümmung des Rückgrates, die sich schon in den ersten Kinderjahren zeigte, nöthigte die Eltern, ihre Aelteste einer orthopädischen Anstalt in Berlin zu übergeben. Aerztliche Kunst vermochte jedoch dem Uebel nicht zu steuern. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Frau verkaufte Karl P. 1834 die Apotheke und lebte nun ganz seiner Neigung. Neben der Erziehung der Kinder widmete er sich als unbesoldeter Stadtrath dem öffentlichen Wohle. Die Pflege der Musik war ihm Lebensbedürfniß. Seine zweite Gattin, Amalie geb. Krahmer († 1874), eine Schülerin Zelter's, erhob sein Haus zum „musikalisch ersten“ in Frankfurt a. d. Oder. „Hier war alles stimmbegabt im höchsten Stil und durchweg geschult, daß man auch vor den schwierigsten Concertleistungen nicht zurückzuschrecken brauchte.“ In solcher Umgebung lebte Marie P. still und zurückgezogen; im häuslichen Kreise und im Verkehr mit wenigen vornehmen Naturen fand sie volle Befriedigung. Liebenswürdige Bescheidenheit und feiner Takt, gepaart mit vielseitiger Bildung, gewannen ihr die Zuneigung und Achtung ihrer Mitbürger, die von ihrer dichterischen Veranlagung kaum etwas erfuhren. Ihre zarte Gesundheit fesselte sie an die Vaterstadt. Nur selten und dann auf kurze Zeit konnte sie ihre unmittelbare Heimath verlassen. Auch äußere Ereignisse berührten oder störten ihr Stillleben nicht. Ohne krank gelegen zu haben, starb sie an einer Lungenentzündung am 30. Juni 1859.

Eine Reise in den Harz, die sie im Sommer 1851 unternommen hatte, wurde die Veranlassung dazu, daß Marie P. schriftstellerisch hervortrat. Nach einem ebenso begeisterten als anmuthigen Brief über ihre Reiseerinnerungen bat ein Verwandter sie, die Freude, die sie ihm gemacht, doch auch Anderen zu bereiten dadurch, daß sie die kleine Schrift drucken lasse. Der königliche Hofbuchhändler Alexander Duncker, mit dem die Dichterin bekannt war, verlegte darauf: „Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge“ (Berlin 1852). Das Büchlein hatte einen solchen Erfolg, daß noch in demselben Jahre drei weitere Auflagen nöthig wurden. Eine illustrirte Prachtausgabe erschien 1857; aber erst 1868, von der 12. Auflage an, wurde dem Titel hinzugefügt: „Von Marie Petersen.“ — Unter den Eindrücken der Harzfahrt entstand auch die zweite Dichtung: „Die Irrlichter. Ein Märchen, von der Verfasserin der Prinzessin Ilse“ (Berlin 1856). Die „Irrlichter“ fanden noch mehr Anklang. Auch hier hieß es seit der 12. Auflage (1868): „Ein Märchen von Marie Petersen, Verfasserin der Prinzessin Ilse“. Eine Prachtausgabe mit Illustrationen „nach Zeichnungen von Ludwig Pietsch“ kam 1862 heraus, der 1865 noch eine „mit farbigen Illustrationen von Karl Koch“ folgte. Beide, die „Irrlichter“ sowohl als „Prinzessin Ilse“, wurden auch

*) Zu Bd. LIII, S. 31.

ins Englische und Französische übersetzt. Als der Duncker'sche Verlag am 1. Januar 1870 in den Besitz der „Gebrüder Paetel“ überging, erschienen die „Irrlichter“ im gleichen Jahre in 16. Auflage, während die „Prinzessin Ilse“ 1872 als 14. Auflage zum ersten Male die neue Verlagsfirma zeigte. Das ältere Werk erreichte 1906 die 25., die „Irrlichter“ 1908 die 48. Auflage, der Neudrucke, die, nach Erlöschen des ursprünglichen Verlagsrechtes, erschienen, gar nicht zu gedenken.

Marie P. schuf unter dem Einfluß der romantischen Schule, und ihre Dichtungen zeigen nicht nur die mehr oder weniger äußerlichen Merkmale spätromantischer Werke, sondern berühren auch, freilich nur vorsichtig und ängstlich, die großen, inneren Probleme jener Bewegung, ohne jedoch einen Versuch zu ihrer Lösung anzustreben. Ihre Werke sind vielmehr ein zarter Nachhall, ein leises, melodisches Verklingen der Weise, die ihre Jugend kräftig umtönte. Sie ist eine „sentimentalisch“-romantische Dichterin, deren „Märchen“ die Zeitgenossen gern lauschten, weil sie im Geschmetter all der „garstigen, politischen“ Lieder den Sinn auf das geheimnißvolle Walten der Natur zu lenken wußte. Sinnige und geistvolle, des öfteren allerdings überzarte Naturbeseelung ist das Eigenartige, sie kennzeichnende in ihren Werken. In diesem Vergeistigen der Naturgegenstände erblickt sie das Wesen des Märchens, und so lange sie sich darauf beschränkt, folgt ihr der Leser gern. Wenn sie aber, wie in den „Irrlichtern“ über diese ihr eigenthümliche Form hinauswill, wenn sie einen Zusammenhang von Natur und Menschenschicksal aufzudecken sich vornimmt, indem sie eine novellistische Skizze in ihr Märchengerank verflicht, scheitert sie. Die graziöse Umrahmung der einzelnen Bilder wiegt den Mangel an Entwicklung der Handlung und der Charaktere so wenig auf, wie eine noch so saubere Umrißzeichnung ein farbiges Gemälde zu ersetzen im Stande ist.

Vgl. Otto Roquette, Siebzig Jahre, Bd. 1, S. 136. — Sophie Verena, Marie Petersen. Ein Gedenkblatt, Novellenzeitung (redigirt von Alphons Dürr) Leipzig, 5. Oct. 1859, Nr. 40, S. 635—638. — Franz Brümmer, Einleitung zu seiner Ausgabe der „Prinzessin Ilse“ (Reclam); er gibt hier sowohl wie in seinem Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrhdts. (4. Aufl. III, 210) das Erscheinungsjahr beider Dichtungen falsch an. — Was im übrigen über Marie Petersen erschien: (Elise v. Hohenhausen) in der „Gartenlaube“ 1870, Nr. 19, S. 304. — (Carl Wallowy,) Eine Frankfurter Dichterin, Frankf. Oder-Zeitung 1889, Nr. 93. — Oskar Elsner, Marie Petersen's Märchendichtungen, ebd. 1890, Nr. 148 u. 149; ist vielfach irrthümlich, im einzelnen ungenau, im ganzen willkürlich und unhistorisch. Paul Hoffmann.

Pichler *): Ernst Oskar Wunibald P., bedeutender Architekt, wurde am 17. September 1826 zu Frankfurt a. M. geboren und starb daselbst am 31. Mai 1865. Sein Vater, Stephan Ernst P., war ein geschickter Lithograph, der unter dem älteren Morgenstern tüchtig zeichnen und malen gelernt hatte; von ihm sind einige in Oel ausgeführte Architekturstücke im städtischen historischen Museum erhalten. Er erkannte früh das Talent seines Sohnes, den er nach Kräften zu fördern suchte, obgleich ihm dies bei einer zahlreichen Familie nicht eben leicht fiel. Oskar P. besuchte die Gewerbeschule und die Architekturclasse des Städel'schen Instituts. Hier, wie in seinen praktischen Lehrjahren rühmte man seine rasche Auffassung, seinen Fleiß, sein correctes

*) Zu Bd. LIII, S. 58.

Zeichnen. Im J. 1845 begab er sich als einfacher Maurergeselle, mit den besten Zeugnissen versehen, auf die Wanderschaft. In Baden bethätigte er sich zuerst bei verschiedenen großen Bauten und lernte nebenbei die ehrwürdigen Dome Süddeutschlands und seine reizvolle Profanarchitektur kennen. Ueber München zog es ihn die Donau hinab nach Linz, der Stadt, von wo aus seine Vorfahren einst nach dem Westen Deutschlands gekommen waren; das Endziel aber bildete Wien mit seiner reichen alten und neuen Architektur. Hier hat er denn auch die ausschlaggebenden Eindrücke für sein späteres Schaffen empfangen. Als vollendeter Künstler kehrte er im J. 1849 nach Frankfurt zurück und übernahm die Leitung eines fremden Geschäfts, bis er im J. 1852 mit seiner Verheirathung auch ein eigenes Bureau gründen konnte. Zunächst galt sein Schaffen dem Privatbau: kleine Villen entstanden in den zu Straßen umgewandelten Gartenwegen der Stadt, Geschäftshäuser, die nach damaligem Gebrauch bloß einer Firma dienten, Wohnhäuser für mehrere Familien. Aber schon in diesen, nur dem praktischen Bedürfniß dienenden Bauten zeigte sich der ganze Mann, der kein Bauproject ohne künstlerische Durchbildung ausführte, der die überkommenen Formen dem modernen Leben anzupassen und sie zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen verstand — wie es in größerem Maßstabe dann am Ende seines Lebens bei der in italienischer Renaissance erbauten Villa Keßler an der Bockenheimer Landstraße, bei der Anlage der Rückertstraße und bei dem Verlagshaus der Firma Schott in Mainz zu Tage trat.

Im J. 1856 wurde die Concurrenz für den Neubau der Anstalt für Irre und Epileptische vom Frankfurter Senate ausgeschrieben, bei der P. den ersten Preis davontrug. Noch im gleichen Jahre machte er mit dem leitenden Arzte Dr. Heinrich Hoffmann eine Reise nach England und Frankreich, um die neuesten Einrichtungen solcher Anstalten zu studiren. Der Bau wurde von 1859—1863 mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark ausgeführt und besteht aus zehn zusammenhängenden, theils ein-, theils zweistöckigen Gebäuden. Der Architekt hatte für sie die Gothik gewählt und schuf, begünstigt durch den auf einem Hügel an der nordwestlichen Peripherie der Stadt gelegenen Platz, einen Monumentalbau, der die ganze Umgebung beherrschte. In rastloser Schaffensfreude wurden von ihm in den folgenden Jahren nachstehende Concurrenzpläne ausgearbeitet: die Landes-Irrenanstalt zu Hildburghausen 1860, erster Preis (erbaut von 1862—1866), der Gefängnißbau zu Frankfurt 1860, erster Preis (nicht ausgeführt), das Dr. Senckenbergische Bürgerhospital 1860, erster Preis (ausgeführt nach Pichler's Plänen 1870—1874), die große Schützenhalle zu Frankfurt 1861, erster Preis, das Rathhaus zu Innsbruck 1862, zweiter Preis, eine Doppelconcurrenz zu Karlsruhe 1863, zweiter Preis, eine Volkshalle zu Linz 1863, zweiter Preis, das Rathhaus zu Mainz 1864, zweiter Preis. Daneben entstanden noch kleinere Arbeiten; so im J. 1861 vierzehn Villenentwürfe für den Großherzog von Weimar, an den ihn der Herzog von Meiningen, für den er auch Privatbauten errichtete, empfohlen hatte. Ihre Ausstellung im Städel'schen Institut machte Aufsehen, da man hier Gebilde von großem Reiz in den verschiedensten Stilarten vor sich sah. Die landschaftlichen Hintergründe seiner in Aquarell ausgeführten Bauten pflegte P. damals von den ihm befreundeten Maler Peter Burnitz ausführen zu lassen. Diese Entwürfe, wie auch das Aquarell des Irrenhauses wurden von der Familie Pichler 1886 dem Architekturmuseum der technischen Hochschule zu Charlottenburg überwiesen.

Neben dieser umfangreichen, mit vielen Mühen verbundenen Thätigkeit begegnete sich P. in seinen Mußestunden mit gleichgesinnten Freunden in dem

1857 gegründeten Künstlerverein, dessen Vicepräsident er auch ein Jahr lang war. Engeren Anschluß pflegte er mit dem Historienmaler Wilhelm Lindenschmitt, mit dem Landschafter Karl Haussmann, auch mit dem geistvollen Caricaturenzeichner Ernst Schalck. Der Sinn für alles Echte, Gute und Große in Kunst und Wissenschaft war bei ihm mit einem lebensfreudig heiteren Temperament gepaart und machte seinen Verkehr anziehend für nahe und ferne Freunde, für aufstrebende Schüler, die stets in seinem gastlichen Hause Aufnahme fanden. Das musikalische Talent seiner Gattin erhöhte hier die Geselligkeit. In den letzten Jahren seines Lebens war P. auch Mitglied des gesetzgebenden Körpers, wo er für sein Fach im modernen Sinne zu wirken suchte. Hatte er schon während dem Schillerfest von 1859 als Mitglied des Centralcomités eine umfangreiche Thätigkeit entfaltet, so trat sein organisatorisches Talent noch mehr bei dem Schützenfest von 1862 hervor. Ein Orkan hatte ganz kurz vor der anberaumten Zeit die große Schützenhalle zerstört, die unter der energischen Leitung Pichler's mit geringer Verzögerung wieder hergestellt werden konnte. Für seine damaligen Verdienste wurde er durch eine Ehrengabe des Senats ausgezeichnet. An den Besuch der Architektenversammlung zu Wien, im September 1864, schloß sich eine Reise nach Oberitalien, zu der ihn sein Freund, der Baurath Erbkam aus Berlin, „verlockt“ hatte. Hier befand er sich den Briefen nach in einem Zustand beständigen „beglückten Lernens“. Bald nach der Heimkehr wurde die Concurrenz für das Parlamentsgebäude im Haag ausgeschrieben; die Lösung dieser Aufgabe hielt er für die größte und schönste seines bisherigen Schaffens. Anfang April 1865 erschien ihm eine Reise nach dem Haag nothwendig, die ihm jedoch bei ungünstigem Frühlingswetter äußerst schlecht bekam. Dennoch machte er den Umweg über Paris zum Besuche befreundeter französischer Architekten. Im Mai raffte ein typhöses Fieber sein kräftiges Leben dahin.

Nach seiner Bleistiftzeichnung und den hinterlassenen Angaben wurde der Plan für das Haager Parlamentsgebäude so weit als möglich ausgeführt und errang so den zweiten Preis. Die niederländische Regierung sandte ihn mit dem Bedauern zurück, daß die durch den Tod des Künstlers hervorgerufene Unvollständigkeit die Verleihung des ersten Preises und die Ausführung verhindert habe. Es blieb P. versagt, in die eigentlich große Bauperiode Frankfurts, die sich nach 1866 und 1870 entwickelte und die eine ganze Anzahl tüchtiger Architekten auf den Plan rief, einzutreten. Unter bedeutend eingeschränkteren Verhältnissen ist er aber dieser Epoche als ein Meister vorausgeschritten und war der erste moderne Frankfurter Architekt, dessen Name auch auswärts mit Ehren genannt wurde.

Frankfurter Conversationsblatt, 3. Sept. 1859. — Neues Frankfurter Museum, 7. April 1861. — Didaskalia, 17. Juni 1865 (Nekrolog) u. a. Tagesblätter. — Schützenfestzeitung von 1887, Nr. I und Nr. XII. — Förster's Bauzeitung 1861—64. — Briefe u. Aufzeichnungen d. Familie.

C. Valentin.

Reuß *): Eduard R., der größte protestantische Theologe des Elsaß im 19. Jahrhundert, ward in Straßburg am 18. Juli 1804 geboren. Sein aus Pirmasens stammender Vater Ludwig Christian hatte hier 1790 einen Tuchladen eröffnet und war nach schwierigen Anfängen zu einem behaglichen Wohlstande gelangt; seine Mutter, Margarete Bauer, eine hervorragende Frau, war die Tochter eines Straßburger Buchhändlers und Verlegers. Der Knabe trat, nachdem er die Pfarrschule der Neuen Kirche besucht, 1812 in die unterste Classe des

*) Zu Bd. LIII, S. 304.

Protestantischen Gymnasiums ein, dessen siebenjährigen Cursus er absolvirte. Das gesammte Unterrichtswesen krankte noch an den Nachwehen der Revolutionszeit; im Gymnasium bewegte sich der geistlose Unterricht in alten ausgetretenen Geleisen. So erarbeitete sich der talentvolle Knabe, der mit spielender Leichtigkeit den ersten Platz behauptete, das beste durch eigene Arbeit. Sein Hauslehrer, der tüchtige Philologe Lachenmeyer, später Professor am Protestantischen Seminar, führte ihn in die Geisteswelt der alten Classiker ein, seine von der Mutter ererbte poetische Anlage that das übrige. Er lebte und webte in den alten Dichtern und Historikern, wurde auch in den deutschen und französischen Classikern heimisch, führte lateinische Tagebücher, und das Büchersammeln ward seine Passion.

Mit 15 Jahren verließ der Jüngling als princeps juventutis die alte Sturm'sche Schule. Um das zu einem Specialstudium berechtigende Diplom eines Bachelier-ès-lettres zu erwerben, galt es, vorerst einen zweijährigen Cursus in Philosophie, Philologie und Geschichte durchzumachen, entweder am Königlichen Lyceum oder, und das war der Bildungsgang der künftigen protestantischen Theologen, am Protestantischen Seminar. R. ging den letzteren Weg, einfach weil die meisten seiner Freunde ihn gingen. Auch hier erlebte der zarte und schüchterne Student zunächst nur Enttäuschungen. Hätte er die richtigen Meister gefunden, er wäre ohne Frage mit Leib und Seele Philologe geworden und geblieben; seine ganze Begeisterung galt den Classikern, und er versuchte sich selbst in lateinischen und griechischen Versen. Aber die trockene, geistlose Art, in der in Straßburg die Philologie betrieben wurde, stieß ihn ab. Wußte doch nicht einmal der als Herausgeber classischer Texte berühmte Johannes Schweighäuser seine Hörer in den Geist der Antike einzuführen. Von Sprachvergleichung wußte niemand etwas, und als der Student in einem wissenschaftlichen Cirkel einige elementare Begriffe von vergleichender Grammatik erörterte, auf die er von selbst gerathen war, wurde er von seinen Commilitonen ausgelacht.

Nach bestandenem Baccalaureatsexamen ließ sich der junge R. in der theologischen Facultät einschreiben. Was ihn dazu veranlaßte, war weder innerer Beruf für das geistliche Amt, noch besonderes religiöses Interesse. Die spießbürgerliche Moral des theologischen Vulgärrationalismus, die ihm im Gymnasium und im Confirmandenunterrichte vorgetragen worden, hatte ihn völlig kalt gelassen; nur die schlichte Frömmigkeit der Mutter wirkte in ihm nach. Er folgte vielmehr auch diesmal wieder einfach dem Beispiel seiner älteren Freunde. Bald aber kam der Moment, da die theologischen Probleme und damit auch die Frage der Berufswahl in ihrem ganzen Ernst vor seiner Seele standen. Die Folge war eine schwere innere Krise, die der Jüngling in halbjähriger Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Landgute durchkämpfte. In dieser Krise erwachte sein religiöses Innenleben und mit ihm der begeisterte, hoffnungsfreudige Drang, etwas zu wirken in der Welt. Und in der Zuversicht, sich damit den Weg zu solchem Wirken zu bahnen, entschied sich R. nach reiflicher Erwägung endgültig für die Theologie. Die Classiker wurden ihm darum nicht fremd, und noch dem Innenleben des gereiften Mannes verlieh das Nebeneinander von biblischer und classischer Lebensweisheit ein humanistisches Gepräge.

Für das Studium der Theologie bestanden damals und bis 1870 zwei Anstalten nebeneinander. Nachdem die alte deutsche Universität in der Revolutionszeit untergegangen, war 1802 zur Ausbildung der Geistlichen das Protestantische Seminar errichtet worden, das gleich der alten Universität finanziell auf den Kanonikaten des Thomas-Stifts beruhte und darum zur

Rechtsnachfolgerin derselben erklärt worden war. Neben dieser kirchlichen Schule war aber 1818 eine kleine staatliche theologische Facultät errichtet worden, die indeß so gering dotirt war, daß ihre wenigen Professuren mit den entsprechenden des Seminars fast immer durch Personalunion verbunden waren. An beiden Anstalten aber sah es traurig aus. Mit Haffner, Dahler, Redslob ging eine Docentengeneration zur Neige, die wissenschaftlich nie auf der Höhe gestanden und im Alter völlig stagnirte; einzig Friedr. Bruch, Reuß' späterer langjähriger College, der eben in seinen Anfängen stand, wußte die akademische Jugend zu fesseln. Der Lehrplan war lückenhaft, Seminare gab es nicht, und keiner der Professoren trat in persönliche Beziehungen zu den Studenten. So wurden, was die wissenschaftliche Ausbildung betrifft, bei dem Mangel an jeglicher Leitung diese Jahre für den jungen Theologen trotz allen Fleißes eine Zeit des unsicheren Tastens und des Irrens. Ein wahrer Abscheu gegen die landläufige rationalistische Exegese, die ihm Haffner in ihrer ganzen Plattheit darbot, begleitete ihn fortan durchs Leben. In anderer Hinsicht aber waren gerade diese Jahre für den Jüngling besonders sonnig und grundlegend. Er war der Mittelpunkt der gesammten Studentenwelt, namentlich aber eines gleichstrebenden, idealgesinnten Freundeskreises. In dieser enthusiastischen Atmosphäre erwuchsen in ihm Glaube, Schaffensdrang, Zukunftsfreudigkeit; dankbar hat er bekannt, daß ihn Gott damals durch Freunde erzogen.

Auf die Straßburger Studienjahre folgten die Wanderjahre. Nachdem R. im August 1825 sein theologisches Examen bestanden, verbrachte er den Winter in Göttingen, den folgenden Sommer in Halle. Hatte ihn auf der hannoverschen Hochschule bloß der alte Eichhorn angezogen, so wurde der Aufenthalt in Halle, wo er bei Wegscheider und Gesenius wie ein Kind im Hause verkehren durfte, für seine Entwicklung von entscheidender Bedeutung; denn hier erst gingen ihm Methode, Geist und Ziele wahrhaft wissenschaftlicher Theologie auf. Nachdem er den Winter zu Hause verbracht, begab sich R. im Frühjahr 1827 zu fast einjährigem Aufenthalte nach Paris, um bei dem berühmten Sylvestre de Sacy orientalische Studien zu treiben. Er hatte hier das Glück, mit den Größen des französischen Protestantismus in persönliche Beziehung treten zu dürfen, und das noch größere, in seinem um einige Jahre älteren Landsmanne Joh. Jak. Bochinger, der ebenfalls zu Studienzwecken hier weilte, den reifen und erfahrenen Freund zu finden, durch dessen Einfluß Ziele und Richtung des eigenen Lebens sich fester gestalteten.

Im April 1828 kehrte der junge Gelehrte endgültig in seine Vaterstadt zurück. Seine erste Thätigkeit bestand darin, im Gymnasium ein Jahr lang vertretungsweise Unterricht in den classischen Sprachen zu ertheilen, wobei es sich fügte, daß er in der ersten Classe Wilh. Baum, Ed. Cunitz und Ch. Schmidt, seine nachmaligen Collegen, unter seine besten Schüler rechnen durfte. Schon im Herbst dieses Jahres begann er an die Ausführung seines Lebensprogramms heranzutreten, indem er mit Bochinger die „Theologische Gesellschaft" gründete. Im folgenden Jahre bestand er seine Licentiatenprüfung und trug sich gerade mit dem Plane der Gründung eines kirchlichen Blattes, als die Julirevolution ausbrach. Sie warf R. für ein Jahr in die Politik; 1831 war er einige Monate hindurch Redacteur einer conservativen Zeitung, die sich indeß nicht halten konnte. Nach dieser „größten Dummheit seines Lebens" versuchte er sich zuerst zu Hause vor engeren Kreisen von Studenten in kleineren Vorlesungscyklen und begann dann, auf Bruch's Zureden und sofort mit großem Erfolg, am Protestantischen Seminar Vorlesungen zu halten. 1834 wurde er, gerade als er, infolge von Ueberarbeitung zusammengebrochen, wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte, zum außerordentlichen, 1836 zum ordentlichen

Professor am Seminar ernannt. 1838 wurde er zugleich zum Professor an der Facultät bestellt, wobei das Curiosum zu vermerken ist, daß er 26 Jahre lang einfacher chargé de cours blieb, weil er das französische Doctordiplom nicht besaß, noch darum einkommen wollte; erst 1864 wurde die Sache durch die Collegen geregelt und R., der längst eine Berühmtheit war, zum professeur titulaire ernannt. Nachdem seine äußere Stellung gesichert war, gründete R. im Mai 1839 seinen Hausstand, indem er seine Nichte Julie Himly heimführte.

Die Vorlesung über Moral, die er an der Facultät zu halten gehabt hätte, seinem Collegen Bruch überlassend, concentrirte sich R. an beiden Anstalten auf das Neue Testament, nebenbei auch Encyklopädie, Symbolik und Geschichte der protestantischen Theologie vortragend und zu Hause gelegentlich einen Cursus im Arabischen haltend. Sein erstes größeres Werk, die 1842 erschienene „Geschichte der H. Schriften Neuen Testaments“, trug ihm im Frühjahr 1843 von seiten der Jenenser Facultät den theologischen Doctortitel ein, dem ein halbes Jahr später ein ehrenvoller Ruf auf den Lehrstuhl von Baumgarten-Crusius folgte. Nach längerem Schwanken schlug ihn R. aus. Die schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1848, in dessen allgemeinem Trubel R. allein den Muth fand, den Studenten ob ihres an die Professoren gerichteten Ultimatums die gebührende Antwort zu ertheilen; der Ingrimm über die politischen Zustände des zweiten Kaiserreiches und die nunmehr systematisch betriebene Verwelschung des Elsasses; die auch unter der Studentenschaft sich ständig ausbreitende orthodox-confessionelle Strömung, von deren Anhängern er sich zum Theil gemieden sah — das alles ließ ihn in den folgenden Jahren seinen glücklichen Entschluß manchmal bedauern. Denn auch im Straßburger Lehrkörper fühlte sich R. damals vereinsamt. Bruch war eine von der seinigen zu verschiedene Natur, als daß sich ein näheres Verhältniß zwischen diesen beiden Männern hätte herausbilden können, und die Collegen erwiesen sich seinen oft etwas ungestümen, aber nothwendigen Reformvorschlägen unzugänglich. So war R. damals vielfach der unbequeme Neuerer, der Mann der Opposition, und fällte über Zustände und Personen herb ironische Urtheile.

Nicht als ob solche trübe Stimmungen seinen überaus beweglichen Geist eigentlich beherrscht hätten. Der stille Zauber der Natur auf dem ererbten väterlichen Landsitze — eine Stunde vor der Stadt am Eingang des Dorfes Neuhof gelegen —, den er sich damals zum Tusculum einrichtete, hob die manchmal eintretende Muthlosigkeit, und Arbeit und Beruf gaben seiner Seele immer wieder neuen Schwung. Die fünfziger Jahre ließen ihn die Uebermittelung deutscher theologischer Wissenschaft an den französischen Protestantismus als neue Lebensaufgabe ergreifen, das Jahr 1860 reifte auf Veranlassung seines Verlegers in ihm den Entschluß, mit den Freunden Baum und Cunitz die kritische Gesamtausgabe der Werke Calvin's zu unternehmen. Gleichzeitig bot sich R. Gelegenheit, sein Verwaltungs- und Organisationstalent auf einem neuen Felde zu bethätigen. Auf das Drängen der Lehrerschaft selbst übernahm er 1859—65 die Leitung des Protestantischen Gymnasiums, das, seit der Neuordnung von 1802 dem Protestantischen Seminar unterstellt, regelmäßig einen der Professoren des Seminars zum Gymnasiarchen oder, wie man neuerdings etwas mißverständlich sagte, zum Director hatte. Indem er hier nothwendige Reformen einführte und nach dem großen Brande von 1860, der das alte Dominicanerkloster völlig in Asche legte, mit Einsetzung aller Kräfte den Wiederaufbau und die Reorganisation der Anstalt betrieb, hat er eine neue Blütheperiode der alten Sturm'schen Schule eingeleitet.

Die sechziger Jahre brachten mit dem Tode von Jung 1863, von Fritz und Matter 1864 bedeutsame Veränderungen im Lehrkörper. Ihre nächste Folge

für R. war die, daß er, am Seminar das Neue Testament seinem Freunde Cunitz überlassend, als Nachfolger von Th. Fritz das Alte Testament als Hauptfach übernahm. Ihre weitere Folge, daß, als mit durch Reuß' Verdienst die Anschläge der Pariser Partei auf die Facultät abgeschlagen waren, gerade vor Thoresschluß die glänzendste Zeit der Straßburger Schule anbrach, die Zeit, da neben R. und Bruch Tim. Colani als glänzendster französischer Docent am Seminar und an der Facultät wirkte, Ch. Schmidt das ihm zukommende Fach der Kirchengeschichte erhalten hatte und Aug. Sabatier in seinen Anfängen stand. Es ist die Zeit, die R. infolge ihres regen wissenschaftlichen Lebens und des im Docentencollegium herrschenden Solidaritätsgefühles als die glücklichste Epoche seiner öffentlichen Wirksamkeit bezeichnet hat.

Die Ereignisse von 1870, mit denen ein Herzenswunsch von R. in Erfüllung ging, brachten neue Verhältnisse. An den schwierigen Verhandlungen über die Neuorganisation des theologischen Unterrichts, des Thomasstifts und des Protestantischen Gymnasiums hervorragend betheiligt, trat R. als deren erster Decan in die theologische Facultät der 1872 eröffneten neuen Universität ein, welche Facultät als theologische Lehranstalt die Fortsetzung zugleich der alten Facultät und des Seminars darstellte. Er hat ihrem Lehrkörper, über Altes wie Neues Testament lesend, noch 16 Jahre activ angehört. In der Universität, wo ihm die neuen altdeutschen Collegen stets besondere Verehrung bezeugten, in der Facultät und in dem neuorganisirten Thomascapitel, dem er in den siebziger Jahren zwei Mal als Director vorstand, war er gleichsam die lebendige Tradition. Seine Arbeitskraft blieb staunenswerth; in rascher Folge erschienen von 1874 an neben der rüstig fortschreitenden Calvinausgabe die 16 Bände seines französischen Bibelwerks. Das Jahr 1878 bescheerte ihm das schönste Fest seines Lebens, das Jubiläum seiner „Theologischen Gesellschaft“, wobei es R. zu besonderer Freude gereichte, daß eine große Zahl alter Schüler aus allen theologischen Lagern sich einträchtig um ihn scharte. Es folgte 1879 mit dem Licentiatenjubiläum die Huldigung der gesammten gelehrten Welt vor dem Altmeister, der die Curie damit präludirte, daß sie drei Tage zuvor sein Bibelwerk auf den Index setzte. Bei aller Geistesfrische konnte es nicht ausbleiben, daß, namentlich seit der schweren Erkrankung von 1880, auch ein R. dem Alter seinen Tribut zahlen mußte. Die neuen Verhältnisse in seinem engeren Heimathlande wie die Entwicklung von Welt und Wissenschaft brachten doch vieles, das ihm nicht sympathisch war. Seinem Unmuth über die immer mehr ins Einzelne gehende, oft minutiös werdende Art der biblischen Wissenschaft gab er sogar litterarischen Ausdruck; neuen Anschauungen und Hypothesen war er kaum mehr zugänglich. In seiner Art, seinen Arbeiten und seinen im hohen Alter eine mehr populäre Form annehmenden Vorlesungen blieb er der Vertreter einer früheren Generation, der, wie er selbst sagte, die Gegenwart fremd zu werden begann. Sein Ideal wäre gewesen, auf dem Katheder zu sterben; doch mußte er schließlich selbst einsehn, daß die Kräfte zur Fortführung der Lehrthätigkeit nicht mehr ausreichten. Es war ein denkwürdiger Tag, als er am 25. Juli 1888 seine letzte Vorlesung hielt. Nach wie vor aber blieb die Arbeit sein Leben. Neben der Calvinausgabe unternahm er eine deutsche Bearbeitung seines Bibelwerks. Als er eben das Neue Testament in Angriff nahm, waren seine Kräfte erschöpft; am 15. April 1891 schlief er friedlich ein. —

Eine Reihe von Eigenschaften, die man in dieser Weise nicht oft vereinigt findet, machen R. zu einem Lehrer und Gelehrten eignen Gepräges. Mit voller Unabhängigkeit des Urtheils, scharfem kritischem Blick, raschem Orientirungsvermögen auf den verschiedensten Gebieten verband er feinstes Formgefühl und

künstlerische Gestaltungskraft. Er war ein Meister des deutschen Stils, dem er wie sein Freund Karl Hase ein ganz persönliches Gepräge zu geben wußte; insonderheit machten ihn poetisches Gefühl und feines Anempfindungsvermögen zum genialen Uebersetzer orientalischer Poesie. Unterstützt wurden diese Gaben durch eine nie versiegende Arbeitsfreudigkeit und eine bei seiner schwächlichen Constitution doppelt in Erstaunen setzende zähe Arbeitskraft. Der unglaublich fleißige Gelehrte, der sich zu fast mechanischer Zeitausnutzung zwang und auch die trockenste Tagesarbeit mit peinlicher Genauigkeit leistete, war aber andrerseits ein Mann der genialen Intuition. Er hat grundlegende Erkenntnisse mehr divinatorisch erschaut als streng methodisch bewiesen, und mit an dieser Eigenart liegt es, daß er nicht im eigentlichen Sinne schulebildend gewirkt hat.

Wer im Elsaß den Namen Reuß nennt, denkt immer in erster Linie an den akademischen Lehrer. Sein freier Vortrag auf dem Katheder war, dem Verständniß der Hörer sich anpassend, schlicht sachlich, fast populär, dabei aber immer reich an geistvollen Bemerkungen und treffenden Charakteristiken, immer auf die Hauptsachen gerichtet, den kritischen und philologischen Einzelfragen wenig Raum gönnend, von Polemik fast absehend. Wo es aber der Stoff mit sich brachte, konnte er sich begeistert und begeisternd zu wirklicher Beredsamkeit erheben. Es redete hier ein Mann, das war das Geheimniß seines Erfolges, der von seinem Stoffe ganz hingenommen war; versichern doch solche, die R. in seiner großen Zeit gehört, unter den deutschen Theologen kaum einen gefunden zu haben, der ihm an spontaner rednerischer Kraft und Eindrucksfähigkeit gleichgekommen wäre. Und dieser Meister des Wortes ist nach einigen Mißerfolgen als Candidat der Kanzel völlig ferne geblieben, weil er, nicht im Stande, eine Rede zu memoriren, sich für unfähig erklärte, zu predigen! Das wichtigste aber war, daß R. im Unterschiede von seinen Collegen nicht bloß auf dem Katheder mit seinen Schülern verkehrte. Gerade die schmerzlichen Erfahrungen der eigenen Studienzeit ließen es die erste That des angehenden Privatdocenten sein, mit seinem Freunde Bochinger 1828 die „Theologische Gesellschaft“ ins Leben zu rufen, in deren Leitung ihn nach Bochinger's frühem Tode (1831) seit 1836 sein Freund Cunitz unterstützte. In den beiden Sectionen dieser Gesellschaft, der theologischen und der philologischen, haben viele Generationen von Studirenden wissenschaftlich arbeiten und discutiren gelernt, insonderheit aber vielseitige persönliche Anregung empfangen. Als Archiv für wissenschaftliche Arbeiten von Mitgliedern der Gesellschaft waren die „Beiträge zu den theologischen Wissenschaften“ bestimmt, die R. und Cunitz eine Zeit lang herausgaben (6 Bde. 1847, 51—55). So gebührt dieser Gesellschaft, die in ihrer theologischen Section auch nach 1870 weiterblühte und von R. im Frühjahr 1886 mit ihrer 2000. Sitzung geschlossen wurde, ein Platz in der elsässischen Culturgeschichte.

R. vor Allem ist es gewesen, der mit Bruch und Ch. Schmidt der Straßburger Facultät unter den Stätten theologischer Wissenschaft den Ehrenplatz wieder erobert hat, den sie im 17. Jahrhundert behauptete. Ein großer Theologe war er freilich nur in dem historischen Theile der theologischen Wissenschaft. Das war nicht nur eine Folge der strengen Selbstbeschränkung auf sein Gebiet, die er sich zur Pflicht gemacht hatte, sondern hing mit seiner ganzen geistigen Art aufs engste zusammen. Es war seine Schranke, daß er, zu abstrakt philosophischem Denken nicht geschaffen, nicht bloß philosophischer Erklärung des Welträthsels und speculativer Begründung der Religion gegenüber ein unüberwindliches Mißtrauen hegte, sondern auch die principielle Bearbeitung der religiösen und ethischen Probleme kaum gebührend zu wür-

digen vermochte und daher der systematischen Theologie keinerlei Sympathie entgegenbrachte. Denn wenn er selbst gelegentlich von dieser Schranke seines Wesens spricht, so hat man das Gefühl, daß die leise Ironie seines Bedauerns im Grunde weniger dem eigenen Unvermögen als den in Rede stehenden Disciplinen selber gilt. Ein Gelehrter von europäischem Ruf dagegen wurde R. als einer der ersten, und jedenfalls der geistvollste und formgewandteste Vertreter der kritischen Bibelwissenschaft in und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Er pflegte seine Ansichten langsam ausreifen zu lassen, bis er mit ihnen ans Licht trat. Seine erste Arbeit waren die feinsinnigen „Ideen zur Einleitung in das Evangelium Johannis“ (Denkschrift der Theol. Gesellschaft zu Straßburg 1840), mit denen er der Begründer der These wurde, daß das vierte Evangelium nicht einen historischen Bericht, sondern eine Lehrschrift in geschichtlicher Form darstelle. Es folgte sein Hauptwerk auf neutestamentlichem Gebiete, die „Geschichte der H. Schriften Neuen Testaments“. In der ersten Auflage von 1842 eine Skizze, gewann sie in der zweiten von 1853 (3. Aufl. 1860, 4. 1864) ihre endgültige Gestalt, von der der Verfasser auch in den letzten Auflagen (5. 1874, 6. 1887) nicht abgehen wollte, obwohl seine inzwischen doch mannichfach veränderte Auffassung einzelner Schriften eine weitgehende Umarbeitung des grundlegenden ersten Theils erfordert hätte. Schon rein litterarisch eine Leistung, suchte das Werk die Disciplin der sog. Einleitung ins Neue Testament zu einem organischen Ganzen zu gestalten, indem es nacheinander behandelte: die Entstehung der neutestamentlichen Schriften, ihre Sammlung zu einem Canon, die Geschichte der Handschriften, der Uebersetzungen und des gedruckten Textes, endlich die Geschichte des Gebrauchs dieser Schriften in der christlichen Theologie, d. h. die Geschichte der Exegese. Der erste Theil gestaltete die Geschichte des neutestamentlichen Schriftthums zu einer vollständigen Litteraturgeschichte des Urchristenthums, eine methodologische Neuerung, die, principiell wie geschichtlich betrachtet, den richtigsten Weg betrat, aber freilich weder dem Titel entsprach noch zu den folgenden Abschnitten des Buches paßte, die ausschließlich das neutestamentliche Schriftthum zum Gegenstande hatten. Waren schon in diesem Werke die sonst nicht in die sog. Einleitung einbezogenen Partien, insbesondere die Geschichte der Exegese, die wissenschaftlich bedeutendsten, so hat R. in der Folgezeit auf dem Gebiete der mittelalterlichen Bibelgeschichte Bahnbrechendes geleistet mit seinen Untersuchungen über „die deutsche Historienbibel vor der Erfindung des Bücherdruckes“ (Beiträge zu den theol. Wissensch. VI, 1855; auch separat) und über die Geschichte der französischen Bibel im Mittelalter und die ersten Drucke derselben (Fragments littéraires et critiques relatifs à l'histoire de la Bible française, in Colani's Revue de théologie, première série Bd. 2, 4—6, 14, 1851—53, 1857; troisième série Bd. 3—5, 1865—67). Andrerseits hat er in seiner Bibliotheca Novi Testamenti Graeci (1872) die Entwicklungsgeschichte des gedruckten griechischen Textes aufgehellt, indem er eine Liste von 584 gedruckten Ausgaben bot, diese zu Ausgabenclassen gruppirte und ihr gegenseitiges Verhältniß durch Vergleichung von tausend wichtigen Stellen nachwies, eine für Reuß' Benedictinerfleiß und Sammeleifer besonders bezeichnende Arbeit, die nur Einer leisten konnte, der wie er selber ein halbes Tausend griechische Ausgaben des Neuen Testaments besaß.

Die innere Seite der im ersten Theile der „Geschichte“ geschilderten Entwicklung brachte für ein französisches Publicum zur Darstellung die „Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique“ (2 Bde. 1852, 3. Aufl. 1864). Vorangegangen war ihr eine feine Studie über „die

Johanneische Theologie“ (Beiträge zu den theol. Wissensch. I, 1847, 2. Aufl. 1851), deren mystische Gedankenwelt R. mit besonders glücklichem Anempfindungsvermögen zu erfaßen wußte. In den beiden Hauptwerken geht das Bestreben des Verfassers dahin, die Entwicklung des Urchristenthums geschichtlich zu begreifen. Das führt ihn zu einem Geschichtsbilde, das als Ganzes wie in vielen Einzelheiten sich mit der Conception der Tübinger Schule berührt, aber bezüglich der Echtheitsfragen und der zeitlichen Ansetzung der einzelnen Schriften weit conservativeres, in der Charakteristik der verschiedenen Richtungen soz. vermittelnderes Gepräge aufweist. R. hat die Probleme weniger scharf gefaßt und zugespitzt als die Tübinger, von denen er sich übrigens ignorirt sah; er imponirte nicht wie jene durch die Straffheit und Kühnheit eines geschichtlichen Aufrisses, dessen einzelne Phasen sich wie mit logischer Nothwendigkeit auseinander zu ergeben schienen. Aber eben weil er weniger a priori construirte, ließ ihn sein geschichtlicher Instinkt vielfach richtiger sehen und der concreten Mannichfaltigkeit besser gerecht werden, insonderheit die Entstehung des gemeinchristlichen Bewußtseins der werdenden katholischen Kirche anders und für eine viel frühere Zeit verständlich machen als den Tübingern möglich war. Gerade dieser historische Sinn, den weder dogmatische noch philosophische Voraussetzungen in der concreten Verlebendigung der Vergangenheit beirrten, ist es auch gewesen, der R. als einem der Ersten die Forderung rein historischer Exegese nicht bloß zu stellen, sondern zu verwirklichen ermöglichte.

Auf seinem Lieblingsgebiete, dem des Alten Testaments, ist R. erst später mit größeren Arbeiten hervorgetreten. Seine Gabe genialer Intuition aber hat sich hier am glänzendsten bethätigt. Schon 1834 — ein Jahr vor dem Erscheinen von Wilh. Vatke's Biblischer Theologie, die um ihres Hegel'schen Gewandes willen leider auch R. unbeachtet ließ — hatte er die die herkömmliche Vorstellung von der Entwicklung der israelitischen Religion und Litteratur umstürzende These aufgestellt, das Gesetz sei jünger als die Propheten, die Psalmen jünger als beide. Doch hatte er diese Ansicht nur gelegentlich in Recensionen angedeutet und 1850 in Ersch und Gruber's Encyklopädie eine auf dieser Voraussetzung beruhende Skizze der israelitisch-jüdischen Religionsentwicklung gegeben (Sect. II, Bd. 27, Art. Judenthum), die um ihres versteckten Ortes willen keine weitere Beachtung fand. Eben im Jahre 1834 aber hatte sich unter seinen Schülern Karl Heinr. Graf befunden, der, als Professor an der Landesschule in Meißen in fortgehendem wissenschaftlichem Austausch mit dem zum Freunde gewordenen Lehrer, in seinem Werke „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments“ (1866) diese Anregungen bahnbrechend ausbaute; ein weiterer Schüler von R., August Kayser, zuletzt sein College († 1885), schloß sich ihm an („Das vorexilische Buch der Urgeschichte Israels“ 1874). Eine auf dieser neuen Grundlage fußende Gesammtdarstellung ließ R., der bereits in seinem französischen Bibelwerk seine inzwischen weiter ausgebaute Geschichtsauffassung vertreten hatte, erst 1881 als „Geschichte der H. Schriften Alten Testaments“ erscheinen (2. Aufl. 1890), drei Jahre nachdem Jul. Wellhausen als der siegreiche Anwalt der bisher sog. Graf'schen Hypothese aufgetreten war. Dieses die gesammte israelitische und jüdische Litteratur- und Religionsgeschichte im Rahmen der nationalen und culturellen Entwicklung in genialem Wurfe zur Darstellung bringende Werk ist fraglos Reuß' glänzendste Leistung; längst in Angriff genommen, bietet es den Ertrag seiner Arbeit auf alttestamentlichem Gebiete. Allerdings aber war es so lange im Pulte zurückgehalten worden, daß es gegenüber dem, was im letzten

Jahrzehnt erarbeitet worden war, in vielen Einzelfragen einen etwas älteren Stand der Forschung widerspiegelte.

Am längsten wird Reuß' Name genannt werden in Verbindung mit der monumentalen Gesammtausgabe der Werke Calvin's, die er mit seinen Collegen und Freunden Joh. Wilh. Baum und Ed. Cunitz 1860 unternahm (59 Quartbände 1863—1900; Corpus Reformatorum Tom. 29—87). Sie veranlaßte ihn zu mehreren wissenschaftlichen Reisen, führte ihn insonderheit jahrelang in den Herbstferien nach Genf. Dem Organisationstalent und der, wie er es nannte, Expedirfähigkeit von R. war das rasche Voranschreiten des Riesenwerkes vor allem zu verdanken. Und, da Baum († 1878) schon bald nach 1870 unheilbarer Krankheit verfiel und Cunitz 1886 starb, hat R., zeitweise mit Unterstützung jüngerer Theologen, auch hier die meiste Arbeit geleistet; so sehr, daß nach seinem Tode die letzten 12 Bände von Alfr. Erichson aus seinem Nachlasse veröffentlicht werden konnten.

Wichtiger aber als alle diese gelehrten Leistungen ist die Thatsache, daß R. in erster Linie es gewesen ist, der dem französischen Protestantismus die Resultate, insonderheit aber die Methode und den wissenschaftlichen Geist der deutschen historisch-kritischen Bibelwissenschaft vermittelt hat.

Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, da das Elsaß nach Sprache und Cultur noch ein wesentlich deutsches Land war, obwohl sich seine Bewohner seit der Revolutionszeit politisch durchaus als Franzosen fühlten. Und R. war sich nicht nur stets bewußt, mit seiner Wissenschaft im deutschen Geistesleben zu wurzeln, sondern er gehörte zu den wenigen, die die Ueberzeugung verfochten, daß der Elsässer nur durch Festhalten an deutscher Art und Sprache sein geistiges Sein zu bewahren im Stande sei. In seiner Vorrede zu den Gedichten seines Landsmanns Daniel Hirtz hatte er 1838 der eindringenden französischen Art sein trotziges „Wir reden deutsch" entgegengehalten und diesem Worte eine beredte und herzbewegende Auslegung gegeben. Und in der Napoleonischen Zeit erfüllte ihn die rasche Verwelschung des Elsasses, in der er sich als einer der letzten Vertreter einer untergehenden Welt vorkam, mit Trauer und Bitterkeit. Das hinderte ihn indeß nicht, französischer Art gerecht zu werden und dem französischen Protestantismus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um der französischen Studenten willen hielt er seit 1849 einen Theil seiner Vorlesungen in französischer Sprache. Sein Colleg über die Theologie des Neuen Testaments, mit dem er begann, machte solchen Eindruck, daß die Studenten aus Genf und Montauban ihn in Adressen um dessen Veröffentlichung angingen. Auch andere Anzeichen deuteten darauf hin, daß im französischen Protestantismus, der sich seit seiner Neuconstituirung entweder an einem phrasenhaften rationalistischen Moralismus oder einer kindlichen théologie du réveil hatte genügen lassen, der wissenschaftliche Geist, der ihn einst ausgezeichnet, sich von neuem regte. R. verstand diese Zeichen der Zeit und hielt es für seine Pflicht, der neuen Aufgabe, die Zeit und Ort seines Wirkens ihm stellten, sein Kräfte zu widmen. So begann mit seiner „Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique" (2 Bde., 1852, 3. Aufl. 1864), die in manchen französischen Kreisen wie eine Offenbarung wirkte und ins Englische, Holländische und Schwedische übersetzt wurde, seine theologische Schriftstellerei in französischer Sprache. Zu ihrer Fortsetzung hatte er die Gründung einer französischen theologischen Zeitschrift ins Auge gefaßt. Als dieser Plan sich zerschlug, wurde er der bedeutendste Mitarbeiter an Colani's Revue de théologie et de philosophie chrétienne, die allerdings dem eignen Plane nicht ganz entsprach. Er hat in ihren drei Serien (1850—69) 44 z. Th. sehr umfangreiche Artikel veröffentlicht, von denen einige,

besonders die „Histoire du Canon des Écritures saintes“ (1863, 2. Aufl. 64), auch als Buch erschienen. Den Abschluß und theilweise die Zusammenfassung dieser Arbeiten bildete das große französische Bibelwerk („La Bible, traduction nouvelle avec introductions et commentaires“, 16 Bde. 1874—81). R., der einzige Theologe des 19. Jahrhunderts, der die ganze Bibel übersetzt und erklärt hat, bewährte in diesem auf den weiteren Kreis der Gebildeten berechneten Werke seine Virtuosität, schwierige kritische Probleme klar und durchsichtig darzustellen und auch die Einzelauslegung anziehend zu gestalten. Von der deutschen Bearbeitung, dem letzten Unternehmen des 85jährigen Gelehrten, konnte das Alte Testament aus dem Nachlasse herausgegeben werden (Das A. T. übersetzt, eingeleitet u. erläutert von E. R., herausgeg. v. Alfr. Erichson u. Ludw. Horst, 6 Bde. 1892 ff.). Es ist ewig schade, daß diese deutsche Bearbeitung nicht ein Menschenalter früher erschienen ist. Denn die, zumeist aus viel früherer Zeit stammende, freie Uebersetzung, zumal die schon früher erschienene des Buches Hiob („Hiob“ 1888), offenbart in glänzender Weise Reuß' Sprachmeisterschaft und Uebersetzungskunst. Sie vermag besser als alle andern dem Gebildeten einen Eindruck von der Größe insonderheit der poetischen Litteratur des Alten Testaments zu vermitteln, während die Wirkung des französischen Bibelwerkes dadurch beeinträchtigt wurde, daß es eben nicht aus dem Geiste der französischen Sprache herausgeboren war. Das ändert nichts an der Thatsache, daß an der Neubegründung einer wissenschaftlichen Theologie im französischen Protestantismus Ed. Reuß in erster Linie schöpferisch betheiligt war. Hierin liegt letztlich seine geschichtliche Bedeutung. —

R. war ein überaus beweglicher und vielseitiger Geist. In seiner Jugend ein weiches Gemüth von enthusiastischer Empfänglichkeit, hat er sein Leben lang von dem Capital seiner Jugendfreundschaften gezehrt. In Straßburg fand er nach Bochinger's frühem Tode (1831) fast für sein ganzes ferneres Leben seinen alter ego in Eduard Cunitz, dem er sich nicht nehmen ließ die Gedenkrede zu halten, und mit seinem Schüler Heinrich Graf im fernen Meißen verband ihn bis zu dessen Tode (1869) eine in regelmäßigem Briefwechsel sich bekundende innige Freundschaft (Ed. Reuß' Briefwechsel mit K. H. Graf, herausgeg. v. K. Budde u. H. J. Holtzmann 1904). Leere Geselligkeit und jegliche Art von Repräsentation waren ihm ein Greuel. Wo er sich aber in einem Kreise wohl fühlte, wie z. B. auf den von ihm öfters besuchten Orientalistenversammlungen, da sprühte er in der Unterhaltung wie als Gelegenheitsredner von Geist und Witz. In seinen Aeußerungen trat dann wohl auch der satirische Zug zu Tage, der ihm oft um den Mund spielte und sich gelegentlich auch in der einen oder andern wissenschaftlichen Arbeit geltend machte (vgl. bes.: „Der 68. Psalm, ein Denkmal exegetischer Noth und Kunst“, Beiträge zu den theol. Wissensch. III, 1851; auch separat), und dieser Umstand vor allem hat ihm die Todfeindschaft des immer pathetischen Heinr. Ewald eingetragen.

R. gehörte nicht zu denen, die von ihrem Innenleben viele Worte machen. Am meisten ließ er davon durchblicken in seinen Reden an der jährlichen Festsitzung seiner „Theologischen Gesellschaft“, deren schönste er zu ihrem Jubiläum herausgab („Reden an Theologie Studirende“ 1878, 2. Aufl. 1879). Einen wirklichen Einblick in die schlichte Frömmigkeit, die den verborgenen Grund seines Wesens bildete, hat indessen erst sein Briefwechsel mit Graf geboten.

Das Ungenügen des landläufigen theologischen Rationalismus, den er in seiner Schul- und Studienzeit genugsam kennen gelernt hatte, war ihm bei dem reichen Gemüthsleben seiner Jugendjahre bald aufgegangen. Und gerade in diesem Enthusiasmus seiner Studentenzeit bekannte er „seinen Gott und

seinen Glauben gefunden zu haben, in sich selbst und in der Freundschaft". Damit war gegeben einmal ein mystischer Zug, der alle edeln Kräfte und Aspirationen der eignen Seele als Gotteswirkungen empfand und in ihnen Gottes und der Gottesgemeinschaft inne wurde, andrerseits die Erfahrung, daß religiöses Leben nicht durch Lehre, sondern durch persönliche Berührung mit Höherstehenden geweckt werde. An der Spitze dieser Letzteren stand ihm, graduell, nicht generell von den andern verschieden, die Gestalt des historischen Jesus. Der Wirklichkeit seiner Erlösungskraft wurde er dadurch inne, daß er in geistiger Gemeinschaft mit ihm, als wäre er sein persönlichster Freund, zu leben und zu streben suchte. In solcher Gemeinschaft, gottgegebene Kraft nützend — „du sollst und du kannst, denn du sollst" —, freudig und tapfer das Werk Gottes zu wirken in der Welt im Bewußtsein, daß Arbeit und Kampf das wahre Leben des Geistes ist, war die Grundstimmung seines Lebens; und ein Fortschreiten dieses Geistes in weiterem Wirken und Ringen erwartete er auch im jenseitigen Leben, ohne das ihn der Dinge Lauf der barste Unsinn dünkte. Er hat gelegentlich seinen Standpunkt als einen durch den Eindruck der Persönlichkeit Jesu religiös erwärmten Kantianismus bezeichnet. Jedenfalls war diese schlichte und tapfere Frömmigkeit, die in den Worten Jesu die höchste Lebensweisheit erblickte, der paulinisch-augustinischen Auffassung des Christenthums, die eben im neuerstarkenden Pietismus und in andrer Weise dann in dem neuen lutherischen Confessionalismus ihre Auferstehung erlebte, durchaus und bewußter Weise entgegengesetzt.

R. wußte wohl, daß diese seine Art nicht für jedermann sei und wollte sie niemandem aufzwingen. Er vermochte die verschiedenen Richtungen als Historiker zu würdigen und wußte, daß sie ihre Zeit haben müßten. Ein Parteimann im engeren Sinne war er nicht, und jegliche Art von Radicalismus war ihm zuwider. Nicht nur daß ihm Schüler aus allen Lagern gleich lieb waren, wofern sie nur Ernst und Arbeitseifer bewiesen; auch seine kirchenpolitische Stellungnahme entbehrte eines conservativen Grundzuges nicht, der auch seinen politischen Anschauungen eignete. Es hängt dies damit zusammen, daß R. aristokratisch empfand und darum auf politischem wie kirchlichem Gebiet die durch den Stimmzettel ausgeübte Herrschaft der Masse für nicht minder gefährlich hielt als den Absolutismus. —

Wenigen Gelehrten ist es vergönnt gewesen, sich so völlig auszuleben wie R. Als am 17. April 1891 ein langer Zug seinem Sarge folgte, war das Gefühl allgemein, daß mit ihm ein Stück altelsässischer Tradition und einer jener theologischen Charakterköpfe dahingegangen sei, die in unserer Zeit fortgehender Specialisirung immer seltener werden. Seine werthvolle Bibliothek, die die größte Sammlung von Drucken des griechischen Neuen Testaments einerseits, von Calvindrucken andrerseits einschließt, ist durch Kauf in den Besitz des Thomas-Stifts (dem Cunitz als Mitbesitzer der Calviniana seinen Antheil testamentarisch vermacht hatte) übergegangen und der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek einverleibt. Seine von dem Berliner Bildhauer Herter in sprechender Aehnlichkeit modellirte Marmorbüste ziert den Lichthof des neuen Collegiengebäudes. Für die letzte Epoche der alten Facultät wird der Name Reuß als der ihres glänzendsten Sternes bezeichnend bleiben.

H. J. Holtzmann, Ed. Reuß. Nachruf. Protestantische Kirchenzeitung 1891, S. 385—393. — Th. Gerold, Eduard Reuß 1892 (Separatabdruck aus dem „Vogesengrün" 1892); derselbe, Edouard Reuß, notice biographique 1892 (87 Seiten; die bis jetzt ausführlichste Biographie mit einem chronologischen Verzeichniß der Werke von Reuß). — P. Lobstein, Art. Reuß: Real-

encyklopädie für protest. Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. XVI (1905), S. 691—696 (im Eingang wird hier noch eine Reihe von Nachrufen verzeichnet). Gustav Anrich.

Röder*): Karl David August R. wurde am 23. Juni 1806 in Darmstadt geboren als Sohn eines höheren hessischen Officiers. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging 1822 zur Universität und trat nach beendeten Studien in den praktischen Staatsdienst seines engeren Vaterlandes ein. Im J. 1830 habilitirte er sich an der Universität Gießen mit einer Abhandlung: „de usuris in futurum acceptis“. Nach Veröffentlichung seiner „Grundzüge der Politik des Rechts. Erster Theil: Einleitung. Allgemeine Staatsverfassungslehre“ (Darmstadt 1837) wurde ihm untersagt, staatsrechtliche Vorlesungen zu halten, obwohl die in dem Buche vorgetragenen Ansichten nichts weniger als revolutionär sind, Verfasser sich vielmehr ausdrücklich als überzeugten Anhänger der monarchischen Staatsform bekennt. R. verzichtete dann auf sein Lehramt und siedelte nach Heidelberg über, wo er 1839 mit einer „Commentatio de quaestione an poena malum esse debeat“ die venia docendi erwarb. Im J. 1842 wurde er zum außerordentlichen Professor, im J. 1879 zum Honorarprofessor ernannt. Am 20. December 1879 starb er zu Heidelberg nach kurzem Krankenlager.

Die Schrift, die ihm sein Gießener Lehramt kostete, und seine Heidelberger Habilitationsschrift kennzeichnen den Kreis seines eigentlichen wissenschaftlichen Interesses: Naturrecht und Reform des Strafwesens. Unter seinen zahlreichen Schriften — eine vollständige Aufzeichnung der in Buchform erschienenen Schriften gibt Teichmann in v. Holtzendorff's Rechtslexikon III, 1. S. 482 — befinden sich auch einige civilistische, die aber nur als gelegentliche Nebenarbeiten angesehen werden können, während seine staatsrechtlichen Veröffentlichungen durchaus auf dem Boden naturrechtlicher Anschauungen stehen. Hier hat sich R. frühe den Lehren Krause's angeschlossen, dessen „Vorlesungen über Rechtsphilosophie“ er im J. 1874 herausgegeben hat. In dem „Vorbericht“ zu dieser Ausgabe erwähnt R., daß er nur eine öffentliche Vorlesung (über den Begriff der Philosophie) bei Krause gehört habe, sich aber noch lebhaft des tiefen Eindrucks erinnere, den diese Vorlesung auf sämmtliche Zuhörer machte. Für Röder's philosophische und politische Anschauungen ist dieser Vorbericht sehr werthvoll, er läßt zugleich deutlich erkennen, was ihn eigentlich an Krause's Gedanken besonders angezogen hat. Daß er dabei stark unter dem Einflusse seines Freundes Ahrens gestanden haben mag, wie Erdmann (Grundriß der Geschichte der Philosophie II, 701) annimmt, läßt sich aus verschiedenen Stellen seines Hauptwerks schließen. Dieses, „Grundzüge des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie“, erschien 1846 in erster, 1860—63 in zweiter ganz umgearbeiteter Auflage. Es theilte das Schicksal der Werke des Meisters, es fand in Deutschland geringe, im Ausland lebhafte Anerkennung. Daß Röder's hervorragende Begabung nicht auf dem Gebiete systematischer Philosophie lag, wird auch ein billiger Beurtheiler des Buches nicht in Abrede stellen können. Das tritt ebenso in seinen strafrechtlichen Arbeiten deutlich zu Tage. Wenn er hier in seiner Bekämpfung der Vergeltungstheorien zunächst von naturrechtlichen Constructionen ausgeht und seine Besserungstheorie auf sie gründet, so liegt ihm doch vor allem an der praktischen Umgestaltung des Strafrechts und Strafvollzuges, dessen Gestaltung im geltenden Rechte seinem warmherzigen Empfinden als eine sinnlose und deshalb unberechtigte Quälerei des Verbrechers erschien. Das hat ihn nicht müde werden

*) Zu Bd. LIII, S. 419.

lassen, wieder und wieder gegen die herrschende Richtung anzukämpfen, deren Mängeln er dadurch glaubte abhelfen zu können, daß er Besserung des Verbrechers zum ausschließlichen Strafzweck erhob. Dadurch ist er zum typischen Vertreter der Besserungstheorie in Deutschland geworden, und dadurch hat er sich einen Platz in der Geschichte der Strafrechtswissenschaft gesichert. Sein Streben fand freilich in Deutschland mehr Kritik als Beifall (vgl. z. B. Heinze in v. Holtzendorff's Handbuch des Strafrechts I, 264, 269 — Laistner, Das Recht in der Strafe, S. 162 — v. Bar, Handbuch des Strafrechts I, 264 f.), und zweifellos scheitert seine Theorie, wie alle Theorien, die ausschließlich nur einen Zweck der Strafe gelten lassen wollen, an ihrer Undurchführbarkeit in der Praxis.

Im engen Zusammenhang mit seinen theoretischen Bestrebungen steht sein Eintreten für die Reform des Strafvollzugs durch die Einzelhaft, das vielleicht die am meisten erfolgreiche Seite seiner Thätigkeit bildet. Hier hat ihm auch die Anerkennung, namentlich der deutschen Strafanstaltsbeamten nicht gefehlt. Im übrigen würdigte auch seine strafrechtlichen Leistungen das Ausland in weit höherem Maße als die Heimath. In Holland (z. B. Moddermann), in Spanien (z. B. Giner), in Italien (z. B. Gabba) hatte er zahlreiche Anhänger und Verehrer, und noch in neuerer Zeit hat ihn der Oesterreicher Vargha mit begeisterten Worten gepriesen (Die Abschaffung der Strafknechtschaft [1896] I, 130). Allerdings fehlte es auch hier nicht an Polemik, insbesondere F. Carrara und A. Buccellati sind seinen Ausführungen über italienische Strafrechtswissenschaft (in der Rivista penale II, 273 ff.) scharf entgegengetreten. (Die Entgegnungen von Carrara [ebenda V, 148 ff.] und Buccellati [ebenda IX, 273 ff.] sind rein polemisch und befassen sich mit den Arbeiten von R. im allgemeinen nicht, enthalten namentlich keinerlei Gesammtwürdigung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Die Anführung dieser Artikel bei Teichmann a. a. O. ist deshalb nicht ganz gerechtfertigt.)

Röder's litterarische Thätigkeit war sehr ausgedehnt; außer seinen selbständig erschienenen Schriften hat er in wissenschaftlichen und populären Zeitschriften des In- und Auslandes zahlreiche Abhandlungen veröffentlicht. Auch in der Tagespresse hat er sich häufig vernehmen lassen. Ein kurzer Nekrolog, der unmittelbar nach seinem Hinscheiden in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung (Nr. 358, 24. Dec. 1879, S. 5272) erschien, erwähnt, daß R. ein eifriger Mitarbeiter des Blattes gewesen sei, und daß ein am 28. u. 29. November 1879 in der „Beilage“ erschienener Artikel: „Zur Geschichte der Kämpfe Spaniens um seine geistige Wiedergeburt“ aus Röder's Feder stammte.

Eine größere biographische Arbeit über Röder ist nicht vorhanden. Kurze Skizzen geben Strauch in v. Weech, Badische Biographien III, 130 bis 132, v. Lilienthal in: Heidelberger Strafrechtslehrer, 1903, S. 36—38 (Heidelberger Professoren aus dem XIX. Jahrhundert. Heidelberg 1903. I, 238 f.) Der Artikel von Teichmann a. a. O. enthält im wesentlichen bibliographische Angaben. K. v. Lilienthal.

Rubino*): Joseph R. ward 1799 in Fritzlar geboren, nach dem Zeugniß seines curriculum vitae am 10. August, nach einer späteren, ebenfalls auf ihn selbst zurückgehenden Angabe den 15. August. Er stammte von jüdischen Eltern. Sein Vater, der Handelsmann Ruben Mose, starb als das Kind kaum zwei Jahre alt war; die Mutter, Gertrud Hirsch, siedelte nunmehr nach Kassel über, wo ihr Vater einen Dienst an der Synagoge versehen hatte. Drei Jahre später heirathete sie aufs neue und zog nach Sontra, und hier

*) Zu Bd. LIII, S. 572.

empfing Joseph R. seinen ersten Unterricht, dem ein zweijähriger Besuch der neu eingerichteten israelitischen Schule in Kassel folgte. Ihren Abschluß erhielt seine Schulzeit 1812—1815 auf dem Pädagogium in Marburg, wo er sich als besonders begabten Schüler erwies. 1815 bezog er die Universität Marburg und studirte hier zwei Jahre Jurisprudenz; nachdem er sich darnach eine Zeitlang in die Heimath zurückgezogen, ging er 1818 nach Göttingen, wo er Hugo und Eichhorn hörte. Allein die damaligen Studentenunruhen vertrieben ihn von da, und er wandte sich nunmehr nach Heidelberg, womit zugleich ein Wechsel seines Studiums verbunden war. Schon früher hatte er sich gerne mit allgemeinen Wissenschaften, namentlich aber mit Philologie und Geschichte beschäftigt und ging nunmehr in Heidelberg unter Leitung Creuzer's und Schlosser's ganz dazu über. Nach zweijährigen Studien kehrte er 1821 nach Marburg zurück und meldete sich zur Promotion. Eine Dissertation konnte er noch nicht vorlegen, ward aber doch zum mündlichen Examen zugelassen, das er den 22. August summa cum laude bestand, und nachdem er eine Abhandlung ‚de ephororum apud Lacedaemonios instituto‘ eingereicht hatte, ward er am 19. September 1821 zum Doctor der Philosophie promovirt. Die Dissertation war jedoch unfertig, und ihre in Aussicht gestellte Drucklegung ist nie erfolgt. Erst vier Jahre später ließ er dafür die Abhandlung „de tribunicia potestate qualis fuerit inde a Sullae dictatura usque ad primum consulatum Pompeji“ mit Genehmigung der Marburger philosophischen Facultät als Inauguralschrift drucken (Kassel 1825).

Nach seiner Promotion hat er reichlich zehn Jahre als Privatgelehrter in Kassel gelebt. Nach den wenigen Nachrichten, die aus dieser Zeit vorliegen, ist er hier vornehmlich mit religiös und pietistisch gerichteten Männern der Kasseler Gesellschaft in Verbindung getreten; genannt werden der französische Gesandte de Cabre, der bairische Gesandte v. Overkamp, v. Radowitz, v. Haynau, der spätere Obermedicinalrath Dr. Balthasar Bauer, auch die Brüder Grimm und sein Glaubensgenosse, der Redacteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas. So muß er sich auch den Regierungskreisen bekannt gemacht haben. Sein Wunsch war ein Lehramt an der hessischen Landesuniversität. Schon bei seiner Promotion hatte man in Marburg vermuthet, daß er die venia legendi erstrebte. In demselben Jahre nun, wo seine erste Abhandlung erschien, 1825, bat er das Ministerium um Verleihung einer außerordentlichen Professur in Marburg, was jedoch nach eingeholtem Gutachten der Facultät und des Senats abgeschlagen ward. Erst später erreichte er sein Ziel. Am 29. Februar 1832 ward er, zunächst widerruflich, zum Docenten der älteren Geschichte und Philologie in Marburg bestellt mit 400 Thlr. Gehalt und dem Prädicat Professor; den 6. Juli 1833 ward er dauernd ernannt. R. nahm damit eine eigenartige Stellung ein, die sich daraus erklärt, daß er Jude war. Er war weder ordentlicher noch außerordentlicher noch Honorarprofessor noch Privatdocent. Im amtlichen Personalverzeichniß erscheint er hinter den Privatdocenten unter den sonstigen öffentlichen Lehrern. Das Verdienst, ihn angestellt und dem kurhessischen Staat erhalten zu haben, schreibt Vilmar, der selbst für R. wirkte, dem Ministerialrath Dr. Eggena zu. Die Facultät war dabei unbetheiligt. Er las nunmehr neben gelegentlichen Interpretationsvorlesungen über Pindar, Sophokles, Cicero, regelmäßig über Geschichte der alten Welt in allen ihren Theilen mit Einschluß des Orients und Römische Alterthümer, und diese Fächer hat er zeitlebens behalten.

Schon lange hatte er sich innerlich vom Judenthum abgewandt und sich in das Christenthum und seine Lehre vertieft; in Kassel hatte er mit Vorliebe in den Kreisen frommer Christen verkehrt. Aber er blieb in der jüdischen

Gemeinde, so lange seine Mutter lebte; erst nach deren Tode ließ er sich am 24. April 1842 in Hanau taufen, wobei er die Namen Joseph Karl Friedrich empfing. Sein Uebertritt kam zugleich seiner weiteren Beförderung zu gute. Schon 1840 hatte R. bald nach Erscheinen seiner Untersuchungen über römische Verfassung beim Ministerium um Beförderung zum Ordinarius gebeten; doch hatte sich die philosophische Facultät unter Hinweis auf seine Religion dagegen ausgesprochen. Jedoch nach seiner Taufe erklärten sich Facultät und Senat mit seiner Beförderung einverstanden, die am 31. August 1843 erfolgte. Einen Ruf nach Tübingen lehnte er im October 1847 ab; der Kurfürst bewilligte ihm damals nach einigem Sträuben eine Gehaltserhöhung, und er blieb in Marburg, wo sein weiteres Leben so viel bekannt, ohne bedeutende Ereignisse dahinging. Er versah die üblichen akademischen Aemter und Würden; zwei Mal, 1851 und 1858, war er Prorector; auch vertrat er gelegentlich bei Vacanzen die Directoren des philologischen Seminars.

Man schildert ihn als Mann von strengen Grundsätzen und aufrichtiger Frömmigkeit, gerecht und milde. Er war der Vilmar'schen Richtung nahe verwandt. Aber bei den starken Gegensätzen, die gerade durch Vilmar erzeugt wurden, fehlte es ihm nicht an persönlichen und politischen Widersachern in Stadt und Universität, namentlich auf liberaler Seite. Lange blieb er unvermählt; erst in höheren Jahren verheirathete er sich mit Mathilde Hartmann, der Tochter des Pfarrers in Bischofsheim, allwo die Ehe den 8. Juli 1853 geschlossen ward. Kinder hat er nicht hinterlassen. Er war öfters kränklich, hat aber doch ein gutes Alter erreicht. Am 10. April 1864 starb er plötzlich in der Frühe an einem Schlagfluß.

R. war kein sehr productiver Kopf und hat nicht viel geschrieben, aber doch einige Arbeiten hinterlassen, die von wirklicher Bedeutung gewesen sind. Sein eigentliches Gebiet ist die ältere römische Geschichte, oder besser das römische Staatsrecht. Schon seine erste Schrift über die Volkstribunen ist wesentlich staatsrechtlichen Inhaltes. Sein Hauptwerk sind die „Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte", 1. Theil: „Ueber den Entwicklungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik." 1. Band. Kassel 1839. Rubino's Absicht ist, die römische Verfassung und ihre Vergangenheit so anzusehen, wie sie von den kundigen Römern selbst angesehen ward. Er ermittelt die Lehren des römischen Staatsrechts und stellt sie dar, um auf dieser Grundlage namentlich manche Ansichten Niebuhr's erfolgreich zu bekämpfen und zu berichtigen. Die aus dem Alterthum überlieferten Anschauungen über Werden und Wesen des römischen Staats hält er in der Hauptsache für historisch. Zwar verkennt er nicht die Unzuverlässigkeit der älteren römischen Geschichte, glaubt aber, daß derjenige Theil der Ueberlieferung, der sich auf das Staatsrecht bezieht, theils durch frühzeitige Aufzeichnung, theils durch beständige Uebung sich treu erhalten habe, daß daher die sonst so begründeten Zweifel für das Staatsrecht nicht gelten, wir hierin vielmehr ein aus ältester Zeit stammendes, zuverlässiges Material besitzen. Dieses Material in seiner Reinheit herzustellen, betrachtet R. als seine Aufgabe und hat darin Treffliches geleistet. Denn auf alle Fälle, auch wenn man seine Prämissen nicht zugibt, ist es eine ebenso nothwendige wie verdienstliche Arbeit, das, was die Römer selbst über ihre Verfassung und deren Geschichte dachten und zu wissen glaubten, scharf und correct zu entwickeln. Dabei haben ihm ohne Zweifel seine juristischen Studien den Weg gewiesen und die besten Dienste geleistet.

Sein Buch hat vor allem dadurch eine besondere Bedeutung gewonnen, daß es auf Theodor Mommsen eingewirkt hat und R. als der Vorläufer

Mommsen's anzusehen ist. Mommsen hat die Rubino'schen Gedanken in den wichtigsten Punkten angenommen und ausgebaut (vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I, 225 f.); sein Römisches Staatsrecht ist selbst in der äußeren Anlage stark von R. beeinflußt, nur daß Mommsen der Ueberlieferung weniger conservativ gegenübersteht. R. betrachtet, wie gesagt, die im römischen Staatsrecht ausgedrückten Thatsachen im wesentlichen als historisch, und da sich diese von anderen oft nicht trennen lassen, so folgt daraus überhaupt eine sehr conservative Beurtheilung der römischen Ueberlieferung, die er auch in der jüngern Gestalt bei Livius und Dionysios für durchweg echt hält, wenn er sie auch durch Vermuthung und Deutung stark zurechte zu rücken genöthigt ist. Eine weiter gehende Kritik lehnt er ab; namentlich auf quellenkritische Fragen, auf die Unterschiede der älteren Berichte von den jüngeren, geht er nicht ein; seine ganze Aufmerksamkeit geht auf das Staatsrecht, wie es uns in der ciceronischen und augusteischen Zeit erscheint.

Die im Titel seines Buchs angekündigten weiteren Bände sind nicht erschienen. Die Fortsetzung seiner staatsrechtlichen Studien ist in mehreren einzelnen Abhandlungen enthalten, von denen besonders drei nennenswerth sind: 1. „Ueber die Bedeutung der Ausdrücke municipium und municeps in der Zeit der römischen Republik“ (Zeitschr. f. Alterthumswiss. von Th. Bergk u. J. Cäsar, 1844 Nr. 109—111, 121—124; 1847 Nr. 86 f., 100 f., 121—123). 2. „Ueber das Verhältniß der sex suffragia zur römischen Ritterschaft“ (ebenda 1846 Nr. 27—29). 3. „De Serviani census summis disputationis pars prior“ (Index schol. Marburg., Sommer 1854). Die vierte, ein Marburger Rectoratsprogramm von 1852 „De augurum et pontificum apud veteres Romanos numero“ hat geringere Bedeutung. Auf anderen Gebieten der Alterthumswissenschaft hat sich R., abgesehen von den Vorlesungen, nur in zwei Schriften bethätigt: „De mortis Herodoti tempore“ und „De Achaemenidarum genere disputatio“ (Indices lectt. Marburg., Sommer 1848. 1849), beides scharfsinnige, noch jetzt lesenswerthe Abhandlungen, die beide durch Rawlinson's Veröffentlichung der Behistun-Inschrift (1846) veranlaßt wurden. Sein eigentliches Interesse gehört immer der Geschichte und den Alterthümern des ältesten Rom an. In den letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit der römisch-italischen Vorzeit, kam aber nicht zum Abschluß.

In seinem Nachlaß fand sich nur ein Fragment, das unter dem Titel „Beiträge zur Vorgeschichte Italiens“ mit Beihülfe Alfred Fleckeisen's von seinem Schüler und Verwandten Max Büdinger bei Teubner in Leipzig 1868 herausgegeben ward. Ausgehend von dem gemeinsamen Ursprunge des römischen und sicilischen Geldwesens handelt hier R. von den ältesten Einwohnern und Einwanderern Latiums, Sikulern, Aboriginern u. s. w., von Laurentum und Lavinium und den Anfängen Roms. In folgerichtiger Anwendung seiner staatsrechtlichen Anschauungen hält R. die bekannte Vorgeschichte Roms bei Dionysios von Halikarnaß u. a. für echte Ueberlieferung, vorausgesetzt, daß sie von den anhaftenden unechten Schlacken gereinigt werde. Besonderen Nachdruck legt er auf die Thatsachen der Religionsgeschichte, um aus ihnen dann weitere Schlüsse zu ziehen; denn hier muß bei dem fehlenden Wissen die historische Phantasie das Beste thun. Daher ist es nicht zu verwundern, daß dieses Werk nur beschränkten Beifall gefunden hat. Immerhin erkennt man auch hier einen feinsinnigen Gelehrten, der sich mit ersichtlicher Liebe in seinen Stoff versenkt hat. Und noch heute fehlt es nicht an Leuten, die ähnlich wie R. in der Vorgeschichte Roms einen Kern wirklicher Thatsachen verborgen glauben und zu finden sich bemühen.

Die dem Verfasser bei sehr beschränkter Zeit zur Verfügung stehenden Nachrichten über Rubino's Leben waren sehr dürftig und enthielten nur das nothwendigste. Benutzt sind zwei Nekrologe im Marburger Rectoratsprogramm vom 23. Octbr. 1864, S. 33 ff. und in der Hessenzeitung 1864, Nr. 31, letzterer von V(ilmar). Das Werthvollste hat Prof. v. d. Ropp in Marburg beigesteuert, der für den Verf. die Marburger Universitätsacten auszuziehen die Güte hatte. Endlich verdanke ich noch dem Neffen Rubino's, Hrn. Pfarrer Hartmann in Niederissigheim b. Hanau einige Notizen. Nach Rubino's Vorlesungen sehr sorgfältig geführte Collegienhefte über Geschichte des alten Orients, Macedonische Geschichte, Römische Geschichte und Römische Staatsalterthümer habe ich durch die Güte meines Collegen, Hrn. Prof. Heldmann in Halle a. S. benutzen können. Benedictus Niese.

Scharnweber *): Christian Friedrich Sch., der hervorragendste Mitarbeiter Hardenberg's an der Agrarreform, war lange Zeit vergessen und ist erst von der neueren Forschung wieder entdeckt worden. Er wurde am 10. Februar 1770 in Weende bei Göttingen geboren, kaum eine Meile von dem Stammschloß der Hardenberge. Sein Vater war Pächter des dortigen Klosterguts und zugleich Einnehmer des Göttingischen Quartiers; als solcher ließ er sich schlimme Unterschlagungen zu schulden kommen, indem er einen großen Theil der Gefälle in seine verunglückten gewerblichen Unternehmungen steckte. Er verarmte völlig und starb später als Schatzrath in Hannover. So wuchs der Sohn ohne Gymnasialunterricht und Universitätsbildung auf; er wurde Copist und Privatsecretär bei einem adligen Herrn in Hannover, soll dann schwedische, später preußische Kriegsdienste genommen haben und Soldat in dem damaligen Regimente Kunheim gewesen sein; nach Anderen hat er sich schon damals dem Landbau gewidmet. Nach diesen etwas unregelmäßigen Anfängen wurde Sch. wieder Privatsecretär im Hause des Geh. Raths v. Tandel, wo Hardenberg ihn kennen und schätzen lernte; er nahm ihn mit nach Ansbach. Hier wurde Sch. wie so mancher andere Beamte (Altenstein, Nagler, Schuckmann u. s. w.) von Hardenberg politisch erzogen und zum Geh. expedirenden Secretär ernannt; seine politischen Ansichten decken sich völlig mit denen des späteren Staatskanzlers, an dem er mit warmer persönlicher Verehrung hing. Als das fränkische Departement des Generaldirectoriums Ende 1798 geschaffen wurde, nahm ihn Hardenberg mit Nagler und einigen Anderen nach Berlin, wo er bei der Bearbeitung der Finanz- und Lehenssachen beschäftigt wurde. Eine weit größere Wirksamkeit konnte der inzwischen zum Kriegsrath Ernannte entfalten, als Hardenberg 1810 Staatskanzler geworden war. Schon in der Zeit vom März bis Juni dss. Js., als Hardenberg bei dem Streit zwischen Wittgenstein und dem Ministerium eine Art Nebenregierung zu bilden begann, hat Sch. eine bedeutende Rolle gespielt und seinem Chef aufs treueste zur Seite gestanden; er war es, der Hardenberg den Befehl des Königs überbrachte, sich über Wittgenstein's Plan und den Conflict Altenstein-Wittgenstein zu äußern: „Die Sache betrifft die Abänderung des ganzen Wirthschaftsplans und einen Streit, der darüber zwischen den Wirthschafts-Inspectoren entstanden ist ... Da die Bestellung vor der Thür ist, so ergibt sich daraus die Eile und Dringlichkeit und es würde großer Nachtheil entstehen, wenn der Freund [Sch. selbst] Eure Excellenz nicht träfe“, heißt es in einem anonymen Schreiben Sch.'s an den in Grohnde weilenden Hardenberg vom 29. März 1810. Bei der Krisis in den folgenden Monaten hat sich Sch. auch nach Altenstein's Zeugniß „mit großer Vorsicht und Mäßigung benommen“; er scheint Harden-

*) Zu Bd. LIII, S. 733.

berg, dessen engster Vertrauensmann er wurde, vor allem in diesen Kämpfen ganz nahe getreten zu sein. Dabei blieb Sch. frei von persönlichem Ehrgeiz. Hardenberg hatte im Juni 1810 die Absicht, ihn zum General-Intendanten für Domänen und Forsten zu ernennen; Sch. bat jedoch inständig, davon Abstand zu nehmen, und verbat sich auch eine finanzielle Aufbesserung, da er üble Nachrede seiner Feinde (Altenstein, Nagler, Beyme) befürchtete. Er blieb eine Art „Immediat-Bevollmächtigter" Hardenberg's und leitete (seit 1802) die Verwaltung von dessen Gütern; das Gut Lichtenberg bei Berlin bewirthschaftete er selbst; es war sein größter Wunsch, ohne förmliche Anstellung zu bleiben, um sich ganz der Landwirthschaft widmen zu können.

Trotzdem hat Sch., der sich 1812 verheirathete, seinem Chef, in dem er schon damals „den großen Mann" sah, „in dessen Hände die Vorsehung das Schicksal eines zerrütteten Staates legte", auch bei der nun wieder aufgenommenen Reorganisationsgesetzgebung treu zur Seite gestanden. „Es ist mein Stolz, und er wird es stets seyn", so schreibt er einmal an Hardenberg, „daß meine Ansichten in diesen Beziehungen mit Ihren reiferen Ideen und Grundsätzen beinahe immer zusammentrafen". Er wurde zwar nicht zum Mitglied der Immediat-Commission ernannt, die unter Hardenberg's Vorsitz und wesentlicher Mitarbeit Friedrich v. Raumer's die Pläne zur wirthschaftlichen Regeneration des Staates entwarf, hat aber auf ausdrücklichen Wunsch des Kanzlers in wichtigen Fragen sein Urtheil abgegeben; als dann Raumer, den seine Feinde spöttisch den „kleinen Staatskanzler" nannten, 1811 sich wieder ganz der Wissenschaft zuwandte und eine Professur in Breslau übernahm, ist Sch. sein eigentlicher Nachfolger geworden. Er fungirte als Regierungscommissar während der Convocirten-Versammlung von 1811 und muß als der Schöpfer der Agrarreform dieses Jahres, zumal des Regulirungs-Edictes betrachtet werden; mit Recht hat ihn Cavaignac „l'agent le plus laborieux, le plus compétent, et le plus actif de la réforme agraire" und Knapp in allen bäuerlichen Angelegenheiten das „andere Ich" des Staatskanzlers genannt. Zutreffend hatte Sch. erkannt, daß durch die Verordnung vom 9. October 1807 der Bauernschutz beseitigt war und die unerblichen Bauern sich in größter Gefahr befanden, zu Tagelöhnern herabgedrückt oder weggejagt zu werden; diese Gefahr wurde durch das Edict vom 14. September 1811, das Sch. nach eingehender Berathung mit den Convocirten entwarf und das in seiner — nicht wie Ernst v. Meier meint, in Raumer's — Fassung mit nur wenigen Abänderungen Gesetz geworden ist, unmöglich gemacht. So ist es verständlich, daß die Reactionäre gerade Sch. mit besonderem Hasse verfolgten; während Marwitz Raumer nie anders als den „Potsdamschen Junker" nennt, hat er Sch. den „Günstling Hardenberg's", den „ganz gemeinen Schreihals", den „verrückten Scharnweber" genannt, ein Epitheton, das sich bis heute in den feudalen Kreisen fortgepflanzt hat, und wozu auch ein ungerechtes, dem Marwitz'schen sehr ähnliches Urtheil Stein's in dessen Selbstbiographie mit den Anlaß gegeben haben mag.

Auch das Landculturedict, das unter dem gleichen Datum erlassen wurde und vor allem eine freiere Benutzung des Grund und Bodens bezweckte, ist im wesentlichen Scharnweber's Werk.

Sehr viel weniger glücklich erwies sich seine Hand bei der Abfassung des Gendarmerie-Edicts vom 30. Juli 1812. Es war ein Versuch, Hardenberg's fränkische Kreisverfassung, auf die das Vorbild der Convents-Commissare sichtbar eingewirkt hat, sowie die französisch-westfälische auf Preußen zu übertragen und die Wirksamkeit der Staatsgewalt mit Hülfe des Kreisdirectors, der den Landrath ersetzen sollte, ohne Zwischeninstanz auch auf das platte Land

auszudehnen. Zumal dieses Edict hat unter dem Landadel einen Sturm der Entrüstung entfacht. Marwitz z. B. verfaßte eine Parodie auf das Gendarmerie-Edict, das Hardenberg, den „Vesir“, als orientalischen Despoten verhöhnte; auch bei den Behörden erregte es vielfach Anstoß, der geistreiche Hippel gerieth mit seinem alten Freunde Sch. ganz auseinander. Doch ist dieses Edict niemals durchgeführt worden; es wurde schon 1814 suspendirt, 1820 beseitigt, indem nur der sich wirklich auf die Gendarmerie beziehende Theil maßgebend blieb.

Während des Befreiungskrieges war Sch. rastlos thätig, nicht nur im Interesse der Agrarreform, sondern auch bei den Vorarbeiten der „Verordnung in Betreff der Modificationen des Landsturm-Edicts“, wobei er mit Gneisenau in einen heftigen Conflict gerieth, der schließlich zu einer Forderung von Seite Scharnweber's führte; doch wurde das Duell vom Könige verboten.

Die Declaration vom 29. Mai 1816, durch die das Gesetz vom September 1811 verkümmert werden sollte, indem die Regulirung auf die spannfähigen Bauernstellen alten Bestandes beschränkt wurde, hat Sch. nicht verhindern können; doch ist zu bemerken, daß selbst die bäuerlichen Vertreter bei der interimistischen Nationalrepräsentation voll Standesstolz sich gegen eine Regulirung der nicht spannfähigen Bauern ausgesprochen hatten. Auch wurden alle weitergehenden Bestrebungen, die auf eine völlige Aufhebung des Regulirungs-Edictes hinzielten, glücklich abgewehrt. Hardenberg's Gunst blieb Sch. nach wie vor bewahrt. Er erhielt nach den Befreiungskriegen das Amt Golzow im Kreise Lebus, das er bald darauf wieder verkaufte, und wurde 1817, schon einige Jahre vorher zum „Staatsrath“ ernannt, in den neu errichteten Staatsrath berufen, dessen Abtheilung für innere Angelegenheiten er angehörte. Hier hat er vor allem bei der Berathung der Gemeinheitstheilungsordnung, die 1821 Gesetz wurde, mitgewirkt. Auch in dem Kampfe des Staatskanzlers gegen die Reaction, der seit dem Herbst des Jahres 1819 eine so verhängnißvolle Wendung nahm, hat Sch. treu an der Seite Hardenberg's gestritten; als der Kronprinz im April 1820 seinen Feldzug gegen den Kanzler eröffnete, verfaßte Sch. eine umfassende Denkschrift, die eine Rechtfertigung der gesammten Verwaltung Hardenberg's gibt. Bald darauf wurde der Unermüdliche von schwerer geistiger Umnachtung befallen; er starb 1822 im Irrenhaus zu Ebersbach.

Selbstlos und fleckenlos in seinem Privatcharakter, besaß Sch. eine erstaunliche Arbeitskraft; in fliegender Eile scheint seine gewandte Feder die zierlichen, gleichmäßigen Schriftzüge hingeworfen zu haben. Uebersprudelnd, von lebhaftem Temperament, ja überaus heftig, für alles Gute und Große sich enthusiastisch begeisternd, hatte er, bemerkt Hippel, „immer nur den Zweck vor Augen, der eben seine Phantasie erfüllte“. „In ganz systematischer Weise verbreiten sich seine zahlreichen Denkschriften . . . über alle Gebiete des Staatslebens; es fehlt zwar auch in diesen Arbeiten nicht an Erörterungen über Wesen und Aufgaben des Staats; was sie aber im Gegensatz zu andern so lehrreich macht, das ist die Klarheit und Folgerichtigkeit der Darstellung, der praktische Sinn und gesunde Menschenverstand, die umfassende Geschäftskenntniß.“ „Auch er“, so urtheilt Ernst v. Meier, „ist durch und durch liberal, namentlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete; er hat für die Verhältnisse des grundbesitzenden Adels weder Verständniß noch Sympathie und hält eben deshalb nicht viel von Selbstverwaltung. . . . Gegen die Repräsentativ-Verfassung, sofern sie sich auf Theilnahme der Repräsentanten an der Gesetzgebung beschränkt, hat er dagegen nicht viel einzuwenden.“

Selbst mancher Gegner unter seinen Zeitgenossen hat Sch. gewürdigt.

E. v. Bülow-Cummerow, der bekannte litterarische Vorkämpfer des Landadels, gibt zu, daß ihm „sehr großes Lob" in Sachen der Agrarreform gebühre. „Ein Mann, dem der Himmel so viel Talent gab, aber den er auch so leidenschaftlich erschuf, und der stets ohne Rücksicht auf Person und Verhältniß seinen Gesichtspunkt verfolgt, muß viele Feinde haben, . . . der muß oft anstoßen und noch öfter verkannt werden. — Die Geschichte der Verwaltung des Kanzlers ist, ohne daß man den Staatsrath Scharnweber kennt, nicht zu verstehen; durch ihn ist die Linie zum öftersten angedeutet worden, auf welcher der Kanzler . . . gehen wollte." Mit Recht urtheilt Boyen, der ihm als Menschen nicht gerecht wird, daß Scharnweber's Name einen Platz in der Culturgeschichte Preußens verdient.

E. v. Bülow-Cummerow, Die Verwaltung Hardenbergs (1821), S. 55 f. — Knapp, Bauernbefreiung I, S. 144, 164 f., 289 f.; II, 240 f., 248 ff. (Scharnweber's Rede vom 23. Februar 1811), 287 ff. — Derselbe, Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Geschichte I, 580 ff. — Marwitz ed. Meusel (1908) I, 591, 675; II l. cr. — Raumer, Lebenserinnerungen I, 129, 166. — Hippel, Friedrich Wilhelm III., S. 51 u. ö. — Treitschke, Deutsche Geschichte I, 379 f.; III, 106. — E. v. Meier, Reform der Verwaltungsorganisation (1881), S. 173, 429 f. — Derselbe, Französische Einflüsse II, 404 ff., 407 ff., 436 ff. — Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine II, 87. — Pertz, Gneisenau III, 684 ff. — Derselbe, Hannöversche Verfassungs-Geschichte I, 287 f. — Boyen, Erinnerungen II, 96 f. — Hartung, Hardenberg und Ansbach-Bayreuth, S. 81, 93, 142. — Mamroth, Preuß. Staatsbesteuerung I, 166 f. — Blumenthal, Der preußische Landsturm 1813, S. 74—127. — Arndt, Wanderungen (Ausgewählte Werke VIII), S. 132 f. — Preußische Gesetzsammlung. — Berliner Geh. Staats-Archiv. — Gutsarchiv in Neuhardenberg.

Friedrich Meusel.

Schmidt *): Friedrich (Frhr. v.) Sch., Architekt, geboren am 22. October 1825 zu Frickenhofen in Württemberg als Sohn eines Pastors. In strengster Einfachheit und treuer Pflichterfüllung wurde ihm im Vaterhause ansprechende Schlichtheit und hingebungsvolle Arbeitsfreudigkeit frühzeitig anerzogen, die ihm zu den schönsten Erfolgen seines Lebens verhalfen. Da ein Urgroßvater Schmidt's Hofbaumeister in Hannover war, so sollte auch er Baumeister werden.

Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte Sch. die technische Hochschule in Stuttgart (1840), an welcher Breymann, der berühmte Constructeur, und Mauch, der bekannte Herausgeber des Werkes über die antiken Säulenordnungen, seine Lehrer waren. Dort wurde ausschließlich das Studium der antiken Baukunst gepflegt. Das Heil der architektonischen Zukunft glaubte man in der strikten Anwendung dieser Baukunst gefunden zu haben. Sch. hörte daher nicht viel von Gothik und suchte sich nun seine Lehrer selbst. Da die väterlichen Mittel nicht groß waren, mußte an ein Selbstverdienen gedacht werden. So erlernte er das Steinmetzhandwerk neben dem theoretischen Studium. Und gerade diese handwerksmäßige Grundlage war gut, denn nie versiegte dem dann so großen Meister die Quelle seines gründlichen Wissens der Construction. In seinen freien Stunden, die ihm bei dieser intensiven Thätigkeit blieben, begann nun Schmidt's selbständiges Studium an den mittelalterlichen Bauten in der Nähe Stuttgarts, besonders an dem schönen Thurm der Liebfrauenkirche zu Eßlingen, welchen er als Musterbau deutscher

*) Zu Bd. LIV, S. 100.

Gothik in allen Details vermessen und aufgenommen (1841—42). Diese Eigenmächtigkeit wäre bald Grund zu seiner Relegirung geworden. Director Fischer ertheilte ihm wegen seiner Vorliebe für die Gothik eine Verwarnung, so eine Art Consilium abeundi.

Sch. genoß seit dem Tode seines Vaters (1838) durch vier Jahre ein Stipendium von 200 fl. jährlich, das er seiner Wohlthäterin, der Herzogin Henriette von Württemberg, verdankte. Nach vollendetem Studium wendete er sich, seiner Neigung zur Gothik folgend, mit 18 Jahren nach Köln (1843) und trat dort zunächst als einfacher Steinmetz in den Verband der Kölner Dombauhütte, an der er vierzehn Jahre thätig war. An dieser Stätte konnte sich sein bedeutendes constructives Talent an den wichtigsten technischen Fragen bilden und seine Vorliebe für die edelsten Formen des gothischen Stiles voll entwickeln. Es wurde gerade damals mit dem Ausbau des Kölner Domes nach den alten Rissen Gerhard's von Rile begonnen. Nach 400jähriger Pause sollte Deutschlands schönste Kathedrale, damals erst im Chore fertig, ausgebaut werden. Sch. wurde auch dort ein richtiger Geselle und als solcher — wohl einer der letzten — nach alter Sitte und Brauch freigesprochen (ausgewiesen). Hiebei erhielt er sein, von ihm stets so sehr in Ehren gehaltenes Steinmetzzeichen, welches er auch später, als er in den Freiherrnstand erhoben wurde, in sein Wappen aufnahm. Im J. 1848 machte er seine Prüfung als Maurer- und Steinmetzmeister.

Am Dombau wirkte er mit Schmitz und Statz, zuletzt als Werkmeister unter Dombaumeister Ernst Zwirner, später unter Voigtel's Leitung bis 1856. Als solchem lag ihm die eigentliche Leitung der Ausführungsarbeiten in den Werkhütten und am Baue selbst ob. Besonders das südliche Kreuzschiff des Domes kann im wesentlichen als sein Werk bezeichnet werden. Hier wurde er thatsächlich zum Gothiker strengster Richtung herangezogen. Die alten Werkzeichnungen, die alten Bauhüttenpläne mit ihren weit ausgreifenden Projecten waren für ihn die rechte Fundgrube, die ihm über die theilweise schablonenhafte Behandlung, die er dort fand, hinweghalfen. Zwirner hatte Schmidt's hohe Begabung wohl schätzen gelernt, allein als Regierungs- und Baurath zu sehr im Beamtenthum befangen, wollte er ihn nicht in eine über den Werkmeister hinausgehende Stellung kommen lassen.

Aber auch als selbständiger Steinmetzmeister mit der Ausführung von Privataufträgen bethätigte sich Sch. Ausbesserungen von Kirchenfenstern, Altäre, Grabdenkmäler u. dgl. in Köln und Umgebung, waren damals seine Hauptarbeiten. 1852 arbeitete er mit 10—15 Gesellen. Ein Grabdenkmal (ausgeführt 1854) in Bensberg bei Köln auf der Begräbnißstätte österreichischer Soldaten, welche, bei Jemappes und Aldenhoven im Feldzuge 1794 verwundet, im Lazareth zu Bensberg einer epidemischen Krankheit (Lazarethfieber) erlegen waren, brachte ihn zum ersten Male in Beziehungen zu Oesterreich, welche fortan erhalten blieben. Sch. erhielt für diese Leistung nach der feierlichen Einweihung am 13. Juni 1854, im Beisein zahlreicher hoher österreichischer Militärs, den österreichischen Franz Josef-Orden. Diese Beziehungen wurden außerdem durch die erfolgreiche Betheiligung Schmidt's an dem Weltwettbewerb, den Erzherzog Maximilian für den Bau der Votivkirche in Wien ausgeschrieben, fortgesponnen, bei welcher Concurrenz Schmidt's Entwurf unter 75 Bewerbern einen der drei Preise erhielt; die übrigen zwei Preise erhielten Statz und Ferstel. Sein Entwurf wurde auch zur engeren Auswahl, welche König Ludwig I. von Baiern übernommen hatte, vorgelegt. Ferstel's Project in französischer Gothik wurde zur Ausführung bestimmt, obwohl manche die deutsche Gothik des Schmidt'schen Planes vorgezogen hätten.

Nicht ohne Einfluß sind Schmidt's Erfolge auf seine Stellung in Köln geblieben. Bei der Schlußsteinlegung des Westportales (1852) hatte ihm Dombaumeister Zwirner die Kränkung angethan, ihn nur für die unterste Stufe der Auszeichnungen, das Allgemeine Ehrenzeichen, vorzuschlagen. Nach dem Domfest am 3. October 1855, anläßlich der Vollendung des südlichen Querschiffes — König Friedrich Wilhelm IV. war selbst anwesend —, erhielt er aber doch den Rothen Adlerorden IV. Classe. Noch immer mußte Sch. um die rechte Würdigung und Anerkennung als Künstler ringen. Einen Erfolg hatte er vorläufig zu verzeichnen, es wurde ihm, dem fertigen, preisgekrönten Künstler, „gestattet", die höhere Prüfung im Baufache in Gemeinschaft mit den Eleven der Berliner Bauakademie abzulegen (3.—5. und 11.—14. November 1856). Das Prüfungsergebniß war durchaus gut, die Klausurarbeit vorzüglich. Nach abgelegter Prüfung wurde Sch. als Privatbaumeister für den Landbau zugelassen. Nach dem Tode des Baucontrolleurs W. Schmitz wäre Gelegenheit gewesen, ihn dem angestrebten Ziele am Kölner Dome näher zu bringen. Aber auch diese Hoffnung wurde zerstört. Karl Voigtel aus Magdeburg, der in Dirschau und Posen thätig war, wurde berufen.

Aergernisse und Kränkungen, Neid und Eitelkeit verleideten Sch. die Stellung am Dome. Aber auch in seiner Thätigkeit als Privatbaumeister hatte er Schwierigkeiten. Sein Vorgänger am Dombau, der gleichfalls hochbegabte katholische Vincenz Statz, wurde fast überall dem Protestanten Sch. vorgezogen — Sch. wurde erst in Oesterreich Katholik —, obwohl er auch unter der Geistlichkeit begeisterte Freunde und Anhänger hatte, unter anderen den Kaplan Dr. Franz Bock, den später namhaft bekannten Kunstschriftsteller, welcher erfolgreiche Dienste bei der Berufung Schmidt's nach Oesterreich leistete. Die Verhältnisse wurden in Köln immer unhaltbarer, alle Ereignisse wiesen Sch. den Weg seiner künftigen Thätigkeit nach Oesterreich. Schmidt's künstlerische Erfolge gaben die Veranlassung, daß er von Erzherzog Max, welchen er bei Besichtigung des Kölner Domes persönlich kennen gelernt hatte, im J. 1857, erst 32 Jahre alt, die Berufung als Professor für Architektur an der altberühmten Akademie der bildenden Künste zu Mailand erhielt. Dieselbe, in den letzten Jahrzehnten in ihrem Rufe zurückgegangen, erhielt durch ihn neue Impulse.

Sch., in allem rasch auffassend, beherrschte bald die italienische Sprache in vorzüglichster Weise. Seine Begabung zur Führung einer Kunstschule wirkte so fascinirend auf die ihm anfangs ziemlich ablehnend gegenüber stehenden italienischen Schüler, daß ihm schon zwei Jahre nach Abtretung der Lombardei der Antrag auf Verbleiben in seiner Stellung als Professor von Seite der königlich italienischen Regierung gemacht und er von denselben Schülern mit überschwenglicher Begeisterung als Lehrer gefeiert wurde. Die Mailänder, der König wollten ihn nicht ziehen lassen. Sch. aber lehnte den ehrenden Antrag ab, umsomehr, als eine Berufung nach Wien zu erwarten stand.

Außer der Lehrthätigkeit waren Sch. aber auch bedeutende künstlerische Arbeiten anvertraut worden, so die Wiederherstellung der Basilica St. Ambrogio in Mailand, die Restaurirung von S. Giacomo maggiore in Vicenza, Santa Maria dell' Orto in Venedig, endlich die Pläne für die Erbauung eines Campanile des Domes zu Mailand und die Umgestaltung der Hauptfassade desselben, ferner (September 1859) der Auftrag für die Fünfhauser Kirche in Wien, deren Bau aber erst 1867 begann. Ein vielbewundertes, früher begonnenes Concurrenzproject für das neue Rathhaus in Berlin wurde ebenfalls fertig gestellt, welches in rheinischer Gothik ausgearbeitet erscheint. Dieses

Project wurde aber nicht ausgeführt, ebenso wie der gleichfalls mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf für das Rathhaus in Trier.

Mit dem Aufenthalte in Mailand und durch die mit den Restaurirungsarbeiten verbundenen Reisen in Oberitalien trat Sch. aus dem Formenkreise der mittelalterlichen rheinischen Kunst heraus. Die damals noch wenig beachtete italienische Gothik lernte er an ihren hervorragendsten Beispielen kennen, um in späteren Jahren wieder in bedeutsamer Weise an diese Eindrücke anzuknüpfen; so besonders an die Palastfassaden von Florenz, Siena, Venedig in ihrem kostbaren Material und in ihrer Farbenpracht. Vollkommen verließen ihn die dort gewonnenen Eindrücke niemals, und wenn er auch erst gelegentlich der Berufung durch den Papst als Experte zur Begutachtung der 1881 in Rom an der lateranischen Basilica vorzunehmenden Arbeiten Italien wieder und die ewige Stadt zum ersten Mal betrat, so regte dennoch der Meister auch in späteren Jahren seine Schüler in Wien zu Reisen und Studien nach Italien stets an. Mittelbar blieb er so durch deren Studien und Aufnahmen stets in Fühlung mit der ihm so interessant gewordenen mittelalterlichen Architektur Italiens. Einige Jahre nach seiner Ankunft in Wien, Mitte Juli 1859 (Mailand verließ er am 6. Juli 1859), arbeitete er noch als Alternative für das Project des akademischen Gymnasiums (1862) daselbst eine Fassadenstudie mit Anlehnung an Motive der italienischen Gothik aus. Dieser Entwurf wurde aber von ihm selbst wieder zurückgestellt, wohl weniger der Kosten wegen, als weil er glaubte, er müsse als Deutscher zunächst einen Entwurf in den Formen deutscher Gothik entwerfen.

Vor seiner Ernennung zum Professor an der Wiener Akademie, die erst einige Monate später erfolgte — das Professorencollegium machte noch immer Schwierigkeiten gegen dieselbe — erhielt Sch. durch seinen Protector, den Minister Grafen Thun, den Auftrag zum Bau der Lazaristenkirche in Wien und zur Ausarbeitung der Detailpläne für die Fünfhauser Kirche, deren Projectpläne bereits in Mailand fertig gestellt wurden, sowie zur Lazaristenkirche in Graz. Am 11. October 1859 erfolgte endlich die Verleihung einer Professur für mittelalterliche Kunst an der Architekturschule der Akademie der bildenden Künste, und damit war die Eröffnung jener hingebenden Lehrthätigkeit angebahnt, welche Schmidt's Namen als erfolgreicher Lehrer, welcher Ruf ihm schon von Mailand aus vorausgegangen war, auch in der Kaiserstadt in die weitesten Kreise trug. Aber auch sein herrlichster und kühnster Traum, die alte Residenz an der Donau, reich an Palästen, Kirchen und Plätzen, wie sie in Zukunft durch seine Beihülfe werden sollte, wurde ihm zur Wahrheit. In gesicherter Stellung in Wien findet er sich bald heimisch. Ein günstiges Geschick ließ Sch. gerade zu der Zeit nach Wien kommen, in welcher für die Entfaltung künstlerischen Talentes und Strebens in reicherem Maße als je der Boden geschaffen war. Ein vergrößertes, verschönertes Wien sollte durch die groß gedachte und umsichtig eingeleitete Stadterweiterung entstehen. Der Kunst war eine gewaltige, lange Jahre währende Thätigkeit eröffnet worden. Die Stadtwälle waren zum Theil schon gefallen, neue Stadttheile im Entstehen begriffen, die ersten Monumentalbauten begannen, zahlreiche öffentliche und Privatbauten sollten geschaffen werden. In Wien, wo bisher Schwendenwein und Romano ausschließlich den Palast- und besseren Zinsbau beherrschten, wo der alte Förster nach langem Kampfe erst zur Geltung gelangt, fand nun Sch. bereits einen Kreis der damals hier thätigen Baukünstler.

Der feinsinnige Van der Nüll und Siccardsburg, der tüchtige Praktiker, wirkten als seine Professorencollegen an der Architekturschule der Akademie der bildenden Künste. Ernst war Dombaumeister von St. Stefan, Hansen baute

an dem originellen Waffenmuseum im Arsenal und bereitete die Wiederaufnahme rein classischer Formen für die Baukunst vor. Ferstel baute als Sieger in der Concurrenz an der Votivkirche und in freier Anlehnung an den romanischen Stil das fein und originell gehaltene Bank- und Börsengebäude. Zu diesen hervorragenden Baukünstlern trat nun Sch. als Vertreter der strengen, constructiven, gothischen Architektur. Trotz der Verschiedenheit der Stilrichtung und der daraus sich ergebenden Meinungsverschiedenheit, war Sch. bald mit Hansen und Ferstel durch innige persönliche Freundschaft auf Grund gegenseitiger künstlerischer Werthschätzung vereint. —

Zur weiteren Charakteristik der Thätigkeit Schmidt's muß man dieselbe in Abschnitte theilen und ihn betrachten: als Lehrer, als Baukünstler, als Dombaumeister, als Schöpfer seines Hauptwerkes, des Wiener Rathhauses, als Förderer des Kunst- und Baugewerbes, und endlich als Menschen.

Was seine Persönlichkeit als Lehrer betrifft, so stand Sch. an der Akademie der bildenden Künste anfangs verlassen und unbeachtet da. Schwer hatte er am Anfang seiner Schulthätigkeit die Anerkennung zu erkämpfen. Schulcz Ferencz war sein erster und blieb auch in der Folge sein treuester Schüler und begeisterter Anhänger. Leider starb dieser viel versprechende Künstler schon 1876. Schmidt's Schule, welche als Meisterschule nur absolvirten Hörern der technischen Hochschulen als ordentlichen Schülern der Akademie zugänglich war, erfuhr bald eine Steigerung der Frequenz, welche sich von Jahr zu Jahr erhöhte, da die Nachricht von dem Erfolg seiner Lehrthätigkeit schon nach dem ersten Jahre in weitere Kreise drang. Als die ersten Zeichnungen in der früher in Wien unbekannten Strichmanier auf den Schulausstellungen paradirten, da war der Umschwung zu Schmidt's Gunsten entschieden. Viele Ausländer kamen, und fast alle wurden sie fanatische Anhänger des Meisters. Sch. begründete einen Schulverband, wie ihn kaum ein Zweiter geschaffen hat. Wenn auch auf die jungen Akademiker, die den Meister noch nicht näher kannten, seine derbe, biedere Männlichkeit eher einschüchternd als ermuthigend wirkte, so schätzten sie, nachdem sie seine Art erkannt, in ihm nicht nur den genialen Lehrer, sondern verehrten und liebten ihn als herzlichen, theilnehmenden Freund jedes Einzelnen.

Die „Gothische Jugend“ gewann einen Lehrer in des Wortes vollster Bedeutung. Seine Lehrmethode, keine langen, mit Zahlen, Namen und Daten gespickten Vorlesungen zu halten, sondern von Reißbrett zu Reißbrett schreitend, hatte er schon in Mailand eingeführt. Meisterhaft rasch hingeworfene Bleistiftskizzen — zu welchem Behufe immer ein Buch Schreibpapier und weiche Bleistifte vorbereitet sein mußten — zu Hülfe nehmend, wurden dem Schüler, und damit auch den Uebrigen, welche dem Professor von Tisch zu Tisch folgten, Erläuterungen und Anweisungen gegeben. Was dem Einen gesagt wurde, galt für Alle. Correcturen auf den Zeichnungen der Schüler vermied er nach Möglichkeit, jeder sollte selbst lernen, seine Irrthümer zu verbessern trachten. Der Meister ließ jedem freie Hand in der Stilrichtung, nicht einzig und allein auf den Formenkreis der mittelalterlichen Kunst wollte er seine Schüler beschränkt wissen, aber die Schulung durch die mittelalterlichen Bauconstructionsformen sollte der Grundstock für jede weitere selbständige Thätigkeit sein. Die von Sch. selbst gepflegte Darstellungsart war die Bleistiftzeichnung, obwohl die Schraffirmethode bis zum Schlusse in der Schule geübt wurde. Seine von ihm auf Studienreisen gezeichneten Blätter, sowie die schon erwähnten Skizzen, in welchen er rasch vor dem Schüler Grundriß, Fassaden, Details oder Perspectiven darstellte, zeigen correct in Formen und Verhältnissen die Meisterschaft Schmidt's in dieser Darstellungsart.

Alle diese Lehren, welche stets den unlösbaren Zusammenhang von Form und Wesenheit betonten, erstreckten sich bis in das letzte Detail der wirklichen Bauausführung. Nicht selten wurde vergleichend mit den Formen der Antike begonnen und bei der Renaissance geendet. So wurden die Schüler gründlichst in die mittelalterliche Kunst eingeführt, und so war es auch bei den Schulausstellungen. Jeder Ueberschwang bei großen oder kleinen Projecten, der sonst akademischen Arbeiten oft anhaftet, mußte vermieden, dafür aber jedes Detail und jede Bauconstruction so behandelt werden, als ob eine wirkliche Bauausführung bevorstände. Eine der höchsten Anerkennungen, die er spendete, war es, wenn er dem fertig gestellten Entwurfe die ehrende Bezeichnung zuerkannte: „das wäre möglich, dem könnte man näher treten.“

Ein wesentliches Element der glücklichen Schmidt'schen Lehrerfolge waren die jährlichen Studienreisen, bei welchen mittelalterliche Bauprojecte in allen Einzelheiten vermessen und gezeichnet wurden; die vaterländischen Baudenkmale früherer Jahrhunderte sollten gründlich kennen gelernt werden. Bei diesen Studienreisen schuf Sch. das glückliche Verhältniß zwischen Meister und Schüler und entwickelte eine wahrhaft väterliche Fürsorge und Freundschaft. In jedes Schmidtschülers Lebenserinnerungen bilden diese Reisen wohl die hellsten Punkte. Hier führte der Meister seine bisherigen Schüler zu einem Bunde fürs Leben zusammen, dem jeder Einzelne mit der Innigkeit fast religiöser Ueberzeugung an das künstlerische Glaubensbekenntniß angehörte. Sch. war der Führer für die künstlerische Aufgabe, ein Schüler Säckelwart und Reisemarschall. Alle standen auf kameradschaftlichem Fuße, und oft half der Meister demjenigen, der gerade nicht bei üppiger Casse war, aus Eigenem aus. Abends, nach gethaner, fleißiger Arbeit, bei fröhlichster Stimmung, bei gemeinsamem Mahle, beim perlenden Wein pflegte dann der Meister seine improvisirten Reden zu halten, die immer wieder dem Bunde galten. Mit Handschlag und Kuß wurde hier gar mancher Bund fürs Leben geschlossen, ein Moment, das wohl keiner Schulgilde bis jetzt so eigen ist, als der Schmidtschule.

Die Reiseaufnahmen wurden zu Hause im großen Maßstabe auf das genaueste aufgetragen und in Schmidt'scher Darstellungsweise (Conturlinien mit Schraffirung) ausgeführt. Diese sorgfältigen Studienblätter erregten berechtigtes Aufsehen und das lebhafteste Interesse aller Fachkreise, waren sie doch bis zum Steinschnitt genau ausgeführt. Bald regte sich der Wunsch nach einer Publication derselben. Die bis dahin in ihrer Art einzig dastehenden Aufnahmen, von oft auch in Fachkreisen wenig bekannten Objecten der mittelalterlichen Architektur Oesterreichs, führten zur ausgestaltenden Erweiterung eines kurz vorher an der Wiener Akademie gebildeten akademischen Vereines (1862), welcher nunmehr als „Wiener Bauhütte“ unter der Oberleitung Schmidt's an die Herausgabe obiger Aufnahmen schritt. Diese Vereinigung steht auch heute noch in größter Blüthe. In voller Thätigkeit gibt sie gegenwärtig den 48. Jahrgang (XXIX. Bd.) ihrer Publicationen heraus. Einige dieser Bände sind seit Jahren vergriffen, und gar mancher dünkt sich ein Krösus, der die ganze Serie seit dem Jahre 1862 vollständig besitzt.

Mitglieder der „Wiener Bauhütte“ in Oesterreich, ganz Deutschland, Rußland, Dänemark, England, Italien und Amerika, ja selbst Aegypten waren und sind noch Abnehmer der vortrefflichen, nicht allein österreichischen Aufnahmen. Das Erbe, das die jetzige „Wiener Bauhütte“ übernommen, wird treulich bewahrt. Erst vor einigen Jahren (18.—20. November 1905) wurde der 80. Geburtstag des Meisters mit einem „Schmidtschülertag“ in Wien gefeiert, der Schmidtschüler und Delegirte der hervorragendsten Künstlervereini=

gungen aus ganz Europa zur Ehrung des unvergeßlichen Meisters verband, so den wahren Erfolg der Schule beweisend, daß sämmtliche Schüler ohne Ausnahme auf Erfolge im Leben zurückblicken können und als tüchtige, ausübende Architekten über ganz Europa und selbst Amerika verbreitet sind. —

Sch. als Künstler. Obwohl die Lehrthätigkeit an der Meisterschule der Akademie der bildenden Künste Sch. täglich voll in Anspruch nahm, fand er in oft erstaunlicher Arbeitskraft Zeit, den sich stets mehrenden Bauaufträgen mit der größten Gewissenhaftigkeit nachzukommen. Von den unzähligen Projecten und Bauausführungen, deren vollständige Aufzählung fast unmöglich erscheint, mögen hier nur die hervorragendsten genannt werden, soweit Aufzeichnungen existiren.

1848—1852: Wohnhaus des Maurermeisters Erben; Restaurirung und Zubau des Gürzenich mit Raschdorf; Entwurf für das Palais Oppenheim. 1855 (?): Wohnhaus am Domplatz — sämmtlich Arbeiten in Köln a. Rhein. 1855: Concurrenzproject für den Bau der Votivkirche (Heilandskirche) in Wien; Rathhaus in Trier (III. Preis). 1857: Concurrenzproject für den Neubau des Rathhauses in Berlin (I. Preis). 1858: Restaurirung der Kirche St. Ambrogio in Mailand; Restaurirungsproject für San Giacomo maggiore in Vicenza; Restaurirung der Kirche S. Maria dell' Orto in Venedig. 1859: Pläne zur Erbauung eines Campanile zum Dom in Mailand und Umgestaltungsproject der Hauptfassade; Project zur Fünfhauser Kirche in Wien (bereits in Mailand begonnen); Dreifaltigkeitssäule für Pesth. 1860: Gräflich Thun'sche Erbbegräbniß-Capelle in Tetschen bei Bodenbach (Böhmen); Inneneinrichtung der St. Stefanskirche in Braunau (Böhmen).

1860—1862: Bau der Lazaristen-Congregations-Kirche in Wien (Vinz. von Padua), VII. Bez. Kaiserstraße 5 — ein dreischiffiger, schöner Hallenbau. Am Vierungsthurm war ursprünglich ein Steinhelm geplant. Die Kirche, früher durch alte Häuser verdeckt, ist jetzt durch einen Vorplatz frei gelegt, und so kommen die schönen Verhältnisse des Aufbaues erst recht zur vollen Wirkung (Litteratur dazu K. Weiß, Alt- und Neu-Wien, 1864; E. Winkler, Techn. Führer durch Wien, 1873; Klassen, Grundrißvorbilder). 1862—1891: Restaurirung des Aeußeren und Inneren vom St. Stefansdome zu Wien. 1862 (?): Entwurf eines Mausoleums der fürstl. Schwarzenberg'schen Familie. 1863 (1859): Bau der Lazaristen-(Ordens-)Congregationskirche in Graz (Steiermark); Bau des akademischen Gymnasiums in Wien I. Bezirk — das akademische Gymnasium erweckte wegen seiner schlichten einfachen Fassaden, noch streng im Sinne der Kölner Schule, nach seiner Fertigstellung wenig Interesse, obwohl die schöne Aula mit polychromirter Holzdecke, welche auf Marmorsäulen ruht, die gewölbten Hallen und Stiegenhäuser, sowie der Hof mit einem ganz vorzüglichen Capellenerker, mehr Anspruch darauf gehabt hätten. Erst, als öffentliche Vorträge im großen Saale dortselbst abgehalten wurden, ist das Gebäude dem größeren Publicum mehr bekannt und die Oeffentlichkeit durch ein Feuilleton des Wiener Burgtheaterdirectors Heinrich Laube auf die „architektonische Poesie" dieser Räume aufmerksam gemacht worden (Litteratur: E. Winkler, Techn. Führer durch Wien, 1873). 1864: Entwurf und Ausbau des mittelalterlichen Schlosses Fischhorn bei Zell am See (Salzburg); Entwurf für das Gebäude des Herrenhauses in Wien am Glacis, auf dem Gestade des jetzigen Justizpalastes; Entwurf für das projectirte Gebäude des Abgeordnetenhauses in Wien, auf der Baustelle Schillerplatz (jetzt k. k. Akademie der bildenden Künste). 1865: Kirche in Flaventzitz (Preußisch-Schlesien); Ausstattung des Domes zu Diakovar; Project für eine Kirche in Währing bei Wien, jetzt XVIII. Bezirk, Bau 1866—1873.

1866: Entwurf eines Kapuzinerklosters und Kirche in Düsseldorf am Rhein; Project für eine katholische Kirche in Weimar; Project für eine protestantische Kirche in Leipzig; Restaurirungsproject für Vajda Hunyad (Siebenbürgen), unter der Leitung Schmidt's bei den Studienreisen als Aufnahme der Schüler der k. k. Akademie ausgeführt. (Eigentlich sollte die lange Reihe von Restaurationsprojecten bestehender österreichischer Bauten der Gothik, welche die „Wiener Bauhütte“ seit 1862 bis heute publicirt, hier gleichfalls mit angeführt werden.) 1867—1873: Entwurf und Bau der St. Othmar-Pfarrkirche im III. Bezirk, ehemals Vorstadt Weißgärber, Wien, Löwengasse. Eine dreischiffige Kirche mit erhöhtem Mittelschiff, mit vorgelegtem reizenden Thurm in Backstein und Stein, eine Type, welche seither vielfach als Muster für städtische Pfarrkirchen diente (Litteratur: Förster'sche Bauzeitung 1873); Entwurf und Bau der Pfarrkirche Maria vom Siege im XV. Bezirk, Wien, Mariahilfer-Gürtel. Diese Kirche war anfänglich für eine andere Baustelle geplant. Die nahezu quadratische Form des definitiven Bauplatzes gab Sch. die Veranlassung zu dem reizenden Centralbau, mit einer auf acht Pfeilern ruhenden Kuppel, Capellenausbauten und zwei originellen über Eck gestellten Fassadenthürmen. Alles in allem, eine der gelungensten Arbeiten Schmidt's, die allgemeinen Beifall fand (Litteratur: Förster'sche Bauzeitung 1875, Oest. Ing.- u. Arch.-Ver.-Zeitschr. 1871, Bauindustriezeitung 1892); Pfarrkirche zur hl. Brigitta, XX. Bezirk, Wien, Brigittaplatz. Diese Kirche, im einfachen Ziegelrohbau, wurde der Typus für einen volkreichen Vorstadtbezirk. Ein breites Mittelschiff mit Holzdecke, zu welcher sicher italienische Bauten die Anregung gegeben haben (Litteratur: Förster'sche Bauzeitung 1882, Oesterr. Ing.- u. Arch.-Ver.-Zeitschr. 1869, Klassen, Grundriß-Vorbilder, E. Winkler, Techn. Führer durch Wien 1873). 1867: Entwurf für eine Kirche in Tischnowitz; Kirchenbauten zu Göppingen, Siegersdorf, Treffelhausen und Erolzheim. 1868: Project für den Bau einer Kathedrale der kath. Mission in Tschingting in China. 1869: Jubiläumsbrunnen oder Herzog Albrechts-Brunnen in Innsbruck (erster Entwurf, Bau 1872—1883); Concurrenzproject für den Neubau des Rathhauses in Wien (Litteratur: Festschrift von R. Weise 1883); Entwurf für die Restaurirung der Burg Karlstein (Böhmen). 1870: Postgebäude in Basel; Bau der Pfarrkirche zu Bruck im Pinzgau (Salzburg); Kirche in Klein-Heubach am Main; Schloßcapelle und Saalbau im Schlosse zu Wernigerode am Harz; Kirche in Krautenwalde (Schlesien); Thurm der Pfarrkirche in Steyr (Oberösterreich); Gruftcapelle für Baron Liebig in Reichenberg; Restaurirung des Kreuzganges in Klosterneuburg; Project für die Pfarrkirche in Vaduz (Fürstenthum Liechtenstein); Kirche in Oberhausen, zu Stefanau (Mähren), Pfarrkirche in Linz (Tirol); Project für die Pfarrkirche auf der Schmelz in Wien und für eine Kirche in Mariazell; Schloßbau für den Grafen Moskoff in Podolien (Rußland).

1871: Entwurf für eine katholische Missionskirche in Malmö (Schweden) und für die Kirche in Bruck auf der Insel Schütt; Gräfl. Apponyi'sche Gruftcapelle in Eberhard. 1872: Project zur Restaurirung der Burg Clam bei Grein (Oberösterreich); Capelle für die Schulschwestern in Rottenburg. 1873: Dom in Bukarest (Rumänien); Stadtthurm (Befroit) für Nancy (Lothringen). 1874: Restaurirung des Domes zu Agram (Kroatien); Project für die Verbauung des Paradeplatzes in Wien (1871); Entwurf eines Monumentalbrunnens für den Rathhauspark am ehemaligen Paradeplatz in Wien (zwei Brunnen als Pendants); Kirche in Dortmund; Kirche in Wildbad-Gastein. 1875: Zubau zum Gebäude der österr.-ungar. Bank in Wien I, Herrengasse (ein Werk im Stil der deutschen Renaissance); Restaurirung der

Burg Meran (Tirol); Nikolauskirche in Innsbruck (Tirol); Restaurirung des Schlosses Runkelstein bei Bozen (Tirol); Kirche in Frastanz (Vorarlberg). 1876: Kirche in Weiler (Vorarlberg). 1877: Herz Jesukirche und Asyl Riedenburg der barmherzigen Schwestern in Salzburg, erbaut 1878; Entwurf für die Pfarrkirche Neustift bei Wien; Grabdenkmal für FZM. Frhr. v. John; Pfarrkirche in Veldes (Krain); Restaurirung der Pfarrkirche in Meran. 1878: Restaurirung des Domes zu Fünfkirchen in Ungarn, ein Werk im romanischen Stile. Sch. bediente sich aber bei der Inneneinrichtung der sogenannten Proto-Renaissance, des Stiles der Pisani, da edles Material und reichliche Mittel zur Verfügung standen. Die glänzende Durchbildung des Aeußeren und des Inneren zeigen uns ihn auch als Meister des romanischen Stiles; Entwurf für den Bau eines Schlosses bei Kiew (Rußland), ein Schloß in Ziegelrohbau mit mächtiger holzgedeckter Halle; Schloßcapelle des Herzogs von Brabant; Neue Kirche in Vaduz (Fürstenthum Liechtenstein); Katholische Kirche in Wasseralfingen (Württemberg); Mariensäule in Agram (Kroatien). 1880: Bahnhof zu Karlstein (Böhmen); Restaurirung des Erkerhauses in Feldkirch; protestantische Kirche in Siebenbürgen; Mausoleum für Ritter v. Mautner-Markhof.

1882: Project und Bau des kaiserl. Stiftungshauses am Schottenring in Wien, an Stelle des abgebrannten Ringtheaters. 1885: Kirche zu Groß-Grillowitz in Mähren. 1887: Project für eine katholische Pfarrkirche in Gottschee (Krain) und für die Kirche in Sechshaus bei Wien. 1888: Pfarrkirche in Weinhaus bei Wien. 1889: Restaurirung und Ausbau des Schlosses in Waidhofen a. d. Ybbs; Kirche in Berge-Borbeck in Westfalen; Nationalmuseum in Agram. 1890: Concurrenzproject für den Bau der Herz Jesu-Kirche in Köln a. Rh.

Fast jede seiner Kirchen zeigt neue Constructionsmotive und Grundrißlösungen; auch suchte er sich die Errungenschaften früherer Stilperioden dienstbar zu machen. So z. B. den Centralbau, den er schon bei einer Gruftcapelle (Fürst Schwarzenberg), dann bei einem für Spanien (Madrid) bestimmt gewesenen Dome, bei seinem Projecte für das Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus versuchte, und den er bei seiner Fünfhauser Kirche als interessanten Kuppelbau in genialer Weise zur Ausführung brachte. Kein Kirchlein, keine Aufgabe war ihm zu gering, unerschöpflich seine Phantasie, und darum beherrscht er auch in ganz Oesterreich und weit über die Grenzen desselben fast ausschließlich den Kirchenbau nebst vielen Entwürfen für die Inneneinrichtung von Kirchen.

Ein so bedeutender Künstler, wie er ähnlich nur nach Jahrhunderten wiederkommen kann, hat in vierzigjähriger Thätigkeit wohl einen Werdegang durchgemacht, und es wird nicht uninteressant sein, diesen zu skizziren. Zur Zeit des Eintritts Schmidt's in die Kölner Schule herrschte allgemein das Bewußtsein oder doch das Gefühl, der künstlerischen Unthätigkeit, welche sich auf allen Gebieten der bildenden Kunst zeigte, durch ein gründliches Studium der alten Kunst wieder aufhelfen zu müssen. Vor allem galt dies von der verloren gegangenen mittelalterlichen Baukunst. Man glaubte, mit dem letzten Dombau- und Bauhüttenmeister sei das getreulich gehütete Geheimniß dieser Bauweise ins Grab gesunken. Bald war die gothische Kunst aber kein Geheimniß mehr, und jeder Künstler wußte, daß die Steine sprachen! Und dieser Zeitgedanke, der auch Sch. beherrschte, war es, der ihn veranlaßte, in der Schule das zu erhalten, was erst nach langem, schwerem Studium wieder errungen war.

In die Formen der Hochgothik wurde Sch. beim Dombau in Köln ein-

geführt, ebenso in alle mittelalterlichen Stile vom frühromanischen bis zur deutschen Renaissance; ist doch diese Stadt am Rheine die beste Kunstschule für alle diese Stilarten. Durch das Studium der italienischen Bauten während seines Aufenthaltes in Oberitalien zwar angeregt, kehrte er doch bei seinen ersten Entwürfen in Wien wieder zur heimischen Stilrichtung zurück, aber schon mit dem Bestreben nach größerer Betonung ruhiger Mauerflächen, bei Vermeidung rein malerischer Effecte in der Detailbildung. Die Erkenntniß des Gemeinsamen in den Stilrichtungen der mittelalterlichen Kunst wird immer größer, und so sehen wir im Innern des Wiener Rathhauses glücklichst gelöst die Verquickung italienischer Profanbautengothik mit den romanischen Kirchenformen. —

Sch. als Dombaumeister von St. Stefan zu Wien. Kurz nach seiner Ankunft in Wien wurde Sch. am 16. November 1859 in die fachmännische Commission für die Untersuchung des als baufällig erkannten Thurmhelmes berufen und am 15. Mai 1860 zum Mitglied der Baucommission ernannt. Mit allerhöchster Entschließung Sr. Maj. des Kaisers vom 27. December 1862 übernahm er an Stelle des am 17. October 1862 verstorbenen Dombaumeisters Ernst die Restaurirungsarbeiten an der St. Stefanskirche zu Wien, wozu er unter den österreichischen Architekten im vollsten Maße berufen war. Am 16. Januar 1863 betrat er die Bauhütte als Dombaumeister — das Ideal seiner Jugend war erreicht.

Dombaumeister Ernst, welcher mit der Wiederherstellung der Giebel an der Südfront die Restaurirungsarbeiten am Stefansthurme begonnen hatte, hatte die Erneuerung des unhaltbar gewordenen und abgetragenen großen Thurmhelmes begonnen und den Thurmhelm bis 36 Fuß in die Höhe gebracht. Diese Erneuerung, welcher Wien mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, wurde auf Grundlage der alten, reinen Steinconstruction, ohne Zuthat einer modernen Eisenstruction, so wie sie begonnen war, in der kurzen Zeit von $1\frac{1}{2}$ Jahren vollendet. Die Wiener danken es Sch., der selbst Wiener geworden, daß er ihr Kleinod, den „alten Steffel", das Wahrzeichen von Wien, so rasch aufgebaut. Am 15. August 1864 wurden Adler und Kreuz geweiht und aufgesetzt. Eigenthümlich freudig und wehmüthig berührte es den Meister, als am 18. August 1864 die beim Bau beschäftigten Steinmetzen hoch oben auf dem Gerüst, das Adler und Kreuz noch überragt, nach alter Sitte der Baubrüder ihm sein Steinmetzzeichen formirten. Dieser in jeder Beziehung gelungene monumentale Wiederaufbau des Wahrzeichens von Wien hat Schmidt's Namen in ganz Wien populär gemacht.

Viele Sorge war Sch. mit der weiteren Restaurirung des großen Thurmes bis zum Jahre 1872 zu Theil geworden. Niemand ahnt jetzt, in welch verwahrlostem, ja gefahrdrohendem Zustande Sch. den alten Dom getroffen hat. Alle die weiter unten detaillirten Restaurirungsarbeiten leitete Sch. durch 28 Jahre im Geiste der sorgfältigsten Conservirung und der strengsten Beobachtung der kleinsten Details. Oft mußte an eine vollständige Erneuerung zur Wiederherstellung der künstlerischen Formen, wo sinnlose Restaurirungsarbeiten das Werk entstellen oder der Bestand es nothwendig machte, geschritten werden. Alles, mochte es aus welcher Zeit immer stammen, wurde auf das sorgfältigste conservirt, selbst die zahlreichen Grabsteine, wenn nur irgendwie von künstlerischer Bedeutung.

Viele Schäden verbarg die schwarze Tünche im Innern des Domes dem Auge des Beschauers. 1873 begann der Dombaumeister im mittleren Chore, dessen Gewölbe sich im traurigsten Zustand befand. 1875 waren die Arbeiten an der Südseite des Domes beendet. Aber schon 1871 und 1873 wurden

die Arbeiten am nordwestlichen unausgebauten Thurme begonnen, 1879 beendet. Ein Project von des Meisters Hand für den Ausbau des zweiten nördlichen St. Stefansthurmes befindet sich in der „Wiener Dombauhütte“. 1876—1878 wurden die Heidenthürme restaurirt, 1878 die berühmte Kanzel abgetragen, da sie dem Einsturze nahe, und wie sie der alte Meister gedacht, wieder errichtet. (Eine ausgezeichnete Reproduction der Kanzel im großen Maßstab [3 Blatt] auf Kunstdruckpapier befindet sich in den Publicationen der „Wiener Bauhütte“.) 1860 wurde der Dombau-Verein gegründet, und jetzt ging die Restaurirung des Domes im Innern rascher von statten. Mit wahrer Selbstverleugnung hat Sch., wie er selbst sagte, die Restaurirung durchgeführt. Und gewiß ist, daß er ganz in den Intentionen der Vorwelt restaurirt, sich in ihre Schöpfungen gedacht, im Gegensatze zu Anderen, die, blind gegen die Vorzüge ihrer Vorgärger, unterdrückten, was ihrer Geschmacksrichtung nicht genehm. 1889 endete diese in jeder Hinsicht meisterhaft durchgeführte Restaurirung.

Schon 1888 wurde Sch. anläßlich seines 25jährigen Dombaumeisterjubiläums vom Dombauverein dadurch geehrt, daß derselbe eine Medaille ausführen ließ (vom Kammermedailleur Scharf), welche das wohlgelungene Bild Schmidt's auf der einen, auf der anderen Seite die Längenansicht des Domes mit dem Hauptthurm zeigt. Ein Exemplar der Medaille wurde bei der Enthüllung des Schmidt-Denkmals hinter dem neuen Rathhause zu Wien, am 18. Mai 1896, dem Vertreter des Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine v. Leibbrand aus Stuttgart übergeben. Würdig reiht sich Sch. den großen Meistern an, einem Wenzel von Klosterneuburg, Helbling, Hans v. Prachatitz, Buchsbaum, Pilgram, sie noch übertreffend an Vielseitigkeit des Wissens, Geschmeidigkeit des Geistes, vor allem aber an Selbstverleugnung.

Zum Schlusse der Ausführungen über Schmidt's Thätigkeit bei St. Stefan sei eine Erfahrung erwähnt, die der Meister dortselbst gemacht, und aus der er später auch die Nutzanwendung zog. Bei allen den Arbeiten am Stefansdom wurde Sch. als Dombaumeister die specifisch locale Formgebung der alten Hüttenmeister von St. Stefan immer klarer, welche ganz verschieden von der gleichzeitigen Formgestaltung der Kölner oder Regensburger Bauhütte war. Die Ursache lag in der Hauptsache in dem verwendeten Steinmaterial des Wiener Bodens. Wie die alten Meister von St. Stefan dem derberen Kalkstein oder Muschelkalk mit sicherer Hand eine entsprechende passende Formgestaltung gaben, erregte die Bewunderung des Kölner Steinmetzmeisters. Durch alle diese Erfahrungen und Umstände bereitete sich in Sch. der künstlerische Uebergang vor, welcher die strengen Formen der Kölner Schule milderte und welcher in der größten Aufgabe seines Lebens, seinem eigentlichen Hauptwerke — dem Neubau des Wiener Rathhauses — seinen höchsten Ausdruck fand und ihm zum größten Ruhm gereichte. —

Rathhausneubau. Den unmittelbaren Anlaß zur Erbauung des neuen Rathhauses gab nicht allein die zwingende Nothwendigkeit, daß das alte Rathhaus trotz des Umbaues durch Architekt Ferdinand Fellner sich zu klein erwiesen, sondern das großartige Werk der Stadterweiterung Wiens. Am 20. December 1857 erließ Kaiser Franz Josef I. das in der Geschichte Wiens denkwürdige Handschreiben, das den Fall der Basteien ankündigte. Unter den öffentlichen Gebäuden, deren Errichtung dieses zur Aufgabe stellte, erschien auch das „Stadthaus“. Vielfache Schwierigkeiten bot vor allem die Platzwahl; zuerst war der Platz der heutigen Börse, dann jener der Akademie der bildenden Künste, endlich der Platz zwischen der verlängerten Johannes- und

Weihburggasse in Aussicht genommen. Die Gemeinde war aber verpflichtet, bis spätestens 1869 mit dem Bau zu beginnen.

Im Bauprogramm und der Vorskizze, von Architekt Siccardsburg, der damals Gemeinderath war, verfaßt, waren alle städtischen Aemter, Festlocalitäten, Repräsentationsräume, eine Capelle und das städtische Museum enthalten. Eine Wohnung für den Bürgermeister war nicht vorgesehen. Auf Grund dieses Bauprogrammes, welches, wie überhaupt die rege Bauthätigkeit in Wien, die Aufmerksamkeit der weitesten Fachkreise auf sich gezogen, wurden am 1. September 1869 nicht weniger als 64 Projecte eingereicht: 42 aus Oesterreich und Deutschland, 18 aus Frankreich und Belgien, 4 aus Italien. Die Jury, bestehend aus fünf Architekten, Heinrich v. Ferstel in Wien, Karl A. Haase in Hannover, Theophil v. Hansen und Johann Romano in Wien, Gottfried Semper in Zürich, und fünf Gemeinderäthen, Groß, Hasenauer, Jordan, Neumann und Stach, verlieh die vier ersten Preise von je 4000 fl. an: Friedrich Schmidt in Wien (Motto: Saxa loquuntur), Ambr. Baudry in Paris (Motto: Ojalo), Ernst Chardon und M. Lambert in Paris (Motto: L'art unit les peuples), Gustav Ebe und Julius Benda in Berlin (Motto: Zelinka).

Die künstlerische Basis, auf der Sch. sein Concurrenzproject für das Rathhaus aufbaute, ist nicht schwer zu finden. Deutlich tritt der Einfluß der von Sch. vielleicht zuerst studirten italienischen mittelalterlichen Architektur zu Tage, besonders beim Stockwerkaufbau nach Art der italienischen gothischen Paläste. Vor allem war aber auch die Rücksicht auf das Baumaterial nothwendig, welche breitere plastische Durchbildung bedingte. Deutlich ist dieses Bestreben bei der klaren Anordnung der Wandflächen ohne Strebepfeiler zu erkennen. An diesem Concurrenzproject arbeiteten mit im Atelier des Meisters seine Schüler v. Neumann, v. Wielemans, König und Hermann. Am 16. November 1869 wurde der Bau durch den Gemeinderath dem Architekten Friedrich Schmidt übertragen, dessen Name schon damals zu den hervorragendsten unter denen der Fachgenossen zählte.

Bevor jedoch das Project ausgeführt wurde, hatte sich eine lebhafte Bewegung gegen den in Aussicht genommenen Bauplatz geltend gemacht. Der Gemeinderath richtete daher die Bitte an den Kaiser, den Paradeplatz zwischen der Josefstadt und Inneren Stadt aufzulassen. So entstand auch die Idee (angeregt durch Bürgermeister Dr. Kajetan Felder) des großartigen Platzes mit Gärten um das neue Rathhaus, mit Parlament und Universität. Sch. arbeitete einen Verbauungsplan aus, der am 13. Juni 1870 die Genehmigung des Kaisers fand, so daß nun der Bau des Rathhauses mit allen Kräften beginnen konnte. Der Meister änderte nun seine Planskizzen nach dem vergrößerten Bauplatz, und im Juli 1871 wurde dessen Kostenvoranschlag, welcher auch den späteren wirklichen Baukosten sehr nahe kam, aber vom Gemeinderath auf 17 000 000 Kronen reducirt wurde, genehmigt. Die Arbeitszeit sollte auf 8—10 Jahre vertheilt werden. Der erste Spatenstich geschah am 25. Mai 1872.

Sch. als Bauleiter war die Wahl seiner Hülfskräfte frei gestellt; er versammelte auch bald einen auserlesenen Stab von Architekten, seinen früheren Schülern und Mitarbeitern, um sich, so die Architekten und Bauführer Franz Ritter v. Neumann, Viktor Luntz, Max Fleischer, ferner die Architekten Julius Deininger, Hugo Herr und Franz Schulz, sowie die Hülfskräfte Anton Hawlik, Rudolf Breuer und Baßler. Da dem Künstler in Bezug auf das Baumaterial gar keine Vorschriften gemacht worden waren, so konnte er sich

große Freiheiten in jeder Hinsicht gestatten. Bei diesem Bau wurden nur die solidesten und besten Constructionen und Baumaterialien verwendet. Die gesammte Fassade, Höfe, Stiegen wurden in Stein verkleidet. Pfeiler und Säulen, ebenso die oberen Theile der Thurmbauten sind vollständig aus Stein. An Steingattungen wurden fast ausschließlich österreichische oder ungarische Steine verwendet, für Stiegenstufen Karstmarmor, außerdem aber Girolamo-Stein von der Insel Brioni, Castigliere und Savonier Stein aus dem Elsaß für die Figuren.

Nach Vollendung des Unterbaues fand am 14. Juni 1873 die Feier der Grundsteinlegung statt. 1879 war schon die Hauptgleiche erreicht und am 21. October 1882 der Hauptthurm mit dem eisernen Standartenträger bekrönt. Die Gesammtkosten betrugen schließlich 22 731 000 Kronen. Bei einer Grundfläche von 19 952 qm sind 14 067 qm verbaut, das übrige sind Höfe; der größte mißt 80,8 m Länge und 24,7 m Breite. Fünf Stockwerke waren nothwendig, wovon das Hauptstockwerk 7,6 m hoch. Der große Thurm ist 97,9, die vier Seitenthürme 61 m, der First 36,3 und die Hauptgesimskante 27,3 m hoch. Auf die Entwicklung der Hauptfassade wurde selbstverständlich der Hauptwerth gelegt, 15 Stufen über der Straße erhöhen die monumentale Wirkung.

Ueber mächtigen Arkaden erhebt sich der Festsaal mit den großen Spitzbogenfenstern, dem edlen Maßwerk; vorgelegt die leicht und zierlich, grandios reichverzierte Loggia, im Gegensatz zu den wuchtigen Säulen der Arkaden. Der Hauptthurm, im Geviert emporsteigend, ist von mächtiger Wirkung, nicht minder wirkungsvoll sind die vier kleinen Thürme. Die Hauptfassade wird durch kräftig betonte Eckpavillons begrenzt, welche den Uebergang zu den Nachbarprivathäusern günstigst vermitteln. Die übrigen Fassaden beleben kräftige Mittelrisalite, von Spitzthürmen mit Wetterfahnen flankirt. Die Fensterformen in den unteren Geschossen, theils halbkreisförmig, theils Segmentfenster mit untertheilten Spitzbogen und Rechteckfenster, bleiben in den zwei oberen Geschossen ausschließlich Spitzbogenfenster. Durch diese Anordnung ist das Aufstreben der Massen auch in der glatten Fassade günstig zur Wirkung gebracht. Zierliche Balkons, reizend detaillirte Säulen zeugen von dem reichen Formenschatz des Meisters.

Reicher plastischer Schmuck veranschaulicht theils typisch, theils allegorisch hervorragende Begebenheiten der Stadt. Beim Thurme zwei Statuen: Stärke und Gerechtigkeit, über dem Eingange Hochreliefs mit Reiterfiguren: Kaiser Franz Josef (Bildhauer Zumbusch), Kaiser Rudolf von Habsburg (Kundtmann), Herzog Rudolf IV. (Gasser). Die Schlußsteine unterhalb der drei Reliefs zeigen nach vorne den Porträtkopf des Meisters Friedrich Schmidt, rechts und links die der Architekten und Bauführer Franz Ritter v. Neumann jun. und Viktor Luntz. An dem Eingange unter den Arkaden finden sich die Porträtköpfe der Architekten Max Fleischer, Hugo Herr, Franz Schulz, Julius Deininger, und der Leiter der Unionbaugesellschaft, welche die Baumeisterarbeiten führten, der Bauräthe Friedrich Stach und Franz Böck; ferner des Steinmetzwerkmeisters Wilhelm Eichele, des Bildhauers Anton Uskoreit, des Hauptpoliers Josef Wurts und des Bildhauers Rudolf Sagmeister. Ueber dem Hauptgesimse, welches von einer hohen Attika bekrönt ist, auf Postamenten figurale Darstellungen: Vindobona, Schildträger mit den Wappen der Kronländer. Die kleinen Thürme zeigen Figuren von Bürgersoldaten aus den Türkenbelagerungen von 1529 und 1683, aus der Zeit der Franzoseninvasion (1805—1809) und Freiwillige aus den Jahren 1797, 1805, 1848 und 1859. Alle weisen auf die Wehrkraft der Bürger in der Geschichte Wiens

und Oesterreichs hin. Wappenträger mit den Wappen der ehemaligen Vorstädte versinnbildlichen das erweiterte Wiener Gemeindegebiet. Am Friedrich Schmidt-Platz, wo der Gemeinderathssitzungssaal ist, ist in der Mitte die Figur der Vindobona, rechts die Allegorien Gerechtigkeit, Stärke, Kunst und Wissenschaft, links Weisheit, Treue, Erziehung und Wohlthätigkeit. Weiteren plastischen Schmuck, an den Aufbauten der Seitenfassaden, bilden die Typen der Handwerker.

Das Rathhaus hat einen großen und sechs kleine Höfe. Von überwältigendem Eindruck ist der große Hof durch seine 5,1 m breiten Spitzbogenarkaden. Breite Balkone unterbrechen wirkungsvoll die Längsseiten. Ein kräftig hervortretender Erker, mit einem Thurmdach gekrönt, bildet den architektonischen Abschluß des Hofes an Stelle der ursprünglich geplanten Capelle. Stark vorgelegte Eckpfeiler endigen mit Baldachinen, unter welchen Standbilder der an dem Aufleben Wiens thätig gewesenen Babenberger Herzoge Heinrichs I. und Leopolds VI. Am Schlußstein des Erkergewölbes oberhalb der Durchfahrt ist das Steinmetzzeichen des Meisters und das Künstlerwappen angebracht.

Die Vestibüle der Stiegenhäuser sind äußerst reich und fast alle anders durchgebildet. Im Vestibüle vom Schmidt-Platze, dem sogenannten Gemeinderaths-Vestibüle (darunter befindet sich der Sitzungssaal) sind über den Eingangsthüren der Stiegen die Inschriften, einerseits „Quidquid agis, prudenter agas et respice finem“, andererseits „Suaviter in modo, fortiter in re“, angebracht. Die Anordnung der Vestibüle — durch die Niveauunterschiede gegeben —, von welchen drei den Wagenverkehr vermitteln, macht die Einfahrt auf der Hauptfront entbehrlich, wodurch das hier gelegene, vollständig verschließbar und heizbar, zur Abhaltung von Volksversammlungen unter dem Namen „Volkshalle“ verwendbar wird. Diese, 44 m lang und 11,4 m breit, bei einer Höhe von 10,9 m, ist mit mächtigem Gewölbe überspannt. Die Schlußsteine der Gewölbe zeigen dort die Porträtköpfe der Mitglieder der Rathhausbaucommission. Die reizenden Maßwerkfenster geben dieser Halle einen perspectivischen Reiz, der nicht so bald übertroffen wird.

Die zahlreichen Corridore, 2,95—3,55 m breit, sind geputzt und bemalt. Reicher sind dieselben im I. Stock; verkröpfte Wandpilaster, mit Steinpostamenten, Capitälen und spitzbogenförmigem Kreuzgewölbe, zieren sie. Als Zugang zu den Bureau- und Repräsentationsräumen besitzt das Rathhaus 14 Stiegen, zwei Galerie- und vier Kellerstiegen, sowie zwei Treppen in den Rathhauskeller. Für den äußeren Amtsverkehr dienen sechs große Stiegenanlagen, breite, zweiarmige Spindelstiegen. Spindel und Bogen sind aus Werksteinen; gedrungene Marmorsäulen oder zierliche Säulenbündel tragen die Bogen und Gewölbe. Malerische An- und Durchsichten im Vereine mit dem Vestibül und Corridor tragen viel zum monumentalen Charakter des Gebäudes bei. Architektonisch am reichsten sind selbstredend die beiden Feststiegen. Die Schäfte der prunkvollen Säulen sind aus Girolamostein, die Capitäle aus Castigliere, die Stufen aus Cave romane. Die beiden Feststiegen leiten zu dem Festsaal. Zur Linken und Rechten des Einganges bei den Feststiegen I befinden sich die Marmorbüsten Schmidt's und des Bürgermeisters Dr. Kajetan Freiherr v. Felder. Ueber dem Thürbogen prangt in Stein das Wappen der Stadt Wien.

Der große Festsaal hat eine Länge von 70,9 m, eine Breite von 19,5 m, eine Höhe von 17,1 m und war ursprünglich durch zwei Arkaden in drei Theile zerlegt; es wurde aber noch während des Baues von dieser Anordnung abgegangen. Die beiden apsidenartigen Vertiefungen an den Schmalseiten

dienen als Orchesterräume und zeigen in den Bogenzwickeln die Reliefmedaillons von Mozart, Schubert, Gluck und Haydn. Im erkerartigen Ausbau an der Langseite gegen den Park zu, der ein Bestandtheil des Thurmes, wurde am 12. September 1883 die Urkunde der Schlußsteinlegung eingefügt. Der Saal ist von drei Seiten mit Galerien umschlossen. Die Decke bildet ein Tonnengewölbe, mit Lunetten an der Langseite ausgestattet und durch ein reiches Rippensystem belebt. 16 große Lüster spenden Licht. Der Saal macht infolge seiner ungewöhnlich großen Dimensionen und der vollendeten Durchbildung aller Details einen überwältigenden Eindruck. An den Wänden sind zahlreiche Standbilder um Wien verdienstvoller Persönlichkeiten vertheilt.

Dem Festsaale ist nach der Ringstraße zu eine offene Loggia vorgelagert, die durch das vorspringende Massiv des Thurmes unterbrochen wird und den eigentlichen Glanzpunkt der prächtigen Hauptfassade bildet. Die schlanken Säulen und das zierliche Maßwerk ihrer imposanten Bogen machen einen überaus harmonischen Eindruck und betonen in glücklicher architektonischer Lösung die Situation des Hauptraumes des ganzen Gebäudes, des Festsaales. Die reiche Gliederung der Loggia kommt besonders zur Geltung bei erleuchtetem Festraume, wodurch die feinen Conturen der gothischen Ornamente wirksam hervorgehoben werden. Der Blick, der sich von der Loggia bietet, ist überaus reizend: im Vordergrunde der Rathhauspark, links von der Universität, rechts von dem im classisch-griechischen Stile gehaltenen Parlament begrenzt, gegenüber das von Semper und Hasenauer erbaute Hofburgtheater, das sich an der denkwürdigen Stelle erhebt, wo im J. 1683 an einer dort in die Löwelbastei gesprengten Bresche der letzte Kampf der Wiener Bürger und Studenten gegen das türkische Belagerungsheer stattfand; darüber aufragend die Spitze des Stefansthurmes, nach rechts zu der Volksgarten und die Hofburg, deren neuer, noch nicht vollendeter Flügel sich gegen die beiden kaiserlichen Museen hinzieht, welche mit ihren vornehmen Kuppeln über die Ringstraße herübergrüßen. Hinter dem Volksgarten und der Burg sind der achteckige Thurm und das hochragende Dach der Minoritenkirche, die schlanke Spitze der Michaelerkirche und der mit einer Kreuzrose gekrönte Thurm der Augustinerkirche sichtbar. Hübsche Ausblicke bieten sich auch nach beiden Seiten der Reichsrathstraße, rechts auf den Justizpalast, links auf die schöne Votivkirche, deren von hier aus theilweise sichtbare Fassade beide Thürme in die Gesichtslinie rückt.

Den Mittelpunkt der rückwärtigen Fassade bildet der ebenfalls durch das Haupt- und Obergeschoß sich erstreckende Gemeinderaths-Sitzungssaal. Er hat die Form eines Rechteckes von 23,7 m Länge und 15,2 m Breite und eine Höhe von 14,2 m. Dem Eingange gegenüber, der vom Corridor des ersten Stockwerkes durch ein Vorzimmer führt, liegen die mit hoher Brüstung versehenen, von F. Geyling gemalten Glasfenster. Für die künstliche Beleuchtung sorgt ein nach den Plänen Schmidt's ausgeführter Lüster. An der Fensterwand befinden sich auf erhöhter Tribüne die Sitze des Bürgermeisters und der Vicebürgermeister, vor ihnen, etwas niedriger, die Plätze der Schriftführer und in ihrer Mitte, unmittelbar vor dem Tische des Vorsitzenden, der Referententisch. Gegenüber bauen sich amphitheatralisch die Bänke der Mitglieder auf. An den beiden Seitenwänden und an der nach Osten gelegenen Längswand sind Galerien für das Publicum und die Journalisten angebracht. Den Saal selbst ziert eine schön cassetirte und reich vergoldete Holzdecke, die von dem Hofbildhauer F. Schönthaler ausgeführt wurde. Alle übrigen bevorzugten Räume, wie Sectionszimmer, Präsidialbureau, der Stadtrathssitzungssaal 13,6 m breit, 17,3 m lang und 6,8 m hoch, die Bureaus der Magistratsdirection, sind mit auserlesenem Geschmack ausgestattet. Reiche Holzdecken,

Damasttapeten, figuraler, malerischer Schmuck, vervollständigen das harmonische Ganze. Das reichhaltige Stadtarchiv, die Stadtbibliothek, wie das historische Museum sind gleich sehenswerth ausgestattet.

Zum Schlusse sei noch der Rathhauskeller erwähnt. Erst am 12. Februar 1899 wurde derselbe in seiner jetzigen Gestalt eröffnet. Der Meister hat sich die Ausschmückung wahrscheinlich anders gedacht, immerhin bildet derselbe eine Sehenswürdigkeit, obwohl fast alles von modernen Künstlern in geschickter Weise ausgestattet ist.

Bei der Abfassung der Ausführungspläne für das neue Rathhaus stand bei Schmidt die Ueberzeugung fest, daß dasselbe im Geiste der historischen Entwicklung dem überlieferten Typus jener Epoche des Emporblühens deutschen Bürgerthumes entsprechen müsse. Er wählte darum als Vorbild die großartigen Beispiele der niederdeutschen und belgischen Städte, insbesondere des Rathhauses von Brüssel, dem er die äußere Anordnung entnahm. In Wien war damals, da die Renaissance vorherrschte, die Ansicht verbreitet, daß der gothische Stil wohl für Kirchenbauten berechtigt sei, sich aber nicht den praktischen Anforderungen eines modernen Amtshauses anzupassen vermöchte, wenn er die starren Formen der Reinheit des Stiles einhielte. Sch. wußte aber geschickt einen vermittelnden Ausgleich zu finden. In der Gesammtanlage gothisch, verwendete er sowohl constructiv als decorativ Motive der Renaissance nach dem Vorbilde italienischer Bauten des 15. und 16. Jahrhunderts. Der stark betonte horizontale Abschluß der Etagen, welcher bis zum Hauptgesimse durchgeführt ist, zeigt den Einfluß der Kunstform des italienischen gothischen Palastes, welcher noch in der Frührenaissance nachwirkte. Ueber dem Hauptgesimse wird eine prachtvolle, scharfe Silhouettirung durch starke Betonung der verticalen, aufstrebenden Gliederung des gothischen Stils erreicht, besonders stark bemerkbar beim Hauptthurm, wo die Gothik in ihrer ganzen Macht triumphirt. Die größte Annäherung an den Geist der Renaissance macht aber der Künstler durch Anordnung der freien Säulen und Anwendung des Pilasters in der Art der italienischen Protorenaissance.

Bei diesem Bau, welchen Sch. selbst als die Hauptaufgabe seines Lebens bezeichnet hat, wollte er alle seine Erfahrungen und Studien in die praktische Wirklichkeit übersetzen, seiner geliebten zweiten Vaterstadt ein würdiges, zweckmäßiges und modernes Rathhaus erbauen, welches aber auch der alten Tradition gleich treu blieb. Klar in Form und Anlage, beherrscht das große Gebäude — selbst beinahe ein Stadtviertel, doch der Umgebung harmonisch angepaßt — die ganze große Anlage der Monumentalbauten am Franzensringe. Schmidt's völlige Beherrschung aller constructiven Fragen, seine fast unerschöpflich erscheinende Phantasie, der seltene Reichthum an architektonischen Details eigener Erfindung ermächtigten ihn zu oberwähntem Schritt, der, ganz aus dem Rahmen der Erfahrung heraus, nur von ihm allein gewagt werden konnte, ohne dabei uferlos in Stilerfindungen zu segeln. Oft zweifelte er, daß es ihm beschieden sei, die Vollendung seines Werkes zu erleben. In seinem, von manchen Bitternissen nicht verschont gebliebenen Leben war wohl der schönste Moment, wie er den Bau unter ungetheilter, allgemeiner Anerkennung den Stadtbehörden übergeben konnte.

Noch ward ihm die Freude, nach dem Baue des Rathhauses im allerhöchsten Auftrag das Stiftungshaus am Schottenring in Wien an Stelle des am 8. December 1881 abgebrannten Ringtheaters zu erbauen, dessen reizende Façaden mit Anklängen der venetianischen Gothik er nach den architektonischen Principien des Rathhausbaues in vollendetster Weise ausbildete.

Nach Abschluß des Rathhausbaues und des Baues des kaiserl. Stiftungs-

hauses wurde Sch. als zweiter Techniker in das Herrenhaus berufen und in den Freiherrnstand erhoben. Das von ihm so hoch gehaltene Steinmetzzeichen der Kölner Bauhütte kam nunmehr in sein freiherrliches Wappen. Seine breite Brust konnte nicht alle die Auszeichnungen fassen, welche ihm der Kaiser, der Papst und andere Regenten verliehen hatten. Nicht lange währte es, und er erhielt die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien, auf die er zeitlebens stolz war; hat er doch Wien den schönsten Platz und das schönste Rathhaus der Welt geschaffen. Sch. war durch und durch Oesterreicher geworden, ja speciell als „Wiener“ fühlte sich der Dombau- und Rathhausbaumeister. In seiner ganzen Denk- und Fühlweise sich der Wiener Bevölkerung anschließend, nahm er warmen Antheil an allen Freuden und leider auch Leiden, die Oesterreich betrafen, immer ein treuer Sohn des deutschen Volkes. Seiner Liebe für Wien gab er besonders Ausdruck, als auf dem Rathhausthurm der eiserne Mann seine Warte angetreten, den er mit den Worten begrüßte: „O eiserner Mann, walte Gott, daß Du immerdar auf eine zufriedene, glückliche Bevölkerung herunterschauen mögest!“ Noch auf seinem Todtenbette flammt diese Liebe zu Wien mächtig auf, und in seinem heiligen Eifer, sich weiter dienstbar zu erweisen, bricht er klagend in die Worte aus: „Gerade jetzt muß ich sterben, wo es in Groß-Wien so Manches zu bauen geben wird.“

Sch. legte sein künstlerisches Glaubensbekenntniß, als das Rathhaus vollendet war, wie folgt, ab: „Wenn an mich die Frage gerichtet wird, in welchem Stile das Rathhaus gebaut sei, ob gothisch? Ich muß offen bekennen, daß ich es nicht weiß. Wenn man mich früge, ob es im Stile der Renaissance gebaut sei, so muß ich antworten, daß ich es nicht glaube! Wenn aber irgend etwas charakteristisch für den Stil des Baues ist, so mag es der Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes sein, der sich voll in ihm ausspricht. Ich kann nur sagen, was ich angestrebt habe.“ — Es ist das Bauwerk eines Künstlers, der die Baugeschichte früherer Jahrhunderte in seinen Geist aufgenommen hat. Er hat entschieden Neuartiges, Originelles geschaffen und damit die meisten seiner künstlerischen Zeit- und Richtungsgenossen weit überholt. —

Sch. als Förderer des Kunst- und Baugewerbes. Zahlreiche kunstgewerbliche Arbeiten, zumeist selbständige Aufträge im Zusammenhange mit den Bauausführungen, wurden von Sch. mit gleicher Meisterschaft entworfen. Arbeiten in Holz, Metall oder Glas, Email oder anderem Material, überall die meisterhafte Beherrschung der verschiedenartigsten Techniken, der monumentale Zug in allen Entwürfen. Der gottbegnadete Künstler war aber nicht nur an der Schule der Führer, dem alle willig folgten, am Bau wie in der Werkstätte der verschiedenen Bauhandwerker und übrigen Arbeiter, überall war er der Meister, vor dem Alles respectvoll den Hut zog. In mancher Werkstätte lebt heute noch die Tradition an die von ihm gegebenen Unterweisungen, so seinen Namen und Geist in Fortdauer erhaltend.

So angestrengt Sch. in seiner vielseitigen Thätigkeit als Lehrer, als mehrmaliger Rector der Akademie, Architekt und Dombaumeister war, fand er dennoch Zeit, eine ersprießliche Thätigkeit in der k. k. Centralcommission für Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Baudenkmale zu entfalten, als Mitglied der II. Staatsprüfungscommission an der technischen Hochschule, sowie als oft angesprochenes Jurymitglied für Weltausstellungen und Preisbewerbe wie als Experte für Restaurirungsarbeiten in Berlin, Wien, Amsterdam, Florenz, Rom, Mailand u. s. w. thätig zu sein. Auch den Fachvereinigungen, dem österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine und der Wiener Künstlergenossenschaft, besonders aber seiner ihm so ans Herz ge-

wachsenen „Wiener Bauhütte“ (deren Ehrenvorstand er zeitlebens blieb), die er alle trefflich zu leiten und zu heben verstand, stellte er seine werthvollsten Kräfte zur Verfügung.

Der freien Rede in seltenem Maße mächtig, mit klangvoller, wohllautender Stimme begabt, waren es wohl ungezählte fachliche Vorträge und improvisirte Gelegenheitsreden, bei welchen Sch. mit zündenden Worten seine Zuhörer nicht nur fesselte, sondern auch begeisterte und überzeugte. In diesen Reden betonte er oft, daß der Erfolg des Einzelnen den ganzen Beruf hebe und fördere, der Mißerfolg aber Alle schädige. In diesem Sinne freute er sich der Anerkennung, der äußeren Ehren, die ihm zu Theil wurden, nicht minder aber auch der Erfolge seiner Schüler. Ueberall griff er fördernd und rathend ein, ein Mann voll warmer Sorge und glühender Liebe für alles Wahre und Edle, für Kunst und Vaterland, selbstlos thätig. Fröhlichen Gemüthes, das nach reichlich gethaner Arbeit gerne im Freundeskreise Aussprache suchte, war insbesondere die jährliche Studienreise mit den Schülern für ihn eine Quelle der geistigen Erfrischung. Mit Verehrung und Liebe hingen sie Alle an dem edlen Menschen, dem Wohlthäter, dem stets hülfsbereiten väterlichen Freund. In dieser seiner künstlerischen Gemeinde lebt Schmidt's Gedächtniß daher auch ohne Zweifel am lebendigsten fort und wird noch manche edle Frucht zeitigen.

Sch. war schriftstellerisch nicht thätig gewesen. Sein reicher brieflicher Verkehr mit vielen hervorragenden Zeitgenossen würde wohl die Grundlage zur Herausgabe einer vollständigen Biographie des Meisters bilden können, und hoffentlich wird es möglich, diese Ehrenschuld bald abzutragen, die zu tilgen sich ein Comité in der „Wiener Bauhütte“ bereits gebildet hat.

Die Vorbereitungen für den Bau einer Kirche in Köln beschäftigten ihn, als der nimmer rastende Zeichenstift seiner müde gewordenen Hand entfiel. Er starb in Wien am 23. Januar 1891 im Stiftungshause, das er selbst gebaut.

Sch. war mit der Schwester des Kölner Dombildhauers Moor vermählt. Die Ehe — eine Liebesheirath — wurde jedoch später getrennt.

Sein Testament, in erster Linie seinen Kindern, seiner Tochter Frida, verehelichten Jarl, und seinem Sohne Heinrich, Professor an der Technischen Hochschule in München, geltend, hat auch für uns goldene Worte: „Haltet Euern Blick jederzeit offen für das Große und Schöne; streitet Euch nicht um Geld und Geldeswerth, denn diese vergänglichen Dinge sind bedeutungslos. Bedeutung für den Menschen hat bloß der Sinn für die Kunst und das Erfassen des Schönen.“ Seine letzten Worte, den früheren und allen gleich! Consequent in jedem und überall, früher, jetzt und immerdar; der Kunst hat er sich geweiht, und ihr Hohepriester blieb er auch, ihr treu bis in seinen Tod. Und diese Consequenz und dieses Einssein mit seiner Kunst, dieses Aufgehen in seiner Kunst, in der Kunst überhaupt, drückt sich auch in dem Wunsche Schmidt's aus: „Nicht Blumen gebt mir, den Zollstab legt mir auf die Brust ins Grab hinab!“

Oberbaurath v. Wielemans, ein Schüler des Meisters, sprach als Festredner bei der von der „Wiener Bauhütte“ am 19. November 1905 zum 80. Geburtstage des Meisters veranstalteten Friedrich Schmidt-Gedenkfeier: „Glücklich ist ein Volk zu preisen, dem große Männer geboren werden; segensreich wird aber erst dann deren Wirken, wenn Zeit und Raum ihnen günstig sind und ihren Genius zur vollen Entfaltung gelangen lassen. Dann ist es nicht das Bedauern, sehen zu müssen, wie geniale Naturen im fruchtlosen Ringen mit widrigen Verhältnissen und ungünstigen äußeren Umständen ver-

hindert sind, ihr Bestes zu geben, sondern die freudige Dankbarkeit der sich der Bedeutung des ihnen geschenkten Meisters vollbewußten Zeitgenossen ist es, die im Gedenken an ihn und an seine Werke zum Ausdruck kommt und in fruchtbringender Anregung fortdauernd weiter wirkt."

Friedrich Frhr. v. Schmidt, Nekrolog, hsg. vom Ing.- u. Arch.-Verein. Wien 1891. — Max Fleischer, Friedrich Frhr. v. Schmidt als Mensch, Lehrer und Chef. Wien 1891. — Aug. Reichensperger, Friedrich Frhr. v. Schmidt. Zur Charakterisirung des Baumeisters. Düsseldorf 1891. — C. v. Lützow, Schmidt und Hansen, eine Parallele. Vortrag. Wien 1891. — „Friedrich Schmidt"; Festschrift zur Gedenkfeier in Wien 1905 („Wiener Bauhütte", Monatsschrift). — C. M. Kattner, Bericht über die Friedrich-Schmidt-Gedenkfeier in Wien 1905. — A. Nechansky, Fr. Schmidt's Berufung nach Oesterreich. Oesterr. Rundschau III, 20 f., 71 f., 110 f. — Zum Gedächtnisse Fr. Schmidt's; Urtheile und Gutachten aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Mitglied der k. k. Centralcommission. Wien 1893. — Fr. Schmidt, Das neue Wiener Rathhaus. 60 Tafeln mit der Porträtbüste von V. Tilgner und einer biograph. Charakteristik von E. Ranzoni. Wien 1884. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich XXX, 244 ff. — Müller-Klunzinger, Die Künstler aller Zeiten III, 469. — Müller-Singer, Allg. Künstlerlexikon IV, 208. — Rosenthal, Convertiten-Bilder I, 982. — Außerdem zahlreiche Artikel der Wiener Zeitungen aus den sechziger und siebziger Jahren und die „Wiener Briefe" XXIII—XXVI des Jahrg. 1874 u. XLVIII des Jahrg. 1875 der Augsb Allg. Zeitung.

Arch. C. M. K. (Wien).

Schuckert*): Johann Sigmund Sch., Begründer der Elektricitätsfirma Schuckert & Co. in Nürnberg; geboren am 18. October 1846 in Nürnberg, † (kinderlos) in Wiesbaden am 17. September 1895. Aus einfacher Bürgerfamilie stammend, kam Sch. nach Besuch der Elementarschule 1859 zu dem Mechaniker F. Heller in Nürnberg in die Lehre. 1863 ging er auf die Wanderschaft, arbeitete in Stuttgart, Hannover, bei Siemens & Halske in Berlin, bei Repsold und bei Pollack in Hamburg bis 1866. Hierauf bekleidete er die Stelle eines Werkmeisters für Telegraphenbau bei Krage in Nürnberg. 1869 bis 1873 war er in Baltimore, Philadelphia und bei Edison in New-York thätig. In die Heimath zurückgekehrt, bezog er am 17. August 1863 eine kleine Werkstätte in Nürnberg. Schon 1874 baute er eine Dynamomaschine. Sch. kämpfte einen harten aber erfolgreichen Kampf für den Gleichstrom und hat um die Einführung der elektrischen Beleuchtung, der Militär-Scheinwerfer, Meßinstrumente u. s. w. große Verdienste. Seit 1884 war sein Leipziger Vertreter A. Wacker Theilhaber seiner Elektricitätsfirma, 1886 wurde diese Firma zur Commanditgesellschaft, seit 1. April 1893 zur Actiengesellschaft. Nachmals, im J. 1902, wurde sie mit Siemens & Halske vereint. Sch., seit 1891 nervenkrank, zog sich zurück und starb nach vier Jahren an diesem Leiden. — Nachfolgende Statistik gewährt eine Anschauung von der steigenden Bedeutung der Firma: 1879: 20 Arbeiter, 4 Beamte; 1885: 170 Arbeiter, 39 Beamte; 1890: 629 Arbeiter, 136 Beamte; 1895: 1558 Arbeiter, 360 Beamte; 1893: 5329 Arbeiter, 660 Beamte. Der Umsatz betrug 1895: 18 100 000 Mark.

Mittheilungen der Wittwe Schuckert's an den Unterzeichneten.

F. M. Feldhaus.

*) Zu Bd. LIV, S. 238.

Schurig*): Karl Wilhelm Sch., Historienmaler, wurde am 17. December 1818 in Leipzig geboren. Da sich schon frühzeitig seine Begabung für die bildende Kunst herausstellte, wurde er der Akademie seiner Vaterstadt zur Ausbildung überwiesen. Gegen Ausgang der dreißiger Jahre siedelte er nach Dresden über, wo er Schüler der dortigen Akademie wurde. Später begab er sich unter die Leitung des Professors Eduard Bendemann. Im J. 1845 erhielt er das akademische Reisestipendium, mit dessen Hülfe er nach Italien reiste, wo er bis zum Jahre 1848 blieb. Nach seiner Rückkehr nach Dresden verheirathete er sich bald und versuchte sich als selbständiger Maler festzusetzen. Größere Erfolge waren ihm nicht beschieden. Immerhin erwarb die kgl. Galerie in Dresden mit den Mitteln der Lindenaustiftung im J. 1851 seine „Judenverfolgung in Speier", die 1905 dem Kunstverein zu Plauen i. V. zur Aufbewahrung überlassen worden ist, während seine „Schweizer Abgesandten vor Kaiser Albrecht I.", eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1842, durch Vermächtniß 1862 an das Städtische Museum in Leipzig fiel. 1863 erhielt er den Auftrag, auf Rechnung des Fonds für öffentliche Kunstzwecke ein Altargemälde, die Auferstehung Christi darstellend, für die Kirche zu Eppendorf bei Oederan in Sachsen zu malen, das er 1865 vollendete. Auch die Kirche zu Dittelsdorf bei Zittau besitzt ein vom sächsischen Kunstverein gestiftetes Wandgemälde von seiner Hand. Familiensorgen, die auch durch seine 1857 erfolgte Ernennung zum Professor an der Dresdner Akademie nicht hinreichend behoben wurden, nöthigten ihn, sich einen sicheren Broterwerb zu suchen. Er wußte aus der Noth eine Tugend zu machen. Seine Kreidezeichnungen, die er für die Firma Brockmann in Dresden zum Zweck photographischer Vervielfältigung lieferte, erfreuten sich wegen ihrer Correctheit und harmonischen Durchführung des größten Ansehens bei seinen Zeitgenossen und wurden auch von dem Auftraggeber anständig honorirt. Die meisten davon führte er in Originalgröße aus. Sogar die Dresdner „Sixtina" hat er in voller Größe nachgezeichnet. Trotz dieser lohnenden Erfolge und der Anerkennung seiner Dresdner Collegen fühlte er sich als Künstler bedrückt. Dazu kamen in seinen letzten Lebensjahren körperliche Leiden, Nervenabspannung und Schwäche. Er suchte Erholung im Süden, kehrte aber, nur kränker geworden, zurück. So war der am 10. März 1874 eintretende Tod für ihn nur eine Erlösung. Bei seinem Begräbniß am 13. März feierte man ihn als einen Menschen und Künstler, der den Namen eines Ehrenmannes vollauf verdient hätte.

6. Beilage zu Nr. 74 des Dresdener Anzeigers vom 15. März 1874, S. 27, 28. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, IX. Jahrgang, Leipzig 1874, Sp. 388, 389. — Friedr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrh., 2. Bd., Dresden 1898, S. 683. — Karl Woermann, Katalog der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 7. Aufl., Dresden 1908, S. 720.
H. A. Lier.

Schwarz**): Berthold Sch. — Dieser Berthold Schwarz oder der „schwarze Berthold", der immer noch als Erfinder des Schießpulvers in der Litteratur vorkommt, hat im J. 1853 ein Standbild in Freiburg i. B. erhalten und wurde von Hansjakob (Der schwarze Berthold, Freiburg 1891) neuerdings wieder zu retten versucht. Da man unter den vielen deutschen Erfindern diesen Mönch noch lange nennen wird, so mag das wenige Bekannte hier zur Vermeidung weiterer Irrthümer über seine Person zusammengestellt werden.

---

*) Zu Bd. LIV, S. 268.
**) Zu Bd. LIV, S. 278.

Das Handbuch der Büchsenmeister war eine von einem Unbekannten um 1410 oder kurz hernach verfaßte Schrift, die, ohne Titelüberschrift beginnend, als „Fürwerkbuch“ bezeichnet wird. Was der Feuerwerker wissen muß, wird in zwölf Fragen abgehandelt. Die davon noch vorhandenen Handschriften sind zahlreich. Zu den ältesten Exemplaren dürfte die Handschrift Nr. 1481a des Germanischen Museums in Nürnberg zählen. Dort heißt es auf Blatt 33r:

„Dise kunst hat ein Maister gefunden. Der hieß maister perchtold vnd ist gebesen ain maister in artibus vnd ist gebesen ein meister vnd ist auch mit großer alchymy vmbgegangen sunder als di selben maister mitt großen kunstleichen hoffleichen sachen vmbgeen mit silber mit gold nitt [lies: mit] den siben metallen also das die selben maister gold vnd silber von den andern geschmeyden geschaident kunnent vnd von kostlichen varben so sie machent // Also woltt der selb maister perchtold ein gold varb brennen zw [lies: zu] derselben varb gehörtt salpeter sbeuel bley vnd Oell vnd weiln er die stukch in Einen dickchen kupfferen haffen prachtt / vnd er den hafen woll vermachtt als man auch tun muß / In vber das fewr tett / vnd so er begundt erbarmen / so zerbrach der hafen albeg zu gar klainen stückchlein ....“

Also ein Magister der freien Künste, Namens Berthold, der Alchemie trieb, fand eine explosible Salpetermischung und that sie in einen kupfernen Mörser, der zersprang. Zeit und Ort werden nicht genannt. Man scheint damals — meines Wissens bin ich der erste, der darauf hinwies — von diesem Meister Berthold noch eine hinterlassene Schrift gekannt zu haben, denn es heißt in einem Manuscript der Berliner kgl. Bibliothek (anhängend an Incunabel 10177a) auf Blatt 5v:

„Es schribet maister berchtold
Das salpeter sy mit gewalt ...“

Daß er lange daran probirt hat, sagt eine Handschrift von etwa 1435 (Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien, alte Signatur: „cod. 52“, neue Signatur „cod. 5135“; Blatt 4v). Nachdem der Vorgang, wie bekannt, geschildert, heißt es:

„Daraus wolt er eysnen chugel schießen
Zu dem zweg nam er saliter vnd swebl vil
Er west nicht recht des endes zil
also pessert er die chunst von tag zu tag
mit der mensur vnd mit der wag ...“

Noch aus vielen Handschriften könnte man Stellen anführen, die die Bereitung der Goldfarbe, daraus die Entdeckung der Explosionskraft der salpeterhaltigen Mischung und im weiteren die Erfindung der Büchsenkunst durch den Alchemisten „Meister Bertholdׅ“ erzählen, doch nirgends etwas Genaueres, nichts von seiner Heimath, seiner Stadt, kein Wort, daß er im Orden gewesen, am wenigsten, wann er gelebt.

Hier setzt eine Handschrift des Berliner Zeughauses ein (cod. 4). Nach einer Notiz auf der zweiten Seite scheint sie auf ein 1444 verfaßtes Vorbild zurückzugehen. Nach der Schlußschrift auf dem 49. Blatt ist ihr Verfasser „Frantz Helm vonn Kolnn am Rrinn Schlosser puchsenmaister vnnd feur werckher“ ... Von Helm kennen wir noch andere Werke, besonders ein interessantes Buch über Lustfeuerwerkerei. Helm schrieb um 1527 bis 1535 in Landshut. Seine Berliner Zeughaushandschrift beginnt: „Item hir ist zu wissen wer dz puluer vnd dz geschitz erdacht vnd erfunden hat, der ist gewessen ain Bernhardinerminch mit namen Bartoldus nigersten“, nun folgt der Gold-

farbversuch: „Da man zelt 1380 Jar.“ In der 17. Zeile heißt es dann: „. . . Der bartoldus nigger ist vonn wegen der kunst die er erfunden vnd erdacht hat gerichtet worden vom leben zum todt Im 1388. Jar.“

Wir können also den Meister Berthold, den am Anfang des 15. Jahrhunderts so viele Pulvermacher kennen, schwerlich wegleugnen. Da frühere Datirungen (1250, 1313, 1353, 1354) sich als fasch erwiesen haben, schlage ich vor, wir halten uns vorerst an die Worte jener Fachleute, der Büchsenmacher und Pulvermacher, also auch an Helm. Dann bekämen wir einen Alchemisten Berthold, genannt der schwarze, vom Orden des hl. Bernhard, der um 1380 ein wirksames Schießpulver entdeckte und über seine Entdeckung und deren Verwendung zum Büchsenwerk eine Schrift abfaßte, den endlich aber das Schicksal so manches gelehrten Ordensbruders, die Todesstrafe wegen Zauberei, ereilte. Berthold war eben, wie Watt nach Papin für die Dampfmaschine, Liebig nach Pettenkofer für den Fleischextract, Mége-Mourriez nach Anderen für die Kunstbutter, der Reformator, der Mann der Verwirklichung in brauchbarer Form. Der Ausgleich, den ich hier schaffe, ist doch wohl annehmbarer, wie all die Versuche ohne Beweise, den Meister vor die ersten Daten von Geschützen zu schieben.

Nun zu meiner Annahme einer Wiedererfindung auch noch ein Pergament, beschrieben und beprägt. In einer Berliner Handschrift von 1540 fand ich die merkwürdige Stelle zuerst, dann zeigte sich, daß sie in dem Frankfurter „rust vnd fuerwerck-buych“ von 1490 wörtlich so steht (Blatt 23): „. . . de konst hait fonden eyn meister gnt [lies: genannt] nyger bertoldus vnd ist gewest eyn nygramaticus . . .“, nun wird erzählt, wie er ein „golt fuer brennen wollte“, die Explosion erlebte und Büchsen machte, „vnd so ist de kunst nüsint ganz ernuwett gesucht vnd fonden worden“. Also „neu“ ist die Kunst, ist „ganz erneut gesucht und gefunden worden“, und sie hat gefunden Meister Berthold der Schwarze.

Als Quellen benutzte ich die verschiedenen Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts und habe das gesammte Material veröffentlicht in: Zeitschrift für historische Waffenkunde, 1906, S. 65—69, 113—118.

F. M. Feldhaus.

Simon: Jordan S. (Ergänzung zu Bd. XXXIV, S. 377), geboren am 5. November 1710 zu Neustadt a. d. Saale im Würzburgischen, † am 2. August 1776. Nachdem er als Novize in das Kloster der Augustiner Chorherren in Münnerstadt eingetreten war, kam er 1737 in das Kloster derselben Genossenschaft zu Mainz, wo er sechs Jahre lang der Theologie und Philosophie oblag. Nach Empfang der Priesterweihe (1742) wirkte er als Lehrer der Philosophie im Augustinerkloster zu Constanz. Ohne Erlaubniß seiner Oberen und mittellos unternahm er dann abenteuerliche Wanderungen, die ihn drei Jahre lang durch Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, Norddeutschland, angeblich sogar durch einen Theil von Rußland führten. Hierauf wurde er Prediger in Erfurt, auch Doctor und Professor der Theologie und Philosophie an der Universität daselbst. Beim Kurfürsten von Mainz in Ungnade gefallen, mußte er nach Würzburg wandern, von wo er aber nach des Kurfürsten Tode als Professor des kanonischen Rechts nach Erfurt zurückberufen wurde. Verschiedene Betrügereien sollen ihm eine Criminaluntersuchung auf den Hals gezogen, der drohenden Untersuchung soll er sich durch die Flucht entzogen haben. Einige Zeit lebte er wieder in Münnerstadt, bis er auch diesen Zufluchtsort verlassen mußte. 1771 ging er nach Rom, wo man ihn jedoch nicht lange duldete, dann über Böhmen nach Wien. Dort, wohin der

schlimme Ruf seines Vorlebens nicht gedrungen zu sein scheint, verdankte er seinem Geist und Wissen einflußreiche Gönner und deren Fürsprache die Ernennung zum Professor der Polemik an der Universität Prag. Seine letzten Lebensjahre verliefen dort ungestört und brachten ihm neue Ehren und Würden — er wurde Assessor des erzbischöflichen Consistoriums, königlicher Rath, päpstlicher Protonotar und Haustheolog des Cardinals Valenti. Als er starb, waren wenigstens innerhalb seines Ordens seine früheren Verirrungen, wie es scheint, gänzlich vergessen; hier feierte man ihn ohne Rückhalt als Mann von seltener Gelehrsamkeit, als glücklichen Dichter, hervorragenden Historiker, beredten Prediger, feinsinnigen Philosophen und Theologen. Ob etwa die gegen ihn laut gewordenen Beschuldigungen nur von Gegnern rührten, die er sich durch gewisse freisinnige Anschauungen auf den Hals gezogen hatte, läßt sich nach dem jetzigen Stande unseres Wissens nicht entscheiden. Jedenfalls aber wird man in der Vertretung dieser aufgeklärten Ansichten, nämlich in seiner einsichtigen und freimüthigen Bekämpfung des Hexenwahns die verdienstlichste Seite seines Wirkens zu suchen haben.

Unter dem Pseudonym Ardoino Ubbidiente dell' Osa hat S. des Veronesers Maffei Schriften gegen den Glauben an die Thatsächlichkeit der Zauberei und Hexerei in einem Buche, das 1761 unter dem Titel „Das große Welt betrügende Nichts“ und 1766 in zweiter Auflage als „Die Nichtigkeit der Hexerey und Zauberey“ in Frankfurt und Leipzig erschien, übersetzt und bearbeitet. Unsere aufgeklärten Zeiten, in welchen die Wissenschaften den höchsten Gipfel zu erreichen suchen, sagt er in der Vorrede, dulden keine Vorurtheile mehr. Alle Beweisgründe, die der unsterbliche Maffei in zwei Schriften über diese Gegenstände niedergelegt, habe er ausgezogen „und den seinigen beigefügt“, durch welches Bekenntniß er dem Brunnen, aus dem er getrunken, sein Recht und die schuldige Ehre gebe. Man darf wohl annehmen, daß sich S. wie einst Spee durch seine aufgeklärten Ansichten in Widerspruch mit dem in seinem Orden herrschenden Geiste setzte und aus diesem Grunde nicht mit offenem Visier zu kämpfen wagte. Simon's Buch wurde eine der Hauptquellen für die Rede gegen den Hexenwahn, durch welche der Theatiner Sterzinger 1766 in der Münchener Akademie so großes Aufsehen erregte und an welche sich die Litteratur des sogenannten „bayerischen Hexenkriegs“ anknüpft. Unter deren zahlreichen Schriften ist eine der gehaltvollsten die „Anpreisung der allergnädigsten Landesverordnung J. K. u. K. Majestät, wie es mit dem Hexenproceß zu halten sei“ (Mandat der Kaiserin Maria Theresia), München 1767. Der ungenannte Verfasser gehört zu den ersten, die den Ursprung des Greuels erkannten oder doch aufzudecken den Muth hatten. „Man gab gewissen, hiezu bevollmächtigten Geistlichen die Gewalt, die vermeinten Hexenprocesse zu führen, weil die Hexerei als Ketzerei angesehen wurde. Und diese geistlichen Männer hatten die weltlichen Gerichte als untergeordnet in Händen. Das übrige wirkte die Grausamkeit der Folter.“ In einem Exemplar der gesammelten Schriften dieses bayerischen Hexenkriegs in der Münchener Staatsbibliothek hat ein Zeitgenosse, wohl Akademiker, auf den Titelblättern der meist anonymen Schriften die Verfasser bezeichnet und die „Anpreisung“ dem P. Jordan Simon zugewiesen. Damit stimmt die handschriftliche Bemerkung eines Exemplars in der Darmstädter Hofbibliothek überein. Simon's Leben bleibt in manchen Punkten, sein Charakter durchaus unklar. Sicher aber war er ein begabter, vielseitiger Kopf und ein freimüthiger Kämpe für die Aufklärung.

Ossinger, Bibliotheca Augustiniana (1776), p. 856; hier auch Verzeichnisse von Simon's theologischen und philosophischen Schriften, darunter deutsche

Briefe gegen den Indifferentismus und Materialismus der Zeit. — Clemens Alois v. Baader, Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller I, 2, 241 flg. (auch hier Schriftenverzeichniß und ältere Litteratur über Simon). — Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse II, 290. — Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern (1896), S. 301 flg., 309 flg.

S. Riezler.

Spangenberg *): Gustav Adolf Sp., geboren am 1. Februar 1828 als Sohn eines Arztes zu Hamburg, † zu Berlin am 19. November 1891, war ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Historien- und Genremaler. Von seiner Kindheit hatte er vier Jahre in Italien verlebt und kam erst als neunjähriger Knabe nach Hamburg zurück, wo er in eine in der Nähe von Hamburg gelegene Pension gegeben wurde. Schon mit 16 Jahren genoß er als fleißiger Schüler den Zeichenunterricht Hermann Kauffmann's in Hamburg und ging dann 1845 auf die Gewerbe- und Zeichenschule nach Hanau, wo er unter Th. Pelissier bis zum Jahre 1847 sich weiter bildete. In diesem Jahre erkrankte er schwer und, sich nur langsam erholend, war er gezwungen, sich fast volle zwei Jahre jedes künstlerischen Schaffens zu enthalten. Von 1849–1851 war Sp. in Antwerpen, in der Absicht, seine Studien auf der dortigen Akademie zu vollenden. Der trockene akademische Unterricht sagte jedoch dem strebenden jungen Künstlergeiste nicht zu, und er suchte sich durch Selbststudien vorwärts zu bringen. In Antwerpen wurde er näher mit der französischen zeitgenössischen Malerei vertraut, die ihn ihrer farbigen Erscheinung wegen sehr anzog, und im J. 1851 siedelte Sp. nach Paris über, um daselbst, mit Unterbrechung kürzerer Reisen nach Südfrankreich, England und den Niederlanden, bis zum Jahre 1857 zu verbleiben. Der Pariser Aufenthalt war für Sp. seine fruchtbarste Zeit, in der er ungehemmt die verschiedenartigsten Eindrücke in sich aufnehmen und verarbeiten konnte. Er lebte in einem Kreise gleichgesinnter und demselben Ziele zugewandter Genossen, unter denen sein ebendaselbst die Malerei studirender Bruder, ferner Rud. Henneberg (1836 bis 1876) und Wilh. Lindenschmit (1829—1895) genannt seien. Sp. copirte viel im Louvre und war einige Monate lang Meisterschüler Thomas Couture's (1815—1879), der damals auf der Höhe seines Ruhmes und nach Verdrängung Delaroche's an der Spitze der Historienmaler stand. In den Arbeiten Couture's war zuerst die Reaction gegen die asphaltbraune Malart der älteren Delacroix-Schule zum Ausdruck gekommen. Die Helligkeit seiner nackten Gestalten, die lichte Farbenstimmung seiner Gemälde muß den damaligen jungen Künstlern wie eine Offenbarung vorgekommen sein, und Sp. nahm eifrig das Neue, das ihm durch Couture vermittelt wurde, auf. Der Künstler folgte aber in Paris auch dem romantischen Zuge seiner Zeit. Hatte Couture mehr im scheinbaren Stile der Antike geschaffen, so war Spangenberg's anderer Lehrer in Paris, der Bildhauer Triqueti (1802—1874), dessen Atelier er ein Jahr lang besuchte, ein Vertreter der mittelalterlichen Richtung, der Schöpfer von Figuren von z. Th. übertrieben romantischer Zartheit. Jedenfalls stellt es aber dem bewußten Schaffensdrange Spangenberg's das beste Zeugniß aus, daß er außer bei einem Maler in Paris auch im Atelier eines Bildhauers arbeitete. Er hielt sich so von der Verweichlichung der Formen fern und wurde durch seine bildhauerische Thätigkeit immer von neuem auf die Plastik und Körperlichkeit seiner Gestaltungen hingewiesen. Materiell unabhängig konnte er frei seinen Neigungen gemäß schaffen; künstlerisch blieb er selbständig und auch in Paris ein echter Deutscher, in sich gefestigt und von dem Kampfe der Strömungen unbeirrt sein Ziel

*) Zu Bd. LIV, S. 408.

verfolgend. Mit Vorliebe vertiefte er sich in das Studium der Werke der mittelalterlichen deutschen Kunst, insbesondere Dürer's und Holbein's. Durch die Romantik war das Mittelalter mit allen seinen Culturäußerungen zu neuem Ansehen gelangt, und Sp. hatte wohl bald erkannt, daß in Dürer und Holbein dessen getreueste, echteste und vornehmste Vertreter zu finden seien. Dieser deutsche mittelalterliche Geist, der den Werken Dürer's und Holbein's entströmte, hat Sp. bei allen seinen späteren Arbeiten beherrscht, seine Gestaltungen auf das stärkste beeinflußt, nur daß sie von der Helligkeit Couture'scher Kunst umflossen waren. Besonders vertieft hatte er sich in das Studium des Reformationszeitalters, dessen charaktervolle Persönlichkeiten ihm mancherlei Motive zu seinen Bildern lieferten, welch letztere er aber auch mit bedeutsamem Gedankeninhalt zu füllen eifrigst bestrebt war. Von Paris aus ging Sp. ein Jahr lang, Sommer 1857 bis Herbst 1858, nach Italien, das er dann nochmals, nachdem er sich 1858 dauernd in Berlin niedergelassen hatte, 1876/77 mit seiner Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebte, besuchte, nicht des Studiums wegen, sondern um seinen angestrengten Körper und Geist zu erfrischen. In Berlin wurde Sp. 1869 Akademieprofessor, er war ferner Mitglied der Akademien von Wien und Hanau, besaß die Medaille der histor. Ak. von Köln (1861), die kleine (1868) wie die große goldene Medaille (1876) von Berlin und die Kunstmedaille der Wiener Weltausstellung (1873). In den Jahren 1883 bis 1888 führte er Wandbilder im Treppenhause des Universitätsgebäudes zu Halle a. d. Saale aus, die aus dem Staatsfond für Kunstzwecke gestiftet waren und aus 20 Darstellungen in Beziehung auf die vier Facultäten bestanden. Die philosophische Facultät der Universität Halle verlieh ihm darauf die Würde eines Ehrendoctors.

Sp. führte ein selbstzufriedenes, stilles Leben und griff auch in seinen reiferen Jahren niemals in das Treiben und den Streit der Künstler ein. Sein Atelier war allen, mit Ausnahme seiner allernächsten Freunde, von denen er auch einige porträtirt hat, verschlossen. Diese Bildnisse waren jedoch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. In seiner Kunst lassen sich eine historische, eine symbolische und eine biblische Richtung unterscheiden. Seine schwärmerisch veranlagte, phantastisch reiche Natur suchte mit seinen Werken die Gestalten der Bibel und des Mittelalters durch die Allgemeinverständlichkeit ihrer Handlungen und Bewegungen den Mitmenschen nahe zu führen; dabei war Sp. bemüht, die Wirklichkeit sowohl durch das Colorit seiner Bilder, als auch in der ganzen Gestaltungsart gleichsam dichterisch verklärend aus der menschlichen Sphäre herauszurücken. Seine Historienbilder, die durch die Werke Dürer's und Holbein's vorbildlich befruchtet sind, zeichnen sich durch strenge Zeichnung und fleißige Durchbildung der Einzelheiten aus. Eines seiner Erstlingswerke „Der Rattenfänger von Hameln“ wurde 1860 mit begeistertem Beifall begrüßt, ebenso wie die nach Goethe entworfene „Walpurgisnacht“ 1862. Als sein bekanntestes Hauptwerk ist der 1876 vollendete „Zug des Todes“ zu bezeichnen. Der Tod als Gerippe im Gewande eines Meßners mit der Glocke einherschreitend, ihm folgend in unabsehbarem Zuge Vertreter aller Stände vom Papst und König bis zum Bauer und Landsknecht und aller Altersstufen, von den geistig verklärt blickenden Kindern, die vorausschreiten, bis zum Greis, der mühsam folgt. Die ergreifend schwermüthige Stimmung, die über dieses Bild gebreitet ist, hatte wohl mit seine Begründung der Entstehung in dem schweren Schicksalsschlage, der den Meister kurze Zeit vorher betroffen hatte. In den Kindern, die dem Glöckchen des Todes folgen, setzte er seinen eigenen Kindern ein Denkmal, die ihm damals schnell nach=

einander durch eine tückische Krankheit entrissen worden waren. Von seinen Werken giebt v. Boetticher nachstehende an:

I. Oelbilder: 1. Amsterdamer Waisenmädchen. Bez. G. S. p. Anvers 1851. Bes. Kunsthalle Hamburg. 2. Schulkinder, die Schule verlassend. 3. Von Hirten gefangener Faun. 1855 gemalt. 4. Eseltreibers Siesta. 1855 in Paris gemalt. Bes. Kunsthalle Hamburg. 5. Wallfahrt. 1857 in Paris gemalt. 6. Selbstbildniß des Künstlers. Brustbild 1860. 7. Der Rattenfänger von Hameln. 1860 gemalt. 8. Der Johannisabend in Köln. Die Bewohner werfen Blumen in den Strom, dessen Wellen alles zukünftige Unheil mit sich fortnehmen sollen. 1860 gemalt im Auftrage der Verbind. f. histor. Kunst. Bez. Gustav Spgnbg. Berlin 1861. Bes. Schles. Museum Breslau. 9. Die Walpurgisnacht. Gem. 1863. Bez. G. Spangenberg 1862. Bes. Kunsthalle Hamburg. 10. In der Dämmerung. Zwerge haben sich an die Wiege eines Kindes geschlichen, dieses betrachtend, während die dabeisitzende Mutter eingeschlummert ist. Bez. 1864. G. Spangenberg. 11. Perchta und die Heimchen. Nach einer altdeutschen Sage aus dem Saalthal. 12. Der Förster und seine Töchter. Bez. G. Spangenberg 1865. Bes. S. Majestät der Kaiser. Unter dem Namen „Im Försterhause". Abb. Illustr. Ztg. 1866. 13. Luther im Kreise seiner Familie. Bez. G. Spangenberg 1866 Berlin. Bes. Städt. Museum, Leipzig. Abb. Ztschr. f. bild. Kunst 1877. 14., 15. Die Mutter an der Wiege; Frühlingstag. 1868. 16. Luther als Junker Georg im Schwarzen Bären zu Jena mit den beiden Schweizer Studenten und zwei Kaufleuten. 1868. 17., 18. Dornröschen im Thurm; Ein Kind im Grase. 1869. 19. Die Bibelübersetzung. Luther mit seinen Freunden Justus Jonas, Bugenhagen, Melanchthon, Rörer und Mathesius, sowie einem alten Rabbiner bei der Uebersetzung des alten Testaments. 1870 gemalt. Bes. Nationalgalerie Berlin. 20. Hans Sachs, seine Dichtungen vorlesend. Bez. G. Spangenberg 1871. Bes. Nationalgalerie Berlin. 21. Luther im Hause der Frau Cotta, zum Mittagsmahle aufgefordert. Bez. G. Spangenberg 1872. Abb. Meisterwerke XII. 22. Luthers Einzug in Worms. Gem. 1873 i. Auftrage der Verbindung f. histor. Kunst. Bez. G. Spangenberg 1873. Bes. Stadtmuseum Königsberg. 23. Zigeunerfamilie im Walde. Bez. 1874. 24., 25. Das Märchen von der Königstochter und dem Riesen, in zwei Bildern. Gem. 1874. 26—28. Rüdesheimer, Liebfrauenmilch, Burgunder (24—28 zum Cyclus eines Wandschmucks im Hause des Künstlers). 29. Der Zug des Todes. Bez. Gustav Spangenberg 1876. Bes. Nationalgalerie Berlin. Abb. Gartenlaube 1879, Daheim 1892. 30. Klosterschüler. 1876. 31. Am Scheidewege. Ein Landmädchen zwischen den allegorischen Gestalten des Lasters, als einer reichgekleideten und geschmückten und der Tugend als einer ärmlich gekleideten Frauengestalt mit der Spindel. 1878—80 gemalt. Abb. Daheim 1880. 32. Am Scheidewege. Kleinere veränderte Wiederholung des Bildes. 1878. 33. Irrlicht. Ein Jäger durch pfadloses hohes Schilf einer von Licht umstrahlten, schwebenden Frauengestalt nacheilend. 1879—80 gemalt. 34. Oelgrisaille: Luthers Verlobung. 1879. 35. Die Frauen am Grabe des Heilands. 1880. Abb. Daheim 1882. 36. Der Hausgeist. Der Geist von einer Magd mit Wein bedient. Bez. G. Spangenberg 1880. Abb. Daheim 1882. 37. Kinderporträt, die Tochter des Künstlers. Kniestück. 38. Legationsrath von Lancizolle. Brustbild. 39. Weibl. Brustbild. Gertrud von Lancizolle verm. Pensuti. 40. Sinnendes Mädchen. Ausgeführte Studie. 41. Mutterglück. 1891. 42. Domine quo vadis? Christus dem geflohenen Petrus vor den Thoren Roms erscheinend. 1891 gemalt. 43. Der Tod und die Braut. 44. Wiedersehen! Landung der Seelen am Gestade des Jenseits, nach einer

Stelle in Dante's Purgatorio. Letztes, unvollendetes Bild. Geschenk der Wittwe an die Nationalgalerie Berlin.

II. Wandbilder im Treppenhaus des Universitätsgebäudes zu Halle a. d. Saale. Ausgeführt 1883—1888. Der allegorischen Darstellung jeder Facultät schließen sich je zwei auf diese bezügliche Compositionen und als Eckbilder die Gestalten berühmter Gelehrter an. 1. Theologie mit Paulus in Athen und Johannes dem Täufer, als Eckbilder: Luther und Melanchthon. 2. Philosophie mit Sokrates und Aristoteles im Kreise ihrer Schüler, als Eckbilder: Christian Wolff und Friedrich August Wolf. 3. Jurisprudentia mit der Historie der Susanna und dem Urtheil Salomo's, als Eckbilder: Böhmert und Thomasius. 4. Medicina mit Petri Heilung des Lahmen und der Heilung des blinden Tobias, als Eckbilder: Krukenberg und Reil. Die Entwürfe hierzu, 4 Cartons und 29 Zeichnungen in Aquarell, Röthel, Kohle und Kreide, waren auf der Spangenberg-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie im März 1892 zu sehen.

Von Sp. existiren ferner noch eine große Zahl Entwürfe, Studien und Zeichnungen, u. a. zwölf sehr interessante Bleistiftzeichnungen, Entwürfe zur Illustrirung von Grimm's Märchen. Sp. stellte als Unterrichtswerk unter der Bezeichnung „Die Mädchenschule" 13 Blätter figürliche und landschaftliche Studien in Kreide und Blei her, die im. J. 1892 für die Berliner Nationalgalerie angekauft wurden.

Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Beitrag zur Kunstgeschichte von Frdr. v. Bötticher, II. Bd., 2. Hälfte (S—Z). Dresden 1901. — G. Spangenberg von Dr. Oskar Doering in „Daheim", XXVIII. Jahrg. 1892, S. 234 f. — Die Berliner Nationalgalerie von Adolf Rosenberg in „Gartenlaube" 1879, Nr. 15. — Müller-Singer Künstlerlexikon, Artikel Spangenberg.

R. Bruck.

Staub *): Fritz St., der Begründer des Wörterbuches der deutschen Mundarten der Schweiz, wurde am 30. März 1826 zu Männedorf am Zürichsee als Sohn eines Fabrikanten geboren. Nach dem vorzeitigen Hinschied seines Vaters von einer tüchtigen und energischen Mutter erzogen, trat er 1839, vorgebildet in einer Privatschule und der Secundarschule seines Heimathortes, ans kantonale Gymnasium in Zürich über. Einer der ersten Schüler seiner Classe, bewies er schon früh seine Vorliebe für sprachliche Fächer, namentlich auch für das Deutsche, angeregt u. a. durch A. Schott, den Erforscher des Deutschthums im Piemont (am Monte Rosa) und L. Ettmüller, den bekannten Germanisten. Dies zeigte sich auch, als er 1845 an die heimathliche Universität übertrat: wenn auch bei der theologischen Facultät eingeschrieben, hörte er von den Theologen doch fast nur F. H. Hitzig, den bekannten Exegeten des alten Testamentes und Orientalisten, und A. Schweizer, deren philologisch und philosophisch gerichtete Vorlesungen seinen Hauptinteressen entgegenkamen; das Schwergewicht legte er auf altphilologische und germanistische Studien unter H. Sauppe, J. C. v. Orelli, H. Schweizer, J. Frei, S. Vögelin, denen historische bei Mittler und Hottinger, philosophische bei Bobrik zur Seite gingen. In seinem vierten und letzten Züricher Semester trat St. auch äußerlich an die philosophische Facultät über, um sich darauf zum Abschluß seiner Studien nach Bonn zu begeben. Doch war dort seines Bleibens weniger lang, als er gehofft hatte. Bevor er sein Ziel erreichen konnte, wurde ihm von seiner Mutter nahe gelegt, in einem angesehenen Privatinstitute seiner engeren Heimath eine Lehrstelle zu übernehmen, die frei geworden war. Nicht lange nachher

---

*) Zu Bd. LIV, S. 448.

rückte St. zum Leiter der Anstalt vor; in der Verwaltung von seiner Mutter unterstützt, brachte er das ehemalige Billeter'sche Institut zum „Felsenhof“ zu hoher Blüthe. Doch ließ ihn der äußere Erfolg den Mangel an Kraft und Zeit für wissenschaftliche Studien nicht verschmerzen; und als er 1853 nach kaum einjähriger Ehe seine Gattin verlor, hielt er es nur noch wenige Jahre in Männedorf aus: im Herbst 1858 übergab er das Institut seinen bisherigen Mitarbeitern, um fortan ganz der Wissenschaft leben zu können. Bevor er sich jedoch für Zeit seines Lebens an Schreibtisch und Studirstube fesselte, weitete er seinen Blick durch einen längern Aufenthalt in England (1859). Nach Zürich zurückgekehrt, begann er der neuern germanistischen Forschung näher zu treten, wobei er immer deutlicher den Werth der Volkssprache und die Pflicht der Sammlung der schweizerdeutschen Mundarten erkannte. Damit hatte er die große Lebensaufgabe gefunden, in welcher er fortan völlig aufging. Ihr kamen wenigstens mittelbar auch seine späteren Stellungen an der Züricher Stadtbibliothek zu gute; seit 1871 als zweiter, dann (1880) als erster Unterbibliothekar beschäftigt, wurde er 1885 zur Mitleitung der Bibliothek berufen, doch nur, um bald darauf einen längern Urlaub zu nehmen und 1887 völlig auszuscheiden, bestimmt durch ein zunehmendes Augenleiden. St. war dem öffentlichen Auftreten abgeneigt und hat öffentliche Stellungen nicht gesucht, wenn er auch in allen öffentlichen Fragen warmen und bei seiner conservativen Richtung oft schmerzlichen Antheil nahm. Doch entzog er sich nicht gemeinnützigem Wirken: so finden wir ihn 1861—1869 als eifriges Mitglied der Aufsichtscommission für seine alte Schule, das kantonale Gymnasium, und von der Gründung bis in den Anfang der neunziger Jahre gehörte er der Commission für das Pestalozzistübchen an. — Als ein unscheinbarer, bescheidener Gelehrter ist St. durchs Leben gegangen; als er starb, verlor seine Familie einen treu besorgten Gatten und Vater — er hatte sich 1863 wieder verheirathet —, verloren die ihm Nahestehenden einen treuen Freund, verloren viele Nothleidende einen edlen Helfer, verlor die schweizerische Eidgenossenschaft einen ihrer besten und treuesten Söhne, verlor das schweizerische Idiotikon seinen Begründer und Chefredactor. Staub's Leben und die Geschichte des schweizerischen Idiotikons fallen auf weite Strecken zusammen. Staub's wissenschaftliche Thätigkeit liegt im schweizerischen Idiotikon begonnen und vollendet.

Wann St. zuerst den Gedanken gefaßt hat, der Sprache seiner Heimath ein Denkmal zu setzen, läßt sich nicht mehr feststellen. Er hat freilich schon als Secundarschüler begonnen, ein Specialidiotikon seines Heimathdorfes anzulegen, wohl angeregt durch den Unterricht seines vortrefflichen Lehrers J. J. Bär, dem er zeitlebens dankbar geblieben ist. Und als 1846 an der Universität Zürich B. Hirzel — der genial veranlagte Orientalist und Pionier der vergleichenden Sprachforschung in ihm ist weniger bekannt als der pfarrherrliche Bauernführer im „Straußenputsch“ des Jahres 1839 — eine Vorlesung über die Grammatik der Züricher Mundart ankündigte, war St. einer der vier Studirenden, welche sich die damals neue und noch lange seltene Gelegenheit nicht entgehen ließen, eine Vorlesung über eine lebende Mundart zu hören. Können wir daraus sehen, daß die Neigung der Knabenjahre St. auch durch die Studentenzeit begleitet hat, so ist doch noch ein weiter Weg bis zur Erfassung eines bestimmten, so groß gedachten Zieles, noch ein weiterer bis zur Ausführung des fest ins Auge gefaßten Planes. Daß St. seinen Gedanken nicht nur faßte, sondern auch durchführte, ist das Große an seinem Lebenswerk; denn neu war er nicht. Als St. sich von seiner Lehrthätigkeit

zurückzog, waren es gerade etwas mehr als 100 Jahre, seit J. J. Bodmer sich mit dem Plane eines zürcherischen Idiotikons getragen hatte, von dem 1757 auch eine Probe ans Licht trat, während des Gymnasiarchen S. Schmid „Idioticon Bernense“ und Professor J. J. Spreng's „Idioticon Rauracum oder Baselisches Wörterbuch“ ungedruckt blieben. Und seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts gab es sogar eine umfassendere Sammlung des schweizerdeutschen Wortschatzes: 1806 und 1812 erschien in zwei Bänden der „Versuch eines schweizerischen Idiotikons' von F. J. Stalder, Pfarrer zu Escholzmatt im Luzerner Entlibuch. Zunächst auf der Sprache der engern Heimath des Verfassers aufgebaut, vermittelte das Werk doch auch reiches Material aus der übrigen Schweiz, das theilweise die gleichen Mitarbeiter beisteuerten, die Stalder bei der „schweizerischen Dialektologie“ (1819) unterstützten. Stalder hatte sogar eine zweite Bearbeitung seines Werkes fertiggestellt, die etwa um ein Viertel vermehrt war, von der jedoch infolge der Ungunst der Zeiten nur ein Probebogen gedruckt wurde. Das Manuscript wurde von Stalder durch eine letztwillige Verfügung der Bürgerbibliothek zu Luzern überwiesen, mit der Bestimmung, es einem spätern schweizerischen Sprachforscher, der in glücklichen Zeiten seine Arbeit wieder aufnehmen wolle, auszuhändigen. 1837 hatte Dr. Titus Tobler's „Appenzellischer Sprachschatz“ bewiesen, wie reich die Ernte auch auf einem kleinen Gebiete sein kann, wenn sie den richtigen Schnitter findet. Tobler's Werk konnte zugleich zeigen, wie lückenhaft Stalder's Sammlung nothwendig sein mußte. 1845 erließ die antiquarische Gesellschaft zu Zürich, einer von außen an sie ergangenen Aufforderung folgend, einen Aufruf zur Sammlung der schweizerdeutschen Sprache der Gegenwart und Vergangenheit, der von F. Keller, dem vielfach verdienten Präsidenten, und von L. Ettmüller unterzeichnet war, zu einem sichtlichen Erfolge jedoch nicht führte. Der Sprachschatz eines Nachbarlandes lag schon Jahrzehnte mustergültig bearbeitet vor, in Schmeller's Bayrischem Idiotikon, in der deutschen Schweiz war der Weg noch offen für einen Mann, der ihn mit gleicher Vorbereitung und Energie beschreiten wollte. Er fand sich in St.

Schon am 15. Februar 1862 trat er vor die antiquarische Gesellschaft mit einem Vortrage über „Werth und Bedeutung des Dialektes“, worin er, wie der Sitzungsbericht sagt, in ebenso feiner als witziger Weise das Verhältniß von Mundart und Schriftsprache auseinandersetzte und die eigenthümlichen Vorzüge der erstern durch treffend gewählte Beispiele beleuchtete. Der Vortrag hatte den gewünschten Erfolg; die Besprechung endigte mit der Wahl einer Commission, die „über Mittel und Wege zur Sammlung der in den schweizerdeutschen Dialecten enthaltenen sprachlichen Schätze berathen und von sich aus die zur Verwirklichung des Planes geeigneten Schritte thun sollte“. Schon im Juni des Jahres erweiterte sich dieser Ausschuß zu einem „Verein für das schweizerdeutsche Wörterbuch“, in dem von Anfang an die ganze deutsche Schweiz vertreten war. Noch im gleichen Jahre erging ans Schweizervolk ein von St. verfaßter „Aufruf betreffend Sammlung eines schweizerdeutschen Wörterbuchs“, diesmal mit vollem Erfolge. Binnen kurzem sammelte sich an der Centralstelle zu Zürich ein gewaltiges Material; es hatte nur des Zauberstabes bedurft, die verborgenen Schätze zu heben, die schon bereit lagen; aus allen Theilen des Landes kamen jetzt bereits angelegte größere und kleinere Sammlungen von Idiotismen zum Vorschein; von Luzern kam die ungedruckte zweite Bearbeitung Stalder's, neue Kräfte machten sich rüstig ans Werk: gegen 400 Mitarbeiter aller Stände und Berufe des Volkes stellten sich in den Dienst des Wörterbuches. Von Anfang an war St. die Seele des Unternehmens. Es galt, die eingehenden Beiträge zu ordnen und zu sichten, schon

Gedrucktes nach lexikalischen Gesichtspunkten auszuziehen; eine umfängliche Correspondenz mit den Mitarbeitern, die bald Anleitung bald Anerkennung und Ermunterung nöthig hatten, wollte bewältigt sein. Schon 1863 konnte St. in vier Nummern der schweizerischen Lehrerzeitung über das Unternehmen berichten; auf diese erste Aeußerung, die nur den wenigsten Mitarbeitern zu Gesicht kam, folgte langes Schweigen, während die Arbeiten rastlos weiter gingen. Schon begannen die Gönner des Idiotikons ungeduldig zu werden — „gerade von denjenigen wird der Probebogen am lautesten verlangt, welche selber noch keine Feder für das Idiotikon angesetzt haben" (das Brot p. III/IV): — da brachte das Jahr 1868 eine doppelte Kundgebung, die eine auf alle Gebildeten, die andre auf die Nächstbetheiligten berechnet.

Bei dem aus Zürich stammenden Verleger S. Hirzel in Leipzig erschien die Schrift: „Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Lese schweizerischer Gebäckenamen. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons". Ein Vortrag, den St. am 1. October 1866 in der antiquarischen Gesellschaft gehalten hatte, war hier zu einem Buche erweitert, das allen, die sehen wollten, zeigen konnte, ein wie gewaltiger Stoff im Laufe von sechs Jahren zusammengekommen war und in wie sachkundigen Händen die Bearbeitung lag. Den wohlverdienten Doctortitel honoris causa, den ihm die philosophische Facultät der Universität Zürich für seine Schrift verlieh, nahm freilich der bescheidene Verfasser nur nothgedrungen an, da er sich dessen nicht für würdig hielt. Im Herbst des Jahres erschien der „Rechenschaftsbericht des schweizerischen Idiotikons an die Mitarbeiter erstattet von der Central-Commission", 80 Druckseiten stark, eine Uebersicht über das bisher Geleistete und eine Rechtfertigung des scheinbar langsamen Fortgangs der Arbeit. In langer Reihe marschiren, nach Kantonen geordnet, die Mitarbeiter mit ihren Beiträgen auf; wir lesen jedoch nicht eine trockene Aufzählung, sondern eine fein ausgeführte, möglichst persönliche Charakteristik — geradezu ergreifend ist die biographische Skizze des Nidwaldner Caplans Matthys. So viel Arbeit geleistet war, der Bericht mußte doch auf manche Lücke hinweisen und erklären, daß von einem Abschluß der Sammlung und einer Veröffentlichung des Materials noch nicht die Rede sein könne. Einzelne Gegenden waren noch gar nicht oder ganz ungenügend vertreten; die neuere Volkslitteratur, die ohne genaue Controlle durch Kenner des jeweiligen Dialektes schwer richtig zu benutzen war, war noch kaum in Angriff genommen; die ältere Litteratur, deren Wichtigkeit St. in seiner Schrift über das Brot betont hatte, wagte er im Rechenschaftsbericht kaum schüchtern zu erwähnen. Erst 1874 wurde die ältere Sprache ausdrücklich ins Arbeitsprogramm aufgenommen, im Zusammenhang mit einer Neuorganisation des Unternehmens.

Es war Staub's Lieblingsidee gewesen, das Idiotikon als Privatunternehmen, ohne staatliche Hülfe, durchzuführen; mehr als zehn Jahre stand er selbst ohne jedes Entgelt, ja unter eignen Kosten, am Werke, aber nur höchst ungern verstand er sich dazu, finanzielle staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen. „Mit dem Entschlusse, uns um finanzielle staatliche Unterstützung zu bewerben, welcher durch die decidirte Ansicht und die energische Betreibung frisch in unsere Commission eingetretener Kräfte vollends zum Durchbruche gebracht wurde, ist die Angelegenheit des Idiotikons in eine neue Phase getreten. Wir haben nicht ohne ernstliches Widerstreben diesen Entschluß gefaßt und damit die Bahn absoluter Unabhängigkeit und Freiwilligkeit verlassen. Der schöne Traum, das Vaterland und seine Behörden eines Tages mit der Frucht vielseitiger Opferwilligkeit seiner Söhne überraschen zu können, hat vor der nüchternen Berechnung weichen müssen, daß mit der stolzen Verzicht-

leistung auf materielle Hülfe die Vollendung unseres Planes in unabsehbare Ferne gerückt, sein Genuß der jetzt lebenden Generation vorenthalten und das Gelingen und der Ausbau überhaupt vielen Störungen und Beeinträchtigungen bloß gestellt würde. Es läßt sich nicht verkennen, daß durch das Patronat des Staates das begonnene Werk den Zufälligkeiten mehr entzogen wird; der freien Thätigkeit bleibt auch jetzt noch Spielraum genug übrig und wir werden bis ans Ende an die Opferfreudigkeit unserer Mitbürger in der einen oder andern Richtung zu appelliren veranlaßt sein, so daß auch diese zweite Aera des Unternehmens ein fröhliches Zeugniß ablegen wird von der Leistungsfähigkeit der Republik" (Jahresbericht 1873/4 S. 3.). Für das Werk hatte das Entgegenkommen des Bundes und der Kantone sofort den Erfolg, daß der von Bern nach Zürich übergesiedelte Germanist L. Tobler seine Theilnahme an der Sache noch unmittelbarer als vorher bekunden konnte, indem er in die Redaction des Idiotikons eintrat. Im Herbst 1874 erschienen denn auch die von Vielen ersehnten „Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Materiale" (32 S. in 4°), die ein Bild von der Anlage des Wörterbuches geben sollten. Doch war eine Hauptfrage noch offen: die Frage der Anordnung. St. behandelte sie auf breiter Grundlage in einer besonderen Schrift: „Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabetes. Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des schweizerdeutschen Idiotikons" (1876, 83 S.). In klarer Darstellung trat er für das Schmeller'sche System ein; eine Umfrage bei einer Anzahl von Gelehrten und Laien, auf die 25 Antworten eingingen, ergab eine entschiedene Mehrheit für die dargelegten Grundsätze. Erst jetzt konnte das Material endgültig geordnet werden, eine zeitraubende und ermüdende, aber nöthige Arbeit. Endlich lag das gesammelte Material zu jedem Stichwort bereit und die Verarbeitung konnte beginnen. Oft waren dabei noch Form und Bedeutung genauer festzustellen, zweifelhafte Angaben aufzuklären, dies mußte ergänzt, jenes ausgeschieden werden, es mußten Erklärungen gegeben und das Ganze in eine lesbare Form gebracht werden. Die Methode der Verarbeitung war erst noch zu finden.

Nachdem sich in J. Huber in Frauenfeld ein Verleger geboten hatte, der sich die Herausgabe des Idiotikons zur nationalen Pflicht machte, konnte endlich 1881 nach fast zwanzigjährigen Vorarbeiten das erste Heft des Idiotikons erscheinen. Die beiden Redactoren haben darauf verzichten müssen, dem Wörterbuch eine Grammatik vorausgehen zu lassen, sie haben die „sowohl zeitraubende als ans Herz rührende Aufgabe" lösen müssen, ihrem Werke „eine weit beschränktere Gestalt und Fassung" zu geben, als es in ihrem Plane und Wunsche gelegen hatte; St. betrachtete die Veröffentlichung noch als verfrüht: die freudige Zustimmung von nah und fern konnte ihn trösten. Die ersten Lieferungen des Werkes waren von St. und Tobler allein redigirt; bald jedoch sah man sich durch den Wunsch der subventionirenden Behörden veranlaßt, das Redactionspersonal zu vermehren. Sollte dem Ganzen ein einheitlicher Charakter gewahrt werden, mußten die Manuscripte der einzelnen Redactoren einer einheitlichen Schlußredaction unterworfen werden; es gab sich von selbst, daß St. dieser Aufgabe sich unterzog, die er mit bewundernswerthem Tact und Geschick durchführte. Er war in erster Linie dazu berufen durch seine unvergleichliche Kenntniß nicht nur des auf dem Bureau aufgespeicherten Materials, sondern der schweizerdeutschen Mundarten überhaupt; mit Recht heißt bei H. Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart, 1895, S. III der „treffliche" St. „vielleicht der gründlichste Kenner eines größeren deutschen Sprachgebiets". Jahr für Jahr verwendete er einige Ferienwochen dazu, sich

mit einer neuen Gegend seiner Heimath, am liebsten mit einem entlegenen Hochthal, bekannt zu machen; er verstand es wie nicht leicht ein anderer, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen; scharf sah und hörte er, unterstützt durch ein seltenes Gedächtniß. Daraus begreift sich die unnachahmliche Sicherheit, mit der er bei der Bearbeitung das Echte vom Gemachten zu unterscheiden wußte. Mit den Mitarbeitern verband ihn theilweise vertrauteste Freundschaft, ohne Unterschied der politischen oder religiösen Anschauungen; den auswärtigen Freunden stand sein gastliches Haus jeder Zeit offen; sie kamen oft und sahen es gern, wenn er ihren Besuch erwiederte. Vor allem ein unermüdlicher und findiger Sammler, verkannte St. die Bedeutung der wissenschaftlichen Verarbeitung durchaus nicht. Stets arbeitete er daran, seine gediegene philologische Bildung zu vertiefen, sei es durch die Lectüre fachwissenschaftlicher Werke, sei es durch den Besuch von Vorlesungen an der Universität, für den er bis in die letzten Jahre Zeit fand. St. hat selbst eine nach Gehalt und Form mustergültige Untersuchung zur schweizerdeutschen Lautlehre geliefert: „Die Vokalisirung des N bei den schweizerischen Alemannen“ (in Frommann's Deutschen Mundarten VII, 18 ff., 191 ff., 333 ff., hervorgegangen aus einem Vortrag, durch den er am 15. October 1873 die in Zürich versammelten Gymnasiallehrer für die Sache des Idiotikons zu gewinnen suchte). Staub's Interessen erschöpften sich jedoch nicht im rein Sprachlichen: mit gleicher Liebe ging er allen Aeußerungen der schweizerischen Volksseele nach, in Bild und Wort. Schon in jungen Jahren hatte er angefangen alles, was sich darauf bezog, zu sammeln: als er starb, hinterließ er eine einzigartige Sammlung von Helvetica, die jetzt eine Zierde der schweizerischen Landesbibliothek bildet, der Anstalt, bei deren Gründung St. mit in erster Reihe stand, über deren Einrichtung er sich in einer ausführlichen Denkschrift aussprach.

Litterarischen Ruhm hat St. nicht erstrebt; sogar zu einer Arbeit wie „Das Brot“ bekennt er sich erst im Vorwort, nicht auf dem Titelblatt, denn „die Ehre des Vaterlandes, in dessen Dienst wir uns und unsere Arbeit gestellt haben, steht uns höher als persönlicher Schein“ (Vorwort S. VIII); er hätte sogar das Idiotikon ohne seinen Namen hinausgehen lassen. Um so eher begreift es sich, daß fast alles, was St. geschrieben hat, im Dienste des Idiotikons steht und daher bereits erwähnt ist. Außerdem ist noch die Ausgabe der deutschen Bearbeitung von Zwingli's Lehrbüchlein, die er 1879 für A. Israel's „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts“ besorgte, und sein Antheil an der Jubiläumsausgabe von Pestalozzi's Lienhard und Gertrud zu nennen, die ihm als Mitglied der Commission für das Pestalozzistübchen nahe gelegt war. Ein rüstiges Alter erlaubte St., bis zuletzt der erwählten Lebensaufgabe sich zu widmen, wenn auch vielfach behindert durch ein schweres Augenleiden, das ihm die Arbeit am Wörterbuch eingetragen hatte; so gut es ging, halfen ihm seine Angehörigen und eine treue Bureaugehülfin durch Vorlesen. Es überkam ihn freilich etwa das Gefühl, es werde nicht mehr lange dauern, bis auch ihm das letzte Stündlein schlagen werde. Denn von den alten Freunden ging einer nach dem andern zur letzten Ruhe ein — schon der Jahresbericht für 1880/81 enthält „eine erschrecklich lange Liste“ von Mitarbeitern, welche das erste Heft des Idiotikons nicht erlebten —; 1894 starb H. Schweizer-Sidler, dem St. im Vorwort zu seiner Schrift über „das Brot“ S. VII das Zeugniß gibt, daß er seinem „Unterrichte und Umgang sowohl die Lust als den Muth zu diesen Studien zu danken“ habe; 1895 schied sein ihm aufs engste verbundener College L. Tobler. Bald sollte sich Staub's Ahnung erfüllen. Im Juli 1896 zog er sich in Landeck bei Rorschach, wo er mit seiner Familie die

Ferien zubrachte, eine Erkältung zu, deren Folgen er am 3. August zu Zürich erlag. In voller Geistesfrische, mitten aus seiner Thätigkeit heraus, ist St. von seiner Arbeit abberufen worden. „Er mußte das Werk, das er begründet hatte, unvollendet zurücklassen. Aber Grund- und Aufriß des Ganzen sind durch ihn vorgezeichnet, durch ihn auch die Bausteine zusammengetragen worden, aus denen der gewaltige Bau zu Ende geführt werden kann“ (A. Bachmann, Schweiz. Idiotikon IV, 351).

A. Bachmann, Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog I, 235—242. 1896. — K. Schnorf, 27. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer 1896, S. 55—67.
E. Schwyzer.

Stichart *): Alexander St., Maler, wurde im J. 1838 in Werdau als Sohn eines Geistlichen geboren und siedelte mit seinen Eltern 1844 nach Jöhstadt und dann nach Reinhartsgrimma über. Ursprünglich zum Techniker bestimmt, wandte er sich später dem Künstlerberufe zu. Er kam nach Dresden, besuchte die dortige Kunstakademie und wurde schließlich Schüler von Julius Schnorr von Carolsfeld. Seine späteren Studien machte er in München und bei van Lerius in Antwerpen. Hierauf arbeitete er einige Jahre als Gehülfe Griepenkerl's in Wien und ließ sich zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Dresden nieder, wo er eine Anzahl Andachtsbilder für verschiedene sächsische Kirchen schuf. Größeren Erfolg hat er auf dem Gebiete der Illustration von Märchen und humoristischen Erzählungen. Sein von Paul Kießling gemaltes Porträt befindet sich im Besitz der Dresdner Galerie. Er starb zu Jöhstadt am 2. Juli 1896.

Kunstchronik. Neue Folge, 7. Jahrgang. Leipzig 1896, Sp. 543. — Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Dresden 1898. Bd. 2, S. 837, 838. — Karl Woermann's Katalog der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 7. Aufl. Dresden 1908, S. 734.
H. A. Lier.

Stimmer **): Tobias St., Maler, gehört in die Nachfolge des jüngeren Holbein, und zwar in deren zweite Generation. Geboren wurde er als Sohn des aus dem Salzburgischen kurz vorher in Schaffhausen eingewanderten Christoph Stimmer, am 17. April 1539. Wir wissen nichts von seiner Erziehung zum Künstler. Aber man darf muthmaßen, daß er die erste Unterweisung durch seinen Vater empfangen habe, dem ebenfalls künstlerische Begabung nachgerühmt wird. Dann dürfte er auswärts reichere Ausbildungsmöglichkeiten aufgesucht haben. In Zürich ist er 1564 nachweisbar, 1565 wieder in Schaffhausen, von 1570 an in Straßburg. Von dort haben ihn größere Aufträge in den folgenden Jahren zwar wiederholt nach Frankfurt und Baden-Baden geführt, doch ist es zweifellos, daß er in Straßburg ansässig geworden und geblieben ist. Gestorben ist er am 14. Januar 1584, entweder in Straßburg oder in Baden-Baden.

Seine Thätigkeit umschreibt sich ähnlich wie die Holbein's. Er ist Maler, und zwar Tafel- und Wandmaler gewesen, er hat Visirungen für Glasgemälde gezeichnet und Bücher mit Holzschnitten illustrirt. Doch ist die Thätigkeit des Buchillustrators — anders als bei Holbein — weitaus die umfangreichste gewesen. Seine künstlerischen Anfänge sind unklar. Wir wissen nicht, wessen Schüler er gewesen. Die Zahl der Möglichkeiten ist, wofern wir einen Lehrer in der Schweiz suchen wollen, gering, und die Hypothese Haendcke's, der in dem Zürcher Hans Asper seinen Lehrmeister vermuthet, hat manches Ein-

---

*) Zu Bd. LIV, S. 519.
**) Zu Bd. LIV, S. 534.

leuchtende. Seine frühesten Werke sind zwei leider verschollene Zeichnungen, die 1668 im Katalog der ersten Kunstkammer von Balthasar Ludwig Künast in Straßburg unter den „Gezeichneten und gerissenen Sachen" genannt werden: ein „Marienbild mit einem Christkindlein von Tobias Stimmer, 1562", und „Die Creutzigung Christi, von gemeltem Meister" (das zweite Blatt wohl identisch mit einer bei Haendcke a. a. O. S. 323 erwähnten Zeichnung, ehemals im Besitze eines Herrn Milani in Frankfurt). Dann folgen 1564 die Porträts des Züricher Bannervorträgers Jacob Schwytzer und seiner Frau Elisabeth Lochmann (jetzt im Basler Museum), Zeugnisse eines sicheren, reifen Könnens, keine zaghaften Jugendarbeiten mehr. Es ist die gleiche leidenschaftslose Kühle, wie sie Holbein besessen; aber es fehlt die subtile Auffassung, es fehlt auch der feine coloristische Geschmack. Die Wirklichkeit ist mit derben Fäusten gepackt.

Im Jahre darauf war St. wieder in Schaffhausen. Er malte auch hier Bildnisse; die Hauptthätigkeit der folgenden Jahre war jedoch der Fassadenmalerei gewidmet. Das Haus „zum großen Kefin" schmückte er mit dem „Triumphzug des Tamerlan", das Haus zum „Ritter" mit historischen und allegorischen Darstellungen, die sich etwa unter der Ueberschrift „Die Tugenden eines echten Helden" zusammenfassen lassen. Die zu schmückende Giebelwand entbehrt als Architekturwerk mit ihren verschieden breiten und verschieden hohen Durchbrechungen aller Regelmäßigkeit und Symmetrie. St., dem als glänzendes Vorbild die von Holbein bemalte Fassade des Hauses „zum Tanz" in Basel vor Augen stand, versuchte wohl hier und da mit dem Pinsel in die zuchtlose Architektur Ordnung zu bringen, aber doch wieder nur, um seinerseits der wirklichen Fassade eine zwar lustige, aber ganz irrationale Scheinarchitektur mit perspektivischen Vor- und Rücksprüngen aufzumalen. Es quillt und überquillt von Gestalten jeglichen Maßstabs, von nackten und antikisch gerüsteten, von Rittern und Musikanten. Circe und Odysseus, Gloria und Immortalitas prangen hier. Und oben im Giebel sprengt aus dem Pfeiler Marcus Curtius von der Höhe des dritten Stockwerks herab. So barock geschwollen, so aufgetrieben muskulös erscheint hier alles, daß der Weg zurück zu den nüchtern realistischen Porträts der Basler Kunsthalle nur schwer zu finden ist. Woher die Wandlung? War es die andere Aufgabe? War es etwa ein Aufenthalt in Oberitalien, in Brescia oder Venedig, der des Künstlers Formensprache so energisch verändert hat? Raum wäre ja in den Jahren nach 1565 für die italienische Reise. Jedoch an äußeren Beweisen fehlt es vollkommen.

Das Haus „zum Ritter" ist 1570 vollendet worden, noch im gleichen Jahre finden wir St. in Straßburg. Die Schaffhausener Uhrmacher bauen unter Leitung von Dasypodius die astronomische Uhr des Münsters, und St. decorirt sie mit seinen Malereien. Christliches und Heidnisches, Historisches und Allegorisches stehen harmlos nebeneinander. Und während diese Arbeit monumentalen Stils und Maßes vor sich geht, nimmt gleichzeitig eine ungemein fruchtbare Thätigkeit für die Buchillustration den Anfang. Der Straßburger Drucker und Verleger Bernhard Jobin, mit dem St. in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, scheint den Anstoß gegeben zu haben, aber auch Basler und Frankfurter Verleger haben den stets bereiten Zeichenstift Stimmer's oft in ihren Dienst gestellt. Flugblätter und Titelblätter, aber auch ganze große Bilderreihen und reich geschmückte Bilderbücher sind in schier endloser Folge entstanden, z. Th. originale Erfindungen eines lebhaften Geistes, z. Th. freie Uebersetzungen fremder Bildgedanken. Andresen verzeichnet 1872 bereits nicht weniger als 140 Einzelblätter und 26 illustrirte Werke. Seither ist

manches, was damals unbekannt war, hinzugekommen. Unter den 30 Bildnissen sind solche von berühmten Persönlichkeiten aus dem Kreise der Reformation. Zwei prachtvolle Helldunkelholzschnitte haben sich als die ältesten Abbildungen der Statuen von Kirche und Synagoge am Südportal des Straßburger Münsters erwiesen. In Blattfolgen hat St. die Altersstufen des Mannes und der Frau dargestellt, mit einer freilich recht anmuthlosen Kraft, in der merkwürdiger Weise von romanisirtem Geschmack nicht die Spur ist. Vieles ist auf den Bedarf von Jahrmarkt und Messe berechnet, manches auf ein gelehrtes, antiquarisch interessirtes Publicum. Die antipapistische Tendenz ist klar. Ueberall erkennt man den Geist- und Formverwandten des Johannes Fischart. Unter den Büchern stehen drei große Porträtsammlungen voran, von denen die eine noch im 16. Jahrhundert sieben Auflagen erlebt hat. Sein berühmtestes Buch war jedoch die 1576 zuerst in Basel veröffentlichte Bilderbibel, mit 170 Holzschnitten und charaktervollen Versen von Joh. Fischart. Da enthüllt sich uns eine reiche, lebendige Schilderkunst, die mit Figuren, Architektur, Landschaft nicht spart und alles in stark bewegte Umrahmungen hineinstellt. Es ist nirgends die Feinheit und Tiefe, mit der Holbein die gleiche Aufgabe bewältigt hat, aber überall Fülle; und es bedeutet etwas, daß Rubens dies Werk die „Lehrschule seiner Jugend“ genannt hat. Der Geist des Barock ist in den vielen kleinen Blättern, die Auflage um Auflage erlebt haben. Vorher schon hatte St. die „Jüdischen Geschichten“ des Flavius Josephus illustrirt, und Jagd- und Fechtbücher herausgegeben. Lange nach seinem Tode noch sind seine Holzschnitte immer wieder gerne verwendet worden.

Diese quantitativ ungeheuer reiche Production wurde unterbrochen durch eine Reise nach Frankfurt, wo St. einige Faſſadendecorationen auszuführen hatte. Nichts von ihnen ist erhalten, und nichts — außer einer dürftigen Beschreibung — ist uns geblieben von dem malerischen Schmucke des „Neuen Schlosses“ in Baden-Baden, der Ende der 70er Jahre von ihm begonnen und nach seinem Tode von seinem jüngeren Bruder Abel (geb. 1542), der gleich ihm von Markgraf Philipp II. zum badischen Hofmaler ernannt wurde, zu Ende geführt worden ist. Thema war eine Ahnenreihe des markgräflichen Hauses, combinirt mit der Reihe der deutschen Kaiser, mit Monats- und Thierkreisdarstellungen. Diese Bilder sind 1689 durch die Franzosen zerstört worden, und die einst vorhanden gewesenen, noch 1835 erwähnten Copien sind seitdem spurlos verschwunden.

Um Stimmer's persönliche Arbeit gruppirt sich die einer großen Werkstätte. Am klarsten spricht sein persönlicher Stil aus den zahlreichen Zeichnungen, die uns geblieben sind. Es ist bezeichnend für seinen Platz in der Entwicklung, daß, außer einigen Porträts, keine Naturstudien unter ihnen sind. Der Naturgegenstand bedeutet an sich nichts mehr für St., er ist bloßes Material, das mit Geschicklichkeit, aber auch mit Flüchtigkeit behandelt wird. Die Zeichnungen sind fast sämmtlich Compositionsskizzen oder Scheibenrisse, zum größeren Theil mit der Feder unter spärlicher Verwendung von Schraffenlagen, zum kleineren Theil mit dem Pinsel auf farbiges Papier breit und sicher hingeworfen. Besonders Basel, Bern, Schaffhausen und Zürich sind reich an ihnen.

Um das Bild von Stimmer's Persönlichkeit zu runden, muß auch seine dichterische Thätigkeit mit einem Worte erwähnt werden. St. ist der Verfasser eines lustigen Schwankes, betitelt: „Komedia, ein nüw schimpffspiel von zwei jungen Eeleuten“. Er selbst hat das Manuscript mit der Dichtung congenialen Federzeichnungen illustrirt.

Ein kurzes, reiches Leben! Fünfundvierzig Jahre alt, ist St. gestorben. Seine Kunst führt von der feinen Art der Kleinmeister zu der großen Maßstab und großen Apparat fordernden des 17. Jahrhunderts, von der Renaissance zum Barock.

A. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur III, S. 5 ff. 1872. — Berthold Haendcke, Die schweizerische Malerei im XVI. Jahrhundert. Aarau 1893, S. 323 ff. — A. Stolberg, Tobias Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Straßburg. 1898. — Derselbe, Tobias Stimmer, sein Leben und seine Werke (mit 20 Lichtdrucktafeln). Straßburg 1901. — Karl Obser, in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. XVII, 718; XX, 680; XXIII, 563. — Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. IV, S. 6.

Ernst Polaczek.

Sträter *): August St., praktischer Arzt und Kupferstichsammler, wurde als Glied einer begüterten Kaufmannsfamilie am 13. Juni 1810 zu Rheine in Westfalen geboren, wandte sich jedoch dem Berufe des Arztes zu und studirte zu diesem Zweck in Bonn und Heidelberg. Da er sich jedoch wegen seiner Betheiligung an den burschenschaftlichen Bestrebungen von einem politischen Proceß bedroht sah, flüchtete er 1832 ins Ausland und setzte sein Fachstudium an den Kliniken in Paris, Wien, London und Amsterdam fort. Nach seiner Begnadigung im J. 1838 ließ er sich in Aachen nieder, wo er bis zu seinem am 13. Februar 1897 erfolgten Tode als praktischer Arzt thätig war. Schon während seiner Studienzeit hatte er zwei Reisen nach Italien unternommen, um seine Kenntnisse auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu erweitern und zu vertiefen. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fing er an, Kupferstiche zu sammeln, vor allem die Radirungen der großen Niederländer des 17. Jahrhunderts. Er besaß z. B. einen großen Theil des Werks von Rembrandt, vollständig dasjenige Ostade's, Both's und Everdingen's, und zwar in meist gut erhaltenen, frühen Drucken. Daneben sammelte er auch die deutschen, italienischen, französischen und die älteren niederländischen Stecher. Seine Schätze zeigte er gern gleichgesinnten Kunstfreunden vor, die er durch sein gutes Gedächtniß in Staunen zu setzen pflegte. Er war einer der letzten Vertreter der privaten Kupferstichsammler und in seiner Art ein echter Geistesaristokrat.

Kunstchronik. N. F., 8. Jahrg. Leipzig 1897, Sp. 369—372.

H. A. Lier.

Stübel **): Alfred St., Oberbürgermeister der Stadt Dresden, wurde daselbst am 3. April 1827 als Sohn des späteren Geh. Justizraths Karl Julius St. geboren. Als Mitglied einer alten sächsischen Juristenfamilie, aus der sich namentlich der Criminalist Christoph Karl Stübel (s. A. D. B. XXXVI, 704) ausgezeichnet hatte, wandte auch er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu, dem er in den Jahren 1846—1849 an der Universität Leipzig oblag, nachdem er sich dazu durch den Besuch der Dresdener Kreuzschule (1839—1841) und der Meißner Fürstenschule (1841—1846) vorbereitet hatte. Am 3. März 1849 bestand er die juristische Staatsprüfung. Seine praktische Ausbildung erwarb er sich bei den Leipziger Advocaten Klemm und Kormann und bei den Finanzprocuratoren Zenker und Pleißner in Dresden. Im J. 1851 wurde er als kgl. sächsischer Notar, und 1853 als Advocat in Dresden immatrikulirt. Drei Jahre später wurde er in das Dresdner Stadt-

*) Zu Bd. LIV, S. 609.
**) Zu Bd. LIV, S. 630.

verordnetencollegium gewählt, in dem er sich bald durch Geist und Bildung und durch ein zum Theil auf Reisen erworbenes weltmännisches Wesen auszeichnete. Er wurde Vorsitzender des Finanzausschusses und gewann dadurch immer mehr Einfluß und Ansehen in städtischen Angelegenheiten. Nachdem er am 9. August 1866 zum besoldeten Stadtrath gewählt worden war, übernahm er die Leitung des Bauamtes und führte in dieser Stellung die schon lange im Gange befindliche Frage der Wasserversorgung Dresdens durch die Begründung und den Ausbau des im J. 1876 vollendeten Saalbachschen Wasserwerks zu einem glücklichen Ende. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Pflege der städtischen Gärten und um die Erweiterung der Bürgerwiesenanlagen. Die Stadtverordneten zollten schon im November 1871 seiner „ganz außerordentlichen und verdienstlichen" Thätigkeit ihre Anerkennung und ernannten ihn im J. 1875 zum dritten Bürgermeister. Nach dem Tode Pfotenhauer's wurde St. am 28. April 1877 zum Oberbürgermeister erwählt und am 9. August 1891 durch die Beförderung zum Ehrenbürger ausgezeichnet. Er starb zu Dresden am 9. März 1895. — „Stübel hat fast nur in Dresden, aber auch ganz für Dresden gelebt." Seine Wirksamkeit ist für Dresden bedeutungsvoller gewesen, als die irgend eines seiner Amtsvorgänger, weshalb der Rath und die Stadverordneten Dresdens ihn in ihrem Nachruf als „den erfolgreichsten Lenker, den die Geschichte der Stadt Dresden bisher aufzuweisen hatte", mit Recht feiern durften. Er war auch ein Vorbild bürgerlicher Tugend, unabhängig nach oben und unten, und nicht bloß auf die materielle Hebung des seiner Leitung unterstellten Gemeinwesens, sondern auch auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft innerhalb Dresdens bedacht. Sein Ansehen reichte aber auch über die Mauern dieser Stadt hinaus. St. gehörte als Vicepräsident der ersten Kammer des sächsischen Landtages an und wurde 1881 zum Reichstagsabgeordneten als Gegner Bebel's im ersten Dresdner Wahlkreis gewählt. Sein Pflichtbewußtsein war außerordentlich: nur der Tod konnte seinem Arbeitseifer ein Ende bereiten. Sein Andenken ist außer durch eine Stübel-Stiftung noch durch einen nach ihm benannten und mit seinem Medaillon geschmückten Brunnen gesichert.

Illustrirte Zeitung, 104. Bd. Leipzig 1905, Nr. 2699, S. 221. — Universum. Illustrirte Familien-Zeitschrift. 11. Jahrgang, 1. Halbband. Dresden, Leipzig und Wien 1895, Sp. 1057—1061. — Dresdner Geschichtsblätter, herausgeg. vom Verein f. die Geschichte Dresdens, 4. Jahrg. 1895. Nr. 2, S. 181, 182. — Dresdensia. 2. Jahrg. Nr. 32 v. 6. Aug. 1893, S. 1, 2. — Dresdner Rundschau (Dresdensia), 4. Jahrg. Nr. 11 v. 17. März 1895, S. 4. — Otto Richter, Geschichte der Stadt Dresden in den Jahren 1871 bis 1902. 2. Aufl. Dresden 1904, S. 37 ff., 71 ff. — Afranisches Ecce 1897. Bearbeitet von Theodor Flathe. Meißen 1898, S. 49—54. — Georg Beutel, Bildnisse hervorragender Dresdner aus fünf Jahrhunderten. 1. Reihe. Dresden 1908. Nr. 38.

H. A. Lier.

Taubert *): Emil T., Philolog, Dichter und Intendanturrath der königlichen Schauspiele in Berlin, wurde dort am 23. Januar 1844 als Sohn des königlichen Hofcapellmeisters und Componisten Wilhelm T. geboren. Auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst vorgebildet, bezog er, erst siebzehn Jahre alt, die dortige Universität, um Philosophie, Philologie und Archäologie zu studiren. Daneben beschäftigte er sich, angeregt durch das Schaffen seines Vaters, lebhaft mit der Musik und bethätigte sich auch schöpfe-

*) Zu Bd. LIV, S. 672.

risch in verschiedenen größeren und kleineren Compositionen. Theodor Fontane ermuthigte ihn, schon während seiner Studienzeit mit den ersten poetischen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Er ließ bereits im J. 1865 ein Bändchen „Gedichte" erscheinen, dem im folgenden der Liedercyklus „Brautgeschenk" folgte. Nachdem er 1866 auf Grund seiner Dissertation über die Lehre von den Seelenvermögen promovirt und sein Staatsexamen bestanden hatte, wurde er 1867 Lehrer an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1877 verblieb, in dem er als Oberlehrer an die königliche Augustaschule und an das mit ihr verbundene Lehrerinnenseminar berufen wurde. Im J. 1886 zum Professor ernannt, entschloß er sich, seine schulamtliche Thätigkeit aufzugeben und, einem Rufe des Generalintendanten Grafen v. Hochberg folgend, als Nachfolger des verstorbenen Dr. Titus Ulrich als Intendanturrath in die Verwaltung der königlichen Schauspiele in Berlin einzutreten. Hatte er schon während seiner Lehrerzeit eine vielseitige poetische und litterarische Production entwickelt, aus der das Epos „König Rother" (1883) und die „Laterna magica. Märchen und Geschichten" (1886) hervorgehoben seien, so griff er nunmehr auch auf das dramatische Gebiet über. Sein vaterländisches Schauspiel „Eleonore Prochaska" (1889) wurde auf mehreren deutschen Bühnen mit Erfolg gegeben. Im amtlichen Auftrage verfaßte er verschiedene Festspiele, Prologe und Ballet-Dichtungen. Unter anderen lieferte er auf directen kaiserlichen Befehl den nach Willibald Alexis' Roman bearbeiteten Text für Leoncavallo's Oper „Der Roland von Berlin", dessen Oper „Die Medici" er schon vorher ins Deutsche übersetzt hatte. Seine letzte Arbeit war der Text für eine komische Oper Bogumil Zepler's nach dem Lustspiele „Der Vicomte von Letorières". Ein Herz- und Nierenleiden machte am 10. April 1895 seinem Leben ein Ende. Er wurde in Berlin auf dem Jerusalemer Friedhof beerdigt.

Adolf Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891, Sp. 1301, 1302. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. 5. Ausgabe. Leipzig (1902). Bd. 4, S. 192, 193. — 1896. Neuer Theater-Almanach . . . Hsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 7. Jahrg. Berlin 1896, S. 168.
H. A. Lier.

Tobler *): Ludwig T., Germanist und Sprachphilosoph, wurde am 1. Juni 1827 zu Hirzel im Kanton Zürich geboren: als ältester Sohn des Pfarrers Salomon Tobler, der besonders durch seine epische Dichtung „Die Enkel Winkelrieds" (1827) sich in der schweizerischen Litteratur einen Namen gemacht hat (siehe L. Tobler's „Kleine Schriften" S. 1—24). Mit Ludwig T. und seinen jüngeren Brüdern, dem Romanisten Adolf T. und dem Historiker Wilhelm T., ist die altzürcherische Familie, die durch sechs Generationen im Pfarramt gewaltet hatte, aus dem geistlichen Beruf in das akademische Lehramt übergetreten. Ludwig freilich war zunächst auch zum Geistlichen bestimmt: auf dem Züricher Gymnasium vorgebildet, wo Sauppe in den classischen Sprachen und der zwar originelle, aber wenig anregende Ettmüller im Deutschen seine Lehrer waren, studirte er von 1845 ab an der heimischen Hochschule Theologie unter Ferdinand Hitzig und Alexander Schweizer und wurde 1849 ordinirt. Aber als ihm seine ersten Versuche auf der Kanzel als Mißerfolg erscheinen mußten, entschloß er sich, zum Beruf des Lehrers überzutreten, und nahm seine Studien im Herbst dieses Jahres in Berlin wieder auf: sein Hauptinteresse galt jetzt der Philo-

*) Zu Bd. LIV, S. 705.

sophie, und ihr blieb er auch während der 1½ Jahre (Herbst 1850 bis Ostern 1852) treu, die er in Leipzig als Hauslehrer bei einer landsmännischen Familie zubrachte. Nachdem er durch eine Dissertation über Spinoza den Doctortitel erworben hatte, kehrte er in die Heimath zurück, um sich zunächst als Lehrer der alten Sprachen, des Französischen und der Geschichte an der Bezirksschule in Aarau sieben Jahre ohne Befriedigung und Erfolg im Schuljoch zu quälen. Immerhin bot ihm die gut ausgestattete Kantonsbibliothek die Möglichkeit, sich in der Sprachwissenschaft und besonders in der deutschen Philologie fortzubilden. Seine ersten Arbeiten über den relativen Gebrauch der Conjunction „und“ und über die verstärkenden Zusammensetzungen im Deutschen (1858), zeigen ihn aufs gründlichste ausgerüstet und weisen bereits die Richtung und die speciellen Vorzüge auf, welche alle seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten auszeichnen: Verbindung von philologischer Akribie und philosophischer Beobachtungsweise, Weite des sprachlichen Horizonts bei liebevoller Beobachtung des heimischen Wortgebrauchs. Es ist für T. bezeichnend, daß er die Gegenstände dieser Erstlingsarbeiten dauernd im Auge behalten hat: über die Umarbeitung, welche er beiden im J. 1868 zu Theil werden ließ, bis in das „Schweizerische Idiotikon“ hinein, wo sein Artikel „und“ von eigenartigem Werth ist und die verstärkenden Composita von ihm mit unverkennbarer Liebe behandelt sind.

Ueber Biel kam T. im Herbst 1860 an das Gymnasium zu Bern, wo er im folgenden Jahre unter dem Titel „Die Schweiz“ eine Zeitschrift für vaterländische Litteratur und Kunst begründete und mit einem programmatischen Aufsatz „Ueber schweizerische Nationalität“ vortrefflich einführte; sie hat sich nur bis zum Jahre 1864 gehalten. Zehn Jahre später hat T. einen neuen Anlauf als Publicist unternommen, in dem er, gewiß auf directe Anregung seines Vetters Salomon Hirzel, in den Jahren 1874—1881 (von Zürich aus) Berichte „Aus der Schweiz“ für die von jenem ins Leben gerufene Wochenschrift „Im neuen Reich“ lieferte. Er schrieb immer ein gutes Deutsch, aber nie einen flüssigen Stil: denn da er den höchsten Werth auf Klarheit in den Grundbegriffen legt, so ringen sich alle seine wissenschaftlichen Abhandlungen und auch manche der mehr populären Aufsätze etwas mühsam durch die Vorerörterung durch.

Im J. 1864 erreichte T. das lang erstrebte Ziel der Habilitation, und 1866 gelang es in erster Linie den Bemühungen von M. Lazarus, ihm eine außerordentliche Professur für allgemeine Sprachwissenschaft und germanische Philologie an der Berner Hochschule zu verschaffen. T. war sich bewußt, in seiner Richtung als Sprachforscher Niemandem mehr zu verdanken als H. Steinthal, und zu der von Lazarus und Steinthal herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ hat er vom ersten bis zum letzten (20.) Bande eine große Anzahl der werthvollsten Beiträge geliefert: beginnend mit dem „Versuch eines Systems der Etymologie“ (1860), schließend mit einem Artikel „Ein Fall von partieller Aphasie“ (1890); in seinen meist tief eindringenden Recensionen hat er hier und anderwärts die Fortschritte der Linguistik und besonders die Principienfragen mit sicherer Objectivität begleitet. Den anderen Pol seiner wissenschaftlichen Arbeit bildeten dauernd seine Dialektstudien, besonders seit er 1862 in Zürich den „Verein für das schweizerdeutsche Wörterbuch“ mit begründet hatte. Und zwischen beiden Gebieten, der philosophischen Sprachbetrachtung und dem intimen Studium des heimischen Wortschatzes und Sprachgebrauches ziehen sich zahlreiche feine aber festgespannte Fäden hinüber und herüber. Tobler's Arbeiten zur Völkerkunde und Mythologie sind von der Völkerpsychologie und von der Dialektkunde

gleichmäßig gefördert und befruchtet worden, den Ausgangspunkt aber haben späterhin nicht selten die Materialien des Idiotikons gebildet: das sieht man z. B. an der Abhandlung „Die alten Jungfern in Glauben und Brauch des deutschen Volkes“ (1883), die ganz deutlich aus dem Artikel „Giritzenmos“ herausgesponnen ist, obwohl T. das durch eine lange, nicht eben glückliche Einleitung zu verwischen strebt.

Im Winter 1871 erkrankte T., durch Infection in einem Eisenbahnbahnwagen, an den Pocken und hatte das Unglück, ein Auge zu verlieren und die Stimme soweit einzubüßen, daß er zeitlebens auf den mühsamen Gebrauch eines heiseren Organs beschränkt blieb. Seine Lehrthätigkeit, die nie starken Erfolg gehabt hatte, war nun auch äußerlich gehemmt, und die Wahl T.'s zum ao. Professor an der Universität Zürich (Mai 1873) galt in erster Linie dem berufenen und unentbehrlichen Mitherausgeber des „Schweizerischen Idiotikons“. Als Gelehrter von reichem Wissen und als eine starke sittliche Persönlichkeit, die an der Seite der spät, in den Tagen des schwersten Leides, heimgeführten Gattin (einer Tochter des St. Galler Germanisten Hattemer) das harte Loos mit Heroismus, ohne Bitterkeit ertrug, hat er sich freilich auch in Zürich Schüler erworben, deren Verehrung ihm über das Grab gefolgt ist. Im Herbst 1893 wurde T. Ordinarius, am 15. August 1895 erlag er einem Gehirnleiden, dessen erste Spuren ein Jahr zuvor zu Tage getreten waren.

T. hat kein Buch geschrieben, das einen starken Eindruck gemacht und ihm einen wissenschaftlichen oder litterarischen Erfolg eingetragen hätte; die noch heute fruchtbarer Wirkung fähige Arbeit „Ueber Wortzusammensetzung“ (Berlin 1868) ist separat wohl nur erschienen, weil sie als Beitrag zu der Lazarus-Steinthal'schen Zeitschrift zu umfangreich ausgefallen war. Und die trefflich vorbereitete und ausgerüstete Sammlung der „Schweizerischen Volkslieder“ (Frauenfeld 1882. 1884) hat unter der von T. nicht verschuldeten Vertheilung auf zwei Bände dauernd zu leiden. — Aber ein sicherer Träger seines rühmlichen Andenkens ist zunächst das „Schweizerische Idiotikon“ (Frauenfeld 1881 ff.): nächst dem Schweizervolke selbst, das für den überwältigenden Reichthum dieses Riesenwerkes gesorgt hat, haben die beiden Jugendfreunde Friedrich Staub und Ludwig Tobler (dessen Mitarbeit bis zum Schluß des dritten Bandes reicht) doch das größte Verdienst um das Unternehmen, das nach 20jähriger Vorbereitung, als eine ebenso gelehrte wie volksthümliche Erscheinung, imponirend ans Licht trat. Und ohne der einzigartigen Befähigung und Hingabe Staub's zu nahe zu treten, wird man doch Tobler als den bezeichnen müssen, der allem Andrängen und allen Versuchungen der Popularität gegenüber das wissenschaftliche Gewissen verkörpert und den jüngeren Mitarbeitern eingepflanzt hat. Dies Verdienst ist vielleicht größer noch als das seiner realen Beisteuer: sie tritt quantitativ wohl gegenüber der Leistung Straub's zurück, aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich T. niemals bequeme Paradestücke oder Leckerbissen ausgesucht, sondern einen großen Theil der schwierigsten und leicht undankbar erscheinenden Artikel auf sich genommen hat: so die Mehrzahl der Präfixe, Partikeln und Conjunctionen, deren Behandlung bei ihm oft überraschend fruchtbar erscheint.

Zu diesem unvergänglichen Verdienste des heimathlichen Sprachforschers gesellt sich für den historischen Betrachter ein anderes, wenn er in der sorgfältigen Bibliographie im Anhang von Tobler's „Kleinen Schriften“ die lange Kette der Aufsätze mustert, welche T. zu der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“, zu Pfeiffer's „Germania“, zur „Vierteljahrsschrift für wissenschaft-

liche Philosophie", zur „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" u. s. w. beigesteuert hat. Da sehen wir deutlich, daß eine ganze Reihe von sprachlichen Erscheinungen und von Aufgaben der Linguistik, für welche ein allgemeineres wissenschaftliches Interesse erst durch Wilhelm Scherer und die grammatische Bewegung der 70er Jahre wachgerufen worden ist, schon die Aufmerksamkeit Tobler's besessen haben, der lange, ehe man lärmend die „Principienwissenschaft" proklamirte, zäh und energisch nach Principien gerungen hat, ohne je einer Orthodoxie zu verfallen, dem die Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Sprachwissenschaft frühzeitig klar geworden sind, sodaß er wie Wenige berufen war, die Unklarheiten im Begriff und in der Anwendung des „Lautgesetzes" aufzudecken (1879), der aber mit derselben unbestechlichen Ehrlichkeit auch die Verworrenheit hervorhob, an der K. Weinhold's Einleitung zur Zeitschrift des Vereins für Volkskunde krankte (1891). — Die deutsche Grammatik hat keine Beiträge oder gar Entdeckungen Tobler's auf dem Gebiete der altgermanischen Laut- und Flexionslehre zu verzeichnen, aber sie wird sich dauernd erinnern müssen, daß in der Zeit etwa von 1860 bis 1875 L. Tobler einer der Wenigen, ja zeitweise der einzige Germanist gewesen ist, welcher die seit Jacob Grimm vernachlässigten und zum Theil verwaisten Gebiete der Wortbildungslehre, der Bedeutungslehre und der Syntax durch Specialuntersuchungen und Erörterungen principieller Art gefördert hat.

Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde von Ludwig Tobler. Herausgegeben von J. Baechtold und A. Bachmann. Mit Portr., Lebensabriß und Bibliographie (Frauenfeld 1897). Die Sammlung enthält fast nur Aufsätze, die „für einen weiteren gebildeten, zumal vaterländischen Leserkreis" von Interesse sein sollen. Aber der Anhang bringt eine annalistisch geordnete, genaue Bibliographie. Die anderweit erschienenen Nekrologe ergeben nicht mehr als die Einleitung der Herausgeber. — Für T.'s Persönlichkeit legt Zeugniß ab H. Morf, Aus Dichtung und Sprache der Romanen (Straßburg 1903), S. 509—515.

Edward Schröder.

Velhagen und **Klasing***), Buchhändlerfirma, deren Begründer wir biographisch zusammenfassen.

August V. war am 4. October 1809 in Quernheim unweit Bielefeld als Sohn des Stiftamtmanns V. geboren; er besuchte das Bielefelder Gymnasium, absolvirte sein Militärjahr und trat 1829 in das Verlagshaus von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. als Lehrling ein, um daselbst den Buchhandel zu erlernen. Nach Beendigung der Lehrzeit faßte der kaum zweiundzwanzigjährige junge Mann den kühnen Entschluß, sich selbständig zu machen und entschied sich für das damals so kleine Bielefeld, das dadurch eine zweite Buchhandlung gewann. Der Anfang des neubegründeten Geschäftes bewegte sich in den engsten Grenzen, denn weder der Ort, noch Velhagen's bescheidene Capitalien gestatteten eine größere Entfaltung. Dank eisernem Fleiß und genauer Platzkenntniß gedieh das Unternehmen dennoch in erfreulicher Weise. Freundschaftliche Beziehungen zu seinem einstigen Mitschüler veranlaßten ihn, diesen zum Eintritt in sein Geschäft zu bewegen, und von da an, 12. August 1835, änderte sich die bisherige Firma in „Velhagen und Klasing", unter welchem Namen sie alsbald einem größeren Aufschwunge entgegengeführt werden sollte, und unter dem sie noch gegenwärtig als eine der ersten Verlagsfirmen Deutschlands besteht.

August Kl. entstammte einer bemittelten Handwerkerfamilie. Geboren

*) Zu Bd. LIV, S. 741.

am 8. October 1809 zu Bielefeld, hatte er ebenfalls das dortige Gymnasium besucht und mit dem gleichaltrigen August V. den Bund dauernder Freundschaft geschlossen. Er wandte sich gleichfalls dem Buchhandel zu, den er in vierjähriger Lehrzeit (1825—29) bei Wilhelm Starcke in Chemnitz erlernte, einem kleinen und in alternden Formen geführten Geschäft. Sodann versuchte er sich als Gehülfe bei Joh. Ambrosius Barth in Leipzig, bei C. G. Kunze in Mainz und schließlich bei A. Marcus in Bonn. Im Begriff, sich auf eigene Füße zu stellen, wobei er anfangs an Münster dachte, ließ er sich vielmehr durch das freundliche Entgegenkommen seines ehemaligen Mitschülers August Velhagen bestimmen, als dessen Gesellschafter in die erweiterte Bielefelder Firma einzutreten.

Von Anfang an gedachten die jugendlichen Genossen sich nicht auf das Sortiment zu beschränken, das auch bei sorgfältigster Pflege doch nur eine langsame Entwicklung versprach, vielmehr stand ihr Sinn auf ein Verlagsgeschäft; ein Theil des zu Gebote stehenden Capitals ward daher alsbald zur Anschaffung einer neuen Druckerei verwandt. Namentlich war es ein Unternehmen, auf das man große Hoffnungen setzte: das Sammelwerk „Musée français“, unter Redaction des mit überaus hohem Honorar gewonnenen, aber mit sicherem Takt herausgegriffenen Jenaischen Professors O. L. B. Wolff (s. A. D. B. XLIV, 9 ff.). Dies erste Unternehmen schlug mit einem, die Erwartung noch übersteigenden Erfolge ein, der die junge Verlagshandlung sogleich mit den entlegensten Theilen des deutschen Buchhandels in Verbindung und deren Inhaber in die erfreuliche Lage setzte, schon 1837 die Leipziger Ostermesse persönlich und wohllegitimirt besuchen zu können. Nichtsdestoweniger kamen noch schwere Zeiten, zumal nachdem sich zuerst August V. (1839) und dann August K. (1840) entschloß, eine Familie zu gründen, so daß sie eine Zeitlang (seit 1840) durch Uebernahme einer Hauptagentur der Feuerversicherung „Colonia“, der sich später noch zwei andere Agenturen zugesellten, einen Nebenverdienst zu suchen genöthigt waren. Mittlerweile war dem „Musée français 1839 das „Théâtre français publié par C. Schütz“ gefolgt, das auf großen Absatz bei geringem Preise berechnet war und in der That als Hülfsmittel beim Sprachunterricht auf deutschen Schulen in einer langen Reihe von Serien und Heften sich nützlich erwiesen hat. Einen höheren Flug nahm der Verlag sodann seit 1844 mit der im protestantischen Deutschland viel gebrauchten, von Stier und Theile herausgegebenen Polyglottenbibel, die 1855 vollendet ward und in den folgenden Jahrzehnten wiederholte Auflagen erlebte. Daran schloß sich, ebenfalls aus der selbständigen Initiative der Verleger hervorgegangen, ein zweites Hauptwerk: Lange's „Theologisch-homiletisches Bibelwerk“, das 1856 begonnen und 1877 vollendet wurde; zu geschweigen kleinerer Bücher aus den Gebieten der Theologie und der Schullitteratur, auf deren Dienst sich die Firma bis in die sechziger Jahre vorzugsweise beschränkte.

Eine neue Bahn betraten V. und K., als sie sich nach längerem Bedenken zum Verlage der illustrirten Wochenschrift „Daheim“ entschlossen. Die Anregung dazu ging von einem kleinen Kreise rheinischer und westfälischer Männer aus, die dem Strome von theils negativen, theils dem Geschmack der großen Menge unterschiedslos huldigenden Unterhaltungsblättern eine Zeitschrift an die Seite zu setzen wünschten, welche auf der Grundlage christlicher Weltanschauung die deutsche Familie ins Auge faßte, während sie im übrigen mit allen Mitteln der litterarischen Cultur und Kunst der Gegenwart ihre Aufgabe anmuthiger und anregender Befriedigung des Bedürfnisses nach unterhaltender Lectüre zu erfüllen suchte. Bald vereinigten sich Männer aller

Parteischattirungen — die entschieden negativen ausgenommen — in diesem Interesse, auch die von der Firma gestellte Bedingung eines finanziellen Rückhalts wurde erfüllt, und Michaelis 1864 — zu günstiger Stunde, da die „Gartenlaube“ sich kurz vorher ein Verbot im preußischen Staate zugezogen hatte — erschien das neue Wochenblatt, auf dessen sinn- und geschmackvolle Ausstattung insbesondere August Kl. regelmäßig die größte Sorgfalt verwendete. Das „Daheim“ hat von vornherein eine ungewöhnlich rasche und große Verbreitung, aber auch eine große Anfeindung gefunden. Letztere hat indessen bald einer achtungsvollen Aufmerksamkeit Platz gemacht. Seit 1872 erschien alljährlich als zierliche Nebenfrucht der „Daheimkalender“, während das Bielefelder Haus, das sich 1864 eine Leipziger Niederlassung errichtet hatte, einen seit 1875 in 250 000 Exemplaren verbreiteten billigen Volkskalender „Der Reichsbote“ herausgab. Als höhere belletristische Zeitschrift traten später (seit 1886) „Velhagen und Klasing's Monatshefte“ zur Seite, an Vielseitigkeit des Inhalts und Eleganz künstlerischer Zuthat dem vorgeschrittenen Zeitgeschmack entsprechend.

Im Herbst 1864, gleichzeitig mit dem „Daheim“, erschien als erster Buchverlagsartikel der Leipziger Niederlassung „Der Maler auf dem Kriegsfelde“, die Erlebnisse des Düsseldorfer Malers Camphausen im schleswig-holsteinischen Kriege darstellend. Dieses Werkchen, welches fast ohne Zuthun der Firma in seltener Vollendung dem Augenblick entsprang, sollte für einen Theil ihrer späteren Verlagsthätigkeit vorbildlich werden. Ihm folgten die Hiltl'schen Kriegsbücher von 1866 und 1870/71, das Hesekiel'sche Bismarckbuch, dem die Welt die Kenntniß der prächtigen Bismarckbriefe verdankt, das Flottenbuch von Werner u. a. m. Aus einer Art buchhändlerischer Verlegerliebhaberei, der übrigens auch ein befriedigendes Endergebniß nicht gefehlt hat, gingen sodann die Liebhaberausgaben (die „Ausgaben der Bücherfreunde“ in 8° und die „Ausgabe der Cabinetsstücke“ in 16°) hervor, welche im Jahre 1875 zu erscheinen anfingen. Sie waren angeregt durch Eindrücke, gewonnen auf der historischen Ostermeßausstellung im Jubiläumsjahr 1875, und haben nicht unwesentlich zur Reform des Geschmacks im Bücherwesen beigetragen. Mit der Litteraturgeschichte von Koenig endlich, deren erste Auflage 1877/78 erschien, betrat der Verlag einen neuen Weg illustrativer Ausstattung, indem er an Stelle der bisher für diese Werke ausschließlich verwandten decorativen und erfundenen Illustrationen solche von sachlich historischer Authenticität einführte. Der durchschlagende Erfolg (es liegt von dem Werke jetzt die 32. Auflage vor) bewies, daß hier ein entschiedenes Bedürfniß richtig erkannt und befriedigt wurde. Die zahlreiche Nachfolge, die diese Illustrationsweise gefunden hat, wodurch die früheren imaginären Bilder fast ganz verdrängt sind, läßt schließen, daß dies Bedürfniß kein vorübergehendes ist, sondern mit ständigen Richtungen unserer Zeit, dem Wunsch nach historischer Echtheit und voller Anschaulichkeit zusammenhängt. Weitere Schritte auf dieser Bahn waren Stacke's Deutsche Geschichte, die Weltgeschichte von Oscar Jäger in 4 Bänden, Knackfuß' Deutsche Kunstgeschichte u. s. w. Auch auf dem Gebiete der Schulbuchlitteratur suchte die Firma die Holzschnittillustration als wichtiges Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht nutzbar zu machen. Daneben begann sie im J. 1873 die Neuherausgabe des weitverbreiteten „Théâtre français“, welchem sich 1889 das umfangreiche Unternehmen „Sammlung französischer und englischer Schriftsteller“ zugesellte.

Ein neues Gebiet ihrer Verlagsthätigkeit betraten V. und K. im Jahre 1873 durch Errichtung ihrer in Leipzig domicilirten geographischen Anstalt unter der wissenschaftlichen Leitung des Dr. Richard Andree, die sich den

Atlantenverlag zur Specialität erwählte und mit den kleineren Schulatlanten: Andree's Volksschul-Atlas, Putzger's historischem Atlas, Andree-Putzger's Gymnasial-Atlas begann, zu welchem alsdann die größeren Kartenwerke: Andree-Peschel's physikalischer Atlas von Deutschland, Andree's Hand-Atlas, Droysen's historischer Atlas hinzukamen. Unter diesen hatte namentlich der große Andree'sche Handatlas jahrelange Vorarbeiten und sehr bedeutende Auslagen erfordert, die nur durch einen ungewöhnlichen Absatz eingebracht werden konnten. Um diesen herbeizuführen, entschlossen sich die Geschäftsinhaber zu einem Preisansatz, wie er bis jetzt noch von keinem Verleger weder des In- noch des Auslandes für ein Werk dieses Umfanges und dieser Qualität gewagt worden war. Der Erfolg überstieg jede Erwartung und darf zu den seltenen im deutschen Buchhandel gezählt werden. 1882 erwarb die Firma das Verlagsgeschäft von Ad. Stubenrauch in Berlin. Dasselbe besteht aus einem umfangreichen und weit verbreiteten Schulbücherverlage und wird unter der Firma „Stubenrauch'sche Buchhandlung in Berlin" in eigener Verrechnung fortgeführt.

Die Firma V. und K., die wir hier nur durch ihre wichtigsten Unternehmungen zu charakterisiren versuchten, sah dergestalt noch bei Lebzeiten ihrer Begründer deren Aussaat zu reicher Ernte heranreifen. August V. starb am 22. September 1891, am 5. August 1897 folgte ihm August K. in Bielefeld im Tode nach. Schon vorher war auch dessen Sohn Otto K. (geboren am 19. August 1841, † am 11. Mai 1888) seinem Wirkungskreise entrissen worden, der als genial begabter Geschäftsmann die bedeutsamen Verlagsunternehmungen der neueren Geschäftsperiode in glänzender Weise zu fördern verstand und insbesondere die oben erwähnte Methode historischer Illustrirung statt der bisherigen rein ornamentalen zuerst durchführte. Gegenwärtig unterliegt die Leitung des großen, Sortiment, Verlag, Buchdruckerei und geographische Anstalt umfassenden Hauses den Söhnen und Enkeln der Begründer.

Karl Fr. Pfau.

Vicari *): Hermann von V., dritter Erzbischof der Erzdiöcese Freiburg, dessen Regierungszeit (1842—1869) einen ununterbrochenen zähen Kampf gegen das Staatskirchenthum und nationalkirchliche Bestrebungen im Clerus darstellt. Mit Clemens August v. Droste-Vischering, dem andern Vorkämpfer für den streng kirchlichen Geist der deutschen Kirche, wurde er im gleichen Jahre geboren (1773), da die Gesellschaft Jesu den Aufklärungsbestrebungen zum Opfer fiel. Zu den Jesuiten unterhielt aber die Familie v. Vicari von Alters her die engsten Beziehungen; die nächsten Verwandten des Erzbischofs hatten ihre Ausbildung bei den Jesuiten empfangen. Ihr Einfluß scheint auch die ganze kirchliche Richtung Hermanns dauernd bestimmt und jede andere Einwirkung rasch verwischt zu haben. Von zwei Brüdern des Vaters hatte Franz v. Vicari seine theologischen Studien im Collegium Germanicum in Rom gemacht (1764—68) und Johann Anton (geb. 1739) hatte überhaupt im Jesuitenorden bis zu dessen Aufhebung zugebracht; später war er Kanonikus und Stiftspfarrer von St. Johann in Konstanz († 1813) und bildete durch seine streng kirchliche Gesinnung wie auch durch den Freundesverkehr, den er unterhielt, unter anderem mit Clemens Maria Hofbauer, für seinen Neffen während dessen Konstanzer Amtsthätigkeit ein Gegengewicht gegen den josefinischen Geist, den Fürstbischof v. Dalberg und Generalvicar v. Wessenberg so ausgesprochen vertraten (vgl. über ihn K. Beyerle, Geschichte des Chorstifts und der Pfarrei St. Johann zu Konstanz.

*) Zu Bd. LIV, S. 746.

Freiburg 1908, S. 410). Ein Vetter dieser Brüder, Johann Jakob v. V., der Sohn des Freiburger Arztes und Professors Johann v. V. († 1715), hatte schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1712—16) seine theologischen Studien ebenfalls im Germanicum zu Rom absolvirt und amtete nachmals als Pfarrer und Professor der Controverstheologie an der Universität in Freiburg († 1746). Weit früher und weit mehr noch als der allerwärts sich regende romcentrische Zug in der deutschen Kirche wiesen die Traditionen der Vicari'schen Familie nach der Richtung, für die sich der berühmteste Vicari mit der ganzen Macht seiner hohen Stellung und einer kraftvollen Persönlichkeit einsetzen sollte.

Hermann Joseph Anton Constantin Franz Sales Joh. Nepomuk wurde als ältester Sohn des gräflich v. Königsegg'schen Oberamtmanns Pantaleon v. Vicari († 1797) und der tief frommen Anna Maria Pfyffer v. Altishofen am 13. Mai 1773 in Aulendorf geboren. Nachdem er den Elementarunterricht theils in seiner Heimath, theils in den Klosterschulen zu Weingarten und Schussenried erhalten hatte, bezog er 1789 das Lyceum in Konstanz. Im gleichen Jahr noch wurde ihm dort nach Empfang der Tonsur ein Kanonikat an St. Johann zugewiesen. Die philosophischen Studien machte er zusammen mit dem späteren Bisthumsverweser v. Wessenberg bei den Exjesuiten in Augsburg (1790/91); die juristischen an der Wiener Universität (1791/95). Nach deren glänzender Absolvirung war er einige Zeit als Assessor der schwäbischen Kriegskanzlei thätig; er konnte sich aber nicht entschließen, einem Rufe Erzherzog Karls in seine Kriegskanzlei zu folgen, sondern entschied sich kurz vor seines Vaters Tod (1797) für den Priesterstand. Um in den Genuß seines Konstanzer Kanonikats treten zu können, erwarb er sich in Dillingen den Doctorgrad beider Rechte und empfing nach einer Vorbereitung von nur wenigen Wochen am 1. October 1797 die Ordination. Eine seelsorgerliche Thätigkeit hat er nie ausgeübt; in der ersten und einzigen Predigt, die er hielt, blieb er stecken. Um so besser bewährten sich seine Rechtskenntnisse und Geschäftsgewandtheit in der Carriere, die sich ihm in Konstanz eröffnete. Nach den ersten meist theologischen Studien gewidmeten Kanonikatsjahren wurde er 1802 von Fürstbischof v. Dalberg zum Assessor im geistlichen Regierungscollegium und im gleichen Jahre auch zum Wirkl. Geistl. Rath ernannt. Während Heinrich Ignaz v. Wessenberg als Generalvicar die Leitung der weit einflußreicheren kirchenpolitischen Geschäfte unter sich hatte, übte V. die innere Verwaltung und die kirchlichen Jurisdictionsgeschäfte aus, die Besorgung von Seelsorgerposten, des Pfründe- und Stiftungswesens. 1816 wurde ihm das bischöfliche Officialat übertragen, das bisher Dr. Reininger, ein wegen Beziehungen zu den Herrnhutern und sonstigen unkirchlichen Verhaltens verdächtig gewordener bischöflicher Beamter bekleidet hatte. Besondern Einfluß auf die kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse konnte V. in dieser seiner Stellung kaum ausüben. Tact und Klugheit ermöglichten ihm aber, zu Dalberg wie zu Wessenberg gesellschaftlich gute Beziehungen zu unterhalten, wenngleich er in scharfem Gegensatz zu ihnen schon damals, wie Erzbischof Boll später in einem Schreiben an Pius VIII. bezeugte, „mit unbesieglicher Standhaftigkeit für die Autorität des hl. Stuhles und für die Beobachtung der hl. Kanones kämpfte" (Maas, Geschichte der kathol. Kirche in Baden, S. 126). Nach Errichtung des Erzbisthums und dem Tod des ersten designirten Erzbischofs Wanker befand sich Official v. V. auf der Candidatenliste, doch sprachen sich Wessenberg wie Burg gegen ihn aus, und das Ministerium erklärte sich für Boll. Dieser berief gleich nach seiner Inthronisation (1827) V. ins Domcapitel und übertrug ihm unmittelbar her-

nach das wichtige Amt eines Generalvicars; bei dieser Gelegenheit verlieh ihm die theologische Facultät in Freiburg die Doctorwürde honoris causa. Wie wenig er um diese Zeit im Rufe eines schroffen Vertreters kirchlicher Principien stand, zeigt Boll's Aeußerung über ihn: „Ich hoffe, daß sich seine Milde und seine vielleicht hie und da zu große Nachgiebigkeit mit meinem Ernste amalgamiren und somit die treffende Richtung erhalten werden" (Maas a. a. O. S. 38). Nach kurzer Zeit waren die Rollen aber derart schon vertauscht, daß der Generalvicar über das Verhalten seines Erzbischofs urtheilen mußte: „Ich weiß aus Erfahrung, daß kräftiger von dem ehemaligen Konstanzer Vicariat die bischöflichen Rechte behauptet wurden, als es mir — hier erlaubt ist" (Maas a. a. O. S. 67). Vicari's Beschwerden betrafen die allzu große Nachgiebigkeit seines Ordinarius gegen das in der katholischen Kirchensection verkörperte Staatskirchenthum; dessen Ohnmacht so unhaltbaren Zuständen gegenüber, wie sie in dem jahrelang dauernden unkirchlichen Wirken mit dem Glauben und der Disciplin zerfallener Theologieprofessoren, wie v. Reichlin-Meldegg, Heinr. Schreiber, H. Amann, oder in dem als Folgen solcher Ausbildung sich manifestirenden Cölibatssturm unter Clerus und Theologiecandidaten zu Tage traten. Aus der oben citirten Aeußerung spricht aber auch der Unmuth darüber, kraft seiner durch das Generalvicariatscollegium eingeschränkten Stellung Beschlüssen Autoritätskraft geben zu müssen, die nicht Ausdruck seiner persönlichen Ueberzeugung waren.

1830 rückte V. in die durch Burg's Ernennung zum Bischof von Mainz freigewordene Stelle eines Domdecans; gleichzeitig beantragte Boll in Rom seine Präconisation zum Titularbischof von Macra, die sich aber infolge des Pontificatswechsels bis zum 24. Februar 1832 hinzog. Am 8. April 1832 wurde er von Boll zum Weihbischof consecrirt. In den nächsten Jahren vertrat er als Mitglied der ersten Kammer hauptsächlich im persönlichen Verkehr und in Unterhandlungen mit Staatsmännern und Mitgliedern des großherzoglichen Hauses, vor allem mit Markgraf Wilhelm, weit weniger in den Kammerdebatten oder Commissionsverhandlungen, die Interessen und Rechte der Kirche und hatte auch manchen Erfolg aufzuweisen, wie die Aufhebung des Verbotes, Ehedispense von Rom zu erwirken. Nach Boll's Tod (1836) wurde er einstimmig zum Capitelsvicar gewählt und ebenso einstimmig trotz mehrmaliger Gegenvorstellungen am 4. Mai 1836 zum Erzbischof. Der beim Wahlact anwesende großherzogliche Commissar erklärte sich aber gegen die Wahl, deren Annahme ihn sichtlich überrascht habe, weil ihm in einer Vorbesprechung Ablehnung derselben bestimmt zugesagt worden sei; der Großherzog halte den Generalvicar „bei seinem timiden Charakter in dieser aufgeregten Zeit nicht für stark genug". Nach der später erfolgten Wahl Demeter's, die als unkanonisch erst nach längeren Unterhandlungen mit Rom bestätigt wurde, legte V. seine Stelle als Generalvicar nieder, da „er das Vertrauen der großherzoglichen Regierung nicht besitze". Wie wenig die schwächliche Nachgiebigkeit dieses Erzbischofs nach seinem Herzen war, zeigen manche Protestschreiben wie gelegentliche Bemerkungen aus dieser Zeit. Nach Demeter's Tod wurde Hermann v. Vicari wiederum einstimmig zum Erzbischof erwählt (15. Juni 1842); Gegenvorstellungen wurden diesmal von Seiten der Regierung nicht erhoben, vielmehr wurde die Wahl vom Großherzog wie vom Ministerium mit rückhaltloser Freude und der Versicherung unbeschränkten Vertrauens begrüßt. Der Speyerer Bischof Weis legte ihm in seinem Glückwunschschreiben nahe, sich zur Durchführung der kirchlichen Bestimmungen mit entschieden kirchlich gesinnten Persönlichkeiten zu umgeben.

Unter den Personalernennungen, die er gleich zu Beginn seiner Amtsthätigkeit vornahm — Professor Hug wurde u. a. Domdecan, Staudenmaier Domcapitular — ist jedenfalls die später am meisten umstrittene die Wahl seines Hofcaplans in der Person eines eben erst ordinirten jungen Geistlichen Strehle gewesen. An ihm hatte V. zeitlebens eine unermüdliche Arbeitskraft, die in geschäftlichen und journalistischen Fragen ebenso gewandt, wie in kirchlicher Hinsicht von strengster und entschiedenster Haltung war. Schon gleich zu Beginn des Kirchenconflictes wurde der Erzbischof als willenloses Werkzeug seines Hofcaplans hingestellt; in späterer Zeit wurde der Mainzer Erzbischof v. Ketteler, u. a. auch von Friedberg, einer solchen unheilvollen Ingerenz beschuldigt; oder auch der juristische Berather und spätere Kanzleidirector Dr. Maas. Richtig ist, daß sich V. für seine Regierungsmaßnahmen des Rathes und der Anregungen dieser auf straffe Durchführung der kirchlichen Principien unentwegt bedachten Persönlichkeiten in weitgehendem Maße bediente. Alle aber, die ihm näher standen, sind einig in dem Eingeständniß, daß er von einer seltenen Selbständigkeit wie klaren Festigkeit des Urtheils und des Auftretens war. Viel hatte zu der gegnerischen Annahme seine Schüchternheit und seine Unfähigkeit, öffentlich zu reden, Anlaß gegeben; man begriff nicht, daß ein Mann, der in seinem Aeußeren nichts weniger als die eiserne Energie Ketteler's wiederspiegelte, sie in seinem Vorgehen so glänzend aufwies. Beider Kirchenfürsten Ziel war das gleiche: die Autonomie der Kirche nicht nur auf ihrem ureigensten Gebiet wiederherzustellen, sondern auch auf den den Staat interessirenden Grenzgebieten (wie Schule, Ehe, Pfründewesen, Erziehung des Clerus). Neu war dies Programm nicht; es ist schon bestimmt und entschieden ausgesprochen in dem für die kirchenpolitische Entwicklung des 19. Jahrhunderts bedeutsam gewordenen Buch „Du Pape“ von de Maistre und in der dadurch eingeleiteten Bewegung eines Lamennais und Montalembert in Frankreich; daher auch die begeisterte Zustimmung, die Vicari's Auftreten während des Conflictes in Frankreich fand. Nach der Wiederherstellung der äußeren Organisation der Landeskirchen in Frankreich und Deutschland verlangte Rom unabläßig Beseitigung aller nationalkirchlichen Regungen und staatskirchlichen Ansprüche, besonders unter Gregor XVI. Das Beispiel des Kölner Oberhirten v. Droste-Vischering, der eine Hauptforderung Roms dem Staate gegenüber geltend machte und auch durchsetzte, war das Signal auch für andere Diöcesen. Die kirchlichen Forderungen nach einem freiheitlichen Ausbau der inneren Verfassung der Diöcesen trafen um diese Zeit zusammen mit der gleichen Bewegung auf politischem Gebiet; nur daß für die von Haus aus autokratische Kirche in diesem demokratischen Zug der Zeit eine große Gefahr lag, insofern nicht nur der Clerus, sondern selbst auch das Volk Antheil an der inneren Verwaltung und Regierung der Kirche durch die als parlamentarische Einrichtung gedachten Synoden verlangte. Wenn sich Hermann v. V., ein von Haus aus durch Familientraditionen romcentrisch, streng kirchlich gesinnter Mann, dieser durch die Zeitverhältnisse bedingten Bewegung anschloß und die daraus sich ergebenden Forderungen mit einer bei seinem hohem Alter und seiner timiden Natur geradezu erstaunlichen Ausdauer und Entschiedenheit vertrat, so brauchen die Anregungen dafür kaum in seiner Umgebung gesucht zu werden. Daß es bei dem Ziel, das sich V. beim Antritt seiner Regierung stellte, zu Conflicten kommen mußte, lag in dem unklaren Verhältniß von Kirche und Staat begründet; die Reibungsfläche bildete die Kirchenpragmatik von 1830, durch welche die bei der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz zwischen Rom und der badischen Regierung getroffenen Abmachungen nationalkirchlich gefärbt wurden. Als Vollzugsorgane

dieser Kirchenpragmatik stand zwischen Curie und Regierung die katholische Kirchensection, deren ganze Organisation und Wirksamkeit Conflictsstoff genug in sich schloß, deren Bestreben ständig darauf hinauslief, die anerkannten Befugnisse in kleinlich bureaukratischer Form zu betonen oder den Kreis der staatlichen Rechte auf Kosten der bischöflichen zu erweitern (vgl. Meyer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage, Rostock 1871, S. 385 ff.).

Die ersten Jahre der bischöflichen Wirksamkeit waren verhältnißmäßig ruhig; sie waren ganz der Sorge gewidmet, durch Firmungsreisen, die unter dem schwerfälligen und leidenden Demeter fast ganz unterblieben waren, sowie durch Kirchen- und Pfarrvisitationen das religiöse Leben und die kirchliche Disciplin wieder neu zu beleben. Zur Hebung des priesterlichen und kirchlichen Geistes in der Pfarrgeistlichkeit wurden alljährlich, meist in St. Peter, Exercitien abgehalten. Um auch das wissenschaftliche Interesse zu wecken und zu fördern, wurden 1844 Capitelsconferenzen angeordnet, die alljährlich stattfinden sollten und das „Archiv für die Geistlichkeit der oberrheinischen Kirchenprovinz“ gegründet. An Stelle dieses nicht lebensfähigen Organes rief V. die „Süddeutsche Zeitung“ ins Leben, die unter der Leitung von Buß und Strehle officiöses Sprachrohr der Curie und von größter Bedeutung in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen wurde. Besondere Sorgfalt wendete der Erzbischof den Diasporagemeinden zu, von denen eine größere Anzahl zu Pfarreien erhoben wurden, wie die in Lahr, in Lörrach, Adelsheim, Emmendingen, Schopfheim, Müllheim und Kandern. Die ersten Schwierigkeiten, die V. zu überwinden hatte, schuf nicht das Staatskirchenthum, sondern der innerkirchliche Liberalismus; hierbei stand die Regierung mit all ihren Machtmitteln ganz auf seiner Seite. Es genügte, als für die deutschkatholische Bewegung Ronge's vor allem in der Presse lebhafte Propaganda gemacht wurde, eine Vorstellung des Erzbischofs beim Ministerium (10. März 1845) und die staatliche Anerkennung der deutschkatholischen Gemeinde blieb versagt; gegen die Preßagitation schritt die Censur ein, und die Versammlungen und Cultusveranstaltungen der Rongeaner wurden verboten. Der Clerus wurde durch oberhirtliches Rundschreiben ermahnt (17. März), durch gründliche Belehrungen das Volk vor der neuen Secte zu warnen, und den Decanen besondere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So fand Ronge nur sporadischen Anhang in den größeren Städten wie Pforzheim, Heidelberg und Mannheim, am Bodensee aber eine glatte Absage, namentlich auch bei Wessenberg. Heinr. Schreiber und ein Pfarrer, die sich Ronge angeschlossen hatten, wurden excommunicirt; die ganze Bewegung konnte als in Baden gescheitert betrachtet werden. Die Radicalen in der zweiten Kammer sorgten aber noch für ein geräuschvolles Ende. Die Versagung der staatsrechtlichen Anerkennung durch das Ministerium veranlaßte den protestantischen Pfarrer Zittel am 15. December 1845 zu einer Motion über die „Gestattung der Religionsfreiheit“, die eine hoch erregte Debatte und auf Seiten kirchlich gesinnter Katholiken eine Fluth von Petitionen und Adressen dagegen zur Folge hatte, so daß am 9. Februar 1846 die Kammer aufgelöst wurde. War auch die Nachfolgerin womöglich noch radicaler, so entsprach doch die Regierung ihrem Beschlusse, „die Beschwerdevorstellung der deutschkatholischen Gemeinde empfehlend ans Ministerium zu überweisen“, wiederum nicht und gestattete den Deutschkatholiken lediglich die private Cultübung. Noch im J. 1846 ließ der Erzbischof eine eindringliche Mahnung zur Rückkehr an die Rongeaner ergehen und suchte den Hauptherd der Bewegung in Baden, Mannheim, auf, wo er von dem kirchlichen Leben den besten Eindruck gewann.

Weit mehr trug zu gleicher Zeit zur Verwirrung der Geister unter den Katholiken Badens die „Synodalbewegung" bei. Sie ist eine entschieden kirchlich liberal oder wessenbergianisch gefärbte Abart jener in ganz Deutschland in den 40er Jahren auftretenden Bewegung, die deutsche Kirche unter einem Primas, oder auch zweien, organisatorisch zusammenzufassen, in Rom durch einen rührigen und die deutschen Interessen energisch wahrenden Agenten besser denn bisher vertreten zu lassen und vor allem das religiöse Bewußtsein unter den Gläubigen und das Zusammengehörigkeitsgefühl durch Diöcesen und Nationalsynoden wachzuhalten. Durch letztere wollte man den wie im Staatsleben so auch der kirchlichen Verwaltung eingerissenen bureaukratischen Geist lahm legen. Diese Forderungen hatten in ihrer principiellen Fassung nichts Anrüchiges, so daß auch die Bischofsconferenz in Würzburg 1848 eingehend mit der besonders von Döllinger gründlich debattirten Frage der Synoden sich befaßte. Ein innerer Zusammenhang zwischen dieser Bewegung und der Verfassungsbewegung auf politischem Gebiet läßt sich nicht abstreiten; gerade das machte aber manche Bischöfe in Würzburg kopfscheu; sie konnten ihre Bedenken beweiskräftig gestalten durch den Hinweis auf die bedenklichen Consequenzen, zu denen sich die Synodalisten in Baden, fast durchweg Geistliche von zweifelhafter Gesinnung, verstiegen hatten. Hier strebte die von dem radicalen Stadtpfarrer von Konstanz Kuenzer geführte Bewegung die Durchführung des Constitutionalismus in der Kirche an. In Petitionen an den Erzbischof wurde schon bald nach dem Regierungsantritt Vicari's, 1845, Abhaltung von Synoden mit geistlichen und weltlichen, stimmberechtigten Mitgliedern zur Festsetzung allgemein verbindlicher Verfügungen, zur Reform der Beichte und der Liturgie verlangt. Einen großen Anklang in Volk und Clerus fanden diese auf Organisation einer deutschen Nationalkirche hinauslaufenden Agitationen zunächst nicht. Der Erzbischof maßregelte den auch sonst nicht einwandfreien Pfarrer Kuenzer dadurch, daß er wiederholt ihm unter Zustimmung der Regierung den Urlaub zur Ausübung seines Landtagsmandates verweigerte. 1848 trat diese vom Clerus der Landcapitel Konstanz, Breisach, Villingen und Geisingen unterstützte Bewegung „zur Vorbereitung einer National-Kirchenversammlung" neuerdings mit einer gedruckten Adresse vor den Erzbischof und verlangte baldige Einberufung einer aus Laien und Geistlichen zusammengesetzten Synode, um die immer mächtiger auftretenden Bestrebungen der antinationalen Partei in der katholischen Kirche, die gegen die Grundsätze Josef's II. und des rühmlichst bekannten Wessenberg gerichtet seien und die Rechte der Staatsgewalt verletzten, zu paralysiren; des weiteren wurde dem Erzbischof nahe gelegt, einen Beirath aus der Landgeistlichkeit zu wählen, seinen Kaplan zu entlassen, nichts ohne Zustimmung des Ordinariats vorzunehmen und das Priesterseminar in St. Peter unter bessere Leitung zu stellen. Daß aber auch sonst der Geist der Disciplinlosigkeit und der Corruption weithin im badischen Clerus verbreitet war und Forderungen äußerte, die noch weit über das Programm des kirchlichen Constitutionalismus hinausgingen und u. a. Aufhebung des Cölibats betrafen, zeigen die auf Wunsch des Ordinariats in den einzelnen Capiteln gefaßten Beschlüsse von Conferenzen über die nothwendige kirchliche Reform (theilweise mitgetheilt im „Katholik" 1848, S. 257 ff.). Indeß erfolgten auch correctere Gutachten, die durchweg an erster Stelle dem Bischof gegenüber das Unzeitgemäße und selbst Bedenkliche der Synodalveranstaltungen betonten. Das war auch die Auffassung Vicari's, der all den Synodalbestrebungen gegenüber eine entschieden ablehnende Haltung beobachtete und auch der vom Oberkirchenrath ausgesprochenen Ansicht von der Ursprünglichkeit und Nothwendigkeit einer Repräsentativ-

regierung in der Kirche widersprach (12. Januar 1849). Die lautesten Agitatoren für kirchliche Laiensynoden, Oberstudienrath Beck, Gymnasiumsdirector Fickler, Kuenzer und Brugger, wurden am 31. August 1848 excommunicirt. Aber auch einwandfreiere, radicalen Forderungen durchaus abholde Anwälte des Instituts der Synodalversammlungen entgingen der Maßregelung nicht. So wurde die Schrift des Domdecan Hirscher, „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" (Tübingen 1849), in der er sich zur Belebung und Erhaltung des religiösen Eifers im Volk und Clerus und zur Paralysirung des hierarchischen Absolutismus für die Theilnahme von Geistlichen und Laien an Synoden aussprach, ebenso die eines anderen Freiburger Domcapitulars, Haiz („Das kirchliche Synodalinstitut", Freiburg 1849), trotz ihrer vorsichtigen Fassung 1850 von Rom censurirt. Da beide Verfasser ihre Anschauungen von vornherein dem Urtheil der Kirche unterstellt hatten, war es ihnen ein leichtes, auch dem Verdict sich zu unterwerfen. Daß übrigens V. ebensowenig wie die Würzburger Bischofsversammlung principieller Gegner des Synodalinstituts war, daß er nur die antihierarchischen Bestrebungen vermieden sehen wollte, zeigt sein Hirtenbrief vom Jahre 1849 (Katholik 1849, S. 89 ff.), in dem er „die Neubelebung des Synodalwesens als ein Product des erwachenden Geistes der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche, als das beste Mittel, die an vielen Orten so tief gesunkene Disciplin wieder herzustellen, den echt kirchlichen Geist zu wecken und zu befestigen", feiert. Gleichzeitig kündigt er die baldige Abhaltung einer kirchlich zulässigen Diöcesansynode an. Zunächst war aber, da der politische Radicalismus zur Revolution geführt hatte, daran nicht zu denken. Der Erzbischof, der während der Revolutionstage in Freiburg blieb, sich aber für den Fall der Gefahr eine Uebersiedlung nach Basel vorbehielt, anerkannte die provisorische Regierung, im Gegensatz zum Domcapitel, nicht; in einem von Fürstbischof Diepenbrock als „muthiges Wort" gepriesenen Hirtenbrief vom 29. Juli 1849 wandte er sich „gegen die Lügen der sog. Volksbeglücker" und erstrebte die Wiederherstellung der Rechtsordnung durch Einschärfung des christlichen Geistes, durch Durchführung einer schärferen Disciplin in Volk und Clerus, aber auch durch Wiederherstellung der kirchlichen Freiheit. In der Aera der Reaction wurde an der Belebung des religiösen Geistes im Volke im ganzen Lande mit Exercitien und Volksmissionen gearbeitet, die besonders durch Jesuiten (u. a. P. Roh) abgehalten wurden und die Billigung der Regierung fanden; ein besonderes Verdienst um die Missionirung der badischen Katholiken erwarb sich der Pfarrer Philippi von Blodelsheim, der durch eine scharfe Kritik des badischen Clerus im Univers (1846, sept. 29) einen Protest von Alban Stolz im „Katholik" provocirte und seit 1842 bei seinen Missionen im Elsaß, von 1849 an auch in den Schwarzwalddörfern Tausende von Badensern um sich scharte (Lux, L'abbé Philippi, un apôtre des Badois au XIX^{e} siècle. Rixheim 1894). Die Lage schien günstig, auch die Klöster wieder hergestellt zu sehen, erklärte doch der Erzbischof in jenen Tagen: „Die socialen Uebel unserer Zeit können theilweise nur durch die religiösen Orden gründlich geheilt werden." In dieser Erneuerung des kirchlichen Geistes im Volk, neben der eine ständige Verwarnung vor irreführenden Bestrebungen, wie der pietistischen Tractätchenlitteratur (Hirtenbriefe von 1852, 1855, 1856) oder des sog. geistig-magnetischen Vereins des Pfarrers Ambros Oschwald (Hirtenbrief von 1851) herging, ist der Hauptgrund für den moralischen Erfolg des Oberhirten im Kirchenstreit zu erblicken: er hatte das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit auf seiner Seite und konnte darum mit unerschütterlicher Zähigkeit auf seinen Principien bestehen.

Der erste Zusammenstoß des Erzbischofs mit der Staatsregierung erfolgte wegen der Mischehen, bezüglich deren sein Vorgänger, nicht ohne Widerspruch Vicari's, die Praxis befolgt hatte, gemischte Ehen einzusegnen, auch wenn protestantische Kindererziehung in Aussicht stand. Diesem Verfahren machte die erzbischöfliche Verordnung vom 9. August 1845 ein Ende, insofern jetzt die Einsegnung von Mischehen von dem Versprechen katholischer Kindererziehung abhängig gemacht wurde. Die Regierung, die es in jenen Jahren zu einem offenen Kampf mit der Kirche nicht kommen lassen, aber ebensowenig die Praxis der früheren Bischöfe preisgegeben sehen wollte, wandte sich, wie es V. schon in einem eingehenden Bericht vom 3. März 1846 gethan hatte, an den Papst mit der Bitte, den Erzbischof um friedliche Beilegung des Zwischenfalles zu veranlassen. Das Breve Gregor's XVI. vom 23. Mai 1846 war die Antwort; es approbirte die erzbischöfliche Maßnahme und schärfte dem badischen Clerus neuerdings den Erlaß vom 9. August 1845 ein. Dr. Beck, der im Oberkirchenrath wesentlich an der Verschärfung des Conflicts betheiligt war, wurde von der Regierung fallen gelassen (1847). Diesem mehr episodenhaften Vorspiel des Kirchenstreits folgte noch im gleichen Jahr ein Vorstoß der zwei hervorragendsten Führer der badischen Katholiken, des Abgeordneten Heinrich v. Andlaw in der ersten Kammer am 22. Juli 1846 und des Professor Dr. Buß am 10. September in der zweiten. Beide verlangten unbeschränkte Freiheit der Kirche auf den umstrittenen Gebieten der Seminarerziehung des Clerus, des Rechtes der kirchlichen Aemterbesetzung und der Leitung der Schule; als schlimmsten Mißstand bezeichnete Andlaw die Kirchenpragmatik vom Jahre 1830 und deren Vollzugsorgan, den Oberkirchenrath. Praktische Resultate erzielten die in der zweiten Kammer sehr erregt verlaufenen Debatten nicht, aber die Geister waren aufgerüttelt und die Bischöfe Deutschlands wurden von den verschiedensten Seiten zu gemeinsamen Maßnahmen aufgefordert. Das Wort eines Franzosen von der größten Häresie des 19. Jahrhunderts, womit die Unterordnung der Kirche unter den Staat gemeint war, wurde bei uns colportirt; der Zeitpunkt, da das politische deutsche Parlament tagte, schien günstig, ihm ein kirchliches Gegenstück zu geben und darauf die kirchlichen Grundrechte festzustellen. Die revolutionäre Erschütterung der Grundlagen des Staates verbürgte die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen. So fand noch 1848, 21. October bis 14. November, die Versammlung der deutschen Bischöfe in Würzburg statt; aus den von Maas mitgetheilten Briefauszügen (S. 216) ergibt sich, daß der Freiburger Oberhirte sich lebhaft an der Vorbereitung betheiligte; bei den Verhandlungen beschwerte er sich hauptsächlich gegen den allgemeinen landesherrlichen Patronat, die staatliche Leitung der Convicte, gegen das Placet, die staatliche Verwaltung des Kirchenvermögens und den Staatsconcurs der Theologiecandidaten. Die gemeinsame Denkschrift, in der die Forderungen dem Staat gegenüber zusammengefaßt waren, theilte V. dem Ministerium am 27. November 1848 mit der Bitte mit, „in gesetzlicher Verhandlung die freie Ausübung der bischöflichen Jurisdiction zu ordnen". Die Bitte wurde in Intervallen von Jahresfrist 1849 und 1850 wiederholt. Als die Regierung, die ein Einvernehmen der übrigen oberrheinischen Staaten anstrebte, immer noch die Antwort verzögerte, fragte Hirscher am 5. November 1850 in der ersten Kammer an, wann „die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat auf Grundlage der kirchlichen Selbständigkeit zu erwarten sei", und beantragte, als die Antwort unbefriedigend ausfiel, eine Beschwerdeadresse an den Großherzog, die aber in der vorgeschlagenen Form nicht zu Stande kam. Inzwischen kamen die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz März 1851 zusammen zur Formulirung

ihrer Rechtsansprüche, die in einer Denkschrift niedergelegt wurden. Erst ein Jahr später, im Februar 1852, beriethen die Regierungen gemeinsam über deren Beantwortung; zu gleicher Zeit tagten auch die oberrheinischen Bischöfe in Freiburg wieder und richteten ein abermaliges Monitorium (10. Februar) zwecks Aufhebung des kirchenfeindlichen Staatskirchenthums an ihre Regierungen.

Bevor die badische Regierung aber zu dieser wiederholten Forderung Stellung nehmen konnte, erfolgte mit dem Tode des Großherzogs ein Ereigniß, das nicht wenig zur Verschärfung des Conflictes beitrug. Der Erzbischof ordnete, entgegen dem Wunsche der Regierung, für den verstorbenen Landesherrn ein Seelenamt an einem Wochentag in allen Kirchen abhalten zu lassen, für einen Sonntag (9. Mai) eine einfache Trauerfeierlichkeit an. Das entsprach wohl den streng kirchlichen Satzungen, aber nicht dem bisher in Baden und auch anderwärts üblichen Brauch; jene Satzungen in solchem Augenblick mit aller Schroffheit durchführen, hieß dem bisherigen Regime in Karlsruhe in aller Form den Krieg erklären, den Weg kirchlichen Rechts ohne jede Rücksichtsnahme betreten. Denn darüber war sich V. wohl klar, daß sein Vorgehen an höchster Stelle tiefe und dauernde Verstimmung hervorrufen mußte; wurde es doch geradezu in einem Ministerialschreiben als Tactlosigkeit charakterisirt. Aber andererseits wurde durch den Vorfall der Geist der kirchlichen Disciplin nicht wenig im Volk und Clerus geschärft, umsomehr, als alle Drohungen und Gegenmaßregeln der Regierung der ehernen Consequenz und Entschiedenheit der Curie gegenüber wirkungslos blieben. Der Erzbischof hielt allen Gegenvorstellungen zum Trotz seine Verordnung aufrecht und rechtfertigte sie in einem Hirtenschreiben vom 9. Mai. Die 60 Geistlichen aber, die dem Wunsch der Regierung entsprochen hatten, mußten in St. Peter dreitägigen Strafexercitien sich unterziehen, ohne daß die Regierung den zugesagten Schutz ihnen hatte angedeihen lassen. V. hatte eine Kraftprobe bestanden, die ihn zu weiterem selbständigen und entschiedenen Vorgehen geradezu ermuntern mußte. So legte er, als das Ministerium unter dem 5. März 1853 die in der bischöflichen Denkschrift von 1851 aufgestellten Forderungen ablehnend beschied, einen formellen Protest (6. März) ein und berief nochmals seine Suffragane zu sich, mit denen er den in einer Denkschrift (18. Mai) enthaltenen Beschluß faßte, von nun an die beanspruchten Rechte via facti einfach auszuüben, sämmtliche Pfründen, auf denen kein kanonisches Patronatsrecht ruhe, frei zu besetzen, die Bestätigung der Präsentation oder freien Collatur durch die Regierung nicht anzuerkennen, ebensowenig wie den landesherrlichen Tischtitel, die Anwesenheit eines landesherrlichen Commissärs bei Seminar- und Pfarrprüfungen zurückzuweisen. Noch glaubte die Regierung, durch Vertröstung und einige Concessionen, wie hinsichtlich des Placets, die Erregung beschwichtigen zu können; aber als der Oberkirchenrath die neue Entschließung des Erzbischofs mit einem etwas ungeziemenden Hinweis auf dessen Unterthanenpflichten beantwortete, räumte V. diesen Stein steten Anstoßes kurzerhand aus dem Weg. Nach wiederholter Vermahnung und Verwarnung wurden die katholischen Mitglieder excommunicirt (15. November 1853) und der Erzbischof besetzte Pfarreien und nahm Pfarr- und Seminarprüfungen mit Umgehung der staatlichen Rechtsansprüche vor. Die durch einen Staatsrath persönlich übermittelte Aufforderung, die eigenmächtigen Anordnungen, als gegen „die Hoheitsrechte des Landesherrn“ gerichtet, zurückzunehmen, ließ er unbeachtet, ebenso die Regierungsverordnung, daß erzbischöfliche Verfügungen Rechtskraft nur durch Vorlage und Unterzeichnung durch einen Specialcommissär erhalten können. Auch dieser Commissär wurde, als er seine

Weisungen durchzuführen suchte, mit der großen Excommunication belegt. Es entspann sich nun wochenlang hindurch ein abstoßender Kleinkampf der geistlichen und weltlichen Macht, dessen Opfer die untergeordneten Organe waren; mit Polizei- und Gendarmengewalt suchte die Regierung die Verlesung des Hirtenbriefs wie auch die für den December 1853 und Januar 1854 angeordneten Predigten über den Kirchenstreit zu verhindern und die dem Bischof gehorsamen Geistlichen in Strafe zu nehmen; ebenso schritt der Erzbischof gegen die wenigen Decane und Geistlichen, die sich seinen Bestimmungen nicht gefügt hatten, mit Absetzung, Suspension, gegen zwei sogar mit Excommunication ein. Auch Domcapitular Haiz, der trotz Zustimmung zu den erzbischöflichen Maßnahmen insgeheim mit dem Staatscommissär verhandelte, wurde seiner Functionen im Capitel enthoben und blieb es zeitlebens. Von ihm abgesehen, bethätigte das ganze Ordinariat seine formelle Erklärung, sich mit dem Oberhirten solidarisch zu fühlen (3. November), auch durchweg durch sein Verhalten.

Eine tiefgehende Erregung ob dieser Vorgänge bemächtigte sich des katholischen Volkes und wurde noch geschürt durch eine leidenschaftliche Flugschriftenlitteratur der einen wie der anderen Seite, von der Agitation in der Presse gar nicht zu reden. Die Regierung war von vornherein dieser Bewegung gegenüber dadurch im Nachtheil, daß sie enge landesparteiliche Interessen vertrat, während die Curie von Anfang an die Frage auf eine breitere Basis gestellt hatte und darum auch an eine weitere Oeffentlichkeit appelliren konnte. Sie hatte nicht umsonst vom Moment an, da der Streit sich zu einem Principienkampf auszuwachsen drohte, ein gemeinsames Vorgehen aller oberrheinischen Bischöfe einzuleiten gewußt; der Forderung des Einzelnen gab das einen um so wirksameren Nachdruck, als die einzelnen Regierungen vergebens ein derart solidarisches Zusammenwirken anstrebten. Aber über eine bloß moralische Unterstützung ging das Zusammengehörigkeitsgefühl unter dem deutschen Episcopat noch hinaus; nicht nur, daß durch weitgehende Geldspenden die Strafverfügungen unwirksam wurden, auch durch Wort und Schrift suchte mancher Bischof die Position Vicari's zu stärken. Es gilt dies namentlich von dem streitgewaltigen Mainzer Oberhirten v. Ketteler, dem manches Pronunciamento seines Freiburger Metropoliten zugeschrieben ward, der auch in einer sehr entschiedenen Broschüre (Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Bestrebungen des Oberrheinischen Episcopats und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict, Mainz 1854) den badischen Kirchenstreit vor der breitesten Oeffentlichkeit behandelte. Von Mainz, dem Herd der katholischen Renaissance in Deutschland, ward das lebendige Interesse am Freiburger Conflict nach Frankreich verpflanzt; mit lebhaftester Theilnahme verfolgte man im „Univers“ und „Ami de la Religion“, die beide Sammelstellen für den Erzbischof und Clerus von Baden eröffneten, die Entwicklung des kirchenpolitischen Streites. Montalembert schrieb eine viel vermerkte Sympathiekundgebung, in der er meinte: „Ici, c'est le droit tout entier de l'Église qui est en jeu: les évêques et le clergé du Haut-Rhin combattent pour maintenir tout ensemble des lois ecclésiastiques contre un pouvoir qui prétend ouvertement faire gouverner les âmes par des mains laïques“ (Ami de la Religion 1853, Dec. 1 und Oeuvres V, 239 ff.). Aehnliche Kundgebungen liefen von den meisten französischen, österreichischen, von einer Anzahl italienischer, englischer Bischöfe und selbst von einem australischen Bischof ein, von allen badischen und zahlreichen außerbadischen Capiteln, hervorragenden katholischen Laien des In- und Auslandes. Gesammelt wurden diese Adressen alsbald zur „Steigerung des katholischen

Bewußtseins" in 4 Bändchen (Mainz 1854) in der Oeffentlichkeit verbreitet; an der Spitze dieser Sympathiekundgebungen standen die ermuthigenden und begeisterten Worte Pius' IX. aus der Allocution vom 16. November 1853. 1855 ließ der Papst V. einen von den Katholiken Lyons für den vertriebenen Erzbischof Fransoni von Turin bestimmten Ring übermitteln, dessen Inschrift Eusebio redivivo an den Bekennerbischof von Vercelli aus der Zeit der arianischen Wirren erinnerte. Eine Deputation französischer Katholiken überbrachte einen Hirtenstab, auf dem die Vertreibung des Tempelschänders Heliodor dargestellt war. Die Kehrseite dieser Beifallsäußerungen war naturgemäß tiefe Erbitterung über das bureaukratische Regiment in Baden, das selbst den Historiker Leo empörte; da mit der Fortdauer des Conflicts die Seelsorge mancherorts aufhörte und die Disciplin stark erschüttert wurde, sprach man schon offen von einer Intervention der katholischen Mächte (bez. Frankreichs vgl. Aus den Briefen des Grafen Prokesch S. 346 ff.); der österreichische Gesandte in Karlsruhe ließ geradezu gemaßregelten aus Oesterreich stammenden Geistlichen den Betrag ihrer Geldstrafen zugehen und übte nach Bismarck's Ansicht „eine bis zum Charakter der Drohung gesteigerte Parteinahme" für die Position des Clerus aus. Außerdem ließ Kaiser Franz Josef um diese Zeit bei dem Prinzregenten nachdrücklich seinen Wunsch nach baldiger Beilegung des Kirchenstreits verlautbar werden. Das alles legte der Regierung den Wunsch nach einer Verständigung nahe; den Anlaß gab der Glückwunschaustausch zwischen Erzbischof und Prinzregent zu Neujahr 1854. Mittelsmann war Bischof Ketteler von Mainz, der die Aufhebung der Verordnung vom 7. November 1853 und die Möglichkeit einer directen, den Oberkirchenrath übergehenden Verhandlung mit dem Ministerium erreichte und im Namen des Erzbischofs die Versicherung gab, daß bis zur definitiven Regelung, derentwegen baldigste Verhandlungen mit dem hl. Stuhl in Aussicht gestellt wurden, keine Pfründen mehr besetzt und keins der bestrittenen Rechte ausgeübt werden solle. Schon Ende Januar wurde der Abschluß einer definitiven Friedensabmachung dadurch illusorisch gemacht, daß die Regierung, gefestigt in ihrem Widerstand durch den über Oesterreichs Einflußnahme beunruhigten Bismarck, weitgehende, von vornherein unerfüllbare Anforderungen an die Curie stellte. Jedenfalls war fortan eine Einwirkung Oesterreichs auf den badischen Kirchenstreit ausgeschaltet, Bismarck hatte dem Regenten wie dem Ministerium in Karlsruhe Rückendeckung durch Preußen zugesichert und den Kampf gegen hierarchische Uebergriffe als eine Ehrensache des deutschen Protestantismus hingestellt. Unverzüglich begann der Erzbischof jetzt wieder seine umstrittenen Rechte thatsächlich geltend zu machen und auszuüben; die Regierung antwortete mit Gehaltsperre bei den neu ernannten Pfarrverwesern und mit Uebertragung der Verwaltung des Kirchenvermögens an die Bezirksämter. Die Gegenantwort Vicari's waren zwei, die ministerielle Verfügung zurückweisende Protestrundschreiben vom 5. und 11. Mai, die am 23. und 25. Mai von allen Kanzeln verlesen wurden. Daraufhin ward am 18. Mai 1854 eine strafgerichtliche Untersuchung „wegen Amtsmißbrauchs zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" gegen den Erzbischof eingeleitet und dieser acht Tage lang in seinem Palais gefangen gehalten. Zwar mußte das ganze juristisch nicht haltbare Verfahren wieder eingestellt werden; dafür aber dauerten im Lande die Maßnahmen und polizeilichen Ueberwachungen gegen den zwischen zwei Autoritäten gestellten Clerus ungemindert fort und schürten ins Maßlose die Entrüstung und Erregung des Volkes; im Odenwald und Taubergrund kam es wiederholt zu Unruhen, so daß hier die Executionstruppen einschreiten mußten.

Diesen bedenklichen Symptomen gegenüber, angesichts der immer mehr überhandnehmenden Zerrüttung der Seelsorge im Lande konnte die Regierung auf einer Fortsetzung der bisherigen Politik nicht verharren. Noch bevor es zum gerichtlichen Einschreiten gegen V. gekommen war, hatte man den Weg einer Verständigung mit Rom betreten, wohin der Erzbischof von Anfang an den Streitfall verwiesen sehen wollte. Der Umstand, daß gleichzeitig auch Hessen, Württemberg und Oesterreich in ähnliche Unterhandlungen mit der römischen Curie getreten waren, erleichterte den Schritt, wie auch Oesterreich selber Vermittlerdienste leistete. Die vorbereitenden Besprechungen wurden durch den Grafen v. Leiningen geführt, den bald Staatsrath Brunner ablöste. Eine vorläufige Verständigung über die wichtigsten Streitpunkte und Ende 1854 auch ein formeller Waffenstillstand stellte so ziemlich den Status quo vor dem Streit wieder her, vor allem hinsichtlich der Pfründenbesetzung und der Verwaltung des Kirchenvermögens. Der Erzbischof war indeß ungehalten über diese Preisgabe seiner Errungenschaften, wurde aber durch den Wiener Pronuntius Viale Prela dahin beruhigt, daß die Principienfragen dadurch keineswegs berührt würden und ihm auch ein Verkehr mit dem Oberkirchenrath nicht zugemuthet würde. Die Verhandlungen, die mit den Cardinälen Brunelli und Reisach — nach Brunner's Tod vom Grafen v. Berckheim und Oberhofgerichtsrath Roßhirt — geführt wurden, nahmen erst unter dem Ministerium Meysenbug (Mai 1856) einen beschleunigten Fortgang, zogen sich aber, da die Competenzfrage in Sachen der Pfründenverleihung und der Vermögensverwaltung langwierige Voruntersuchungen erheischte, bis in den Sommer 1859 hin. Am 28. Juni 1859 wurde endlich die Convention oder das Concordat über die Abgrenzung der beiderseitigen Rechtssphären abgeschlossen, im August des gleichen Jahres von Papst und Großherzog ratificirt, von letzterem am 5. December „unter dem Vorbehalt der ständischen Zustimmung zur Aenderung der der Vereinbarung entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen“ als landesherrliche Verordnung veröffentlicht. Im wesentlichen stellte diese Abmachung den durch die Bulle Ad Dominici gregis custodiam geschaffenen und im einzelnen durch die Forderungen der oberrheinischen Bischöfe ergänzten Rechtszustand her. Es kann hier füglich davon Abstand genommen werden, näher auf ihre Bestimmungen einzugehen; erwähnt sei nur, daß sie der Kirche freie Wahl des Erzbischofs, diesem ebenso freie Wahl seiner Verwaltungsräthe zusicherte, des weiteren das uneingeschränkte Recht freier Ausübung der kirchlichen Verwaltung und Jurisdiction, der freien Pfründenverleihung (bei mehr denn einem Drittel aller Pfründen), sofern nicht ein rechtmäßig erworbenes Präsentationsrecht vorhanden, der an das Mitaufsichtsrecht des Staates gebundenen selbständigen Verwaltung des Kirchenvermögens; der durchaus selbständigen Regelung des Religionsunterrichts an den sonst dem Staat unterstehenden Schulen. In Sachen der Eheschließung, deren sacramental kirchliche Seite gänzlich der Kirche überlassen ward, verblieb dem Staat das Recht über die bürgerlichen Wirkungen; die Möglichkeit von Ordensniederlassungen wird offen gehalten; ebenso der Anspruch der Kirche auf staatliche Convicte und katholische Gymnasien anerkannt; die theologische Facultät untersteht in Ausübung des Lehrberufs der Aufsicht des Erzbischofs, dem auch ein Beschwerderecht gegenüber antikirchlichen Lehren von Professoren anderer Facultäten zusteht.

Diese weitgehenden Zugeständnisse des Concordates an die Kirche erregten einen Sturm der Entrüstung in außerkatholischen Kreisen, der auf einer Conferenz der liberalen Protestanten Heidelbergs (darunter Häusser, Schenkel, Zittel) in Durlach am 28. November 1859, in dem Protest von achtzehn

Professoren der Freiburger Universität gegen die „Beeinträchtigung der Lehrfreiheit", in zahlreichen Adressen und Protestkundgebungen zum Ausdruck kam, aber auch parirt wurde auf katholischer Seite durch eine Fluth von Gegenadressen (mit wenigstens 85 000 Namen). Das Ministerium verhielt sich der ganzen Agitation gegenüber ziemlich reservirt, um so mehr zeigte sich der Großherzog für die Bedenken zugänglich, die ihm in Denkschriften von Gelehrten und Staatsmännern dargelegt wurden. So kam es auch, daß, als die zweite Kammer nach zweitägiger, vielfach leidenschaftlich und engherzig geführter Debatte (29./30. März 1860) in einer Adresse an den Großherzog das Concordat für verfassungswidrig, weil ohne Mitwirkung der Stände geschlossen, erklärte, das Ministerium aber die Competenz der Stände bestritt und außerdem in eigenmächtiger Weise sich auf die gleichlautende Anschauung des Großherzogs berief, das Ministerium Stengel-Meysenbug fiel und durch ein liberaleres Stabel-Lamey ersetzt wurde. Die Aufwerfung der immerhin nicht klaren Verfassungsfrage war nur die äußere Form gewesen, in der sich durch die Ablehnung des Concordats die seit 1848 veränderte Lage hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Staat aussprach. Vorher das autokratische josefinische Staatskirchenthum, jetzt der parlamentarische Liberalismus, der die Regelung kirchlicher Fragen selber in die Hand nahm, und dessen Geltendmachung dem innersten Wesen kirchlicher Verfassung widersprach, weil er die Declaration der kirchlichen Freiheit nicht durch die Kirche, sondern durch den Staat festgestellt wissen wollte.

Schon am 7. April erließ der Großherzog eine Proclamation, in der er versprach, „den Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche zur vollen Geltung zu bringen durch ein verfassungsmäßiges Gesetz, in dem der Inhalt der Convention seinen berechtigten Ausdruck finden solle." Die entsprechende Vorlage vom 21. November 1860 enthielt sechs Gesetzentwürfe (vgl. Friedberg, Staat und katholische Kirche in Baden, Leipzig 1874, S. 3 ff.) über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staat, über die theilweise Aufhebung des Gesetzes vom 24. Februar 1849, den Verzicht der Fürsten von Fürstenberg und Leiningen auf Patronatsrechte, über bürgerliche Standesbeamte in Ausnahmefällen, über Ausübung der Erziehungsrechte inbezug auf die Religion der Eltern, über die Bestrafung ven Amtsmißbräuchen der Geistlichen. Schon am 9. October 1860 wurde den Gesetzentwürfen, mit Ausnahme des zweiten, der dafür den Schutz der Verfassung verlangt hatte, Rechtskraft verliehen und damit formell das Concordat für aufgehoben erklärt. Das neue Gesetz garantirte der Kirche völlige Selbständigkeit auf ihrem Gebiet und stellte ihr zu deren Wahrung auch den staatlichen Schutz in Aussicht; es betrachtete aber im Gegensatz zum Concordat die Kirche nicht als eine dem Staate wenigstens gleichberechtigte, souveräne Institution, sondern nur als ihm untergeordnete Corporation, über die dem Staate unbedingtes Souveränetätsrecht zuerkannt wird in allen beide Instanzen berührenden Verhältnissen. Dieses Princip, nicht etwa der Verlust wesentlicher Rechte, erregte von vornherein den Widerspruch des Erzbischofs. Schon gleich in der Verwahrung vom 12. April gegen die Aufhebung des Concordates bat er den Großherzog, „die in der Convention garantirten Rechte der Kirche aufrecht zu erhalten", da Religionssachen als „ungeeignet für Kammerverhandlungen" dem „Wechsel ungewisser Eventualitäten" entzogen werden müßten; auch seinem Clerus gegenüber betonte er die Rechtsverbindlichkeit des Concordates in dem Rundschreiben vom 21. April, worauf ihm vom Ministerium bedeutet wurde, seine „Stellung als Unterthan" verkannt zu haben. Diesen Gedanken von der souveränen Stellung der Kirche im Staat, „in deren Rechtsgebiet man

ohne Einvernehmen mit ihr nicht eingreifen" dürfe, zum scharfen Ausdruck zu bringen, sucht die Verwahrung gegen die sechs Gesetzentwürfe, die der Erzbischof in seiner Denkschrift vom 2. Juli niederlegte; ebenso eine gleichzeitig abgehaltene Versammlung des Clerus in Appenweier und zwei päpstliche Noten vom 26. Juli und 22. December. Unter dem letzteren Datum nahm die römische Curie das Concordat zurück, damit aber auch die Concessionen, die dem Staat hinsichtlich des Rechtes der Pfründenverleihung und der Verwaltung des Kirchenvermögens eingeräumt worden waren. In beiden Fragen mußten neue Abkommen getroffen werden, die am 13. März 1861 zu Stande kamen; doch zögerte sich die officielle Genehmigung und Veröffentlichung der beiden Verträge noch bis in den October oder November hinaus, weil sich inbezug auf die Abmachung über das kirchliche Vermögen verwaltungstechnische Schwierigkeiten bemerkbar machten. Hinsichtlich des Rechtes der Pfründenbesetzung wurden dem Erzbischof insgesammt 248 zur freien Verleihung, also mehr als im Concordat, zugewiesen, bei über 170 sollte die Besetzung nach dem Ternavorschlag des Erzbischofs erfolgen; die Verwaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens sollte gemeinsam von Staat und Kirche und zwar durch den Oberstiftungsrath ausgeübt werden.

Mit dem Gesetz von 1860 und den Verordnungen von 1861 schien das Verhältniß von Kirche und Staat in einem beide Theile befriedigenden Sinne geregelt zu sein. Wenigstens sprach V. dem Papst gegenüber am 20. Januar 1862 seine Genugthuung aus, daß er „nach vieljährigem Kampf und schwierigen Unterhandlungen die Durchführung der meisten Bestimmungen der Convention im Geiste der kirchlichen Freiheit erreicht habe", ein Beweis, daß ihn weniger Bedenken rechtlicher, denn principieller Natur zu seinem Protest gegen die Gesetzentwürfe von 1860 veranlaßt hatten. Das Princip der völligen Souveränetät der Kirche, für das der greise Kirchenfürst so zäh und unbekümmert um alle Consequenzen gefochten hatte, hatte er freilich nicht durchzusetzen vermocht, dafür aber bei der Demarcation doch eine leidlich weitgehende Selbständigkeit ihr erkämpft, und eines hatte er noch erreicht, was für den Staat in den weiteren Phasen des Culturkampfes verhängnißvoll werden sollte: das katholische Bewußtsein war geschärft und gestärkt worden; die unerbittliche Consequenz, mit der V. die Rechte der Kirche vertreten, hatte ihm allerwärts unauslöschliche Sympathie verschafft. Ob der hierbei eingeschlagene Weg stets richtig oder auch nur angebracht war, fragte man sich nicht. Staatskirchliche und wessenbergianische Anschauungen und Praktiken hatte der eisige Wind des Kirchenstreits hinweggefegt. Der Friede war äußerlich wohl durch die Abmachungen von 1860/61 hergestellt, aber das gegenseitige Mißtrauen, das sich in dem langen Conflict beiderseits tief eingefressen hatte, blieb fortbestehen und wachte eifersüchtig über die eigenen Competenzen. Mißtrauen war aber auch dem katholischen Volk in den langen und oft genug leidenschaftlichen Streitigkeiten eingepflanzt worden, Mißtrauen vor dem die Rechte der Kirche knebelnden oder vorenthaltenden Staat. So hatte sich allmählich eine Scheidung des Volkes vollzogen nach seiner kirchenpolitischen, weniger seiner kirchlich religiösen Gesinnung; damit war die parteipolitische Vertretung der kirchlichen Interessen und die Bildung der katholischen Volkspartei vorbereitet. Der kirchenpolitische Kampf wurde jetzt weniger ausschließlich in den Kanzleien, denn in der breiten Oeffentlichkeit, und hier naturgemäß in gröberen Formen, ausgefochten. Die ganze Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Staat führte dazu, mehr vielleicht noch als das patriarchalische Alter, daß der Erzbischof in den letzten Jahren weniger mehr im Vordertreffen zu stehen brauchte als früher. Die großen Principienfragen, für die er zeitlebens gefochten,

waren geklärt; es genügte jetzt, jeweils in Denkschriften sie wieder darzulegen; die Conflicte, die sich ergaben, betrafen, abgesehen vom Schulstreit, meist nur einzelne Fälle, Unklarheiten in der Anwendung der Verordnungen von 1860/61. So entstand der Conflict wegen der klösterlichen Lehrinstitute Zofingen in Konstanz, Adelhausen und St. Ursula in Freiburg. Die Curie folgerte aus den ihr zugestandenen Freiheiten, daß bei diesen Instituten, die laut Regulativ von 1811 ihres klösterlichen Charakters weitgehend sich begeben mußten, wieder ihre ursprüngliche kirchliche Verfassung durchgeführt werden könne, wogegen die Regierung, die Bestimmungen des Schulgesetzes und des Regulativs betonend, jeden reformerischen Eingriff schroff zurückwies und schließlich das Dominicanerinnenkloster Adelhausen aufhob (1867). Principiellerer Natur war der Streit um die Volksschulreform (vgl. Friedberg, Staat und katholische Kirche in Baden, S. 74 ff., die dort sowie bei Maas S. 578 citirte Einzellitteratur, sowie die von der Curie herausgegebenen „Officiellen Actenstücke über die Schulfrage in Baden“, I Freiburg 1864, II 1866, III 1868, IV 1868, V 1869), für die der Director des 1862 ins Leben tretenden Oberschulraths, Professor Dr. Knies, ein großzügiges Programm in einer „Denkschrift“ an die Regierung und in 44 weiteren Thesen (5. Mai 1863) entwickelte. Die zwei bemerkenswerthesten Ziele dieses Reformplanes sind möglichste Laisirung und Entconfessionalisirung der Volksschule: als Mittel dazu werden starke Reducirung des Religionsunterrichtes, Aufhebung der obligatorischen geistlichen Ortsschulinspection sowie der facultativen geistlichen Bezirksschulaufsicht, als Ideal, das nach Wunsch der Gemeinden zu verwirklichen sei, die Simultanschule mit getrenntem Religionsunterricht empfohlen. Hatten schon die bei der Zusammensetzung des Oberschulraths zu Tage getretenen Tendenzen einer Verdrängung des kirchlichen Einflusses scharfen Widerspruch des Curatclerus wie des Erzbischofs veranlaßt, so gab sich jetzt über die Knies'schen Reformvorschläge die leidenschaftlichste Entrüstung, nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den orthodoxen Protestanten kund. Officiellen Ausdruck fanden die beiden Protestvorstellungen in der Denkschrift des Erzbischofs vom 17. December 1863 und in derjenigen der evangelisch-kirchlichen Conferenz vom Jahre 1864. Sie gaben die Losung für eine überaus erregte Agitation durch Flugschriften (von Alban Stolz u. A.), die Presse, durch Pfarrconferenzen und die sog. wandernden Casinos und Katholikenversammlungen, die mancherorts, wie in Mannheim, zu bedauerlichen Ausschreitungen der gegnerischen Seite führten. Das alles aber vermochte ebensowenig als eine erneute Vorstellung des Erzbischofs beim Großherzog (2. Mai 1864) und ein Hirtenbrief vom 19. Juli, den das Ministerium in schärfster Form zurückwies und als „Parteischrift voll unwahrer Behauptungen“ hinstellte, zu verhindern, daß die Ortsschulaufsicht dem Clerus genommen und durch eine solche des Ortsschulraths ersetzt wurde, in dem der Pfarrer nur noch vertreten sein kann (Gesetz vom 29. Juli 1864), aber nicht mehr geborener Vorsitzender ist. Die Agitation gegen dieses Gesetz erreichte jetzt nach dessen Annahme und besonders nach dem Bekanntwerden des jüngsten Schriftenwechsels zwischen Karlsruhe und Freiburg ihren Siedepunkt. Während die Wahlen zum Ortsschulrath vorgenommen wurden, wanderten Deputationen um Deputationen zum Großherzog und Petitionen mit vielen tausenden von Namen an den Landtag. Zahlreiche begeisterte Sympathiekundgebungen kamen von auswärtigen Bischöfen, von Pius IX. ein sehr anerkennendes Breve (14. Juli 1864) an den principienfesten Oberhirten. Wie sehr dieser vielfach nur um abstracte Principien kämpfte und sich die Möglichkeiten, die ebensoviel boten, entgehen ließ, zeigt das nicht von allen Ordinariatsmitgliedern gebilligte und deshalb auch 1871 zurückgenommene

Verbot (15. September 1864) an die Geistlichen, sich in den Ortsschulrath wählen zu lassen. Ein weiterer wichtiger Programmpunkt der Knies'schen Reform wurde durch das Gesetz vom 8. März 1868 verwirklicht: die facultative Durchführung der Simultanschule, die Festlegung des Religionsunterrichts auf wöchentlich drei Stunden; dessen Ueberwachung verbleibt aber der Kirche uneingeschränkt. Schon seit 1865 war dieses Gesetz in Vorbereitung, während deren auch langwierige und schwierige Verhandlungen mit der Curie gepflogen wurden. Da die hierbei erzielte Basis des Gesetzes „völlig zerstört worden sei durch die Kammerverhandlungen", legte der Clerus wie vor allem der Erzbischof im Schreiben an das Ministerium (14. December 1867), an den Großherzog (28. December 1868), der letztere auch noch durch eine officielle Erklärung vom 18. März 1868, feierlichen Protest gegen diesen weiteren Schritt der „Entchristlichung der Volksschule" ein, ohne daß diese Schritte aber irgendwie die Durchführung des neuen Gesetzes beeinflußten. Nur das Pflüger'sche Lesebuch, das der Oberschulrath zur Anschaffung empfohlen hatte, wurde infolge der von der Curie geleiteten Agitation wegen seines religiös wie pädagogisch zu beanstandenden Inhalts wieder preisgegeben.

Noch weniger wie auf dem Grenzgebiet der Schule, hatte auf dem des Kirchen- und Stiftungsvermögens die Verordnung von 1861 eine dauernde Klärung geschaffen; der Streit brach denn auch alsbald in voller Heftigkeit aus und wurde von V. und seiner Kanzlei mit allen verfügbaren Mitteln geführt. Anlaß dazu gab, daß die badische Regierung eine Anzahl für kirchlich katholische Zwecke gestiftete Fonds (in Weinheim, Kirchhofen, Pfullendorf, Ueberlingen, Radolfzell), die bisher für Schulzwecke verwendet waren, der kirchlichen Verwendung entzog und sie zu staatlichen Schulfonds umwandelte, daß sie weiter auch im religiös kirchlichen oder confessionell charitativem Sinne bisher verwendete Stiftungen der gleichen staatlichen Zweckbestimmung zuführte. Vorstellungen des Erzbischofs und Ordinariats, die in großer Anzahl an das Ministerium Lamey und Jolly gerichtet wurden, fruchteten nichts, so daß der Erzbischof den Rechtsweg durch die Stiftungscommission betreten ließ. In den meisten Fällen wurde durch alle Instanzen das Verfahren der Regierung als unstatthaft erklärt, worauf diese die Competenzfrage erhob und den Stiftungen den Charakter von juristischen Personen zuerkannte, denen gegenüber die Kirche keine Privatrechte geltend machen könne, vielmehr die Verwaltung öffentlich rechtlicher Natur sei. Der Conflict dehnte sich über die Regierungszeit Vicari's aus und ward erst durch das Gesetz vom Jahre 1870, durch das die Regierung ihr Vorgehen sanctioniren ließ, beendet. Neuer verhängnißvoller Conflictsstoff erhob sich dagegen in den letzten Lebenstagen des Oberhirten mit der Verordnung vom 6. September 1867, die bei allen Geistlichen vom Jahrgang 1862 an die Erlangung eines Kirchenamtes abhängig machte von der Ablegung einer Staatsprüfung in profanen Fächern am Schlusse des Universitätsstudiums. Der schwere Kampf, den dieses Gesetz hervorrief, fällt in die nachvicarische Periode; er wurde aber noch eingeleitet von V. selber durch die von der Regierung nachher für ungültig erklärte Verordnung, die jedem Geistlichen untersagte, sich „irgendwie an dieser Staatsprüfung zu betheiligen oder um Erlassung derselben zu bitten" (14. September 1867).

In den zwei Jahrzehnten unaufhörlichen Kampfes hatte V. weniger an die inneren Verhältnisse seiner Diöcese denken können wie in den Anfangsjahren, wenn er sie auch nie aus dem Auge ließ. Als einzige Lebensaufgabe stand ja vor ihm: Freiheit der Kirche in rechtlicher Hinsicht, Disciplin und Gesinnungsfestigkeit in kirchlicher. Alle Maßnahmen seiner Regierung sind nach diesen zwei Zielen orientirt. Um sich auf den Clerus verlassen zu können, suchte er

ihn in streng kirchlichem, von allen josefinischen oder liberalisirenden Einflüssen freiem Geist erziehen zu lassen. Darum auch schon früh seine Sorge um das theologische Convict, von dem er zunächst das eigentliche Priesterseminar abtrennte und nach St. Peter verlegte (1842); 1852 aber löste er, da die Regierung trotz aller Gegenvorstellungen den staatlichen Charakter der Anstalt gewahrt wissen und eine gründliche Reformirung der Statuten durch den Erzbischof nicht zulassen wollte, das Convict auf und verbot den Theologen weiterhin unter Androhung des Ausschlusses von der Ordination den Eintritt. Später erstreckte sich die Sorge um eine intensive streng kirchliche Erziehung der heranwachsenden Priesteramtscandidaten aber auch auf deren Leben während der Gymnasialjahre. Vom Beginn seiner Regierungszeit verlangte er dafür vom Staate Knabenconvicte; in allen Abmachungen der späteren Zeit kehrt dieser Punkt wieder. Da der Staat seine Zusicherung nicht sofort einlöste, gründete der Erzbischof privatim ein derartiges Institut in Freiburg (1845), das 1850 in ein förmliches Knabenconvict umgewandelt wurde. Die Unterhaltskosten wurden durch Beiträge des Clerus bestritten und später aus dem Vermächtniß des geistlichen Raths Kohler in Schuttern. 1857 wurden anläßlich des Bischofsjubiläums eigens Sammlungen unter dem Clerus veranstaltet, die dem gleichen Zwecke dienen sollten und den Grundstock des sog. Hermann v. Vicari'schen Fonds bilden, dem auch der Nachlaß des Erzbischofs vermacht wurde. In die ersten Jahre seiner Regierung fallen auch die wichtigsten charitativen Schöpfungen, die V. aufzuweisen hat, so die Einführung der Congregation der barmherzigen Schwestern, für die er am 30. April 1844 dem Großherzog einen Statutenentwurf vorlegte und in einem Hirtenbrief des folgenden Jahres zu einer erfolgreichen Collecte aufforderte, so daß schon gleich nach dem Einlaufen von 34 000 Gulden das Freiburger Mutterhaus gegründet werden konnte. Von katholischen Vereinen zur Pflege der Charitas oder des Glaubenslebens führte er den Bonifatius-, den Raphaels- und den Gesellenverein in seiner Diöcese ein (1848); er förderte den Missionsverein und den katholischen Verein zur Wahrung katholischer kirchlicher Interessen und Bedürfnisse in der Oeffentlichkeit, den letzteren namentlich gegen manche bei seiner Gründung durch Mone (1844) erhobenen Anschuldigungen in Schutz nehmend. 1856 rief er in einem Hirtenschreiben die öffentliche Mildthätigkeit an zur Unterstützung zweier von ihm gegründeter Rettungshäuser für verwahrloste Kinder in Walldürn und Riegel.

Die schweren Kämpfe, die der Freiburger Kirchenfürst zu führen hatte, mußten ihm bei seinem hohen Alter den Wunsch nahelegen, sein Erbe sicheren Händen anzuvertrauen, um so mehr, als sich der kirchenpolitische Horizont gegen das Ende seines Lebens zusehends umwölkt hatte und die Haltung der Regierung wie die neuesten kirchenpolitischen Gesetze den Nachfolger in die größten Schwierigkeiten bringen mußten. Wie sein Streben darauf gerichtet war, keinen zur Nachgiebigkeit geneigten oder kirchlich nicht durchaus principienfesten Mann dereinst als Nachfolger zu haben, so suchte er eine Persönlichkeit, die eiserne Energie mit unbedingter Kirchlichkeit der Gesinnung zu verbinden wußte. Das war von allem Anfang an für ihn nur der Mainzer Bischof v. Ketteler, der den badischen Katholiken nicht nur durch sein thatkräftiges Eingreifen in den Kirchenstreit, sondern vor allem auch in den letzten Lebensjahren Vicari's durch regelmäßige Firmungsreisen im Lande wohl bekannt war. Die badische Regierung lehnte aber den wiederholt vorgebrachten, 1853 auch durch den Wiener Nuntius Viale Prela unterstützten Vorschlag, E. v. Ketteler zum Coadjutor zu ernennen, sowohl in den 50er wie 60er

Jahren ab; sie ließ ihn aber auch 1866/67 nicht als Domdecan und Generalvicar zu. Sah man in Karlsruhe in Ketteler doch einen der Hauptinspiratoren des Freiburger Prälaten; Friedberg warf ihm sogar öffentlich vor, dem Erzbischof den Gedanken seiner Candidatur suggerirt und sich dafür auch sonst namhaft bemüht zu haben. Zum Domdecan und Generalvicar ernannte V. schließlich nach wiederholter Einsendung der Liste nach Karlsruhe den bisherigen Convictsdirector L. Kübel (16. November 1867); der Senior des Capitels, Orbin, war in auffälliger Weise, wegen seiner nie vergessenen versöhnlichen Haltung im Kirchenstreit übergangen worden.

Im Laufe der Jahre 1867/68 hatte der im 95. Lebensjahre stehende Oberhirte nicht weniger denn vier Jubiläen feiern können; dasjenige der 25jährigen Wirksamkeit als Erzbischof von Freiburg war mit größter Feierlichkeit und unter voller Antheilnahme des Jubilars am 25. März 1868 begangen worden. Am Ostersonntag jenes Jahres wurde er von einer Lungenentzündung erfaßt, der er am 14. April morgens 1 Uhr erlag. Beigesetzt wurde er im Freiburger Münster, wo sich über seiner Gruft sein Standbild erhebt.

Von kleiner, schwächlicher Statur bei einer von Hause aus zarten Constitution, der kein langes Leben in Aussicht gestellt wurde, bewahrte er seine Körper- und Geisteskräfte dank seiner Bedürfnißlosigkeit und Mäßigkeit bis ins allerhöchste Greisenalter. Auch die Gegner haben ihm nie die Eigenschaft einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, einer innerlichen Bescheidenheit, aber auch nicht die priesterlichen Tugenden der Frömmigkeit, persönlicher Ehrenhaftigkeit und einen geradezu erstaunlichen Mildthätigkeitssinn absprechen können. Bezüglich seiner amtlichen Wirksamkeit aber schwankt das Urtheil zwischen glühendster Verehrung und bitterer Aburtheilung, worin noch immer die Leidenschaft oder Verstimmung des Tageskampfes nachwirkt. Dem Einen ist er der „Athanasius“ der badischen Kirche, unbeugsam der weltlichen Gewalt gegenüber, unerbittlich in der Wahrung kirchlicher Rechte, dem Andern entweder ein eigensinniger Querulant oder das willenlose Werkzeug einer durch Schmeicheleien ihn leitenden Camarilla. Nach den Einen hat er die Kirche Badens vom Joch des Josefinismus wie aus den Fesseln des Culturkampfes befreit; nach den Anderen hat er ihr statt religiöser Vertiefung den Geist der Verhetzung und Rechthaberei eingepflanzt und jene Richtung angebahnt, die mehr in politischer, äußerlicher Form ihre Kirchlichkeit zum Ausdruck bringt. Geschichtlich betrachtet, liegt seine Bedeutung darin, daß er in kürzester Zeit straffste Disciplin und kirchlichen Geist in Clerus wie Volk zu erwecken und als stärkste Waffe in seinen Kämpfen zu gebrauchen wußte. Der politisch organisirte Katholicismus der Gegenwart ist sein Werk. Dieser Erfolg ist um so erstaunlicher, als zu Beginn seiner Regierung kaum irgendwie Ansätze zu dieser inneren Umwandlung vorlagen und ihm keines der später so reich vertretenen Hülfsmittel wie Vereine und Presse zu Gebote standen. Aber ganz so erfolgreich, wie seine Verehrer es häufig hinstellen, ist diese Kampfeswirksamkeit doch nicht gewesen; die Freiheit der Kirche wurde doch theuer erkauft, indem sie auf ihre Domäne verwiesen und großentheils von einer Einflußnahme auf das moderne Leben ausgeschlossen wurde; der Schnitt, den das Messer der staatlichen Gesetzgebung bei dieser Scheidung der beiderseitigen Rechtsgebiete führte, drang auf manchen Punkten tiefer in das kirchliche Gebiet, als man ursprünglich staatlicherseits beabsichtigte. So blieben die kirchlichen Ansprüche inbezug auf Verwaltung des Stiftungs- und Kirchenvermögens unberücksichtigt und das Schulwesen wurde nahezu völlig laisirt. Seiner Rechtsnatur, die überall nur starre, unveränderliche Principien und Grund-

rechte sah und verfocht, wo vielfach secundäre Privilegien vorlagen oder die Verhältnisse deren innere Bedeutung umgewandelt oder aufgehoben hatten, fehlte die geistige Weite eines Ketteler, die bei aller Entschiedenheit und Schroffheit nie in so heftige Conflicte sich verwickelte. Staatlicherseits übersah man dieses straffe, entschiedene Naturell Vicari's, das ebenso auch seinen Geistlichen entgegentrat. Man erblickte in all seinen Maßnahmen nur den Einfluß einer gewaltthätigen, scrupellosen Umgebung und ließ sich häufig genug deshalb zu heftigen Gegenäußerungen und Gegenmaßnahmen fortreißen. Man beachtete des weiteren auch nicht immer, daß, was man als Eigensinn und schroffe Unnachgiebigkeit hinstellte, nur übergroße Gewissenhaftigkeit gegenüber den Forderungen Roms und den kirchlichen Gesetzen war. So ist auch die Frage belanglos, von wem sein Regierungsprogamm, das System seiner kirchenpolitischen Forderungen stammt; richtig ist, daß er es als unbeugsamer Charakter vertrat und daß es von schwerwiegender Bedeutung für die inneren Verhältnisse des Landes wurde.

Karl Bader, Der Erzbischof Hermann v. Vicari, in Deutscher Vierteljahrschrift 1864. — (Hansjakob,) Hermann v. Vicari, Erzbischof von Freiburg. Zürich u. Stuttgart 1868. — Lothar Kübel, Hermann v. Vicari, der gute Hirt. Freiburg 1869 (Hirtenbrief). — Erinnerung an die Jubelfeier zum Hingang des Erzbischofs Hermann von Freiburg. Freib. 1868. — Friedberg, Der Staat und die katholische Kirche in Baden. 2. Aufl. Leipzig 1874. — Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz, 1868; derselbe, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrh. 3 Bde., Mainz 1887/96. — Maas, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg 1891. — Weech, Badische Biographien II (Heidelberg 1875), 387—403. — J. Schmitt in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon XII, 880—895.

ψ.

Wiebeking *): Karl Friedrich von W., Hydrotechniker, Architekt und Geograph, geboren am 25. Juli 1762 zu Wollin, † am 28. Mai 1842 zu München. Die spärlich vorhandenen biographischen Berichte gehen über die Jugendjahre dieses bedeutenden Mannes sehr kurz hinweg, so daß es nicht ganz klar ersichtlich ist, wie er aus seiner pommerschen Heimath an den Rhein kam, und wie er sich die Ausbildung in den Ingenieurwissenschaften verschaffte, die damals noch nicht so leicht zu erlangen war. Von 1788—1790 wirkte er in Düsseldorf als Wasserbaumeister des Großherzogthums Berg, um sodann als großherzoglich hessischer Steuerrath nach Darmstadt überzusiedeln, wo man ihm insbesondere die Inspection über die Rheincorrection anvertraute. Nur drei Jahre war er sodann als k. k. Hofrath für Bauangelegenheiten in Wien thätig, und 1805 wurde er nach München berufen, um als Geh. Finanzreferendar an die Spitze der Generaldirection des gesammten bairischen Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens zu treten. Im J. 1818 trat er in den Ruhestand, setzte aber seine ausgebreitete litterarische Thätigkeit bis unmittelbar vor seinem Tode fort.

Der Schwerpunkt seines Wirkens lag unzweifelhaft auf dem Gebiete des Wasserbaues, wenn auch die Gegenwart die Ergebnisse dieser Leistungen nicht immer als solche anerkennen kann, die sich dauernden Bestand in der Wissenschaft erwarben. Namentlich die deutschen Wasserbauingenieure gingen zu sehr eigene Wege, ohne die in Frankreich bereits gewonnenen Errungenschaften so zu berücksichtigen, wie diese es verdient hätten. Dies hindert nicht, daß in einzelnen Fällen die Flußregulirung zu sehr guten Erfolgen führte, und W.

*) Zu S. 63.

insbesondere verlangte die Schaffung hydrotechnischer staatlicher Versuchsanstalten; erst in neuester Zeit ist dieser richtige Gedanke der Verwirklichung näher gebracht worden. In Betracht kommen die folgenden Veröffentlichungen: „Beiträge zum praktischen Wasserbau und zur Maschinenlehre“ (Düsseldorf 1792); „Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaus“ (Darmstadt 1796); „Theoretisch-praktische Wasserbaukunde“ (5 Bände, München 1798—1805; 2. Aufl. 1811 bis 1817); „Abhandlung über die Maßregeln, welche zum Schutze der Stadt St. Petersburg gegen Ueberschwemmungen und zur Anlage von zwo großen Häfen anzuwenden sind“ (deutsch und französisch, St. Petersburg 1833). In diese letztere Kategorie gehören auch Gutachten über die Verbesserung der Hafenverhältnisse von Venedig, Triest, Nieuwendiep (Holland) und Lindau i. B.; als für letztere Stadt 1812 ein neuer — seitdem allerdings gewaltig erweiterter — Hafen angelegt wurde, war W. vorzugsweise betheiligt. So hat er auch die erste größere Isarcorrection in Münchens Nähe durchgeführt. Noch im hohen Alter faßte er seine Ansichten und Erfahrungen in einer selbständigen Schrift zusammen: „Von der Natur und den Eigenschaften der Flüsse“ (Stuttgart 1834).

W. erlebte noch die Zeit, in der König Ludwig I. seine ganze Energie an die Herstellung des seinen Namen tragenden Canales setzte. Das Project fand Wiebeking's Billigung nicht; er polemisirte gegen den die künstlichen Wasserstraßen befürwortenden Ingenieur v. Pechmann und ließ sogar eine stark verneinende Gegenschrift vom Stapel („Beweis, daß der 1832 auf Staatskosten bekannt gemachte Entwurf zu einem Canal zwischen Donau und Mayn nie zur Ausführung gelangen könne“, München 1834). Ging auch diese Behauptung zu weit, so war doch das Gefühl, dem W. so starken Ausdruck gab, ein richtiges, denn mit den gerade jetzt ihr Recht fordernden Eisenstraßen konnte der Wasserweg die Concurrenz nicht aufnehmen, und für erstere hatte sich der klar blickende Mann schon sehr frühzeitig ausgesprochen („Exposé des travaux de Thomas Telford, ingénieur civil“, München 1802). Bei seinem Landesherrn wird er sich durch sein entschiedenes Auftreten gerade keinen Stein ins Brett gesetzt haben, während er sich vorher dessen philhellenischen Neigungen durch Rathschläge für das Bauwesen des jungen Königreiches Griechenland empfohlen haben mochte. Den Eisenbahnen ist Wiebeking's zeitlich letzte Publication gewidmet („Supplément à la description de la construction des chemins de fer“, München 1840).

Auch Straßen- und Brückenbau fanden bei W. eifrige Pflege, und es ist großentheils sein Werk, daß das Königreich Baiern früher als andere deutsche Staaten ein gutes Landstraßennetz erhielt; die von ihm erbauten Brücken haben allerdings nicht immer die schwere Probe bestanden, auf welche sie von den aus dem Hochgebirge kommenden Strömen gestellt wurden. In Betracht kommen hier die nachstehend verzeichneten Schriften: „Theoretisch-praktische Straßenbaukunde“ (Sulzbach 1808); „Beiträge zur Wasser-, Brücken- und Straßenbaukunde“ (Mannheim 1809); „Beiträge zur Brückenbaukunde“ (Tübingen 1809; 2. Auflage 1812); „Ueber Erfindung wohlfeiler und dauerhafter Brücken“ (s. l. et a.); „Ueber das Staatsbauwesen im Königreiche Bayern“ (München 1831); „Mémoires sur des ponts suspendus en chaines de fer“ (München 1832). Die Kettenbrücken waren damals in Deutschland noch etwas neues, und die Anregung, sie auch auf deutschem Boden heimisch zu machen, hatte W. durch den oben erwähnten Schotten Telford, den Erbauer der Hängebrücke über die Menai-Straße, empfangen.

Auch als Civilarchitekt hat er sehr viel gearbeitet, und zwar beschäftigte er sich nicht nur mit der Baukunst als solcher, sondern auch mit ihrer Ge-

schichte. Umfassende Compendien rühren von ihm her: „Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde“ (4 Bände, München 1821—1825); „Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civil-Architectur“ (München 1824). Eine Sonderstellung nimmt ein: „Ueber den Einfluß der Bauwissenschaften für das allgemeine Wohl“ (München 1816—1819); es sind dies vier Reden, welche in der Akademie der Wissenschaften gehalten worden waren. Der Kunstgeschichte gehören an: „Die Cathedralen von Rheims und York nebst genauen Grundrissen und Ansichten“ (deutsch und französisch, München 1825); „Von dem Einfluß, den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmahle des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit auf die Erforschungen im Gebiete der Geschichte haben“ (München 1834). Man ersieht schon aus diesem Buchtitel, daß der Verfasser sich lebhaft für historische Dinge interessirte, was auch anderweit bestätigt wird („Beiträge zur churpfälzischen Staatengeschichte“, Mannheim 1792).

Der Kartographie wurde von W. sehr viel Fleiß zugewendet. Ein aus 35 Karten mit französischem Begleittexte bestehender Atlas des schiffbaren Rheinstromes dient gleichmäßig den Zwecken der Wasserbau- und Erdkunde. Topographische Karten der beiden Großherzogthümer Mecklenburg, die er zeichnete, gab Graf Schmettau 1795 heraus, und auch eine Küstenaufnahme Hinterpommerns wurde von ihm gemacht. Andere große Karten, die er vom Großherzogthum Sachsen-Weimar und von den Netze-Districten unter seiner Leitung anfertigen ließ, scheinen der großen Oeffentlichkeit nicht zugänglich gemacht worden zu sein. Seine für den Rastatter Congreß angefertigte Denkschrift („Mémoire sur la frontière de l'Allemagne et de la France, par le Thalweg du Rhin“) wurde den dortigen Verhandlungen zu Grunde gelegt. Endlich hat er noch mit 75 Jahren eine Karte der Pontinischen Sümpfe, zugleich mit Vorschlägen für deren Austrocknung (München 1837) herausgegeben.

Daß ein Mann von Wiebeking's Stellung Ehren und Würden in Menge erhielt, läßt sich leicht denken. In der Einleitung zu dem unten genannten Schriftchen erstattet er selbst über seine Auszeichnungen Bericht.

A. v. Schaden, Gelehrtes München im J. 1834. München 1834. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. 2. Bd., Leipzig 1863, Sp. 1316. — Kreuter, Die wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Wasserbaues und ihre Erfolge. München 1909 (Jahresbericht der Kgl. Technischen Hochschule). — v. Wiebeking, Literarische Anzeige von den hier bezeichneten Schriften und Karten des königlich bayerischen wirklichen Geheimenraths Ritter v. W. München 1837.

Günther.

Wolff *): Bernhard W., Begründer des Wolff'schen Telegraphenbureaus, geboren am 3. März 1811 zu Berlin, † ebenda am 11. Mai 1879. Der zweite Sohn eines Berliner jüdischen Bankiers, widmete W. sich in Halle dem medicinischen Studium und erwarb dort den Doctorgrad. Nach dem Tode des Vaters, der sein Vermögen verloren hatte, war er in litterarischen und buchhändlerischen Unternehmungen thätig; er gehörte zu dem kleinen Kreise jener freigesinnten und patriotischen Männer, aus deren Mitte und Mitteln die „National-Zeitung“ zum ersten Male am 1. August 1848 hervorging. W. übernahm zunächst deren geschäftliche Leitung und wußte durch seine Gewandtheit, sein kluges und festes Benehmen bei dem Einrücken des Generals Wrangel in Berlin im November 1848 und bei der Verhängung

*) Zu S. 115.

des Belagerungszustandes über die Stadt das Fortbestehen der Zeitung zu sichern, deren Besitz er im J. 1850 erwarb. Im Herbst des Jahres 1849 errichtete er sein Telegraphenbureau, das erste dieser Art in Europa, welches die Zeitungspresse in der erfolgreichsten Weise umgewandelt hat. Von unermüdlichem Fleiß und einer unbeugsamen Energie getragen, wußte er dies ursprünglich bescheidene Unternehmen von Jahr zu Jahr auszudehnen, zu vervollkommnen und durch Schwierigkeiten und Mißlichkeiten hindurch zu der Bedeutung zu führen, die es jetzt einnimmt. 1864 verkaufte er das Telegraphenbureau an die jetzige Actiengesellschaft, doch war er noch einige Jahre als Generaldirector thätig. Seit 1871 hat er sich ganz davon zurückgezogen und lebte seitdem ausschließlich seiner Lieblingsschöpfung, der „National-Zeitung“. In seiner Berliner Wohnung und dem Landhaus zu Pankow versammelte er oft die Mitglieder seiner Redaction und andere Litteraten, darunter als besondere Freunde Emil Brachvogel und Karl Beck. 1876 ereilte ihn in Marseille ein Schlaganfall, von dem er sich zwar in Karlsbad vorübergehend erholte. Seit November 1878 litt er an Gicht und Nierenkrankheit, die ihm den Tod brachten.

National-Zeitung, Berlin, 12. und 14. Mai 1879, 11. Mai 1880.

F. M. Feldhaus.

Adolf Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe*), wurde am 1. August 1817 geboren und wuchs im Schlosse zu Bückeburg unter den Augen der Eltern, des Fürsten Georg Wilhelm und der Fürstin Ida, geb. Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont, heran. Nach vorbereitenden Studien in der Heimath besuchte er die Universitäten Genf, Leipzig und Bonn und unternahm dann in Begleitung des Oberstlieutenants v. Stoltzenberg längere Reisen, die ihn nach Frankreich und Italien führten. Nach der Rückkehr trat er in das 1. westfälische Husarenregiment Nr. 8 in Düsseldorf ein (jetzt in Paderborn). Am 25. October 1844 vermählte er sich zu Arolsen mit der Prinzessin Hermine zu Waldeck und Pyrmont. Aus dieser Ehe sind acht Kinder hervorgegangen, von denen zwei Töchter früh gestorben sind. Am 21. November 1860 starb Fürst Georg Wilhelm, und Adolf Georg trat die Regierung an. Sie fällt in eine Zeit, die für Deutschland eine bedeutsame Entwicklung ine politischer und wirthschaftlicher Hinsicht gebracht hat. Auf dem Fürstencongreß zu Frankfurt a. M. im J. 1863 wurde die Reformacte von Schaumburg-Lippe mitunterzeichnet. Der Congreß blieb erfolglos, da Preußen jede Betheiligung ablehnte. Die zunehmende Spannung zwischen Preußen und Oesterreich führte dann bekanntlich wegen der schleswig-holsteinschen Frage zum Kriege von 1866. Bei der Abstimmung in Frankfurt am 14. Juni hatte der Gesandte für Schaumburg-Lippe, der Geh. Cabinetsrath Viktor v. Strauß, als zur Zeit stimmführender Gesandter der 16. Curie, für den von Baiern eingebrachten Antrag gestimmt, den Oesterreich zu dem seinigen machte, die vier Armeecorps der Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Das führte den Rücktritt des Gesandten ins Privatleben herbei, hatte aber für Schaumburg-Lippe weiter keine Folgen, da dieses noch im Juni einen Vertrag mit Preußen abschloß und am 18. August dem Norddeutschen Bunde beitrat. Die dadurch sich ergebende Verfassungsänderung im Fürstenthume wurde durch Gesetz vom 17. November 1868 (mit Nachtrag vom 24. December 1869) geregelt, auf dem im wesentlichen der heutige schaumburg-lippische Landtag beruht. Durch das Verfassungsgesetz wurde auch eine Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte herbeigeführt. Bückeburg wurde Garnison

*) Zu Bd. XLV, S. 706.

des 7. westfälischen Jägerbataillons, die Militärconvention ist vom 1. October 1867 datirt. Am 25. October 1869 wurde Fürst Adolf Georg aus Anlaß seiner silbernen Hochzeitsfeier zum Chef des Bataillons ernannt, in der preußischen Armee bekleidete er später den Rang eines Generals der Cavallerie. Am Kriege 1870/71 nahm er mit seinen beiden ältesten Söhnen, dem Erbprinzen Georg und dem Prinzen Hermann, theil, und weilte erst beim 7. Armeecorps, später im Hauptquartiere vor Paris. Noch vor dem Ausbruche des Krieges waren eine Reihe für die innere Entwicklung des Fürstenthums wichtiger Landesgesetze erlassen, vor allem eine Landgemeinde- und Städteordnung, und für den bäuerlichen Grundbesitz wichtige Ablösungsgesetze, die wesentlich dazu beigetragen haben, daß ein gesunder und wohlhabender Bauernstand dem Lande erhalten geblieben ist. Von besonderer Bedeutung sind auch das am 4. März 1875 erlassene Volksschulgesetz und das am 20. Januar 1885 veröffentliche Steuergesetz, das dem Fürstenthum eine Gewerbe-, Grund- und Gebäudesteuer brachte. Das große Hausvermögen ermöglichte dem Fürsten und seiner gleichgesinnten Gemahlin, eine ausgedehnte Wohlthätigkeit zu üben und helfend einzugreifen, wo die Mittel der Landescasse nicht ausreichten. Am 21. November 1885 konnte Adolf Georg unter allgemeiner Theilnahme des ganzen Landes das 25jährige Regierungsjubiläum feiern. Nach einer fast 33jährigen Regierungszeit erlag er einem Nierenleiden am 8. Mai 1893, nachdem er viele Jahre, wie sein Vater, der Senior unter den deutschen Fürsten gewesen war. Mit ihm schied ein gerechter und wohlwollender Regent aus dem Leben, zugleich aber auch eine eigenartige Persönlichkeit, die neben dem edlen Waidwerk manche anderen Interessen hatte und mit Aufmerksamkeit die Entwicklung im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben verfolgte. Die Fürstin-Wittwe siedelte bald in das am Harrl in Bückeburg neuerbaute Schloß über, wo auch Prinz Hermann (geboren am 19. Mai 1848), der unvermählt geblieben ist, seinen Wohnsitz hat. Der dritte Sohn, Prinz Otto, geboren am 13. September 1854, morganatisch vermählt zu Elsen am 28. November 1893 mit Anna Luise Gräfin von Hagenburg (schaumburg-lippische Erhebung vom 20. November 1893), geb. v. Köppen aus dem Hause Ringelbruch, lebt zur Zeit in Metz, Prinz Adolf, der jüngste Sohn, geboren am 20. Juli 1859, seit dem 19. November 1890 Gemahl der Prinzessin Viktoria, der Schwester des Kaisers Wilhelm II., in Bonn. Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, geboren am 12. December 1834, † am 4. April 1906, der Bruder des Fürsten Adolf Georg, war der Besitzer der von seinem Vater 1841 angekauften Secundogenitur-Fideicommiß-Herrschaft Nachod-Chwalkowitz in Böhmen und ist der Stifter der österreichischen Nebenlinie des Hauses Schaumburg-Lippe geworden.

Karl Bömers, Das Staatsrecht des Fürstenthums Schaumburg-Lippe (in Marquardsen's Handbuche des öffentlichen Rechts III, 2[1]. Freiburg i. B. und Tübingen 1884). — Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 10. Mai 1893. — Heinrich Wilhelm Meyer, Zum Gedächtniß des Hochsel. Fürsten Adolph Georg zu Schaumburg-Lippe. Bückeburg 1893. — Otto Zaretzky, Schaumburg-Lippe im 19. Jahrhundert: Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 28.—30. December 1900. — W. Wiegmann, Heimathkunde des Fürstenthums Schaumburg-Lippe. Stadthagen 1905. — Hof- und Staatshandbuch für das Fürstenthum Schaumburg-Lippe 1909, bearb. von Uhle. (Anhang zu: Schaumburg-Lippischer Kalender für 1909, Bückeburg.) — Victor v. Strauß, Mein Antheil an der Abstimmung der Bundesversammlung vom 14. Juni 1866. (Bückeburg 1866.) — Otto Elster, Wilhelm, Prinz zu Schaumburg-Lippe. 1906. (Selbstverlag.)

Otto Zaretzky.

Bachstrom*): Johann Friedrich B. (Bachstrohm) wurde geboren am 24. December 1686 als Sohn des Goldschmieds Heinrich B. zu Rawitsch im heutigen Posen. Seine Erziehungsgeschichte wie überhaupt sein ganzer Lebenslauf sind nur unsicher zu erhellen gewesen. Sicher ist, daß er 19jährig als Schüler in das St. Elisabeth-Gymnasium zu Breslau aufgenommen wurde und dieses bis etwa Michaelis 1709 besuchte. Die Verhältnisse des Elternhauses, nicht eigene Neigung, waren es wohl, die ihn zur Theologie führten. Aber hier schon bekundete er eine große Klarheit des Urtheils, insofern nämlich, als er sich nicht dem strengen Lutherthum, das in ödem Wortgezänk um Inhalt und Bedeutung des protestantischen Lehrbegriffs verknöchert war, anschloß, sich aber ebenso von der Gefühlsschwelgerei des Pietismus abgestoßen fühlte und sich statt dessen zu der vermittelnden Richtung, wie sie Johann Franz Buddeus in Jena vertrat, hingezogen fühlte und daher sich in Jena immatrikuliren ließ (28. März 1710). Schon hier müssen ihn neben seinem Brotstudium die Naturwissenschaften gefesselt und er muß beispielsweise auch medicinische Collegien gehört haben, andernfalls wäre seine später erfolgte Promotion zum Doctor medicinae (De plica polonica. Hafniae 1723) nicht zu erklären. Nach Beendigung seines Studiums bekleidete er im Kirchspiel Stroppen in Schlesien eine Informatorstelle. Ins Fürstenthum Oels als Geistlicher gewählt, wurde er vom dortigen Consistorium nicht bestätigt, erhielt aber dafür eine ehrenvolle Berufung als Professor extraordinarius an das in hohem Ansehen stehende Gymnasium zu Thorn. Hier erregte er durch scharfe Angriffe auf die verrotteten geistlichen Zustände der Stadt Aergerniß und Unruhen und wurde durch den Rath von seinem Amte suspendirt. Am 7. Juni 1720 schied er gänzlich von Thorn, um eine Predigerstelle in Wengrow zu übernehmen, wurde aber, sammt einem Amtsgenossen, durch die Jesuiten vertrieben (1724) und begab sich in den Schutz der preußischen Gesandtschaft in Warschau. Von hier verfolgte er mit lebhaftester Theilnahme die Vorgänge in Thorn und machte den beiden Gesandten Preußens, Bogislaw v. Schwerin, dem gewöhnlichen Bevollmächtigten des preußischen Hofes, und Kurd Christoph v. Schwerin, dem Specialgesandten für den polnischen Reichstag, den Vorschlag, er wolle den Rath zu Thorn veranlassen, die Stadt unter preußischen Schutz zu stellen, um dadurch das drohende Bluturtheil gegen die von den Jesuiten gefangen Gesetzten abzuwehren; ein Vorschlag, den der jüngere Schwerin feurig aufgriff, dem aber die damals so schwache preußische Politik keine Folge gab. Jener Vorschlag sollte aber nun die Quelle des unversöhnlichen Hasses der Jesuiten gegen B. werden, der ihn überallhin verfolgte. In Warschau war es, wo B. außer der Bekanntschaft der beiden Schwerin, die ihn beide hochschätzten, auch die des Generalfeldmarschalls und (evangelischen) obersten Staatsministers von August II., des Reichsgrafen v. Flemming machte, der ihm ebenfalls ein Gönner wurde, aber schon 1728 starb. Mehr und mehr hatte sich B. in diesem Zeitraume den Naturwissenschaften zugewandt, ohne deshalb der Theologie untreu zu werden. Wichtige theologische Fragen fanden ihn vielmehr stets auf dem Posten, so z. B. die Union der christlichen Bekenntnisse; wie diese dem großen Leibniz Jahre hindurch eine Herzenssache blieb, so widmete ihr B. die anonyme, aber von mir identificirte Schrift: „Liebreiche Vereinigung der drey Hauptreligionen“ (Friedensburg [Görlitz] 1731). Aus jenen zwanziger Jahren stammt außer seiner Doctordissertation noch eine anscheinend gänzlich verschollene „Tractatio de lue aphrodisiaca“, die in den fünfziger Jahren noch einmal in Venedig aufgelegt worden sein

*) Zu Bd. XLVI, S. 174.

soll, endlich seine „Exercitatio sive Specimen de causa gravitatis cui adjecta sunt nonnulla de originibus rerum tam quam fundamenta physices novae antatheisticae“ (1728).

Von 1729 bis etwa 1731 finden wir B. in Constantinopel eifrig thätig für die Ausbreitung des Christenthums und allgemeiner Bildung unter den Türken, die Begründung einer Druckerei und die Einrichtung einer wissenschaftlichen Akademie. Diese Thätigkeit, obwohl nicht im einzelnen zu controlliren, ist doch von mehreren seiner Zeitgenossen genügend bezeugt, um ihm ein Anrecht auf eine Stelle in der Geschichte der Aufklärung der Türkei zu geben. Die Gründung einer Akademie kam nicht über das bloße Project hinaus, denn als er im Begriffe war, in Schlesien Mitarbeiter für jenes Project zu gewinnen, wurde er auf Anstiften der Jesuiten in Warschau unter der Beschuldigung des Landesverraths gefangen gesetzt. Es gelang ihm zwar, seine Unschuld darzuthun, aber um seine Wirksamkeit in der Türkei war es geschehen.

Die nun folgenden Jahre etwa bis Ende 1786 sind die äußerlich und innerlich ruhelosesten seines Lebens. Wie sein Aufenthalt damals zwischen Breslau, Görlitz, Freiberg i. S. und Dresden wechselte, von mehreren wissenschaftlichen Excursionen in das Riesengebirge und Erzgebirge nicht zu reden, so ist sein beweglicher Geist unaufhörlich mit theologischen, medicinischen und physikalischen Fragen beschäftigt. Seine theologischen sind entweder der Ehrenrettung des pietistischen Aufklärers Johann Konrad Dippel gewidmet („Christianus Democritus Redivivus d. i. der zwar gestorbene, aber in seinen Schriften noch lebende und nimmer sterbende Dippel in einem summarischen Auszuge seiner theologischen Schriften“, Altona 1735) oder sie streben nach einem gründlicheren Verständniß des biblischen Grundtextes („Gründliche Anweisung oder Regeln wie man die Weissagungen der Heiligen Schrift überhaupt recht verstehen . . . soll. Aus der Frantzös. Sprache übersetzt“, Frankfurt und Leipzig 1735; „Die Deutlichkeit und Klarheit als das wichtigste Kennzeichen der göttlichen Wahrheit durch Uebersetzung und Erklärung des 12., 13. u. 14. Cap. aus dem 1. Briefe St. Pauli an die Corinther“, Frankfurt und Leipzig 1735) oder sie erörtern, zuweilen mit scharfer Polemik Probleme der Dogmatik („Christiani Democriti Redivivi Umständliche Erzehlung wie es mit seinem vermeinten Tode zugegangen sey und wie er nebst seiner neuen Gesellschaft jetzt in seiner Einsamkeit den Fall Adams und Ursprung der Sünde und alles Bösen gantz anders und besser als vormahls eingesehen“, 1736; „Christiani Democriti Redivivi Mystisches Paradies oder nachdenklicher und sinnreicher, bishero aber allen fleischlichen Geistlichen fest verschlossener und verriegelter Lust-Garten des menschlichen Lebens“ ꝛc., 1736). Wenn Dippel die Grenzen des mystischen Pietismus nie überschritten hat, so geht B. durch eine Combination pietistischer und Wolff'scher Ideen bewußt und grundsätzlich darüber hinaus. Sein feuriger Geist wurde durch eine in den Anfang dieser Periode fallende Reise nach Holland und England noch mehr beflügelt. So weit ihn seine Mittel dabei unterstützten, hat er alles Wissenswürdige und Kennenswürdige in Augenschein genommen. Natürlich waren es vorzugsweise Probleme der Naturwissenschaft, die ihm hier entgegentraten und an deren Lösung er in den folgenden Jahren herantrat („Nova aestus marini theoria ex principiis physico-mathematicis detecta et delucidata. Cui accedit examen acus magneticae spiralis quae a declinatione et inclinatione libera esse creditur“, Lugduni Batavorum 1734; „Observationes circa scorbutum“ etc., ibid. 1734). Ebenfalls damals beschäftigte ihn der Versuch eines auf physikalische Principien gegründeten Schwimm-

apparats, dessen Beschreibung nach vielem Experimentiren aber erst eine Reihe von Jahren später herauskam („L'Art de nager“, Amsterdam 1741). Mehr und mehr nahmen die Probleme der Bergwissenschaft seine Aufmerksamkeit in Anspruch; der Beschäftigung mit ihnen gelten mehrfache Reisen ins Schlesische Gebirge, und dieser Beschäftigung verdankte er zweifellos auch die ihn fördernde und beglückende Bekanntschaft mit dem Bergrath J. Fr. Henkel in Freiberg i. S. Seine Briefe an diesen, vom März 1733 bis zum Weihnachtstage 1741 reichend, sind uns in Auszügen erhalten.

In jene so bewegten Jahre fällt auch ein beachtenswerther Versuch Bachstrom's, nicht nur die Mädchenbildung nach ihrem allgemeinen Charakter zu fördern, wozu schon mehrere Anläufe vorlagen, sondern den Mädchen auch eine bestimmte Fachbildung, und zwar die medicinische, zu erschließen. Wie in allen seinen Bestrebungen, so begnügte er sich auch hier nicht mit theoretischen Aufstellungen, sondern lieferte den Beweis für die Ausführbarkeit seines Projectes durch die Ausbildung seiner beiden, 10 und 12 Jahre alten, Töchter in allen Fächern der allgemeinen Bildung und in den speciell medicinischen. Er scheiterte aber in seinem Bemühen, seinen Töchtern noch den Besuch einer Universität zu eröffnen, von Halle sowohl wie von Leipzig wurde er mit seinem Gesuche abgewiesen.

Als sich für ihn selbst im Vaterlande keine Verwendung finden wollte, folgte er dem Antrage der Familie Radziwill in Litauen, den jüngeren Prinzen Hieronymus von einem Sprachfehler zu heilen. Ehe er Deutschland verließ, gab er, gewissermaßen als Abschluß seiner Schriftstellerei (die später erschienenen, zwei Uebersetzungen und die Schrift über seinen Schwimmapparat, sind zweifellos früher entstanden) sein bestes Werk, ein der schönen Litteratur angehörendes, heraus, betitelt: „Das bey zwey hundert Jahr lang unbekannte, nunmehro aber entdeckte vortreffliche Land der Inquiraner . . nach allen seinen Sitten, Gebräuchen, Ordnungen, Gottesdienst, Wissenschaften, Künsten, Vortheilen und Einrichtungen umständlich beschrieben . . von A. B. C.“, Franckfurt u. Leipzig [Breslau] 1736—1737, 2 Theile. Es ist eine der im 17. und 18. Jahrhundert so zahlreich auftauchenden Utopien mit vorausgeschickter Robinsonade und zweifellos eine der besten der ganzen Gattung einmal durch den Reichthum der Erfindung und dann durch die Lessing vorwegnehmende Unbefangenheit, mit der hier ein Menschenthum über allen Religionen verkündet wird, daneben noch wegen der für jene Zeit auffallenden Reinheit der Sprache. Leider liegen im Druck nur zwei Theile vor, das Erscheinen einer Fortsetzung, die in der Handschrift bereits vorhanden gewesen zu sein scheint, hat offenbar der durch das herrschende theologische System geübte Einfluß zu verhindern gewußt. Daß B. der Verfasser ist, habe ich über allen Zweifel hinaus festgestellt.

Infolge jenes Antrags der Familie Radziwill siedelte nun B. etwa zu Anfang des Jahres 1737 nach Litauen über, wo er, von einigen Reisen abgesehen, den Rest seines Lebens zubrachte. Als die ihm übertragene Cur nach Verlauf von etwa drei Jahren gelungen war — Bachstrom's Verfahren war ein ganz modernes, eine Gymnastik der Stimme —, blieb er, angezogen durch die industriellen Unternehmungen der Fürstin (Prinzessin Anna, geb. Sangusko, Wittwe von Karl I. Stanislas) in ihren und des Prinzen Hieronymus (geb. 1715) Diensten, vorzugsweise beschäftigt mit der Technik der Porzellan- und Glasfabrikation, und war anscheinend nicht ohne Erfolg bemüht, die in Sachsen ängstlich gehütete Fabrikationsweise des Porzellans nachzuerfinden. Obwohl von dieser Thätigkeit befriedigt und in materiell zufriedenstellender Lage, trieb es ihn immer stärker hinweg, und zwar nach Constantinopel, wo

er hoffte, die abgebrochenen Beziehungen von früher neu anknüpfen zu können und vor allem frei von jedem Geistesdruck zu leben, wie er in dem gänzlich den Jesuiten ausgelieferten Litauen auf ihm lastete. Seine Bemühungen, mit Constantinopel wieder anzuknüpfen, wurden lebhafter, als, vielleicht infolge einer Indiscretion Bachstrom's (der junge Prinz lag in Scheidung mit seiner Gemahlin) eine Entfremdung zwischen ihm und dem Prinzen entstanden war, und nun bedurfte es bei dem grausamen und rachsüchtigen Charakter des Prinzen nur der Schürung des Zwistes durch dessen liebedienerische Umgebung — genannt wird vorzugsweise ein jesuitischer Priester Riancour, vielleicht der Beichtvater des Prinzen —, um den ersten besten Anlaß zu einem Vorgehen gegen B. zu benutzen. Den Anlaß gab B. durch seinen Briefwechsel mit der Türkei. Einige von den Spähern des Prinzen aufgefangene Briefe Bachstrom's mußten als Unterlage für eine Anklage auf Hochverrath dienen und berechtigten anscheinend den Prinzen, Bachstrom an Händen und Füßen gefesselt gefangen zu setzen. Hier im Gefängniß wurde er eines Tages (Juni 1742) todt gefunden, sei es, daß er, einen schmählichen Tod voraussehend, selbst Hand an sich gelegt hat oder daß einer der Untergebenen des Prinzen, einem halben Wink des Gebieters gehorchend, B. aus dem Wege geräumt hat. Eine etwa zwanzig Jahre später von Bachstrom's Hinterbliebenen angestellte Restitutionsklage that seine völlige Unschuld dar und ergab besonders die Anschuldigungen jenes Priesters als Verleumdungen.

B. hat ein Anrecht auf die Erinnerung der Nachwelt aus verschiedenen Gründen, einmal als Fortsetzer der universellen Bestrebungen eines Leibniz in seiner zum Inneren der Dinge dringenden Forschungsweise, ferner wegen der hohen, würdigen Stellung, die er in religiösen Fragen einnimmt; im besonderen wegen seiner Bemühungen um die Förderung der exakten Wissenschaften und mehrerer Zweige der Technik, sodann wegen seiner Verdienste um die Civilisation der Türkei und wegen des ersten Versuches, den Frauen einen männlichen Beruf zu erschließen. Zu seinen Gönnern und Freunden zählte er die beiden Grafen Schwerin, den Reichsgrafen v. Flemming, den sächsischen Hofprediger Marperger, den ebenfalls sächsischen Historiker Glafey, den sächsisch-polnischen Commissionsrath Jahn, einen großen Freund der Wissenschaften, des letzteren Schwiegervater, den Pastor und Inspector Oertel zu Marienberg i. S., den Rector Christian Stieff in Breslau und den Bergrath J. F. Henkel in Freiberg.

Joh. Gottlob Dunkel, Gesammelter Briefwechsel der Gelehrten 2c. Hamburg 1751, S. 248—249, auch in desselben Historisch-kritischen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. Cöthen 1753, S. 584. — Großes Vollständiges Universal-Lexikon von Zedler. Supplemente, Bd. II. Leipzig 1751, Sp. 1167—1168. — Jöcher-Adelung, Gelehrtenlexikon 1784—1787. — Archiv zur neueren Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß von J. Bernouilli. Theil VII, Leipzig 1787, S. 271—322. — Hermann Ullrich, Johann Friedrich Bachstrom. Ein Gelehrtenleben aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Mit genauem Verzeichniß von Bachstrom's Schriften): Euphorion, Zeitschrift f. Literaturgeschichte, herausgegeben von A. Sauer. Bd. XVI, 1909/1910. Hermann Ullrich.

Bauer*): Karoline Philippine Auguste B., später vermählte Gräfin Broel-Plater, Schauspielerin, wurde am 29. Mai 1807 zu Heidelberg als die Tochter des im J. 1809 bei Aspern gefallenen badischen Rittmeisters Heinrich Bauer geboren. Ihre Mutter, Christiane, geborene Stockmar, die aus

*) Zu Bd. XLVI, S. 240.

Coburg stammte und mit 27 Jahren Wittwe geworden war, vermählte sich nicht wieder, sondern widmete sich der Erziehung ihrer vier Kinder mit um so größerem Eifer, als sie ohne nennenswerthes Vermögen war. Sie wohnte damals mit ihnen in Bruchsal, wo Karoline mit ihren beiden wilden Brüdern Karl und Julius in ziemlicher Freiheit aufwuchs, während ihre ältere Schwester Lotte, erst zwölf Jahre alt, im März 1814 am Nervenfieber starb. Die Mutter kleidete Karoline bis zu ihrem sechsten Jahre als Knabe, weil sie meinte, daß sie zu unschön als Mädchen aussähe. Sie ward damals von den Ihrigen „Großnase“ und „kleine Komödiantin“ genannt, Titel, auf die sie nicht wenig stolz war. Ihre schauspielerische Begabung entwickelte sich schon frühzeitig. Sie sang und tanzte nach Herzenslust und erregte schon damals mit ihren Productionen bei den Erwachsenen Aufsehen. Im J. 1814 siedelte die Mutter mit ihren Kindern nach Karlsruhe über, wo Karoline die erste Gelegenheit hatte, das Theater kennen zu lernen, dessen Besuch ihr höchstes Vergnügen wurde. Da sie Gouvernante werden sollte, wurde sie zu Ostern 1820 nach St. Blaise am Neuenburger See in eine Schweizer Pension gebracht. Nach der Rückkehr nach Karlsruhe verlegte sie sich mit solchem Eifer auf das Studium der Musik, daß sie, noch nicht 15 Jahre alt, das D-moll-Concert von Mozart mit Orchesterbegleitung im Museumssaal öffentlich vorspielen konnte. Sie hätte sich am liebsten damals ganz für die Musik ausgebildet, wenn nicht die Neigung, zur Bühne zu gehen, diesen Wunsch sehr bald in den Hintergrund gedrängt hätte. Die ungünstigen Vermögensverhältnisse der Mutter und die Hoffnung, an ihrer Tochter eine Stütze zu finden, halfen dazu, daß diese ihren Widerstand gegen den Schauspielerberuf aufgab. Nachdem Karoline kurzen Unterricht in der Deklamation bei Mlle. Demmer, einer Schülerin Iffland's, erhalten hatte, wagte sie sich trotz ihrer Jugend am 22. December 1822 als Margarethe in Iffland's „Die Hagestolzen“ zum ersten Mal auf die Bretter. Sie debutirte dann noch als Elise v. Valberg in Iffland's gleichnamigem Stück und als Rosalie im „Incognito“ von Ziegler und wurde kurz darauf mit 50 Gulden Monatsgage für die Karlsruher Bühne engagirt. Auf ihr erzielte sie gleich bei ihrem zweiten Auftreten in der Titelrolle von Weber's „Preciosa“ ungewöhnlichen Beifall, der sich auch bei ihrem ersten Gastspiel in Mannheim wiederholte. Durch Heinrich Bethmann, der zum Director des neu gegründeten Königsstädter Theaters in Berlin ausersehen war, erhielt sie im J. 1824 einen Ruf nach Berlin, dessen Pflaster sie in Begleitung ihrer Mutter am 26. Mai 1824 zum ersten Mal betrat. Indessen sagten ihr die Verhältnisse an dem Königsstädter Theater keineswegs zu, so daß sie froh war, schon nach wenigen Monaten ein Engagement an der königlichen Hofbühne zu finden, an der sie als Julia in der „Beschämten Eifersucht“ und als Rosine in „Jurist und Bauer“ Mitte December 1824 debutirte. Sie verstand es, sich an dem Theater so gut einzuführen, daß sie fünf Jahre lang neben dem Ehepaare Wolff, Ludwig Devrient und Auguste Stich zu den Lieblingen der Berliner zählte. Namentlich erfreute sich auch der König Friedrich Wilhelm III. an ihrer Jugend und anmuthigen Erscheinung und beorderte sie häufig zu seinen Separatvorstellungen, die er vor dem Hofe in Potsdam veranstaltete. Zur Verbreitung ihres Rufes dienten Gastspiele in Petersburg, Königsberg, Riga und Hamburg.

Mitte Mai 1829 verließ Karoline mit ihrer Mutter heimlich Berlin, um, verleitet durch Eitelkeit und Ehrgeiz und in der Hoffnung, sich für immer zu versorgen, dem Prinzen Leopold von Coburg, dem späteren König von Belgien, nach England zu folgen. Sie erhielt den Titel einer Gräfin von Montgommery und wurde mit dem Herzog in Gegenwart ihres Vetters, des

Barons Christian Stockmar, welcher der Vertrauensmann des Prinzen war, durch eine schlecht inscenirte Scheintrauung morganatisch verbunden, über deren Werthlosigkeit sie und ihre Mutter sich kaum getäuscht haben mögen. Bei dem unentschlossenen, selbstsüchtigen Wesen ihres Geliebten und der Einsamkeit, zu der sie sich verurtheilt sah, konnte das Verhältniß zu keiner Zeit glücklich sein. Karoline entschloß sich daher, ihre zweifelhafte Stellung an der Seite des Prinzen aufzugeben und noch einmal ihr Glück auf der Bühne zu versuchen. Anfang März 1831 reiste sie über Berlin nach Petersburg, wo sie für das kaiserliche deutsche Theater zu annehmbaren Bedingungen auf drei Jahre verpflichtet wurde. Ihre Antrittsrollen daselbst waren die des Suschen im „Bräutigam aus Mexiko“, der Leonore in Holtei's „Leonore“ und der Polixena in „Kunst und Natur“. Aber obwohl ihr andauernd die Gunst der Petersburger Theaterfreunde zu Theil wurde, und obwohl sie und ihre Mutter in dortigen Familienkreisen herzliche Aufnahme fanden, suchte sie sich so bald wie möglich den Verhältnissen der russischen Hauptstadt zu entziehen. Ihre Mutter konnte das Petersburger Klima nicht vertragen und fing an zu kränkeln. Sie selbst aber fühlte sich müde und abgespannt und lehnte trotz der günstigen Bedingungen die Erneuerung ihres Contractes ab. Sie hatte in Petersburg ihren Hauptzweck, in allen Fächern, auch im tragischen, zu spielen, erreicht und sich ein umfassendes Repertoire angeeignet. Mitte Januar 1834 verließ sie Petersburg und begab sich zunächst auf Kunstreisen, die sie über Memel, Königsberg, Posen, Bromberg und Brünn Ende Mai desselben Jahres nach Wien führten, wo sich ihr eine neue Welt aufthat und mancherlei interessante Bekanntschaften unter der dortigen lebelustigen Gesellschaft angeknüpft wurden. Im Juni absolvirte sie an dem deutschen Theater in Budapest ein contractlich ausgemachtes Gastspiel, das sie wenig befriedigte. Nach einigen in Baden bei Wien angenehm verbrachten Ferienwochen wagte sie sich auf die Bühne des Burgtheaters, doch konnte sie sich den Leistungen einer Karoline Müller gegenüber nicht behaupten. Nach zwei kurzen Gastspielen in Linz und Brünn kam sie Mitte October 1834 zum ersten Mal nach Dresden, wo ein Gastspiel für das nächste Jahr verabredet wurde. Gegen Ende des Monats reiste sie nach Berlin. Sie spielte hier an elf Abenden mit wachsendem Beifall und gefiel namentlich in der Rolle der Donna Diana. Dann ging es über Magdeburg und Hannover wieder nach Dresden.

Sie hatte hier das Glück, Friedrich Tieck in der Rolle der Schiller'schen Maria Stuart vollständig zu befriedigen. Sie wurde daher auf vier Jahre mit 2000 Thaler Gage und 200 Thaler Garderobegeld für die Dresdner Bühne engagirt und siedelte Ende August 1835 nach der sächsischen Hauptstadt über. Tieck nahm sich ihrer auf das angelegentlichste an und wurde ihr Lehrer und Freund, der seine schützende Hand über sie hielt, bis er durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde. „Ihr Repertoire hatte in dieser Zeit einen großen Umfang; es reichte von der Julia Shakespeare's bis zu den naiven Bauernmädchen und den damals beliebten Hosenrollen ... Die volle Schönheit ihrer Kunst aber entfaltete sich in den Rollen, welche die inneren Conflicte, Stimmungen und Leidenschaften einer gebildeten, fein organisirten deutschen Frau enthalten. Für diesen großen Kreis von Charakteren des Schauspiels und Lustspiels standen ihr alle Töne herzgewinnender Zärtlichkeit wie der schalkhaftesten Laune zu Gebote; das Aufwachen der leidenschaftlichen Empfindung, die kräftige Bändigung des Gefühls, die feinen Züge, durch welche eine innere Bewegung in den Formen guter Sitte sichtbar wird, und daneben wieder der sorglose, glückselige Uebermuth der Jugend, die treuherzige Unbefangenheit der Unschuld, übermüthiger Scherz und drollige

Laune, für dies Alles war sie unerschöpflich in charakterisirenden Nuancen, immer neu und immer anmuthig. Alles erschien bei ihr verschönt durch eine gute Natur und durch angeborene Grazie. Was sie überhaupt schaffen konnte, machte sie gewissenhaft. Ueberall war sie eine deutsche Frau; auch in der Rolle der Julia temperirte sich ihr die heiße Leidenschaft zu einer germanischen Milde. Und sie kannte genau die Grenzen ihrer Begabung. Für tragische Charaktere fehlte ihr fortreißende Energie im Ausdruck düsterer Leidenschaft. Auch ihr Aeußeres störte, sie war groß, als Frau von vollen Formen, die Stimme wohlklingend, aber nicht stark, zumal nicht in den tieferen Lagen, und das rundliche Gesicht sah so gesund und gescheit in das Leben hinein, daß man ihm furchtbare Leiden und Unglück nicht recht glauben wollte. Auf der Bühne wie im Leben war sie eine vornehme Künstlerin, für die Collegen ein guter, treuer, hülfreicher Kamerad. Früher zu Berlin war sie neben Henriette Sontag heraufgekommen, jetzt stand sie neben der Schröder-Devrient, beide als Meisterinnen ihrer Kunst.“ Dieser warmen Anerkennung ihrer künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit, die kein geringerer als Gustav Freytag ihr nachgerufen hat, entsprach auch die allgemeine Meinung ihrer Zeitgenossen. Namentlich war es Gustav Kühne, der ihr bei Gelegenheit ihres Leipziger Gastspieles im J. 1836 aufrichtige Huldigung entgegenbrachte und sie in einem Athem mit der Crelinger, Haizinger und Charlotte v. Hagen nannte, um ihre Manierlosigkeit den Manieren dieser Größen gegenüber zu rühmen. Auch ein Kenner wie Rötscher, der sie bei ihrem Gastspiel in Bromberg gesehen hatte, verglich sie mit der Crelinger und stellte ihre Leistung als Donna Diana ebenso hoch wie die ihrer Rivalin. Das begeistertste Lob dürfte ihr aber Robert Blum, der damals Theatersecretär in Leipzig war, gespendet haben, als er im J. 1837 die erste größere Charakteristik ihrer Kunst niederschrieb. Daneben fehlte es freilich auch nicht an Stimmen, die das Gegentheil behaupteten. Schon als sie von Berlin aus, im Frühjahr 1826, in Hamburg gastirte, meinte ein so berufener Beurtheiler wie Friedrich Ludwig Schmidt „große Schwächen dieser einseitigen, manierirten und ‚theaternaiven‘ Schauspielerin, der es nicht sowohl um Wahrheit und Einfachheit, als vielmehr um das Glänzenlassen der eigenen Person zu thun war“, tadeln zu müssen. Auch die Protection, die ihr Tieck augenscheinlich angedeihen ließ, wurde nicht bloß auf ihre künstlerischen Vorzüge zurückgeführt. Sie habe, wie Holtei meinte, auf der Bühne wie im Leben Tieck zu behandeln gewußt und seine Schwächen zu ihrem Vortheil ausgebeutet. „Da nahm er denn leichte äußerliche Anmuth und Glätte für innerliches, künstlerisches Walten. Sie war eine geschickte, elegante Darstellerin. Mehr nicht.“ Bei ihren häufigen Gastspielreisen, die sie auch von Dresden aus z. B. nach Prag, Oldenburg, Mannheim, Karlsruhe u. s. w. unternahm, passirte es ihr zum ersten Male 1841 in Hamburg, daß sie vor einem leeren Hause spielen mußte. Sie gefiel in Hamburg gar nicht, schob aber ihren Mißerfolg auf die Verwahrlosung der dortigen Truppe, während ihr vorgeworfen wurde, daß sie „statt der entschwundenen Jugend sich einer Manier ergeben habe, die alle Natur, jede dem Herzen entströmende Bewegung getödtet habe und sie langweilig mache“. Diese schlimmste Erfahrung, die einem Schauspieler begegnen kann, sollte ihr auch in Dresden nicht erspart bleiben. Man engagirte die jugendlich schöne Bayer, die spätere Bayer-Bürk, aus Prag, der ganz Dresden enthusiastisch zujubelte, und nahm ihr ihre liebsten und besten Rollen ab.

Theatermüde, gedachte Karoline der Bühne zu entsagen, um sich in den Hafen der Ehe zu retten. Dazu kam noch, daß sie nach dem am 10. März 1842 in Mannheim erfolgten Tode ihrer Mutter allein dastand. Ihr Aus-

erkorener war ein eleganter Engländer Namens Wilmoth. Zu ihrem Glück erkannte sie jedoch noch rechtzeitig, daß er ein leichtsinniger Spieler von Profession wäre, und brach alle Beziehungen zu ihm ab. Dann warb der schlesische Landrath Wichura um ihre Hand, aber auch er erwies sich als ein „Unwürdiger“. So war sie bereit, dem damals in Dresden lebenden polnischen Flüchtling Graf Ladislaus Plater, der schon fünfzehn Jahre früher in Berlin für sie geschwärmt hatte, die Hand zu reichen. Nachdem sie sich im März 1844 als Armand in Gutzkow's „Werner“, als Richelieu im „Ersten Waffengang“ und als Franziska in „Mutter und Sohn“ von der Bühne und den Dresdnern verabschiedet hatte, folgte sie dem Grafen zunächst nach Paris und dann nach der Schweiz, wo nach der Angabe des Grafen am 17. April 1844 irgendwo die Ehe geschlossen sein soll. Nach einem kurzen Aufenthalt in Luzern siedelte sich das Paar in Kilchberg am Züricher See an, wo sie sich die Villa Broelberg erbauten, die Karolinen nach ihrem eigenen Geständniß im Laufe vieler trostloser Jahre zu einem wahren „Qualberg“ werden sollte. Ihr Verhältniß zu dem Grafen wurde immer unhaltbarer, da dieser sich als eifersüchtig und geizig erwies und gegen alles deutsche Wesen wetterte, ja sie sogar zwang, stets französisch mit ihm zu reden und, obwohl sie Protestantin war, die katholische Messe in Zürich mit ihm zu besuchen. Sie wäre am liebsten nach Dresden auf die Bühne zurückgekehrt und hätte bereitwillig das Fach der tragischen Mütter übernommen, wenn sich nur eine Stelle für sie gefunden hätte. In der Einsamkeit ihrer „polnischen Hölle“ bildeten die Besuche ihres Bruders Louis ihren einzigen Trost. Als dieser aber in Paris im J. 1862 starb, sah sie sich aller Unterstützung beraubt. Das Vermögen, das er ihr testamentarisch hinterlassen hatte, mußte sie dem Grafen durch einen notariellen Act abtreten und gelangte infolge dessen ganz in seine Gewalt. Um sich der Welt wieder in Erinnerung zu bringen und verlockt durch die Aussicht auf ein reichliches Honorar, das sie als „goldene Eier“ bezeichnete, verfiel sie auf den Gedanken, ihre Bühnenerlebnisse aufzuzeichnen. Sie erschienen zuerst 1869 fortsetzungsweise in der Hallberger'schen Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ und kamen dann unter dem Titel „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer“ in Berlin 1871 in Buchform heraus. Die Aufnahme im Publicum und bei der Presse war überraschend günstig, wenn auch hier und da Stimmen auftauchten, die ihr vielerlei Irrthümer und Flüchtigkeiten nachsagten und darauf hinwiesen, daß Dichtung und Wahrheit in diesen Erinnerungen eng mit einander verquickt seien. Auch die das „Bühnenleben“ ergänzenden „Komödianten-Fahrten“ (Berlin 1875), wiederum von Wellmer herausgegeben, wurden allgemein freudig begrüßt. Die Einnahmen aus dem Honorar genügten jedoch nicht, um sie von ihren, von Jahr zu Jahr wachsenden pecuniären Bedrängnissen zu befreien. Dazu kamen Zerwürfnisse mit Wellmer, dem sie ihre Manuscripte und Briefe zur Verfügung gestellt und auch die Einnahmen aus ihren Büchern zugesagt hatte, ein Versprechen, das sie wenige Tage vor ihrem Ende in einem eigenhändigen Codicill widerrief. Sie starb am 18. October 1877 und wurde in Rapperswyl katholisch beerdigt. Wellmer aber, der sich betrogen fühlte und Karolinen schließlich für eine Schwindlerin erklärte, gab gegen den Widerspruch des Grafen Plater und der Familie Stockmar zunächst die an ihn gerichteten Briefe der Bauer (Berlin 1878) und dann ihre ganze Liebes- und Leidensgeschichte unter dem Titel „Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren der K. B.“ frei bearbeitet heraus (Berlin 1880—81, 3 Bde.). Obwohl diese „Herzensgeschichten“ viel Klatsch und viele eitle Selbstbespiegelung enthalten und nur

mit Vorsicht zu benutzen sind, enthalten sie doch werthvolles Material zur Geschichte des deutschen und französischen Theaters und gestatten durch ihre mehr oder minder pikanten Intimitäten einen Einblick in das Leben der vielen Persönlichkeiten, mit denen die Künstlerin im Laufe ihrer langen Bühnenlaufbahn in Berührung gekommen ist.

Biogr. Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und -Künstlerinnen, hsg. von L. v. Alvensleben. II. Jahrg. 1837, Leipzig o. J., S. 120—141. — H. Th. Rötscher, Dramaturgische Skizzen und Kritiken. Berlin 1847, S. 205—207. — Briefe an Ludwig Tieck. Ausgew. u. herausg. von Karl Holtei. Breslau 1864. Bd. I, S. 35—37; II, S. 89; III, S. 21. — Friedr. Ludw. Schmidt, Denkwürdigkeiten (1772—1841). Hamburg 1875. Bd. II, S. 225—226. — Blätter für litterarische Unterhaltung. Jahrg. 1876. Leipzig 1876. Bd. I, S. 213—215. Jahrg. 1879. Leipzig. Bd. II, S. 600—602. — Rob. Prölß, Gesch. d. Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878. S. 472. — Deutscher Bühnen-Almanach. 42. Jahrgang. Hsg. von A. Entsch. Berlin 1878. S. 128—129. — Ludw. Brunier, Caroline Bauer (Gräfin Broel-Plater). Ein Lebensbild aus ihren Briefen. Bremen 1879. — Gust. Freytag, Vermischte Aufsätze, hsg. von Ernst Elster. Leipzig 1901. S. 325. — Illustrirte Zeitung, Nr. 1794. 17. November 1877. Bd. 69, S. 395—396. — Ludw. Eisenberg, Großes Lexikon der deutschen Bühnen im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 59.

H. A. Lier.

Braun *): Paul von B., hervorragender Verwaltungsbeamter, königlich bairischer Staatsminister a. D., Staatsrath und Regierungspräsident der Pfalz, geboren am 16. September 1820 zu Kitzingen am Main, † am 26. Februar 1892 in Speier. Sein Vater war Apotheker in Kitzingen, ein Bruder von ihm mit dem Vornamen Friedrich hat die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mitgemacht und wurde als Major quiescirt († 1886). B. erhielt im Hause seines Vaters eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Lateinschule in Kitzingen und das Gymnasium in Würzburg, das er 1839 mit der ersten Note absolvirte. Er studirte hierauf Jurisprudenz an den Universitäten Würzburg und Heidelberg und gehörte dem Corps Mönania in Würzburg an. 1844 bestand er die Universitätsschlußprüfung in Würzburg, prakticirte hierauf am Landgericht (jetzt Amtsgericht) Kitzingen und am Stadtgericht Würzburg. 1846 bestand er die juristische Staatsprüfung mit der ersten Note als der erste unter allen Candidaten; damit eröffnete sich ihm eine glänzende Laufbahn. 1847/48 prakticirte er an der kgl. Regierung von Unterfranken in Würzburg, 1848 erlangte er den Acceß bei der kgl. Regierung von Schwaben in Augsburg, 1850 wurde er zum Regierungssecretär in Augsburg ernannt, 1852 zum Regierungsassessor daselbst befördert, 1856 erfolgte seine Berufung als Geheimer Secretär in das kgl. Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten in München. 1859 wurde er zum Ministerialassessor (= Regierungsrath) und 1866 zum Ministerialrath im Handelsministerium befördert. 1869 wurde er zum Staatsminister des Innern und Staatsrath im ordentlichen Dienst und 1871 zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst und Regierungspräsidenten der Pfalz ernannt. 1867 war B. in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste durch Verleihung des Ritterkreuzes des Verdienstordens der bairischen Krone ausgezeichnet und dadurch in den Adelstand des Königreichs erhoben worden.

B. war in allen Aemtern ein vorzüglicher Arbeiter, weshalb er so rasch

*) Zu Bd. XLVII, S. 203.

zu den höchsten Stellen emporstieg und schon mit 49 Jahren Minister wurde. Als Ministerialassessor erhielt er unter dem Ministerium Frhr. v. Schrenck einen ehrenvollen Auftrag, den er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erledigte. Das bairische Gewerbegesetz von 1825 war in der Erwägung erlassen, daß der Einführung der Gewerbefreiheit noch erhebliche Bedenken entgegenstünden, und in der Absicht, die Hindernisse des Kunstfleißes zu beseitigen, die Ausbildung in den Gewerben zu fördern und die inländische Industrie zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Allein die Fesseln, die dem Gewerbe noch anhafteten, hemmten den Aufschwung und waren begabten und strebsamen Handwerksmeistern in ihrem Fortkommen sehr hinderlich. Da faßten 1861 beide Kammern des Landtages den Gesammtbeschluß, an den König die Bitte zu richten, bis zum Zustandekommen eines neuen Gewerbegesetzes das Gesetz von 1825 in der seinem Geiste entsprechenden Weise zu vollziehen, und im Landtagsabschiede vom 10. November 1861 stellte der König das in Aussicht. B. wurde mit der Sache betraut. Bald erschien „Das Gewerbs-Gesetz für das Königreich Bayern diesseit des Rheines vom 11. September 1825 nebst der Vollzugs-Instruction vom 21. April 1862 und den dazu gehörigen Verordnungen und oberpolizeilichen Vorschriften“. Hierzu veröffentlichte B. am 21. April 1862 die von ihm verfaßte „Beleuchtung der Vollzugs-Instruction zum Gewerbsgesetze von 1825“. Allein mit dieser Abschlagszahlung waren die jüngeren und begabten Handwerksmeister nicht zufrieden; sie verlangten, daß man ihnen überall im Lande die freie Ausübung ihres Gewerbes gestatte, weil „sie sich zu lebenslänglicher Dienstbarkeit verurtheilt und verhindert sahen, ihre Fähigkeit und Kraft zur Begründung selbständiger Lebensverhältnisse zu benützen“. Selbst in Oesterreich war die Einführung der Gewerbefreiheit vorbereitet und im linksrheinischen Baiern (Pfalz) war sie zum Segen der Provinz schon seit der französischen Revolution eingeführt. Die bereits ansässigen Meister dagegen berechneten ihren Schaden im Falle der Einführung der Gewerbefreiheit auf 68 Millionen Gulden. Doch die Zeit drängte mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Der damalige Handelsminister v. Schlör war ein einsichtsvoller Mann und beauftragte den unterdessen zum Ministerialrath beförderten B., ein neues Gewerbe-Gesetz auf freiheitlicher Grundlage auszuarbeiten. Der Gesetzentwurf wurde in beiden Kammern angenommen und erhielt am 30. Januar 1868 die Genehmigung des Königs; das Gesetz trat am 1. Mai 1868 in Kraft. Alle Staatsangehörigen waren jetzt zum Betrieb von Gewerben im ganzen Königreich berechtigt. Dadurch ist B. der Schöpfer der Gewerbefreiheit in Baiern geworden. Auch das Referat für das technische Unterrichtswesen, das mit dem Gewerbewesen im Zusammenhang steht, führte B. in exakter und mustergültiger Weise.

Mit der glatten Durchführung des überaus wichtigen Gewerbegesetzes hatte B. gezeigt, daß er den schwersten Aufgaben im modernen Staate gewachsen war, und sich die Wege zu einer Ministerstelle gebahnt, und als Herr v. Hörmann am 9. December 1869 zurücktrat, wurde B. am 20. December 1869 zum Minister des Innern ernannt. Als solcher veranlaßte er den Erlaß der Allerhöchsten Verordnung vom 28. Juli 1870, die Errichtung von Bürgerwehren (Civil-Sicherheitsinstitut) betreffend, nachdem ein bezüglicher Gesetzentwurf in der Kammer nicht mehr zur Berathung gelangt war, die damaligen Kriegsläufte aber solche Bürgerwehren zu erfordern schienen. Es wurde den Städten und Märkten gestattet, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Gemeindebezirke freiwillige oder auch aus

den zum Gemeindedienste Verpflichteten taugliche Männer zur Theilnahme zu berufen. Die Verordnung konnte unter Umständen sehr nützlich wirken.

Von dem damaligen bairischen Ministerpräsidenten Fürsten v. Hohenlohe, dem späteren Reichskanzler, ist bekannt, daß er von der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit Schlimmes für die innere Selbständigkeit der überwiegend katholischen Staaten, insbesondere Baierns, befürchtete. B. soll als Minister des Innern in der kirchlichen Frage auf entschiedenes Vorgehen gedrungen haben (vgl. Allgemeine Zeitung von 1871, S. 4094), doch Hohenlohe wich schon am 8. März 1870 dem Ansturm der „Patrioten", und sein Nachfolger Graf v. Bray war ein conservativer Mann, der in kirchlichen Dingen sich passiv verhielt.

In Braun's Ministerzeit fielen sodann die für unsere deutschen Geschicke so überaus wichtigen Kriegsjahre 1870/71. B. zeigte sich damals als bairischer Minister dem großen Momente gewachsen, mit einem gewissen Stolze sagte er mir einst zum Beweise seiner deutschen Gesinnnng: „Mein Name steht unter den Versailler Verträgen". In Baiern walteten derzeit eigenthümliche Verhältnisse. Der große siegreiche Krieg hatte den Patriotismus der ganzen Bevölkerung mächtig entfacht, in den deutschen Reichstag wurden 30 Liberale und nur 18 vom Centrum gewählt; hätte man derzeit die Abgeordnetenkammer aufgelöst, die den deutschen Bündnißverträgen erst am 21. Januar 1871 mit größtem Widerstreben zustimmte, nachdem bereits am 18. Januar 1871 der deutsche Kaiser in Versailles proklamirt worden war, so wäre eine entschieden liberale Kammer gewählt worden; allein die Liberalen, denen man in der inneren Politik zuneigte, schienen den leitenden Kreisen allzu nachgiebig gegen Preußen zu sein, wogegen man die „Patrioten" als Particularisten ausspielte. Die Ministerien hatten dabei keine lange Dauer, Graf v. Bray wollte, nachdem er den Eintritt Baierns in das deutsche Reich bewerkstelligt hatte, auf seinen ihm angenehmen Wiener Gesandtschaftsposten zurückkehren und erhielt schon am 22. Juli 1871 seine Entlassung. An seine Stelle trat Graf v. Hegnenberg-Dux, der unterm 21. August 1871 zum Ministerpräsidenten ernannt, den Versuch machen sollte, zwischen den beiden, fast gleich starken Parteien zu vermitteln. Da B. die mehrfachen Schwenkungen im Innern nicht mitmachen wollte, bat er um seine Entlassung, die ihm vom 23. August 1871 an „in wohlgefälliger Anerkennung seiner mit regem Pflichteifer und vollster Hingebung geleisteten ersprießlichen Dienste" unter Verleihung des Großcomthurkreuzes des Ordens vom hl. Michael gewährt wurde. Nicht ganz zwei Jahre war B. Minister gewesen, aber in der wichtigsten Zeit des ganzen Jahrhunderts. Sein Rücktritt war wohl das Beste, was er thun konnte; denn in der Abgeordnetenkammer tobte der Kampf der fast gleich starken Parteien, mit denen nur schwer etwas Positives geschaffen werden konnte. B. war eine vornehme, friedliebende Natur, dessen größte Freude es war, im Einvernehmen mit den gesetzgebenden Factoren möglichst viel Gutes für das Land zu schaffen; als Minister aber hätte er seine Arbeitskraft durch Kämpfe mit den Parteien aufzehren müssen. Sein Nachfolger dagegen, der seitherige Regierungspräsident der Pfalz Herr v. Pfeufer, war eine mehr kampfesfreudige Natur, der entschlossen war, gestützt auf das Vertrauen des Königs, unbekümmert um die Gunst und die Sonderinteressen der Parteien, die Rechte der Krone zu wahren und das Wohl der Gesammtheit zu fördern.

An Stelle von Pfeufer wurde B. unterm 30. September 1871 vom 1. October 1871 an zum Regierungspräsidenten der Pfalz ernannt; am 15. October traf er zur Uebernahme seines neuen Amtes in der Provinzhauptstadt Speier ein. Daß B. zum Präsidenten der Pfalz ernannt wurde,

war ein unverkennbares Zeichen des Allerhöchsten Vertrauens. Es galt die vor 1870 viel gefährdete Provinz fester mit Baiern zu verknüpfen, auch hatte die Pfalz aus der Zeit der französischen Herrschaft noch viele Sonderrechte und Eigenthümlichkeiten bewahrt, die man schonen mußte, und die Pfälzer waren ein begabtes, gebildetes, Freiheit liebendes und vorwärts strebendes Volk, die jetzt viel lieber zu Baiern gehörten, nachdem dieses an das große deutsche Vaterland angeschlossen war. In der Pfalz war die Erinnerung an die Reactionszeit noch sehr lebendig, da der 1850 ernannte Regierungspräsident v. Hohe erst 1866 seiner Stelle enthoben worden war; doch war die Regierung in der Pfalz seit 1859 viel wohlwollender geworden. Hier fand nun B. mit seinem einsichtsvollen und volksfreundlichen Wesen und seiner großen Schaffensfreudigkeit ein überaus fruchtbares Feld der Thätigkeit. Vortrefflich führte er sich ein in der ersten Sitzung des Landrathes, die er am 2. November 1871 in Speier eröffnete mit dem Hinweise, daß er kein Fremdling in ihrer Mitte sei, indem er in seinen früheren Stellungen jahrelang mit dem Referate über die Verhandlungen des Landrathes betraut gewesen und ihnen stets mit großer Vorliebe gefolgt sei, weil sie umsichtig, gründlich und objectiv die Berathungsgegenstände gewürdigt und sich redlich bestrebt hätten, allen Bedürfnissen der Pfalz gerecht zu werden und mit ihrer musterhaften Opferwilligkeit der Kreisregierung die erforderlichen Mittel gewährt hätten; er schätze sich glücklich, nunmehr auch persönlich mit ihnen verkehren zu können. Die Pflege des Unterrichtes, der die Grundlage der wahren Freiheit, der Civilisation und des Wohlstandes bilde, betrachte er als eine besonders wichtige und ihm besonders willkommene Aufgabe. Die Förderung des materiellen Wohles und die Entwicklung eines regen geistigen Lebens möge das gemeinsame Ziel sein. Frei von der Gefahr, bei jeder politischen Verwicklung mit Frankreich Kriegsschauplatz zu werden, stehe dem Aufblühen der Landwirthschaft und Gewerbe, der Erweiterung des Fabrikbetriebes, der Ausdehnung des Handels kein Hemmniß mehr im Wege. Im einheitlichen Zusammenwirken mit dem Landrathe finde er die Bürgschaft einer den landesväterlichen Absichten des Königs entsprechenden Verwaltung. Mit diesen trefflichen Worten hatte sich B. die Landräthe gewonnen, und dieser Geist des gegenseitigen Einvernehmens und Vertrauens waltete während seiner ganzen mehr als zwanzig Jahre währenden Regierungszeit zum Wohle der Pfalz. Die Landrathspräsidenten erkannten wiederholt am Schlusse der Berathungen an, daß die Kreisregierung in hohem Grade den Wünschen der Bevölkerung entspreche (1880), sowie daß sie unermüdlich bestrebt sei, Bestehendes zu bessern und Gutes neu zu schaffen ununterbrochen und allenthalben (1881). So wurde die Verbindung der Pfalz mit dem räumlich getrennten Baiern immer fester und inniger, und als der Prinz-Regent Luitpold 1888 der Pfalz seinen ersten Besuch abstattete, wurde er überall aufs glänzendste und herzlichste empfangen; für diese Aufnahme hatte B. durch seine jahrelange ausgezeichnete Thätigkeit zum Wohle der Pfalz den Boden bereitet.

Aus der großartigen amtlichen wie außeramtlichen Wirksamkeit Braun's in der Pfalz möge nur Nachstehendes hervorgehoben werden, das vielfach nur durch sein Eingreifen erreicht wurde. Wie er in seiner Antrittsrede angekündigt, sorgte er für das Schulwesen auf alle Weise. Die Volksschule war ihm besonders am Herzen gelegen. Recht nachtheilig wirkte in der Pfalz der Lehrermangel, den man nur durch bessere Bezahlung der Lehrer heben konnte, was auf Betreiben Braun's von Seiten des Kreises nach Kräften geschah. Dem Verein dienstuntauglicher Schullehrer wurde ein jährlicher Zuschuß von 15 000 Mark gewährt, ebenso erhielt die Schullehrer-Wittwen- und Waisen-

casse Beiträge. Die geistliche Schulaufsicht genügte nicht, es wurde deshalb 1873 ein fachmännisch gebildeter Kreisschulinspector für die technische Hebung des Volksschulwesens angestellt; schon im ersten Jahre fanden 97 außerordentliche Schulvisitationen statt, 1877 kamen drei weitere Kreisschulinspectoren dazu. Für jedes Bezirksamt wurde ein Bezirkshauptlehrer für Fortbildung des Lehrerpersonals ernannt. Bezirkslehrer-Bibliotheken wurden gegründet, viele neue Schulgebäude aufgeführt, eine neue Schul- und Lehrerordnung 1884 erlassen.

Dem Mittelschulwesen wandte B. die gleiche Fürsorge zu, war er doch Referent für das technische Unterrichtswesen im Ministerium gewesen. 1871 gab es fünf dreiclassige Gewerbeschulen in der Pfalz, die 1877 zu sechsclassigen Realschulen erweitert wurden mit der Berechtigung, den Absolventen Zeugnisse für die Ableistung des einjährig-freiwilligen Militärdienstes auszustellen. Zu den Realschulen in Speier, Neustadt, Landau, Kaiserslautern und Zweibrücken kamen 1886 Ludwigshafen und 1888 Pirmasens hinzu. Mit der Kreisrealschule Kaiserslautern wurde eine mechanische Werkstätte zur Heranbildung von Vorarbeitern, Werkmeistern, Monteuren u. s. w. verbunden. Den Rectoren der Realschulen, die bisher nur Functionäre waren, wurde 1892 ein höherer Rang und pragmatisches Gehalt als den ihnen unterstellten Lehrern verliehen, ja die Vorstände der größeren Schulen erhielten 1909 sogar den Rang und Gehalt von Regierungsräthen. Lateinschulen (= fünfclassige Untergymnasien) gab es 19 im Kreise, von denen sechs nach 1870 entstanden. Die mit Obergymnasien verbundenen in Kaiserslautern, Landau und Neustadt wurden 1896 auf Staatskosten übernommen und dadurch der Kreis entlastet.

1874 wurde in Kaiserslautern, der damals größten und gewerbreichsten Stadt der Pfalz, für Heranbildung tüchtiger Bauhandwerker eine bald sehr besuchte Kreis-Baugewerkschule, zunächst mit zwei Cursen, errichtet, an die sich schon 1877 ein dritter und 1887 ein vierter aufsteigender Curs anschloß. 1880 fand die erste pfälzische Ausstellung von Lehrlingsarbeiten statt. Auch Schülerarbeiten von Oberclassen der Volksschulen wurden ausgestellt. Zur Förderung des Kunsthandwerkes, zur Hebung des Formenverständnisses und Geschmackes sowie der Thätigkeit und des Wohles der gewerblichen Bevölkerung wurde in den Jahren 1875—1881 ein Kunstgewerbemuseum in Kaiserslautern erbaut, Brauns eigenste Schöpfung und zugleich sein Schmerzenskind, dem er in seinem Testamente 110 000 Mark vermachte. Der Rohbau kostete allein über 300 000 Mark. Dieses Museum trat in enge Verbindung mit der Baugewerkschule, deren Rector zugleich an der Spitze des Museums stand. Dem Gewerbe ließ B. überhaupt jegliche Förderung zu Theil werden. Zur Förderung des Handwerks in Stadt und Land diente auch die aus Anlaß des 700jährigen Regierungsjubiläums des Hauses Wittelsbach 1880 errichtete Wittelsbacher Landesstiftung, an deren Spitze ein Kreisstiftungsrath stand, dessen Vorsitz B. übernahm. Auch hiefür spendete er aus privaten Mitteln 10 000 Mark. Zur Hebung des pfälzischen Handels- und Gewerbestandes wurde 1877 eine pfälzische Handels- und Gewerbekammer in Ludwigshafen a. Rhein errichtet. Um für die weibliche Bevölkerung eine neue Erwerbsquelle zu schaffen, veranlaßte B. 1873 die Errichtung einer Frauenarbeitsschule in Speier, die bald von mehr als 100 Schülerinnen besucht war. Auf die Erhaltung bestehender und Errichtung neuer gewerblicher und landwirthschaftlicher Fortbildungsschulen und Winterabendschulen war er bedacht. In Steinfeld entstand 1878 eine Korbflechtschule. Die landwirthschaftliche Kreiswinterschule in Kaiserslautern wurde 1878 reorganisirt und 1887 erweitert;

sie war mit der dortigen Kreisrealschule verbunden. 1875 wurden Lehr- und Uebungscurse im Zeichnen und in der gewerblichen Buchführung für Zeichenlehrer an der Kreisgewerbschule Kaiserslautern eingerichtet. In Lambrecht wurde eine Webschule für Leinen-, Damast- und Baumwollweberei errichtet und diese 1880 als Gemeindeanstalt erklärt, die vom Kreise einen Zuschuß erhielt. In Kirchheimbolanden wurde 1884 eine Obst- und Weinbauschule gegründet. Auch den Arbeiterbildungsvereinen wandte B. namhafte Mittel zu.

Wie auf die Hebung des Handwerks war er auf die der Landwirthschaft bedacht. Er richtete landwirthschaftlichen Wanderunterricht ein, der Anklang fand. Ueber zwanzig Jahre war er Vorsitzender des landwirthschaftlichen Kreisausschusses der Pfalz, und in seinem Testament bedachte er den landwirthschaftlichen Kreisverein mit 10 000 Mark. Da der Getreidebau wegen der zunehmenden Concurrenz des Auslandes nicht mehr recht lohnte, so suchte er die Viehzucht als eine bedeutende Quelle des Wohlstandes zu heben; für die Erhaltung der trefflichen einheimischen Donnersberger und Glanthaler Viehrasse that er, was in seinen Kräften stand. Es wurde 1874 eine Kreisthierschau veranstaltet und 1881 eine weitere in Speier aus Anlaß der 27. Wanderversammlung der bairischen Landwirthe, der auch Prinz Ludwig von Baiern beiwohnte. Stammzuchtbezirke wurden gebildet und Preiszuchtmärkte abgehalten. Für Hebung der Pferdezucht wurde 1874 ein Kreisgestüt in Zweibrücken errichtet, wozu der Staat zuletzt einen jährlichen Zuschuß von 34 000 Mark leistete; 1890 übernahm es der Staat ganz, wodurch der Kreis 30 000 Mark jährlich sparte. Um einen stärkeren Wagenschlag zu erzielen, wurden 1877 von auswärts Beschäler und Stuten bezogen und Beschälstationen errichtet. Zur Hebung der Pferdezucht wurden auch Pferderennen mit Preisvertheilung veranstaltet, zuerst in Zweibrücken, dann auch für die Vorderpfalz in Haßloch seit 1887. Der Pfälzische Rennverein in Zweibrücken richtete sein Augenmerk auf die Zucht von edleren Pferden. In Eichelscheid wurde 1881 ein Kreisfohlenhof errichtet, der bald sehr beliebt wurde; ein gleicher 1886 in Haßloch. Den Hufbeschlagschmieden wurden Stipendien gewährt und schließlich eine Hufbeschlagschmiede eingerichtet. 1891 fand die erste pfälzische Gartenbauausstellung statt, deren Protectorat B. übernahm. Seit 1869 war ein Kreis-Culturingenieur (Kreiswiesenbaumeister) angestellt, der viel für die richtige Bewässerung der Wiesenthäler und der Entwässerung der Rheinniederung that. Die ausgedehnten Waldungen der Pfalz, die 40 % der ganzen Provinz bedecken, wurden in bestem Stand erhalten. Eine agriculturchemische Versuchsstation gegen Gefährdung der Weinberge durch Insekten wurde durch den landwirthschaftlichen Kreisausschuß ins Leben gerufen.

In Kaiserslautern wurde eine meteorologische Station errichtet. Daselbst wurde 1884 ein Molkereicurs abgehalten. 1884 wurde den pfälzischen Landwirthen gestattet, der bairischen Hagelversicherungsanstalt beizutreten, dagegen der Brandversicherungsanstalt erst 1890. Bei Wetterschäden, Hagelschlag, Wolkenbrüchen, Frost wurde wiederholt die Hülfe des Kreises in Anspruch genommen, so in den Jahren 1873, 1876 und 1883. Die Unfall- und Krankenversicherung der in land- und forstwirthschaftlichen Betrieben beschäftigten Personen nach dem Reichsgesetz von 1886 trat vom 1. Januar 1889 an in vollem Umfange in Kraft. Die Gründung einer pfälzischen Bodencreditbank wurde schon 1880 als Bedürfniß empfunden und beschäftigte die Regierung und den Landrath mehrere Jahre, bis 1886 die Pfälzische Hypothekenbank gegründet wurde. Der Rhein bereitete den Anwohnern in Hochwasserzeiten schwere Sorgen, einzelne Gemeinden suchten sich durch locale Dämme zu schützen, die aber zu schwach und niedrig waren; hier mußte der

Kreis, ja selbst das ganze Land mit eingreifen. 1872 stieg der Rhein plötzlich und gewaltig während des Fronleichnamfestes. Damals wurde wie 1876 die Ueberschwemmungsgefahr glücklich abgewendet, aber 1882 brachen die Rheindämme bei Oppau der Neckarmündung gegenüber, was gar nicht zu verwundern war; denn die gewaltigen Wassermassen, die der Neckar plötzlich von der Rauhen Alb herabführte, bedrohten selbst die Stadt Mannheim, die schnell ihre Dämme erhöhte. Damals mußte die Pfalz 902 000 Mark für Wiederherstellung und Verstärkung der Rheindämme aufwenden, wovon der Staat Baiern die Hälfte trug. 1234 Gebäude waren zerstört worden. Für Instandhaltung, Verbesserung und Neuherstellung von Straßen und Wegen wurde viel gethan, die Pfalz hat die meisten und besten Districtsstraßen Baierns. Auch für den Ausbau des pfälzischen Bahnnetzes wurde Sorge getragen, so 1876 für die Weiterführung der Rheinbahn von Germersheim bis an die elsässische Landesgrenze bei Lauterburg.

Für die pfälzischen Wohlthätigkeitsanstalten sorgte B. in jeder Weise. Die Kreis-Armen- und Krankenanstalt in Frankenthal wurde wiederholt mit bedeutenden Kosten erweitert, 1887 wurde ein neues, schönes Krankenhaus für 550 Personen erbaut, das über 300 000 Mark kostete. Die mit ihm verbundene Kreis-Taubstummenanstalt wurde von ihm getrennt und ganz selbständig gestaltet 1885. Die Kreis-Irrenanstalt Klingenmünster war überfüllt und erhielt mehrere Erweiterungsbauten, schließlich aber mußte doch eine zweite derartige Anstalt erbaut werden, die Heil- und Pflegeanstalt Homburg, die 1909 fertig gestellt wurde. 1883 wurde auch der Bau eines Waisenhauses in Homburg angeregt und wurde zunächst ein Fonds angesammelt, der heute 534 000 Mark beträgt. Für den Unterhalt von Waisen und verlassenen Kindern gab der Kreis 1874 20 000 Gulden aus. Auf Braun's Anregung hin wurde die Prinzregent-Luitpold-Stiftung für Nothstände in der Pfalz errichtet, für die er aus seinen privaten Mitteln 10 000 Mark spendete. Ende 1907 hatte diese ein Vermögen von 160 000 Mark. Dem Hospital in Speier schenkte B. 20 000 Mark. Für seine Kreisbeamten sorgte er nach Kräften; wiederholt wurden deren Gehaltsbezüge aufgebessert und den höheren Beamten pragmatische Rechte verliehen. 1880 wurde für die pfälzischen Kreisbediensteten und deren Hinterbliebene eine Unterstützungscasse errichtet, der er in seinem Testamente 5000 Mark vermachte. 1883 wurde eine Pensionscasse für die Districtsstraßenwärter gegründet. Sein eigenstes Werk war die Gründung des pfälzischen Dienstbotenstiftes, das 1876 zur Kreisanstalt erklärt wurde. Die in den niedersten Stellungen längere Jahre treu ausharrenden Personen sollten belohnt und ihr Alter sorgenfrei gestaltet werden. Zunächst wurde ein Capitalstock angesammelt, es sollten dann die Zinsen zur Gewährung von Aufmunterungspreisen, Aussteuerprämien, Präbenden und Geldgeschenken alljährlich verwendet werden. 1878 wurden zum ersten Male Preise vertheilt, 700 Bewerber hatten sich gemeldet, aber nur 900 Mark standen zur Verfügung. Mit jedem Jahre mehrten sich die Mittel, indem Gemeinden, Districte, Corporationen Beiträge leisteten; B. selbst schenkte dem Stift testamentarisch 10 000 Mark. Vorsitzender des Kreisausschusses war B. bis zu seinem Tode. Ende 1907 betrug das Vermögen 200 000 Mark, 1909 wurden 6520 Mark vertheilt. Auch die pfälzische Aussteueranstalt hat er gegründet und war Vorsitzender des Verwaltungsrathes. Der bairische Landeshülfsverein vom Rothen Kreuz, Zweigverband Pfalz, der 1870/71 so unendlich viel für die Pflege verwundeter und kranker Krieger gethan hatte, bestand weiter, da besonders in den ersten Jahren nach 1871 erneute Kriegsgefahr drohte. Ueber 20 Jahre war B. Vorsitzender des bezüglichen Kreisausschusses.

Nach 1871 hatten sich überall Kriegervereine gebildet, die sich zu Kriegs- und Landesverbänden zusammenschlossen. In der Pfalz bildete sich 1873 die Pfälzische Kampfgenossenschaft, die jetzt 30 000 Mitglieder, und in Baiern 1874 der Bairische Veteranenbund, der jetzt 170 000 Mitglieder zählt. Diesen Corporationen, welche die Pflege vaterländischer und monarchischer Gesinnung sowie die Unterstützung nothleidender Kameraden als ihren Hauptzweck bezeichneten, wandte B. sein ganzes Interesse zu und wurde deshalb 1886 zum Ehrenmitgliede des Bairischen Veteranenbundes ernannt. Ueber zwanzig Jahre war B. auch erster Vorsitzender des Historischen Vereins der Pfalz. Die überaus werthvollen Sammlungen, die viele römische Alterthümer enthalten, haben sich unter seiner Vorstandschaft verzehnfacht. Dieselben waren nothdürftig im Realschulgebäude in Speier untergebracht. B. erkannte die Nothwendigkeit der Herstellung eines eigenen Museums und versuchte die Stadt Speier zum Bau eines solchen zu bestimmen, doch diese schrak vor den bedeutenden Kosten zurück; endlich 1909 ist das Historische Museum der Pfalz vollendet, nachdem der Kreis und der Staat bedeutende Zuschüsse geleistet und viele Gönner reiche Beiträge Jahre lang gegeben haben. In drei Regierungspräsidialerlassen von 1875, 1877 und 1887 forderte B. die ihm unterstellten Behörden auf, über die Bodenschätze der Vorzeit zu wachen, daß sie nicht bei Ausgrabungen zerstört, verschleudert oder durch Händler in das Ausland verschleppt werden. Für die Erhaltung der Baudenkmale der Pfalz, der Ruinen, Klöster, Kirchen hat er manches gethan, so für Eußerthal, Dernbach, Enkenbach, Seebach bei Dürkheim. Die pfälzischen Baudenkmale wurden 1887 inventarisirt. Bei seinen vielen großartigen Leistungen bemühte er sich die Mittel der Provinz möglichst zu schonen. Die Pfalz hatte unter allen Kreisen Baierns die größten Umlagen; da galt es zu sparen, aber nicht in unrichtiger Weise, so daß absolut Nöthiges unausgeführt blieb und dadurch dauernde Nachtheile entstanden. Die Kreisumlagen betrugen in den Jahren 1853—1858: 53 % der Staatssteuern, 1859—1864: 50 %, 1865—1870: 45 %, 1872: 44 %, 1873: 52,5 %, 1882 nur 32,5 % (die geringste Umlage seit Jahrzehnten), 1885 stiegen sie wieder auf 39,8 %, aber unter B. nicht mehr über 40 %.

Am 1. October 1891 waren es 20 Jahre, daß B. an der Spitze der Kreisregierung der Pfalz stand; noch nie hatte ein Regierungspräsident die Provinz so lange und zugleich so trefflich verwaltet. Herr v. Stichaner war 15 Jahre (1817—1832) Präsident gewesen und Herr v. Hohe 16 Jahre (1850—1866), alle übrigen Präsidenten des 19. Jahrhunderts standen der Provinz höchstens fünf Jahre vor, zwei nur einige Monate. Der Tag wurde von der ganzen Pfalz großartig und in der herzlichsten Weise gefeiert (siehe Pfälzisches Museum von 1891, S. 42); bis zum 25. Dienstjahre wollte man bei dem hohen Alter des Jubilars nicht warten, und wie richtig dies war, sollte sich nur zu bald zeigen. Am 21. Februar 1892 wurde B. von der Influenza befallen; trotzdem widmete er sich noch am 23. den Pflichten seines Amtes. In der folgenden Nacht kam eine Lungenentzündung hinzu, die seinem Dasein schon nach zwei Tagen (am 26.) ein Ende machte; am 29. Februar wurde seine Leiche unter Theilnahme aus der ganzen Pfalz auf dem Friedhofe zu Speier beerdigt. B. blieb unvermählt, was er in höherem Alter bereute. An Orden und Auszeichnungen aller Art hat es ihm nicht gefehlt. Mehrere Städte verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht, so Kaiserslautern 1890.

Dr. J. J. H. Schmitt im Pfälzischen Museum von 1891, S. 33 u. 42 sowie 1892, S. 13 f. — „Bayerland“, 3. Jahrgang 1892, Nr. 26. — Kreisamtsblätter der Pfalz 1862—1892. — Mittheilungen Sr. Excellenz des kgl. Staatsrathes Carl v. Krazeisen im Staatsministerium des Innern

in München und von Braun's Cousine Dorine Braun in Würzburg. — Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz von 1872, III, S. 162 u. 1892, XVI, S. VII f u. 172 ff. J. J. H. Schmitt.

Bray *): Otto Camillus Hugo Graf von B.-Steinburg (1807—99), der als bairischer Minister 1870 im Kriege gegen Frankreich die Einigung Deutschlands sollte vollenden helfen, entstammte selbst einem französischen, eben erst nach Deutschland verpflanzten Geschlecht. Noch sein Vater, der Diplomat und Schriftsteller Chevalier (später Graf) François Gabriel de Bray (geboren 1765 zu Rouen, † 1832 zu Irlbach) war als jüngerer Sohn einer eingesessenen normännischen Familie in Frankreich geboren und erzogen und trug die sehnsüchtige Erinnerung an die feine höfisch-gesellschaftliche Cultur seines französischen Jahrhunderts durch alle Stellungen und Wandlungen eines vielbewegten Lebens mit sich fort. Zwei Mal, als Mitglied der internationalen Adelsbruderschaft der Malteser, der er mit siebzehn Jahren beigetreten war, wie im diplomatischen Dienst des bourbonischen Königthums, den er seit 1789 am Sitz des alten deutschen Reichstags in Regensburg ausübte, erlebte der Sprößling des ancien régime den Niedergang und Zusammenbruch von Lebenskreisen, in die er sich durch Herkunft und Ueberlieferung gestellt sah. Er ließ sich beim Ausbruch der Revolution auf die Emigrantenliste setzen und suchte sich mit der ganzen Unbefangenheit und vielseitigen Beweglichkeit der Zeit eine neue Wirksamkeit und eine neue Heimath. Als Vertreter des Malteserordens auf dem Rastatter Congreß und bei einer Obedienzdeputation bairischer Ordensritter nach Petersburg kam er in Beziehung zur bairischen Diplomatie, welche bald darauf unter der Leitung seines halben Landsmannes Montgelas die Verwirrung der Zeit benützte, Baiern zu einer selbständigen europäischen Macht emporzuheben. Der begabte, kluge und weltkundige Diplomat, vielseitig, von raschem Auffassungsvermögen und gewandter Feder, war hier am besten Platz und gewann sich auf verantwortungsvollen Posten, in London, Berlin (1801—8) und Petersburg, bei Montgelas rasch das Lob eines seiner thätigsten und eifrigsten Mitarbeiter; noch heute sind die treffenden und geistreichen Charakteristiken seines Petersburger Memoires (1800) wie die scharfen Momentbilder seines Berliner Tagebuches vom Winter 1806 lehrreich und unterhaltend zu lesen. Es ist begreiflich, daß der geborene Franzose, der unbefangen genug war, sich politisch zur neuen Ordnung der Dinge zu bekennen, und alsbald in den Bannkreis Napoleon's sich gezogen fühlte, ein überzeugter Anhänger des französischen Systems in der bairischen Politik war. Mit ihm fällt auch der Höhepunkt seiner diplomatischen Wirksamkeit zusammen. Er war zwar vielleicht noch, gleich Montgelas, bei der großen Wendung der bairischen Politik 1813 thätig; der großen Erhebung Deutschlands in den Freiheitskriegen aber stand der Emigrirte, ohne ausgeprägtes Staats- oder Nationalgefühl, fremd gegenüber, und in der folgenden Restaurationszeit war die Stellung Baierns in der europäischen Politik zu unbedeutend, als daß sein Amt in Petersburg, Paris (1822—27) und Wien wesentlich mehr als eine höfisch-repräsentative Sinecure sein konnte. Wissenschaftliche Studien und litterarische Thätigkeit, die den regsamen und vielseitigen Mann schon immer begleitet hatten, traten nun lebhafter hervor: Botanik und Pflanzengeographie, Statistik und Geschichte waren seine Lieblingsfächer; er wurde Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften und Ehrendoctor der Universität Dorpat. Noch einmal, Ende der 20er Jahre, war er als Senior der bairischen Diplomatie in der pfalzbairischen Angelegenheit thätig; immer noch mit der

*) Zu Bd. XLVII, S. 214.

Zeit lernend, faßte er am Abend seines Lebens in einer eingehenden Denkschrift die Vorzüge der föderativen Einordnung Baierns in die deutsche Staatengemeinschaft zusammen. 1832 ist er, eben aus dem Dienst geschieden, auf seinem niederbairischen Schloß Irlbach gestorben.

Sein Sohn Otto, aus der Ehe mit dem livländischen Fräulein v. Löwenstern am 17. Mai 1807 während des Berliner Aufenthaltes geboren, wuchs in ruhigerer, geregelterer Zeit, ohne die Umwege und Wandlungen des Vaters, in dieselbe Laufbahn hinein. Aber auch sein persönliches Wesen war nicht so vielseitig, enger umgrenzt, weniger geistreich und lebhaft; eine geordnete, zurückhaltende Nüchternheit ist vielleicht der hervorstechendste Zug an ihm. Er war bereits als Baier geboren und verdeutschte seinen Namen durch den einer bairischen Besitzung entlehnten Zusatz; seine Bildung erhielt er in der königlichen Pagerie in München, dann auf den Universitäten von Göttingen und München. Nach der ordnungsmäßigen gerichtlichen und administrativen Vorbereitung trat er, zuerst als Attaché seines Vaters, in den diplomatischen Dienst, der ihn rasch aufsteigend in den 30er Jahren von Wien über Petersburg, Paris, Athen, 1843 wieder nach Petersburg führte, das ihm wie ein Menschenalter zuvor seinem Vater zur zweiten Heimath wurde. In diese Zeit der Restauration und der heiligen Allianz, aber auch der Juli-Revolution und der beginnenden europäischen Umwälzungen fällt die Ausbildung seiner politischen Anschauungen. Sein Herz gehörte zweifellos von Anfang an den alten conservativen Gewalten, dem Adel, dem Königthum, den fest umgrenzten, dauernden Daseinsformen; aber wie sein Vater unterschied auch er unbefangen zwischen persönlicher Neigung und politischer Nothwendigkeit. Der rasche Wechsel von der unbeweglichen Ruhe des russischen Staatslebens unter Nikolaus I. in die leidenschaftlichen Ueberstürzungen der Pariser Entwicklung, der Einblick in die unsicheren Zustände des europäischen Orients und der abermalige Aufenthalt im Zarenreich mochten die Einsicht in die Verschiedenheit der dem Diplomaten gegebenen Bedingungen und damit die Richtung auf eine praktische, nach der Decke sich streckende Politik ebenso begünstigen, wie die angeborene Neigung zu zurückhaltender Vorsicht. Im ganzen ergab sich eine conservative Mittelstellung, nicht ablehnend gegen das Neue, aber doch noch mehr bestrebt, das Alte gegen dessen Zudrang zu erhalten und in die Zukunft hinüberzuretten.

Er war noch nicht 39 Jahre alt, als ihn Ludwig I. im Frühjahr 1846 gegen seinen Wunsch, zuerst zeitweilig, dann (1. Januar 1847) definitiv, an die Spitze des Ministeriums des Aeußeren berief, um durch allmähliche Umgestaltung des bereits erschütterten Ministeriums Abel das clericale Parteiregiment einzuschränken und die im Land entbrannten Gegensätze zu beruhigen. Der traurige Handel ist nur allzu bekannt, der diese Absicht des Königs durchkreuzte: Graf B. war der erste, welcher über Lola Montez stürzte. Sein Verhalten war aber, im Gegensatz zu dem demagogischen Gebahren der übrigen Minister, ebenso loyal wie mannhaft, so daß ihm auch nach der Entlassung, auf welcher er bestand, das Vertrauen und die Gunst Ludwigs I. unvermindert verblieben.

So wurde er, kaum ein Jahr später, im April 1848 von der Dynastie aufs neue in einer schweren Stunde zu Hülfe gerufen. Wie eine unhemmbare Sturmfluth war die europäische Revolutionsbewegung auch über Baiern hereingebrochen: die Abdankung Ludwigs I., das Märzministerium, der Antrag auf Bundesreform, die Einbringung des Wahlgesetzes zum deutschen Parlament und der freiheitlichen Gesetze waren einander im Fluge gefolgt. Es war vielleicht der erste Act der Selbstbesinnung der Dynastie, als sie

wenigstens das Ministerium des Aeußeren einem ausgesprochenen Conservativen und Particularisten übertrug, der nur durch seinen Abgang 1847 auch einige volksthümliche Sympathien genoß. Nur schweren Herzens entschloß sich B., in die uferlose und unberechenbare Bewegung einzugreifen, der er völlig fremd und im Herzen ablehnend gegenüberstand. Was war ihm dies Schicksalsjahr der deutschen Geschichte? Der Sohn eines internationalen Diplomaten, hatte auch er den größten Theil seines bisherigen Lebens im Ausland, in der kühlen Atmosphäre der vormärzlichen Diplomatie zugebracht, in der liberale und nationale Ideen nur einen geringen Curs hatten. Er trat auch jetzt der großen deutschen Bewegung als nüchterner Praktiker gegenüber, der Mühe hatte, ihren idealen und theoretischen Gesichtspunkten nur annähernd gerecht zu werden. Er stand durchaus auf Seiten der particularistischen und dynastischen Mächte, und die einzelnen Schritte seiner Politik — ganz im Einverständniß mit der Dynastie — begleiten deutlich das allmähliche Wiedererstarken dieser alten Gewalten gegenüber der abflauenden Revolution: zuerst vorsichtiges Abwarten gegenüber dem deutschen Parlament bei behutsamer Vermeidung jedes grundsätzlichen Widerspruches, zögernde Anerkennung des Reichsverwesers, dann alsbald Versuche einer Verständigung gegen das Parlament, zuerst mit Preußen gegen Oesterreich auf Grund einer Directorialverfassung mit wechselndem Turnus und Staatenhaus, und fast zugleich schon mit Oesterreich gegen Preußen und dessen gefürchtete Hegemonie, Anrufung der Garanten des Wiener Vertrages, bis zum offenen Widerspruch gegen die Frankfurter Reichsverfassung und den engeren Bund. Er überdauerte so die ersten Abbröckelungen des Märzministeriums und trat noch Anfang 1849 dem neugewählten liberalen Landtag gegenüber, dessen radicale Haltung das Schicksal der freiheitlichen Bewegung in Baiern besiegelte. Auch in der Reichsrathskammer lebhaft angegriffen, entschied sich B. zum Rücktritt. Er wollte nicht aus einem Märzminister, so wenig er sich zu einem solchen berufen gefühlt hatte, ein Reactionsminister werden und fühlte sich auch nicht im Besitz der zu einer solchen Rolle nothwendigen Energie. Er kehrte lieber wieder nach Petersburg zurück, in dessen kaum veränderter Stille ihm die ganze Ministerzeit bald nur mehr „wie ein schwerer Traum vorkam, aus dem er jetzt wieder erwachte".

Hier erlebte er dann den Untergang des großen conservativen Systems Nikolaus' I., in welchem er, wenn auch nicht ohne Kritik, doch die Hauptstütze des conservativen Europas gesehen hatte. Noch vor dessen Sturz faßte er seine Anschauungen über Hof und Gesellschaft in Rußland in einer größeren Denkschrift zusammen, die den Höhepunkt des Nikolaischen Systems in der Weise der alten Diplomatie mit weitem Blick in großen Zügen charakterisirt und in ihrem klaren und übersichtlichen Aufbau kein unwürdiges Gegenstück zu dem ähnlichen Memoire seines Vaters bildet. Nur ungern vertauschte er 1859 die gewohnte Petersburger Stellung mit dem Berlin der neuen Aera; schon 1860 siedelte er nach Wien über, wo er den größten Theil seines folgenden Lebens zubrachte.

Immer beherrschender trat auf diesem Schauplatz die neuerwachte deutsche Frage, der sich verschärfende Gegensatz der beiden deutschen Großmächte in den Vordergrund. Im Kreis des bairischen Particularismus, auf dem Boden des alten Bundesrechtes aufgewachsen, mit katholischen Sympathien, stand B. nach Tradition und Ueberzeugung auf der Seite Oesterreichs. Die Triaspolitik Maximilians II. war auch die seinige; damit war auch die Parteinahme gegen Preußen im J. 1866 gegeben. Auch bei diesem Wendepunkt unserer Geschichte stellte das Vertrauen der Dynastie B. an eine verantwortungsreiche Stelle:

mit dem leitenden Minister von der Pfordten vertrat er Baiern nach dem unglücklichen Feldzug bei den Berliner Friedensverhandlungen. Seine kühl sachlichen Tagebuchaufzeichnungen — auch sie ein denkwürdiges Gegenstück zu denen, die sein Vater sechzig Jahre früher in derselben Stadt niedergeschrieben hatte — geben wohl einen treuen Einblick in den Verlauf der Verhandlungen, nicht in seine eigene Stimmung. Der überraschend günstige Ausgang mochte ihm das schwere Opfer erleichtern, welches die Lösung von 1866 für ihn bedeutete. Auch er, wie v. d. Pfordten, betrachtete den Allianzvertrag vor allem als Zugeständniß an Preußen zur Milderung der übrigen Friedensbedingungen, als eine völkerrechtliche Abmachung unter Gleichen, welche Baierns Unabhängigkeit nicht beschränke und keine weiteren Verpflichtungen zu engerem staatlichem Anschluß an Preußen in sich trage. Es sollte ihm selbst vorbehalten bleiben, diese Consequenzen daraus zu ziehen.

Wie er sich innerlich mit dem folgenden preußenfreundlichen Ministerium des Fürsten Hohenlohe abfand, wissen wir nicht. Als dieser, seiner inneren nicht minder wie seiner äußeren Politik wegen leidenschaftlich angegriffen, Anfang 1870 vor dem vereinten Mißtrauensvotum der beiden Kammern zurücktrat, schlug er selbst dem König den außerhalb dieser Kämpfe stehenden Grafen B. als den geeignetsten Nachfolger vor, um die durch einen erbitterten Wahlkampf erregten Parteigegensätze des Landes wieder zu versöhnen. Nur nach längerem Zögern, auf den dringenden persönlichen Wunsch Ludwigs II. entschloß sich der Dreiundsechzigjährige, zum dritten Mal seinen Gesandtschaftsposten mit dem Ministerium zu vertauschen; er betrachtete es als eine provisorische Aufgabe, den inneren Frieden wiederherzustellen, und trug sich bei den wachsenden Schwierigkeiten des Heeresetats in der Kammer schon in den folgenden Monaten mit Rücktrittsgedanken. Im Aeußeren — erklärte er den Gesandten wie der patriotischen Kammer (30. März) — werde er an dem von ihm selbst unterzeichneten Allianzvertrag ehrlich und redlich festhalten; daß freilich, innerhalb der vertragsmäßigen Grenzen, der österreichfreundliche, dem System von 1866 abgeneigte Wiener Gesandte eine andere Möglichkeit der bairischen Politik repräsentirte als der von je für engen Anschluß an den Norden eintretende Hohenlohe, blieb keiner Seite verborgen. Er suchte zunächst eine freundliche Verständigung mit Württemberg anzubahnen, die anscheinend auf ein engeres Zusammengehen der beiden größten Südstaaten in einigen concreten Fragen gerichtet war.

Da stellte ihn der unerwartet aus der hohenzollernschen Candidatur hervorbrechende Conflict, mit einem Male den tiefen deutsch-französischen Gegensatz und damit die deutsche Frage aufrollend, vor die gewaltigsten Entscheidungen. Es ist kein Zweifel, daß B. persönlich bei der gefährdeten Lage Baierns zwischen Frankreich und Oesterreich die Neutralität für die wünschenswertheste Lösung gehalten hat und noch nach der Emser Depesche dem Wunsche Ausdruck gab, Frankreich möge nicht zum Kriege treiben; er trat am 10. Juli mit Beust in persönlichen Gedankenaustausch und ließ selber noch am 16. über England einen Vermittlungsvorschlag an Preußen gelangen. Er verkannte aber nicht, daß eine isolirte Neutralität Baierns gegen den Wunsch der streitenden Mächte unmöglich war: dann aber war auch für ihn der Kampf an der Seite Preußens gegeben. Den unmittelbar vor dem Krieg an ihn herantretenden Drohungen und Verlockungen Frankreichs gegenüber hat er keinen Zweifel über seine Haltung gelassen. Er hätte gern die letzte Entscheidung noch hinausgezögert und gemeinsam mit Württemberg für die Erfüllung des Allianzvertrages von Preußen eine Garantie der eigenen Souveränität eingetauscht: daß der Bündnißfall im rechten Augenblick be-

dingungslos und ohne Zaudern anerkannt wurde, war das Verdienst des Königs, der über den zögernden Minister hinweg aus eigenem Willen die Entscheidung traf. Die schwere Aufgabe, von der patriotischen Kammermehrheit die Bewilligung des Kriegsbudgets zu erlangen, versuchte B. zuerst nach seiner Weise mit vorsichtiger Zurückhaltung, dann in der entscheidenden Sitzung des 19. Juli in ehrlicher, mannhaft bewegter Rede, zwar ohne das hohe nationale Pathos der Stunde, aber im ernsten Gefühl der Ehre des Staates und seiner Person die Schande des Vertragsbruches entschieden von sich weisend.

Unvermeidlich wurde Baiern durch den nationalen Krieg in die Lösung der deutschen Frage mit hineingezogen. Es scheint, daß bei B. nach dem Kriegsausbruch, trotz wiederholter Beruhigungsversuche Bismarck's, zunächst wieder die Besorgniß für die bairische Selbständigkeit die Oberhand gewann; er scheint in der That bei Preußen noch einmal die Stellung von Bedingungen angeregt, sich mit Oesterreich wieder in lebhaftere Verbindung gesetzt und den Gedanken erwogen zu haben, den Süden in eine gemeinsame Neutralität zurückzuziehen. Noch Anfang September suchte er wieder eine englische Vermittlung anzubahnen und erklärte den Erwerb Elsaß-Lothringens für einen großen Fehler. Aber der unerhörte Siegeslauf der deutschen Waffen, die wachsende nationale Begeisterung, die vorsichtig und doch drängend von allen Seiten zusammenwirkenden Anregungen Bismarck's trieben ihn unaufhaltsam aus dieser negativen Haltung heraus. Er erkannte die Gefahr, später zu ungünstigeren Bedingungen gezwungen zu werden, den Vortheil, welchen der werthvolle Antheil der bairischen Truppen am Kampf ihm jetzt in die Hand gab. Es scheint, daß Bismarck auch jetzt seine alten Lockvögel für Baiern, Aussicht auf Territorialerwerb und privilegirte Stellung in Süddeutschland, wieder aufsteigen ließ. Am 12. September erbat B. auf Grund eines Ministerrathes in einem ausführlich motivirten Antrag die Genehmigung des Königs zur Einleitung von Berathungen mit dem Norddeutschen Bund. Den Eintritt in diesen selbst müsse Baiern nach wie vor ablehnen, dagegen zu einer staatsrechtlichen Verbindung mit dem Nordbund, oder, wenn Preußen diesen fallen lasse, zum Eintritt in einen freieren allgemeinen deutschen Bund in bevorzugter Stellung bereit sein; gemeinsames Parlament und einheitliche Heeresmacht im Kriege müsse man zugestehen, selbständige Vertretung nach außen, Militärhoheit im Frieden, eigene Gesetzgebung, Verwaltung, Finanzen, gesonderte Verkehrsanstalten sich vorbehalten. Auf Grund dieser Ermächtigung fanden vom 22. bis 26. September die Conferenzen des bairischen Staatsministeriums mit dem Präsidenten des Norddeutschen Bundeskanzleramtes Delbrück statt; Württemberg, dessen Beiziehung von Baiern nicht geplant war, nahm schließlich doch durch Mittnacht informatorischen Antheil. Da Delbrück nicht, wie B. wohl gehofft hatte, preußische Vorschläge mitbrachte und auch eine Umgestaltung der bisherigen Bundesverfassung nicht in Aussicht stellte, war die bairische Grundlage von vornherein verschoben, und man sah sich gezwungen, die abgelehnte norddeutsche Verfassung zu Grunde zu legen, um artikelweise seine Einwendungen zu erheben. Man fand sich — Kriegswesen und auswärtige Vertretung blieben einstweilen unerledigt — trotz ernstlicher Schwierigkeiten schließlich auf einer Mittellinie zusammen, so daß Delbrück und Mittnacht mit dem Eindruck schieden, der deutsche Bund sei gesichert, und Baiern werde gegen Bedingungen in den Norddeutschen Bund eintreten. B. dagegen und die bairischen Minister zogen die Folgerung, daß man, da Preußen auf keine Aenderung der Bundesverfassung eingehe, bei dem Project des weiteren Bundes stehen bleiben müsse. Er blieb, vielleicht doch mit Trias-

erinnerungen, immer noch mit Beust in Verbindung, und da Ludwig II. sich trotz wiederholter dringender Vorstellungen des Ministeriums nicht entschließen konnte, die Einladung Wilhelms I. zu Separatbesprechungen in Fontainebleau anzunehmen, gerieth der Fortschritt der deutschen Frage wieder ins Stocken.

Doch wohl gegen seinen Willen wurde B. dann im October durch das selbständige Vorgehen Württembergs gezwungen, gleich den anderen Südstaaten mit Lutz und Pranckh die Verhandlungen in Versailles fortzusetzen (23. October bis 25. November). Daß Bismarck getrennte Verhandlungen vorschlug, kam ihm vielleicht unerwartet, aber bei seinen bairischen Sonderbestrebungen nicht unerwünscht. Auch hier hielt er zunächst zähe an dem alten Programm des weiteren Bundes, und zwar in der Gestalt einer gleichberechtigten Sonderstellung Baierns neben dem durch die anderen Südstaaten erweiterten Nordbunde, fest, und da er nun auch mit den bisher zurückgestellten speciellen Forderungen vollständiger diplomatischer Gleichberechtigung hervortrat, schienen die Verhandlungen schon nach wenigen Tagen auf einen todten Strang gelaufen. Von Anfang an scheint er dabei das Kaiserproject, dem Baiern schon seit dem September näher getreten war, wie früher den Allianzvertrag, als bestes Tauschobject gegen, wie er meinte, reellere Concessionen verwendet zu haben. Es gelang ihm aber Bismarck's spielender Ueberlegenheit gegenüber ebensowenig, dies Kaiserangebot mit den Anschlußverhandlungen zu verquicken wie die Territorialvergrößerung Baierns, die er, anscheinend doch dem besonderen Drängen des Königs weichend, zu vertreten hatte, und die nicht zuletzt dazu beitrug, den bairischen Unterhändler im Hauptquartier zu einer mißliebigen und unerfreulichen Figur zu machen. Moritz Busch hat uns, in seiner etwas carikirenden Weise, damals sein Bild am Tische Bismarck's gezeichnet, groß, hager, mit dünnen Lippen und mageren Händen, das Gesicht nach englischer Weise bis auf einen kurzen Backenbart rasirt und die langen, glatt anliegenden Haare an den Schläfen hinter die Ohren gestrichen, wortkarg, unbehaglich, Kälte um sich verbreitend. Seine eigenen Briefe zeigen ihn doch freundlicher, menschlicher, von dem Treiben des Hauptquartiers nicht so abgeschlossen, wenn auch der Mangel an Enthusiasmus, an innerstem Miterleben der großen Zeit nicht zu verkennen ist. Die schwere Gefahr der Isolirung, welche Baiern durch sein Hinhalten drohte, scheint er nicht genügend eingeschätzt zu haben. Noch am 3. November hielt er an der Ablehnung des Eintrittes in einen engeren Bund fest und glaubte, wenn die erbetenen preußischen Gegenvorschläge nicht ausreichend seien, am besten zu thun, nach München zurückzureisen und dort die Verhandlungen fortzusetzen. Die Friedensverhandlungen mit Thiers, dann die Einladung Ludwigs II. zu dem geplanten Fürstencongreß in Versailles scheinen Bismarck das Mittel gegeben zu haben, ihn zunächst festzuhalten. Dann aber zwangen die wachsende nationale Erregung in Baiern und die Erkenntniß, von Bismarck nicht mehr erreichen zu können, ihn doch zur Nachgiebigkeit. Am 9. November wurden die Verhandlungen auf der Grundlage des engeren Bundes wieder aufgenommen. Eine zu Gunsten Baierns angezettelte württembergische Hofintrigue, welche am 12. November den Abschluß der Verhandlungen mit den übrigen süddeutschen Staaten aufs empfindlichste unterbrach, ist B., dank seiner eigenen Zurückhaltung, überhaupt nicht bekannt geworden, auch in ihrer Einwirkung auf den schließlichen Ausgang der bairischen Verhandlungen doch wohl überschätzt worden. B. selbst sagte, daß die sichere Aussicht auf Verständigung des neuen deutschen Reiches mit Oesterreich ihm den Uebergang zur neuen Lösung sehr erleichtert habe. Am 23. November erfolgte endlich der Abschluß des bairischen Vertrages, im

wesentlichen auf der um einige Sonderrechte verminderten sachlichen Grundlage, auf welcher man sich bei den Münchener Besprechungen geeinigt hatte. Baiern nahm in der Hauptsache die norddeutsche Bundesverfassung an, mit bevorzugter Sonderstellung vor allem in der Heimath- und Niederlassungsgesetzgebung und in den Verkehrsanstalten. Von der Forderung der diplomatischen Nebenstellung Baierns war außer den souveränen Ehrenrechten das Vertretungsrecht der bairischen Gesandten und der diplomatische Bundesrathsausschuß geblieben. Gegen die Verpflichtung zur Initiative in der Kaiserfrage hatte Baiern die vollständige Militärhoheit im Frieden behalten. „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch", faßte Bismarck am Abend dieses Tages das Ergebniß zusammen. „Dies ist der Anfang des neuen Deutschlands", schrieb B., „und wenn unsere Entwürfe genehmigt werden, das Ende Altbaierns." Seine Neigung zum Hinhalten hätte vielleicht noch einmal in der Heimath Bedenklichkeiten und Hindernisse entstehen lassen; durch die persönliche Verbindung mit Ludwig II. und die Fahrt des Grafen Holnstein hat Bismarck sein Werk über ihn hinweg vollendet.

In den noch folgenden Stadien des Anschlusses Baierns ans Reich trat B. nicht mehr an erster Stelle hervor. Die Vertheidigung der Verträge in der bairischen Kammer, deren Patrioten noch nicht mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt waren, überließ er in erster Linie dem redegewandteren, in Rechtsfragen besser bewanderten Minister Lutz, von dem bereits die Schlußredaction der Versailler Verträge stammte und der nun mehr und mehr der leitende Mann des Ministeriums wurde. Daß B. selbst gewünscht und sogar dahin gewirkt habe, daß die Verträge von der Kammer verworfen würden, ist nicht anzunehmen. Seine eigenen Reden sind wie seine früheren sachlich, nüchtern, nur selten einmal von einem wärmeren nationalen Ton belebt. Die Ratification mußte des Widerstandes in der Kammer wegen verschoben werden, erst am 1. Februar 1871 trat Baiern wirklich in den neuen deutschen Staat ein. Ende dieses Monats wohnte B. als bairischer Friedensbevollmächtigter dem letzten großartigen Ringen Bismarck's mit dem niedergeschlagenen Gegner bei, am 27. Februar setzte er seinen Namen unter den Präliminarfrieden. Noch einmal traten in diesen Tagen die immer noch verfolgten bairischen Territorialwünsche wieder hervor, eine nicht eben glückliche Preßagitation wurde eingeleitet, aber beim voraussichtlichen Widerspruch des Reichstages verlief auch dieser letzte Versuch zur schmerzlichen Enttäuschung Bray's im Sande.

Wohl möglich, daß dieser Ausgang eines Lieblingswunsches bei Ludwig II. die bereits seit dem December erschütterte Stellung Bray's noch mehr untergrub. Da er sich auch bei den Parteien ohne Rückhalt fühlte, regte sich die Sehnsucht nach seinem eigentlichen diplomatischen Berufe. Die abweichende Haltung, welche er in der nun in den Vordergrund tretenden kirchlichen Frage einnahm, gab den Ausschlag. Er hielt — und hier hat die Zukunft dem vorsichtigen Diplomaten wohl Recht gegeben — eine behutsame Defensivstellung des Staates gegen etwaige Uebergriffe der Kirche für räthlicher als die aggressive Politik, welche Lutz vorschlug. Da König und Collegen auf dessen Seite standen, bat B. am 4. Juni 1871 um seine Entlassung und Rückversetzung auf den vorbehaltenen Wiener Posten.

Noch 26 Jahre war es ihm vergönnt, in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit dort seinem Berufe zu leben; eine neue Wendung hat sein Leben nicht mehr genommen. Während sein Sohn, die dritte Generation des eingewanderten französischen Geschlechtes, in den diplomatischen Dienst des neuen Deutschen Reiches trat, blieb der Vater in dem Kreise stehen, in welchem er

geboren und aufgewachsen war. Aehnlich dem seines eigenen Vaters ging auch sein Leben zu Ende. 1897 erst ist er ins Privatleben zurückgetreten, am 9. Januar 1899 ist er im 92. Jahr in München gestorben.

An die wichtigste Thätigkeit seines Lebens, seine Theilnahme an der Reichsgründung, ist Lob und beinahe noch mehr Tadel in reichem Maße geknüpft worden, beides nicht ohne Berechtigung. In der großen Zeit unserer nationalen Einigung erscheint er doch als ein fremder, an ihrem innersten Leben nicht theilhabender Mitwirkender. An den bairischen Forderungen, die er vertrat, ist manches Ueberlebte, manches kleinlich Particularistische, mehr bestimmt zur Erhaltung einzelner Institutionen und Gesetzgebungstheile für die specifisch bairische Regierungsthätigkeit als zur wirksamen Theilnahme Baierns an der Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten. Das bleibt sachlich immer zu bedauern. Persönlich aber trifft B. dieser Vorwurf nicht. Mit Recht ist gesagt worden, daß der neue Deutsche, der er war, nicht deutscher sein konnte als die Landsleute, unter die er hineinwuchs. Er repräsentirt eine frühere Stufe unserer deutschen Entwicklung, welche die große nationale Bewegung noch nicht ergriffen hatte — und gerade deshalb vielleicht wurde er immer wieder, meist gegen seinen Wunsch, in gefahrvoller Lage von der Dynastie zur Hülfe gerufen, welche ihre alten Rechte in eine neue Zeit herüberretten wollte. Seine Lösung bezeichnete auch 1870 die Grenze, bis zu welcher der bairische Particularismus, auch der Bevölkerung, geneigt war, der Einheit entgegenzukommen; sie war weit genug, diese nicht zu hindern. Wenn B. glaubte, für Baiern die günstigsten Bedingungen gewonnen zu haben, welche unter den damaligen Verhältnissen zu erlangen waren, so haben diese doch das Reich niemals gefährdet. Sie entsprachen im wesentlichen den Machtverhältnissen und dem historischen landschaftlichen Sondergefühl, und Baiern schuldet den ehrlichen treubesorgten Diensten seines Unterhändlers hohen Dank. Sein Wesen war ohne große Begeisterungsfähigkeit und lebhaften Reiz, aber auch ohne falsche Sentimentalität und Phrasenhaftigkeit, einfach, gesund, tüchtig. Die schlichte Anspruchslosigkeit seiner Pflichterfüllung hat etwas wahrhaft Vornehmes. Seinem bairischen Heimathland war er herzlich zugethan; fünf bairischen Königen hat er in Treue gedient.

Chevalier de Bray: Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule. Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen F. G. de Bray. Leipzig 1901. (Ausführlichere Theilveröffentlichungen in: Revue de Paris 1901 und Deutsche Revue XXVII, 2); Montgelas; Nekrologe von J. P. Harl (Erlangen 1834) und C. F. Ph. v. Martius (Akademische Denkrede, Regensburg 1835); Quérard, La France littéraire. — Graf Otto Bray: Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, Leipzig 1901 (dazu H. Oncken, Deutsche Literaturzeitung 1902, Nr. 9); Bayern und der Culturkampf, Aus den hinterlassenen Papieren des Min.-Präs. Grf. v. B.-St., in: Deutsche Revue XXVIII, 2. Für 1870 neben den Landtagsverhandlungen besonders die Denkwürdigkeiten und Aufzeichnungen von L. v. Kobell, Hohenlohe, Mohl, Mittnacht (Rückblicke 1909), Suckow, Jolly, Freydorf (Deutsche Revue VIII, 4), R. v. Delbrück, M. Busch Tagebuchbl., Kaiser Friedrichs Tagebücher, Lasker (Deutsche Revue XVII, 2. 3); die Darstellungen von Sorel, O. Lorenz, Doeberl, G. Meyer, Jacob, Jakobi, W. Busch, v. Ruville (Bayern und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, Berlin 1909; dazu Augsburger Abendzeitung vom 7. Juli 1909).

Karl Alexander von Müller.

Brückner*): Alexander B., Professor der russischen Geschichte an der Universität Dorpat, wurde als Sohn einer finländischen Familie am 5. August 1834 in Petersburg geboren. Er besuchte die deutsche Kirchenschule zu St. Peter und wandte sich, durch häusliche Verhältnisse bewogen, dem kaufmännischen Berufe zu. Bald aber bezog er im J. 1857 deutsche Universitäten, studirte in Heidelberg, Jena und Berlin unter Häusser, Droysen, Ranke, Raumer und Anderen und erwarb 1860 auf Grund seiner Dissertation „Zur Geschichte des Reichstages zu Worms 1521“ in Heidelberg den Grad eines Doctors. In den folgenden Jahren war er in Petersburg pädagogisch und journalistisch thätig, wurde hier 1864 Magister der Geschichte und habilitirte sich an der Universität. Im J. 1867 wurde er in Dorpat zum Doctor der Geschichte promovirt und von der Regierung zum Professor der allgemeinen Geschichte an der jungen Universität in Odessa ernannt. Von dort siedelte er 1871 als Professor der russischen Geschichte nach Dorpat über, mit der Verpflichtung, seine Vorlesungen über dieses Fach in russischer Sprache zu halten. Im J. 1878 wurde er Decan, 1888 Prorector (Universitätsrichter). Trotz seines Wunsches, noch länger in Dorpat thätig zu sein, wurde er bei der Russificirung der Universität 1891 von der Regierung seines Amtes in Dorpat enthoben, jedoch um das Recht auf eine bessere Pension zu erwerben, zum Professor in Kasan ernannt. Doch hat er dieses Amt nicht angetreten, sondern zog nach Jena, das er und seine Frau Lucie geb. Schiele, die dort herangewachsen war, stets gern gehabt hatten. In Jena ist B. am 15. November 1896 gestorben.

Außer historischen hatte er vielfach nationalökonomische Studien getrieben, kannte mehrere moderne Sprachen, schrieb mit gleicher Fertigkeit deutsch und russisch. Zahlreiche seiner Arbeiten hat er in beiden Sprachen verfaßt. Er war sehr fleißig, schrieb rasch und viel. Neben umfangreichen selbständigen Werken sind in russischen und deutschen Zeitschriften Aufsätze in großer Menge von ihm erschienen.

Gern erörterte er, der Schüler Droysen's, Fragen der Theorie der Geschichte: über historische Seminare und Uebungen, über Lehrmittel bei historischen Studien, über Theorie und Geschichte der Geschichte. In einer 1886 gehaltenen Festrede meinte er, der Geschichtsforschung neue Wege weisen zu können: man habe bisher mehr gesammelt als verarbeitet, sich zu viel mit dem Besonderen, zu wenig mit dem Allgemeinen beschäftigt; die als Hauptaufgabe der Geschichte hingestellte Forderung, zu sagen, wie es eigentlich gewesen, gebe allenfalls das Gerippe der Begebenheiten, nicht aber die Geschichte selbst; erst durch die Emancipation von dem Besonderen wird die Geschichte zur Wissenschaft; lernt sie nicht mit Thatsachenreihen, Massenbeobachtungen operiren, so bleibt sie ein bloßes Wissen. Dem gewöhnlichen chronologischen Querschnitt des Stoffes zog B. den Längsschnitt vor (Geschichte Rußlands, Vorrede). Auf Thatsachenreihen legt er allen Nachdruck, indem er auch in seinen umfassenderen Werken, die große Zeiträume umspannen, die verwandten Erscheinungen des Staatslebens durch die ganze Zeit zusammenhängend in gesonderten Abschnitten monographisch behandelte und an deren Schluß das Ergebniß als Thatsachenreihe zusammenstellte.

B. ist vor allem Culturhistoriker. Der Entwicklung und Aenderung der Ideen, Vorstellungen und Sitten wendet er viel mehr Aufmerksamkeit zu als den politischen Ereignissen. Daneben nehmen bei ihm die Fragen des wirthschaftlichen Lebens einen großen Raum ein, er hat solche in zahlreichen Auf-

---

*) Zu Bd. XLVII, S. 276.

sätzen monographisch behandelt, so über den Domostroi, ein Hausbuch des 16. Jahrhunderts, über des Patriarchen Nikon Ausgabebuch vom Jahre 1652; hierher gehören finanzgeschichtliche Studien über Kupfergeldkrisen in Rußland 1656—1663 und Schweden 1716—1719, hieher die Arbeit über Russische Geldfürsten des 18. Jahrhunderts, hieher eine Reihe Untersuchungen über Iwan Possoschków († 1726), der über Armuth und Reichthum sowie über Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peter's d. Gr. handelte.

Der Geschichte Peter's des Großen hat B. viel Arbeit zugewandt: er wies auf die Bedeutung der petrinischen Reformen für Staat und Gesellschaft hin, daß Ausländer vielfach die Gehülfen des Zaren gewesen, er schrieb den Berichten dieser Fremden, Gordon, Vockerodt, Pleyer, Weber, so große Bedeutung zu, daß er sie zu überschätzen schien. Eine Biographie des unglücklichen Kronprinzen Alexei (1690—1718) verfaßte er 1880. Der Geschichte des Kaisers selbst ist ein Band gewidmet in Oncken's Allgemeiner Geschichte: „Peter der Große", 1879, mit Porträts; eine ausführlichere russische Bearbeitung mit noch mehr Bildern erschien 1882. (Eine ausführliche Kritik von Schirren in den Götting. gel. Anzeigen 1880; eine Antwort von B. in Sybel's Histor. Zeitschrift 1881.) Weitere Arbeiten über Biron, die Familie Braunschweig, die Grafen Rasumówski behandeln die Zeit nach dem Tode Peter's. Ihr wandte sich B. besonders in seinen letzten Lebensjahren zu, forschte für sie in verschiedenen Archiven, lieferte nach österreichischen, dänischen und englischen Materialien Beiträge zur Geschichte der Regierungen Katharina's, Peter's und Anna's (1725—1740).

Neben Peter dem Großen hat B. sich viel mit Katharina II. (1762 bis 1796) beschäftigt. Eine große Zahl Aufsätze handeln über diese Zeit: so über Pugatschéw, über Potémkin, über den Briefwechsel der Kaiserin mit Grimm und Zimmermann, über ihre Reisen, namentlich die große nach Süd-Rußland 1787, ihre Beziehungen zu Josef II., die große Gesetzgebungscommission von 1767, die Pest in Moskau 1771, über die russische Politik gegenüber Polen, der Türkei und besonders Schweden und Gustav IV. Zusammenfassend wurde dann auch die lange Regierung dieser Herrscherin in einem Bande in Oncken's Allgemeiner Geschichte dargestellt: „Katharina die Zweite", 1883, 642 Seiten, und russisch 1885, 801 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. (Kritik von Bilbássow, Katharina II., Bd. 12.) Auch auf Kaiser Paul (1796—1801) beziehen sich mehrere Arbeiten Brückner's: ein besonderes Werk schilderte das Ende dieses Kaisers; weit über diese Zeit hinaus griff die große Materialiensammlung in 7 Bänden: „Zur Lebensbeschreibung des Grafen N. P. Panin", der 1797—1799 russischer Diplomat in Berlin, 1799—1801 russischer Vicekanzler war und 1837 starb.

Ganz besonders beschäftigte B. stets die Frage der Europäisirung Rußlands, wie dieses bei Europa in die Schule gegangen sei, gehöre doch der Eintritt Rußlands in die europäische Welt zu den wichtigsten Ereignissen der letzten Jahrhunderte. Hierüber, besonders über die Ausländer in Rußland im 17. und 18. Jahrhundert, schrieb er fort und fort: Die Ausländer in Rußland und die Russen im Auslande im 17. Jahrhundert; Russische Touristen als Diplomaten in Italien im 17. Jahrhundert; Die Aerzte in Rußland bis zum Jahre 1800; Der sächsische Arzt Laurentius Rinhuber; Der gelehrte freisinnige Kroate, der Panslawist Krischánitsch, der nach Sibirien verbannt wurde. Eine Reihe dieser Aufsätze ist zusammengefaßt in den Büchern: „Culturhistorische Studien", 1878, und „Bilder aus Rußlands Vergangenheit", 1887. Vor allem aber handelt B. hierüber in seiner „Europäi-

sirung Rußlands", 1888, und diese Frage gilt als die wichtigste in seinem letzten, nicht vollendeten Werke: „Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts", Bd. I 1896. Dieses bietet trotz seines Titels nicht eine Darstellung der politischen Ereignisse, sondern auch hier werden, vor allem nach den Berichten von Reisenden, in parallel laufenden Capiteln ausführlich die culturellen Strömungen geschildert, die Rußland Europa genähert haben. Auch im zweiten nicht vollendeten Bande sollten in von einander geschiedenen Abschnitten neben den inneren Verhältnissen besonders die Berührungen nach außen dargestellt werden, die orientalische, asiatische, polnische, baltische Frage, die Beziehungen zu Schweden, Preußen, Oesterreich u. s. w. Denn der Fortschritt in der Geschichte Rußlands liege in dessen Verwandlung aus einem asiatischen Staat in einen europäischen. — Und doch kennt Rußland durch Jahrhunderte eine solche Wandlung nicht, sperrt sich bis zum 17. Jahrhundert schroff gegen den Westen ab. Die Frage nach der Entstehung des Staates, welches Volk ihn gegründet hat, die viel erörterte Warjager-Frage, stellt der Verfasser nicht in den Anfang seiner Darstellung, sondern behandelt sie in der Mitte des Werkes (I, 226) bei der Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse, referirt über die zahlreichen hierüber aufgestellten Hypothesen, enthält sich aber des Urtheils in dieser schwierigen Controverse.

Die ältere Geschichte Rußlands lag B. überhaupt fern. Ihr fehlt ein festes urkundliches Gerüst; erst für das 15. Jahrhundert bewahren russische Archive vereinzelte Urkunden, nur in den baltischen Gebieten haben sich russisch-livländische Verträge früherer Zeit erhalten. Die ältere Geschichte Rußlands muß den freilich oft sehr werthvollen aber ungenügend herausgegebenen Jahrbüchern entnommen werden. Dieser Zeit wandte sich B. nicht zu, es erschien ihm vergebliche Mühe, etwa den Kampf gegen die Mongolen im einzelnen zu verfolgen, oder auf die Theorie über die Theilfürstenthümer einzugehen (Geschichte Rußlands S. 464, 474). Er bearbeitete die Geschichte erst seit dem 17. Jahrhundert, wo besonders in den Berichten der Ausländer ein reiches Material vorliegt, dem sich im 18. officielle Documente und zahlreiche private Aufzeichnungen anschließen, Briefe, Tagebücher, Denkwürdigkeiten u. ä. Die vielen umfassenden Publicationen, die dieses Material veröffentlichen, kennt B. trefflich. Seine große Belesenheit, seine Kenntniß der Hülfsmittel und Litteratur tritt überall hervor. Mit dieser umfangreichen russischen Litteratur den Westen bekannt gemacht zu haben, ist ein Verdienst Brückner's. Neues Material hat er nur wenig heranziehen können, er arbeitete fast nur nach gedrucktem. Auch bei diesem berichtet er mehr, als er forscht. Er dringt nicht tief ein, seine Längsschnitte stellen die verwandten Ereignisse durch lange Perioden als Thatsachenreihen zusammen, es liegt ein statistisches Moment in dieser Form historischer Forschung. Auch die Darstellung ist durch dieses Aneinanderreihen stark beeinflußt, man vermißt Gesammtbilder der einzelnen Zeiträume in Thatsachen und Schilderung.

Aus fleißiger Arbeit hat der Tod im Jahre 1896 B. abberufen. Von seiner Geschichte Rußlands hat er, wie bemerkt, den zweiten Band nicht vollenden können. Sein litterarischer Nachlaß soll, da er gesammeltes Material rasch aufgearbeitet habe, nicht groß sein, befindet sich z. Th. in Riga, z. Th. in Händen seiner Familie in Tübingen.

Neben seiner großen schriftstellerischen Thätigkeit war B. auch eifriger Lehrer. Er war nach Dorpat gekommen zur Zeit schöner Blüthe der noch deutschen Universität; die Zahl der speciell Geschichte Studirenden stieg auf über fünfzig. Es war eine Lust zu lehren. Wiederholt hielt B. in Dorpat Vorlesungen über die Theorie der Geschichte; vor allem lehrte er die neuere

Geschichte Rußlands seit dem 16. Jahrhundert; dazu traten Vorträge über Geographie, Ethnographie und Statistik, speciell Bevölkerungsstatistik Rußlands. Die Vorlesungen wurden von historischen Uebungen begleitet, in denen die Berichte der Ausländer einen hervorragenden Platz hatten.

Neigung und Beruf näherten B. der russischen Gesellschaft. Er hatte rege Verbindung mit der historischen Forschung und ihren Vertretern im Innern des russischen Reichs, mit den russischen historischen Zeitschriften und Tagesblättern, in denen vielfach Arbeiten von ihm erschienen. Er besuchte gern und oft die russischen archäologischen und historischen Congresse. Sein vielseitiges Wissen und seine Sprachkenntniß, sein lebhaftes Temperament und seine anregende Unterhaltung, sein großes Wohlwollen und seine stete Hülfsbereitschaft, namentlich seinen Schülern gegenüber, ließen Viele seinen Verkehr suchen, führten Viele in sein gastliches Haus. Sproß einer finländischen Familie, in Petersburg geboren und erzogen, in Deutschland gebildet, in Odessa und Dorpat im Beruf, stand B. auf einem international-kosmopolitischen Standpunkt, getragen von einer optimistischen Weltanschauung. Erst in den letzten Jahren seines Dorpater Aufenthaltes übte der starke politische Druck, der ihn schließlich wider seinen Willen aus dem Lehramt drängte, Einfluß auch auf seine politische Auffassung.

Sofort nach seinem Tode brachte die Neue Dörptsche Zeitung (1896, 5./17. Nov.) einen warmen Nachruf, und bald darauf erschien ein weiterer von seinem Nachfolger auf dem Dorpater Lehrstuhl, Schmurlo, in der russischen Nówoje Wrémja. Im folgenden Jahre hat Lavière in Paris einen Nekrolog drucken lassen. In der Petrischule in Petersburg, in der Brückner gebildet war, hielt ihm 1897 sein Schüler Bogdánow eine Gedächtnißrede. Eine kurze Biographie lieferte Guglia im Deutschen Nekrolog von Bettelheim I (1897), 36. Biographische Nachrichten und ein umfangreiches Verzeichniß der Schriften mit bibliographischen Nachweisen gab Schmurlo im (russischen) Biographischen Lexikon der Professoren der Universität Dorpat II (1903), 546—558. R. Hausmann.

Brunn*): Heinrich B., Archäolog, wurde geboren am 23. Januar 1822 zu Wörlitz in Anhalt-Dessau, wo sein Vater seit 1818 als Titularpropst das Amt eines Pfarrers bekleidete. Beide Eltern stammten aus alteingesessenen anhaltinischen Familien. Dort, inmitten des dörflichen Wörlitz, in dem behaglich-freundlichen Pfarrhaus hat B. seine erste Jugend bis zum 13. Jahre verlebt. Die Schilderung des Elternhauses entnehmen wir der Gedächtnißrede Adam Flasch's, der hier aus Mittheilungen schöpfen konnte, die ihm der noch lebende jüngere Bruder Brunn's gesandt hatte. „Es war ein guter Geist, der in dem Brunn'schen Elternhause herrschte, der Ordnung und Thätigkeit, aber zugleich des Frohsinnes. Die Mutter, eine kluge und lebhafte, wirthschaftliche Frau, setzte ihren ganzen Stolz in die Führung ihres Haushalts, wobei sie der Stütze nie begehrte. Der Propst, ein Geistlicher alten Schlags, der auch mit Andersgläubigen sich wohl vertrug und den schönsten Preis des Christenthums in dessen ethischer Kraft sah, hielt strenge Zucht und leitete, selber ein Muster gewissenhafter Pflichterfüllung und nebenher auch um die eigene Fortbildung bemüht, namentlich Heinrich sehr früh zu ernster Arbeit und regelmäßiger Lebensführung an. Aber im Grunde seines Herzens ein guter und wahrhaft humaner Mensch, wollte er seine Kinder nicht düster und muckerisch machen, sondern gönnte ihnen auch frohe Stunden und beschnitt ihnen in keinerlei Weise die freie Entfaltung ihres besonderen Wesens. Ein

*) Zu Bd. XLVII, S. 297.

Freund geselligen Lebens, hatte er einen großen Kreis von Bekannten, die er gerne auch in seinem eigenen Hause sah. So verging namentlich im Sommer selten eine Woche, in der nicht Gäste aus Dessau oder der sonstigen Nachbarschaft sich einstellten, in der grünen Idylle des dem Pfarrhause anstoßenden herzoglichen Parks sich zu ergehen und mit den Brunn'schen ein paar heitere Stunden zu verbringen. Eines Imbisses war man bei dem allerdings haushälterischen, aber von Herzen gastfreundlichen Pfarrherrn immer gewiß, und fanden sich einmal der Freunde mehr zusammen, so wurde wohl auch die eine und andere Flasche Weines aus dem Keller hervorgeholt, die Stimmung zu beleben." Den ersten Schulunterricht empfing Heinrich beim Cantor in der Volksschule. Später unterwies ihn ein Hülfsprediger in den Anfangsgründen des Griechischen und der Vater im Lateinischen. In eben jenen Jahren regte sich bei ihm in den Freistunden zum ersten Mal in eigenartiger Weise der bildnerische Trieb: er hatte sich freiwillig bei einem Tischler in die Lehre gegeben und brachte es dort zur Verfertigung eines ganzen Stuhles. Dreizehn Jahre alt, verließ er das Elternhaus und trat in das Gymnasium zu Zerbst ein, mit dem eine Pensionsanstalt (Franciseeum) verbunden war. Hier waren seine Hauptlehrer, denen er dankbare Anerkennung noch am Festabend seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums zollte, der Director Heinrich Ritter und der Philologe Karl Sintenis, nicht zu vergessen den Zeichenlehrer und Maler Krägen, bei dem er Zeichnen, Tuschaquarelliren und die Anfangsgründe des Malens und Radirens lernte. Wie herzlich das Verhältniß insbesondere zu diesem Maler war, wie hoch der Lehrer den Schüler schätzte, können wir daraus entnehmen, daß Krägen bei seinem Tode B. eine große Menge Mappen mit Radirungen, Zeichnungen und Aquarellen hinterließ. Im Sommer 1838 führte den Sechzehnjährigen ein Reise durch Thüringen bis an den Rhein, wo er Verwandte besuchte; sie muß damals seinen empfänglichen Sinnen einen tiefen Eindruck gemacht haben, denn er erzählte von ihr auch in späteren Jahren noch gern und oft. Im Herbst 1839 verließ er das Franciseeum; es ist charakteristisch, daß die Lehrer im Zeugniß der Reife vor allen andern guten Eigenschaften die Kindlichkeit seines Gemüthes zu loben wußten, und daß sie gerne bezeugten, er habe ihnen nur Freude bereitet.

Als Universität wurde Bonn gewählt, wo sich B. am 2. November als Philologe immatriculiren ließ. Von Sintenis wurde er an Ritschl empfohlen, der damals von jugendlichem Feuer beseelt die Bahn zur Höhe seines Ruhmes aufwärts ging; mit ihm verknüpfte B. bald ein unzerreißbares Band der Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Ritschl's Schule war, wie keine andere, geeignet, durch die Schärfe, Eleganz und Energie seiner Kritik die Organe des jugendlichen Geistes zu stählen, ihnen Gewandtheit zu geben, ihre Waffen zu schärfen; dabei muß die Art Ritschl's etwas Glänzendes, Siegesgewisses gehabt haben, das auf seine Schüler begeisternd wirkte und auch die Matten aufrüttelte. Es war sicher ein großes Glück, daß die zart veranlagte Persönlichkeit Brunn's gerade in jenen Jahren der größten Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit in die strenge Zucht dieses Meisters scharfer, verstandesmäßiger Kritik geführt wurde. Schon die Art der Doctordissertation und selbst die einzelnen beim Examen vertheidigten Thesen zeigen deutlich seinen bestimmenden Einfluß, und späterhin wurde es B. immer klarer, wie viel er gerade diesem Meister verdankte. Dazu kam noch eins, was von höchster Bedeutung wurde, als B. sich entschloß, dauernd im Süden zu bleiben: er war bei Ritschl daran gewöhnt worden, daß alle kritische Feinheit nur Werth hat, wenn sie sich mit souveräner Beherrschung des ganzen erreichbaren Arbeitsmaterials verbindet und bei der Ansammlung dieses Materials auch das geringste Monument

nicht verachtet wird; geschieht es doch oft genug, daß gerade solche die glänzendsten Hypothesengebäude über den Haufen werfen. Nächst Ritschl war es Welcker, an den sich B. mit Liebe anschloß: persönlich nähergetreten ist er ihm erst später, als sich Beide in Rom wiedertrafen, und das ist charakteristisch und findet seine Erklärung wohl nicht in dem erheblich größeren Altersunterschiede zwischen Lehrer und Schüler, sondern darin, daß Beide in vieler Beziehung verwandte Naturen waren, während B. bei Ritschl eben das fand, was ihm fehlte. Selbstverständlich aber war es, daß auch damals schon die tiefgründige, von glühendster Begeisterung und zartester Poesie wahrhaft durchleuchtete Art Welcker's den tiefsten Eindruck auf das jugendliche Gemüth des Schülers nicht verfehlte. Nach einem Semester trat B. in das philologische Seminar, dessen Senior er später wurde. Als eigenstes Arbeitsfeld wählte er sich Geschichte der antiken Kunst, angeregt gewiß ebenso sehr von seinen Lehrern wie von seinen eigenen künstlerischen Neigungen. Diese waren in der That so stark, daß er noch im Beginn seiner Universitätszeit zwischen Kunst und Wissenschaft geschwankt hat, und auch, nachdem er sich für das Studium entschlossen, ist er der Kunst nicht ganz untreu geworden. Nicht Figurenmalerei reizte ihn besonders, wie man nach der Richtung seiner archäologischen Forschungen denken könnte, sondern die Landschaft; er malte Oelskizzen in der Umgebung Bonns, 1841 ein größeres Bild „Gegend bei Altenahr"; im Mai 1840 verbrachte er seine Ferien in Düsseldorf und copirte in der dortigen Galerie. „Im übrigen", bemerkt Flasch mit Recht, „erscheint noch beachtenswerth, wie früh B. gelernt, seine Zeit so zu nützen, daß er das Nothwendige und Ersprießliche that und das Angenehme nicht unterließ." B. wurde in dem Corps Palatia activ und hat das Burschenleben und auch seinen Uebermuth flott und voller Humor gekostet. Am 20. März 1843 wurde er zum Doctor promovirt. „Die Inauguraldissertation »Artificum liberae Graeciae tempora« enthält eine Reihe schwieriger, mit Klarheit und in Anbetracht des jugendlichen Alters des Autors überraschender kritischer Umsicht geführter Untersuchungen zur Chronologie namhafter griechischer Künstler der Zeit vor Alexander" (Fl.). Schon in dieser frühen Zeit hat sich B. augenscheinlich über das Verhältniß von Archäologie und Philologie seine eigenen Gedanken gemacht; so lesen wir in der Vorrede der Dissertation: Quamquam enim in antiquae artis historia elaborare propositum sit mihi, non tamen potui non assentiri Fr. Ritschelio, praeceptori dilectissimo, qui sine philologiae lumine caecutire archaeologiam suo iure contendit. Man meint es diesem Satze anzuhören, daß es dem jungen Künstlergeist nicht leicht geworden ist, sich dieser Einsicht unterzuordnen; aber er hat es gethan und hat Zeit seines Lebens seinen Schülern den unersetzlichen Werth strengster philologischer Vorbildung eingeprägt, so sehr er auch immer die Bedeutung der Archäologie vertheidigt hat. Diesen Standpunkt vertritt er bereits in einer seiner Doctorthesen: Archaeologia quae dicitur pars est philologiae recte definitae. Ganz persönlich und sehr charakteristisch ist eine andere These: In critica arte malo errare via et ratione, quam sine ratione verum invenire. So merkwürdig ein solches Bekenntniß bei einem künstlerisch veranlagten Menschen ist, und so gern man auch hier auf den Einfluß Ritschl's rathen möchte, muß doch dieser Grundsatz aus der eigensten Ueberzeugung Brunn's geflossen sein, denn nur durch ihn erklärt sich die Hartnäckigkeit, mit der er zeitlebens an Meinungen festhielt, die er via et ratione gefunden hatte, auch wenn Andere mit unverächtlichen Gründen dagegen auftraten.

Zu Ostern 1843 verließ der junge Doctor Bonn, reichlich mit Empfehlungsbriefen von Ritschl für Berlin, Leipzig, Halle, Gotha beladen. Sein

Endziel aber war Rom, wo er sein Specialstudium unter der Leitung Emil Braun's fortsetzen sollte, der damals „dirigirender Secretär" des Instituts für archäologische Correspondenz war. Auch dorthin hatte ihn Ritschl gewiesen, der mit Braun persönlich befreundet war und diesem bei seinem diesjährigen Sommerbesuch in Bonn seinen Zögling noch besonders warm ans Herz gelegt hatte. Im Spätsommer kam B. über Augsburg nach München, wo er während eines längeren Aufenthaltes die Sammlungen studirte und anregenden Verkehr in Künstlerkreisen fand; dann ging es weiter nach Salzburg und nun zu Fuß über die Alpen. In Triest besuchte er das Grab Winckelmann's; der erste längere Aufenthalt auf italienischem Gebiete wurde in Venedig gemacht. Dann führte sein Weg über Padua, Vicenza, Verona, Bologna nach Florenz, wo ihn ein Auftrag seines Lehrers festhielt, mit dessen Ausführung er sich gewissermaßen seine italienischen Sporen verdienen sollte; es handelte sich darum, eine Handschrift, auf die Ritschl große Erwartungen setzte, aufzutreiben. Leider erfüllte der Fund, der Brunn's Spüreifer wirklich binnen kurzem gelungen war, die gehegten Hoffnungen nicht. Anfang December zog B. in die ewige Stadt ein, wo ihn Braun und Henzen, der seit 1841 seine Dienste dem Institut gewidmet hatte, voller Freundlichkeit aufnahmen; er bezog ein Zimmer in der alten Casa Tarpea und wurde freiwilliger Hülfsarbeiter am Institut. Allerhand Aufträge von philologischen Arbeiten in den Bibliotheken, die ihm Braun verschaffte, brachten eine, wenn auch kärgliche Einnahme; auch im übrigen war ihm dieser mit seiner Vertrautheit der römischen Verhältnisse und seiner umfassenden Kenntniß der römischen Denkmäler gern behülflich. B. hat sich noch nach Jahren, als er selber nach Braun's Tode eine leitende Stellung am Institute übernahm, und trotzdem inzwischen ein unheilbarer Bruch beide Männer getrennt hatte, voller Dankbarkeit und Anerkennung über dies Verhältniß ausgesprochen. Mit besonderem Eifer nahm er an den Periegesen Braun's in den römischen Museen theil, und hier ist es wohl gewesen, wo der Aeltere den tiefsten Einfluß auf den Jüngeren ausgeübt hat. Otto Jahn spricht in der Widmung seiner Archäologischen Aufsätze, die er Braun zugeeignet hat, davon, wie dieser ihn gelehrt habe, sich stets von dem Grundsatze leiten zu lassen, „das Kunstwerk als solches aufzufassen und zu betrachten, und durch sorgsame und möglichst umfassende Vergleichung der Monumente Einsicht und Verständniß der eigenthümlichen Sprache zu gewinnen, welche die Kunstwerke reden". Braun schienen in der That alle Grundsätze der Deutung in dem einen enthalten, nichts aus den Monumenten herauszulesen, als was der Künstler selbst hineingelegt habe; und keiner hat diesen Grundsatz so ernsthaft zu dem seinigen gemacht und allezeit verfochten wie gerade B. Ja, vergleicht man das, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, mit einem Werke Braun's, in dem dieser doch wohl niedergelegt hat, was er bei seinen Führungen vorzutragen pflegte, mit den „Ruinen und Museen Roms", so erkennt man, wie viel mehr der Schüler von dem Lehrer zu überwinden als zu bewahren hatte; mit Erstaunen sieht man, wie oft Braun geradezu seinem vornehmsten Grundsatze untreu wird, wie oft seine feinen Bemerkungen über die rein formale Seite der Kunstwerke versinken in einem allgemein schönrednerischen Ton und in einem Wust von allegorisirender Kunstbetrachtung, in der die barocken Deuteleien des unseligen Creuzer allzu deutlich nachklingen. B. konnte sich als Schüler Braun's nur in dem Sinne bekennen, in dem Lysipp den Doryphoros des Polyklet seinen Lehrer nannte; in dem Princip konnte er von ihm bestärkt werden, aber für dessen praktische Anwendung mußte er eigene Wege finden. Dafür war es ungemein segensreich, daß er zehn volle Jahre ununterbrochen

in Rom festgehalten wurde und daß ihm seine Stellung das stetige, ruhige Studium der Kunstschätze zur Pflicht machte. Fördernd und anregend wirkte sicher auch der Verkehr mit Künstlern und Kunstfreunden; genannt sei insbesondere der hannöversche Gesandte August Kestner, durch den er bei einer gemeinsamen Reise nach Neapel im Frühjahr 1844 auf den Kopf der Hera Farnese hingewiesen wurde. Den Zusammenhang mit den Strömungen der heimischen Wissenschaft erhielt das immer häufigere Eintreffen älterer und jüngerer Gelehrter, die auf längere Zeit nach Rom kamen und sich allesammt an B. anschlossen, der dann auch von 1845 an die Führung in den Museen an Stelle Braun's übernahm; so vor allen Hettner, der erst von B. für die Kunstgeschichte gewonnen wurde und zeitlebens einer seiner nächsten Freunde blieb, Stark, Keil, Stephani — mit seinem schematischen Sammeleifer ein geistiger Antipode Brunn's —, Mommsen und Burckhardt. Aber nicht nur bei ernsten Studien war er der Mystagog der Alten und Jungen; auch in dem übermüthigen Treiben bei den tollen Festen des Künstlervereins, der damals noch internationalen Charakter trug, in den Cervaragrotten und beim täglichen Schlürfen des Est-Est von Montefiascone wurde er willig als Dionysos anerkannt. Stets aber blieb er dem edlen Grundsatz des Kleobulos von Lindos treu. Auch in italienischen Kreisen hatte er sich bald bekannt und beliebt gemacht. Im Sommer 1844 war er bereits mit allen Verhältnissen so gut vertraut, daß ihm für die Zeit, die Braun in Deutschland, Henzen bei Borghesi auf dem Felsen von San Marino verweilte, die Vertretung der beiden Leiter des Instituts anvertraut werden konnte.

Unter den Aufsätzen der ersten römischen Jahre ist der über einen Sarkophag mit Darstellung einer römischen Hochzeit hervorzuheben. Wir finden darin zum ersten Male den richtigen methodischen Grundsatz durchgeführt, das römische Monument nur mit Hülfe römischer Vorstellungen zu erklären. Das führte B. in späteren Jahren dazu, den fundamentalen Gegensatz zwischen griechischer und römischer Auffassung immer klarer herauszuheben. Als Welcker's echter, aber selbständig weiter strebender Schüler zeigt er sich in einem Aufsatz über den Parallelismus in der Composition altgriechischer Bildwerke (der Schilde bei Homer und Hesiod, des amyklaeischen Thrones, der Truhe des Kypselos und des Thrones des Zeus in Olympia). Als Welcker im Winter 1845/6 nach Rom kommt, legt ihm B. diese Arbeit vor, die bei ihm vollkommene Anerkennung findet, ohne daß er die Abweichung von der eigenen Art verkennt. Braun schreibt einmal bei Gelegenheit eines früheren Besuches über Welcker an Gerhard: „W. imponirt mächtig vor den Monumenten; eine ähnliche Fülle der Erudition mit gleichem Geschmack hat wohl noch kein Gelehrter zu denselben hingebracht.“ Aehnlich wird der Eindruck Brunn's gewesen sein, und andererseits konnte auch Welcker den eigenthümlichen Werth der Brunn'schen Begabung jetzt erst, d. h. vor den Monumenten wirklich würdigen. B. hat einmal über Welcker gesagt: „Das Auge war bei ihm nicht für äußere scharfe Beobachtung gemacht, nicht fixirend, sondern poetisch schauend, oder etwa die äußeren Eindrücke soweit in sich aufnehmend, wie sie sich mit seinen inneren Anschauungen verbanden. Gewiß selten hat er eine plastische Form mit dem Finger geprüft.“ Auch Brunn's Augen waren nicht eigentlich fixirend; auch sie sahen die Form selten als solche, sondern fast stets als Ausdruck inneren, physischen oder psychischen Lebens; deshalb blieben sie nie am Einzelnen haften, sondern suchten überall das Ganze zu begreifen als organische Entfaltung eines Keimes, der künstlerischen Idee. Aber sein feiner Finger hat oft tastend die bildnerische Form geprüft, ein Zeichen, wie fein in ihm das plastische Empfinden war: unwillkürlich

benutzte er, um seine Sinne zu schärfen, das Organ, dem unser Auge die Fähigkeit räumlichen Sehens verdankt. So konnten sich jetzt auch hier Lehrer und Schüler ergänzen, wie das früher in anderem Sinne mit Ritschl der Fall gewesen war. B. begleitete Welcker auf seinen Wanderungen durch die Sabiner Berge nach Tivoli, Subiaco, Olevano und Palestrina. Ganz eigenartig und hochbedeutsam trat er am Palilientage 1846 hervor mit einem Vortrage, der damals durch seine Neuheit außerordentlich tief gewirkt haben muß, und der uns zudem die persönlichsten geistigen Eigenschaften Brunn's bereits in voller Entwicklung, ja, wie so häufig in jugendlichem Alter, in besonders scharfer Accentuirung zeigt, zwei scheinbar unversöhnliche Gegensätze in eigenthümlicher Mischung: feinstes Nachempfinden und construirenden, bis zum Schematismus consequenten Verstand. B. hatte sich das Problem gestellt, nachforschend den Schöpfungsproceß im Innern des Künstlers zu reproduciren, nachzuweisen, daß sich ebenso organisch und nothwendig, wie in den Geschöpfen der Natur, in denen des Künstlergeistes die ganze Gestalt aus einer Kernform entwickelt, die dem Grundbegriff des dargestellten Wesens Ausdruck gibt. Es ist dabei zunächst gleichgültig, daß B. in der Deutung des Kopfes auf die kuhäugige Hera Homer's zweifelsohne geirrt hat; das trifft die Hauptsache nicht. Tiefer scheint ein anderer Vorwurf zu dringen: dem Künstler lägen bei seiner Arbeit derartig systematische Ueberlegungen fern. Aber B. behauptete auch keineswegs, daß der Proceß, wie er ihn rückläufig darzustellen suchte, sich umgekehrt mit bewußter Klarheit und Regelmäßigkeit im Geiste des Künstlers abgespielt haben müsse. Man hat ihm einmal einen ähnlichen Vorwurf wegen einer späteren Arbeit über die sixtinische Madonna Raffael's gemacht. Dort handelte es sich um die Entstehungsgeschichte der tektonischen Composition des Bildes, bei der die Mittel-Senkrechte eine bestimmende Rolle spielt; man sträubte sich besonders gegen diese Linie. B. antwortete sehr charakteristisch: „Brauchen Sie diese Linie nicht, so lassen Sie sie weg! Ich brauchte sie, weil mir zum vollen Genießen auch ein gewisses Maß bewußten Verständnisses Bedürfniß ist. Dazu hat sie mir gedient, womit ich aber keineswegs gesagt haben will, daß Raffael sie jemals in Wirklichkeit gezogen habe.“ Wenn nun auch in diesem ersten Versuch Brunn's Neigung zu formulirender Construction das lebendige Nachempfinden überwiegt, so nimmt ihm das nichts an seiner Bedeutung; hier war Braun's Grundsatz, das Kunstwerk allein aus sich selber zu erklären, zum ersten Male methodisch in strenger Folgerichtigkeit zu entwickeln versucht. B. hat sich im Laufe seines Lebens noch häufig ähnliche Probleme gestellt; das Verstandesmäßige tritt immer weiter zurück, die lebendige Empfindung immer siegreicher hervor, und so gehören die Aufsätze dieser Art, die später alle unter dem Titel „Griechische Götterideale“ gesammelt wurden, zu dem Feinsten und Tiefsten, das je über griechische Kunst geschrieben wurde. Nachfolge haben sie nicht gefunden, und nicht nur, weil das in ihnen Geleistete so durchaus den persönlichen Stempel des Brunn'schen Geistes trug. Die Ausgrabungen in Griechenland, die Erleichterung des Reisens und die Entwicklung der Photographie brachten dem archäologischen Arbeitsgebiet eine so ungeahnte Bereicherung an neuem Arbeitsmaterial, daß die Bewältigung dieser Massen zunächst gebieterisch alle Kräfte in Anspruch nahm. Das führte wieder ins Weite und war der Vertiefung ins Einzelne nicht günstig. B. hat später selbst bei weitgreifenden Publicationen mitgeholfen — er blieb darin der Lehre Ritschl's und dem Beispiel Gerhard's treu —, aber im Grunde seiner Seele war ihm doch die verwirrende Häufung des unaufhörlich zuströmenden Materiales, das unablässig zerstreuende Arbeit forderte, zuwider. Zweifellos werden künftige Generationen,

denen wieder mehr Sammlung gegönnt ist, auch zu den Problemen der „Götterideale“ zurückkehren. Zweifelhaft mag es bleiben, ob sich Brunn's Wünschen gemäß aus den methodischen Erfahrungen dieser Arbeiten allmählich eine zuverlässige Sicherheit in der Deutung und dem Verständniß der Idealtypen gewinnen lasse; dazu scheint die Phantasie der griechischen Künstler, abgesehen von dem ungleichen Maß der Begabungen, allzu mannichfachen Bedingungen durch den Wechsel der Zeiten und die Verschiedenheit der einzelnen Culte unterworfen.

Die nächsten Jahre zeitigten reiche, stetige Arbeit auf allen möglichen Gebieten, wozu die römischen Sammlungen unerschöpfliches Material darboten. All diese kleineren Aufsätze Brunn's liest man auch heute noch mit Vortheil und Genuß, sollten auch ihre Resultate im Einzelnen überholt, modificirt oder widerlegt sein. Keine verliert sich in gleichgültige Kleinigkeitskrämerei, mag der Ausgangspunkt auch noch so geringfügig erscheinen. Wir fühlen bei allen, daß das Auge des Schreibenden stets auf den großen Zusammenhang aller Einzelerscheinungen gerichtet war. Auch die politisch bewegten Jahre 1847—49 brachten kaum eine Unterbrechung, trotzdem B. damals auch Correspondenzen über die Tagesereignisse an verschiedene deutsche Zeitungen übernommen hatte. Im Herbst 1847 war Welcker abermals in Rom; Lehrer und Schüler zogen diesmal gemeinsam in die Albaner Berge. Bald darauf meldete sich eine neue Aufgabe. Im Sommer 1851 faßte Ritschl den Plan einer vollständigen Sammlung aller alt-lateinischen Inschriften in chronologischer Folge. Dazu sollte ihm der getreue B. helfen, als der zuverlässigste und thatkräftigste von Allen, und an ihn waren die ersten Andeutungen dieses Planes gerichtet. Zwei Tage nach dem Schreiben Ritschl's traf bei B. ein anderes aus Leipzig ein, worin Mommsen ihm mittheilte, er gedenke, sich eine Holzschnittsammlung von lateinischen Inschriften bis auf Augustus anzulegen, um aus den Buchstabenformen chronologische Indicien zu gewinnen. Auch er nahm Brunn's Gefälligkeit in Anspruch. Dieser benachrichtigte jeden von beiden über die Absichten des Andern, und so kam es zunächst zu einer persönlichen Einigung, 1853 aber nach langen Verhandlungen mit der Berliner Akademie zu der Feststellung des Planes, unter Mommsen's und Henzen's Leitung ein Corpus der gesammten lateinischen Inschriften herauszugeben, dem Ritschl's Tafelwerk als Prodromus vorangeschickt wurde. Anschaulich schildert Ribbeck in Ritschl's Biographie, was B. dem neuen Unternehmen bedeutete: „Was für ein Glücksfall, daß damals auf dem Capitol neben dem erfahrenen Meister der epigraphischen Wissenschaft, Henzen, der durch seine Kenntnisse und Verbindungen die richtigen Wege wies und ebnete, ein Schüler Ritschl's residirte von der persönlichen Hingebung, der praktischen Einsicht und Energie des Willens, der Gewissenhaftigkeit und der körperlichen Rüstigkeit, wie B., der eine wahre Säule für den materiellen Aufbau des stolzen Thesaurus geworden ist! Es gab keine Hindernisse für diesen Heros: er trotzte der Sonnengluth des südlichen Himmels wie den Nachstellungen der Banditen. Einmal in den Abruzzen zogen ihn dieselben wirklich aus und nahmen ihm Alles — bis auf seine Inschriften. Dafür erhielt er von seinen Freunden den wohlverdienten Titel eines Hercules Saxanus, des Patrons der Arbeiter in Steinbrüchen. Es kam ihm nicht darauf an, nach einem Marsch in der Junisonne auf freiem Felde in ein antikes Brunnenhaus hinabzusteigen und dort bis an den Nabel im Wasser stehend, von oben mit sanftem Regen gekühlt, kaltblütig den calco anzufertigen. Im Neapolitanischen gerieth er, da er eine Thorinschrift abklatschte, mit einer wohllöblichen Polizei in Collision, die ihn auf großen Umwegen in 24stündiger Tour nach Neapel zurückescortirte.

trotz der Ueberzeugung, daß er nichts verbrochen habe. Durch Sturm und Regen, dem Wind entgegen, auf hohen halsbrecherischen Leitern stehend, gewann er Thürmen, Mauern, Brücken die epigraphische Beute ab. Das ganze Museo Borbonico plünderte er in vierzehn heißen Junitagen (1853) ‚mit Dampfkraft'". „An Dankbarkeit ließ es der Bonnische Plagegeist aber auch nicht fehlen"; in der Vorrede zum Prodromus berichtete er von dem Heer seiner Mitarbeiter, den sechzig Officieren und dem Generalfeldmarschall Heinrich B.

Die Hauptarbeit all dieser Jahre indeß war die Vorbereitung des ersten Bandes der Geschichte der griechischen Künstler, der im Jahre 1853 erschien. Er behandelte die Geschichte der griechischen Bildhauer. Nach sorgsamer Sammlung aller antiken Ueberlieferungen über die Epochen und einzelnen Künstlerpersönlichkeiten und mit Benutzung der wenigen Sculpturen, die man mit Sicherheit auf bestimmte Bildhauer zurückführen konnte, ist in diesem Werke versucht, die Entwicklung der griechischen Kunst und die Bedeutung der Schulen und der Einzelnen für diese Entwicklung darzustellen. Wiederum waren es zwei Eigenschaften Brunn's, die sich hier zu glänzendem Resultate ergänzten: neben dem feinfühligen Nachempfinden diesmal die sorgfältig wägende, streng sachliche Kritik. Und so ist dieses Werk trotz aller Bereicherung unseres Materials, trotz mancher Abweichungen in der kritischen Beurtheilung von Einzelheiten noch heute ein unentbehrliches Handbuch für den Lernenden, eine Quelle reinsten Genusses für den Tieferdringenden. Hier war einmal ein entscheidender Schritt über Winckelmann hinaus gethan; die großen Umrisse fingen an, sich mit lebendigen Gestalten zu füllen. Vorarbeiten auf gleichem Gebiete — Sillig's Catalogus artificum, die Epochen von Thiersch und Schorn's Studien griechischer Künstler — wurden weit überholt, eine gleichzeitige Darstellung, wie die Geschichte der griechischen Plastik von dem feinsinnigen Feuerbach, dem Vater des Malers, vollkommen in Schatten gestellt. Es scheint mir nicht überflüssig, hier eine persönliche Mittheilung Brunn's zu übermitteln, da sie für seine Neigung zu systematischer Disponirung charakteristisch ist: B. bekannte, daß er von den eben Genannten Schorn am meisten verdanke, und insbesondere der Einleitung jener „Studien" — vom Schaffen des Künstlers — mit ihrer klaren, einfach überzeugenden Durchleuchtung des Gegenstandes. Ihr entnahm er die Frage nach den drei Elementen des Kunstwerks: Idee, Gestalt und Stoff, die er in der Künstlergeschichte in allen einzelnen Fällen wiederholt, wodurch den Ausführungen bei der verwirrenden Mannichfaltigkeit des Inhalts eine große Klarheit in der Disposition gewahrt bleibt, und auch andere Andeutungen Schorn's, wie die über die verschiedene Wirkung der Stoffe, über Charakter und Ausdruck, Stil und Manier, Naturbildung und Ideal sind nicht ohne Einfluß geblieben. Man mag heute den Eindruck haben, B. habe als Kind jener Zeit zu viel systematisirt, auch ohne daß man ihm etwa den Vorwurf philosophischen Spintisirens machen könnte; andererseits läßt sich in dem heutigen Betriebe der Wissenschaft der Mangel jeglicher philosophischer Durchdringung nicht verkennen.

Die Künstlergeschichte fand die freudigste Aufnahme in Gelehrtenkreisen und über sie hinaus — in den römischen Osterien sah man damals deutsche Künstler beisammen sitzen, die sich die zusammenfassenden Capitel vorlasen! — nur Braun ließ im Frühjahr 1854 eine unglaublich mißgünstige, ja gehässige Recension erscheinen, die seinem seither veränderten Verhältniß zu B. und zu der ganzen jungen Generation Ausdruck gab. Das an sich gesunde Princip, ein Künstlerwerk nur aus seinen eigenen Bedingungen zu erklären, hatte er derart auf die Spitze getrieben, daß er bald alle Versuche, dasselbe Werk auch als Product der äußeren und inneren geschichtlichen Verhältnisse, aus denen

es hervorgegangen, und inhaltlich als Document des Wandels mythologischer Vorstellungen zu begreifen, für nichts ansah als Scholiastengelehrsamkeit und Eruditionsplunder, ohne Rücksicht darauf, daß er damit die Archäologie aus dem großen Verbande historischer Wissenschaften gelöst, dem ästhetisirenden Dilettantismus Thür und Thor geöffnet hätte; all das doppelt gefährlich bei seiner ausgesprochenen Neigung zu Philosophisterei und einem Mysticismus, dem sich allzubald das Gebilde der eigenen Phantasie vor das gesehene Kunstwerk schob. Freudig hatte er B. aufgenommen, denn in jenem Principe stimmten beide vollkommen überein. Um so größer war Braun's Enttäuschung, als er bemerkte, wie weit der Schüler Ritschl's doch im Grunde von ihm entfernt war, und als dieser nun gar in der Künstlergeschichte ein Werk erscheinen ließ, das durchaus auf der strengsten philologischen Erudition und der Erkenntniß basirte, daß wir zum tieferen Verständniß der griechischen Kunst im Ganzen und Einzelnen der historischen Kenntniß gar nicht entrathen können, und daß all unsere Forschungen ohne die gewissenhafteste Prüfung der Tradition durchaus der Willkür anheimgegeben sind. Oft genug hat B. noch in seinen späten Jahren protestirt gegen allzu leichtfertige Versuche, die eigene Tradition der Alten zu entwerthen, um moderne Hypothesen an ihre Stelle zu setzen.

Auch äußere Verhältnisse hatten zu dem Bruch zwischen ihm und Braun beigetragen. Diesen hatte eine seltsame, ruhelose, unstäte Geschäftigkeit auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete ergriffen. Unzählige Artikel seiner Hand erfüllten die Bände der Institutsschriften und ließen Anderes neben sich kaum aufkommen. Dann richtete er eine Fabrik zur Herstellung von Gypsabgüssen und galvanoplastischen Nachbildungen antiker Werke ein, für deren Geschäftsbetrieb er den bedürftigen B. in rücksichtsloser Weise ausbeutete, bis dieser sich am 1. Mai 1851 losriß, um sich mit Führungen durch die Museen, kleineren selbständigen Arbeiten und Zeitungscorrespondenzen durchzuhelfen. B. wäre schon früher nach Deutschland zurückgekehrt, um dort irgend eine Stellung zu suchen, wenn er nur das Geld zur Heimreise gehabt hätte. Erst die Ausgabe des ersten Bandes seiner Künstlergeschichte brachte ihm diese Möglichkeit. Er verließ Rom am 4. October 1853, war unterwegs immer noch bemüht, neue Abklatsche von Inschriften zu schaffen, reiste über Mailand, Verona, den Brenner und den Fernpaß nach München, wo er kurzen Aufenthalt machte, dann über Augsburg, Nürnberg, Hof in die Heimath, wo er in der Ruhe des Vaterhauses den zweiten Band seines Werkes zu vollenden dachte. Damals lernte er in dem benachbarten Oranienbaum seine künftige Frau, Ida Bürkner, kennen, mit der er sich im Sommer verlobte, ein liebliches Wesen mit blauen Kinderaugen und prachtvollem blondem Haar, schlichtem, einfach liebenswürdigem Wesen und schelmischer Freundlichkeit. All diese Eigenschaften blieben ihr treu bis in ihr spätes Alter trotz schwerer körperlicher Leiden, die sie mit rührender Geduld ertrug. Sie kannte kein anderes Glück, als den sonnigen Frieden ihres stillen Heimes zu wahren, und das ist ihr auch in jenen Zeiten jammervoller Hülflosigkeit gelungen. Die jungen Brautleute mußten sich schon im Herbste trennen. Ritschl war an Welcker's Stelle Oberbibliothekar an der Bonner Universitätsbibliothek geworden und beabsichtigte deren vollkommene Umgestaltung. Wieder wußte er keinen Besseren, ihn zu seiner Unterstützung bei der Bewältigung dieser Arbeitslast zu berufen, als den treuen B., der als Custode angestellt und mit der Ordnung der Manuscripte, Kupferstiche und Karten betraut wurde. Daneben beschäftigte er ihn hinter den Coulissen am technischen Geschäfte der Redaction des Rheinischen Museums. Die kleine, aber sichere Einnahme jener Custodenstelle

ermöglichte es B., sich als Privatdocent an der Bonner Universität zu habilitiren und ungestört die Arbeit an der „Künstlergeschichte" fortzusetzen, von deren zweitem Bande die erste Hälfte mit der „Geschichte der Maler" im J. 1855 erschien.

Schon im nächsten Jahre eröffnete sich eine neue Aussicht. Am 11. September 1856 erlag Braun einem Anfall der Perniciosa; an seine Stelle wurde Henzen zum leitenden Sekretär, neben ihm auf Henzens Vorschlag B. ernannt, der natürlich dem Rufe mit Freuden folgte. Am 9. December — dem Geburtstage Winckelmanns — heirathete er. Die Hochzeitsreise führte ihn über die Alpen nach Rom, wo er zu Anfang des nächsten Jahres eintraf. In den ersten Zeiten gestalteten sich die persönlichen Verhältnisse nicht allzu glücklich; noch im Jahre seiner Ankunft packte auch ihn die heimtückische Perniciosa, von der er zwar genas, aber nicht, ohne daß sie ihm länger dauernde Schwächezustände hinterlassen hätte. Das erste Söhnchen starb ganz jung Ende 1858, ein Töchterchen 1861, ein zweiter Sohn 1865. Die Einnahmen waren noch so karg, daß sich B. wiederum durch Führungen in den Museen helfen mußte. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle reichhaltigster Arbeit er trotz alledem in diesen ersten Jahren bewältigt hat. Das Institut mußte nach dem Niedergang in den letzten Lebensjahren Braun's vollkommen reorganisirt werden, eine Aufgabe, die, wie man meinen sollte, allein den Einsatz der ganzen Persönlichkeit von beiden Secretären erheischte. Sie gelang Henzen und B. so vorzüglich, daß man einen Antrag von fundamentaler Wichtigkeit, mit dem die Existenz des Instituts ein für alle Mal gesichert werden sollte, an höchster Stelle in Berlin mit dem gehörigen Nachdruck wagen konnte. Der Antrag lief darauf hinaus, das Institut, das bisher eine internationale Privatanstalt unter dem Patronat des Königs von Preußen gewesen war, in eine preußische Staatsanstalt umzuwandeln. Zwar erreichte man diesen Zweck zunächst noch nicht, aber im Frühjahr 1859 wurde nicht nur eine wesentliche Erhöhung des preußischen Zuschusses gewährt, es wurden auch zwei Reisestipendien für junge Gelehrte gestiftet. Damit begann damals die lange Reihe der jährlichen Stipendiaten, für die den Secretären in Rom allwinterlich oblag, eine Erklärung der Museen und archäologische und epigraphische Uebungen zu veranstalten. B. hatte mit der regelmäßigen Führung durch die Museen bereits im Winter 1858/59 von sich aus begonnen; in den acht Jahren seines Secretariates hat er so eine ganze Generation von Archäologen als Mentor durch die verwirrenden Massen der römischen Museen geleitet und darüber hinaus durch seine methodisch klare Behandlung der Probleme und seine Persönlichkeit erziehlich gewirkt, und all diese Männer — Conze, Michaelis, Kießling, Wachsmuth, Reifferscheid, Helbig, Kekule und Benndorf — bekannten oder bekennen sich noch heute als seine Schüler. Unter seinen Beiträgen zu den Institutsschriften leuchtet ein Edelstein vor allen: der Aufsatz des Jahres 1858, in dem er nachwies, daß in einer Silenstatue des lateranensischen Museums eine Copie nach dem Marsyas des Myron erhalten sei. Nächstdem ist das Bedeutsamste eine ganze Reihe von Reiseberichten aus Etrurien und ein längerer Aufsatz über Grabgemälde aus Caere und Vulci; zum ersten Male werden hier ernsthafte Versuche gemacht, die etruskische Kunst in ihrer Eigenart und ihrem Gegensatz zur griechischen Kunst zu erfassen. 1859 kam endlich die Geschichte der griechischen Künstler mit dem zweiten Theile des zweiten Bandes, in dem über Architekten, Kleinkünstler und Vasenmaler gehandelt war, zum Abschluß. B. deutet in der Vorrede die harten Prüfungen des Schicksals an, durch die ihm das Glück der Rückkehr nach Rom verbittert und die Vollendung des Werkes so lange

hinausgezögert wurde. Im Zusammenhang mit seinen etruskischen Studien steht ein großes Unternehmen, das im J. 1861 begonnen ward. Im März stellte B. den Antrag, die bescheidenen Ueberschüsse des Institutsetats für Sammlungen ganzer Monumentenclassen, wie es Gerhard's „Etruskische Spiegel“ und „Griechische Vasenbilder“ gewesen waren, zu verwenden; er schlug zunächst eine Sammlung der Reliefs etruskischer Aschenkisten vor, wozu wiederum Gerhard bereits einen Anfang gemacht hatte. Die Centraldirection des Instituts bewilligte die Mittel, und B. machte sich sofort ans Werk, das Material für den ersten Band zu sammeln, der im J. 1870 erschien. In den Jahren 1862 und 1863 folgten zwei neue Arbeiten in der Art jener Formenanalyse der farnesischen Hera: die eine über den Gegensatz in den äußerlich ähnlichen Bildungen des Hephaistos und Odysseus mit dem sicheren Resultat der Deutung einer damals neu gefundenen Herme des Gottes, die zweite — ein Juwel in der Kette dieser Studien — über eine Darstellung des Schlafgottes. Mit alledem ist nicht annähernd erschöpft, was B. in diesen Jahren an schriftstellerischer Arbeit im Dienste des Instituts und sonst geleistet hat; wir erinnern nur an den Beginn der bedeutsamen Fehde mit Friederichs um die Zuverlässigkeit der Gemäldebeschreibungen des Philostrat, in der B. seine Ansicht ebenso nachdrücklich als Archäologe wie als Philologe verfocht, und die Festschrift des Instituts über eine Darstellung des Anakreon, mit der er den greisen Welcker zu dessen höchster Freude am Tage der Feier seines 50jährigen Lehrjubiläums begrüßte. Das Jahr 1864 brachte als Unterbrechung eine Reise durch Südfrankreich nach Paris. Immer wieder sehen wir ihn im engsten Zusammenhange mit Ritschl, dem er aus St. Remy über den Charakter und die Datirung der Skulpturen des Julierdenkmals berichtet und für den er in der Pariser Bibliothek collationirt. Die Rückreise führte ihn durch Deutschland, wo er im September die Philologenversammlung in Hannover besuchte.

Schon im Jahre 1862 war an B. eine Berufung ergangen, die davon zeugt, wie viel Achtung er sich auch unter seinen italienischen Collegen erworben hatte: man trug ihm die Professur für Archäologie an der Universität Neapel an; aber die Ablehnung im Interesse seiner Stellung am Institute wird ihm nicht allzu schwer geworden sein. Jetzt eröffnete sich ihm eine Aussicht, die sich in jeder Beziehung so bedeutsam erwies, daß B. begreifen mußte, er stehe an dem wichtigsten Wendepunkte seines Lebens. Der archäologische Lehrstuhl an der Universität in München war durch den Tod des bisherigen Vertreters erledigt, und man berief B. als Nachfolger. Mit der Professur war die Stelle eines Conservators des königlichen Münzcabinets verbunden. Verbesserung seiner Einnahmen, ehrenvolle Rückkehr in deutsche Verhältnisse, die Wirksamkeit an der zweitgrößten deutschen Universität, das Leben in den geistig regsamen und doch behaglichen Kreisen der Münchener Gelehrten und Künstler — all das mußte mit zwingender Gewalt locken, und dennoch zögerte B. — so war ihm seine römische Wirksamkeit ans Herz gewachsen —, dennoch wäre er dem Institute in Rom erhalten geblieben, wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine eigene Existenz und die Zukunft seiner Familie zu der Entscheidung für München gedrängt hätten. Sein Abschiedsgruß an das römische Institut war ein Vortrag an dem Palilientage, in dem er von einer seiner glänzendsten Entdeckungen in den italienischen Museen Kunde gab, der Entdeckung zerstreuter Glieder einer Nachbildung des attalischen Weihgeschenks auf der athenischen Akropolis. Mit einem Schlage bevölkerte sich so ein äußerst interessantes Gebiet der griechischen Kunstgeschichte, in dem bisher der capitolinische Gallier und die ludovisische Gruppe als einsame Größen geglänzt hatten, ein Gebiet,

das bald durch die Ausgrabungen in seinem Centrum Pergamon in den Vordergrund des archäologischen Interesses gerückt werden sollte. Man hat — und das ist charakteristisch für viele von Brunn's Arbeiten, die er langsam und besonnen in seinem Geiste reifen ließ, ehe er sich damit an die Öffentlichkeit wagte — wohl einiges Einzelne zu seinen Resultaten hinzufügen können, nichts Wesentliches an ihnen ändern müssen. Was er dem Institut in den Jahren seines Secretariates gewesen war, hat Conze erschöpfend in die Worte zusammengefaßt: „Er gab dem Institute an der Seite seines älteren Collegen ein neues Leben, und fördernd und gefördert entfaltete er in dieser Wirksamkeit sein wissenschaftliches Wesen und seine besondere Begabung. Er ist es vor allem gewesen, welcher dem Institute neben der Aufgabe wissenschaftlicher Forschung und Vermittlung zugleich seinen Charakter als wissenschaftliche Lehranstalt aufprägte, bestimmt den auf deutschen Universitäten begonnenen Studien die Weiterentwicklung zu erleichtern."

Als Lehrer wurde er denn auch in erster Linie nach München berufen und in dieser Eigenschaft hat er dort in den drei Dekaden seiner Thätigkeit eine außerordentliche Wirkung ausgeübt; während seine Zuhörer in Rom bereits von den eigenen Lehrern in bestimmte Richtung gelenkt waren und sein Einfluß sich nothwendig darauf beschränken mußte, modificirend oder klärend zu wirken, war es ihm jetzt vergönnt, sich seine eigene Schule von den Anfängen an heranzuziehen, und, während in Rom bei den Giri durch die Museen stets das Einzelne als Thema im Vordergrunde stand, für den die allgemeinen Zusammenhänge nur den großen Hintergrund abgaben, trat jetzt die entgegengesetzte Aufgabe an ihn heran, wie er sie schriftstellerisch bisher nur einmal, da allerdings mit imponirender Großzügigkeit und Feinheit zugleich, in der Künstlergeschichte bewältigt hatte. Der Kreis seiner Vorlesungen umfaßte: Griechische Kunstgeschichte und Geschichte der altitalienischen und römischen Kunst, im Anschluß daran die antiken Schriftquellen der Kunstgeschichte; ferner griechische Kunstmythologie und die Erklärung der Monumente des troischen Cyklus, eine praktische Methodologie archäologischer Interpretation. Mit diesem Colleg und den exegetischen Uebungen hat B. auf die Studenten wohl am meisten erziehlich gewirkt. Bei Vorstellungen, wie denen des troischen Cyklus, deren Inhalt jedem Studirenden vertraut ist, konnte sich klarer als irgend sonst das Grundprincip archäologischer Exegese herausstellen lassen, das Monument nicht von dem litterarisch überlieferten Inhalt aus, sondern nach seinen eigenen Bedingungen zu erklären. Bei der früheren Betrachtungsweise sanken die Monumente zu mehr oder weniger getreuen Illustrationen der bekannten Dichtungen herab; jetzt wurden sie Zeugnisse der lebendigen Freiheit, mit der griechische Künstler aller Zeiten dem großen Stoffe nationaler Sagen gegenüberstanden, selbständige Quellen einer ganzen Seite antiken Geisteslebens, die bis dahin verschlossen war. In den Uebungen untersagte B. gelegentlich geradezu die Benutzung jeglicher alter oder neuer Litteratur, und manch einer mag bei der Stellung des Themas im Stillen über dessen scheinbare Simplicität gelächelt haben, bis ihm der tiefer liegende Zweck des Lehrers aufging. Viele aber lernten aus diesen Uebungen mehr, als ihnen für das beschränkte Gebiet der Archäologie nothwendig war. Noch entschiedener wies B. seine Schüler auf die selbständige Bedeutung der Formenwelt in den Führungen durch Glyptothek und Gypsmuseum, die zur Ergänzung seiner Vorlesungen dienten, mochte er hier an langen Reihen die Entwicklung der Stile demonstriren oder an einzelnen Werken in ebenso fein empfundener, wie methodisch klar entwickelter Formenanalyse den künstlerisch-poetischen Gehalt zu erschöpfen suchen. Nicht zu vergessen die Führungen durch

die Vasensammlung, deren Conservator er 1868 wurde; auch hier legte er, als treuer Anhänger und Verehrer Gottfried Sempers, überwiegendes Gewicht auf das Verständnis der künstlerischen Leistung in den einfachen, immer zweckentsprechenden Formen der griechischen Vasen, in der freiwilligen tektonischen Gebundenheit ihrer Verzierungen. Er hat die Grundlinien dieser Ausführungen später (1877) in Einleitung und Text zu dem Prachtwerke von Lau — Die griechischen Vasen, ihre Formen und Decorationssysteme — ausgeführt. Diese ganze Richtung auf das Rein-Künstlerische wollte um so mehr bedeuten in einer Zeit, in der das Interesse der Laien, der Kunstgelehrten und vieler Künstler — wenigstens in Deutschland — noch ausschließlich dem Inhaltlichen in der Kunst zugewendet war.

Als B. seine Stellung in München antrat, besaß die dortige Universität noch kein Gypsmuseum. Im J. 1867 reichte B. dem Minister eine Denkschrift über die Gründung eines Museums von Gypsabgüssen classischer Bildwerke in München ein. Die kleine Schrift, die in kurzem eine vollständige Uebersicht über die Entwicklung der antiken Kunst gibt, beweist, wie fest B. bereits damals die Grundzüge seiner Anschauungen über diesen Entwicklungsgang standen. Sie enthält im Keime das Meiste von alledem, was er in den Einzelschriften der nächsten Jahrzehnte dargelegt, nachher in dem Fragment der Kunstgeschichte zusammengefaßt hat; und das ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, wie wenig ihm damals von dem ganzen Material, durch dessen Studium und Vergleich er allein zu seinen Schlüssen gelangen konnte, in guten Abbildungen oder gar in voller Figur vor Augen stand! Noch fünf Jahre vergingen unter ständigem Mahnen und Drängen, bis mit den Anschaffungen von Gypsabgüssen begonnen werden konnte. So ist ihm allein die Gründung jenes Museums zu danken, das lange, auch nachdem es an Zahl von anderen Sammlungen weit überflügelt war, als kanonisches Muster weiser Auswahl galt und besucht wurde. Noch in anderer Hinsicht hat er schon in dieser Zeit versucht, für den Unterricht, insbesondere für die Uebungen zu sorgen, für die es an brauchbarem Materiale gänzlich gebrach. Es handelte sich darum, ohne große Kosten möglichst viele einzelne Blätter herzustellen, die man dem Studirenden in die Hand geben konnte. Im Frühjahr 1866 ging von B. der Vorschlag zur Bildung einer Association aus, die sich die Herstellung autographirter Durchzeichnungen von Monumentalabbildungen für archäologische Interpretationsübungen zur Aufgabe machen sollte. Eine Reihe derartiger Blätter wurden thatsächlich vervielfältigt. Conze und Benndorf haben die Anregung mit den Wiener Vorlegeblättern zu reicherer Ausführung gebracht. Vorgreifend sei endlich erwähnt, daß es 1887 ebenfalls unter Brunn's Aegide gelang, dank einer hochherzigen Stiftung des Historikers Cornelius, den ersten Grund zur Beschaffung einer eigenen archäologischen Seminarbibliothek in München zu legen, und daß es auf seine Anregung hin eingeführt wurde, die bairischen Gymnasiallehrer in ihrem Staatsexamen auch in Archäologie zu prüfen, wodurch in den meisten Fällen ja wohl nur ein nothdürftiger Collegbesuch erzwungen, häufig aber doch ein Interesse erweckt werden mag, das zu tieferem Eindringen führen kann; und zweifellos ist diese Forderung vollberechtigt für alle, die es eingesehen haben, daß ein Bild antiker Cultur ohne Kenntniß der antiken Kunst nothwendig unvollkommen bleibt.

Auf dem Katheder hatte B. etwas Befangenes, ja fast Unbeholfenes; jegliche Rhetorik war ihm vollkommen fremd. Und doch folgte ihm Jeder gerne, bezwungen von dem sachlichen Werth seiner Ausführungen, dem fesselnden Eindruck seines ernsten Glaubens an den hohen Werth seines Gegenstandes, eines Glaubens, der auch nur den Schatten persönlicher Eitelkeit gar nicht

hätte aufkommen lassen, und von dem dringenden Bestreben, nicht nur Kenntniß, sondern auch die eigene reine Freude am Erkennen und jenen Glauben mitzutheilen. Den tiefsten Eindruck erhielt der Schüler, wenn B. vor den Monumenten selber docirte, obwohl er sich hier, ganz vom Gegenstande in Anspruch genommen, fast gar nicht an die Zuhörer wendete; es war, als umklammere sein Geist mit all seinen überaus feinfühligen Organen das Kunstwerk und suche ihm tastend sein Geheimniß abzugewinnen. Am nächsten aber kam die Persönlichkeit Brunn's dem Schüler in den Uebungen, in denen er mit ausdauernder Geduld und, wenn es noth that, mit unnachsichtlicher, aber wohlwollender Strenge das ungebildete oder häufiger verbildete Auge zum Sehen erzog. Und weit darüber hinaus erstreckte sich die Wirkung von Mensch zu Mensch, wie sie ein Jeder an sich erfuhr, nicht Jeder dankbar anerkannte. Keine bittere Erfahrung aber konnte B. beirren; jedem neuen Ankömmling trat er mit der gleichen treuherzigen Offenheit entgegen. Allwöchentlich versammelte er am Dienstag Abend den Kreis seiner Schüler in seinem Hause um sich bei Bier und Cigarre, gemüthlich plaudernd und freundlich berathend.

Sein äußeres Leben verlief von nun an, abgesehen von einigen Reisen, vollkommen ruhig und gleichmäßig. Alljährlich führte ihn seit 1874 seine Betheiligung an den Sitzungen der Centraldirection des Instituts, in die er bei seinem Abgange von Rom als auswärtiges Mitglied gewählt war, um die Osterzeit nach Berlin, seit 1875 seine Thätigkeit als Ministerialcommissär bei den Schlußprüfungen der Gymnasien in die kleineren bairischen Städte. Abwechslung brachte wohl auch hie und da der Vorsitz der Commission für die Urgeschichte Baierns, den er sofort bei Uebernahme der Münchener Professur erhielt und bis zu seinem Tode behalten hat. Drei Mal — 1868, 1878 und selbst noch 1888 — besuchte er sein Bonner Corps zu den Stiftungsfesten, um alte, liebe Erinnerungen aufzufrischen. Von den wenigen Reisen, die für seine wissenschaftliche Thätigkeit wichtig wurden, wird weiterhin die Rede sein. Eine Einzelheit aus dem Anfang seines Münchener Aufenthaltes sei hier erwähnt, da sie für die weltfremde Naivität Brunn's und für seine warme, durch äußere Rücksichten unbeirrte Anerkennung des wahrhaft Bedeutenden charakteristisch ist. „In frischer Begeisterung für Gottfried Semper's ‚Stil‘, der für seine späteren Arbeiten so große Bedeutung gewinnen sollte, schlug er den ihm geistesverwandten Meister zum Mitglied der Akademie vor, zum Entsetzen weltkundiger Collegen, die sich sagten, daß eine solche Auszeichnung des Mannes, der eben für den verhaßten Richard Wagner ein Festspielhaus entworfen hatte, den kaum beschwichtigten Parteikampf von neuem entfachen würde“ (Sauer). B. war seit 1860 auswärtiges Mitglied der bairischen Akademie; bei seiner Ankunft in München wurde er zum ordentlichen Mitglied ernannt.

In den Aufsätzen dieser Epoche tritt die etruskische Kunst allmählich in den Hintergrund; alle Kraft nimmt die Ausgestaltung der griechischen Kunstgeschichte in Anspruch. Immer klarer stellen sich die Phasen der Entwicklung, die Gegensätze in den Stilen der verschiedenen Gegenden heraus. Dabei ist bemerkenswerth, wie consequent B. auf den einmal eingeschlagenen Wegen fortgewandelt ist. Man kann all diese Leistungen als ein Ganzes zusammenfassen und betrachten — vieles hat er selber unverändert in die Darstellung der Kunstgeschichte aufgenommen —; nirgend bemerken wir Schwankungen, nirgend ein tastendes Hin und Her oder gar Widersprüche gegen eigene frühere Ansichten. Darin sprach sich kein kleinlicher Eigensinn aus, sondern die feste Sicherheit seiner Arbeitsweise, die sich niemals auf Einfälle verließ,

nichts der Oeffentlichkeit anvertraute, ehe es nach immer und immer wiederholter methodischer Erwägung für ihn den höchsterreichbaren Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht hatte. Man mag es zugeben: beweglichere Naturen entsprechen besser den Ansprüchen der Archäologie, wie sie sich noch zu Brunn's Lebzeiten entwickelt hat, mit ihrem unendlich anwachsenden Material, aus dem sich in stetem Wechsel immer neue Gesichtspunkte ergeben; allzuleicht aber verwirren sich diesen die großen Linien, auf die es im Grunde doch vor allem ankommt, und durch deren feste Zeichnung B. es erreicht hat, daß uns all seine Arbeiten, auch wenn wir in Einzelheiten von seinen Ansichten abweichen, noch heute Belehrung und Genuß gewähren. Es ist unmöglich, hier alles Einzelne zu würdigen; nur die Hauptsachen seien herausgehoben. Zunächst beanspruchten natürlich die Schätze der Glyptothek seine ganze Aufmerksamkeit, und bald zeigte sich, wie sehr er das Vertrauen lohnte, das man mit seiner Berufung in ihn gesetzt. In den Jahren 1867 und 1868 folgten sich die beiden inhaltreichen Arbeiten über Alter und Composition der äginetischen Giebelgruppen, die in ihren äußeren Resultaten erst durch die neuen Ausgrabungen auf Aegina und Furtwängler's Reconstruction der Giebel endgültig überholt sind, während die feinen stilistischen Beobachtungen noch heute vollkommen zu Recht bestehen und ewig bestehen werden. Im J. 1868 trat er dann mit der capitalen Entdeckung der Eirene des Kephisodot hervor, die er in einer Statue der Glyptothek wiedererkannte, und noch in demselben Jahre erschien die erste Auflage seiner Beschreibung dieser wahrhaft königlichen Sammlung. Exegetischer Art waren die troischen Miscellen, Früchte des Collegs über Darstellungen des troischen Kreises; inhaltlich steht damit der erste Band des Corpus der etruskischen Urnen im Zusammenhang, der 1870 erschien und ebenfalls die Darstellungen des ciclo troico enthielt. Andere Arbeiten dieser Jahre suchen die Ueberlieferungen der ältesten Zeiten griechischer Kunst mit den damals verfügbaren Mitteln und in Ergänzung der ersten Capitel der Künstlergeschichte zu entwirren; eine davon über die Kunst bei Homer präludirt Helbig's Werk über das homerische Epos, und neben die Stilanalysen der Aegineten treten als Gegenbild die Aufsätze über das Harpyienmonument von Xanthos als Specimen archaisch-ionischer Kunst. 1871 veröffentlichte B. eine Abhandlung, die gewisse „Probleme in der Geschichte der Vasenmalerei“ mehr zu stellen als zu lösen unternahm. Er ist, angeregt durch die Ausgrabungen der Certosa von Bologna, nach sechzehn Jahren noch einmal auf das gleiche Thema zurückgekommen, dem auch die gleichzeitige, in den Grundzügen durchaus von B. abhängige Dissertation eines Schülers gewidmet war. Es handelte sich darin um die Frage, ob die gemalten Vasen schwarz- und rothfigurigen Stils, die man trotz ihres Fundortes in italischen Gräbern wegen ihrer Darstellungen und Inschriften für griechische Erzeugnisse hält, eine einheitliche Masse bilden, oder ob sich auch unter ihnen Originale und Copien oder archaisirende Nachahmungen scheiden lassen. Durch äußerst subtile Beobachtungen gelangte B. zu diesem zweiten Schlusse; ihm war für Griechenland nur eben das Beste gut genug. Entdeckungen und weitere Forschungen haben seine Resultate fast vollkommen widerlegt, seinen Beobachtungen ihren Werth nicht zu rauben vermocht.

Der Krieg 1870/71 ist nicht spurlos an B. vorübergegangen. Einer seiner Schüler, Karl Strube, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, dem sein Herz mit väterlicher Liebe zugethan war, und der, nach seinen Anfängen zu urtheilen, wohl der einzige von allen gewesen wäre, der die Arbeit ganz im Sinne des Meisters hätte weiterführen können, fiel in den blutigen

Kämpfen vor Metz. Sein letztes Schreiben an den geliebten Lehrer enthält neben dem ahnungsvollen Hinweis auf das Nichtwiedersehen das Vermächtniß seines Materials für Arbeiten, die er eben begonnen hatte. B. löste diese heilige Verpflichtung dadurch ein, daß er die drei Vasenbilder, um die es sich dabei handelte, in einem Supplement zu Strube's Dissertation, den Studien über den Bilderkreis von Eleusis, veröffentlichte. Er charakterisirt in dem Vorwort den Verstorbenen mit herrlichen Worten, die es uns begreiflich machen, wie sehr er gerade diesen Schüler lieben, welch tiefen Schmerz er bei seinem frühen Tode empfinden mußte. Es hat etwas Rührendes, wenn B. dort schreibt: „Während er, wo sich Gelegenheit bot, nie unterließ, sich als meinen Schüler zu bekennen, spreche ich es ohne Hehl aus, daß umgekehrt für mich als Lehrer die durch engen Verkehr ermöglichte genaue Beobachtung seiner wissenschaftlichen Entwicklung in ganz besonderem Maße lehrreich geworden ist", und wenn er dann für die Dissertation des Schülers vertheidigend eintritt: „Man hat gemeint, das Verdienst gewisser Hauptsätze auf meine Rechnung setzen zu müssen, um sodann an einzelnen etwas gewagten Hypothesen des Verfassers eine um so schärfere Kritik zu üben. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, mich dafür verantwortlich zu machen, daß ich meinen Einfluß nicht geltend gemacht habe, um solche, vielleicht etwas üppige Schößlinge zu beseitigen. Ich glaubte indessen, die Selbständigkeit des jugendlichen Verfassers gerade auch in der Freiheit des Irrens nicht beschränken zu dürfen, in der Ueberzeugung, daß für einen die Wahrheit aufrichtig suchenden Geist nichts lehrreicher zu sein pflegt, als die Gelegenheit, einen Irrthum durch spätere Erfahrungen aus eigener Ueberlegung zu erkennen und zu verbessern. Um so nachdrücklicher muß ich ein Lob ablehnen, welches mir nicht gehört . . ." Damit ist zugleich Brunn's Verhältniß zu all seinen Schülern und den Arbeiten, die unter seiner Leitung entstanden, charakterisirt. Noch sei hervorgehoben, was ihn die Beobachtung dieses Schülers so eindringlich gelehrt hatte: „Die an ihm gemachten Erfahrungen brachten es mir zum klarsten Bewußtsein, daß, wie die philologische Erziehung nicht in erster Linie von dem Studium der Litteraturgeschichte, sondern von einer strengen, namentlich sprachlichen Interpretation der alten Autoren auszugehen hat, ebenso die archäologische Bildung in erster Linie nicht auf die Kunstgeschichte, sondern auf eine streng methodische Interpretation der Denkmäler begründet werden muß, bei welcher überall auf eine scharfe Analyse der künstlerischen Sprache, d. h. der künstlerischen Motive und Formen der größte Nachdruck zu legen ist."

Im Sommer 1871 unternahm B. eine Reise nach London, wo er bei Newton, dem damaligen Leiter der griechisch-römischen Abtheilung im Britischen Museum, dem Ausgräber des Mausoleums, wohnte. Zum ersten Male sah er nun hier in überwältigender Fülle und Vollendung Originalsculpturen griechischer Künstler aus den drei bedeutsamsten Perioden der griechischen Kunst, der archaischen, der Zeit des Phidias und dem vierten Jahrhundert. Ungeheuer tief mußte dieser Eindruck auf seine empfindliche Künstlerseele wirken; als er auf der Rückfahrt das Museum im Louvre wieder aufsuchte, erschienen ihm die in der Masse der Antiken dort vorherrschenden Copien schal, stumpf und seifig. Dieser Eindruck ist in seiner Seele lebendig geblieben, und in seinen Vorträgen wies er immer aufs neue eindringlich hin auf die feinen Unterschiede zwischen dem Original und der besten Copie, auf den unbeschreiblichen Zauber der unmittelbaren, individuellen Meißelführung, der unwiederbringlich bei der ängstlich-genauen oder der flotten Nachahmung in allgemeinen Zügen verloren geht. Als einzelne Frucht brachte der Aufenthalt die vortreffliche Analyse des Strangford'schen Jünglings, durch die das schöne Frag-

ment endgültig seine Stellung neben den äginetischen Giebeln erhielt. Die großen Eindrücke vor den Resten der Parthenon-Sculpturen werden es denn auch gewesen sein, die ihn aufs neue und nachdrücklichste auf eines der bedeutendsten Probleme der Kunstexegese hinwiesen, auf die Deutung der einzelnen Figuren, die sich aus den Giebeln des Tempels erhalten haben, woran sich dann in der Arbeit, die er im J. 1874 über dies Thema veröffentlichte, eine Deutung der Göttergruppen auf den Friesen des Parthenon und des Theseion anschloß. Eine erwünschte Grundlage und Erleichterung boten die Zusammenstellungen in Michaelis' Parthenon-Werk, manche Anregung Petersen's Buch über die „Kunst des Phidias“. Das aber, wodurch sich dieser Versuch weit über alle anderen erhebt, die ihm vorauf gingen und folgten, ist durchaus Brunn's eigenstes Eigenthum. Alle Anderen waren von Einzelheiten ausgegangen, suchten die einzelnen Figuren zu deuten und dann aus all diesen einzelnen Resultaten ein möglichst glaubwürdiges Gesammtresultat zu erzielen; B. war der erste, der von einer Gesammtauffassung ausging und von dieser zu den einzelnen Deutungen zu gelangen suchte. Alle Anderen hatten zur Erklärung der Zusammenhänge zwischen den einzelnen Figuren cultliche, d. h. äußerlich-religiöse Beziehungen verwerthet; B. war der erste, der darauf bestand, daß zur Erklärung eines griechischen Kunstwerkes jener Zeiten religiöse Momente nur soweit in Frage kommen dürfen, als sie poetischer Natur sind. Alle Anderen waren als verstandesmäßig deutende Gelehrte an das Problem herangetreten; B. suchte es zu lösen als nachempfindender Künstler, und, mag man heute auch mit Recht die einzelnen Namen, mit denen er die Figuren nennen wollte, bei Seite werfen, so muß doch Jeder anerkennen, daß es nur auf diesem Wege möglich ist, dem schaffenden Künstler nahe zu kommen. Wem, wie B., der große Gegensatz zwischen der morgendlichen Sonnenseite und der nächtigen Mondseite in den elementaren Gestalten des Ostgiebels, zwischen der Felsnatur des sog. Theseus und der Wolkennatur der „Thauschwestern“, aufgegangen ist, dem hat der Schöpfer dieser Sculpturen sein tiefstes Geheimniß anvertraut, mag es uns auch ewig verschlossen bleiben, wie Phidias und seine Zeitgenossen diese Figuren im einzelnen genannt haben. Und, wenn es überhaupt je gelingen sollte, die theilnehmenden Gestalten des Westgiebels überzeugend zu deuten, so wird das wiederum nur möglich sein, wenn man an dem Brunn'schen Principe festhält. Auch der Künstler mußte von einem einheitlichen Gedanken ausgegangen sein, und, wie sich das Licht im Prisma in die einzelnen farbigen Strahlen sondert, mußte sich aus diesem Grundgedanken die Auswahl der einzelnen Gestalten naturnothwendig ergeben haben und rückschauend wieder erklären lassen. Im letzten Grunde ist diese Deutungsart durch die gleiche Anschauung bedingt, die wir schon bei der Formenanalyse der Götterideale feststellen konnten: auch dort suchte B. zu allererst den schöpferischen Grundgedanken zu fassen und erst aus diesem die Einzelheiten zu erklären. Das gleiche Jahr 1874 brachte eine der schönsten seiner Formenanalysen: den Vortrag über die Demeter von Knidos, mit dem er sich an der Philologenversammlung zu Innsbruck betheiligte, dann auf Grund seiner persönlichen Kenntniß der südlichen Natur die prächtige Deutung des Wiener Jo-Kopfes, der sich als der eines jugendlichen Flußgottes herausstellte; leider ist diese kleine Perle nicht in die Sammlung der „griechischen Götter-Ideale“ aufgenommen worden.

Von Einzelnem sei aus den nächsten Jahren nur dreierlei hervorgehoben. Erstens der Streit, den er mit Overbeck um den Poseidonfries in der Münchener Glyptothek führte. Er sah in ihm einen sehr directen Abglanz skopasischer Kunst und ein griechisches Werk, sein Gegner ein schlechtes

45*

römisches Decorationsstück. Wir wissen heute, daß er von dem Altar des Tempels stammt, den die Römer im letzten Jahrhundert v. Chr. dem Neptun errichteten, und in dem sie die große Meergötter-Gruppe des Skopas aufstellten. Zweifellos also gehört das Werk in den Bereich der römischen Kunst; ebenso sicher aber wird auf den griechischen Künstler, der mit der Ausführung des Reliefs betraut war, der Anblick der Gruppe des großen Pariers nicht ohne Wirkung geblieben sein. Dann 1879 die wundervolle Stilanalyse der Statue eines Athleten (des sogenannten Salbers) in der Münchener Glyptothek mit vergleichendem Seitenblick auf eine entsprechende Statue im Dresdener Albertinum. Die Arbeit erschien in den Annalen des Instituts, das in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum seines Bestehens feierte. B. war selber als Vertreter der Münchener Akademie in Rom und brachte dem geliebten Institut diese Festgabe aus seiner neuen Heimath, um so bedeutungsvoller, als er in der künstlerischen Eigenart der Münchener Statue verwandte Züge mit der des Myron fand und so an seine Entdeckung des Marsyas anknüpfen konnte. Endlich 1882 noch eine Frucht des Londoner Aufenthaltes: seine Studie über den Amazonenfries des Mausoleums, in der er zum ersten Mal versuchte, die erhaltenen Reste dieses Frieses in stilistisch zusammengehörige Gruppen zu sondern und in diesen die Persönlichkeiten der vier Meister zu erkennen. Mag man in manchem heute anders urtheilen, manches anders werthen, die Arbeit ist auch heute noch für alle, die hier weiterkommen wollen, eine unentbehrliche Grundlage.

In der Hauptsache aber waren diese ganzen Jahre in Anspruch genommen durch Untersuchungen, die durch die neuen Ausgrabungen in Olympia angeregt waren, und uns einen doppelten, bedeutungsvollen und bleibenden Gewinn gebracht haben: die Einsicht in die eigenthümlichen, bei aller Mannichfaltigkeit im einzelnen doch durchgehenden Charakterzüge der archaisch-peloponnesischen Kunst und die ganz neu auftauchende Kenntniß einer eigenartigen nordgriechischen Kunst. Zwar, die seltsamen Probleme der olympischen Sculpturen hat auch B. nicht gelöst, so vortrefflich er sie in stilistischer Hinsicht zu analysiren wußte; sie sind bis heute ungelöst. Das aber muß man ohne weiteres zugeben: von allen Lösungsversuchen ist der Brunn'sche der einzige, der via et ratione auf sein Ziel losgeht, und deshalb der einzige, den man trotz des Fragezeichens am Schlusse noch jetzt nicht, ohne die tiefste Förderung zu erfahren, lesen kann. Die Ausgrabungen lenkten zudem mit Nothwendigkeit die Aufmerksamkeit von neuem und intensiver als bisher auf die Frage, wie weit die Zuverlässigkeit unserer schriftlichen Ueberlieferungen reicht. Auch in die Discussionen über diese Frage hat B. in jener Zeit zu verschiedenen Malen eingegriffen mit Arbeiten über Plinius, Cornelius Nepos und Pausanias; da regte sich wieder der alte Schüler Ritschl's. Auch in Klein-Asien hatten die Ausgrabungen begonnen und in Pergamon vor allem zu der Entdeckung der Reste des Zeus-Altares geführt, die seither den kostbarsten Besitz des Berliner Museums bilden. B. mußte diese Bereicherung unserer Kenntniß hellenistischer Kunst um so tiefer interessiren, hatte er doch gerade durch die Entdeckung der attalischen Weihgeschenke den ersten Anstoß zu einer weiteren Ausgestaltung des Bildes jener griechischen Barockkunst gegeben. Den Anlaß aber zu seiner Schrift fand er in der nur durch die Finderfreude entschuldbaren Ueberschätzung der neuen Funde. Seine Kritik ist ein Meisterwerk, unwiderleglich in allen Einzelheiten und im Gesammtresultat; seine Anschauung beherrscht seither durchaus alle Aeußerungen über diese in ihrer Art einzigen, aber innerlich hohlen Bildwerke, denen gegenüber er die höhere Bedeutung des vornehmeren Laokoon betonte. Zwei nicht minder meisterliche Formenanalysen

— Medusa und die Personification des Meeres — schließen sich zeitlich dieser Leistung an; die eine trug er auf der Philologenversammlung in seiner Heimath Dessau vor. Unsere Stellung ihr gegenüber ist heute ähnlich wie die zu den Deutungen der Parthenonsculpturen; es handelt sich um die Entwicklung des Medusenideals, an deren Ende B. einen Reliefkopf der Sammlung Ludovisi stellt. Die Benennung trifft aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das Richtige; aber das Wesen der Schöpfung ist in den Worten Brunn's wunderbar getroffen. Unwidersprochen und unwidersprechlich aber blieb die zweite Analyse.

In dem äußeren Leben Brunn's trat in dieser Zeit nur einmal eine Unterbrechung ein. Im Herbst 1881 wurde er als Mitglied der Jury für ein Denkmal des 1876 verstorbenen Naturforschers Karl Ernst v. Bär nach Dorpat berufen. Das ermöglichte ihm einen Besuch der Eremitage in St. Petersburg, wo er bei dem damaligen Director Kieseritzky als Gastfreund aufgenommen wurde. Hier fesselten ihn vor allen Dingen die prächtigen Goldsachen und die griechischen Vasen aus der Krim, deren eigenthümliche Schönheit ihn in seiner Ansicht, die größere Masse der Vasen italienischen Fundortes sei spätere Waare imitirenden Stiles, nur bestärkte. Einer Seite dieser vermeintlichen Lösung der „Vasen-Probleme“ hat er dann den ersten von zwei Aufsätzen über den tektonischen Stil in griechischer Plastik und Malerei gewidmet (1883), eine Arbeit, die, abgesehen von diesem ganz verfehlten Endzweck, heute noch ihren Werth behält wegen der Fülle feiner tiefgreifender Beobachtungen, in denen Semper's Einfluß besonders deutlich fühlbar ist. B. sagt im Beginn dieses Aufsatzes: „Das tektonische Princip ist eines der wichtigsten, ja in der ältesten Zeit vielleicht das wichtigste Grundprincip der hellenischen Kunst ... und wenn überhaupt die älteste decorative Kunst bei den Hellenen weniger Ungeschick, Laxheit und unsicheres Tasten verräth, als bei den andern Völkern, so liegt der Grund darin, daß sie sich von Anfang an auf dieses Princip stützt, an dieser Stütze sich erzieht und zu immer größerer Freiheit fortschreitet.“ In diesen Sätzen ist thatsächlich eine Fundamentaleigenschaft des griechischen Kunstschaffens klargelegt, fundamental auch für die weitere Entwicklung: gerade auf dieser bewußten oder unbewußten Unterordnung unter die Gesetze der Formen und der Technik beruht der eigenthümliche Charakter der ganzen griechischen Kunst im Gegensatz zu der aller anderen Völker, und für B. ihr höchster Werth. Der zweite jener Aufsätze über den tektonischen Stil schließt sich der Reihe von Arbeiten über den archaisch-peloponnesischen Stil an und setzt diesen in den schärfsten Gegensatz zu dem gleichzeitigen kleinasiatischen Stil. Alle die hier ausgesprochenen Beobachtungen bilden mit ganz wenigen Ausnahmen eine unersetzliche Grundlage aller weiteren Studien auf dem gleichen Gebiete; es sei daran erinnert, daß hier zum ersten Male entschieden die Zugehörigkeit der delischen Nike zu der Archermosbasis bestritten wurde. Es hat Jahre gedauert, bis das mit anderen äußerlichen Argumenten bestätigt wurde, und noch viel länger, bis man sich ungern entschloß, die so erwünschte Rückführung auf den Meister von Chios aufzugeben. Der 60. Geburtstag war ohne öffentliche Feier und Festschrift vorübergegangen; seine Zuhörer hatten ihrem geliebten Lehrer das Katheder bekränzt und ihm als gemeinsames Geschenk einen Abguß der Büste des praxitelischen Hermes überreicht. Im Herbst 1882 erhielt er den bairischen Kronenorden und damit den persönlichen Adel.

Winter 1885 bis 1886 verwaltete B. das Rectorat der Universität; bei der feierlichen Uebernahme des Amtes am 21. November 1885 hielt er eine Rede über das Thema „Archäologie und Anschauung“, wohl das Persönlichste,

das er je geschrieben hat. Einige Sätze mögen hier Platz finden, weil sie uns den ganzen Mann und den Sinn seiner ganzen Lebensarbeit klar vor Augen stellen: „Allerdings, das muß festgehalten werden, der Archäologe soll eine tüchtige philologische Schulung besitzen: er soll von der Philologie nicht bloß äußerlich Kenntnisse entlehnen, sondern von ihr als der älteren Schwester auch Methode lernen; nur freilich soll er sich hüten, sie schablonenhaft zu übertragen, sondern sie anwenden und umgestalten nach dem Princip der Analogie, das in dem Gegensatze zwischen einem sprachlichen und einem Kunstdenkmal seine natürliche Abgrenzung findet.“ „Das Ziel ist also eine Kunstwissenschaft, aufgebaut auf dem Verständniß der Form und zwar nicht einem instinctiven, sondern einem bewußten Verständniß, welches der systematisch begründeten Kenntniß der Sprache auf philologischem Gebiete nicht nachstehen darf.“ „Jener ‚natürliche Kunstsinn‘ reicht hier nicht aus.“ Die Schule schon solle den Grund zu einem richtigen Verhältniß zur Außenwelt legen und darauf dringen, daß sich der Schüler gewöhne, das Gesehene nicht zuerst zu deuten, sondern zu beschreiben. Die Mathematik solle erziehen zu der Beobachtung abstracter Formen, im deutschen Aufsatz mehr Gewicht auf klare Beschreibung gelegt werden, im Zeichenunterricht keine Handfertigkeit, sondern deutliche Wiedergabe des Einfachsten verlangt werden. All das scheint sehr selbstverständlich, aber man erinnere sich, wie langer Zeit es bedurft hat, bis wenigstens der letzte dieser Wünsche erfüllt wurde. „Und endlich das volle Menschenleben: ‚Ein jeder lebt’s, nicht vielen ist’s bekannt.‘ Und es wird Ihnen nicht bekannt werden, weder wenn Sie aus Furcht vor seinen Gefahren sich vom Leben glauben abschließen zu müssen, noch wenn Sie sich willenlos vom Strome desselben dahin treiben lassen. Auch hier führt nur eigenes Sehen, eigenes Beobachten zum Verständniß und verleiht die Kraft, nicht sich den Dingen, sondern die Dinge sich unterzuordnen und sie zu beherrschen. Und kehren Sie dann zurück in die Stille ihres Studirzimmers, so werden Sie sich nicht ermüdet, sondern erfrischt fühlen. Sie werden empfinden, daß auch bei strenger Gedankenarbeit Sie nichts mehr zu fördern vermag, als ein offenes Auge, ein freier Blick, ein freier offener Sinn.“ Die Rede enthält zudem eine wundervoll klare, kurze Schilderung der Geschichte der Archäologie von Winckelmann bis auf die damalige Zeit; alle bedeutenden Persönlichkeiten sind in ihren typischen Eigenheiten neben und gegen einander gestellt, und zum Schluß wird die Hauptaufgabe der nächsten Zukunft folgendermaßen formulirt: „Und in der That haben wir seitdem angefangen, die individuelle Bedeutung der hervorragendsten Meister eingehender zu würdigen, verschiedene Kunstrichtungen und Schulen schärfer zu scheiden und den Wechsel der Erscheinungen im Fortschritte der Zeiten genauer zu verfolgen. Ja, beobachten wir, wie die neuerschlossene Kenntniß der Kunst des Orients unsern Gesichtskreis erweitert, wie gerade die täglich sich mehrenden Entdeckungen der letzten Jahre auf hellenischen Gebieten, ich nenne nur Olympia und Pergamos, uns mehr als auf den poetischen Inhalt, auf die künstlerische Form und den Stil hinweisen, so scheint sich als die wichtigste Aufgabe der heutigen Archäologie eine völlige Neugestaltung der griechischen Kunstgeschichte in den Vordergrund zu drängen, eine Kunstgeschichte, die nicht nur neben der politischen und der Literaturgeschichte ihren Platz einzunehmen, sondern den Beweis zu liefern hat, daß jedes Gesammtbild classischer Cultur lückenhaft und ungenügend bleiben muß, in dem nicht der künstlerische Geist des Hellenenthums als einer der maßgebenden Factoren sich wirksam erweist.“

Dieser Periode der höchsten Reife Brunn’s folgen neun Jahre des Greisenalters, in denen nur hie und da noch ein ganz glücklicher Wurf

gelingt; zugleich waren es leider auch Jahre des Kummers und der Leiden. Im Winter 1888 traf seine Frau ein erster Schlaganfall, der sich im Frühjahr 1891 schwerer wiederholte. Im Sommer 1890 zeigten sich bei ihm selber die ersten Anzeichen einer langsam-progressiven Zuckerkrankheit, die im Januar 1893 zu einem plötzlichen Zusammenbruch führte. Der Ton der Arbeiten aus dieser Zeit hat begreiflicher Weise häufig etwas Mattes, noch häufiger etwas Verbittertes. Daß er 1888 zum selbständigen Director der Glyptothek ernannt wurde, brachte keine äußerliche Aenderung mit sich. Im Winter des gleichen Jahres trat er als Secretär der Münchener Akademie an die Stelle des verstorbenen Prantl; von den zahlreichen Nekrologen, deren Abfassung nun zu seinen Obliegenheiten gehörten, seien nur die beiden auf Urlichs und Schliemann hervorgehoben. B. verstand es, auch diese an sich lästige Aufgabe sich selber interessant zu gestalten, indem er stets, wie es bei dem engen Rahmen nothwendig war, eine Haupteigenschaft des Verstorbenen, die ihm besonders charakteristisch und für den ganzen Lebenslauf bestimmend schien, mit starken Strichen heraushob und so ein Porträt im Sinne der griechischen Kunst zu geben suchte. Daran dürfen wir eine größere Darstellung in gleichem Sinne anschließen: die Festrede zur Centenarfeier der Geburt König Ludwigs I., mit dem B. in den ersten Jahren seines Münchener Aufenthaltes noch persönliche Beziehungen verknüpft hatten; überall leuchtet aus den vorsichtig-abwägenden, wohlwollend-gerechten Urtheilen sein vornehm-nachsichtiges, wahrhaft menschliches Wesen. Unter den kleineren Arbeiten dieser Zeit stehen zwei in engerem Zusammenhang mit einander: der 4. Abschnitt der troischen Miscellen und ein Aufsatz mit dem Titel „Methodologisches“. In beiden kommen allerlei methodische Fragen zur Sprache, die B. nach seiner reichen Erfahrung und klaren Einsicht entscheidet, nur in wenigen Punkten irre geführt durch eine gewisse eigensinnige Rückständigkeit gegenüber unwiderleglichen neueren Ergebnissen der Forschung, die ihm allzu revolutionär erschienen. In der ersten vertheidigt er aufs neue die Forderung, alle Bildwerke aus sich selber zu erklären, ihre Deutung nicht durch die Rücksicht auf irgendwelche litterarischen Darstellungen des gleichen Inhalts zu schrauben. Aus der zweiten Schrift sei eine Stelle hervorgehoben, die sich durchaus mit Klinger's Resultaten in dem Büchlein deckt, in dem der Künstler die Unterschiede zwischen Malerei und Zeichnung feststellt. B. schreibt: „Von diesem Punkte aus würde sich die Untersuchung leicht überleiten lassen zu der Frage, wie weit . . . auch die technischen Bedingungen auf die Auswahl und die Durchbildung der in der Vasenmalerei dargestellten Gegenstände überhaupt eingewirkt haben. Es würde sich dabei wahrscheinlich herausstellen, wie das Fehlen der Illusion wesentlich, ja vielleicht entscheidend dazu mitgewirkt hat, der Vasenmalerei den Charakter einer Bilderschrift im höheren Sinne zu bewahren, welche mehr unsere Phantasie zum Denken anregen, als den Sinnen Befriedigung gewähren soll.“

Noch einmal regten ihn die nunmehr geordneten und zusammengesetzten Funde von Olympia zu einer Arbeit über Giebelgruppen an, in der er mit wenig Glück die Deutung, die Pausanias der Mittelfigur des Westgiebels gegeben hat, zu vertheidigen sucht und im Ostgiebel, wiederum auf Grund der Worte des Pausanias, zu den Füßen des Zeus einen Altar annimmt, der immer noch seine Vertheidiger findet. Ebenso ist die „Kunstgeschichtliche Studie“, in der er allerlei ungefähr der gleichen Zeit angehörige Werke zusammenordnet, um sie dem Silanion zuzuschreiben, trotz allerlei feiner Einzelbeobachtungen in dem Hauptresultat verfehlt. Das Verständniß für das Individuellste der einzelnen Künstler konnte erst sehr allmählich heraufdämmern.

B. hat unserer Generation auch für die Erreichung dieses Zieles unschätzbare Dienste geleistet, indem er die ganz allgemeinen großen Entwicklungslinien, wie sie Winckelmann gezogen hatte, durch eingehendere Charakteristik der einzelnen Richtungen und Persönlichkeiten in ihrem Gemeinsamen und ihren Gegensätzen belebte, aber es war ihm und seiner Zeit nicht gegeben, über das Typische in dieser Charakteristik hinauszugehen.

Im J. 1888 erschien unter Brunn's Leitung der Beginn eines gewaltigen Werkes: Bruckmann's „Denkmäler griechischer und römischer Sculptur in historischer Anordnung". Es handelte sich darum, Musterabbildungen der bedeutendsten antiken Sculpturen in sinnvoller Zusammenordnung herauszugeben und so dem Einzelnen für sein Studium und den akademischen Lehrern für ihre Vorlesungen ein reichhaltiges Material zur Ergänzung der Sammlungen von Gypsabgüssen zu schaffen. B. übernahm die Leitung gerne; er sah darin eine Fortsetzung seiner Bestrebungen im Anschluß an Gerhard. Leider hat das Werk wegen seines ungeheuren Volumens und seiner Kosten nicht entfernt die Wirkung getan, die man erwarten konnte. Dazu kam, daß B., wie es am Ende natürlich war, zunächst nur die Werke zur Auswahl heranzog, die für ihn und seine Generation die Marksteine der Entwicklung gebildet hatten, Werke, deren Kenntniß längst durch gute und billige Photographien allgemein vermittelt war. Sicher aber trägt an der technischen Ausgestaltung der Idee nicht etwa B. die Schuld. 1889 konnte eine zweite unveränderte Auflage der griechischen Künstler gedruckt werden. 1891 trat B. noch einmal bedeutsam in den Verhandlungen der Münchener Philologenversammlung hervor mit einer sehr eigenartig interessanten Formenanalyse des Apollon Giustiniani im Vergleich mit dem Apoll vom Belvedere und zwei kleineren Vorträgen über zwei Frauenköpfe der Münchener Glyptothek, zwei Perlen, die durch ungeschickte Ergänzung ihrer schönsten Reize verlustig gegangen waren: der eine ein griechisches Original aus dem 4. Jahrhundert, ein wundervoll zarter Mädchenkopf, bekannt unter dem Namen „der Brunn'sche Kopf"; der andere die gute Copie eines hellenistischen Aphroditekopfes. B. wies allein aus der Composition der Formen nach, daß auf dem Scheitel die Haarschleife nicht gefehlt haben könne; man hat ihm mit Unrecht widersprochen: der Kopf stammt, was B. nicht gesehen hat, von einer Copie der badenden Aphrodite des Doidalsas, und diese trägt die Haare auf dem Scheitel verknotet. Ebenda regte er an, daß von den „Denkmälern" eine kleinere Ausgabe für die Schulen hergestellt werden solle; leider blieb es bei einem Bande. 1892 erschien bei Bruckmann eine Sammlung seiner Formenanalysen in vornehmster Ausstattung unter dem Titel „Griechische Götterideale, in ihren Formen erläutert."

Endlich seien nun an dieser Stelle drei bedeutsame Arbeiten erwähnt, die wir bisher übergangen haben, da sie einem Künstler der Renaissance gewidmet sind, einem Künstler, der seinem ganzen Wesen nach den Griechen näher steht als irgend ein anderer und eben deshalb B. so sehr ans Herz gewachsen war — ja, man kann sagen: seine Werke ersetzten ihm geradezu die verlorenen antiken Malereien. Die erste dieser Arbeiten über die Composition der Wandgemälde Raffaels im Vatican war schon 1867 erschienen; die zweite, über Raffaels sixtinische Madonna, wurde 1886 gedruckt, die dritte — Raffael und die gegebenen Voraussetzungen seiner Werke — erst nach seinem Tode, doch hatte er sie bereits 1891 in der Münchener Gesellschaft der Zwanglosen vorgetragen. Das Thema dieses Vortrages könnte man auch als Gesammtthema über die drei Arbeiten setzen, denn in allen dreien spürt B. jener Eigenthümlichkeit des Raffaelischen Genius nach, besondere Schwierigkeiten in den räumlichen Bedingungen, an die seine Werke gebunden waren, nicht nur in glänzender

Weise zu überwinden, sondern aus ihnen gerade die grundlegenden Elemente der verschiedenartigen Compositionen und ungeahnte Möglichkeiten neuer Schönheit zu entwickeln. Nicht um den poetischen Gehalt der einzelnen Gestalten handelt es sich hier, sondern um die tektonischen Grundzüge der Compositionen und ihre Beziehungen zu der Bestimmung des Gemäldes im räumlichen Zusammenhang, selbst bei der sixtinischen Madonna, deren compositionelle Motive mit großer Feinheit und Klarheit dargelegt und zum Schluß dadurch erklärt werden, daß das Bild in seiner Kirche zu Piacenza bestimmt war, nicht direct über dem Altar zu stehen, sondern das mittlere von drei Fenstern zu verdecken, so daß man den Eindruck erhielt, als sei hier ein Blick eröffnet über die Schranken der Kirche hinaus in die ewigen Regionen des Himmels, und die Darstellung vollkommen wie eine Vision wirken mußte. Die Aufsätze sind in den Kreisen der Kunsthistoriker fast vergessen; zur Zeit ihres Entstehens fanden sie wenig Anerkennung. Hermann Grimm, einer der treuesten Freunde Brunn's, äußerte sein Befremden: sein Bestreben sei, sich in die Seele des schaffenden Künstlers zu versetzen, B. dagegen nehme das Werk als Product an sich und suche nachzuweisen, wie es als Schöpfung an sich zu erklären sei; und er hatte damit thatsächlich Brunn's Standpunkt ganz richtig präcisirt, eine Anschauungsweise, die wir auch bei der Formenanalyse der Götterideale constatirt haben. „Wahre Freiheit ist freiwillige Erfüllung des Gesetzes“ — auf diesem Grundsatz beruhte Brunn's Wesen als Mensch und als Gelehrter, er gab ihm selber im Leben einen Zug hoher Idealität; in all seinen hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten kehrt er bestimmend wieder: in den Formenanalysen, in der Auffassung der Vasenmalerei und der Giebelcompositionen und seiner Deutung der Parthenongiebel, ja, in der Gesammtauffassung der ganzen griechischen Kunst im Gegensatz zu der orientalischen und der etruskischen, und nun auch hier in der Vorliebe und dem tiefen Verständniß für Raffael, während er sonst allen Phasen und Persönlichkeiten der Kunst des Mittelalters und der Renaissance durchaus kühl gegenüberstand.

Im Januar 1893 erfolgte jener bedenkliche Zusammenbruch, von dem sich B. indeß nach kurzer Zeit wieder soweit erholt hatte, daß für den 20. März die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums angesagt werden konnte. Schüler und Freunde aus allen Theilen Deutschlands sammelten sich um den greisen Jubilar, ihm ihre Liebe und Verehrung zu beweisen. Die Bonner philosophische Facultät erneuerte das Diplom mit einem glänzenden Elogium, von der Berliner Akademie erhielt er die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede; der deutsche Kaiser verlieh ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, der Herzog von Anhalt-Dessau den Anhaltinischen Bärenorden 2. Klasse. Von allen Seiten trafen Gratulationen und Adressen ein, Festschriften von Körte, Milchhöfer, Furtwängler, Löschcke, Arndt und Amelung; aus Rom kam die Nachricht, daß man dort im Bibliotheksaale des Instituts eine Porträtbüste Brunn's enthüllt habe, die der Münchener Bildhauer Rümann aus einem pentelischen Marmorblock, einem Geschenk der griechischen Regierung, gemeißelt hatte. Das schönste Geschenk freilich brachte der Jubilar selber den Feiernden: den ersten Band seiner lang erwarteten, wir müssen leider sagen, zu lang erwarteten griechischen Kunstgeschichte. Es war unmöglich, das vor langen Jahren bereits Concipirte und Niedergeschriebene auf das Niveau der damaligen Forschung zu bringen, und so mußte man das Werk schon damals hinnehmen als das Zeugniß einer vergangenen Zeit; von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist aber auch das hier und in dem zweiten Band Gebotene — dieser wurde erst nach Brunn's Tode von seinem ältesten Schüler Flasch herausgegeben — ein unersetzliches Document. Man stelle es ruhig neben die

dicken Bände der Histoire de l'art ancien von Perrot und Chipiez; wer vollständige Materialsammlungen sucht, wird nur dort auf seine Rechnung kommen, aber Uebersicht, Beherrschung des Materials vergebens suchen. Wer aber von einem Geschichtswerk verlangt, daß es den Eindruck einer individuellen Auffassung und künstlerischen Composition hinterlasse, der liest auch heute noch mit Genuß in jenen Bänden der Brunn'schen Kunstgeschichte; findet er darin doch etwas, das nicht veraltet, nicht verdunkelt werden kann: das Gepräge einer selbständigen vornehmen Persönlichkeit, einer Persönlichkeit, in deren maßvoller, schönheitsfreudiger Art ein Stück edelsten Griechenthums wieder lebendig geworden war. Am Abend seiner Jubelfeier wohnte B. mit altgewohnter Heiterkeit einem Festessen bei; es war der letzte rauschende Accord, mit dem sein öffentliches Leben den Abschluß fand. Er legte selbst in längerer Rede seine Entwicklung dar, dankbar aller seiner Lehrer gedenkend, angefangen von dem Wörlitzer Cantor bis zu Welcker und Ritschl, deren Manen er den ersten Band der Kunstgeschichte gewidmet hatte, und trank auf seine Lehrer und seine Schüler.

Bis zuletzt lebte B. in der Hoffnung, die unterbrochenen Vorlesungen wieder aufnehmen zu können; als aber im Sommer 1894 zu dem alten Leiden eine Nierenentzündung hinzutrat, war seine Kraft gebrochen. Er verschied am 23. Juli. Seine irdische Hülle ist auf dem nördlichen Friedhofe in München beigesetzt, sein Grab bezeichnet mit einer Marmorstele, die der Florentiner Bildhauer Erwin Kurz mit einem ergreifend schlichten, im tiefsten Sinne wahren Reliefbildniß des Verstorbenen geschmückt hat. B. starb im 72. Lebensjahre. Was er geleistet hat, steht klar vor unseren Augen, nachdem wir die lange Reihe seiner Schriften durchmustert haben. Es ist viel, aber im Verhältniß zu der langen Lebenszeit nicht vieles. B. war ein langsamer Arbeiter: lange trug er sich mit seinen Gedanken, bis er sie niederschrieb, und dann feilte und feilte er, bis alles irgend Entbehrliche abgefallen war. Dadurch hat die Form seiner Schriften etwas Abgeklärtes, Reines, vielleicht für viele einen Mangel an Unmittelbarkeit. Aber B. schätzte vollendete Form höher als ungeläutert-individuellen Ausdruck; es lag etwas Bescheidenes darin, wie er sich hinter der Maske dieser Form verbarg; eitles Prunken mit ihrer Schönheit lag ihm ganz fern. Auch unter den Künstlern schätzte er, wie wir gesehen haben, die am höchsten, deren Eigenheit eben darin bestand, daß sie sich willig den Gesetzen der Form unterordneten, daß in ihnen, ungetrübt durch Schlacken der vergänglichen Persönlichkeit, das Walten des schaffenden Geistes in klarster Krystallisation zur Erscheinung kam; deshalb liebte er vor allen anderen Raffael und die Griechen. Rechnen wir alles in allem: B. war mehr als ein bedeutender Gelehrter. Ein durchaus eigener Geist, hat er seinen Werken, vom ersten bis zum letzten, den Stempel dieses Geistes aufgedrückt, an seinen Tugenden und Fehlern, die eben nicht zu trennen waren, festgehalten mit einer zähen Consequenz, ja, mit Hartnäckigkeit. Das köstlichste aber von allem: er war ein edler, großzügiger Mensch, den der Unbefangene lieben mußte, und zu dem die Erinnerung gerne zurückkehrt, wie zu einem Quell reiner Erquickung.

A. Flasch, Heinrich von Brunn, Gedächtnißrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1895; hrsg. von A. Furtwängler (München 1902, Verlag der königlich bairischen Akademie). — v. Szczepánski, Bonner Skizzen in den Akademischen Monatsheften. 1892 (Heft 74, wo Brunn unter dem Spitznamen „Dessauer“ geschildert wird). — O. Ribbeck, Fr. W. Ritschl, ein Beitrag zur Geschichte der Philologie. Leipzig 1879—81. — R. Kekulé,

Das Leben Fr. G. Welckers nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen. Leipzig 1880. — Br. Sauer, in der „Post“ vom 12. Aug. 1894, Nr. 219. — Nekrologe, aufgezählt bei Flasch, S. 20. — Persönliche Mittheilungen von dem jüngeren Bruder Brunn's, Geh. Regierungsrath L. Brunn in Dessau, und dem Sohne, Professor Dr. H. Brunn in München.

W. Amelung.

Buhl *): Franz Armand B., Dr. phil., hervorragender Parlamentarier, Reichsrath der Krone Baiern, Großgrundbesitzer, geboren am 2. August 1837 zu Ettlingen in Baden, † am 5. März 1896 zu Deidesheim in der Pfalz. Sein Vater war der badische und bairische Landtagsabgeordnete Franz Peter Buhl, einer der größten Weingutsbesitzer Deutschlands, der aus Ettlingen in Baden stammte (1809—1862), ein energischer Mann, der bahnbrechend auf dem Gebiete des pfälzischen und deutschen Weinbaues gewirkt hat und zugleich Fabrikbesitzer war; als Politiker hat er durch seine deutschnationalen Bestrebungen und sein treues Festhalten an den Grundsätzen der erbkaiserlichen Partei des Jahres 1849 sich einen angesehenen Namen in der Pfalz und in Baden und über die Grenzen dieser Länder hinaus gemacht. Buhl's Mutter Josephine (1813—1872) war eine Cousine seines Vaters und Schwester des bekannten Land- und Reichstagsabgeordneten Ludwig Andreas Jordan (s. o. S. 509). Der Großvater Franz Anton Christophorus Buhl (1779—1844), Kaufmann und Fabrikinhaber in Ettlingen, der mit Maria Jordan aus Deidesheim (1783—1842) vermählt war, wurde nach Verleihung der badischen Verfassung zum badischen Landtagsabgeordneten gewählt. Der Urgroßvater Franz Albert Martin Buhl (1751—1815) war Kaufmann und Bürgermeister in Ettlingen. Der Stammvater der Familie scheint Johann Christoph Buhl zu sein, der 1713 und 1714 erwähnt wird. Buhl's Vater ließ seinem Sohne Armand eine vorzügliche Erziehung und Bildung durch die trefflichsten Lehrer zu Theil werden, in Deidesheim durch den späteren protestantischen Decan Sturtz in Zweibrücken, dann vom 15. Lebensjahre an auf dem Gymnasium zu Mannheim, wo er bei Professor Baumann, einem Jugendfreund und Gesinnungsgenossen des Historikers Ludwig Häusser, wohnte. Hierauf besuchte B. die Handelsakademie in Lübeck, weil er später den großen elterlichen Besitz an Weingütern übernehmen sollte und deshalb auch vom Weinhandel das Nöthige verstehen mußte; dort schloß er mit dem späteren Reichstagsabgeordneten und Senator Dr. Karl Klügmann, der zuletzt den Staat Lübeck im Bundesrath vertrat, Freundschaft, die für das ganze Leben dauern sollte. Alsdann studirte er, um seine Ausbildung zu vollenden, hauptsächlich Naturwissenschaften an der Universität Heidelberg, wo viele politische Gesinnungsgenossen seines Vaters, die Gothaer, ihren Sitz hatten; dort wurde er auch mit A. L. Rochau, dem Herausgeber des Wochenblattes des Nationalvereins, bekannt, der im Sinne der deutschen Reichsverfassung und der erbkaiserlichen Partei von 1849 wirkte. Er hörte Vorlesungen bei Häusser, bei Robert v. Mohl, dem Mathematiker Hesse, dem Chemiker Bunsen, dem Physiker Kirchhoff und schloß seine Studien ab mit der Promotion zum Doctor der Philosophie. Die Eindrücke, die B. in Heidelberg empfing, haben für sein ganzes Leben bestimmend auf ihn eingewirkt. Nachdem er noch einige größere Reisen gemacht hatte, starb sein Vater und so mußte er nach Deidesheim zurückkehren, wo er seit 1863 dauernd seinen Wohnsitz nahm und als ältester Sohn an die Spitze der bereits berühmt gewordenen Firma F. P. Buhl trat. 1865 vermählte er sich mit der Schwester Julie des späteren, 1909 verstorbenen

*) Zu Bd. XLVII, S. 339.

Reichtagsabgeordneten Wilhelm Schellhorn-Wallbillig, mit der er sehr glücklich lebte. 1867 ward ihm ein Sohn Franz geboren, der seit 1907 bairischer Landtagsabgeordneter ist. Brüder hatte B. zwei, den 1841 geborenen Eugen in Deidesheim, seit 1875 Landtagsabgeordneter, seit 1896 Reichsrath der Krone Baiern, und den 1848 geborenen Heinrich, der bis 1907 Professor der Rechte in Heidelberg war und am 4. Februar 1907 zu Luxor in Aegypten gestorben ist.

B. war in seinem Berufe unermüdlich thätig und gar bald nahm er auch am politischen Leben theil; hatte er doch das Beispiel seines Vaters vor Augen, der den Sohn schon früh in die Politik eingeführt und dessen Auftreten in öffentlichen Versammlungen veranlaßt hatte. B. besaß einen Sprachfehler, doch diesen überwand er bald mit eisernem Fleiß und festem Willen. Die damalige Zeit bot für B. viele Gelegenheit zum öffentlichen Auftreten. Nachdem schon 1863 die schleswig-holsteinische Sache das ganze deutsche Volk in seinem Innersten erregt hatte, erweckten die Ereignisse des Jahres 1866 große Besorgnisse in der Pfalz; besonders fürchtete man, Frankreich werde von der Pfalz Besitz ergreifen, man weiß ja, daß Napoleon III. von dem siegreichen Preußen die Abtretung des ganzen linken Rheinufers bis Coblenz verlangte. Zur Abwendung der französischen Gefahr gründete B. mit seinem Freunde Fritz Eckel in Deidesheim und anderen deutschgesinnten Männern aus der Pfalz, Rheinhessen und Rheinpreußen den „Verein zur Wahrung der Interessen des linken Rheinufers“. Damals sprach B. in Saarbrücken, Bingerbrück und an anderen Orten. Die Gefahr ging so schnell und glücklich vorüber, wie man es nicht erwartet hatte. Die Pfalz blieb deutsch. Seitdem war B. ein Verehrer und Anhänger Bismarck's, der seinerseits auch später unseren B. schätzen lernte und den Todten ehrte, indem er ihn seinen „politischen Mitkämpfer und persönlichen Freund“ nannte. Doch die Dinge standen erst am Anfang ihrer Entwicklung. Die patriotischen süddeutschen Männer wünschten den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Nordbund. 1867 wurde zunächst das deutsche Zollparlament geschaffen, die erste allgemeine deutsche Volksvertretung, und der Oheim Buhl's, L. A. Jordan in Deidesheim, wurde als Vertreter des Wahlkreises Landau-Neustadt ins Zollparlament gewählt. Allein damit war man in der Pfalz noch lange nicht zufrieden, man wollte ein Vollparlament und den Zusammenschluß aller deutschen Staaten zu einem mächtigen Reiche. Dieses Ziel sollte eher erreicht werden, als man ahnte. Frankreich erklärte an Preußen den Krieg und die 1866 so glücklich von der Pfalz abgewendete Gefahr erhob sich nochmals riesengroß. Doch sie ward für immer abgewandt und die Pfalz noch überdies mit einem schützenden Vorland umgeben. Darüber war B. hoch erfreut; er war während des ganzen Krieges 1870/71, den sein Bruder Eugen als bairischer Cavallerieofficier mitmachte, unermüdlich in deutsch-nationalem Sinne thätig gewesen. Ueber ihm schwebte noch eine persönliche Gefahr: als hervorragender pfälzischer Patriot war er von der französischen Regierung zur Deportation nach Cayenne bestimmt, wenn den Franzosen die Besetzung der Pfalz gelang.

Zum Dank für seine patriotische Thätigkeit wählte ihn, den erst 33jährigen, der pfälzische Wahlkreis Homburg-Kusel 1871 in den ersten Deutschen Reichstag, dem er für denselben Wahlkreis 22 Jahre ununterbrochen bis 1893 angehörte. Hier eröffnete sich für B. ein weites Feld der Thätigkeit; an dem inneren Ausbau des Deutschen Reiches hat er als Mitglied der damals größten und ausschlaggebenden Partei, der nationalliberalen, in hervorragendster Weise mitgewirkt, und selbst erster Vicepräsident der hohen Körperschaft ist er drei Jahre, von 1887—1890, gewesen. Auf dem Gebiete des

deutschen Weinbaues war er der beste Kenner und die erste Autorität. Die Reblausgefahr war ungeheuer, es handelte sich um den Werth von vielen Millionen. Da war es der sachkundige B., der unermüdlich mahnte und warnte, und seinem festen und zielbewußten Streben war es zu danken, daß am 11. Februar 1873 die kaiserliche Verordnung, betr. den Rebverkehr, erschien, welche die Einfuhr von Reben und Rebtheilen und das Verpflanzen derselben verbot. Eine andere ergänzende Verordnung folgte 1875. An den Reblaus-Untersuchungen betheiligte er sich als staatlicher Aufsichtscommissär mit der größten Umsicht und Ausdauer, er war ständiges Mitglied der Reichsconferenzen in Reblausangelegenheiten in Erfurt, Wiesbaden und anderen Orten. 1881 entdeckte man einen großen Reblausherd im Ahrthale und 1884 einen noch größeren in Linz a. Rh., da griff er persönlich energisch mit ein. 1881 beantragte er die Erhebung eines Zolles auf die Einfuhr ausländischer Trauben, 1883 erschien hauptsächlich auf seine Veranlassung hin das überaus wichtige Gesetz vom 3. Juli, dem es zu danken ist, daß die deutschen Weinberge im Kampfe gegen die Reblaus nicht unterlagen. An dem Weingesetze von 1892 war er der thätigste Mitarbeiter und Referent über dasselbe in der Commission, da er die besten Detailkenntnisse besaß; durch dieses Gesetz wurden wenigstens die ärgsten Weinverfälschungen hintangehalten. An dem Zustandekommen des Branntweingesetzes war er mitbetheiligt, sowie an der Gewerbegesetzgebung, durch die 1890 die Gewerbegerichte in Deutschland eingeführt wurden. In volks- und landwirthschaftlichen Dingen galt er im Reichstage als Autorität, auch war er viele Jahre bis zu seinem Ausscheiden 1893 Referent für den Militäretat. Das Reichs-Militär-Pensionsgesetz vom 27. Juni 1871 bestimmte, daß alle Feldzugstheilnehmer von 1870/71, die wegen innerer Dienstbeschädigung infolge der Strapazen des Feldzuges invalid geworden waren, ihre Pensionsansprüche bis längstens 1875 geltend zu machen hatten. Allein schon bald nach diesem Termine stellte es sich heraus, daß viele Kriegstheilnehmer an Leiden erkrankten, die ohne Zweifel vom Feldzuge herrührten; gegen diese unverschuldete Noth der mittellosen Veteranen mußte dringend Abhülfe geschaffen werden; aber wenn auch der Reichstag sehr geneigt zur Abänderung des Gesetzes sich zeigte, der bedächtige Bundesrath mußte auch zustimmen, und diesen zu gewinnen gelang endlich B., und so erschien denn am 2. Juli 1884 die wichtige kaiserl. Cabinetsordre, derzufolge die durch innere Dienstbeschädigungen invalide gewordenen Kriegstheilnehmer aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds Gnadenbewilligungen erhielten. Am großartigsten aber war die Mitwirkung Buhl's an der deutschen socialen Gesetzgebung, welche durch die kaiserliche Botschaft an den Reichstag vom 17. November 1881 inaugurirt wurde. B. besaß als Theilhaber an vielen industriellen Unternehmungen die eingehendsten Detailkenntnisse, er gehörte allen Reichstagscommissionen an, in denen die Gesetze vorbereitet wurden; diese wurden im einzelnen fast durchaus nach seinen überzeugenden gründlichen Darlegungen gestaltet und tragen den Stempel seines Geistes. 1883 kam das Krankenversicherungsgesetz zu Stande, 1884 das Unfallversicherungsgesetz und 1889 das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Nehmen jetzt alle Staaten der Welt die deutsche Socialgesetzgebung zum Vorbilde, so gebührt ein erheblicher Antheil an diesem Ruhme auch unserem B.

Unter dem Reichskanzler Caprivi (1890—1894) liefen die meisten mit den europäischen Staaten abgeschlossenen Handelsverträge ab und mußten erneuert werden. Caprivi glaubte den Verbündeten Deutschlands, Oesterreich und Italien, sowie auch Rußland aus politischen Erwägungen entgegenkommen zu müssen und verlangte die Herabsetzung der Getreide- und Weinzölle, wo-

gegen die Industrie manche Vortheile eintauschte. Die Gesetzesvorschläge Caprivi's wurden vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen und auch B. stimmte für dieselben, wenn auch mit schwerem Herzen, aber in seinem Wahlkreise Homburg-Kusel, der überwiegend agrarisch ist, war ein Theil seiner Wähler mit seiner Abstimmung nicht zufrieden, und auf einer Versammlung in Landstuhl erklärte man sich scharf gegen ihn. Als 1893 sein Reichstagsmandat abgelaufen war, bot man ihm dasselbe wieder an, aber B. verlangte, daß man ihm freie Hand lasse, für den deutsch-russischen Handelsvertrag zu stimmen, über den der neue Reichstag zu beschließen hatte. Da man ihm hierin nicht entgegenkam, so verdroß ihn dies; er erklärte, kein Mandat mehr anzunehmen und schlug den Wählern seinen Freund Prof. Dr. Marquardsen vor, der auch gewählt wurde. Damit schied B. aus dem Reichstage aus, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern er mehr als zwei Jahrzehnte gehört und in denen er so viel zum Wohle des Ganzen gewirkt hatte.

Neben seiner Thätigkeit im Reichstage entfaltete er eine staunenerregende Wirksamkeit fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Nichts von Bedeutung wurde in der Pfalz seit 1870 unternommen, an dem er sich nicht betheiligt hätte. So war er von 1877—1885 Mitglied des pfälzischen Landrathes, von 1882—1885 Präsident desselben, welche Function er vorzüglich versah, bis er am 23. October 1885 durch das Vertrauen des Königs Ludwig II. zum lebenslänglichen Reichsrath der Krone Baiern ernannt wurde, wodurch er gesetzlich aus der pfälzischen Kreisvertretung ausscheiden mußte. Als Reichsrath machte er sich nicht minder verdient wie in allen seinen Ehrenämtern, noch zuletzt (1895) war er Referent in Sachen der progressiven Einkommensteuer, gegen die er sich zunächst erklärte, weil er die Zeit dazu noch nicht für gekommen erachtete. Der bairische Thronfolger Prinz Ludwig ehrte den Reichsrathscollegen, indem er 1894 zwei Tage sein Gast in Deidesheim war; auch der Prinz-Regent Luitpold von Baiern besuchte ihn zwei Mal, 1888 und 1894, in seinem Hause. Jahre lang war B. Mitglied der pfälzischen Handels- und Gewerbekammer in Ludwigshafen a. Rh., Vorstand des Gremiums für Handel und Gewerbe für den Bezirk Neustadt-Dürkheim a. H., Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirksausschusses Neustadt-Dürkheim, Mitglied des landwirthschaftlichen Kreisausschusses der Pfalz und Vertreter dieses Ausschusses im bairischen Landwirthschaftsrath, Mitglied des deutschen Landwirthschaftsrathes, Mitglied des Districtsrathes Neustadt-Dürkheim. 33 Jahre war er Mitglied des Aufsichtsrathes der Kammgarnspinnerei Kaiserslautern, deren Mitbegründer er war; an der Gründung der großen Baumwollspinnerei Lampertsmühle und der Düngerfabrik Kaiserslautern war er mitbetheiligt. Das pfälzische Gewerbemuseum in Kaiserslautern förderte er auf alle Weise, die pfälzische Hypothekenbank (Institut für Bodencredit) in Ludwigshafen am Rhein half er mitbegründen und war Mitglied des Aufsichtsraths derselben als hervorragender Kenner der pfälzischen volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Mit dem Verbande der pfälzischen Gewerbevereine unterhielt er Beziehungen wie mit der Berufsgenossenschaft der Pfalz, mit der deutschen Genossenschaftsbank in Frankfurt a. M., mit den Farbwerken in Höchst a. M., mit der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin u. s. w.

Am hervorragendsten war seine Thätigkeit auf dem Gebiete des deutschen Weinbaues und Weinhandels. Er war Mitbegründer des deutschen Weinbauvereins 1874 und wurde sofort als dessen erster Vicepräsident gewählt. Von 1879—1891 war er geschäftsführender Präsident des Vereins, nachdem sein Freund Prof. Dr. Blankenhorn wegen Krankheit den Vorsitz niedergelegt hatte. Er leitete die deutschen Weinbaucongresse in Kreuznach 1876, Koblenz 1879,

Heilbronn 1881, Dürkheim 1882, Mannheim 1883, Geisenheim 1884, Colmar 1885, Rüdesheim 1886, Freiburg i. B. 1887, Trier 1889, Worms 1890. Auf den Congressen theilte er seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Weinbaues und der Weinbehandlung mit und machte dadurch diese Congresse für die Fachgenossen äußerst interessant. Gegen die Reblausgefahr stand er beständig auf der Warte und richtete als Aufsichtscommissär fliegende Untersuchungscolonnen ein. Als in Sausenheim der erste Reblausherd in der Pfalz entdeckt wurde, erkannte er sofort die ungeheure Gefahr für den pfälzischen Weinbau und war dort unermüdlich thätig; mit Halbheiten, von denen er überhaupt kein Freund war, war da nichts gethan; es gelang, den Herd zu ersticken und die Weiterverbreitung der Reblaus in der Pfalz zunächst zu verhindern, doch soll er durch die Aufopferung seiner Person den Grund zu dem Leiden gelegt haben, das im folgenden Jahre seinen Tod herbeiführte. Er studirte die Wurzel- und Laubkrankheiten und kämpfte gegen die Einführung von Wurzelreben und Setzlingen aus Frankreich. Der deutschen Schaumweinfabrikation war er nicht entgegen, obwohl sie den feinen deutschen Weinen, insbesondere auch dem Deidesheimer, Concurrenz machte, weil er in ihrer Zunahme eine Mehrung des Nationalwohlstands erkannte. Unablässig war er für Ehre und Ansehen des pfälzischen und deutschen Weinbaues und Weinhandels bemüht; nur reiner Wein sollte dem Publicum dargeboten werden. 1891 legte er das Präsidium des deutschen Weinbauvereins nieder, weil er im Reichstage bei der bevorstehenden Berathung des Weingesetzes vollständig unabhängig nach allen Seiten dastehen wollte.

B. war ein schöner, stattlicher, mehr als mittelgroßer Mann von kräftigem Körperbau, der ein hohes Alter hätte erreichen können, wenn er seine Kräfte seinem höheren Alter entsprechend mehr geschont hätte. Er war ein Freund der Jagd, die ihn auf einige Stunden aus seiner anstrengenden gewohnten Beschäftigung herausriß. Sein Charakter war von unantastbarer Reinheit und Lauterkeit, er hatte ein goldenes Herz, seinen Mitmenschen zu helfen war ihm größte Freude. Von seinem großen Reichthum machte er den allerbesten Gebrauch, jährlich spendete er Tausende für Zwecke der Wohlthätigkeit, auch das Gotteshaus bedachte er mit reichen Gaben. Seine Arbeiter hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihm. Als Redner erzielte er stets die größte Wirkung, sei es, daß er im Reichstage oder in den Commissionen sprach oder in Vereins- oder Volksversammlungen auftrat. Er hatte keinen persönlichen Feind, sondern war beliebt bei Parteifreunden wie bei politischen Gegnern. Am „Culturkampf“ nahm er nicht theil. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Abgesehen von seiner Berufung in die ersten gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und Baierns war ihm die Erhebung in den Adelstand angeboten, die er aber ablehnte; es genügte dem fürstlichen Manne, wie ihn die Neustadter Bürger-Zeitung nannte, ein Vertreter des deutschen Bürgerthums zu sein, doch nahm er verschiedene Orden an, auch zum Commerzienrath wurde er ernannt, als dieser Titel in Baiern verliehen wurde. Mitte Februar 1896 wurde B. von der tückischen Influenza befallen. Am 5. März schied er infolge Lungenlähmung schmerzlos aus seinem inhaltreichen Leben. Prinz-Regent Luitpold und Prinz Ludwig von Baiern, der Großherzog von Baden, Fürst Bismarck, der Deutsche Reichstag, die bairische Reichsrathskammer, die zweite badische Kammer gaben ihrer Theilnahme in Telegrammen an die Wittwe Ausdruck. Das Leichenbegängniß am 7. März 1896 gestaltete sich zu einer großartigen Trauerkundgebung. Der „Beobachter“ nannte ihn den „größten Pfälzer“ und der Bürgermeister der Stadt Deides-

heim Dr. Siben beklagte am Grabe den Verlust des „größten und besten Bürgers“.

Nachruf von Prof. Dr. v. Marquardsen in Erlangen, Biographisches Jahrbuch von Dr. A. Bettelheim 1897, I, S. 49—53* und S. 220. — Die „Zeitbilder“ in Kaiserslautern von 1896, Nr. 8. — Das „Bayerland“ in München von 1896, Nr. 33. — Die Wochenschrift „Weinbau und Weinhandel“ in Mainz vom 14. März 1896, Nr. 11. — Der „Weinmarkt“ in Trier von 1896. — Das Pfälzische Memorabile von Pfarrer Schiller in Westheim, 1878, VII, S. 83. — Mittheilungen des Reichsrathes Dr. Eugen v. Buhl in Deidesheim und der Frau Major Johanna v. Landwüst geb. Buhl in Ettlingen. J. J. H. Schmitt.

Clausius*): Rudolf Julius Emanuel C. wurde am 2. Januar 1822 in Köslin in Pommern geboren als eines der jüngeren von achtzehn Kindern des Regierungsschulrathes Clausius dortselbst. Seine Erziehung erhielt er in der Privatschule seines Vaters in Uckermünde, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, um eine Ruhestelle als Pfarrer und Superintendent zu übernehmen. Die beiden letzten Gymnasialjahre verbrachte Rudolf C. auf dem Gymnasium zu Stettin. Schon hier zeichnete er sich in Mathematik und Physik aus, und er wurde, sowohl was seine Begabung wie seine hervorragenden Charaktereigenschaften anbetraf, von seinen Lehrern richtig gewürdigt. 1840 bezog er die Universität Berlin. Anfangs schwankend in der Wahl seines Studiums, da ihn die historischen Vorlesungen Ranke's sehr fesselten, gewann doch die Neigung für Mathematik und Naturwissenschaft die Oberhand. Er hörte die Vorlesungen von Dirksen, Ohm, Dirichlet, Steiner, Dove und Magnus. Schon vor Beendigung des Studiums übernahm er 1843 eine Hauslehrerstelle in Berlin, um dem Vater die Unterstützung der jüngeren Geschwister zu erleichtern; von 1844—1850 wirkte er dann als Lehrer der Physik am Friedrich Werder'schen Gymnasium in Berlin. In dieser Zeit entstanden seine ersten Publicationen; auch faßte er damals die Ideen zu seinen hervorragendsten Arbeiten. 1847 promovirte er in Halle. Im Jahre 1850 erhielt C. die Stelle als Physiklehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin und konnte sich so noch besser der wissenschaftlichen Thätigkeit widmen; auch habilitirte er sich im selben Jahre an der Universität. 1855 folgte er einem Rufe an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, wo er zwölf Jahre lang, seit 1857 zugleich an der dortigen Universität, segensreich wirkte. Er vermählte sich 1859 mit Adelheid Rimpau, eine Ehe, der sechs Kinder entsprossen. Nachdem er mehrere Anerbieten an andere technische Hochschulen ausgeschlagen hatte, folgte er 1867 einem Rufe an die Universität Würzburg, die er jedoch schon 1869 mit einer Universität seines engeren Vaterlandes, und zwar mit Bonn vertauschte. Hier wirkte er bis zu seinem Lebensende 1888; alle weiteren, zum Theil sehr verlockenden Anerbietungen schlug er aus. Seine Pflichten als Staatsbürger nie über der Wissenschaft vergessend, nahm C. am Feldzug 1870 als Führer eines Nothhelfercorps Bonner Studenten theil. Auf dem Schlachtfelde von Gravelotte am Knie verwundet, hatte er an den Folgen der Verletzung dauernd zu leiden. Seine Gattin wurde ihm 1875 durch den Tod entrissen; um so rührender widmete er sich sodann seinen Pflichten als Familienvater. 1886 vermählte er sich zum zweiten Male mit Sophie Sack, doch erkrankte er 1888 an einer perniciösen Anämie und erlag derselben sanft und schmerzlos am 24. August desselben Jahres. So lange es ging, hielt er an seinen Docentenpflichten fest und war

*) Zu Bd. XLVII, S. 500.

bis zu seinem Ende mit der Herausgabe der neuen Auflage seiner „Mechanischen Wärmetheorie“ beschäftigt. C. war Mitglied der angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften Europas. Persönlich war er das Muster eines deutschen Gelehrten von schlichter Gediegenheit des Wesens und natürlicher Wärme der Gesinnung. So einfach, äußerlich betrachtet, sein Leben verlief, so bedeutend sind seine Leistungen.

Seine erste Arbeit erschien 1847 und behandelte die Lichtzerstreuung in der Atmosphäre und die Intensität des reflectirten Sonnenlichts. Dies war auch das Thema seiner Inauguraldissertation. C. griff hier eine wichtige, sich einem Jedem aufdrängende Frage, die nach den Ursachen der Himmelsbläue und der Morgen- und Abendröthe, zum ersten Male systematisch und in vollem Umfange an. Zunächst zeigte er — und das ist auch jetzt noch die herrschende Ansicht —, daß es sich um in der Luft befindliche freie Theilchen als Ursache handeln müsse. Kamen nun die Erscheinungen allein durch die gewöhnliche Reflexion und Brechung zu Stande, etwa wie der Regenbogen, so bewies er weiter, sich mit den Methoden der theoretischen Optik wohl vertraut zeigend, daß es sich weder um feste undurchsichtige Theilchen, noch um compakte Wassertröpfchen handeln konnte. Das Ganze mußte ein Phänomen sehr dünner Blättchen sein, da diese das Blau stärker als Roth reflectiren. Da nun solche planparallelen Blättchen in der Atmosphäre nicht gut vorgestellt werden konnten, so nahm er sie als zu Bläschen gekrümmt an — glaubte doch z. B. de Saussure, solche hohlen Nebelbläschen wirklich beobachtet zu haben. Nur einige Bläschen im Glanz eines Lichtstrahls genügten übrigens, um die Farbe des klaren Himmels zu erklären. Hieraus ergab sich denn befriedigend die Farben- und Intensitätsvertheilung des Himmelslichts. Es war begreiflich, daß diese eigenartige Theorie vielfach angegriffen wurde, C. konnte sie jedoch stets erfolgreich gegen alle Einwände vertheidigen. Als jedoch nach etwa neunzehn Jahren Erscheinungen bekannt wurden, wonach äußerst feine in Luft suspendirte undurchsichtige Partikeln durch das Phänomen der Beugung dieselben Erscheinungen hervorriefen, da hat er bereitwillig die Gleichberechtigung einer hierauf beruhenden Theorie anerkannt. Hatte er doch in bewußter Weise diejenigen Erklärungsmöglichkeiten aus dem Rahmen seiner Theorie weggelassen, die nicht auf gewöhnlicher Brechung und Reflexion beruhen. Die neuere Anschauung von der Himmelsbläue, von Lord Rayleigh entwickelt, beruht in der That auf dem Phänomen der Beugung und zwar an den Lufttheilchen selbst; C. aber bleibt das Verdienst, die Frage des Himmelslichtes überhaupt zum ersten Male systematisch in Angriff genommen zu haben.

Auch über die Elasticitätslehre veröffentlichte er in jener Zeit eine bemerkenswerthe Arbeit; wirklich aufmerksam wurde man jedoch auf ihn erst durch die im Februar 1850 der Berliner Akademie vorgelegte Abhandlung: „Ueber die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärme selbst ableiten lassen“. Damit betreten wir das Gebiet, auf dem, wie man ruhig sagen kann, Clausius' unsterbliche Verdienste liegen.

Betrachten wir zunächst den Stand der Wärmelehre zu jener Zeit. Die Anschauung, daß Wärme ein Stoff, ein Fluidum sei, machte damals wenigstens bei einem Theil der hervorragendsten Köpfe der Anschauung Platz, Wärme als eine Energieform anzusehen. Im J. 1842 hatte J. R. Mayer in einer zunächst wenig beachteten Schrift diese neue Lehre aufgestellt und das mechanische Aequivalent der Wärme zu bestimmen gelehrt, Joule verfolgte in England seit 1843 die gleichen Anschauungen, und 1847 fand die Anschauung eine classische Darstellung in Helmholtz' Erhaltung der Kraft. Dennoch standen

der allgemeinen Anerkennung des Satzes von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit gewichtige Gründe entgegen. Es war dies die durchaus auf dem alten Boden der Fluidumlehre stehende Theorie von Carnot (Réflexions sur la force motrice du feu et sur les machines propres à développer cette puissance, 1824), welche damals noch dauernd die schönsten Ergebnisse für die Wissenschaft zeitigte und daher nicht gut verlassen werden konnte. Carnot setzt das Wärmefluidum, das er noch annahm, in einem hochtemperirten Körper mit einer Flüssigkeit in einem hochgelegenen Behälter in Parallele, den Wärmestoff in einem niedrigtemperirten Körper mit einer Flüssigkeit in einem niedriggelegenen Behälter. Durch Uebergang des Fluidums zum Körper von tieferer Temperatur konnte daher ganz entsprechend den Gesetzen der potentiellen Energie einer Flüssigkeit — nur daß der Temperaturunterschied an Stelle des Höhenunterschiedes trat — Arbeit gewonnen werden, und zwar ohne Verlust an Wärmestoff. Aus dieser Vorstellung hatte Clapeyron seine berühmte Gleichung der Verdampfungswärme ableiten können; William Thomson erhielt nach derselben Methode noch 1849 die Veränderlichkeit des Schmelzpunktes von Wasser mit dem Druck und konnte so die Theorie von Carnot an den Versuchen seines Bruders James glänzend bestätigen. So hielt dieser berühmte englische Physiker noch 1849 an der Fluidumtheorie der Wärme fest, bezeichnete es jedoch als eine der verwickeltsten, nur durch neue Experimente zu lösenden Aufgaben der Zukunft, die neue Anschauung der Aequivalenz von Wärme und Arbeit, deren Werth ihm natürlich nicht entging, mit den Ergebnissen der Carnot'schen Theorie in Einklang zu bringen.

Hier griff nun C. 1850 ein und löste ohne neue Experimente durch Aufstellung eines zweiten Wärmesatzes das vorhandene Problem, und es gelang ihm in der That, das Wesentliche der Carnot'schen Theorie in die neue Auffassung von der Wärme herüber zu retten.

Suchen wir diese erste Hauptleistung von C. zu verstehen, so sei voraus bemerkt, daß es sich dabei nur um einen Theil des Zieles handelte, das er verfolgte. Von vornherein ging C. auf die Ausbildung einer anschaulichen Vorstellung vom Wesen der Wärme aus. Doch stellte er Veröffentlichungen hierüber noch bis 1857 vor der strengen Einbeziehung des Carnot'schen Satzes in die neue Wärmelehre zurück, wandte sich also zuerst einer Aufgabe zu, bei der alle hypothetischen Vorstellungen ausgeschlossen werden konnten, ein Gebiet, das man jetzt als reine Thermodynamik bezeichnet.

Das Carnot'sche Problem war eine Aufgabe der Praxis, und zwar der Theorie der Dampfmaschine entsprungen. Jede „Maschine" ist eine Vorrichtung, die behufs Arbeitsleistung oder Arbeitsgewinnung irgendwelche Veränderungen der Anordnung ihrer Theile so durchläuft, daß sie immer wieder zu der Ausgangsanordnung zurückkehrt. Die Thätigkeit einer Maschine besteht daher aus einer Summe hinter einander folgender „Kreisprocesse". Für Wärmemaschinen hatte nun Carnot einen eigenen Kreisproceß erdacht, welcher die maximale Arbeit lieferte, die man bei gegebenen Temperaturverhältnissen erhalten kann, und mit Hülfe seiner Fluidumvorstellung leitete er für seinen Kreisproceß in einfacher Weise ein Gesetz ab, das wir in folgende Sätze zerlegen können: 1. Es gehört ein Wärmegefälle dazu, um bei einem Kreisprocesse einer Wärmemaschine überhaupt Arbeit gewinnen (etwa potentielle Energie schaffen) zu können; 2. die Arbeit, die man bei seinem Kreisprocesse erhält, ist direct proportional der Temperaturdifferenz, mit der gearbeitet wird, und ferner proportional der Wärmemenge, die hierbei von dem Behälter hoher Temperatur zu dem niederer überfließt. Indem C. in seiner

oben genannten Arbeit diesen Kreisproceß zunächst ins Unendlichkleine übertrug und ihn so den Methoden der theoretischen Physik bequem zugänglich machte, konnte er in der That auch bei Voraussetzung des Mayer-Helmholtz-schen Satzes der Aequivalenz von Wärme und Arbeit ein dem Carnot'schen analoges Gesetz ableiten, sofern er nur noch einen zweiten, neuen Grundsatz hinzuzog: Wärme kann nie von selbst von einem kälteren zu einem wärmeren Körper übergehen. Dies besagt: Wärme kann sich wohl allein von einem warmen zu einem kalten Körper ausgleichen (wie bei der gewöhnlichen Wärmeleitung), bei jeder Uebertragung im umgekehrten Sinne muß aber stets eine Arbeit geleistet werden, d. h. es geht irgendwo eine vorhandene potentielle Energie verloren, es tritt — außer dem Wärmeübergang selbst — noch eine bleibende Veränderung in der Natur ein. Mit Zuhülfenahme dieses wohl annehmbaren Grundsatzes, des sogenannten zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie, gelang es C. zunächst die folgende, von der Carnot-schen nur wenig verschiedene Beziehung abzuleiten: beim Carnot'schen Kreisproceß ist die gewonnene Arbeit der Temperaturdifferenz und ferner der übertragenen Wärmemenge — letzterer aber nur, soweit sie nicht in Arbeit verwandelt ist — proportional. Aus dieser Beziehung ließen sich nun in der That alle jene Resultate der Theorie Carnot's wiederfinden, welche dieser aus der Abnahme der potentiellen Energie einer Wärmeflüssigkeit abgeleitet hat. Einer der ersten, welche sich der neuen Theorie anschlossen, war William Thomson. Eine Reihe der fruchtbarsten Anwendungen folgte, woran sich neben C. besonders dieser englische Physiker betheiligte. Es sei auch erwähnt, daß neben C. der Engländer Rankine ähnliche Ideen verfolgte, jedoch nicht annähernd die Klarheit von C. erreichte.

In der aus dem Carnot'schen Kreisproceß durch C. abgeleiteten Proportionalität blieb nun noch zunächst ein Factor unbestimmt, der selbst eine Function der Temperatur sein konnte. Allerdings gelang es C. schon in seiner ersten Arbeit, denselben auszuwerthen, indem er den Kreisproceß auch auf ein ideales Gas anwandte, für das gewisse Vereinfachungen gelten. Trotzdem schien eine Vertiefung und Verallgemeinerung der Ableitung erwünscht. Diese leistete er im J. 1854 in der Abhandlung: „Ueber eine veränderte Form des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie." In dieser Arbeit zeigt sich C. als Meister einer Begriffsphysik von gänzlich neuen und fruchtbaren Methoden. Obwohl bei dem Carnot'schen Proceß nach jedesmaligem Ablauf eine Veränderung in der Natur insofern übrig bleibt, als nämlich Arbeit gewonnen und Wärme auf tiefere Temperatur übertragen wird und umgekehrt, fragte sich jetzt C.: Können wir jeder dieser einzelnen Veränderungen einen Verwandlungswerth so zuschreiben, daß die Summe der beim Kreisproceß eingetretenen „Verwandlungen" Null ergibt? Durch einen neu erdachten complicirten Kreisproceß, der mit drei Temperaturen arbeitet, fand er in der That eine Function, deren Aenderung bei jedem umkehrbar geleiteten Kreisproceß wieder den alten Werth annimmt, daher die Verwandlungswerthe in dem geforderten Sinne darstellt. (Umkehrbare Vorgänge sind solche, die unter größtmöglicher Arbeitsgewinnung und kleinstmöglichem Arbeitsaufwande vor sich gehen, die daher eigentlich unendlich langsam stattfinden und nur eine Aufeinanderfolge von Gleichgewichtszuständen sind. Dieser ideale Grenzfall ist auch im Carnot'schen Kreisproceß stets angenommen.) Führen wir eine neue „absolute" Temperatur ein, indem wir die gewöhnliche statt vom Schmelzpunkt des Eises von —273° Celsius an rechnen, so zeigte C.: die aufgenommene Wärmemenge dividirt durch die hierbei herrschende absolute Temperatur ist der Verwandlungswerth eines Vorganges oder, mit

einem späteren Ausdrucke von C., die Entropieänderung des Systems. Es ergab sich weiter: bei einem nichtumkehrbaren Kreisprocesse — und alle wirklichen Kreisprocesse sind ja nicht umkehrbare, da sie mit endlicher Geschwindigkeit vor sich gehen — hat die Entropie am Schluß stets zugenommen. Bei einem umkehrbar geleiteten Theil eines Kreisprocesses kann die Entropie je nach dem Sinne des Processes natürlich zu- oder abgenommen haben, sie verhält sich ja ganz etwa wie ein Energieinhalt. Beziehen wir nun aber in den Begriff der „Maschine“ alle Körper der Umgebung mit ein, soweit sie am Wärmeaustausch theilnehmen, so fällt naturgemäß jede Wärmeabgabe und Wärmeaufnahme nach „außen“ fort, das System wird ein sogenanntes adiabatisches. Gehen also innerhalb des neuen Systems umkehrbar geleitete Vorgänge vor, so ergibt sich: die Entropie bleibt bei beliebigen umkehrbaren Processen in einem adiabatischen System constant, da die hierbei aufgenommene und abgegebene Wärmemenge stets Null ist. Waren die Vorgänge im System jedoch nicht umkehrbare, wie es ja stets der Fall ist, so nimmt die Entropie desselben stets zu. Das letzte Ergebniß erweiterte nun William Thomson in interessanter Weise auf das gesammte Weltall, das wir ja auch als ein adiabatisches System auffassen können, da es von außen weder Wärme erhalten noch nach außen abgeben kann. Er stellte den Satz auf: Die Entropie des Weltalls nimmt zu. Es schien somit eine bestimmte Tendenz in dem Weltgeschehen aufgefunden, zum ersten Male wohl auf physikalischer Grundlage.

Obwohl also die Ueberlegung C. zu den weittragendsten Folgerungen führte, so vernachlässigte er doch nie die Bedürfnisse der Praktiker. Im J. 1856 gab er die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf die Dampfmaschine und legte damit die Grundlage zur modernen technischen Thermodynamik. Namentlich die Frage der specifischen Wärme der Dämpfe, von der er zeigte, daß sie sowohl positiv wie negativ sein kann, klärte er unabhängig von Rankine und in weiter gehendem Maße auf. 1865 erfolgte noch eine neue Darstellung der Hauptsätze der Thermodynamik in mathematisch veränderter, zur Anwendung besonders geeigneter Form.

Im J. 1857, nachdem C. schon nach Zürich übergesiedelt war, begann die zweite Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und zwar erschienen seine Publicationen über die Vorstellungen, die ihm den Ausgangspunkt zur Beschäftigung mit der Wärmelehre gegeben hatten, d. h. über die sogenannte kinetische Gastheorie. Die äußere Veranlassung war eine im J. 1856 erschienene Abhandlung von Krönig über die Erklärung des Gasdruckes aus der Molekularbewegung, die sich im wesentlichen mit den bisher unveröffentlichten Resultaten von C. deckte, ohne sie aber zu erreichen. So wollte auch C. nicht mehr länger mit denselben zurückhalten. Uebrigens haben C. sowohl wie Krönig, wie sich später zeigte und wohl verständlich ist, mehr oder weniger unvollkommen schon ihre Vorgänger gehabt. Das thut seinem Verdienste natürlich keinen Abbruch. In seiner ersten Abhandlung, betitelt „Ueber die Art der Bewegung, welche wir Wärme nennen“ (Poggendorff's Annalen 1857) steht im Mittelpunkte die Erklärung der Expansivkraft eines Gases. Die Moleküle eines solchen bewegen sich nach C. im wesentlichen unabhängig von einander, daher gradlinig. Die Wege erleiden aber auf zwei Arten Unterbrechungen und Richtungsänderungen: einerseits im Innern des Gases. Nähert sich ein Molekül beträchtlich einem zweiten, so treten gegenseitige Kräfte auf, zunächst Anziehungskräfte, welche die Centren der Moleküle noch näher aneinanderbringen; da sich dieselben aber nicht durchdringen können, so stoßen sie sich von einer gewissen Entfernung an wieder ab. Die ganze Wirkung wird in erster Annäherung durch den Stoß

zweier elastischer Kugeln ersetzt. Sodann treten noch Richtungsänderungen der Moleküle an dem Rande des Gases, d. h. an den Wänden auf. Jedes Molekül, welches, da keine Energie im ganzen verloren geht, im Mittel nach den Gesetzen des elastischen Stoßes an der Wand reflectirt werden muß, übt hierdurch eine kleine Druckkraft auf diese aus. Die Summe aller dieser äußerst zahlreichen Druckkräfte ergibt die Expansivkraft des Gases, welcher im Gleichgewicht der gleich große äußere Druck gegenübersteht. Die Berechnung der Stoßzahl auf die Wand läßt sich bei hinreichender Verdünnung des Gases verhältnißmäßig einfach ausführen, wenn nämlich das Eigenvolumen der Moleküle klein gegen das ganze Volumen des Gases ist. Man kann dann die Stöße im Innern vernachlässigen. Es ergibt sich die Expansivkraft proportional zur Zahl der Moleküle in der Volumeneinheit, d. h. eine Erklärung des Boyle-Mariotte'schen Gesetzes folgt unmittelbar. Gay-Lussac's Gesetz der Temperaturabhängigkeit des Druckes, und gleichzeitig auch die bekannte Regel von Avogadro, folgen ferner, wenn man die lebendige Kraft der Schwerpunktsbewegung der Moleküle als proportional der absoluten Temperatur betrachtet. Damit sind alle Gasgesetze erklärt, und die Temperatur ist auf kinetische Energie der Moleküle zurückgeführt.

C. zeigte nun aus der Größe der specifischen Wärme weiter, daß nicht die ganze Wärmeenergie eines Gases aus dieser Schwerpunktsbewegung allein bestehen könne, wie Krönig vorausgesetzt hatte, sondern daß je nach der Complicirtheit des Moleküls noch drehende oder schwingende Bewegungen relativ zum Schwerpunkt statthaben müssen, deren lebendige Kraft auch der absoluten Temperatur proportional ist. So schloß er aus der specifischen Wärme von Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff mit Sicherheit auf die Zweiatomigkeit dieser Gase, eine Ansicht, die zwar schon vereinzelt von französischen Chemikern vertreten war, aber so eine Bestätigung von ganz neuen Gesichtspunkten erhielt. Für das einatomige Quecksilber fand man in der That später den kleinsten nach der Theorie möglichen Werth der specifischen Wärme, was eine sehr willkommene Bestätigung der Theorie bildete. Die mittleren Geschwindigkeiten der Moleküle ließen sich ebenfalls unmittelbar berechnen, und zwar ergab sich für Sauerstoff 461 m, Stickstoff 412 m und Wasserstoff 1844 m in der Secunde bei 0° C. Sodann gab C. andeutungsweise den Weg an, wie man von den idealen Gasgesetzen zu den von Regnault beobachteten Abweichungen von denselben gelangen kann. Hier kommt in Betracht, daß der von den Molekülen eingenommene Raum nicht mehr klein gegen den Gesammtraum ist, sodann, daß sich die gegenseitigen Anziehungen der Moleküle bei mittleren Entfernungen derselben von einander nicht mehr vernachlässigen lassen. Bekanntlich führte J. D. van der Waals diese Theorie später auf Grund des noch zu besprechenden Clausius'schen Virialsatzes in glücklicher Weise aus. Die Theorie der unvollkommenen Gase führt nun auf diejenige des flüssigen Zustandes. Auch hier haben wie im gasförmigen nach C. die Moleküle keine festen Gleichgewichtslagen, doch ist die gegenseitige Anziehung so groß, daß sie der Expansivkraft der Molekularbewegung allein das Gleichgewicht zu halten vermag. Dem Vorgang der Verdampfung widmet er eine längere Betrachtung. Hat die Flüssigkeit eine freie Oberfläche, so genügt zwar die mittlere kinetische Energie der Moleküle nicht, um dieselben aus der Flüssigkeit zu entfernen. Wenn jedoch ein Molekül in der Nähe der Oberfläche durch geeignete vorangegangene Stöße eine besonders große Geschwindigkeit senkrecht zur Flüssigkeitsoberfläche erhalten hat, so kann es aus derselben in den Gasraum herausfliegen. Die hierbei zu leistende Arbeit, die gleich dem eintretenden Verlust an kinetischer Energie ist, bildet die Verdampfungswärme.

Ist der Dampfraum begrenzt, so wird er sich so lange mit Molekülen anfüllen, bis die Zahl der durch die Flächeneinheit in die Flüssigkeit zurücktretenden gleich der sie in derselben Zeit verlassenden ist, dann haben wir gesättigten Dampf über der Flüssigkeit. Ein indifferentes Gas im Dampfraum stört das Gleichgewicht offenbar nicht, solange das Eigenvolumen seiner Moleküle den Dampfraum nicht wesentlich verkleinert. Das Dichteverhältniß von Dampf und Flüssigkeit kann ferner nach dieser Theorie nur von der Temperatur, nicht aber von den Volumina von Flüssigkeit und Dampf abhängen. So ergibt sich eine befriedigende Auskunft über alle wesentlichen Erscheinungen der Verdampfung. Auch den festen Zustand bezieht C. in den Kreis seiner Theorie ein. Auch hier stellt er sich die Moleküle und Atome in dauernder Bewegung vor, doch sind sie an feste mittlere Plätze gebunden. Speciell der Gaszustand wurde von ihm mathematisch am weitgehendsten verfolgt.

Obwohl nun C. auf das Vorhandensein von Stößen und Ablenkungen im Innern eines Gases ausdrücklich hingewiesen hatte, jedoch dieselben bei der Berechnung des Gasdruckes vernachlässigen konnte, so wurde dieser Umstand doch zunächst mehrfach übersehen, und die großen molekularen Geschwindigkeiten in Gasen, die er berechnete, erregten Widerspruch und Befremden. So schien es, als müßte Chlor, in der Ecke eines Raumes entwickelt, infolge der großen molekularen Geschwindigkeit nahezu momentan sich im ganzen Zimmer ausbreiten, während dies doch ein verhältnißmäßig langsamer Vorgang ist. Dieser Einwand veranlaßte C., im folgenden Jahre 1858 die Frage der Größe der freien Weglänge, d. h. der ohne Ablenkung im Innern zurückgelegten Wege, noch näher zu erörtern, und er löste dieses scheinbar so verwickelte Problem in der von seinen früheren Arbeiten her bekannten genialen Weise. Es ergab sich: um die mittlere Weglänge eines Gases sind die wirklichen Weglängen nach einem Exponentialgesetz so vertheilt, daß weit mehr kürzere als längere Wege vorkommen. Ferner leitete er den einfachen Satz ab: die mittlere Weglänge eines der kugelförmig angenommenen Moleküle ist gleich seinem Radius dividirt durch das vierfache Volumen, welches alle Moleküle der Volumeneinheit wirklich einnehmen. Aus der Compressibilität läßt sich nun schließen, daß bei Atmosphärendruck die Moleküle eines Gases jedenfalls nicht mehr als den tausendsten Theil des vorhandenen Volumens wirklich erfüllen. Der Radius eines Moleküls ist aber eine Größe, die weit unter der mikroskopischen Beobachtbarkeit liegt, ja fast unvorstellbar klein ist. Die mittlere Weglänge wäre also nur etwa 250 Mal größer als diese ungeheuer kleine Größe, daher selbst noch mikroskopisch klein, und die Bahnen der Moleküle sind Zickzacklinien, deren gerade Strecken äußerst kurz sind. So erklärt sich die im Verhältniß zur molekularen Geschwindigkeit langsame Diffusion der Gase. Maxwell, der die Theorie von C. weiter verfolgte, lehrte sodann die Bedeutung der mittleren Weglänge für Reibung, Diffusion und Wärmeleitung eines Gases quantitativ erkennen, und die mittlere Weglänge zahlenmäßig berechnen. An dem Ausbau der Theorie und zwar speciell derjenigen der Wärmeleitung hat sich wieder C. hervorragend betheiligt. Noch kurz vor seinem Lebensende bereicherte er in dem dritten Bande seiner „Mechanischen Wärmetheorie“ die Lehre von der mittleren Weglänge um werthvolle Resultate, die sich auf den Fall stärker comprimirter Gase erstrecken. Eines der großartigsten Ergebnisse der theoretischen Physik beruht auf der Theorie der mittleren Weglänge, nämlich die Berechnung der Absolutzahlen der Moleküle in der Volumeneinheit eines Gases. Diese schönste Frucht durfte Loschmidt ganz auf Grundlage der Clausius'schen Theorie im J. 1865 pflücken.

Während so C. eine neue molekulare Vorstellungswelt erschloß, suchte er

auch seit 1857 seinen zweiten Hauptsatz der Wärmetheorie, von dem er bisher absichtlich alle nicht rein erfahrungsgemäßen Elemente ferngehalten hatte, auf dieselbe molekularkinetische Grundlage zu stellen. Den ersten Ansatz hierzu machte er 1862 durch Einführung des Begriffes der Disgregation oder des „Vertheilungsgrades“ der Moleküle. Wärme sucht die Disgregation zu vergrößern, die „wirksame Kraft“ der Wärme hierbei wird — zunächst vermuthungsweise — proportional der absoluten Temperatur (und nur abhängig von dieser) gesetzt. Bei dieser Voraussetzung zeigte sich, daß innere plus äußere Arbeit dividirt durch die zugehörige absolute Temperatur eine den Zustand charakterisirende Größe ist, analog wie die Entropie, und auch merkwürdigerweise ganz von derselben Form. Diese Function nennt C. die Disgregation. Diesen zunächst in ihrer Tragweite nicht leicht zu überblickenden Betrachtungen konnte er im J. 1870 durch den von ihm gefundenen Virialsatz eine genauere mechanische Deutung geben. In der Virialgleichung steht auf der linken Seite die Summe aller fortschreitenden Energie, rechts stehen Producte von Coordinaten mit den im System wirkenden Kräften d. h. Arbeitsgrößen: also ist die Arbeitsfähigkeit des Systems gegen die in ihm wirkenden Kräfte der Summe seiner lebendigen Kräfte proportional, und damit, nach den Vorstellungen von C., proportional der absoluten Temperatur. Dies ist der Sinn des Clausius-schen Satzes: die wirksame Kraft der Wärme ist der absoluten Temperatur proportional. Es sei bemerkt, daß es die neuere statistische Mechanik in der That sehr wahrscheinlich macht, die lebendige Kraft nur als Function der Temperatur und unabhängig vom Aggregatzustand zu betrachten. Weiter gelang ihm im selben Jahre durch ähnliche begriffliche Zusammenfassungen, wie sie im Satz der Disgregation enthalten sind, und Betrachtung in sich zurücklaufender Bewegungen der Massenpunkte bei langsamer Veränderung der äußeren Kräfte den Entropiesatz direct als eine Folgerung der mechanischen Vorstellungen von der Wärme nachzuweisen. Eine ähnliche, jedoch nicht so umfassende Ableitung hatte schon 1866 Ludwig Boltzmann gegeben, sie war von C. übersehen worden, was sich durch seine doppelte Uebersiedlung in jenen Jahren nach Würzburg und Bonn erklärte. Doch ist die Ableitung von C. noch allgemeiner. 1884 konnte er ferner zeigen, daß die Betrachtungen von Helmholtz über die Beziehungen der cyklischen Systeme zum zweiten Hauptsatz der Wärmelehre in seinen und Boltzmann's früheren Untersuchungen schon viel weitergehend enthalten waren. Er gab aber auch in dieser Arbeit zu, daß das Wesen des zweiten Hauptsatzes durch jene Entwicklungen noch nicht erschöpft sei. In der That: der Energieausgleich zwischen den einzelnen Theilen des Systems und die Gültigkeit einer mittleren Vertheilung ist in denselben eigentlich schon vorausgesetzt, aber in dem Vorgange des Energieaustausches liegt nach den Forschungen von Boltzmann gerade das Wesen des zweiten Hauptsatzes, das C. früher in dem Satze ausgedrückt hatte: Wärme kann von selbst nur von höherer zu tieferer Temperatur strömen. Der zweite Hauptsatz ist vor allem ein Wahrscheinlichkeitssatz und besagt: alle Vorgänge gehen bei der ungeheuren Zahl der Theilchen, um die es sich handelt, in Richtung einer wahrscheinlicheren Vertheilung vor sich. Die Entropie speciell ist quantitativ gleich einer universellen Constanten, multiplicirt mit dem Logarithmus der Wahrscheinlichkeit der betreffenden Zustandsvertheilung.

Auch auf die Wärmestrahlung wurde C. durch den zweiten Hauptsatz geleitet und leitete hier, zum Theil in Uebereinstimmung mit Kirchhoff, interessante Beziehungen ab.

Vom Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ab war er auch auf dem Gebiete der Elektricitätslehre außerordentlich thätig, wobei ihn zunächst die Be-

ziehungen des galvanischen Stromes zur Wärme anzogen. Sein Interesse dehnte er bald auch auf rein elektrostatische Probleme aus. Obwohl C., bis auf seine Vorlesungen, experimentell nicht thätig war, zeigt er auch in Bezug auf die experimentelle Entwicklung der Elektricitätslehre, wie der gesammten Physik überhaupt, außerordentliches Verständniß. Frühzeitig erkannte er auch die Proportionalität des galvanischen Widerstandes guter Leiter mit der absoluten Temperatur. Von der Jonisation der Elektrolyte hatte er richtige Begriffe und kann als Vorläufer für die für die neuere Chemie so wichtige Theorie von Arrhenius angesehen werden. Etwa von 1875 ab kann man bei C. direct von einer dritten elektrodynamischen Epoche sprechen. Seiner Theorie der Dampfmaschine stellte er 1883 eine Theorie der dynamo-elektrischen Maschine an die Seite, auch hier die Bedürfnisse der Praktiker erkennend. Um die Festsetzung der elektrischen und magnetischen Maßeinheiten machte er sich ebenfalls verdient und war z. B. Mitglied der Pariser Maßeinheitencommission.

Was die reine Theorie der Elektricität betrifft, so erkannte er klar die Unzulänglichkeit des damals in Deutschland viel verbreiteten Weber'schen Elementargesetzes — zeigt sich dieselbe doch z. B. schon darin, daß dieses Gesetz mit der verschiedenen Wanderungsgeschwindigkeit positiver und negativer Elektricität in Elektrolyten unvereinbar ist. Solche Ueberlegungen mögen wohl C. in erster Linie geleitet haben, dieses Gesetz zu verwerfen. Von Gauß angeregt, fanden zwar damals interessante Versuche statt, ein elektrisches Wirkungsgesetz aus der endlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Kraft abzuleiten. Obwohl C. diesen Bestrebungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte, konnten die in dieser Richtung gemachten Versuche seinen kritischen Geist nicht befriedigen. Er stellte 1875 ein neues elektrodynamisches Grundgesetz auf, das nicht wie das Weber'sche die relativen, sondern die absoluten Bewegungen der elektrischen Theilchen enthielt, wobei er von der Ueberlegung ausging, daß es auf diese ankomme, falls, wie es wahrscheinlich war, die Kräfte durch Bewegung in einem ruhend gedachten Medium entstehen. Damit nähert sich C. beträchtlich der modernen Auffassungsweise der Elektronentheorie, mit der sein Gesetz auch das gemeinsam hat, daß das Princip von Action und Reaction für die Theilchen allein betrachtet nicht mehr gilt, was man damals als Einwand betrachtete. C. stand jedoch noch zu sehr auf dem Fernwirkungsstandpunkt. Hätte er mehr auf dem in England vertretenen Standpunkte der consequent durchgeführten Nahewirkung gestanden, so wäre es, wie der bekannte englische Physiker Fitzgerald in seinem Nachruf auf C. meint, seinem Genie wohl gelungen, der Theorie der Gase, die wir ihm verdanken, eine befriedigende Theorie des Aethers an die Seite zu stellen.

Betrachten wir die Summe dessen, was C. Bleibendes und Werthvolles für die Wissenschaft geleistet hat, so müssen wir ihn im besten Sinne des Worts zu den ersten Naturphilosophen der neueren Zeit rechnen. Seine Abhandlungen sind größtentheils in 57 Bänden von Poggendorff's und Wiedemann's Annalen der Physik und Chemie enthalten. Dazu kommen noch 44 weitere selbständige Abhandlungen in z. Th. ausländischen Zeitschriften. In den zahlreichen Aufsätzen mit polemischem Inhalt zeigt er stets vornehmes Anerkennen fremden Wirkens. Sieben Veröffentlichungen in Buchform liegen ferner von C. vor, von denen die „Mechanische Wärmetheorie" in drei Bänden, Braunschweig 2. und 3. Auflage, weitaus die bedeutendste ist.

Eduard Riecke, Rudolf Clausius; Rede gehalten in der Göttinger Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften am 1. December 1888. Göttingen 1888. Darin ein Verzeichniß sämmtlicher Publicationen von Clausius. — G. F. F. G. (G. F. Fitzgerald), Rudolf Julius Emanuel Clausius. Notice of the

Proceedings of the Royal Society. Vol. 48. — Rudolf Jul. Eman. Clausius. Excerpt minutes of Proceedings of the Institution of Civil Engineers. Vol. 96, P. II. Session 1888—89. — F. Folie, R. Clausius. Sa vie, ses travaux et leur portée métaphysique. (Extrait de la Revue des questions scientifiques.) Bruxelles, Pollenais et Ceuterick. 1890. — J. Willard Gibbs, Nachruf auf Clausius; enthalten in den Scientific papers London, Longmans, Green and Co. 1906.

Max Reinganum.

Cohnheim *): Julius C., Patholog, wurde am 20. Juli 1839 zu Demmin in Pommern geboren, wo er auch die ersten Schuljahre absolvirte. Von der Secunda ab (1852) besuchte er das Gymnasium zu Prenzlau; hier lebte er zuerst im Hause eines Verwandten, bis die Mutter mit den jüngeren Geschwistern, zwei Brüdern und zwei Schwestern, dorthin übersiedelte. Der Vater war in geschäftlichen Dingen nach Australien gewandert und sollte erst kurz vor seinem Tode (1862) nach der Heimath zurückkehren. Aufopfernde Mutterliebe begleitete den Sohn auf seinem Lebenswege bis in die Tage der Krankheit hinein. Unter schwierigen materiellen Verhältnissen führte der junge Student in Berlin seine ersten medicinischen Studien von 1856 bis zum Vorexamen aus, um dann in Würzburg bis Ostern 1860 trotz flotter Burschenlust seine wissenschaftliche Ausbildung nicht zu vernachlässigen, angeregt durch den großen Histologen Kölliker. Nach einsemestrigem Studium in Greifswald folgte die entscheidende Klärung mit der Rückkehr nach Berlin im Herbste 1860. Hier bestand er am 21. November 1860 das medicinische Doctorexamen, dem die Promotion nach Vollendung der Dissertation am 1. Juli 1861 folgte, im März 1862 beendete er das medicinische Staatsexamen. Schon vom Januar 1861 ab arbeitete C. im pathologischen Institute der Charité unter Rudolf Virchow und eröffnete in siebenjähriger, nur kurz unterbrochener Thätigkeit hier eine Periode begeisterten Lernens und fruchtbaren Schaffens. Es war aber auch jenes Institut damals ein Centrum des wissenschaftlichen medicinischen Lebens. Die reformatorische Thätigkeit Virchow's hatte einen Sammelpunkt für die befähigtsten Geister des In- und Auslandes geschaffen, der ein Zusammenwirken und persönliche Freundschaft zu einer großen Zahl der Männer vermittelte, die an dem Aufschwunge der wissenschaftlichen Medicin in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen thätigen Antheil hatten. Außer jenen, die als pathologische Anatomen den engeren Bahnen des Meisters folgten, waren dort zahlreiche Forscher versammelt, die später als Anatomen und Histologen, als Chirurgen und innere Mediciner, als Physiologen und physiologische Chemiker Führer in ihren Sonderfächern wurden. In diesem Kreise und in dieser Thätigkeit reifte in dem begabten und arbeitsfreudigen Jüngling der Entschluß, trotz materieller Sorgen und mancher innerer Kämpfe der theoretischen Medicin sein Leben zu widmen. Die Erfolge bewiesen die richtige Selbsteinschätzung.

Den Anfang seiner Thätigkeit unter Virchow bildete die Ausarbeitung seiner Dissertation, die in wenig veränderter Form bald auch in Virchow's Archiv erschien. Das Thema „Ueber die Entzündung seröser Häute“ kann schon als ein Vorklang gelten für die späteren bahnbrechenden Arbeiten. Da im pathologischen Institute auch histologische Curse gehalten wurden, bot sich C. auch Gelegenheit zur Beschäftigung mit normaler Histologie. Entdeckungen von dauerndem Werthe sind die Früchte davon. Mit Hülfe der von Recklinghausen erfundenen Silbermethode konnte er in einfacher Weise die motorischen

*) Zu Bd. XLVII, S. 505.

Nervenendigungen im Muskel sichtbar machen und die Befunde von Kühne erweitern. Auf den Muskelquerschnitten, die er unter erstmaliger Anwendung des Gefrierverfahrens anfertigte, fand er jenes eigenartige, viel umstrittene Mosaik von Muskelfeldern, die seitdem seinen Namen tragen. Später erfolgte dann die Entdeckung und Ausarbeitung der Methode, mit Goldchlorid die feinsten Nervenausbreitungen in der Cornea darzustellen, die nicht nur den klinischen und experimentellen Erfahrungen ein neues Verständniß vermittelte, sondern auch für immer eine wesentliche technische Bereicherung darstellen wird. Auch die Gelegenheit, unter Kühne physiologisch-chemisch arbeiten zu können, benutzte C. während seiner Zeit am pathologischen Institut. Der Nachweis, daß die zuckerbildenden Fermente bei Reindarstellung keine Eiweißreactionen gaben, erregte großes Aufsehen. Ein lebenslänglicher Freundschaftsbund mit Kühne entsprang dieser gemeinsamen Arbeitszeit.

Außerhalb des Instituts war es der berühmte Kliniker Traube, dem wir für Cohnheim's spätere Arbeitsrichtung einen anregenden Einfluß zuschreiben dürfen. Traube verstand die klinischen Fragen in reichem Maaße durch physiologische und experimentelle Untersuchungen zu befruchten. Dem Andenken Traube's sind Cohnheim's Vorlesungen über Pathologie gewidmet. Die Militärzeit und militärärztliche Thätigkeit im schleswig-holsteinischen Kriege bedingte kurze Unterbrechung. Der Tod seines Bruders bei dem Uebergange nach Alsen brachte ihm die Entlassung aus der Armee als nunmehr einzigem Unterstützer seiner Familie. Mit dem Eintritt als Virchow's Assistent beginnt eine Periode höchster Thätigkeit, die neben den dienstlichen Obliegenheiten eine Fülle von productiver Arbeit zeitigte und C. doch noch die Spannkraft für den geselligen Verkehr in geistig hochstehenden Kreisen erübrigen ließ. Das reiche Material des Instituts ließ eine Reihe casuistischer Mittheilungen entstehen, die viele neue Beobachtungen enthalten. Aber hier wie später ist stets das Bestreben in den Arbeiten zu finden, die allgemeinen Gesichtspunkte herauszuschälen; nicht die Seltenheit einer Veränderung reizte ihn, sondern der Erklärungsversuch. Im J. 1867 zeigte er die Häufigkeit von Chorioidealtuberkeln bei allgemeiner Miliartuberkulose und eröffnete damit dem Augenspiegel neue diagnostische Bahnen. Das Interesse und der persönliche Verkehr eines Albrecht v. Gräfe waren die werthvollen Folgen. Im gleichen Jahre erfolgte die bahnbrechende Arbeit „Ueber Entzündung und Eiterung“. Hiermit wird ein systematischer Arbeitsplan eingeleitet, den C. bis an sein Lebensende durch eigene Arbeiten und durch seine Schüler stetig verfolgte und der seinen Namen für immer mit den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft verknüpft. Die unvergänglichen Ergebnisse, die heute Allgemeingut sind, sind es nicht allein, die noch heute jener Arbeitsreihe einen bewundernden Leserkreis verschaffen, sondern auch die klare Frische in der Darstellung verwickelter Probleme und die siegreiche Art einer glänzenden Experimentirkunst; diese letztere aufgebaut auf streng logischen Gedankengängen und der Ueberzeugung, daß nur die Beobachtung des Lebenden uns einen tieferen Einblick in das Wesen des pathologischen Geschehens gewähren kann. Und so dachte er sich die geniale Methode aus, den Entzündungsvorgang am Mesenterium des Frosches direct unter dem Mikroskop zu verfolgen. Welcher Lehrer der Pathologie möchte heute auf diesen grundlegenden Demonstrationsversuch verzichten, wieviel Lernenden ist nicht dieser Anblick wie eine Offenbarung in die staunenden Augen gefallen! Und auch später, als veränderte und neue Probleme der Pathologie des Kreislaufs einer experimentellen Analyse unterzogen werden sollen, bewundern wir die glänzende Art des Experimentirens, gleichviel ob C. in Versuchen an der Froschzunge Aufklärung über die Räthsel der Infarct-

bildung verlangt, oder an den Circulationsverhältnissen der Lunge, des Herzens, der Leber und der Nieren seine Experimentirkunst anwendet. Auch abgesehen von den bedeutsamen Ergebnissen seiner Versuche dürfen wir C. als den Meister der experimentellen Methode bezeichnen. Die erste, oben erwähnte Arbeit auf diesem Gebiete brachte die Entdeckung der Auswanderung der weißen Blutkörperchen, wie er durch directe Beobachtung der farblosen oder vorher mit Carmin gefütterten Zellen einwandfrei beweisen konnte. Die Eiterkörperchen sind ausgewanderte Leukocyten, die Entzündung spielt sich an dem Gefäßsystem und seinem Inhalte ab, dem von der Virchow'schen Cellularpathologie eine rein passive Rolle zugeschrieben wurde. Die neue große Entdeckung ließ wohl auch C. über das Ziel hinausschießen und die Rolle der fixen Gewebszellen bei der Entzündung unterschätzen. Das Positive blieb einwandfrei und behauptet auch heute noch seine Stellung in der Entzündungslehre. Die Experimente über venöse Stauung zeigten unter dem Mikroskop den Austritt rother Blutkörperchen aus der scheinbar intacten Venen- und Capillarwand; das oft bestrittene Zustandekommen einer Haemorrhagia per diapedesin war zweifelsfrei bewiesen.

Diese Arbeiten hatten C. schnell einen großen Namen gemacht, so daß er, erst 29jährig, nach Ablehnung eines Rufes nach Amsterdam, im Herbst 1868 als Ordinarius für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie in Kiel an die Spitze eines kleinen Institutes trat. Hier reiften die „Untersuchungen über die embolischen Processe“, in denen er durch folgerichtige Experimente wieder Neues schuf. Auch hier hat die spätere Forschung manches modificirt, vieles aber hat unser Verständniß dauernd bereichert. Die Abhängigkeit zwischen der Gefäßvertheilung in den einzelnen Organen und den Folgen der Gefäßverstopfung, der Begriff der Endarterien sind in das allgemeine ärztliche Denken übergegangen. Als Ursache des Blutaustrittes beim hämorrhagischen Infarct bezeichnet C. Alterationen der Gefäßwand, die mikroskopisch nicht erkennbar, später in seinen Vorlesungen auf moleculare Veränderungen zurückgeführt werden. Solche muß C. auch bei der venösen Stauung, sowie bei dem hydrämischen Oedem voraussetzen. Auch heute noch haben wir für diese Schädigung, deren Annahme wir gar nicht entbehren können, eine sichtbare Grundlage nicht gefunden. Die intensive Beschäftigung mit den Kreislaufstörungen veranlaßte C., in den Sommerferien 1869 bei dem großen Kreislaufphysiologen Ludwig in Leipzig zu arbeiten. Während des deutsch-französischen Krieges war C. in Berlin als Prosector bei den Barackenlazarethen thätig. Im Sommer 1872 führte er Martha Lewald als Gattin heim, die ihm als bezaubernde Persönlichkeit und hochbegabte Frau die Theilnehmerin an seinen wissenschaftlichen und geistigen Interessen, die Schöpferin eines glücklichen mit drei Söhnen gesegneten Familienlebens und die aufopfernde Pflegerin in den bald eintretenden Krankheitstagen bis an das Lebensende blieb. Schon im Herbste 1872 erfolgte die Uebersiedelung nach Breslau, wo er nach einiger Zeit ein zweckentsprechendes Institut errichtet bekam. Manche Berührungspunkte mit dem Physiologen Heidenhain und ein Kreis bedeutender Männer der verschiedensten Fächer, eine große Anzahl von Schülern und eine befriedigende Lehr- und Forscherthätigkeit schenkten ihm dort glückliche Jahre, in die das zum frühen Tode führende Gichtleiden leider bereits seine Schatten vorauswarf, so daß er schon den Winter 1873/74 in Montreux zubringen mußte. Der Pathologie des Gefäßsystems waren bedeutungsvolle Arbeiten mit seinen Schülern Litten und Lichtheim gewidmet. Auch die Versuche über die Entstehung der Geschwülste sind in Breslau ausgeführt. Verschiedene Beobachtungen hatten ihn zu der Ueberzeugung geführt, „daß es ein Fehler, eine

Unregelmäßigkeit der embryonalen Anlage ist, in der die eigentliche Ursache der späteren Geschwulst gesucht werden muß". Im Experiment zeigten nun zwar embryonale Gewebe eine stärkere Proliferationskraft, aber eine echte Geschwulstbildung wird durch ihre Implantation nicht erzeugt. So wurde C. zu der Annahme gedrängt, daß der gut- oder bösartige Charakter einer Geschwulst nicht von den Tumorzellen, sondern lediglich von dem Verhalten des übrigen Organismus abhängt, indem die physiologischen Widerstände wegfallen. Die heutige experimentelle Geschwulstforschung sieht in den Zuständen der Geschwulstdisposition, sowie der natürlichen und künstlichen Resistenz Anknüpfungen an diese Anschauungen. Als weiteren Ausbau kann man wenigstens viele Ansichten der Ribbert'schen Geschwulsttheorie bezeichnen. Die meisten Forscher sahen allerdings in biologischen Aenderungen der Tumorzellen selbst einen wesentlichen Factor. Aber hierin, sowie auch in dem embryonalen Ursprung der Geschwülste ist auch heute das letzte Wort nicht gesprochen. Die allgemeine Gültigkeit der Cohnheim'schen Theorie wird nur von Wenigen noch behauptet, und doch kann nicht geleugnet werden, daß sie äußerst anregend und fruchtbar gewirkt hat. Zur scharfen Trennung der infectiösen Processe von den echten Geschwülsten, zur Absonderung der infectiösen Granulationsgeschwülste hat C. viel beigetragen. Auch diese waren in der Breslauer Zeit Gegenstand von Cohnheim's Untersuchungen. Er stand nicht an, frühere eigene Untersuchungen über die Tuberkulose als falsch anzuerkennen und für die specifische infectiöse Natur einzutreten. Diesen Versuchen verdanken wir die ausgezeichnete Methode der Impfung in die vordere Kammer von Kaninchen, um so den Verlauf der Tuberkulose „in oculo ad oculos" zu demonstriren, um mit den Worten seines treuen Mitarbeiters und Assistenten Karl Weigert zu reden. Sein späterer Vortrag in Leipzig „Ueber die Tuberkulose vom Standpunkte der Infectionslehre" trug viel zu der Anerkennung der infectiösen Natur der Tuberkulose bei und ebnete der großen Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch den Boden. An dem Umschwunge in Cohnheim's Ansichten über die Mikroorganismen als Krankheitserreger trug jedenfalls viel eine persönliche Begegnung mit R. Koch bei dem Botaniker Cohn im November 1875 bei, durch die er mit Begeisterung von der Bedeutung der Koch'schen Milzbrandculturen überzeugt wurde.

Noch in Breslau, im Jahre 1877 erschien der erste Band der „Vorlesungen über allgemeine Pathologie", dem in Leipzig 1880 der zweite Band und bereits 1882 die zweite Auflage folgte. Die Form der Vorlesungen sollte bei einer in ihren verschiedenen Abschnitten so überaus ungleich entwickelten Disciplin möglichst große Freiheit gestatten. Sie kommt aber auch der Lebendigkeit und Frische ungemein zu statten. Eine überzeugende Darstellungskraft und glänzende Diction macht die Lectüre äußerst anregend und genußreich, auch wenn der Leser in manchen Punkten anderer Ansicht ist. Die Schwierigkeit des Stoffes ist unverkennbar; sie liegt nicht nur in der Vielseitigkeit der zu behandelnden Materien und der Fülle von Einzelthatsachen mit schwerverständlichem Zusammenhang, sondern auch in den großen Lücken unseres Wissens. Selbst für ein Specialgebiet, die Pathologie des Nervensystems, sah sich C. vergeblich nach einem Mitarbeiter um. Desto mehr wird einem Jeden die Fülle des Wissens und der Gedanken in den übrigen Abschnitten in Erstaunen setzen. Seitdem hat sich Niemand wieder an diese umfassende Aufgabe gewagt. Mit dem Sommersemester 1878 trat C. die Professur in Leipzig an. Auch hier scharte sich um ihn ein Kreis begabter und arbeitsfreudiger Schüler, deren Arbeiten einen Rückschluß auf die zu selbständigem Forschen anregende Fähigkeit ihres Lehrers erlauben. Bald machte sein Leiden

Fortschritte; vom Herbst 1883 ab vermochte er nur noch zu kurzen Versuchen seine Lehrthätigkeit aufzunehmen. Am 15. August 1884, erst 45jährig, starb Julius C. Ueber seine Persönlichkeit schreibt sein ihm durch 10jährige Assistenz und Freundschaft verbundener Schüler K. Weigert: „Gerade die eigenthümliche Combination eines sprühenden Witzes, eines klaren, unerbittlich scharfen und kritischen Verstandes mit der Tiefe und Weichheit eines treuen Gemüthes machten ihn seinen Freunden besonders werth. In der That verstand er es wie Wenige, Freundschaften zu ‚pflegen', so daß sie nicht erkalteten trotz Entfernung von Zeit und Ort. Sein Freundeskreis war groß und kein einseitig fachmännischer. Er liebte im Gegentheil mit Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern verschiedener Gebiete zu verkehren und erfreute alle durch sein reges Interesse, sein reiches Wissen in Fragen, die Staat, Wissenschaft, Kunst oder Dichtung betrafen: Es war eben ein reicher Geist, zugänglich für alles Wahre, Schöne und Gute."

Seine Auffassung von den Aufgaben der pathologischen Anatomie hat er in einem Vortrage beim Antritte seines Lehramtes in Leipzig ausgesprochen. Sie soll für den lernenden Mediciner die Continuität zwischen der normalen Anatomie und Physiologie einerseits, den klinischen Disciplinen andererseits herstellen. Für den Lehrer gibt es nach seiner Auffassung ohne das Experiment keine wissenschaftliche Pathologie, aber auch keine pathologische Anatomie mehr. Deswegen warnt er auch nachdrücklich vor einer Trennung der pathologischen Anatomie von der pathologischen Physiologie. Im Deutschen Reiche hat man seine Auffassung getheilt, und wenn es auch heute für die meisten pathologischen Anatomen nicht mehr möglich ist, selbst die pathologische Physiologie in vollem Umfange zu lehren, so ist dieser Zweig doch den größeren Instituten als Abtheilung angegliedert und nicht als gesondertes Institut dem Zusammenhange entrissen. In allen diesen Arbeitsstätten wird Cohnheim's Arbeitsmethode stets ein ideales Vorbild bleiben; beim Schreiben dieser Zeilen sind 25 Jahre seit dem Tode verflossen, in denen noch mancher Fortschritt durch die Anregungen von Cohnheim's reichem Geiste erarbeitet wurde. Der Name Julius C. wird in der Geschichte der Medicin für immer einen Markstein bedeuten.

Gesammelte Abhandlungen von Julius Cohnheim, herausgegeben von E. Wagner. Mit Porträt, einem Lebensbilde Cohnheims von W. Kühne, dem Verzeichniß der Arbeiten Cohnheims sowie der aus seinen Instituten hervorgegangenen Veröffentlichungen. Berlin 1885. Von Nekrologen seien erwähnt: Ponfick, Breslau 1884; Klebs, Leipzig 1884; Weigert, Berl. klin. Wochenschrift 1884; Marchand, Deutsche medicin. Wochenschrift 1884; Lichtheim, Fortschritte der Medicin 1884. E. Gierke.

Dietrich *): Franz Eduard Christoph D., Sprachforscher, war geboren am 2. Juli 1810 zu Strauch bei Großenhain im Königreich Sachsen. Er besuchte Schulpforta 1823–29, studirte 1829—33 in Leipzig und Halle namentlich Theologie und Orientalia und machte 1833 das theologische Examen in Halle. 1834—36 war er Hauslehrer bei den Bonner Bethmann-Hollwegs und wurde im Sommer 1836 Repetent am Seminarium Philippinum (Stipendienanstalt) in Marburg. Er promovirte 1838 in Marburg mit der Dissertation „De sermonis chaldaici proprietate", auf Grund deren er sich zugleich in der philosophischen Facultät als Privatdocent der germanischen und semitischen Sprachen habilitirte; die Thesen der Dissertation sind semitistischen und germanistischen Inhalts. Er las hebräische Grammatik, Exegese,

*) Zu Bd. XLVII, S. 687.

Litteraturgeschichte und Archäologie, Aramäisch, Syrisch, Gothisch, Nordisch, Altsächsisch, Angelsächsisch, Deutsche Grammatik und Metrik, althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Litteraturgeschichte. Anfang der sechziger Jahre stellte er indeß seine germanistischen Vorlesungen ein und beschränkte auch seine semitistischen seit Mitte der siebziger Jahre auf das Hebräische. Er wurde 1844 Extraordinarius, 1846 Marburger Ehrendoctor der Theologie, 1848 Ordinarius und trat 1859, nach Gildemeister's Abgang, in gleicher Eigenschaft in die theologische Facultät über. Im Sommer 1880 war er zur Kräftigung seiner Gesundheit beurlaubt und mußte 1881 durch eine Hülfskraft entlastet werden. Am 27. Januar 1883 starb er nach längerer Krankheit.

Auf semitistischem Gebiete bildeten die „Abhandlungen für semitische Wortforschung“, Leipzig 1844, sein Hauptwerk. Sie berücksichtigten besonders das Hebräische, das ihm überhaupt immer im Mittelpunkt des Interesses stand, und lieferten bemerkenswerthe Beiträge zur Synonymik der semitischen Sprachen, aber auch zur Lehre von den Formen. Sie haben einst anregend gewirkt, werden aber heute nur noch selten citirt. Ferner schrieb er „Abhandlungen zur hebräischen Grammatik“ (Leipzig 1844); „Ad illustrandam dogmatis de coena sacra historiam codicum syriacorum specimina e museo Britannico exhibentur“ (Marburg 1855); „Morgengebete der alten Kirche des Orients“ (Leipzig 1864); „De Sanchoniathonis nomine“ (Marburg 1872); „Zwei sidonische Inschriften“ (Marburg 1855), deren eine die berühmte Sarkophaginschrift des Königs Eschmunazar war, die hier erstmals in Europa veröffentlicht wurde, gleichzeitig mit einer amerikanischen Veröffentlichung, u. A. Von dem 23 Jahre vorher von Gesenius zum letzten Male herausgegebenen hebräischen Wörterbuch besorgte er die 5.—7. Auflage (Leipzig 1855—68). Er ließ das Gesenius'sche Buch in der Hauptsache unverändert; seine Zusätze sind als solche gekennzeichnet. Die Bearbeitung der 8. Auflage, die eine gründliche Umarbeitung erforderte, da das Buch zu veralten drohte, mußte er aus Gesundheitsrücksichten ablehnen; indeß sind noch seine Nachträge und Berichtigungen benutzt. Auf germanistischem Gebiete galt für eine sehr tüchtige Leistung sein „Altnordisches Lesebuch“ (Leipzig 1843, 2. umgearbeitete Auflage 1864), das noch heute von Fachmännern geschätzt wird. Ferner schrieb er über germanische Declination, über Kynewulf, Runen, Gothisch u. s. w. Auch in seinen semitistischen Arbeiten liebte er es, die nordischen Sprachen und Culturverhältnisse zum Vergleiche heranzuziehen. Als er nicht mehr Germanistik las, blieb er doch noch schriftstellerisch auf diesem Gebiete thätig.

Vorlesungsverzeichnisse und Jahresberichte der Marburger Universität.

H. Reckendorf.

Eitelberger *): Rudolf E. von Edelberg wurde am 17. April 1817 zu Olmütz geboren. Sein Vater war österreichischer Officier, und ebenso gehörten zwei seiner Brüder dem Militärstande an. Auch er hatte Soldatenblut in seinen Adern, rasche Entschlossenheit und Unerschrockenheit, offenes, gerades Wesen und hoch entwickelter Patriotismus zeugten hiefür, aber eine leicht zu erschütternde Gesundheit und ein Hang zu gelehrten Studien führten ihn der akademischen Laufbahn zu. Er frequentirte, nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt absolvirt hatte, durch vier Jahre die juristische Facultät, wendete sich dann der Philologie zu und vertiefte sich gleichzeitig in das Studium der Philosophie. In dieser Vielseitigkeit der Interessen offenbarte sich bereits sein ins Weite gerichtetes Denken, der universelle Blick, den er

*) Zu Bd. XLVIII, S. 329.

auch in seinem späteren Leben nie verlor. Als Philologe wurde E. zunächst Assistent des Professors Ficker. Seinen eigentlichen Lebensberuf als Kunstgelehrter entdeckte er aber erst im freundschaftlichen Verkehr und regen Gedankenaustausch mit Kunstkennern und Sammlern. Zu Beginn der vierziger Jahre hatte er die Bekanntschaft mit dem Kammermedailleur und Director der Graveurakademie am k. k. Hauptmünzamte Josef Daniel Böhm gemacht, dem Vater des in England zu Ruhm und Ansehen gelangten Bildhauers J. E. Böhm. Jos. Dan. Böhm stand in lebhaftem Verkehr mit Wiener Künstlern, Sammlern und Kunstfreunden, besaß selbst eine Sammlung von auserlesenen Kunstwerken verschiedenster Art und stand als feiner Kunstkenner in hohem Ansehen. E. gehörte bald nicht nur zum engsten Freundeskreise Böhm's, sondern vertiefte sich mit Interesse und wachsendem Eifer in das Studium seiner Sammlungen. E. selbst bezeichnet Böhm als den Mann, der durch zehn Jahre sein eigentlicher Lehrer auf dem Gebiete der Kunstkennerschaft war, und hat dem hochgeschätzten Freunde in den „Oesterr. Blättern für Litteratur und Kunst“ 1847 ein dauerndes litterarisches Denkmal gesetzt, das auch in Eitelberger's Gesammelte Schriften Aufnahme fand.

Im Herbste des Jahres 1848 übernahm E. die Redaction der „Wiener Zeitung“, beschränkte sich aber nach wenigen Monaten auf die Leitung des litterarischen Theiles, die er eine Reihe von Jahren inne hatte. Das Kunststudium ruhte aber auch während dieser Zeit nicht. Eitelberger's erster kunsttheoretischer Aufsatz (vom Jahre 1844) behandelte das Studium der Antike. Schon damals strebte er eine Docentur über Kunstgeschichte an der Universität an, ein Wunsch, der jedoch nach verschiedenen vorbereitenden Zwischenstufen erst 1852 durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Wiener Universität in Erfüllung ging. Es war dies die erste Professur für dieses Fach in Oesterreich. E. hatte inzwischen an der Akademie der bildenden Künste kunsthistorische Vorträge gehalten, ein Jahr lang in Italien Kunststudien betrieben und Studienreisen nach Paris und London unternommen. Nach seiner Ernennung zum a. o. Professor folgten zwölf Jahre angestrengter wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit, die ihm rasch im Kreise seiner Fachgenossen einen Namen machten und weit über diesen hinaus Ehre und Anerkennung eintrugen. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit Pauline Lederer, die ihm indeß bereits nach wenigen Jahren durch den Tod entrissen wurde. 1858 gab E. im Vereine mit Gustav Heider das zweibändige Werk „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“ heraus und 1861 erschienen „Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Dalmatiens“. Diese Publicationen standen im engsten Zusammenhange mit einer Institution, die für die österreichische Kunstforschung von größter Bedeutung war, und die E. zu ihren Mitbegründern zählte: der „k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“. Sowohl das Jahrbuch wie die Mittheilungen dieses Institutes, an dessen Spitze der mit E. innigst befreundete spätere Sectionschef im Unterrichtsministerium G. Heider stand, hatten von 1856 an in E. ihren eifrigsten Mitarbeiter. Daneben fanden die Vorlesungen an der Universität ihren ungestörten Fortgang und erstreckten sich über das gesammte Gebiet der Kunstgeschichte mit Ausnahme des damals gering geschätzten 18. Jahrhunderts, wogegen die Geschichte der italienischen Malerei den breitesten Raum einnahm. Namen von bestem Klange, wie Thausing, Janitschek, Wickhoff finden sich unter seinen Schülern.

Ein dem Leben und der Gegenwart abgekehrtes, in Stille und Zurückgezogenheit dahinfließendes Gelehrtendasein entsprach aber keineswegs dem nach praktischer Bethätigung dürstenden, den Idealen der Gegenwart zugewendeten

Geiste Eitelberger's. Er war durchdrungen von der Bedeutung, die ein einsichtsvolles und energisches Eingreifen in das Kunstleben der Kaiserstadt wie der gesammten Monarchie haben konnte, und verband damit den Feuereifer, die Energie und den weiten Blick, die eine wirksame Thätigkeit auf diesem Culturgebiete zur Voraussetzung haben. Der reine Patriotismus, von dem dieses Streben durchglüht war, erweckte ihm Vertrauen bis in die höchsten Kreise und warb ihm aller Orten Helfer und Freunde. Mit den Briefen über die moderne Kunst Frankreichs, die E. anläßlich der Pariser Weltausstellung von 1855 schrieb, und von denen J. v. Falke sagt, daß sie wohl das beste waren, was bis dahin über die französische Kunst unseres Jahrhunderts geschrieben worden, griff er bereits mit sicherer Hand in das Kunstleben der Gegenwart und versäumte nicht, wie es stets seine Art war, aus dem Beispiel der Fremde Lehren für die Heimath zu ziehen. Weitausschauenden Blick verräth auch die anläßlich der Wiener Stadterweiterung im Verein mit Ferstel veröffentlichte Studie über Städtegründungen. Von ungleich größerer Bedeutung für E. wurde aber die Londoner Weltausstellung vom Jahre 1862. Erzherzog Rainer, damals österreichischer Ministerpräsident, war nach London gekommen und hatte mit lebhaftem Interesse die Fortschritte des englischen Kunstgewerbes infolge der Gründung des South-Kensington-Museums und der damit verbundenen Kunstgewerbeschule verfolgt und den Gedanken gefaßt, dieses Unterrichtssystem auf Oesterreich zu übertragen. In weiterer Verfolgung seines Gedankens hatte der Erzherzog E. zur Ausführung dieses Planes ausersehen.

Keine Aufgabe hätte dem lehrhaften, stets auf praktische Ziele ausgehenden und thatkräftigen Wesen Eitelberger's entsprechender sein können als diese. Bereits am 7. März 1863 erfolgte mittelst kaiserlichen Handschreibens an den Erzherzog die Gründung des „Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie“, dessen Protector der Erzherzog wurde. Das Museum wurde nun Eitelberger's großes Lebenswerk, dem er mit der ganzen Hingebung seiner feurigen Seele bis ans Ende seiner Tage treu blieb. Am 31. März 1864 erfolgte die Ernennung Eitelberger's zum Director des Oesterr. Museums, und schon am 12. Mai wurde es eröffnet. Der Kaiser hatte zunächst in großherzigster Weise seine eigenen Sammlungen und ein Hofgebäude, das ehemalige Ballhaus auf dem Ballplatze zur Verfügung gestellt; Stifte, Klöster und Aristokraten waren dem erhabenen Beispiele gefolgt und hatten die erste Ausstellung mit werthvollen Kunstobjecten beschickt. Bald bildeten auch Ankäufe und Geschenke den Grundstock für die Anlage einer ständigen Sammlung, deren Anordnung nach dem von Semper für das South-Kensington-Museum entworfenen System durch den inzwischen zum Custos ernannten Jakob Falke erfolgte, während Franz Schestag der neu begründeten Bibliothek und Ornamentstichsammlung vorstand. Die Professur an der Universität behielt E. auch weiterhin bei, die Redaction an der Wiener Zeitung dagegen legte er nieder. In dieser Zeit erfolgte auch seine zweite Vermählung und zwar mit Marie Lott, der Tochter des bekannten Göttinger Universitätsprofessors.

Das Museum erwarb sich rasch Gönner und Freunde in den weitesten Kreisen. Unterstützt von einem Curatorium, das seine Aufgabe mit Thatkraft und liebevollem Eifer erfaßte, gelang es, hervorragende Industrielle, wie Lobmeyr, Ed. Haas, Hollenbach und andere, für die reformatorischen Absichten des Museums zu gewinnen, und regelmäßige Abendvorlesungen versammelten ein lernbegieriges Publicum aus den besten Kreisen der Residenz in den Räumen des Hauses, das sich unter diesen Umständen bald als zu klein er-

wies. E. selbst betheiligte sich an diesen Vorlesungen in hervorragender Weise. Stets lag ihnen eine praktische oder wissenschaftlich erziehliche, oft auch eine polemische Tendenz zu Grunde. Er sprach nicht glatt und fließend, die Worte überstürzten sich, die Satzconstructionen verwickelten sich manchmal in einander. Gewöhnlich eilte der Gedanke dem Worte voraus. Dennoch aber strotzte seine Rede von lebendiger Kraft und ungewöhnlicher Fülle anregender Ideen. Er verstand es, seine ganze Seele in sein Wort zu legen, und wie es hinausklang, frei, überzeugend, warmherzig und ohne peinliche Rücksicht auf fremde Empfindlichkeiten, so wirkte es auch fort in den Gemüthern seiner Hörer. Von der Bedeutung der Presse im öffentlichen Leben hatte er eine so hohe Meinung, daß er es nie versäumte, mit ihr in engster Fühlung zu stehen. Ueberdies gründete er durch die Herausgabe der „Mittheilungen des Oesterreichischen Museums“ ein Organ, in dem er alle intimen Vorgänge, Wünsche und Bestrebungen seines Institutes vor die Oeffentlichkeit zu bringen vermochte.

Drei Jahre nach Gründung des Museums erfolgte, zunächst in provisorischen Localitäten, die Eröffnung der Kunstgewerbeschule, für die die geeignetsten Lehrkräfte (Storck, Laufberger, Sturm, König, Teirich, Rieser) herbeizuschaffen, Eitelberger's nächste Sorge war. 1868 begann an der Ringstraße der nach Ferstel's Plänen aufgeführte Neubau des Museums, der 1871 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Sechs Jahre später, 1877, wurde der Neubau der Kunstgewerbeschule vollendet. Eitelberger's wissenschaftliche Thätigkeit ruhte inzwischen nicht, trat aber doch in den Hintergrund. Die wichtigste Publication dieser Periode war die von ihm begründete Herausgabe der Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance, an der außer ihm eine ganze Reihe von Kunstgelehrten betheiligt war.

Die Wirkung der unter Eitelberger's Führung stehenden Institute nach praktischer Richtung trat in den Ausstellungen modernen Kunstgewerbes bald deutlich hervor. Bereits die 1871 zur Eröffnung des neuen Hauses veranstaltete Ausstellung modernen Kunstgewerbes zeigte ein erfreuliches und bisher ungewohntes Bild. Die Weltausstellung von 1873 fand das österreichische, und namentlich das Wiener Kunstgewerbe, schon durchwegs in neuen Bahnen. Die Münchener Ausstellung von 1876 sowie die Ausstellungen in Amsterdam und Antwerpen, vor allem aber die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 bewiesen auch dem Auslande den erfolgreichen Einfluß des Museums und seiner Schule auf die Entwicklung des Kunstgewerbes. Nach diesen Errungenschaften begann, um die Wirkungen des Central-Institutes über ganz Oesterreich zu verbreiten, die Gründung und der allmähliche Ausbau des kunstgewerblichen Fachschulwesens. Auf diesem Gebiete war wohl Dumreicher der eigentliche Schöpfer und Organisator, aber auch für ihn bildete der Rath und die Erfahrung des älteren Freundes eine werthvolle und nie außer Acht gelassene Richtschnur. E. war Präsident der Fachschulcommission und Beirath für Kunstangelegenheiten im Ministerium für Cultus und Unterricht. Auf diese Weise war er in der Lage, auf das gesammte Kunstleben in Oesterreich etwa 25 Jahre hindurch entscheidenden Einfluß zu nehmen. So war die Reorganisation der Akademie der bildenden Künste im wesentlichen sein Werk. Ebenso hat er auf den Neubau der Akademie entscheidenden Einfluß genommen. Die Berufung bedeutender Architekten nach Wien, wie z. B. Hansen, Schmidt und Semper, war auf seinen Rath hin erfolgt, und in Besetzungsfragen der Professuren an der Maler- und Bildhauerschule sprach er das entscheidende

Wort; bei allen staatlichen Kunstaufträgen, die gerade in der großen Bauperiode Wiens, zwischen 1870 und 1885, höchst bedeutend und zahlreich waren, war seine Stimme die maßgebende. Ebenso verhielt es sich mit der Berufung solcher Gelehrten, deren Fach mit der Kunstgeschichte in Beziehung stand. So wurden Conze und Benndorf auf Eitelberger's Vorschlag nach Wien berufen und letzterem die große und erfolgreiche Expedition nach Kleinasien auf die erfolgreiche Agitation Eitelberger's hin ermöglicht. Nicht minder entscheidend war sein Eingreifen bei Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen und bei Gründung von Museen in den verschiedenen Kronländern der Monarchie. Ein anschauliches, wenn auch nach keiner Richtung erschöpfendes Bild seiner viel umfassenden Wirksamkeit geben die vier Bände seiner „Gesammelten Schriften", die 1879 und 1884 unter Mitarbeiterschaft des späteren Custos an der Museumsbibliothek Franz Ritter erschienen. Sie bilden in ihren Abhandlungen nicht nur ein wichtiges Quellenmaterial zur Geschichte des Museums, der Kunstgewerbeschule und des gewerblichen Schulwesens überhaupt, sie geben auch sowohl über einzelne Künstler wie über die Kunstentwicklung Wiens im allgemeinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werthvolle, auf persönlicher Anschauung und Erfahrung beruhende Aufschlüsse. Die zwei letzten Bände vereinigen überdies die bedeutenderen in verschiedenen Zeitschriften erschienenen kunstgeschichtlichen Forschungen.

E., dessen Gesundheit stets eine schwankende war, hatte mit zunehmendem Alter immer mehr mit körperlichen Leiden zu kämpfen, trotzdem bewahrte er noch lange Zeit die Frische und außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes. 1884 erfolgte durch kaiserliches Handschreiben vom 9. Januar seine Berufung in das Herrenhaus des Reichsrathes, eine Ehrung, deren er sich aber nur mehr kurze Zeit erfreuen konnte. Im Frühjahr 1885 begannen seine Kräfte sichtlich abzunehmen, und nach kurzem Krankenlager verschied er am 18. April in den Armen seiner Gattin, die das Muster einer deutschen Hausfrau und fürsorgenden Freundin war. Kurz vor seinem Tode hatte ihn die Stadt Wien zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Unter den Trauerkundgebungen nach seinem Tode erschien als erste die Sr. Majestät des Kaisers, der der Wittwe des Dahingeschiedenen sein Beileid aussprechen ließ. Das Oesterreichische Museum hat seinen Gründer und ersten Director durch ein Bronzedenkmal geehrt, und auch an seinem Geburtshause in Olmütz erinnert eine Gedenktafel mit seinem Bildniß an die Bedeutung Eitelberger's für die Kunstentwicklung in Oesterreich.

J. v. Falke, Rudolf v. Eitelberger. Nekrolog. Separatabdruck aus der k. k. Wiener Zeitung vom 20., 21. u. 22. Mai 1885. Wien, Verlag des Oesterr. Museums 1885. — Rudolf v. Eitelberger und das Oesterr. Museum für Kunst und Industrie. Vortrag, gehalten im k. k. Oesterr. Museum am 26. Oct. 1885 von J. v. Falke (Mittheilungen des k. k. Oest. Mus., N. F. I, Nr. 1). — Mittheilungen des k. k. Oest. Mus. XX, 236.

J. Folnesics.

Elsner *): Wilhelm Ferdinand E., preußischer Patriot in der Zeit der Befreiungskriege, geboren als Sohn des Kreisjustizraths Ferdinand E. am 28. Januar 1786 zu Tarnowitz, † am 6. April 1848 in Kalinowitz, Kr. Groß-Strehlitz in Oberschlesien, genoß seine erste Schulbildung in Tarnowitz. Im 14. Lebensjahr kam er auf das Gymnasium zu Brieg, von wo er mit dem Zeugniß der Reife im October 1802 auf die Universität Frankfurt ging, um Rechtswissenschaften zu studiren. Nachdem er am 14. Januar 1805 das

*) Zu Bd. XLVIII, S. 340.

Examen als Auscultator bestanden hatte, arbeitete er als solcher in Kalisch. Dann wurde er bei der neuschlesischen Kreisjustizcommission in Siewirz verwendet. Bei Ausbruch der Erhebung Schlesiens gegen Napoleon ergriff auch er die Waffen und wurde im December 1806 als Officier bei der leichten Infanterie angestellt. Die Anstrengungen des Feldzuges im Glatzer Gebirge übten indeß einen so schädlichen Einfluß auf seine ohnehin schwache Gesundheit, daß er sich im April 1807 genöthigt sah, wieder in den Civilstand zu treten. Nachdem er am 12. September die Prüfung als Referendar bestanden hatte, wurde er als solcher in Brieg beschäftigt. Doch schon am 9. December 1807 wurde ihm in Tarnowitz interimistisch die Verwaltung der dem oberschlesischen Bergrichter obliegenden Geschäfte übertragen. Auch in dieser Stellung blieb er nicht lange, da er unter dem 10. Juni 1809, dreiundzwanzigjährig, vom oberschlesischen Fürstenthumscollegium zum 2. oberschlesischen Landschaftssyndikus in Ratibor ernannt wurde. Als solcher erwarb sich der lebhafte, geistig ungemein angeregte und von vielseitigen Bildungsintereffen erfüllte junge Mann in dem Maße das Vertrauen seiner Landsleute, daß ihn die Wahlherren der oberschlesischen Städte in Ratibor im Frühjahr 1812 zu ihrem Vertreter bei der sogenannten interimistischen Nationalrepräsentation erwählten, die am 10. April jenes Jahres im Berliner Schlosse als erster bescheidener Anfang der von Stein geplanten Reichsstände zusammentrat. Zugleich wurde er von jenen Städten in die Generalcommission zur Regulirung der Kriegsschulden entsandt, deren Sitzungen an derselben Stelle vom Minister v. Schrötter am 25. Juli eröffnet wurden. Aus Anlaß dieser Wahl gab er bald darauf (Juni 1812) seine Stellung als Landschaftssyndikus auf. Unter seinen 40 Genossen, die vorwiegend dem Adel angehörten und wahrscheinlich zumeist erheblich älter als E. waren, gewann E. schnell, namentlich durch seinen brennenden Eifer eine führende Stellung. Er kam dadurch früh in Berührung mit Hardenberg und anderen leitenden Persönlichkeiten. Sein besonderer Stolz war es, bei den Berathungen mit edlem Freimuthe die Wünsche der Nation zu vertreten. Ganz im Stein'schen Sinne schwebte ihm die Einführung des Repräsentativsystems als der Schlußstein des großen preußischen Reformwerkes vor. Seine Thätigkeit in der Versammlung wurde durch die Ereignisse unterbrochen, die zur Erhebung Preußens gegen Napoleon führten. Wieder griff er zu den Waffen. Es machte auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck, als er in seinem stürmischen Patriotismus vier unvermögende Freiwillige auf seine Kosten ausrüstete. Er selbst fand unter Berücksichtigung seiner Theilnahme an der Goetzen'schen Erhebung unter dem 6. März 1813 Anstellung als Secondlieutenant im 1. Reservebataillon des 1. westpreußischen Infanterieregiments, das im Frühjahrsfeldzuge in Schlesien stand und im Herbste dem Corps des Generals v. Kleist angehörte. Krankheit verhinderte ihn, an der Entscheidung bei Leipzig theilzunehmen.

Aus dem Felde zurückgekehrt, spielte er in der im Januar 1814 neugewählten und mit weiteren, allerdings immer noch sehr engen Competenzen ausgestatteten Nationalrepräsentation, in die er zu seiner großen Freude von den oberschlesischen Städten abermals gewählt worden war und am 16. März wieder eintrat, sofort wieder eine beachtenswerthe Rolle. Hatte er vorher die Schaffung einer bestimmten Geschäftsordnung angeregt, so wirkte er jetzt lebhaft dafür, daß die Verhandlungen gedruckt oder irgendwie vervielfältigt würden. In der ersten Periode das Amt eines „Censors“ führend, wurde er in dieser zweiten zum Secretär der Versammlung gewählt. Bei seinem etwas hitzigen Temperament kam es wiederholt zu Zusammenstößen zwischen ihm und dem leitenden Minister v. Schrötter und Mitgliedern der Versammlung,

namentlich Vertretern des Adels, die sich nicht in eine Minderung ihrer bevorrechtigten Stellung finden wollten. Er zeigte sich in seinen wirthschaftlichen Anschauungen stark von England beeinflußt. Als die Rückkehr Napoleon's von Elba den Wiederausbruch des Krieges voraussehen ließ, trat er dringend für die Aufnahme einer Anleihe durch die Versammlung „im Namen der Nation" ein. Er sprach dabei von der „unverschuldeten Blindheit der Versammlung in Hinsicht auf die öffentlichen Verhältnisse des Staates", die sie doch nicht verhindern dürfe, sich auch in finanzieller Beziehung für das, was ihr das Vernünftigste zu sein schiene, zu erklären. Er hat dann noch am 7. April Gelegenheit genommen, an die Versprechungen wegen Erlasses einer Verfassung zu erinnern und einen Antrag gestellt, in dem um Beschleunigung der endgültigen Einführung der Landesrepräsentation ersucht wurde. Dieser Antrag führte zu einer lebhaften Debatte, die damit endete, daß die Versammlung ihm mit 23 gegen 13 Stimmen zustimmte. Der Beschluß lieferte einen überraschenden Beweis für das Erstarken des politischen Sinnes in Preußen und hat augenscheinlich Hardenberg wesentlich beeinflußt bei Abgabe seines bekannten bindenden Verfassungsversprechens vom 22. Mai 1815. Ueber E. hat einmal seine Frau geäußert, er sähe immer nur Kleinigkeiten in bevorstehenden schwierigen Veränderungen. Aehnlich erging es Hardenberg bei dieser Sache. Wenn der Staatsmann sich aber so über die Verhältnisse täuschte, so durfte es der Nationalrepräsentant um so eher.

Gleich nach Annahme seines Antrages ging E. wieder zum Heere ab, diesmal als Premierlieutenant im 18. Linien-Infanterieregiment der 15. Brigade (4. Armeecorps, Bülow). Als solcher wurde er in der Schlacht bei Belle-Alliance an der Spitze der von ihm befehligten Compagnie schwer durch einen Schuß in die rechte Lende verwundet. Bis spät im Herbst lag er infolge dessen im Lazareth zu Aachen. Zeitweise schwebte er in äußerster Lebensgefahr. Sein geistiges Interesse spiegelt sich darin, daß er sich, wie schon 1813 im Lagerleben, eifrig mit der Lectüre zahlreicher lateinischer Classiker, ebenso Schiller'scher und Goethe'scher Dichtungen und französischer, namentlich aber auch englischer Litteratur beschäftigte. Am 22. October erhielt er für Belle-Alliance das Eiserne Kreuz. Noch mehr belebte ihn die ihn am 25. October erreichende Nachricht, daß der Civilgouverneur Merckel ihn als Candidaten für die constituirende Nationalversammlung ins Auge gefaßt habe. Er glaubte sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß das Verfassungswerk im Fluß sei. Im Hinblick auf den baldigen Zusammentritt der constituirenden Versammlung hatte die interimistische Nationalrepräsentation bereits am 10. Juli 1815 ihre Thätigkeit beendigt. Schon im November war E. indeß darüber unterrichtet, daß aus seiner Candidatur nichts werden würde. Bald mußte er erkennen, daß die Verwirklichung des Unternehmens noch in weiter Ferne stand. Gleich nach seinem Wiedereintreffen in Berlin erhielt er unter dem 18. November den Posten eines Inquisitor publicus in Brieg. Unmittelbar darauf kam er um seinen Abschied vom Militär ein, der ihm mit dem Charakter als Hauptmann gewährt wurde. Sein Ehrgeiz sah sich durch seine neue Stellung in keiner Weise befriedigt. Er mußte aber ergreifen, was sich ihm bot, und war im übrigen geneigt, den Posten als eine vorübergehende Etappe zu betrachten. Schon zu Beginn des Jahres 1817 nahm er auch mit Freuden die durch Vermittlung des Grafen Hardenberg, der der 3. Abtheilung im Ministerium des Innern vorstand, sich bietende Gelegenheit wahr, als Justitiarius bei der Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, für die er schon als Nationalrepräsentant besonderen Sinn gezeigt hatte, in Groß-Strehlitz mitzuwirken. Er glaubte in dieser Stellung seinem Vaterlande wesentlich nützen zu können

und fühlte sich gerade hierzu berufen. So widmete er sich mit großem Eifer der neuen Thätigkeit. Er unterzog sich auch noch im Mai 1818 dem für das neue Amt erforderlichen großen Examen und erwarb in der Folge den Titel eines Justizraths.

Nach einigen Jahren hielt es der unruhige und leidenschaftliche Mann aber auch in dieser Stellung nicht mehr aus. Gemäß seiner ganzen Grundrichtung vertrat er in der Generalcommission die liberale Auffassung und gerieth infolgedessen insbesondere wegen der das Bauernedict vom 14. September 1811 einschränkenden Declaration vom 29. Mai 1816 in Meinungsverschiedenheiten mit seinem Generalcommissar v. Jordan. Er erstattete am 8. April 1824 ein Sondergutachten, das sich durch geschichtliche Fundirung und Kenntniß der sehr besonders gearteten oberschlesischen Verhältnisse auszeichnet und im Gegensatz zu den in dem Streben auf Einschränkung der Regulirarbeit noch über die Declaration vom 29. Mai 1816 hinausgehenden Großgrundbesitzern, denen sich Jordan anschloß, sogar für Erweiterung der Regulirbarkeit eintrat. Dies und anderes führte es herbei, daß er unter dem 9. December 1824, wiederum als Justitiar, an die Generalcommission zu Posen versetzt wurde. Dadurch fühlte er sich veranlaßt, einen schon längere Zeit in ihm reifenden Entschluß auszuführen, indem er am 5. April 1825 seinen Abschied nahm und sich ganz der Landwirthschaft widmete, für die er von früh an und mit den Jahren immer steigendes Interesse gehabt hatte. War es dem jungen Lieutenant doch im Herbst 1813 ein besonderer Triumph gewesen, Virgil's Georgica zu erbeuten und sich in deren Lektüre zu vertiefen. Bereits 1817 hatte er vom Fiscus ein größeres Gut gekauft und nach dessen Veräußerung im J. 1819 das schöne Besitzthum Kalinowitz im Kreise Groß-Strehlitz erworben. Dorthin siedelte er nun ganz über und schuf durch rastlose Thätigkeit und Zucht unter seinen Leuten eine bekannte Musterwirthschaft. Namentlich widmete er sich Waldanpflanzungen. Zu Kalinowitz kam in der Folge noch Ober-Heiduck im Kreise Beuthen. Eine Zeitlang (um 1832) war er auch Landrath seines Kreises. Sein enthusiastisches Wesen wußte Poesie in die trockensten Wirthschaftsangelegenheiten zu bringen. Eine gewisse geniale Art verursachte ihm freilich oft Verdruß. Neben der Landwirthschaft blieb die Politik seine Leidenschaft. Bis zuletzt bewahrte er sich große Vorliebe für die Engländer und englisches Wesen. Noch erlebte er den Ausbruch der Märzrevolution. Der große politische Gedanke seines Lebens schien nun endlich in die That umgesetzt zu werden. Unter dem Eindruck der den schon vor seiner Verwundung nicht sehr kräftigen Mann heftig bewegenden neuen Ereignisse ist er durch einen Schlagfluß aus dem Leben gerissen worden. Gleichsam als ein Denkmal seiner politischen Thätigkeit hinterließ er vierzehn Bände handschriftlicher Protokolle über die Berathungen der interimistischen Nationalrepräsentation, die er zum Theil selbst angefertigt hatte und die sich als eine höchst werthvolle Geschichtsquelle erweisen.

Er hatte sich 1816 mit der geistvollen Julie Rosenstiel, der Tochter des Directors der Berliner Porzellanmanufactur und Schwägerin Gottfried Schadow's, verheirathet, die ihm mehrere Kinder schenkte. Schadow hat den Feuerkopf E. gezeichnet. Einer der Söhne Elsner's, der am 29. October 1817 zu Gleiwitz geborene und am 18. Juni 1886 zu Kalinowitz verstorbene Martin E. wurde gleichfalls ein bekannter Landwirth, der mannichfache, für die preußische Monarchie fruchtbare Anregungen gab und als Vertreter des Kreises Birnbaum-Samter im Abgeordnetenhause einer der Gründer der freiconservativen Partei wurde. Martin E. erhielt am 15. September 1852 die Erlaubniß zur Führung des Namens Elsner v. Gronow. Schon sein

Vater hatte auf Grund einer Renovation vom 12. Januar 1807 vorübergehend den Adel geführt, ihn aber im Hinblick auf seine liberale Richtung wieder abgelegt.

Familienpapiere, mir vom Kriegsgerichtsrath Kurt Elsner v. Gronow zur Verfügung gestellt. — E. Friedlaender, Matrikel der Universität Frankfurt a. O. — Alfred Stern, Die Sitzungsprotokolle der interimistischen Landesrepräsentation Preußens 1812—1815. In: Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit. Leipzig 1885, S. 129 bis 144. — Derselbe, Geschichte der preußischen Verfassungsfrage 1807 bis 1815. Ebenda S. 145—223. — Derselbe, Eine preußische Verfassungsdebatte aus dem Jahre 1815. Westermann's Monatshefte, Mai 1882, S. 237—243. — Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 411. — Kurt Elsner v. Gronow, Eine Episode aus der Schlacht von Belle-Alliance. Militärwochenblatt 1907, Nr. 129. — Friedrich Knapp, Bauernbefreiung I, 214; II, 403. — Gritzner, Standeserhöhungen. — Die königl. preußische Archivverwaltung bereitet eine Publication aus den von E. hinterlassenen bzw. angefertigten Protokollen d. Nationalrepräsentation vor.

Herman v. Petersdorff.

Erdmann*): Karl E., Professor des Provincialrechts an der Universität Dorpat, geboren am 25. Mai 1841 in Wolmar in Livland, † zu Dorpat am 27. October 1898. E. erwuchs in einem kleinen livländischen Landstädtchen, wo sein Vater, später Professor in Dorpat, ein weit und breit bekannter und geliebter Arzt war und wo ein Kreis praktisch tüchtiger Männer wirkte, stets bestrebt, die geistige Entwicklung Deutschlands zu verfolgen und sich anzueignen. Er absolvirte rasch das Gymnasium und die Universität zu Dorpat, hörte philologische, historische und philosophische Vorlesungen und widmete sich dann ganz der Rechtswissenschaft. Seine Studien setzte er in Heidelberg zwei Jahre als Schüler Vangerow's fort. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er in Mitau Secretär des Magistrats, der damals nicht nur Verwaltungs- sondern auch Gerichtsbehörde war. Hier bearbeitete er hauptsächlich die Civilsachen und bereitete sich durch sechsjährige angestrengte Arbeit auf seine wissenschaftliche Thätigkeit vor. E. erwarb im J. 1870 in Dorpat die Magisterwürde, habilitirte sich als Privatdocent, erlangte 1872 den Doctorgrad, wurde außerordentlicher und 1873 ordentlicher Professor des Provincialrechts. Seine Studienjahre und sein Eintritt in die Praxis fiel in eine aufstrebende Zeit. Die großen Reformen, die Kaiser Alexander II. in Rußland durchführte, ließen von dem wohlwollenden Monarchen auch wichtige Reformen für die Ostseeprovinzen erwarten. Es ging wie Frühlingswehen durch das Land. Die Universität erhielt ein neues Statut, das ihr größere Mittel und große Selbständigkeit verlieh und ihre rasche Blüthe beförderte. Man sah mit Vertrauen in die Zukunft und hoffte auf eine für das Land gedeihliche Entwicklung. In solchen Zeiten ist die Arbeit Genuß. E. brachte zu dieser Arbeit eine vortreffliche Schulung, eine große Begabung für rasche Auffassung und systematische Gestaltung mit. Er wirkte besonders durch das gesprochene Wort, indem er in großen Zügen das Wesentlichste seines Themas seinen Zuhörern vorführte, sie zu begeistern wußte und zu eigener selbständiger Arbeit anregte. Seine Begabung lag auf dogmatischem Gebiet, historische Untersuchungen und Forschungen lagen ihm fern. Für die Aufgabe seines Lebens, die systematische Darstellung des baltischen Privatrechts, das er als echtes Privatrecht, geschaffen nicht nur für Privatpersonen, sondern durch

*) Zu Bd. XLVIII, S. 391.

Privatpersonen, bezeichnete, bereitete er sich durch das eingehende Studium der Gerichtspraxis und die schriftstellerische Bearbeitung einzelner Fragen vor.

Sein Hauptwerk „System des liv-, esth- und kurländischen Privatrechts“ erschien 1889—1894 (Riga). Von seinen Monographien sind hervorzuheben: „Das Güterrecht der Ehegatten während fortdauernder Ehe nach dem Provincialrecht Liv-, Esth- und Kurlands“ (Dorpat 1872); „Das Güterrecht der Ehegatten nach Auflösung der Ehe“ (Dorpat 1873); „Das dingliche Miethrecht der modernen Provincial-Gesetzgebung“, und eine Reihe anderer Abhandlungen in der von der Dorpater Juristenfacultät in den Jahren 1868—1891 herausgegebenen Zeitschrift für Rechtswissenschaft, sowie in den Dorpater Juristischen Studien 1893—1895.

In hervorragendem Grade Herr der Form in Wort und Schrift, behandelte er als beliebter Redner vor einer immer großen Zuhörerschaft in ernster, geistreicher Auseinandersetzung wichtige Fragen des Lebens. Die „Gesammelten Vorträge“ (Reval 1897) behandeln Themata aus dem Grenzgebiet zwischen Rechts- und Empfindungsleben und die durch die gewaltsame Russificirung hervorgerufene Frage, „was uns bleibt“.

Im J. 1884 wurde der Universität infolge der Russificirung das Recht entzogen, die Professoren zu erwählen und nach 25jährigem Dienst auf weitere fünf Jahre wiederzuwählen. So konnte es geschehen, daß E. im J. 1893, obwohl im kräftigsten Alter stehend, pensionirt und entlassen wurde. In das zwangsweise eingeführte Neue konnte er sich nicht finden, die Verdrängung aus seiner Berufsthätigkeit nagte am Mark seines Lebens. Eine tückische Krankheit warf ihn, der eigentlich nie krank gewesen, darnieder und endete frühzeitig seine irdische Laufbahn.

Genaueres bei Engelmann, Prof. Karl Erdmann, Baltische Monatsschrift Bd. 55, und Biographisches Lexikon der Professoren der Universität Dorpat (russisch) I, 571. J. Engelmann.

Eulenburg *): Friedrich Albrecht (genannt Fritz) Graf zu E., preußischer Staatsmann, geboren am 29. Juni 1815 zu Königsberg i. Pr., war ein Sproß der im 12. Jahrhundert hoch angesehenen Familie von Ileburg, die in Sachsen-Meißen, Schlesien und Böhmen reich begütert, durch den Besitz der Burggrafschaft Wettin in nahen Beziehungen zum sächsischen Fürstenhause, um 1170 Schloß, Stadt und Herrschaft Eilenburg erworben hatte, dann aber in der alten Heimath allmählich verschwindet, indem einzelne Zweige aussterben oder ihren Besitz aufgeben, dagegen seit Anfang des 15. Jahrhunderts im preußischen Ordensland zunächst vorübergehend auftaucht, um 1454 aber sich dauernd unter dem Namen Eulenburg in Rastenburg und Friedland niederläßt und hier ihre Heimath findet, großes Ansehen und umfangreichen Grundbesitz erwirbt und 1786 von Friedrich Wilhelm II. mit der Grafenwürde bekleidet wird, um insbesondere im 19. Jahrhundert eine Reihe hervorragender Beamter, Politiker und Staatsmänner hervorzubringen, entsprechend ihren sprichwörtlichen Geistesgaben: „Klug wie die Eulenburgs“ sagt ein ostpreußisches Bonmot. Graf Fritz gehörte der jüngsten der vier Linien an und war der Sohn des in dem Freiheitskampf mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Rittmeisters a. D. Grafen Friedrich Leopold, Herrn auf Perkuiken und der Amalie v. Kleist-Dahmen. Nachdem Perkuiken bei der mißlichen Lage der Landwirthschaft infolge der Napoleonischen Kriege verkauft worden war, lebte die Familie im ererbten väterlichen Haus in Königsberg (dem heutigen Landrathsamt in der Königsstraße), in welchem jahrelang die Stiefurgroßmutter,

*) Zu Bd. XLVIII, S. 448.

Oberburggräfin v. Ostau, geb. Gräfin Schlieben-Gerdauen die Erziehung der Kinder leitete und auf ihre Gemüthsbildung entscheidenden Einfluß übte. Da Graf Fritz schon 1830 die Mutter und 1845 auch den Vater verloren hatte, schloß er sich, selbst unvermählt, um so inniger an seinen Bruder Philipp an, welcher in der Folge durch Heirath die uckermärkische Herrschaft Liebenberg und das clevische Rittergut Hertefeld an sich brachte. Von stattlicher Erscheinung, schönem, eindrucksvollem Gesicht, verband er mit hohen Gaben des Geistes und Verstandes ein äußerst liebenswürdiges, gewinnendes Wesen, gab sich aber auch, wie Bismarck bemerkt, „von Jugend auf mit Schonungslosigkeit jeder Art von Genuß hin“ und liebte Zeit seines Lebens jene freie Form geselliger Unterhaltung, die eigentlich mit seiner sonstigen tieferen Lebensauffassung nicht ganz im Einklang stand. Noch als Minister pflegte er bei seinen berühmten kleinen Diners, welche jahrelang den Sammelpunkt der hervorragendsten Politiker bildeten und im übrigen durch den Wechsel zwischen köstlichem Humor und geistvoller Erörterung der brennenden Zeitfragen als einzig in ihrer Art galten, zum Staunen der Gäste schon zur Suppe „seine Geschichten“ zum besten zu geben, die von Gang zu Gang immer pikanter wurden, ohne daß sich dabei aber seine feine Herzensbildung und Güte verleugneten: seine schlagfertige Zunge und sein sprudelnder Geist verletzten niemals. Eduard Simson, zu dem er seit der Schulzeit in nahen Beziehungen stand, war als Reichstagspräsident sein häufiger Gast und nannte ihn den begabtesten Menschen, der ihm je begegnet sei.

Nachdem er das Gymnasium als bester Schüler verlassen und in Königsberg und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft studirt hatte, trat er Ende 1835 als Auscultator in Frankfurt a. d. Oder in den Staatsdienst; im September 1837 zum Referendarius ernannt, arbeitete er beim Landgericht in Coblenz und den Oberlandesgerichten Köln und Münster, war nach Ablegung der dritten juristischen Prüfung, am 18. Januar 1842 zum Gerichtsassessor ernannt, bei den Landgerichten in Köln und Oppeln thätig, während es ihm gestattet war, zugleich bei den Regierungscollegien daselbst zu arbeiten, um den Uebertritt zur Verwaltung vorzubereiten. Im November 1844 wurde er Regierungsassessor in Oppeln, 1845 in Merseburg. Im Begriff, mit einjährigem Urlaub eine Reise nach Nordamerika anzutreten, wurde er im Juli 1848 wegen seiner außergewöhnlichen Befähigung und gründlichen wissenschaftlichen Bildung und hervorragenden Geschäftsgewandtheit zur Beihülfe bei legislatorischen Arbeiten in das Finanzministerium und demnächst am 27. Januar 1849 in das Ministerium des Innern berufen, wo er im September Regierungsrath wurde. Unter besonderer Anerkennung seiner bisherigen ersprießlichen Dienste wurde er 1852 zum Generalconsul für Belgien in Antwerpen ernannt, erhielt 1855 den Titel Legationsrath und 1859 die Kammerherrnwürde. Das im April 1859 ihm übertragene Generalconsulat Warschau trat er nicht an, vielmehr wurde er im October 1859 als Königlicher Gesandter an die Spitze der preußischen Expedition nach den ostasiatischen Gewässern gestellt, um mit China, Japan und Siam Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsverträge abzuschließen. Hierbei entwickelte er solche Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß er trotz der großen Hindernisse, die sich seiner Aufgabe in Yeddo und Peking entgegenstellten, den Vertrag mit Japan bereits am 24. Januar 1861, den zwischen allen Zollvereinsstaaten, Mecklenburg und den Hansestädten und China am 2. September 1861, den mit Siam am 7. Februar 1862 zu Stande brachte. In Japan hatte sich die Erstreckung des Vertrags auf die genannten nichtpreußischen deutschen Staaten nicht durchsetzen lassen. Nach seiner Rückkehr Ende April 1862 wurde er unter Ver-

leihung eines hohen Ordens (Rother Adlerorden II. Classe) unter Vorbehalt weiterer Verwendung im auswärtigen Dienst zur Disposition gestellt und vorläufig im auswärtigen Ministerium beschäftigt.

Am 8. December 1862 aber wurde er als Minister des Innern in das sog. Conflictsministerium berufen, dessen Vorsitz am 23. September Otto v. Bismarck übernommen hatte. Nachdem aber das Ministerium nach dem Krieg von 1866 vom Landtag für die budgetlose Verwaltung der letzten Jahre Indemnität erbeten und erhalten hatte, hörte es auf, Conflictsministerium zu sein, und so zerfällt auch Eulenburg's Amtsführung in zwei deutlich von einander sich abhebende Perioden; während in der ersten die Thätigkeit des Ministers des Innern mehr oder wenig ausschließlich darauf gerichtet war, parlamentarische Angriffe gegen die Staatsregierung abzuwehren und die Autorität und die Gerechtsame der Krone zu vertheidigen, griff seit 1866 eine lebhafte positive Reformthätigkeit Platz, welche zunächst die Einrichtung der neuen Provinzen auf preußischen Fuß und weiterhin die Umgestaltung der inneren Verwaltung durch Einführung der Selbstverwaltung und Verwaltungsrechtsprechung zum Gegenstande hatte. Hatte der König zunächst gegen Eulenburg's Berufung zum Minister des Innern Bedenken gehabt, die Bismarck mit dem Hinweise überwand, daß er wohl „arbeitsscheu und vergnügungssüchtig“ aber auch „gescheit und schlagfertig“ sei, und daß ihn, wenn er „als Minister des Innern in der nächsten Zeit als der Vorderste auf der Bresche stehen müsse, das Bedürfniß sich zu wehren und die Schläge, die er bekomme, zu erwidern, aus seiner Unthätigkeit herausspornen werde“, so erwies sich E. in der That in den Jahren des Conflicts wie bei Einholung der Indemnität als tüchtiger Mitstreiter Bismarck's und war anerkanntermaßen neben diesem und Roon unzweifelhaft die erste Capacität des Ministeriums und ein ausgezeichneter Parlamentsredner. Mochten einzelne seiner Verwaltungsmaßregeln über das Ziel hinausschießen, wie die bekannte Anklage gegen den Abgeordneten Twesten, die sog. Preßordonnanz von 1863, jene Nothverordnung, welche die Unterdrückung staatsfeindlicher Blätter vorsah, aber beim Widerspruch des Abgeordnetenhauses außer Kraft gesetzt werden mußte, oder der Erlaß vom 24. September 1863 über das Verhalten der Verwaltungsbeamten und besonders der sog. politischen Beamten bei den Wahlen, welcher zwei Jahrzehnte später von Bismarck als aus der damaligen Kampfesstimmung geboren ausdrücklich preisgegeben wurde, so zeugten sie doch von seiner aufrichtigen Ueberzeugung, daß „die Einführung freier Institutionen dem Beamtenstande wesentlich die Aufgabe zugewiesen habe, eine Stütze der verfassungsmäßigen Rechte des Throns zu sein“, und von dem Willen, die ihm selbst gestellte Aufgabe „mit aller ihm verliehenen Kraft“ zu erfüllen.

Nach der Vergrößerung des Staats im J. 1866 wandte er sich den bisher zurückgestellten positiven Aufgaben seines Ressorts zu und leitete zunächst unter Wahrung der Interessen der Gesammtmonarchie wie der berechtigten Eigenthümlichkeiten der neuen Gebiete mit staatsmännischem Blick und mit sicherer und schonender Hand die neuen Landestheile in die neue preußische Ordnung hinüber, nicht ohne die Hoffnung, aus den hier gemachten Erfahrungen für Altpreußen Nutzen zu ziehen. Begierig ergriff er die Gelegenheit, den neuen Landestheilen eine communale Selbstverwaltung in ihren Landesdirectionen, Ausschüssen und Landtagen zu gewähren, was in Hessen und Nassau leicht, schwerer in Hannover zu ermöglichen stand, sofern es sich hier um eine Staatsdotation von jährlich ½ Million handelte, was für die Reform der alten Provinzen präjudicirlich schien und nicht ohne Widerspruch durchging. Demnächst nahm er die Reform der altländischen Kreisverfassung, sein

Hauptwerk, in Angriff, welche die Reste der patrimonialen Ordnung, die gutsherrliche Polizei beseitigen und die ständische Zusammensetzung der Kreistage abschaffen und die moderne Verwaltungsjurisdiction anbahnen sollte. War es ihm aber unschwer gelungen, den König von der Nothwendigkeit dieser Reform zu überzeugen, so stieß er, obwohl selbst von conservativen Anschauungen durchdrungen und sie in allen politischen Reden offen bekennend, auf den heftigsten Widerstand der conservativen Partei, ohne sich aber dadurch zum ernstlichen Versuch berufen zu fühlen, die (nach Roon) nothwendige Reorganisation der Partei herbeizuführen und sie zu bewegen, die „Rolle des Hemmschuhs“ aufzugeben. Lag hierin nach Roon's Auffassung ein Mangel, der seine Eignung für das Ministeramt in Frage stellte, so erklärte er sich zum Theil daraus, daß sich in jener Zeit zwischen Bismarck und den Conservativen eine Entfremdung eingestellt hatte, welche es auch sonst E. unmöglich gemacht hätte, das Vertrauen der ihm an sich so nahe stehenden Partei zu gewinnen. Umsonst hatte er ihr zugerufen, ein vernünftiger Conservatismus müsse zwar nothwendig eingelebte Verhältnisse so lange conserviren, bis sich etwas Besseres biete, aber er dürfe nicht bloß verneinend und an Lieblingsanschauungen festhaltend, immer auf demselben Standpunkte halten, er müsse vielmehr zur rechten Zeit Concessionen machen, wenn sie sich als nützlich oder nothwendig erwiesen. Bismarck aber „beschränkte sich damals auf die Rolle des passiven Zuschauers und war nur selten zu bewegen, eine Meinungsäußerung auf die politische Bühne gelangen zu lassen, auf welcher Eulenburg sein Stück aufführte“ (Roon). Erst nach dreimaliger Einbringung des Gesetzentwurfs und mit Hülfe eines sog. Pairsschubs durch Ernennung von nicht weniger als 24 neuen Mitgliedern des Herrenhauses gelang es ihm, die Kreisordnung zu verabschieden, im wesentlichen dank der Hülfe der freiconservativen Partei, die seine später allgemein durchgedrungene Auffassung vom Wesen des Conservatismus schon damals sich angeeignet hatte. An die Kreisordnung, die sich später der allgemeinen Zustimmung erfreute, schloß sich die viel umstrittene Provinzialordnung von 1875, die die ständische Gliederung der Provinziallandtage aufgab, ferner das Verwaltungsgerichtsgesetz, das Competenzgesetz von 1876 mit der Umgestaltung der Bezirksregierungen, welche an Stelle des überlieferten Collegialsystems das französische Präfectursystem setzte. Als er dann 1876 an die Reform der altständischen Städteordnung herantrat, um sie in die Verwaltungsjurisdiction einzugliedern, stieß er auf neue Schwierigkeiten, insbesondere bei der nationalliberalen und der freisinnigen Partei, deren Wortführer die Miquel, Lasker und Virchow waren, weil sein Entwurf die Magistratscollegien über Gebühr schwächen, die Stellung des von der Regierung vielfach abhängigen Bürgermeisters über Gebühr stärken und so die Stadtverwaltung bureaukratisiren werde, weil andererseits die Fortführung der Verwaltungsreform dank der Unthätigkeit Eulenburg's zu schleppend sei und die immer dringlichere Kreis- und Provinzialordnung für Rheinland und Westfalen absichtlich verzögert zu werden scheine. Der Einbringung dieser Gesetze aber stellten sich angesichts der Zuspitzung der confessionellen Gegensätze in den Tagen des Culturkampfs innerhalb und außerhalb des Staatsministeriums unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Als die Angriffe immer heftiger wurden, obwohl E. bei den parlamentarischen Verhandlungen nach Bismarck's Ansicht „auch nach links unpraktische Concessionen machte“, indem ihn vermuthlich „ein gewisses Popularitätsbedürfniß überfallen“ habe, das „ihm früher ferngeblieben war, so lange er gesund genug war, sich zu amüsiren“, und als sich zugleich körperliche Leiden einstellten, nahm er im October 1877 einen halbjährigen Urlaub, während dessen

der Minister Friedenthal ihn vertreten sollte, worüber sich im Abgeordnetenhause lebhafte staatsrechtliche Debatten erhoben. Nach dessen Ablauf trat er am 30. März 1878 unter allerhöchsten Gnadenbeweisen in den Ruhestand. Er starb am 2. Juni 1881 in Schöneberg.

Als sich im Anfang der 1870er Jahre die Socialdemokratie auszudehnen begann, beobachtete er diese Bewegung sorgfältig, hielt es aber „für politisch richtig, sie eine Zeit lang gehen zu lassen, damit die Welt sehe, was es damit für eine Bewandtniß habe und um die Frucht nicht eher zu pflücken, als bis sie reif“ wäre, zögerte dann aber, als er die Zeit gekommen erachtete, nicht, im J. 1874 die socialdemokratischen Vereine zu schließen.

Noch einmal war er auf dem Gebiete der auswärtigen Politik thätig gewesen, indem er bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 in den kritischen Julitagen in Ems dem König Wilhelm bei dessen wiederholtem Zusammentreffen mit dem französischen Botschafter Grafen Benedetti zur Seite stand. Zur Erinnerung hieran verlieh ihm der König am ersten Jahrestage seiner Anwesenheit in Ems, am 13. Juli 1871, eine Domherrnstelle beim Brandenburger Domstift.

Dem Abgeordnetenhause gehörte Graf E. als Vertreter des Wahlbezirks Militsch-Trebnitz (Breslau 2) ununterbrochen von 1866 bis 1877 an.

Bewegte sich seine Ministerthätigkeit auch nicht bis zuletzt in aufsteigender Linie, so bleibt doch, wie der Nachruf im Staatsanzeiger unter dem 4. Juni 1881 hervorhob, der Name des Grafen Friedrich zu E. unauflöslich verknüpft mit der Geschichte der Reform der preußischen Verwaltung, für deren Verwirklichung er den richtigen Zeitpunkt erkannte und glücklich erfaßte. Die Kreisordnung vom 13. December 1872, sowie die Schöpfung der Verwaltungsgerichtsbarkeit ist sein Werk, dessen Durchführung ihm wohlverdiente Anerkennung auf die Dauer sichert.

Vgl. u. a. Mülverstedt, Geschichte der Grafen Eulenburg. Magdeburg 1877. — Zehn Jahre innerer Politik (1862—72), Reden des Ministers des Innern, Grafen zu Eulenburg. Berlin 1872. — Philipp Graf zu Eulenburg-Hertefeld, Ostasien. Berlin 1900. — Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. — Roons Denkwürdigkeiten, Bd. II u. III. — Tiedemann, Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei. 1909. A. Lotz.

Fabricius *): August Karl F., Finanzpolitiker und Statistiker, geboren am 22. Februar 1825 in Arnsburg, † am 10. Juni 1890 in Darmstadt. — F. entstammte einer ursprünglich in Nassau heimischen Familie von Forstleuten. Sein Vater Christian Wilhelm F. (geboren 1786, † 1877), der dritte von vier Brüdern, die alle dem ererbten Beruf angehörten, war 1804 in den Dienst des gräflichen Hauses Solms-Laubach getreten, als die kurz zuvor aufgehobene Cistercienserabtei Arnsburg in Oberhessen in dessen Besitz übergegangen war. Später zum Rentamtmann befördert, hat er hier mehr als 50 Jahre lang die Verwaltung der großen Waldungen des ehemaligen Klosters geführt. Nebenbei beschäftigte er sich mit der Geschichte des Klosters und mit dem in der Nähe vorüberziehenden römischen Pfahlgraben. Das Limeskastell Alteburg an der Wetter ist von ihm entdeckt, verständig ausgegraben und veröffentlicht worden. Frischen Geistes bis in das höchste Alter, noch als Neunzigjähriger ungebeugt in seiner stets aufrechten Haltung war der „Herr Rentamtmann“ die bekannteste Persönlichkeit der ganzen Gegend, hochverehrt und bewundert ob des reichen Schatzes seiner Erfahrung und der Klarheit seines Urtheils. Denn trotz der Abgeschlossenheit seines in 72 Jahren nie länger

*) Zu Bd. XLVIII, S. 478.

verlassenen Wohnsitzes hatte er sich einen weiten, freien Blick für die geistige und politische Entwicklung Deutschlands bewahrt, dessen Einigung unter der Führerschaft Preußens seine lang gehegten Wünsche erfüllte. Diese Denkweise, das vielseitige Interesse und die Liebe zur Natur vererbte er zugleich mit einem reinen, edlen und tüchtigen Sinn auf seine Söhne. Während von diesen der ältere, Julius, wieder Forstmann wurde († 1881 als Oberförster in Mainz), wandte sich der jüngere August als erster seines Stammes dem Staatsdienste und der Verwaltung zu.

Nur die Kindheit verbrachte F. in der noch immer klösterlichen Stille seines Geburtsortes. Seine Vorbildung empfing er in verschiedenen Pfarrhäusern Oberhessens und in den Gymnasien in Gießen und Darmstadt. Im Herbst 1842 bezog er die Gießener Universität, um Cameral- und Staatswissenschaften zu studiren. Dieses Studium umfaßte damals nicht allein nationalökonomische und juristische Disciplinen, sondern vor allem auch Mathematik, Naturwissenschaften und Technologie. Und diese letztere Fächer erweckten Fabricius' besonderes Interesse. Mathematik und Astronomie trieb er mit großer Vorliebe, hörte Chemie bei Liebig, Physik und Botanik und erwarb sich auf diesen Gebieten ausgebreitete Kenntnisse, die ihm vor den überwiegend juristisch ausgebildeten norddeutschen Verwaltungsbeamten einen später oft als werthvoll empfundenen Vortheil verliehen.

Im J. 1846 trat F. in den hessischen Staatsdienst und fand in den verschiedenen Zweigen der Steuerverwaltung, insbesondere von 1852 ab als Secretär bei der Oberzolldirection in Darmstadt Verwendung. Die Secretärstellen, welche in Preußen von Subalternbeamten versehen werden, wurden in Hessen ausschließlich mit jungen Beamten besetzt, welche den Anforderungen für den höheren Staatsdienst genügt hatten. Ihre Inhaber fanden dadurch Gelegenheit, alle Zweige der Verwaltung auf das genaueste kennen zu lernen. Insbesondere konnte F. sich auch mit den Einrichtungen und Aufgaben des Zollvereins, dem Hessen bereits seit 1828 angehörte, frühzeitig vertraut machen. Im Nebenamt versah er die Stelle eines Secretärs bei der Münzdeputation und war Probirer bei der Münze selbst. Nach vorübergehender Beschäftigung im Finanzministerium wurde er 1862 zum Obersteuerrath und Mitgliede der Oberzolldirection in Darmstadt ernannt, und 1868 erhielt er die Stelle eines vom Großherzogthum Hessen aus zu besetzenden Zollvereinsbevollmächtigten in Hannover.

In Darmstadt vermählte er sich 1852 mit Caroline Schleiermacher, der jüngsten Tochter des Orientalisten und Geheimenraths Andreas Schleiermacher (s. A. D. B. XXXI, 421), die ihm auf seinem weiteren Lebensweg als aufopferungsvolle Gattin treu zur Seite stand und bei der Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens auch in den norddeutschen Kreisen, in welche F. geführt wurde, sehr gerne gesehen und allseitig geschätzt war. Aus der glücklichen Ehe entstammen zwei Töchter und zwei Söhne.

Zwischen seinen Amtsgeschäften in Darmstadt fand F. freie Zeit zu wissenschaftlicher Bethätigung. Seine Veröffentlichungen betrafen hauptsächlich Fragen der Zollvereinsgesetzgebung, des Münzwesens und der Statistik. Schon in den 1850er Jahren war er ständiger Mitarbeiter an einer Reihe volkswirthschaftlicher Zeitschriften, namentlich an dem Bremer Handelsblatt, das von 1856—1861 unter der Leitung V. Böhmert's großes Ansehen genoß. Bei seinen publicistischen Arbeiten hatte F. als Hauptziel die Erweiterung und den Ausbau des Zollvereins auf nationaler Grundlage vor Augen und suchte die auf die Wiederherstellung der deutschen Reichseinheit gerichteten Bestrebungen auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete zu fördern. Im Zollwesen

wirkte er für die Erweiterung des freien Verkehrs unter Beschränkung der Zahl der zollpflichtigen Gegenstände auf wenige, finanziell wichtigere Artikel mit mäßigen Schutzzöllen nach dem jeweiligen Bedürfniß. Auf dem Gebiete des Münzwesens trat er für die Annahme der reinen Goldwährung in Deutschland ein, suchte aber bei der damals noch unüberwindlichen Schwierigkeit ihrer Durchführung auch nach anderen Mitteln zur Beseitigung der großen, für den Verkehr so lästigen Ungleichmäßigkeit in den bestehenden Währungsverhältnissen. In einem Artikel über die Wiener Münzconvention vom 24. Januar 1857, durch welche der preußische Thaler auf 1/30, der österreichische Gulden auf 1/45 des Zollpfundes reinen Silbers festgesetzt worden war, machte F. den Vorschlag, der deutschen Münzeinigung das Drittel des Thalers (= 1/2 Gulden) zu Grunde zu legen, in 100 Pfennige einzutheilen und weiterhin die neue Currentmünze „Mark“ zu nennen. Durch Annahme dieses Systems sollten zunächst die süddeutschen Staaten und die Hansestädte den Anschluß an den 30-Thaler- und 45-Guldenfuß gewinnen (Bremer Handelsblatt Nr. 280 vom 21. Februar 1857 und Nr. 377 vom 1. Januar 1859). Praktischer Erfolg blieb diesen Bestrebungen zunächst versagt. Unmittelbar fördernd war dagegen Fabricius' Thätigkeit auf dem Gebiet der Statistik.

Bereits im J. 1861 zum Mitgliede der damals in Hessen errichteten Centralstelle für Landesstatistik ernannt, nahm F. als Vertreter der hessischen Regierung an den Verhandlungen des internationalen statistischen Congresses in Berlin (1863), Florenz (1867) und im Haag (1869) theil. Dabei fand er nicht allein Gelegenheit zur Anknüpfung werthvoller persönlicher Beziehungen mit hervorragenden Statistikern Deutschlands und des Auslandes, sondern auch zur thätigen Mitwirkung an der Lösung statistischer Fragen von allgemeiner Bedeutung. Bei den Volkszählungen bestand große Unsicherheit darüber, auf welche Bevölkerungsbestandtheile die Aufnahmen in erster Linie zu erstrecken seien. Wenn nachmals schärfer zwischen staatsangehöriger, geburtsrechtlicher, ortsanwesender und ortsangehöriger Bevölkerung unterschieden wurde, so ist das wesentlich auf die von F. ausgegangenen Anregungen zurückzuführen. Auch in den „Beiträgen zur Statistik des Großherzogthums Hessen“ Bd. 1—11 und in Behm's „Geographischem Jahrbuch“ Bd. 1—4 hat F. neben der Bearbeitung statistischen Materials stets die allgemeineren Probleme der Bevölkerungsstatistik behandelt und über die Fortschritte auf diesem Gebiete berichtet. Seine 1868 veröffentlichte Schrift „Zur Theorie und Praxis der Volkszählungen“ (Zeitschr. des Preuß. Statistischen Bureaus Bd. 8) wird neben Engel's „Methode der Volkszählung“ (1861) in erster Linie zu den „scharf eindringenden methodischen Arbeiten“ gezählt, „welche sich zwar nur auf bestimmte Fragen der Bevölkerungsstatistik beziehen, aber auch helles Licht auf jede Art der statistischen Untersuchung zu werfen geeignet sind“ (Meitzen).

Aber nicht bloß auf wissenschaftlichem Gebiet hat F. seine theoretischen Ansichten vertreten, sondern er fand Gelegenheit, sie auch praktisch zur Geltung zu bringen. F. war noch in seiner Stellung bei der hessischen Oberzolldirection, als im J. 1868 die Wahl zum Abgeordneten des Deutschen Zollparlaments im Wahlkreise Darmstadt-Großgerau ihn zur Mitarbeit an den gemeinsamen Angelegenheiten des Zollvereins gelangen ließ. In den öffentlichen Verhandlungen des Parlaments trat F., der sich der freiconservativen Partei angeschlossen hatte, nur selten hervor; um so mehr war er an den Berathungen der Ausschüsse und an den sich anschließenden Commissionsarbeiten betheiligt. Ein erheblicher Theil der Ausführungsvorschriften zu dem Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869, dem wichtigsten Ergebniß der gesetzgeberischen Thätigkeit

des Zollparlaments, die ganzen Begleitscheinregulative, ist von F. ausgearbeitet worden.

In dem durchaus selbständigen und inhaltreichen Programm, mit welchem F. vor die Wähler getreten war, wird unter anderem die Nothwendigkeit betont, in den Zollvereinsstaaten durch gemeinsame Gesetze ein übereinstimmendes Verfahren bei Ermittlung der Volkszahl als Maßstab für die Vertheilung der gemeinschaftlichen Einnahmen herzustellen. Im Parlament, dessen Thätigkeit durch die Revision und Codification der bestehenden Zollgesetzgebung und Tariffragen in Anspruch genommen war, fand F. keinen Raum zur Verwirklichung dieses Programmpunktes. Er richtete aber am 25. November 1868 von Hannover aus an Bismarck als den damaligen Bundeskanzler des Zollvereins einen Bericht über die Statistik des Zollvereins, legte darin die Mängel der bestehenden Einrichtungen und Leistungen dar und entwickelte eine Reihe von Vorschlägen zu ihrer Beseitigung. Auf diese Anregung hin wurde im Januar 1870 eine „Commission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins“ nach Berlin berufen, der F. als Vertreter der hessischen Regierung angehörte. Das Ergebniß der Berathungen dieser Commission, die in den Jahren 1870 und 1871, vom Krieg unterbrochen, 81 Sitzungen abhielt, bildet die Grundlage für den Ausbau und den heutigen Stand der Reichsstatistik. Der von F. gestellte Antrag ist an der Spitze der Protokolle und des Berichtes der Commission im Eingange des 7. Bandes der „Statistik des deutschen Reiches“ abgedruckt.

Bereits in den Ausschüssen des Zollparlaments hatten die Vertreter der preußischen Regierung F. als einen Mann von hervorragender Sachkenntniß und Befähigung kennen gelernt. So kam es, daß er im Herbst 1870, obwohl Süddeutscher und bis dahin nur im hessischen Staatsdienst beschäftigt, als vortragender Rath in das preußische Finanzministerium nach Berlin berufen wurde. In seiner Stellung als hessischer Zollvereinsbevollmächtigter bei der Provinzialsteuerdirection in Hannover hatte F. allerdings sich auch mit den Einrichtungen der preußischen Finanzverwaltung vertraut gemacht und auf den ihm obliegenden Inspectionsreisen die Zolleinrichtungen in dem ganzen Gebiet zwischen Ems und Elbe mit den wichtigen Nordseehäfen kennen gelernt. Im Finanzministerium, wo er der Abtheilung für Zölle und indirecte Steuern angehörte, wurde ihm wohl deshalb das Referat über die Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein mit Bremen, Hamburg und Lübeck zugewiesen und neben der Bearbeitung der Salz- und der Zuckersteuer der Entwurf eines Hafenregulativs für die preußischen Seehandelsplätze übertragen. Daneben gingen statistische Arbeiten. Denn auch in die Statistische Centralcommission für Preußen wurde F. im J. 1871 als ständiges Mitglied aufgenommen, ja es trat die Frage an ihn heran, ganz auf das Gebiet der Statistik überzugehen. Auf Vorschlag der erwähnten Commission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins war nämlich die Errichtung des Kaiserlichen Statistischen Amtes in Berlin beschlossen worden, und die Stelle des Directors in dieser neuen Behörde in Verbindung mit der eines Referenten für Zollsachen im Reichskanzleramt wurde F. angeboten. Er lehnte jedoch ab, weil er mit Recht annahm, daß die Verbindung der beiden Aemter sich nicht werde durchführen lassen. Dagegen übernahm er im April 1872 die Stelle eines Directors der Zölle und indirecten Steuern in Elsaß-Lothringen, obwohl er sich nur ungern von dem ihm in hohem Grade zusagenden Wirkungskreis in Berlin trennte. Die Bedeutung des ihm angetragenen Postens an der Spitze einer über 2000 Beamte umfassenden Behörde, die verlockende Aufgabe, einen wichtigen Zweig der deutschen Verwaltung im neu gewonnenen Reichsland zu

organisiren, und vaterländisches Empfinden gaben zuletzt den Ausschlag. Es heißt darüber in seinen Aufzeichnungen: „Als ich mich entscheiden mußte, machte ich unmittelbar zuvor noch einen Gang durch den Thiergarten. Der nahende Frühling, welcher mir hier überall im jungen Grün entgegen trat, belebte meinen Unternehmungsgeist und beseitigte die letzten Zweifel. Hoffnungsreich wie die mich umgebende Natur wurde meine Stimmung, und als es nun gar der Zufall wollte, daß der Orgelmann an der Luiseninsel sein Spiel mit der Melodie zu ‚O Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt‘ begann, kehrte ich zur Stadt zurück und gab meine zustimmende Erklärung ab.“

Während der ersten Jahre seiner Wirksamkeit in Straßburg hatte F. seine Verwaltung mit einem aus allen Theilen Deutschlands zusammengewürfelten Beamtenpersonal einzurichten und das Steuerwesen der Reichslande im Sinne deutscher Rechtsauffassung umzugestalten. Seiner Einsicht, Geschäftskenntniß und Gewandtheit ist es zu verdanken, daß die vielen Schwierigkeiten, welche sich der deutschen Regierung gerade auf diesem Gebiete entgegenstellten, überwunden werden konnten, ohne daß vorhandene Gewohnheiten und berechtigte Interessen empfindlich verletzt wurden. F. bewirkte unter anderem die Beseitigung der complicirten und lästigen Besteuerung des Weins und des Branntweins, welche den deutschen Anschauungen und Verkehrsverhältnissen in keiner Weise entsprachen, und sorgte für den nöthigen Ersatz durch einfachere und gerechtere Arten der Besteuerung sowie für den Anschluß an die norddeutsche Branntweinsteuergemeinschaft. Die Verwaltung der Zölle und indirecten Steuern war damals von der übrigen Landesverwaltung getrennt, und F., dem 1875 der Amtscharakter eines Generaldirectors verliehen wurde, unterstand direct dem Reichskanzler. Das verursachte für F. zwar manche Schwierigkeiten, insofern die politischen Landesbehörden bei den nothwendigen Reformen im Gebiete des Steuerwesens ihn die erforderliche Mitwirkung nicht selten vermissen ließen, aber die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seiner Stellung erleichterten ihm in anderer Beziehung seine Amtsführung, für die er im Reichskanzleramt stets wirksame Unterstützung fand. Nach einigen Jahren angestrengter Arbeit brachte es F. auch dahin, daß der gute Zustand seiner Verwaltung allseitig, auch bei den Einheimischen, anerkannt wurde. Als dann aber im October 1879 der Sitz der Oberbehörde für Elsaß-Lothringen von Berlin nach Straßburg kam, als die Befugnisse des Reichskanzlers in Bezug auf die Reichslande auf einen kaiserlichen Statthalter übergingen und in Straßburg selbst Ministerien eingerichtet wurden, verlor Fabricius' Dienststellung wesentlich an ihrer ursprünglichen Bedeutung. Doch öffnete sich ihm insofern ein neues Feld lohnender Thätigkeit, als ihm das damals neu errichtete Commissariat der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen beim Bundesrath im Nebenamt übertragen wurde.

Schon 1878 hatten statistische und steuerpolitische Aufgaben F. wieder auf längere Zeit nach Berlin geführt. Er nahm hier zunächst an der Berathung einer Commission für Reform der Statistik des auswärtigen Verkehrs im deutschen Zollgebiete theil, nach deren Vorschlägen die Handelsstatistik des deutschen Reiches völlig neu geordnet wurde (Statistik des Deutschen Reiches Bd. 43). In demselben Jahre führte F. den Vorsitz in der auf Grund des Reichsgesetzes vom 26. Juni 1878 einberufenen Enquêtecommission, welche die gesammten Tabaksteuerfragen in eingehendster Weise erörterte. Der von dieser Commission erstattete, in sechs Foliobänden veröffentlichte Bericht gilt als Hauptfundgrube von Material für die Technik und Politik dieses wichtigen Steuergebietes. Während aber die Commission noch in Thätigkeit

war, trat an F. die Frage heran, die Leitung des Reichsschatzamtes zu übernehmen, dessen Abzweigung vom Reichskanzleramte Bismarck im Zusammenhang mit seinen großen Plänen auf Umgestaltung der Reichsfinanzen und der Zollpolitik ins Auge gefaßt hatte. F. war von dem damaligen liberalen preußischen Finanzminister Hobrecht für die Stellung des Reichsschatzsecretärs in Vorschlag gebracht worden; der Reichskanzler beabsichtigte indeß, ihm zunächst den Vorsitz in der für die Revision des Zolltarifs einzuberufenden Commission und damit die Vertretung seiner gerade von liberaler Seite entschieden abgelehnten steuerpolitischen Pläne zu übertragen. Schon darin lag für F. die Unmöglichkeit, auf das Anerbieten einzugehen, ohne das in ihn gesetzte Vertrauen nach der einen oder nach der anderen Seite zu verletzen. Die Absichten des Kanzlers, welche den Uebergang zur Schutzzollpolitik bedeuteten, standen zudem mit den zollpolitischen Grundsätzen, die F. bis dahin vertreten hatte, in allzu schroffem Widerspruch. Er hätte mit seiner ganzen Vergangenheit brechen müssen und bat deshalb, von seiner Person als dem Vorsitzenden der Tarifcommission Abstand zu nehmen. Damit war zugleich entschieden, daß er das Schatzamt nicht übernehmen konnte.

Im Bundesrath dagegen, dem F. in der erwähnten Eigenschaft in den Jahren 1880—1882 angehörte, bot sich ihm neben der Vertretung der reichsländischen Interessen vielfach Gelegenheit zur Mitarbeit an den allgemeinen steuerpolitischen Fragen und Aufgaben. Allerdings steht der Regierung von Elsaß-Lothringen bekanntlich kein Stimmrecht im Bundesrathe zu. Aber die Stellung und die Befugnisse des reichsländischen Commissars wurden nach den von F. gemachten Vorschlägen und wohl auch aus Rücksicht auf seine Person in einer Weise geregelt, welche dem Vertreter Elsaß-Lothringens die Betheiligung an den Ausschüssen des Bundesrathes und die Uebernahme von Referaten ermöglichte.

Im Herbst 1882 mußte F. jedoch infolge Erkrankung an einem asthmatischen Leiden auf seine Thätigkeit in Berlin verzichten. Seinem Amte in Straßburg konnte er noch eine Reihe von Jahren, wenn auch in ständigem Kampfe gegen die zunehmende Krankheit, vorstehen. Im Frühjahre 1890 trat er in den Ruhestand, aber in die alte Heimath zurückgekehrt, erlag er hier schon nach kurzer Zeit dem Leiden am 10. Juni 1890 im 66. Lebensjahr.

F. war von stattlicher Erscheinung, seine Haltung war in gesunden Tagen aufrecht und frei, er hatte eine frische, kräftige Natur, in seinem Wesen war er schlicht und bescheiden. Wenn ihm auch der öffentliche Dienst immer als die vornehmste Lebensaufgabe galt, in deren Erfüllung er sich nie genug thun konnte, so reichten seine Interessen doch weit hinaus über die Grenzen seines Berufes und über die mit diesem zusammenhängenden wissenschaftlichen Fragen. Er war ein großer Freund der Natur; als rüstiger Wanderer hat er noch das ganze elsaß-lothringische Grenzgebiet aus eigener Anschauung kennen gelernt. Mit feinem musikalischem Gehör und einer kräftigen Baßstimme begabt, gehörte er in jüngeren Jahren dem Darmstädter Musikverein an und hatte daneben mit Freunden regelmäßige Quartettabende. Ueberhaupt war F. sehr gesellig, und durch die liebenswürdige Art seines Auftretens hat er sich überall, nicht zum wenigsten in Norddeutschland, zahlreiche Freunde erworben. In Berlin und in Straßburg verkehrte er mit Vorliebe im Kreise der Universität. In Verbindung mit Schmoller gründete er in Straßburg die Staatswissenschaftliche Gesellschaft, deren Vorsitz er von 1872 bis 1877 geführt hat. Während des Krieges von 1866 war er Präsident des hessischen Hülfsvereins für verwundete Krieger und führte selbst einen Transport von Pflegematerial auf das Schlachtfeld von Aschaffenburg und

Laufach. Die Ereignisse des Jahres 1866 waren ihm besonders schmerzlich, weil die hessischen Truppen auf der Seite der Gegner Preußens kämpften, während er und seine näheren Freunde in Hessen längst die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß nur unter Preußens Führerschaft das deutsche Reich wiedererstehen könne. F. war denn auch einer der ersten süddeutschen Beamten, die durch ihren Uebertritt in den preußischen und später in den Reichsdienst persönlich dazu beigetragen haben, die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu überbrücken.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen, auf welche auch in der Hauptsache die Angaben bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrath IV, 318—321 zurückgehen (dort Genaueres über Berufung zum Reichsschatzsecretär). Ein Nekrolog, der besonders die Wirksamkeit in Elsaß-Lothringen behandelt, in der Straßburger Correspondenz vom 13. Juni 1890; ein anderer, in dem mehr das Persönliche betont wird, in der Darmstädter Zeitung vom 25. Juni 1890. E. F.

Falke*): Jakob von F. wurde am 25. Juni 1825 im Städtchen Ratzeburg im Lauenburgischen als Sohn des bürgerlichen Brauers Christoph Falke geboren. Er absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und kam mit 20 Jahren an die Universität Erlangen, wo er sich der classischen Philologie zuwendete, um Gymnasiallehrer zu werden. Seine wirkliche Neigung gehörte aber der Geschichte. Nach drei Semestern ging er nach Göttingen und trieb hier neben der Philologie auch moderne Philosophie und Geschichte. Nach vollendetem Lehramtsexamen kam er, um sein Probejahr abzulegen, an das protestantische Gymnasium in Hildesheim. Als ihm aber dann eine feste Anstellung in Celle in Aussicht stand, konnte er sich zu solch wenig verlockender Lebensstellung nicht entschließen. Er wollte Welt und Menschen kennen lernen und, von den romantischen Neigungen seiner Zeit erfüllt, einem reicheren Wechsel der Erlebnisse entgegengehen. So zog er es denn vor, sein Glück als Prinzenerzieher im fürstlichen Hause Solms-Braunfels zu versuchen. Der Vater seiner zwei Zöglinge, der Prinzen Bernhard und Albrecht, war Prinz Wilhelm Solms, der durch seine Vermählung mit einer Gräfin Kinsky Schwager des regierenden Fürsten Alois zu Liechtenstein geworden und dadurch in den österreichischen Kreis der Verwandtschaft eingetreten war. Aus jenen Tagen datirt Falke's Vorliebe für das Leben in aristokratischer Umgebung, eine Neigung, die er bis an sein Lebensende beibehielt, und die ihre Ursache nicht in alltäglicher Eitelkeit hatte, sondern vielmehr in einem ästhetischen Verlangen nach Vornehmheit und Schönheit. Seine Sehnsucht nach der Poesie des Lebens fand in solcher Umgebung Befriedigung.

Der Aufenthalt im Hause Solms dauerte zwei Jahre, bis Ende 1853. Im Jahre vorher war er mit der fürstlichen Familie, die in Düsseldorf ihren Wohnsitz hatte, nach Wien gekommen und hatte sich in verschiedenen fürstlich Liechtenstein'schen Schlössern aufgehalten. Dauernd in Wien zu leben, war von da an sein lebhaftester Wunsch. Um dieses Ziel zu erreichen, nahm er eine Erzieherstelle im Hause eines Wiener Bankiers an, verließ aber bald darauf Oesterreich und wurde Conservator an dem drei Jahre zuvor gegründeten Germanischen Museum in Nürnberg. Am 1. Mai 1855 trat er seine neue Stelle an. Schon lange, bevor sich F. dem Kunststudium zuwendete, hatten die Kunsteindrücke im Dom zu Ratzeburg, in Lübeck, Nürnberg und Hildesheim bleibende Spuren in seiner Phantasie hinterlassen. Eine weitere Stufe

*) Zu Bd. XLVIII, S. 489.

zur Kunsterkenntniß hatte sein Aufenthalt in Düsseldorf gebildet, wo er vielfach Gelegenheit hatte, mit Künstlern zu verkehren. Sein Kunstverständniß wurde durch ein treues Gedächtniß unterstützt, das ihn in Stand setzte, Kunstwerke, die er vor Jahren gesehen, mit allen Details in seiner Vorstellung festzuhalten. Seine Phantasie war nicht schöpferischer Natur, sie war aufnehmend, combinirend und reproducirend, und was sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, wußte er anmuthig und lebendig zu schildern. Obwohl sich nun Falke's Thätigkeit am Museum mehr auf registrirende und katalogisirende Arbeiten beschränken mußte, war es ihm doch möglich, neben solch geisttödtender Beschäftigung auf anregendere Gebiete überzugreifen. Da das kostümgeschichtliche Material des Germanischen Museums unter seine Verwaltung kam, schrieb er mehrere, die Entwicklung der Trachten behandelnde Aufsätze, die in der neu gegründeten „Monatsschrift für deutsche Culturgeschichte“ erschienen, und gab im Winter 1858 sein Erstlingswerk „Deutsche Trachten- und Modenwelt“ heraus, dem später noch weitere kostümgeschichtliche Studien folgten.

Bald nach Erscheinen seiner „Trachten- und Modenwelt“ ging sein lange gehegter Wunsch in Erfüllung, dauernd nach Wien zu übersiedeln. Der regierende Fürst Alois II. Josef von Liechtenstein berief ihn als Bibliothekar und künstlerischen Beirath in sein Haus. 1869 wurde F. auch Liechtenstein'scher Galeriedirector und verfaßte als solcher 1873 einen Katalog der Liechtenstein'schen Gemäldegalerie, während er als Bibliothekar seit 1868 mit der Abfassung einer Geschichte des Hauses Liechtenstein beschäftigt war, in der das im fürstlichen Besitze befindliche Urkundenmaterial zum ersten Male verarbeitet wurde. Das dreibändige, umfassende Werk gelangte erst 1882 zum Abschluß. Im selben Jahre als F. in Liechtenstein'sche Dienste getreten war, vermählte er sich mit einer Irländerin Miß Emma Stevenson aus Dublin, einer geistreichen und liebenswürdigen Dame, die für ihn, wie er in seinen Lebenserinnerungen sagt, bis an ihr Lebensende — sie starb am 25. November 1892 — der Quell der Freude in guten und bösen Tagen blieb.

Von entscheidender Bedeutung für die weitere Zukunft Falke's war seine Bekanntschaft mit Rudolf von Eitelberger, dem Gründer des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie. Sie wurde dadurch herbeigeführt, daß F. von Eitelberger zur Mitarbeiterschaft an der „Wiener Zeitung“ aufgefordert wurde, eine Aufforderung, der er mit Freuden nachkam, und die später dahin führte, daß F. bis an sein Lebensende als Kunstfeuilletonist der Wiener Zeitung thätig war und unzählige Aufsätze in diesem Blatte veröffentlichte. Im weiteren führte Falke's Verbindung mit Eitelberger dahin, daß er zu den Vorarbeiten zur Gründung des Oesterreichischen Museums herangezogen wurde und am 30. März 1864, gleichzeitig mit der Ernennung Eitelberger's zum Director, zum ersten Custos und Director-Stellvertreter des Museums ernannt wurde. Seine Stellung im fürstl. Liechtenstein'schen Hause behielt er auch ferner bei. Falke's Thätigkeit am Oesterreichischen Museum bezog sich hauptsächlich auf die Organisation, Aufstellung, Vermehrung und Katalogisirung der Sammlungen sowie auf die Durchführung historischer und moderner kunstgewerblicher Ausstellungen. In engstem Zusammenhange damit stand seine rege litterarische Thätigkeit und die Abhaltung zahlreicher Vorträge. F. war es, der in Wort und Schrift das Interesse der gebildeten Kreise Wiens für die Aufgaben des Museums weckte. Seine Thätigkeit in diesem Sinne war unermüdlich und hatte weit ausgreifende Erfolge. Seine „Geschichte des modernen Geschmacks“ (1866) und namentlich seine „Kunst im Hause“ (1871) fanden außerordentlichen Anklang. „Die Kunst im Hause“ erlebte fünf Auf-

lagen, darunter eine illustrirte, wurde in mehrere Sprachen übersetzt und trug mehr wie jedes andere derartige Buch zur Klärung der Anschauungen auf kunstgewerblichem Gebiete bei. Andere kleine Abhandlungen bezogen sich auf die Ausstellung zu Dublin (1865), auf die Kunstindustrie der Gegenwart, anschließend an die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867, auf die Geschichte der kaiserl. Porzellanmanufactur in Wien (1867), die später (1887) im Katalog der Sammlung dieser Arbeiten im Oesterreichischen Museum eine Wiederholung und Erweiterung erfuhr, und auf den geschichtlichen Gang der Stickerei (1869). Im J. 1870 wurde F. von König Karl XV. nach Stockholm berufen, um einen Katalog von dessen Kunstsammlungen anzulegen. Als Frucht dieser Arbeit erschien 1871 die Publication: „Die Kunstsammlungen des Königs Karl XV. von Schweden und Norwegen“. Eine erhöhte Thätigkeit erforderten nach seiner Rückkehr aus Schweden die Vorbereitungsarbeiten zur Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873. Seine Betheiligung daran war eine sehr vielseitige und fand in der Verleihung des Ordens der Eisernen Krone und der Erhebung in den Adelsstand ihre Anerkennung. Ein zusammenfassender Bericht in Buchform behandelte die Kunstindustrie auf dieser Ausstellung.

So war F. bei jedem Anlasse ein beredter Lehrer und Mahner, der leidenschaftslos aber eindringlich und mit nie erlahmender Ausdauer das ästhetische Gewissen seiner Zeitgenossen aufzurütteln suchte. Sich selbst zu geben in seinen Schriften, sein Denken, seine Erfahrung, sein Urtheil in abgerundeter, formvollendeter Darstellung seinen Lesern zu übermitteln, das war ihm dabei das wichtigste. Mochten andere es besser wissen, mochten sie gründlicher, erschöpfender, exacter arbeiten, es störte ihn nicht. Ihm war der harmonische Ausbau seiner Gedanken, die natürliche Schönheit der Sprache, der nachhaltige Gesammteindruck wichtiger als umfassende Gelehrsamkeit und tiefgründige Forschung. Er wußte, daß er Nützliches schaffe und einen Leserkreis besitze, der seine Gaben dankbar entgegennahm. Seine Eigenart ungestört zu erhalten und auszubilden, machte den Grundzug seines Wesens aus, er war eine zufriedene, zu frohem Genießen geneigte, innerlich reiche Natur. Mit Bücherstudien, Vorbereitungen und Detailforschungen wollte er möglichst wenig Zeit verlieren, dies alles hätte ihn aus der Stimmung gebracht, die das Beste an ihm war, die Voraussetzung seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Der einzige Fall, wo er dieser Neigung nicht nachgeben konnte, war die Abfassung der Geschichte des Hauses Liechtenstein, und diese Arbeit gehörte auch zu den wenigst erquicklichen Aufgaben, die er sich gestellt hatte. Im J. 1880 faßte er seine Forschungen auf dem Gebiete der Trachten in einer „Kostümgeschichte der Culturvölker“ zusammen, 1883 erschien seine „Aesthetik des Kunstgewerbes“, im nächsten Jahre „Der Garten und seine Kunst“, durchwegs Studien, die auf unmittelbarer Anschauung und Beobachtung beruhen.

Am 3. December 1885, ein halbes Jahr nach dem Tode Eitelberger's, erfolgte Falke's Ernennung zum Director des Oesterreichischen Museums mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes. Größere Ausstellungen nach genau durchgearbeitetem Programme folgten nun in regelmäßigen Intervallen. So 1887 die reich beschickte Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst, 1889 die Jubiläumsausstellung des Oest. Museums, in der die Entwicklung auf kunstgewerblichem Gebiete im Laufe von 25 Jahren vor Augen geführt wurde, die Kaiserin Maria Theresia-Ausstellung, die Gobelin-Ausstellung, die Ausstellung von farbigen Kupferstichen, deren Durchführung, ebenso wie die darauf folgende von Schabkunstblättern, speciell ein Werk des Custos Franz Ritter war. Zahlreiche kleinere Ausstellungen traten dazwischen, und auch

Falke's schriftstellerische Thätigkeit ruhte nicht. 1888 erschienen: „Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses“, 1889 „Aus dem weiten Reiche der Kunst“ und „Pariser Weltausstellung“ sowie „Wesen und Grenzen des Barockstils“, in den folgenden Jahren mit Einleitungen versehene Publicationen aus den Sammlungen des Museums. Eine Unterbrechung erfuhr diese Thätigkeit Falke's im J. 1890 durch eine Aufforderung zum Besuche des rumänischen Königshofes in Sinaja. Hier verbrachte er auf Schloß Pelesch Tage, die ihn wie mit neuer Jugendkraft erfüllten. Neue Menschen, eine neue Welt, neues Leben zu sehen, war für ihn das herrlichste, was ihm das Schicksal bieten konnte; und er genoß es in vollen Zügen. Eine reich illustrirte Publication, „Das rumänische Königsschloß Pelesch“, war die Frucht dieses Aufenthaltes.

Am 23. Januar 1895, nachdem er zuvor noch die ersten Vorbereitungen für die große Wiener-Congreß-Ausstellung getroffen hatte, trat F. in den Ruhestand. Zwei Jahre später erschienen seine mit voller Frische und Anschaulichkeit geschriebenen „Lebenserinnerungen“. Am 8. Juni 1897 ist F. in Lovrano bei Abbazia kurz vor Abschluß seines 72. Jahres gestorben.

Jakob von Falke, Lebenserinnerungen. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig 1897. — Bruno Bucher, in: Mittheilungen des Oesterr. Museums, N. F. 1895 Nr. 110 und 1897 Nr. 139.

J. Folnesics.

Fechner*): Gustav Theodor F., am 19. April 1801 in dem damals noch kursächsischen Dorfe Groß-Särchen bei Muskau geboren, stammte väter- und mütterlicherseits aus evangelischen Pfarrergeschlechtern der Niederlausitz, die unter der halb wendischen Bevölkerung die Träger deutschen Geistes waren. Der Vater wies in theoretischer wie in praktischer Beziehung die schlichten Züge des Aufklärungszeitalters auf. Der frühe Verlust dieses Vaters (1806) machte Fechner's Kindheit bedrängt und unruhig. Die Mutter, eine tapfere und tüchtige Frau, zog mit ihren fünf Kindern zunächst in das Städtchen Triebel; bald nahm sich der beiden Söhne ihr Bruder, der Diakonus Fischer in Wurzen, an, der sie auch, als er nach Ranis in Thüringen versetzt worden war, in seinem Hause erzog. Nach der Confirmation kam der ältere Bruder Eduard auf die Malerakademie in Dresden, Theodor auf das Gymnasium in Sorau, wo er sich schnell und glücklich entwickelte. Im J. 1815 siedelte die Mutter nach Dresden über, und Theodor beschloß seine Schulzeit auf der dortigen Kreuzschule, um dann ein Semester lang an der medicinisch-chirurgischen Akademie das ärztliche Studium zu beginnen. Die geistige Bedeutung der vielseitig veranlagten Frau machte ihr Haus trotz der bescheidenen äußeren Verhältnisse zu einem Mittelpunkt feiner und anregender Geselligkeit, die dem Jüngling zu gute kam.

Zur Fortsetzung des medicinischen Studiums ging F. 1817 nach Leipzig, das 70 Jahre lang die Stätte seiner Arbeit und Wirksamkeit sein sollte. Von Anfang an waren Ernst und Arbeitsamkeit die Züge dieses Lebens. Er fand zwar einen fröhlichen Freundeskreis, der die liebenswürdige Schalkheit seines Wesens zu schätzen wußte: aber er hatte mit Privatstunden und litterarischen Arbeiten, deren er zu seinem Lebensunterhalt bedurfte, überreichlich neben seinem Studium zu thun. Und dies Studium befriedigte ihn nicht. Nur die Vorlesungen von Weber über Physiologie und von Mollweide über Algebra fesselten ihn; im übrigen fand er bei dem akademischen Unterricht so wenig seine Rechnung, daß er für Pathologie und Therapie sich nur aus

*) Zu Bd. XLVIII, S. 505.

Büchern für das Examen vorbereitete. Es ist charakteristisch genug für die Zeit, daß er damit das Doctorexamen (1822) recht gut bestehen konnte. Aber er fühlte zu deutlich, daß ihm die praktische Ader versagt, daß er zur ärztlichen Thätigkeit nicht geschaffen war: er erkannte, daß die theoretische Arbeit des Forschens und des Grübelns das ihm gewiesene Feld bildete. Auf der einen Seite hatten ihn die Gedanken der Naturphilosophie ergriffen, die ihm durch das Studium Oken's zugeführt wurden; sie reizten seine Phantasie zur Fortspinnung und zugleich sein wissenschaftliches Denken zum Widerspruch. Auf der anderen Seite gewann er aus der Frohnarbeit des Uebersetzens die Anregung zu eigener Forschung. Seine Bearbeitung von Biot's Lehrbuch der Physik gab seiner wissenschaftlichen Thätigkeit die erste Richtung. Er habilitirte sich 1823; aber statt der Naturphilosophie, deren Vortrag er anfangs im Auge gehabt hatte, übernahm er im folgenden Jahre zunächst vertretungsweise nach dem Tode des Professors Gilbert die Vorlesungen über Physik und begann daneben seine eigenen Untersuchungen, die mit einer genialen Benutzung der äußerst dürftigen Hülfsmittel zu glänzenden Ergebnissen führten. Hauptsächlich lagen diese Forschungen auf dem Gebiete der Elektrodynamik, und in deren Geschichte bilden seine Untersuchungen über das Ohm'sche Gesetz einen der wesentlichsten Fortschritte. Seine „Maßbestimmungen über die galvanische Kette“ (1831) gelten als die bedeutendste seiner Leistungen, sein „Elementarbuch der Elektromagnetik“ (1831) als die beste Darlegung des damaligen Standes des Wissens auf diesem Gebiete. Auch die Elektrolyse verdankt ihm wichtige Förderung, und er fügte diese Forschungen z. Th. seiner siebenbändigen deutschen Bearbeitung des Lehrbuchs der Chemie von Thénard ein. Daneben veröffentlichte er in Poggendorff's Annalen seine Abhandlungen über die subjectiven Farbenerscheinungen, die den Anfang seiner Forschungen zur experimentellen Psychologie darstellen.

Inzwischen war 1824 seine Mutter zu ihm nach Leipzig gezogen; eine seiner Schwestern war schon in Grimma verheirathet, die andern beiden fanden später in Leipzig ihre Gatten: der Bruder Eduard hatte sich in Paris angesiedelt und hat dort als Porträt- und Genremaler unverheirathet bis zu seinem Tode 1860 gelebt; seine Radirungen und Rauchzeichnungen werden als originelle Schöpfungen geschätzt. Auch Theodor Fechner's Leipziger Jugendleben erhielt künstlerischen Inhalt und ästhetische Belebung durch einen geistig bewegten Freundeskreis, in den er eintrat: dazu gehörten Hermann Härtel, der spätere Chef der Breitkopf & Härtel'schen Buchhandlung, der Theologe Billroth, der nachher in Halle Professor gewesen ist, ein anderer Theologe Namens Grimmer, der sich später dem Buchhandel und der Musik widmete, der Mathematiker Müller, der als Realschuldirector in Wiesbaden endete, vor allem aber der Leipziger Philosoph Hermann Weiße, der lange Jahre hindurch in treuer Gedankengemeinschaft mit F. verbunden war, und seine späteren Schwäger, der Physiologe Alfred und der Jurist Julius Volkmann. Die reichen Anregungen des litterarischen, des musikalischen und des künstlerischen Lebens, die F. hier erfuhr und die ihm auch manche interessante und dauernde Beziehungen, wie z. B. mit Bettina v. Arnim, verschafften, fielen in seinem sinnigen Gemüthe auf den fruchtbarsten Boden und entwickelten zu schöner Blüthe die andere Anlage, die in ihm so eigenartig mit der des Forschens und des Grübelns verbunden war: die schriftstellerische. Sie zeigte sich zunächst in der Richtung, die Fechner's Specialität geblieben ist, in der wissenschaftlichen Satire. Für dieses freie Spiel seines Geistes wählte er sich das Pseudonym des Dr. Mises. Die Schriftchen, die er unter diesem Namen seit 1821 herausgegeben hat, bilden in gewissem Sinne eine eigene Litteratur-

gattung: sie unterscheiden sich von sonstigen Satiren durch den ganz eigenartigen Symbolismus, mit dem sie den tief ernsten Hintergrund einer noch im Werden begriffenen Weltanschauung durch bunte und wunderliche Bilder hindurchschimmern lassen. Es ist ein neckisches Spiel, das darin mit den letzten Räthseln der Welt und des Lebens getrieben wird, und der satirische Anlaß ist niemals das Letzte, was der Verfasser dem Leser bieten will. Mit einer echt romantischen Ironie wird man immer in der Ungewißheit darüber entlassen, was nun eigentlich ernst gemeint ist und was nur ein phantasievolles Tasten und Versuchen an den höchsten Fragen sein will. Zuerst ist es, wie in dem „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht“ oder in dem „Panegyricus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte“ der durch die Naturphilosophie zerrüttete Zustand der Medicin, auf den es der dieses Studiums überdrüssige Mann abgesehen hat: ihre Pathologie und Therapie laufen darauf hinaus, daß jedes Mittel alle Krankheiten heilt und jede Krankheit durch alle Mittel geheilt wird. Aber wie schon hier, so kommt noch mehr in den „Schutzmitteln für die Cholera“ das scharfe Urtheil über allerlei Schäden des socialen Lebens zu liebenswürdig umschleiertem Ausdruck. Die „Stapelia mixta“ und die „Vier Paradoxa“ bringen übermüthige Capricen intellectueller Phantasie, die ihr Schöpfer später z. Th. nicht wieder hat abdrucken lassen: das feinste und charakteristischste der wissenschaftlichen Märchen ist die „Anatomie der Engel“, worin die Phantasien von dem höheren Lebewesen, das, ganz und nur Auge, als selige Kugel im Weltall schwebt, schon zu den lichten Höhen der Weltanschauung von der Allbelebtheit des Universums emporklettern. Durch alle diese launigen Darstellungen aber zieht sich eine feine Selbstironie, und dadurch gewinnen sie den Werth, eine der vollkommensten Erscheinungen der humoristischen Litteratur zu sein, die in Deutschland sonst so spärlich vertreten ist. Auch die kleinen Scherzschriften, wie die Beantwortung der Frage, weshalb man die Wurst schief anschneidet, sind reizende Muster echten Humors. —

Im J. 1830 hatte F. sich mit der Schwester seiner Freunde, Clara Volkmann, verlobt, und drei Jahre später wurde der Ehebund geschlossen, der für sein ganzes Leben, obwohl er kinderlos blieb, ein so reicher Segen gewesen ist. Frau Clara stammte aus einem Hause, das ein Mittelpunkt der „Stillen im Lande“ war: aber sie selbst in ihrer feinen und vornehmen Sinnigkeit besaß nichts von aufdringlicher Frömmelei. Wohl mochten durch diese Beziehungen in F. selbst die religiösen Neigungen, die er von seiner Jugend her bewahrte, neue Stärkung gewinnen: aber wie er durch seine wissenschaftliche Erziehung, so war die Frau durch inneren Takt vor dem Fall in orthodoxes Eifern bewahrt. Sie besaß eine stille, natürliche Liebenswürdigkeit und gab damit seinem Hause einen warmen, zarten Ton. Die Kinder der Verwandten, denen sie Märchen erzählte, hatten sie „die schwarze Tante“ genannt: diesen Namen legitimirte sie, indem sie darunter jene Märchen zum Theil veröffentlichte, und unter diesem Namen verehrten sie die zahlreichen Freunde des Fechnerschen Hauses bis in die Zeit hinein, wo sie den Gatten überlebte.

Der Segen dieser Ehe ward in tiefem Leid erprobt. Mit dem Ende der dreißiger Jahre brach über Fechner's Gesundheit eine schwere Krisis herein. Zu all den wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten hatte er aus finanziellen Gründen auch noch sein dreibändiges Repertorium der Experimentalphysik (1832) verfaßt und außerdem die Redaction des Pharmaceutischen Centralblatts und die Herausgabe eines bei Breitkopf & Härtel erscheinenden „Hauslexicon“ übernommen, in dessen acht starken Bänden er, wie sein Biograph mittheilt,

etwa den dritten Theil der Artikel selbst schrieb. Die Professur der Physik, die er als außerordentliche 1831 erhalten hatte und die 1834 in eine ordentliche verwandelt war, brachte ebenfalls gesteigerte Arbeitsanforderungen. Er hatte wenig Erholung genossen: 1827 war er durch Süddeutschland und die Schweiz nach Paris zu wesentlich wissenschaftlichen Zwecken gereist; 1835 hatte ihn eine Erholungsfahrt nach Gastein und von da nach Venedig und München geführt; 1839 war er während der Ferien in Ilmenau gewesen. Nun aber brach sein Nervensystem unter der Riesenlast seiner Arbeit zusammen. Zunächst stellte sich als Folge der Ueberanstrengung bei den experimentellen Untersuchungen ein schweres Augenleiden ein, das ihn völlig brach legte. Dann aber traten in der Unthätigkeit, zu der er verurtheilt war, tiefere nervöse Störungen ein: sie betrafen vor allem die Ernährung, und sie führten unsägliches seelisches Leid mit sich. Er hat selbst später diese merkwürdige Krankheitsgeschichte aufgezeichnet; sein Biograph Kuntze hat das Wesentliche daraus mitgetheilt. Wir erleben daran anschaulich die Qual, welche er viele Monate hindurch erleiden mußte, während deren er fast hoffnungslos das dreifache Geschick des Erblindens, des Verhungerns, des Irrewerdens vor sich zu haben glaubte. Was ihn über all das Unheil aufrecht erhalten hat, das war in erster Linie die eigene kerngesunde Natur an Leib und Seele, sodann die pflegende Liebe der Gattin und die treue Theilnahme der Freunde: unter ihnen traten jetzt neben Weiße vor allem der andere Leipziger Philosoph, Rudolf Hermann Lotze, der „Hausgeist", wie er bei Fechner's hieß, der mit geräuschloser Stetigkeit immer zugegen schien, und der Physiker Wilhelm Weber hervor, der, aus Göttingen als einer der „Sieben" vertrieben, in Fechner's Lehrthätigkeit eingetreten war.

Diese Krankheit bildet das große Erlebniß in Fechner's Dasein. Als er sich aus ihr in unerwarteter, wie ein Wunder empfundener Erlösung erholte, da war er innerlich fertig und entschieden. Er war im Leid zum Philosophen gereift. Wohl hatte er gerade in der Krankheit die meisten der „Gedichte" verfaßt, die er noch als Dr. Mises herausgab, wie später das damit sinnverwandte „Räthselbüchlein" (1850). Aber das werthvollste war ihm die Weltanschauung geworden, die in den Jahren des Grübelns sich zu voller Deutlichkeit entwickelt hatte. Ueber sie hielt er nach der Genesung seine öffentlichen Vorlesungen: denn die Professur der Physik trat er, auch nachdem Wilhelm Weber nach Göttingen zurückgerufen worden war, nicht wieder an; er blieb, indem man ihm sein Gehalt beließ und es mit den Jahren noch etwas steigerte, der Universität zeitlebens ohne bestimmte Lehrverpflichtung verbunden.

Den Mittelpunkt dieser Weltanschauung und damit den Ausgangspunkt aller späteren Arbeiten Fechner's bildet der Gedanke der Allbeseeltheit des Universums, wie er unter den Schriften des Dr. Mises schon in der „Anatomie der Engel" angedeutet und nach der religiösen Seite durch das „Büchlein vom Leben nach dem Tode" (1836) ausgeführt worden war. Jetzt ging F. an die allseitige Begründung dieser Lehre in seinen beiden charakteristischsten Schriften: in der „Nanna" (1848) trug er die Theorie von der Beseeltheit der Pflanzen, im „Zendavesta" (1851) die von der Beseeltheit der Erde und der anderen Gestirne vor, beidemal mit reichem poetischen Schmuck der Rede und mit warmer, tief empfundener Begeisterung. Von dem Standpunkt aus, daß wir kein Recht haben, das Seelenleben durchaus an das Nervensystem gebunden zu halten, an dem wir es freilich allein direct erfahren, zieht er mit kühner Energie die Linien zuerst in die unteranimale und dann in die übermenschliche Wirklichkeit. Das logische Beweismittel ist dabei immer der Analogieschluß, aber dahinter

steht als treibendes Motiv das Bedürfniß einer die Welteinheit umspannenden Phantasie. Es ist keine Frage, daß dies Grundmotiv des Fechner'schen Philosophirens aus der Schelling-Oken'schen Naturphilosophie stammte. So sehr er sich als Physiker gegen deren Auswüchse und die Willkürlichkeit ihrer Constructionen sträubte, so mächtig hatte ihn die Ueberzeugung ergriffen, daß der tiefste Sinn und das eigenste Wesen der Natur das Leben sei. Er stand vermöge seiner Studien und seiner eignen Untersuchungen fest auf dem Boden der experimentellen Forschung und der mathematischen Theorie: aber er trug in sich den Glauben an den geistigen Lebensinhalt aller Wirklichkeit. Dies Erbtheil des deutschen Idealismus hat F., wie Lotze, über die Zeiten naturalistischer und materialistischer Verirrungen hinaus bewahrt und, wie Lotze, um so stärker aufrecht erhalten, je intimer er selbst durch eigne Forschung in der Naturwissenschaft heimisch war. Dabei ist diese Stellung Fechner's durch keine genaueren Beziehungen zu einem der großen idealistischen Systeme bestimmt; sie waren ja zu seiner Zeit vergessen und geschmäht, und er selbst hat sie, soweit man weiß und sieht, wohl kaum aus eignem Studium, sondern höchstens aus seinen Disputationen mit dem Freunde Weiße gekannt. Für ihn gewinnt jener Idealismus die persönliche Färbung durch das religiöse Interesse. Der Aufbau der Beseelung des Universums gipfelt in der Weltseele, in Gott. Wie die Seelen der Pflanzen, der Thiere, der Menschen Organe und Theilerscheinungen der übergreifenden Erdseele sind, so schließlich alle besonderen Gebilde des kosmischen Lebens nur die Erscheinungen der Einen göttlichen Gesammtseele. Wie bedeutsam für F. dieser religiöse Einschlag seiner Weltanschauung war, sehen wir nicht nur aus dem Schluß von Zendavesta, wo er die Uebereinstimmung seiner Lehre mit einem freien Christenthum ausführlich behauptet, sondern auch aus den späteren, apologetischen Schriften: „Ueber die Seelenfrage, ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden" (1861) und „Die drei Motive und Gründe des Glaubens" (1863), wo er auch dem historischen Moment der Religion neben dem praktischen und dem theoretischen gerecht werden möchte.

Im Ganzen war die Lehre Fechner's, wie sie sich in diesen Schriften darstellte, eine Philosophie mehr der Anschauung und des Gefühls, als der Begriffe. Wo er auf diesem Gebiete den Weg begrifflicher Untersuchung einschlug, da waren es die Principien der Naturphilosophie, die er seiner Behandlung unterzog. Es sind solcher Schriften hauptsächlich zwei. Die erste „Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre" (1855 und in zweiter, wesentlich vertiefter Auflage 1864) zeigt Anklänge an Herbartische Gedankengänge, die ihm durch den Umgang mit Drobisch nahe gelegt sein mochten: aber in durchaus eigener Weise dringt F. hier mit der Untersuchung des Wesens der Naturgesetzmäßigkeit zu einer Umbildung der Begriffe von Kraft und Stoff vor, die ganz in der Richtung der energetischen Weltauffassung liegt. Die zweite dieser Schriften „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen" (1873), angeregt durch die darwinistische Litteratur, versuchte die Begriffe der organischen und der unorganischen Bewegung aus den differenzirten Arten der Tendenz zur Stabilität zu erklären. Wenn das z. Th. an die Ausführung erinnert, die ein Grundgedanke Ernst v. Bär's in Herbert Spencer's Theorie gefunden hat, so besteht der fundamentale Unterschied gerade darin, daß hier F. (ganz im Sinne, wenn auch garnicht in den Begriffen Schellings) das Organische und zwar das „Kosmorganische" für das Ursprüngliche erklärt und daraus im ausgesprochenen Gegensatze gegen die mechanistischen Theorien das Unorganische als Lebensproduct ableiten will.

Inzwischen aber war seinem philosophischen Grundgedanken die wissen-

schaftliche Aufgabe und Leistung entsprungen, die Fechner's Namen am weitesten und dauerndsten bekannt gemacht hat: die Psychophysik. Wenn die Lehre von der Allbeseeltheit des Universums bedeutet, daß durchgängig den physischen Gebilden und Bewegungen psychische Zustände und Thätigkeiten coordinirt sind, so erleben wir dieses Verhältniß von Bewegung und Bewußtsein unmittelbar an den Beziehungen zwischen Leib und Seele. Dies ist daher der Punkt, an dem für F. der Naturforscher die Rechenprobe auf die Philosophie machen soll, wenn er diese Coordination in ihrer Gesetzmäßigkeit begreifen kann. Das nächste Object für eine solche Untersuchung ist das Verhältniß von Reiz und Empfindung. Um ihm die Form eines naturwissenschaftlichen Gesetzes zu geben, ist es erforderlich, die Intensität der Empfindungen ebenso zu messen wie die der Reize, und da das nicht direct möglich ist, so muß es auf indirectem Wege versucht werden. In der Fortführung der Untersuchungen seines Freundes Ernst Heinrich Weber über den Tastsinn bildete F. solche Methoden aus; die theoretisch bedeutsamste darunter war die „der eben noch merklichen Unterschiede", und von ihr aus gewann er mit einer umfangreichen experimentellen Forschung das nach ihm benannte psychophysische Grundgesetz von dem logarithmischen Verhältniß zwischen dem Wachsthum des Reizes und dem der Empfindung. Seine „Elemente der Psychophysik" (1860) bilden die in der Geschichte der Wissenschaften seltne Erscheinung, daß eine neue Disciplin unmittelbar aus dem Gedanken ihres Urhebers heraus mit einem Schlage schon in einer gewissen Vollständigkeit der Leistung ihrer Aufgabe in die Oeffentlichkeit tritt. Für F. selbst bedeutete die Psychophysik, wie ihr Schluß lehrt, den empirischen Unterbau für seine Weltanschauung: in der Geschichte der Wissenschaften ist sie die exacte Begründung der experimentellen Psychologie gewesen, die sich daraus mit Erweiterung ihrer Aufgaben und Verfeinerung ihrer Hülfsmittel in Leipzig durch das Wundt'sche Laboratorium und von da aus über die ganze wissenschaftliche Welt entwickelt hat. Das ist Fechner's Verdienst und Ruhm: wenn nachher die Leute aus der experimentellen Psychologie ein Surrogat für die ganze Philosophie haben machen wollen, so ist das nicht seine Schuld, denn es war nicht seine Meinung. F. selbst hatte seine principielle und methodische Stellung und die Ergebnisse seiner Forschung gegen mancherlei Angriffe zu vertheidigen, und er that es hauptsächlich in der Schrift „In Sachen der Psychophysik" (1877) und in der „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik" (1882). In der Structur der psychophysischen Begriffe (Schwelle u. s. w.) waren wiederum Beziehungen zu Herbart's Psychologie unverkennbar; in der theoretischen Ausdeutung des psychophysischen Verhältnisses überwog der Gedanke des psychophysischen „Parallelismus", wonach die Coordination der physischen und der psychischen Zustände nicht sowohl unter dem Gesichtspunkte der wechselseitigen Kausalität, als vielmehr unter dem der essentiellen Identität (nach spinozistischem Muster) gedacht werden soll. Auch hierin ist die experimentelle Psychologie fast durchgängig dem Fechner'schen Vorbilde treu geblieben.

Eine den persönlichen Neigungen des Denkers besonders willkommene Abzweigung der Psychophysik bildeten seine Untersuchungen zur experimentellen Aesthetik. Der principielle Hintergrund dafür war der universelle Hedonismus, den er als eine Folgerung der Allbeseelungslehre schon in der Schrift „Ueber das höchste Gut" (1846) dahin ausgesprochen hatte, Sittlichkeit sei die möglichst große Förderung der Lust im Weltall. Für die ästhetischen Fragen hatten das Kunstleben Leipzigs, der Umgang mit Weiße und früher die Beziehungen zu seinem Bruder Fechner's Interesse lebendig gehalten. Den besonderen Anlaß boten nun Zeising's Untersuchungen über die ästhetische Bedeutung des goldnen Schnitts. Die Abhandlungen, in denen F. dazu und zu andern actuellen

Kunstfragen Stellung nahm, waren die Vorbereitungen für seine „Vorschule der Aesthetik“ (1876), einem seiner reichhaltigsten und interessantesten Bücher. Er versucht darin durch experimentelle Methoden (der Wahl, der Herstellung u. s. w.) und durch statistische Methoden (der Ausmessung, Vergleichung u. s. w.) die naturgesetzmäßige Wohlgefälligkeit einzelner Formen und Verhältnisse zu constatiren, geht dabei namentlich darauf aus, den „directen Factor“ von allen associativen Momenten zu isoliren, und begründet so die „Aesthetik von unten“, d. h. die rein empirische Aesthetik als eine elementare Hedonik. Auch diese Anfänge haben sich in der psychologischen Aesthetik der folgenden Jahrzehnte als fruchtbare Anregungen erwiesen: er selbst hat nachher hauptsächlich die methodische Seite der Sache in zahlreichen Abhandlungen verfolgt, an denen er bis an sein Lebensende arbeitete.

Die abschließende und eindrucksvollste Zusammenfassung seiner Gedanken hat F. endlich in seinem persönlichsten Buche gegeben: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ (1879). Der naturwissenschaftlichen Theorie, für die nach der „Subjectivität der Sinnesqualitäten“ die Welt nur ein dunkles, stummes und innenloses System von Atomschwingungen ist, hält er das Bild des universellen Lebens, die Forderung der Realität des Seelischen mit all seinem Inhalt und all seiner Bewegtheit entgegen. Der physische Zusammenhang des Weltalls ist nur möglich, weil er zugleich ein psychischer ist, ein göttliches Allbewußtsein.

In der Darstellung dieses Buches ist zwischen aller Liebenswürdigkeit und aller „Tendenz zur Harmonie“, die dem Manne unversieglich eigen waren, ein gewisser Zug der Enttäuschung nicht zu verkennen. F. fühlte, wie gering die Resonanz seiner Ideen in seiner Zeit war. So lebendig seine Beziehungen zu der Leipziger Wissenschaft und zu zahlreichen Besuchern von auswärts waren, so wenig konnte er sich doch verbergen, daß im ganzen die intellectuelle Bewegung andere Wege ging: Der Naturforschung galten seine philosophischen Ideen als liebenswürdige Phantasien; der Philosophie, deren Neubeginn unter dem Zeichen der Kantischen Erkenntnißtheorie stand, lagen seine metaphysischen Bestrebungen fern. Mit dem Ganzen seiner Weltanschauung stand er fast allein. Und daß er damit die Welt der Geister erobert hätte, dazu fehlt es ihr schließlich doch an der Energie der Allseitigkeit. Sein Denken umspannte mit weitem Blick den physischen, den psychophysischen Kosmos: aber der historische Kosmos war ihm verschlossen. Wie dereinst die Aufklärer, interessirte ihn die Natur und das Seelenleben des Einzelnen; die Geschichte und ihre großen Gestalten ließen ihn kühl. Wo er über das Individuum hinaus seelische Gesammtgebilde suchte, da fand er sie nicht in den Geschicken der Völker, sondern in den Planetenseelen und in dem Allbewußtsein Gottes.

Aber der Zauber seiner feinen Gelehrtenpersönlichkeit ließ ihn nicht vereinsamen. Zur akademischen Jugend freilich hatte er niemals ausgebreitete Beziehungen gefunden, und Schüler im engsten Sinne des Wortes hat er nicht gehabt. Aber mit einem weiten Freundeskreise blieb er in lebendiger Wechselwirkung. Jährliche Reisen, oft mit befreundeten Familien, brachten Abwechslung und Auffrischung; aber unermüdlich währte auch darin die Arbeit. Seitdem eine neue Gefahr für seine Augen durch eine glückliche Staaroperation gehoben war, konnte er diesem innersten Triebe seiner Natur wieder stattgeben. So war dem äußerlich so stillen und innerlich so tief bewegten Leben ein heitrer Abend beschieden. Am 18. November 1887 schloß er nach kurzem und leichtem Leiden die Augen für immer. —

Fechner's Biographie hat sein Neffe Dr. J. E. Kuntze, Professor der Rechte in Leipzig, mit warmer Liebe und anschaulicher Schilderung, aber

nicht ohne einen Einschlag frömmelnder Kritik, geschrieben: dem Buche (Leipzig 1892) sind W. Wundt's Nekrolog auf F. und ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften angefügt. Eine wissenschaftlich competente Monographie über F. hat Kurd Laßwitz in Frommann's Classikern der Philosophie (Stuttgart 1896) gegeben.

Wilhelm Windelband.

Geffcken*): Friedrich Heinrich G., Diplomat und Publicist, geboren in Hamburg am 9. December 1830, † am 1. Mai 1896 zu München. G. war das jüngste Kind und der einzige Sohn des Hamburger Kaufmanns und späteren Senators Heinrich G. (1792—1862, s. A. D. B. VIII, 493 f.) und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. Merckel. Der Vater hatte sich klug und energisch zum begüterten Handelsherrn emporgeschwungen und dabei seinen wissenschaftlichen und litterarischen Neigungen ungern entsagt; desto lieber vergönnte er dem begabten, aber körperlich zarten Sohn eine ungestörte geistige Entwicklung. Der Knabe erhielt eine sorgfältige und vielseitige Schulbildung auf dem heimischen Johanneum, das er siebzehnjährig mit dem Zeugniß der Reife verließ, worauf er noch eine Zeitlang das damals mit der Anstalt in Verbindung stehende Akademische Gymnasium besuchte. Ostern 1850 bezog er die rheinische Universität, um Geschichte zu studiren, vornehmlich angelockt durch Dahlmann's historisch-politischen Ruf und Clemens Theodor Perthes' persönliche Bedeutung, die in den rechtgläubigen Kreisen Hamburgs, denen auch der junge G. entschieden angehörte, in besonderem Ansehen stand. Drei Semester verweilte er in Bonn, von dem eigentlich studentischen Treiben schon seiner Kränklichkeit halber wenig berührt, dafür im Genusse mannichfacher geselliger Beziehungen, wie sie dem gut empfohlenen strebsamen Hanseaten sich ungezwungen darboten, dessen Vater inzwischen auch im öffentlichen Leben der Heimath namhaft hervorgetreten war. Unter anderen ward G. im Perthesschen Hause mit dem ebenfalls in Bonn studirenden gleichaltrigen Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligem Kronprinzen von Preußen bekannt, auf den der feine und gescheite Commilitone, der die französische und englische Sprache vollkommen beherrschte, schon derzeit einen gewissen Eindruck gemacht hat.

Von Bonn siedelte G. im Herbst 1851 auf die Universität Göttingen über, um im Waitzischen Seminar seine historische Ausbildung zu vollenden; zugleich versprach er sich von Hanssen die beste Förderung in national-ökonomischen Dingen, für die er ein lebhaftes Interesse von Hause mitbrachte. Nach beiden Richtungen ergab er sich fleißigen Studien, deren Gegenstand namentlich England in seiner staatlichen und wirthschaftlichen Entwicklung und Bedeutung bildete. Natürliche Vorliebe des geborenen Hamburgers traf dabei mit frühzeitiger politischer Einsicht und reifenden persönlichen Entschlüssen eigenthümlich zusammen. Denn die Erfahrungen der Revolutions- und Reactionszeit hatte G. dergestalt in sich verarbeitet, daß er seine deutschen Hoffnungen auf die Annäherung vor allen des preußischen Staates an englische Institutionen, zumal an den Grundsatz der Selbstverwaltung setzte. Und zugleich verspürte er das Verlangen nach eigener praktisch-politischer Wirksamkeit in solchem Sinne, wozu er denn in der mehr beschaulichen Geschichtswissenschaft doch nicht die rechte Vorbereitung erblickte. Michaelis 1852 ging er deshalb offen zum Studium der Jurisprudenz über, wobei er besonders auf Staats- und Völkerrecht sein Augenmerk richtete. Seine Gesinnung enthüllen die Worte, die er im März 1853 einem scheidenden Göttinger Studiengenossen, dem späteren oldenburgischen Staatsminister G. Jansen, ins Stammbuch

*) Zu Bd. XLIX, S. 263.

schrieb: „Wir waren uns stets darin einig, daß nur eine gemäßigte politische Freiheit ein würdiges Ziel des Strebens sei, und nur ein lebendiger protestantischer Glaube zur sittlichen Freiheit erziehen könne; wir sind uns auch darin einig, daß, je weniger der Zustand des Vaterlandes unseren Wünschen entspricht, so gebieterischer die Mahnung ist, sich in ernster Arbeit demselben hinzugeben und das Declamiren der schäbigen Mittelmäßigkeit zu überlassen. In diesen Ueberzeugungen, hoffe ich, werden wir uns stets wiederfinden." Eine Ader von geistigem Dünkel schlägt leise in diesem übrigens löblichen Lebensprogramm.

Im Herbst 1853 vertauschte G. Göttingen mit Berlin, wo er sein juristisches Studium beendete. Hier erfreute er sich von neuem eines durch seine vorzüglichen Verbindungen vermittelten Verkehrs in der besten, wissenschaftlich und politisch interessanten Gesellschaft. Seinen freiconservativen Anschauungen gemäß trat er in Beziehungen zur Partei des Preußischen Wochenblattes, die von Männern wie Bethmann-Hollweg, Usedom, Graf Pourtalès geleitet wurde. Der ausbrechende orientalische Krieg erweckte zunächst lebendigere Theilnahme an den Fragen der äußeren Politik, die auch G. mit eindringendem Scharfsinn verfolgte. Nicht gänzlich unvorbereitet, wohl aber ziemlich unerwartet traf ihn so im Sommer 1854 die Aufforderung, in den diplomatischen Dienst seiner Vaterstadt zu treten, indem ihm die Stelle eines Legationssecretärs bei dem langjährigen Geschäftsträger der Hansestädte in Paris, Herrn v. Rumpf, angeboten wurde. Mit Vergnügen trat der noch nicht Vierundzwanzigjährige den lehrreichen Posten an.

Die Pariser diplomatische Lehrzeit währte nur zwei Jahre, doch verstand G. sie trefflich auszunutzen. Er beobachtete und studirte das zweite Kaiserreich und die europäische Tagespolitik und legte den Grund zu späteren beachtenswerthen historischen Arbeiten, von denen er die erste, über „den Staatsstreich von 1851 und seine Rückwirkung auf Europa", 1870 anonym, die zweite, „zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—56", unter seinem Namen 1881 erscheinen ließ. Im Salon der Gräfin Circourt lernte er die Causerie der geistreichen Pariser Gesellschaft kennen und schätzen. Im Jahre 1856 wurde er sodann zum hanseatischen Geschäftsträger in Berlin ernannt und 1859 zum hanseatischen Ministerresidenten daselbst erhoben. Anfang 1862 übernahm er zugleich an Stelle des braunschweigischen Ministers v. Liebe die Vertretung des Großherzogthums Oldenburg in Berlin, auf die er jedoch, als Oldenburg mit eigenen Ansprüchen auf Schleswig-Holstein hervortrat, gegen Ende 1864 wieder verzichtete. Denn wie er schon in früheren Jahren zum Hause Augustenburg persönliche Beziehungen angeknüpft hatte, so nahm er sich seit 1863 mit dem größten Eifer der Prätension des Erbprinzen Friedrich auf die Herzogthümer an. Ohne förmlich in Dienstverhältnissen zu diesem zu stehen, lieferte er ihm von Berlin aus vertrauliche Berichte von großem Interesse, die, wie Robert v. Mohl versichert, viel dazu beitrugen, daß der Augustenburger und seine Umgebung nicht nur in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern selbst über die allgemeinen europäischen Zustände vortrefflich unterrichtet waren. Nur freilich gelang es G. nicht, die Herren auch praktisch vom Nothwendigen zu überzeugen: vergebens schrieb er, wie Theodor v. Bernhardi sich ausdrückt, sich die Finger krumm, um den Prätendenten zu genügenden Schritten bei Preußen zu bewegen. Trotzdem hielt er mit zäher Ausdauer an der augustenburgischen Sache fest, bis die letzte kriegerische Entscheidung gefallen war, aus der er dann einsichtig die Folgerung zog, daß seine eigene diplomatische Stellung in Berlin unhaltbar geworden sei. Nach dem Prager Frieden, im Herbst 1866, ließ er sich deshalb zum Ersatz für Rudolf Schleiden,

der sich seinerseits ebenfalls als Parteigänger Augustenburgs verbraucht hatte, als hanseatischer Ministerresident nach London versetzen.

Das Jahrzehnt von 1856—66, das G. so als Diplomat in Berlin verbrachte, gab in mehr als einer Beziehung seinem Lebensschicksal die innere Gestalt. Im Juli 1860 begründete er sein häusliches Glück durch seine Vermählung mit Caroline Immermann, der einzigen, wenige Tage vor des Vaters Tode geborenen Tochter des Dichters, die mit ihrer Mutter nach Hamburg gezogen war. Vornehm an Geist und Erscheinung, hat sie ihm bis ans Ende in 36jähriger, mit vier überlebenden Kindern gesegneter Ehe treu zur Seite gestanden und, was sie vermochte, zu seinem Frieden beigetragen. Allein schon in den ersten Jahren ihrer Verbindung zeigten sich bei G. die Keime einer peinlichen Nervosität, insbesondere einer chronischen Schlaflosigkeit, die seinem klugen, aber unschönen, schmalen, dunkelhaarigen Angesicht nach und nach etwas Ueberreiztes und Verzerrtes gab. Und mit dem physischen Wesen stimmte das geistige vielfach überein. G. entfaltete eine in hohem Grade rührige Geschäftigkeit. Von gelehrten Arbeiten abgesehen, wie in jenen Jahren besonders verschiedenen historischen Artikeln für Bluntschli's Staatswörterbuch, betrieb er auch sonst anonyme Schriftstellerei in der Presse des In- und des Auslands und vor allen Dingen eine vielverzweigte Correspondenz. Je unbedeutender verhältnißmäßig seine officiellen Obliegenheiten waren, desto beflissener entwickelte er an sich die Außenseiten der Diplomatie der alten Schule, deren Ideal er in seinem Freunde, dem belgischen Gesandten Baron Nothomb verehrte. Den soldatisch geraden Stosch, der ihm wohlwollte, beschlich doch mitunter ein unheimliches Gefühl bei diesem gemüthlichen, anscheinend mittheilsamen Aushorchen, diesem „ewigen Intriguenspinnen“; er nennt ihn spottend „den großen Diplomaten mit dem kleinen Gesichtskreis“ und weist seine geringschätzige, bissige Kritik der preußischen Zustände gelegentlich ernst zurück. Dabei hielt G. durchaus an seiner preußisch-deutschen Gesinnung theoretisch fest. Schon im Januar 1860 hat er seinem Studiengenossen, dem Prinzen Friedrich Wilhelm geradezu gesagt, Preußen müsse auf Einverleibung der kleinen Staaten ausgehen. Im Juli 1862 hält er das Vorgehen des Nationalvereins für verkehrt, da das preußische Parlament und Volk sich niemals unterordnen würden; Deutschlands Einheit sei nur durch Annexion von Seiten Preußens möglich und erreichbar. Der Widerspruch gegen diesen Grundsatz, der in seiner hartnäckigen Bemühung für den Augustenburger zu liegen scheint, erklärt sich zur Genüge aus seiner völligen Verblendung gegen Bismarck's geniale Politik; noch im Februar 1866 unterscheidet er in einem Brief an Sammer zwischen dem „jetzigen hiesigen System“, das er aufs äußerste „perhorrescirt“, und den „Interessen und der Zukunft Preußens“. Er fühlte sich in dieser Hinsicht einverstanden mit der höfischen Opposition, die er in ihrer frondirenden Haltung noch bestärkte. Im Juni 1865 klagt Auerswald über den schlimmen Einfluß, den G. auf die Königin ausübe, und mit dem Kronprinzen und seiner Gemahlin hatte ihn die gemeinsame Theilnahme an Augustenburg erst recht vertraulich zusammengeführt. Mehr und mehr gewöhnte er sich daran, auf jene „Zukunft Preußens“, die er nach natürlichem Verlauf für nahe bevorstehend hielt, persönliche Hoffnungen des Ehrgeizes zu bauen. Schon im Februar 1866 erzählte er Stosch von dem Regierungsprogramm, welches er für den Kronprinzen schreibe. Eben diese Zuversicht nahm er mit hinaus, als ihn der Triumph der Politik Bismarck's auf den Londoner Posten vertrieb; bei der Königin wie am kronprinzlichen Hofe blieb er trotz der eingetretenen officiellen Zerwürfnisse in hoher Achtung.

In England, dem Lande seiner Zuneigung, bewegte sich G. mit geistigem Behagen; aber schon 1869 büßte er seine dortige Stelle ein, da die Hansestädte, nachdem sie sich im norddeutschen Bunde eingelebt, all ihre ausländischen Gesandtschaften aufgaben. Zum Ersatz erwählte man ihn daheim zum Syndikus, ein Amt, das er gleichfalls nicht lange, bis zum Frühjahr 1872, bekleidete. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf das Unterrichts- und Armenwesen; außerdem war er Referent in verschiedenen Angelegenheiten, wie Gewerbe-, Münz- und Steuersachen. Irgendwie Besonderes hat er jedoch dabei nicht geleistet, der Verwaltung mit ihrem Detail brachte er kein großes Interesse entgegen; die auswärtigen Angelegenheiten aber lagen in den Händen des älteren Syndikus Merck, die Bundesrathssachen besorgte der Bürgermeister Kirchenpauer. So wandte er sich denn um so eifriger litterarischen Arbeiten zu. Auch in London hatte seine gewandte, allzeit flüssige Feder nicht geruht; unermüdlich war er in Formulirung von Plänen für die weitere Gestaltung der deutschen Dinge und schrieb darüber allerhand, das wesentlich auf den Kronprinzen berechnet war, wobei er sich gegen Stosch der politischen Hülfe der Kronprinzessin rühmte: „sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstractionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken.“ Jetzt in Hamburg aber erhob er sich zu größeren Unternehmungen: 1870 ließ er nicht nur die oben erwähnte Historie des napoleonischen Staatsstreichs erscheinen, sondern auch — ebenfalls anonym — die beiden wirklich bedeutenden Staatsschriften über „die Reform der preußischen Verfassung“ und „die Verfassung des deutschen Bundesstaats“. Die erstere, kurz vor Ausbruch des französischen Krieges veröffentlicht, führt den alten Lieblingsgedanken näher aus, wie der preußische Staat — zur Erreichung einer weisen, männlichen Freiheit — mehr oder weniger nach englischem Muster zu reformiren sei; besonders beachtenswerth ist der Abschnitt über die Selbstverwaltung, insofern dessen Ideen theilweise durch die preußische Kreisordnung von 1872 verwirklicht worden sind. G. meinte so Preußen „assimilationsfähig“ zu machen, damit das übrige Deutschland ihm künftig angegliedert werden könne. Als dann der Krieg plötzlich die Bahn für directe Einigung eröffnet hatte, gab er im October die zweite Schrift heraus, deren Vorschläge für die Verfassung des deutschen Bundesstaats sich in mancher Hinsicht mit den Ergebnissen der Versailler Verhandlungen decken, dagegen entschieden im Sinn einer größeren „Unification“ über sie hinausgehen. Es waren Privatentwürfe, die er allerdings dem Kronprinzen ins Hauptquartier sandte und die dessen eigenen Ideen entsprechen mochten; auf den thatsächlichen Gang der Ereignisse haben sie nicht eingewirkt. Im November machte G. noch einen vergeblichen Versuch, sich Bismarck selber zu nähern; Stosch, welcher die Hand nicht dazu bieten mochte, witterte den Wunsch heraus, als „Deutschlands Vertreter“ nach London zurückzukehren. Das neue Reich constituirte sich, ohne auf Geffcken's politische Dienste Anspruch zu machen; dagegen bot es ihm die willkommene Gelegenheit, der Hamburger Eintönigkeit auf andere Weise zu entrinnen.

Frhr. v. Roggenbach, mit der Errichtung der neuen reichsländischen Universität betraut, trug dem befreundeten G. eine Professur der Staatswissenschaften und des öffentlichen Rechts in Straßburg an; G. ging gern darauf ein und siedelte 1872 ins Elsaß über. Seine näheren Bekannten, wie Gustav Freytag, an dessen Wochenschriften er ein geschätzter Mitarbeiter war, erwarteten von ihm die Stiftung einer Schule von technisch gebildeten Diplomaten und Staatsmännern, aber nichts von solchen Hoffnungen ging in Erfüllung. Nicht als hätte es ihm an Fleiß, Intelligenz und Gelehrsamkeit

für den Betrieb eines wissenschaftlichen Docentenamtes gefehlt. Die Disciplin der Finanzwissenschaft behandelt er nach Roscher's rühmendem Zeugniß durchweg mit Um- und Einsicht. Als echter Hamburger empfahl er 1879 in seiner Schrift über „die Reform der Reichssteuern“ ein die Handelsinteressen in den Vordergrund stellendes reines Finanzzollsystem; die noch vor Bismarck's Denkschrift an den Bundesrath veröffentlichte Arbeit kennzeichnet sich als eine Warnung vor der Schutzzollpolitik. Systematisch hat er in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie von der 1. bis zur 4. Auflage „Wesen, Aufgaben und Geschichte der Finanzwissenschaft“, sowie „die Staatsausgaben“ bearbeitet. Und noch entschiedener bewährt er sich auf seinem eigensten Wissensgebiet, dem des Völkerrechts, ohne auch hier gerade neue Bahnen einzuschlagen, als besonnener Forscher, der über ein reiches, ja zuweilen überreiches diplomatisches Thatsachenmaterial verfügt. Die französisch geschriebene Abhandlung „La question du Danube“ (1883) vertheidigt, wie das gleichzeitige Gutachten Dahn's, mit siegreichem Erfolge die Freiheit der Stromschiffahrt zu Gunsten Rumäniens gegen Oesterreich. Für das große Holtzendorff'sche Handbuch des Völkerrechts (1885) lieferte er u. a. die Abschnitte über Garantie- und Bundesverträge, Gesandtschaftsrecht, Intervention, Seekriegsrecht, Neutralität. Das seiner Zeit führende Lehrbuch des Völkerrechts von Heffter gab er (1882 und 1888) in 7. und 8. Auflage heraus. Ebenso setzte er den von Martens und Cussy begonnenen Recueil manuel et pratique de traités et conventions (1885 f.) in drei selbständigen Bänden fort, wie er schon ehedem (1866) den Guide diplomatique von Martens neu bearbeitet hatte. Diese und andere litterarische Leistungen lassen über Geffcken's Befähigung keinen Zweifel aufkommen. Dennoch blieb seiner akademischen Wirksamkeit nach momentanem Zulauf der dauernde Erfolg versagt. Er entbehrte des fesselnden Vortrags, des pädagogischen Talents; vor allem, er lebte nicht genug in dem ungewohnten Beruf: sein Herz gehörte nach wie vor der hohen Politik. Gleich anfangs erregte der Culturkampf seine ganze Theilnahme. G. war und blieb gläubiger Protestant von positiver Richtung; gerade von Straßburg aus verband er sich 1876 mit dem badischen Oberkirchenrath Mühlhäußer zur Herausgabe der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, die — später noch eine Zeitlang durch Baron v. Ungern-Sternberg fortgesetzt — die orthodox-evangelische Ueberzeugung zu verbreiten suchten und trotz ihrer Einseitigkeit durch vornehm charaktervolle Haltung Ansehen erworben haben. Die eigene religiöse Stellung hinderte ihn jedoch nicht, die Führung des staatlichen Krieges gegen den Ultramontanismus für verkehrt zu halten. Schon Anfang 1875 vollendete er deshalb ein umfangreiches Buch „Staat und Kirche in ihrem Verhältniß geschichtlich entwickelt“, das nach einer breiten und nicht eben sehr gründlichen historischen Darlegung am Schluß auf eine scharfe und treffende kirchenpolitische Kritik der preußischen Maigesetzgebung hinauslief. Im Januar 1876 trug er seine Ideen in Berlin dem Kronprinzen mündlich vor, der sich dadurch bewogen fühlte, dem Fürsten Bismarck eine Conferenz mit G. nahe zu legen. Mit wegwerfender Gehässigkeit wies Bismarck jede Berührung mit dem „beständigen Reichsfeinde“ von sich, dessen Patriotismus der Kronprinz vergebens in Schutz nahm, wenn er auch zugab, daß „seine Neigung zu abfälligen Kritiken ihn hin und wieder der Gefahr aussetze, wider seine Absicht zu den Feinden der Reichsregierung gezählt zu werden“. Mehr Anklang fand Geffcken's Natur 1879 bei dem neuen Statthalter der Reichslande; Manteuffel ernannte ihn 1880 zum Mitglied des elsaß-lothringischen Staatsrathes und hat ihn auch in kirchenpolitischen Angelegenheiten zu Unterhandlungen mit der Curie nach Rom ge-

sandt. Mittlerweile hatte jedoch das Straßburger Leben an seiner Gesundheit gezehrt; seine Nervosität nahm erschreckend zu, seine Schlaflosigkeit ließ ihn zuletzt ein gespenstisches Dasein führen. Kein Urlaub, kein Sanatorium wollte mehr helfen; 1882 bestätigte ihm Kußmaul die Unfähigkeit, sein Lehramt auszuüben, und er trat mit Pension als Geheimer Justizrath in den Ruhestand.

Die folgenden Jahre brachte G. als Privatmann in Hamburg zu. In seinem schönen Gartenhause, wo ihn Politiker, Gelehrte und Künstler heimsuchten, die sich alle an seiner Vielseitigkeit erfreuten, erholte er sich bald. Er war fleißig, wie immer; die oben genannten gelehrten Arbeiten entstammen zum Theil erst dieser Zeit. Daneben war er journalistisch thätig; für größere Aufsätze wählte er jetzt in der Regel die Deutsche Rundschau. Sechs solcher Essays vereinigte er 1888 als „politische Federzeichnungen“ zu dem anmuthigsten Werke, das er verfaßt hat; er eignete es Roggenbach „in alter Freundschaft“ zu. Die mannichfache Cultur und Production des britischen Weltreichs, die Gestalten seiner vornehmsten modernen Staatsmänner ziehen in fein und sorgfältig ausgeführten Bildern am Auge des Lesers vorüber. Auch an seinen politischen Gespinsten hat G. in diesen Jahren nach wie vor geschafft. Im Hochsommer 1885, nach einem schweren Ohnmachtsanfall des alten Kaisers Wilhelm, erhielt Roggenbach vom Kronprinzen den Auftrag, Entwürfe für die ersten feierlichen Erlasse einer neuen Herrschaft aufzusetzen. Er bat, sich darüber mit anderen Vertrauten, mit Stosch und dem Justizminister Friedberg, besprechen zu dürfen; auf dem Landsitz des ersteren, zu Oestrich im Rheingau, kam man deshalb zusammen. Unwillkommen meldete sich plötzlich G. zum Besuche an; man zog ihn als Einverstandenen zur Berathung hinzu, bei der er das Protokoll zu führen hatte. Dies ist sein Antheil an den Erlassen Kaiser Friedrichs vom 12. März 1888; die Ideen waren Gemeingut wie des Kronprinzen selbst, so des Kreises der Seinen, die Ausarbeitung der Form übernahm dagegen Roggenbach, dessen Schwung die Erlasse vornehmlich athmen. Kaiser Friedrich erlag, eine Generation fühlte sich in ihren Bestrebungen, ihren Idealen übergangen — man sollte meinen, G. wäre in Gram verstummt. Allein unverzüglich verfaßte er eine Denkschrift: „Ausblicke auf die Regierung Kaiser Wilhelms II.“, die Roggenbach durch die Hand des Großherzogs von Baden dem jungen Herrscher präsentiren sollte. Roggenbach fand einzelne Stellen ungeeignet für diesen Weg und schob die Denkschrift still bei Seite. In denselben Tagen brachte das Octoberheft der Deutschen Rundschau mit lärmender Reclame die anonyme Publication von Auszügen aus dem Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs, die sich vornehmlich auf die Gründung des Deutschen Reichs bezogen. Bismarck, der einen Streich gegen sich vermuthete, gerieth in heroische Wuth. G., als Einsender enthüllt, eilte, sich den deutschen Gerichten zu stellen, ward am 30. September 1888 bei seiner Rückkehr von Helgoland am Bahnhof in Hamburg ergriffen und zu einer drei Monate währenden peinlichen Untersuchungshaft unterm Verdacht des Landesverraths in das Moabiter Gefängniß eingeliefert. Am 4. Januar 1889 beschloß jedoch der erste Strafsenat des Reichsgerichts, den Angeschuldigten außer Verfolgung zu setzen, „weil zwar hinreichende Verdachtsgründe für die Annahme vorhanden seien, daß er durch seine Veröffentlichung Nachrichten, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des deutschen Reichs erforderlich war, öffentlich bekannt gemacht habe; dagegen für die Annahme seines Bewußtseins von der Strafbarkeit seiner Handlung nach Ansicht des Gerichts genügende Gründe nicht vorlägen.“ Bismarck hielt es demgegenüber für angezeigt, die Anklageacte im Proceß G. nebst allen An=

lagen im Reichs- und Staatsanzeiger zu veröffentlichen, was mit Genehmigung des Kaisers am 16. Januar in Nr. 14 auf elf Spalten in Foliodruck geschah; zugleich ward dem Bundesrath auch der Briefwechsel zwischen G. und Roggenbach, der bei einer Haussuchung bei diesem mit Beschlag belegt worden war, zur Einsicht vorgelegt, worüber die Kölnische Zeitung Mittheilungen verbreitete. Der Proceß ergab, daß G. schon die Anfertigung der Auszüge aus dem ihm 1873 in Wiesbaden vertraulich geliehenen Tagebuch ohne Erlaubniß vorgenommen, sowie daß er überzeugt war, er würde zu deren Veröffentlichung eine Genehmigung von Seiten der Berechtigten nicht erhalten haben. Dennoch hatte ihn die prickelnde Sucht, durch eine „historische“ Enthüllung die Welt zu überraschen und den Reichskanzler, den er so gern „abfällig kritisirte“, ein wenig zu ärgern, vollkommen über den Unfug seiner Handlungsweise verblendet — sogar Redaction und Verlag der Deutschen Rundschau hatten in größerer Vorsicht einzelne Stellen des eingesandten Textes unterdrückt! G. erkannte nicht, daß er dem politischen Andenken des Kronprinzen in den Augen der Urtheilsfähigen eher Eintrag that und den Ruhm der Politik Bismarck's, der das Ausführbare erstrebt hatte, nur um desto mehr erhöhte. Auch davon freilich hat er keine Ahnung gehabt, daß er durch seinen litterarischen Nadelstich den Gewaltigen zu verhängnißvollen Maßlosigkeiten reizen werde; Fürst Bismarck schonte bei seiner Abwehr auch des Kaisers Friedrich nicht, und Roggenbach prophezeite, daß der neue Herr daraus lernen werde.

G., dessen Schritt seine eigenen Freunde moralisch, juristisch und politisch verdammt hatten, zu dessen Vertheidigung die Familie auf seine nervöse Krankheit hingewiesen, kehrte aus dem Gefängniß als gebrochener Mann zurück. Er begab sich noch im Januar in die Nervenheilanstalt zu Kreuzlingen in der Schweiz und nahm später seinen Wohnsitz in München. Hier lebte er noch sieben Jahre seiner Pflege und auch jetzt noch der meist journalistischen Schriftstellerei. 1891 gab er sogar ein fast dreißig Jahr früher verfaßtes Trauerspiel heraus: „Ein Streit um die Krone“, das in der Zeit Kaiser Heinrichs IV. spielt. Er hatte es bühnengerechter umgearbeitet und erreichte, daß es zuerst in Konstanz, dann in Berlin gegeben wurde; behauptet hat es sich nicht lange, denn es entbehrt aller eigentlichen Poesie. Sonst verdient noch Erwähnung die Studie von 1893: „Frankreich, Rußland und der Dreibund; geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart.“ In der ersten, anonymen Fassung in der Deutschen Revue (October 1892) hatte sie leichtfertig Katharina II. für eine Tochter Friedrichs d. Gr. erklärt, was Sybel in der Historischen Zeitschrift (Bd. 70) im heftigsten Tone rügte. Auch der politische Inhalt aber, der — wieder nicht ohne Kritik der Haltung Bismarck's — den baldigen Zerfall des französisch-russischen Einvernehmens voraussagt, hat sich nicht bewährt. Im Frühjahr 1896 fühlte sich G. wohl genug, um eine Reise in den Orient zu unternehmen. Von jeher war es sein höchster Wunsch gewesen, die Stätte des Wirkens Jesu Christi zu betreten; die Stillung dieser Sehnsucht hat ihm das Leben nicht versagt. Als er zurückkehrte, brach sein altes nervöses Leiden wieder aus; er griff zu Schlafmitteln, stieß in der Betäubung die Lampe um und fand in den Rauchwolken des entstandenen Brandes am 1. Mai einen raschen, schmerzlosen Erstickungstod.

G. Jansen, Meine Erinnerungen an Heinrich Geffcken. Hamburger Correspondent 1904, Nr. 39 u. 41 vom 24. u. 26. Januar. — Dietrich v. Oertzen, Dr. Heinrich Geffcken. Tägl. Rundschau 1901, Nr. 289, Unterhaltungs-Beil. vom 10. December. — Albr. v. Stosch, Denkwürdigkeiten. — Aus dem Leben Theod. v. Bernhardi's, 3.—7. Theil. — Rob. v. Mohl,

Lebenserinnerungen Bd. II. — K. Jansen u. K. Sammer, Schleswig-Holstein's Befreiung. — Aus Bismarck's Briefwechsel (Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen II.) Nr. 295—297. — Karl Sammer, Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach. — Privatmittheilungen.

D. R.

Hagen*): Ernst August H., geboren am 12. April 1797 in Königsberg i. Pr. als Sohn des Professors und Hofapothekers C. G. Hagen, erhielt seine Vorbildung im Altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog die Albertina im J. 1816, um zunächst auf den Wunsch seines Vaters Naturwissenschaften und Medicin zu studiren; bald jedoch wandte er sich, einer schon früh hervorgetretenen Neigung folgend und angeregt durch mehrfache Reisen in die Heimathprovinz, auf welchen er den Historiker Johannes Voigt begleitete und die alten Kunstdenkmäler der Ordenszeit kennen lernte, dem Studium der Kunst und Litteratur zu. 1821 erlangte H. die philosophische Doctorwürde und habilitirte sich als Docent an der Universität; in demselben Jahre trat er eine längere Studienreise an, hielt sich während des Wintersemesters 1821/22 in Göttingen auf, um die Vorlesungen Otfried Müller's zu hören, und besuchte alsdann die berühmtesten Kunststätten Deutschlands und Italiens, wo er mit zahlreichen bedeutenden Gelehrten und Künstlern in theils wissenschaftliche, theils persönlich freundschaftliche Verbindung trat. 1823 nach Königsberg zurückgekehrt, begann er seine Lehrthätigkeit und wurde 1825 nach dem Fortgange Lachmann's zum Prof. extraord. („für die Fächer der Theorie und Kritik der schönen Künste und Wissenschaften") und zugleich zum stellvertretenden Prof. eloquentiae neben Lobeck ernannt. 1830 folgte die Berufung in ein Ordinariat für Kunstgeschichte und Aesthetik, womit zugleich die Aufsicht über die damals sehr dürftigen Kunstsammlungen der Universität verbunden war. Nachdem 1845 Königsberg der Sitz einer Kunstakademie geworden war, wurde H., welcher an der Gründung derselben thätigen Antheil genommen hatte, kunstgeschichtlicher Lehrer der Anstalt und verblieb bis kurze Zeit vor seinem Tode am 16. Februar 1880 auch in dieser Stellung.

Hagen's litterarische Thätigkeit war eine sehr ausgedehnte. Schon als junger Student veröffentlichte er ein großes romantisches Gedicht in zehn Gesängen „Olfried und Lisena" (Königsberg 1820), welches Goethe's Aufmerksamkeit erregte und von ihm anerkennend beurtheilt wurde. Eine Frucht seiner auf der Studienreise angestellten kunsthistorischen Forschungen sind zwei Werke, in welchen er in anmuthiger novellistischer Form das Künstlerleben in Nürnberg und Florenz zur Zeit ihrer größten Blüthe schildert: „Norica, d. s. nürnbergische Novellen aus alter Zeit nach einer (fingirten) Handschrift des 16. Jahrhunderts" (Leipzig 1827) und „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Ghiberti" (1833). Erstere Schrift hat sieben Auflagen erlebt, von welchen die beiden letzten nach Hagen's Tode 1889 und 1897 erschienen sind, sie wurde auch ins Englische übertragen (wie der Ghiberti in das Italienische), und begründete hauptsächlich Hagen's litterarischen Ruf. Hieran reihen sich die von H. gleichfalls als „Künstlergeschichten" bezeichneten Schriften „Die Wunder der heiligen Catharina in Siena" und „Leonardo da Vinci in Mailand" (1840). Weitere Publicationen sind „Der Dom zu Königsberg i. Pr." (gemeinschaftlich mit Gebser, Königsberg 1835), „Geschichte des Theaters in Preußen, vornehmlich der Bühnen in Königsberg und Danzig" (zuerst erschienen in den Neuen Preußisch. Provinzialblättern 1854), „Max

*) Zu Bd. XLIX, S. 700.

v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten, unter Mittheilungen aus seinem litterarischen Nachlaß dargestellt" (Berlin 1863), „Acht Jahre aus dem Leben Michel Angelo Buonarotti's nach Berichten von Georg Vasari" (Berlin 1869). Zahlreiche kleinere Aufsätze finden sich in den von H., z. Th. in Gemeinschaft mit Meckelburg in den Jahren 1846—1857 herausgegebenen „Neuen Preußischen Provinzialblättern".

Außerdem war H. mit Erfolg bemüht, das Interesse für Kunst in seiner Heimath zu fördern. Schon erwähnt ist die auf sein Betreiben durch Vermittlung des Oberpräsidenten v. Schön zu Stande gekommene Errichtung der Kunstakademie; seine Schöpfungen sind ferner die werthvolle Universitätskupferstichsammlung, welche er in liberalster Weise weiteren Kreisen zugänglich machte, und die Königsberger öffentliche Gemäldegalerie. Ebenso ist die Gründung eines Kunstvereins (1832) und die Veranstaltung regelmäßig wiederkehrender, auch von fremden Künstlern beschickten Kunstausstellungen in Königsberg (die erste fand im J. 1831 als Wohlthätigkeitsausstellung zur Linderung eines durch den Ausbruch der Cholera verursachten Nothstandes statt) auf H. zurückzuführen. Auch auf ein anderes Gebiet erstreckte sich sein schöpferisches Wirken; die in Königsberg seit 1844 bestehende Alterthumsgesellschaft Prussia blickt auf ihn als ihren Stifter zurück, von welchem zu der gegenwärtig im Besitz der Gesellschaft befindlichen sehr reichhaltigen Sammlung prähistorischer Alterthümer der Grund gelegt wurde. — Hagen's liebenswürdige Persönlichkeit erfreute sich wegen der Lauterkeit seines Charakters, seines auf das Ideale gerichteten Sinnes und seiner selbstlosen Bescheidenheit der größten Achtung.

August Hagen, eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertsten Geburtstage. Berlin 1897; Verfasser ist der 1905 gestorbene Generallieutenant Heinrich v. Hagen, ein Sohn Hagen's. — Prutz, Die Königl. Albertusuniversität zu Königsberg im 19. Jahrhundert. Königsberg 1894.

N.

Hanssen *): Georg H., geboren am 31. Mai 1809 in Hamburg, † am 19. December 1894 als Professor der Nationalökonomie in Göttingen; Deutschlands bedeutendster Forscher auf dem Gebiete der Agrargeschichte. Hanssen's Vater stammte aus dem Dorfe Satrup auf der Halbinsel Sundewitt; der Großvater war dort noch Bauer gewesen; daher die durchaus schleswig-holsteinische Empfindung der Familie. Der Austritt aus dem Bauernstande vollzog sich dadurch, daß Hanssen's Vater die Kaufmannschaft erlernte und später in Hamburg ein kleines Wechselgeschäft betrieb, wobei aber kein Erfolg erreicht wurde. Die Familie gerieth sogar in Noth, und Georg H., der im 10. Lebensjahre seine Mutter verlor, verlebte eine freudlose Jugend, früh genöthigt, durch Privatstunden an jüngere Mitschüler einiges Geld zu verdienen und die Unterstützung eines wohlhabenden Jugendfreundes Palm anzunehmen. Das Johanneum, ein Gymnasium in Hamburg, wurde im Frühjahr 1827 absolvirt, und er begann die Studienzeit in Heidelberg, wo die Jurisprudenz wenig Eindruck machte, wohl aber ein enger Anschluß an den Nationalökonomen Rau stattfand. Als wegen eines Streites zwischen der Studentenschaft und dem Senat unter vielen Anderen auch H. relegirt wurde, setzte er seine Studien in Weinheim fort und wurde auch hierbei durch Rau gefördert. Dann begab er sich nach Ellwangen in Württemberg, wo Herr Walz auf dem „Schweizerhof" ihm Gelegenheit bot, die Landwirthschaft aus der Nähe zu beobachten.

Der Uebergang zur Universität Kiel fand im October 1829 statt, wo der Etatsrath Niemann Vorlesungen über Statistik der Herzogthümer hielt.

*) Zu Bd. XLIX, S. 768.

Im Sommer 1830 folgen kleine Studienreisen in den Herzogthümern, wobei ein Schullehrer Rixen in Clausdorf entdeckt wurde, der die Zeit bäuerlicher Leibeigenschaft im östlichen Holstein noch erlebt hatte: dieser gab also die erste Anregung zu den Studien, die H. abschloß in dem Werk „Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein“, das in St. Petersburg 1861 erschienen ist. Die Promotion zum Doctor der Philosophie fand am 13. Mai 1831 statt. Dann wurde er Ostern 1833 als „doctor legens“ an der Universität Kiel auf drei Jahre angestellt, aber schon vor Ablauf dieser Zeit, im Herbst 1834, als Kammersecretär in der deutschen Abtheilung des Generalzollkammer- und Commerz-Collegiums nach Kopenhagen berufen, wo er drei Jahre lang blieb. Von da wurde er im Herbst 1837 als ordentlicher Professor nach Kiel zurückberufen; von Ostern 1842 bis Ostern 1848 war er Professor in Leipzig; von Ostern 1848 bis Michaelis 1860 Professor in Göttingen; vom Herbst 1860 bis Ostern 1869 Professor in Berlin; von Ostern 1869 bis zum Lebensende war er zum zweiten Male in Göttingen als Professor der Nationalökonomie angestellt.

H. hat sehr früh, schon in seiner Doctordissertation, darauf hingewirkt, daß die Landwirthschaft auf den Universitäten gelehrt werden solle — er selbst hat niemals über Technik der Landwirthschaft gelesen —, und es gelang ihm, bei seinem ersten Wirken in Göttingen, dies durchzusetzen. Ebenso war es sein Gedanke, daß die Berliner Professur für Statistik zu trennen sei von der Vorstandschaft des kgl. preuß. Statistischen Bureaus: daher empfahl er für dies Bureau den Dr. Ernst Engel, während er selber die Stellung an der Universität übernahm und nur einige Betheiligung am Statistischen Seminar, das Engel begründete, sich vorbehielt. Auf diese Weise ist H. auch Lehrer derjenigen geworden, welche dies Seminar besuchten, was damals von sehr vielen jungen Gelehrten geschah, die später in wichtige Lehrstellungen eingerückt sind. Er selber legte diesem Unterricht, der in freierer Art stattfand, mehr Gewicht bei als dem Kathedervortrag, und wohl mit Recht; denn auf dem Katheder hinderte ihn die absolut sachliche Behandlung einigermaßen, indem er sich von den Einzelheiten nicht frei zu machen verstand. Er war überhaupt nicht eigentlich beredt. Hingegen stand ihm für den schriftlichen Ausdruck eine große Bestimmtheit und Schärfe zur Verfügung, worin wohl eine Nachwirkung des vortrefflichen Schulunterrichtes zu erkennen ist. —

In diesem so schlicht verlaufenen Leben war vor allem merkwürdig: die harte Jugend, die Neigung zur Autopsie, die Gleichgültigkeit gegen Lehrmeinungen, die männliche Vertretung gewonnener Ueberzeugungen und ein geradezu kindliches Gottvertrauen.

Sein liebstes Forschungsgebiet war die Dorfverfassung und insbesondere die Gemengelage der Aecker auf der Flur. Dazu hatte ihn früh ein Däne, Olufsen, angeregt, dessen Ergebnisse er mitgetheilt und dann weitergeführt hat. Von hier aus wagte er, die sonderbare Agrarverfassung der Gehöferschaften im Regierungsbezirk Trier zu schildern. Es sind dies Bauernschaften an der Saar, die noch in Mitten des 19. Jahrhunderts periodisch ihre Aecker und sogar ihre Feldgärten neu vertheilten, freilich nur im Umkreise der Berechtigten. Für den Landwirth Schwerz war dies nur eine Seltsamkeit gewesen. H. schilderte die Sache aus dem Vollen, sodaß man sie begriff und vernünftig fand.

Ein anderes seiner Themata war die Frage nach dem ältesten System des landwirthschaftlichen Betriebes. Man glaubte früher, dieses älteste System sei die Dreifelderwirthschaft, was aber schon Roscher mit Recht bezweifelte. H. zeigte nun den richtigen Weg: es war die wilde Feldgraswirthschaft. Regellos wurde ein Fleck Landes aus der Weide herausgenommen und, so

lange es ging, mit Getreide bestellt. War das Land erschöpft, so fiel es wieder in die Weide zurück und anderswo wurde ein neuer „Schlag“ für den Getreidebau abgesondert. H. wußte dies dergestalt aus der Natur der Sache zu begründen, daß er alle die endlose Auslegerei alter Schriftsteller siegreich zur Seite schob. Dieser kühne und glückliche Versuch, aus reiner Sachkenntniß heraus zu sagen: „so muß es gewesen sein“, trägt ganz und gar den Stempel seines Geistes.

Endlich hat H. unstreitig das meiste gethan, um die Natur des Rittergutes unserer Ostseeländer zu erschließen. Wie dieser Großbetrieb anwuchs durch „Legen“ von Bauerngütern; wie die übrig bleibenden Bauern zu immer steigenden Frondiensten für den Gutsherrn genöthigt wurden — das haben wir von ihm gelernt. Und nicht minder dies: die Befreiung des Bauern aus der sogenannten Leibeigenschaft konnte nur geschehen bei tiefgreifender Aenderung der Wirthschaft. Im östlichen Holstein sind damals die Gutsbetriebe meistens zerschlagen und bäuerlichen Pächtern zugetheilt worden, die nun allerdings frei sein konnten. Dabei haben auch die landwirthschaftlichen Betriebssysteme sich mannichfach verändert, und so hängt diese ganze Neuordnung aufs engste mit den Fragen zusammen, die für H. stets im Vordergrunde standen: er zeigte mit Vorliebe die Bedingungen auf, durch welche die Wandlungen in der Landwirthschaft herbeigeführt werden. Natürlich sind hier nur die gesellschaftlichen, nicht die naturwissenschaftlichen Bedingungen gemeint, die auf die Technik der Landwirthschaft zurückwirken.

H. stammte aus einer Zeit, in der es auf deutschem Boden noch keine Socialpolitik gab. Die großen Gegensätze der gesellschaftlichen Classen schlummerten in seiner Jugend noch. Er schrieb zunächst nur die Geschichte der Wirthschaft, aber indem er dies that, ebnete er einer jüngeren Generation den Weg. Seine Schüler, die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammen, haben die socialwissenschaftliche Auffassung der Geschichte des Ritterguts hinzugefügt. Der Meister hat sie dazu nicht aufgefordert und nicht angeleitet; aber ohne ihn, das heißt, ohne seine grundlegenden, gedankenreichen Schriften wäre das nie unternommen worden. —

Es sind handschriftliche Lebenserinnerungen im Besitze der Familie, worin in rührender Schlichtheit der ganze Lebenslauf geschildert wird: 136 Seiten in Folio, eingetheilt in 10 Abschnitte (A bis K); am Schlusse steht das Datum: Juli 1888. Aus dieser Quelle stammt der — oben theilweis benutzte — Nachruf, den der Unterzeichnete, ein früherer Zuhörer Hanssen's, auf der Versammlung des Vereins für Socialpolitik in Wien am 27. September 1909 vorgetragen hat; vollständig wird er in Band 132 der Schriften des genannten Vereins, Leipzig 1910 erscheinen. Das Original der Lebenserinnerungen ist der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Landesgeschichte in Kiel zur Veröffentlichung empfohlen. — Persönliche Erinnerungen finden sich aufgezeichnet in G. F. Knapp, Grundherrschaft und Rittergut, Leipzig 1897, S. 151. Ein Verzeichniß der älteren Schriften Hanssen's brachten die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Neue Folge, Bd. I (Jena 1880), S. 362; wozu noch seine letzte Schrift kommt: Agrarhistorische Abhandlungen, Bd. I, Leipzig 1880, und Bd. II, Leipzig 1884 bei Salomon Hirzel. G. F. Knapp.

Hausmann*): Friedrich Karl H., Maler, wurde am 23. September 1825 in Hanau geboren als der Sohn eines geschickten Graveurs. Mit zwölf Jahren besuchte er die Hanauer Zeichenakademie, deren Leitung kurz vorher

*) Zu Bd. L, S. 84.

der aus Rom berufene Maler Theodor Pelissier aus Hanau (s. A. D. B. XLVII, 527) als Nachfolger Konrad Westermayr's übernommen hatte. Seinen ersten Zeichenunterricht erhielt er bei Karl Wilhelm Both und dann bei Pelissier selbst, der später seinen talentvollsten Schülern auch im Malen eine gediegene technische und theoretische Ausbildung ertheilte. Aus dieser Zeit stammt noch eines seiner frühesten Oelbilder, das Porträt seines gleichalterigen Freundes und Mitschülers Georg Cornicelius, der andererseits H. porträtirt hat. Bis zum 23. Jahre verblieb er in Hanau, um sich dann, dem Zuge der Maler jener Zeit folgend, nach Antwerpen zu begeben. Am 2. September 1848 trat er mit Cornicelius die Reise an, und beide fanden Aufnahme in der Antwerpener Kunstakademie. Die Unterrichtsmethode von Director Wappers und Professor Dyckmans sagte ihnen jedoch wenig zu, so daß sie sich bald selbständig machten. Durch Copiren von Rubens'schen Bildern bemühte sich H. in die Geheimnisse des Colorits dieses Meisters einzudringen. Sein erstes großes Bild „Gretchens Mutter übergibt das von Faust geschenkte Kästchen dem Beichtiger“ (Kunsthalle zu Hamburg) ist noch in der sentimentalen Auffassung eines Ary Scheffer befangen und verräth in der Farbengebung noch nichts Bemerkenswerthes. Auf einem Abstecher nach Holland lernte er in Amsterdam Rembrandt's „Nachtwache“ und im Haag dessen „Anatomie“ kennen, deren Schönheiten er in kleinen Copien festzuhalten suchte. Einen ganz besonderen Eindruck machte auf ihn der Anblick des Meeres bei Scheveningen, wo er ihm bisher unbekannte Licht- und Luftprobleme beobachtete, die er in Skizzenbücher und auf Leinwand zu bannen sich befleißigte. Aus Antwerpen datiren seine freundschaftlichen Beziehungen zu Anselm Feuerbach, die er im J. 1851, als er nach Paris übergesiedelt war, fortsetzte. Mit Henneberg, W. Lindenschmit und den Brüdern Spangenberg bezog er in Paris ein Atelier, das früher einmal P. Delaroche inne hatte. Als erstes Product seiner geänderten Geschmacksrichtung, welche die Farbengluth eines Delacroix mit der Lebendigkeit eines Daumier zu vereinigen suchte, entstanden seine Pariser Gamins“ (Kunsthalle zu Hamburg). Auch eine Reihe von Landschaftsstudien, die an Constable und die Schule von Fontainebleau anklingen, malte er jetzt. Als die Frucht eines Ausfluges nach der Bretagne sind seine „Galeerensträflinge am Bagno zu Brest“ (1853) anzusehen, die sich durch ihre malerische Kraft und die ungewöhnliche Kühnheit der Farbengebung auszeichnen. Im J. 1854 begab sich H. nach Italien, wo er in Tivoli und Olevano licht- und luftdurchfluthete Landschaftsstudien schuf. Seine „Wallfahrt in der Campagna“ (Nationalgalerie in Berlin), die in Rom entstand, ist vorzugsweise ein Landschaftsbild von schwermuthsvoller Stimmung, doch von groß gesehenen Formen. Seine Vorliebe für die Farbenpracht und den Pomp der katholischen Kirche kommt in der „Ostermesse in der sixtinischen Capelle“ trefflich zum Ausdruck.

Im J. 1855 siedelte H. nach Frankfurt a. Main über und benutzte frühere Skizzen und Studien zur Composition neuer Gemälde. Da er mit Familiensorgen zu kämpfen hatte, zeichnete und malte er dabei für die lithographische Anstalt von Dondorf Diplome, Adressen, Wandkalender, Illustrationen von Märchen u. s. w. Ein Motiv, dessen Entwürfe nach Paris und Rom zurückreichen, erhielt 1861 seine endgültige Vollendung, es war sein Colossalbild „Galilei vor dem Concil“ (Kunsthalle zu Hamburg), auf das er die größten Hoffnungen gesetzt hatte und das sich weit über die Schöpfungen ähnlicher Art erhebt, obgleich es an die Wucht der Farbenskizze in der Nationalgalerie nicht heranreicht. Ein Verkauf dieses Bildes, der ihm einen Künstlernamen und eine gesicherte Existenz verschaffen sollte, stand bevor, wurde aber

noch in letzter Stunde hintertrieben. Hierdurch fühlte er sich entmuthigt und glaubte sich nicht zu Höherem berufen. Als durch den Tod seines Lehrers Pelissier die Akademieinspectorstelle in Hanau frei wurde, war er gern bereit, dessen Nachfolger zu werden. Im J. 1864 trat er sein neues Amt an und wurde 1870 zum Director ernannt. Im J. 1885 erhielt er den Professortitel. In seiner Hanauer Zeit hat er nur noch wenig gemalt, seine Bilder wurden conventioneller und hatten von der früheren coloristischen Kraft viel eingebüßt. Hervorzuheben wäre sein „Aschenbrödel“ aus dem Jahre 1868, das er gleichzeitig mit dem von Cornicelius in idealer Concurrenz in der Akademie ausgestellt hatte, sowie noch Deckengemälde im Schloß Philippsruhe bei Hanau, die Scenen aus der hessischen Geschichte behandeln (1880). Am 10. März 1886 starb er unerwartet rasch.

Obgleich Hauptwerke von H. sich schon seit vielen Jahren in der Kunsthalle zu Hamburg und in der Nationalgalerie befanden und 1887 in dieser eine Collectivausstellung seiner Werke veranstaltet wurde, war sein Name nur Wenigen bekannt, und erst auf der deutschen Jahrhundert-Ausstellung von 1906 leuchtete er aus dem Dunkel der Vergessenheit auf, wobei der Künstler fast über Gebühr verherrlicht wurde, da seine Malweise vor 50 Jahren mit manchen Kunstbestrebungen der jüngsten Vergangenheit übereinstimmte. Seit dieser Zeit bildete sich die viel verbreitete Legende, in der Uebernahme der Stelle eines Directors der Hanauer Zeichenakademie den Beginn eines Martyriums zu erblicken, und man ging so weit, die letzte Hälfte seines Lebens zu einer Künstlertragödie zu stempeln. Bei einer näheren Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse gelangt man zu einer ziemlich abweichenden Ansicht. H. stand beim Antritt seines Postens im 39. Jahr und hatte als freischaffender Künstler bis dahin wenig Lorbeeren und noch weniger Schätze erworben. Er war keine himmelstürmende Natur und hätte bei einer consequenten Durchführung seiner coloristischen Probleme noch größere Enttäuschungen erlebt als bisher, er würde einfach nicht verstanden worden sein. Schon gewichtige Stimmen hatten sich gegen ihn erhoben, von denen die des Malers und Kunstreferenten H. Becker, der ihm sonst wohlwollte, erwähnt sein möge: „Die Farbe ist meistens höchst kräftig und wirkungsvoll, man merkt aber gar zu sehr die Absicht des Künstlers, der Effect machen will und weiter nichts. In einigen Bildern tritt zu diesem gesuchten und gesteigerten Colorit noch eine manieristische Behandlung hinzu, die eine Nachahmung übelverstandener französischer Muster ist.“ Durch sein neues Amt war er der täglichen Sorgen des Lebens, die auf ihm und seiner Familie lasteten, enthoben. Auch kam er nach Hanau nicht als Neuling, sondern war mit den Verhältnissen des ihm unterstellten Institutes vertraut wie kaum ein anderer Künstler. Während seiner elfjährigen Schülerzeit an der Akademie, die in erster Linie eine Fachschule für Goldarbeiter ist, hatte er reichliche Gelegenheit, sich auf diesem Gebiet umzusehen, und durch den Graveurberuf seines Vaters blieben ihm die meisten Zweige der Gold- und Silberbranche nicht fremd. Darum leistete auch H. in seiner neuen Stellung Außerordentliches. Er bildete im Laufe der Jahre eine große Zahl tüchtiger Schüler heran, wobei ihm sein vornehmer decorativer Sinn und ein plastisches Feingefühl zu statten kamen. Daß sich die Hanauer Kunstindustrie noch heute auf einer gewissen künstlerischen Höhe hält und nicht völlig einer öden Massenproduction anheimgefallen ist, dürfen wir im wesentlichen als eine Folge seiner ersprießlichen Thätigkeit ansehen. Er hatte sich in seinen Lehrberuf so rasch hineingearbeitet, daß er schon drei Jahre später, als ihn seine Regierung auf die zweite Pariser Weltausstellung entsandte, in seinem Berichte über die dort gewonnenen Eindrücke Ansichten über den eigentlichen Zweck der Zeichen-

schulen äußerte, die in fast allen Punkten noch heute eine Beherzigung verdienen. Neu und unbequem waren ihm jedoch die Verwaltungsgeschäfte, für die er als echter Künstler kein großes Talent mitbrachte, und die ihm noch mehr Sorgen machten, als von Jahr zu Jahr die Schreibereien sich häuften. Außerdem verbitterten ihm manche Stunden seines Daseins offene und versteckte Fehden mit einigen Mitgliedern des Lehrercollegiums, so vor allem mit dem ihm in Rede und Schrift weit überlegenen Ornamentisten F. Fischbach, der selbst achtzehn Jahre nach dem Tode Hausmann's in einer Broschüre noch einmal den Streit in unschöner Weise aufgerührt hat. Aber trotz alledem liegt kein Grund vor, von einer Künstlertragödie zu sprechen, H. theilte eben das Loos von so vielen anderen Künstlern vor ihm und auch nach ihm, denen es nicht vergönnt war, ihre Ideale zu verwirklichen und auf den sonnigen Pfaden eines Raffael oder Rubens oder van Dyck zu wandeln. Von seinen zahlreichen kunstgewerblichen Entwürfen verdient der zur Bismarckcassette, die am 1. April 1876 als Geschenk der Hanauer Fabrikanten dem ersten Reichskanzler überreicht wurde, eine besondere Erwähnung. Ebenso ist auch die Zeichnung eines Ehrenbechers, der 1878 für den Reichstagsabgeordneten Dr. Weigel gestiftet wurde, hervorzuheben. In seinen Mußestunden betrieb H. mit großem Erfolg historische Studien, vom Standpunkte der heimischen cultur- und kunstgeschichtlichen Entwicklung aus gesehen. 1871 war er dem Hanauer Geschichtsverein beigetreten und regte als Conservator systematische Ausgrabungen an, die eine reiche Ausbeute lieferten. Man hatte 1873 bei dem Dorfe Mittelbuchen einen fränkischen Begräbnißplatz entdeckt, wodurch eine neue Culturperiode erschlossen wurde, die wichtige Fundstücke, eiserne Waffen, Schmucksachen u. s. w. ergab. Durch seinen rastlosen Eifer, der auch seine gelehrten Mitarbeiter mitriß, wurden im Laufe der Jahre eine Anzahl altgermanischer Gräber sowie neue römische Niederlassungen entdeckt. Die stattliche Reihe von Keramiken im Hanauer Geschichtsvereins-Museum, von den einfachen germanischen Urnen bis zu den kunstvollen römischen Terrasigillata-Gefäßen, verdankt zu einem großen Theil ihre Auffindung und ganz besonders ihre Zusammensetzung der kunstgeübten Hand von F. K. Hausmann.

W. Kaulen, Freud und Leid im Leben deutscher Künstler. Frankfurt a. Main 1878, S. 369—373. — A. Seubert, Allgem. Künstlerlexikon. 2. Aufl., Frankfurt 1882, Bd. II, S. 181 u. 182. — H. Becker, Deutsche Maler. Leipzig 1888, S. 213—215 u. 305. — R. Suchier, Festschrift des Hanauer Geschichtsvereins zu seiner 50jährigen Jubelfeier. Hanau 1894, S. 3. — Müller-Singer, Allgem. Künstlerlexikon. 3. Auflage, Frankfurt a. Main 1896, Bd. II, 140. — J. Allgeyer, Anselm Feuerbach. 2. Aufl. Berlin u. Stuttgart 1904, Bd. I, 170 u. f. — F. Fischbach, Bureaukratische Unbilden. Ein Beitrag zur Chronik von Hanau. Wiesbaden 1904. — F. Dülberg, Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin. Leipzig 1906, S. 40. — Emil Schaeffer, Friedrich Karl Hausmann, Ein deutsches Künstlerschicksal. Berlin 1907. — K. Siebert, Monatshefte f. kunstwissenschaftliche Literatur, herausgegeben von E. Jaffé und K. Sachs. Berlin 1906, 2. Jahrg., Heft 10, S. 181 u. 182. — Frankfurter Zeitung vom 3. October 1906, Abendblatt (Nr. 273), Berliner Kunstbrief. — H. Weizsäcker, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. im 19. Jahrhundert. Bd. 1, Frankfurt a. M. o. J. [1907], S. 85.

Karl Siebert.

Hettner *): Hermann Julius Theodor H., hochverdient als Schriftsteller auf dem Gebiete der Litteratur- und Kunstgeschichte, geboren am 12. März

*) Zu Bd. L, S. 284.

1821 auf dem Rittergut Niederleyſersdorf bei Goldberg in Schleſien, † am 29. Mai 1882 in Dresden. Daß er als Sohn eines Gutsbeſitzers die Knabenjahre in ländlicher Umgebung verbringen konnte, hat er ſtets als ein Glück ſeines Lebens betrachtet. 1833 trat er in die Quarta des Gymnaſiums zu Hirſchberg ein, im Sommer 1838 entließ ihn die Prüfungscommiſſion „als einen talentvollen, für jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung beſonders geeigneten Jüngling von tüchtigem Streben und edelm Charakter mit den beſten Wünſchen und Erwartungen“. Die Fächer, in denen er ſich ſpäter auszeichnen ſollte, waren auf dem Gymnaſium vor allem durch Karl Ernſt Schubarth vertreten, der in jüngeren Jahren mit ſeinen Studien über Goethe den Beifall des greiſen Dichters gefunden hatte und offenbar als Lehrer in weit höherem Maße eine anregende Kraft entfaltete, als man jetzt nach ſeinen Goetheſchriften vermuthen ſollte; H., der ſpäter die Briefe Goethe’s an ſeinen Lehrer herausgab, hat bei dieſem Anlaß von ſeiner dankbaren und pietätvollen Geſinnung Zeugniß abgelegt (ſ. A. D. B. XXXII, 609). Obwohl es ſeinem Vater erwünſcht geweſen wäre, wenn er ſich dem Rechtsſtudium gewidmet hätte, ſetzte er es dennoch durch, daß er im Herbſt 1838 als stud. phil. die Univerſität Berlin beziehen konnte. Er blieb dort fünf Semeſter, dann verbrachte er noch zwei Semeſter in Heidelberg und promovirte im J. 1843 in Halle mit einer Abhandlung „De logices Aristotelicae speculativo principio“. Hettner’s Lehrjahre fielen in eine Zeit der Vorherrſchaft philoſophiſcher Studien; die Entwicklung der Hegel’ſchen Schule, der gerade damals immer ſchärfer ſich zuſpitzende Gegenſatz zwiſchen Alt- und Junghegelianern, wurde von dem Studenten mit leidenſchaftlichem Intereſſe verfolgt; 1844 vertheidigte H. in ſeinem Aufſatze „Zur Beurtheilung Ludwig Feuerbach’s“ den kühnſten Vorkämpfer der neuen Richtung. Doch hatte er während ſeiner Studienzeit nicht umſonſt auch zu den Füßen Boeckh’s und Ranke’s geſeſſen, und daß er in ſeinem eingeborenen hiſtoriſchen Sinn ein Gegengewicht gegen aprioriſtiſche Conſtructionen beſaß, zeigt ſich beſonders deutlich in einem Aufſatze „Gegen die ſpeculative Aeſthetik“ (1845), in welchem er auch mit vollem Recht den philoſophiſchen Theoretikern die Vernachläſſigung der Forderungen des Stoffs und der Mittel der techniſchen Darſtellung zum Vorwurf macht. Als dieſe Abhandlung erſchien, war in ihm bereits der Entſchluß zur Reife gelangt, die hiſtoriſche Betrachtung der Kunſt zu ſeiner eigentlichen Lebensaufgabe zu machen, und ſein Vater hatte ihm ſchon die Mittel gewährt, um ſich für dieſen Beruf in Italien auszubilden. Er verweilte dort von 1844—47, anfänglich in freundſchaftlichem Verkehr mit Brunn auf die archäologiſchen Fachſtudien gerichtet, dann jedoch mehr darauf bedacht, die Anregungen des italieniſchen Aufenthalts für ſeine allgemeine äſthetiſche und hiſtoriſche Ausbildung nutzbar zu machen. Zu dieſer Wendung hat offenbar der freundſchaftliche Verkehr mit Hebbel in Neapel und mit Adolf Stahr in Rom und Florenz beigetragen. Nach ſeiner Rückkehr habilitirte er ſich im März 1847 in Heidelberg. Er hielt dort u. a. Vorleſungen über Aeſthetik, über Spinoza, über Poeſie und Kunſt der Gegenwart; ſeine Vorleſungen über „Geſchichte der Poeſie und bildenden Künſte von Gottſched und Raphael Mengs bis zur Gegenwart“ zeigen ſchon durch ihren Titel, daß er damals bereits in ähnlicher Weiſe wie in ſeiner großen Litteraturgeſchichte auf eine Darſtellung der Wechſelwirkungen zwiſchen den verſchiedenen gleichzeitigen Strömungen des geiſtigen Lebens ausging. Dank der Klarheit und der lebendigen Wärme ſeiner Vorträge verſammelte der junge Docent um ſich einen zahlreichen Zuhörerkreis; zu den Hörern der Spinozavorleſungen gehörte Gottfried Keller, der ſeitdem mit H. in lebenslänglicher, treuer Freundſchaft verbunden blieb. Auch ſonſt geſtaltete

sich sein persönlicher Verkehr in der erfreulichsten Weise; unter den Docenten der Universität stand ihm Moleschott am nächsten, der ihm durch sein Interesse für die französischen Encyklopädisten eine wichtige Anregung für sein späteres Hauptwerk gab, daneben trat ein freundschaftlicher Verkehr mit Berthold Auerbach und den Mitarbeitern der Gervinus'schen „Deutschen Zeitung“, wie Rochau und Klaczko. Sein wissenschaftlicher Fleiß wurde durch die Stürme der Revolutionsjahre nur wenig beeinträchtigt. Das Jahr 1848 brachte den ersten Band seiner „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten“, eine Frucht seiner italienischen Studien. Er hatte für dieses Werk einen ähnlich weiten Leserkreis im Auge, wie er ihn später für die Litteraturgeschichte fand, aber obwohl die „Vorschule“ in ihrer Composition und Ausführung manche ähnliche Vorzüge aufweist wie das spätere Werk, so mußte doch der Inhalt dem Interessenkreis des damaligen deutschen Publicums — auch schon mit Rücksicht auf die politischen Zeitverhältnisse — ferner liegen, und die Fachkreise fanden mancherlei auszusetzen. So hat er dann von einer Fortführung abgesehen.

In dem nächsten umfangreicheren Werk ist H. wieder zur litterarischen Kritik zurückgekehrt. „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller“ erschien 1850 in Braunschweig in der Verlagsbuchhandlung von Vieweg & Sohn, mit welcher H. von nun an in enger Verbindung blieb; alle seine wichtigeren Werke sind hier veröffentlicht. Schon der Titel zeigt, daß H. nach einem historischen Verständniß der Romantik strebte, die zur Zeit von Hettner's Jugend in ihrer Erscheinungsform als politische und kirchliche Reaction noch unmittelbar in die Kämpfe des Tags hineinragte. H. hat dem gegenüber mit selbständig eindringender Gedankenarbeit auf die Anfänge der romantischen Schule, auf ihre ursprüngliche Verwandtschaft mit der Sturm- und Drangperiode und auf die Berührungspunkte mit den Classikern hingewiesen; mit Recht rühmt Vischer in einem Brief an H., daß diese Schrift „den Charakter der inneren Lust und Energie trägt“, und auch Haym in der Vorrede zu seinem grundlegenden Werk hat dem kühnen Wurf des Vorgängers die Anerkennung nicht versagt.

Eine andere Monographie Hettner's, „Das moderne Drama“ (1852), ist vor allem als ein charakteristischer Ausdruck der Stimmungen jener Zeit von Interesse. Es ist bekannt, wie man in den vierziger Jahren die Anzeichen einer großartigen neuen Entwicklung des deutschen Dramas zu erkennen glaubte. H. hoffte nun, durch positive Kritik auf den litterarischen Entwicklungsgang einwirken und dem unbestimmten Drängen und Sehnen eine feste Richtung geben zu können. Natürlich zeigt sich bei einem solchen Beginnen, daß er eine durch seinen Bildungsgang erklärliche Neigung zu haltloser Generalisation nicht ganz überwunden hatte, z. B. wenn er allgemeine Gesetze darüber aufstellen will, unter welchen Bedingungen sich bei einem Volke ein wahrhaft nationales Drama entwickeln könne. Auch muß es uns ein Lächeln entlocken, wenn H. die Hoffnung seines Freundes Gottfried Keller theilt, es könne sich vielleicht aus der Berliner Posse mit ihren Couplets etwas neues in der Art der Aristophanischen Komödie entwickeln. Aber in seinen Ausführungen, die sich über das historische Drama, das bürgerliche Drama, die Komödie, das musikalische Drama erstrecken, offenbart sich doch sein lebendiger Geist, wie auch seine reiche und vielseitige Bildung; die „Maria Magdalena“ seines Freundes Hebbel hebt er energisch hervor, und Richard Wagner ist für ihn „eine sehr bedeutende, wenn nicht eine epochemachende Erscheinung“.

Als die Abhandlung über das moderne Drama erschien, hatte H. schon in seiner Laufbahn die erste Beförderung erhalten. Er wurde als außer-

ordentlicher Professor für Kunst- und Litteraturgeschichte nach Jena berufen, wo er vom Sommersemester 1851 an vier Jahre verblieb. Im Frühjahr 1852 unternahm er mit seinem Jenaer Collegen, dem Philologen Göttling, und dem Mythologen Preller, damals Oberbibliothekar in Weimar, eine Reise nach Griechenland; die Briefe, die er von dort an seine Gattin schrieb, bildeten die Grundlage zu seinen „Griechischen Reiseskizzen" (1854). Vor allem jedoch gewann in diesen Jenenser Jahren der große Plan einer Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts feste Gestalt; Hettner's Studien über die französischen Encyklopädisten führten ihn dazu, den Entwicklungsgang der Aufklärungsbewegung in England, Frankreich und Deutschland im Zusammenhang zu verfolgen, und mehrere kleine Abhandlungen aus dieser Zeit, vor allem „Robinson und die Robinsonaden" (1854), sind als Vorarbeiten zu dem Hauptwerk zu betrachten. Aber noch ehe er den ersten Band veröffentlichen konnte, erhielt er eine Berufung nach Dresden als Director der königlichen Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse; im März 1855 siedelte er nach Dresden über, das nun für den Rest des Lebens die Stätte seiner Wirksamkeit blieb. Zwar scheint es, daß er sich manchmal nach der Universitäts-Lehrthätigkeit zurücksehnte, im ganzen gewährte ihm aber sein neuer Wirkungskreis die schönste Befriedigung. Die ästhetische Anregung, die ihm auch, ganz abgesehen von den Kunstsammlungen, durch das Städtebild und durch den genius loci der sächsischen Hauptstadt dargeboten wurde, hatte er in Jena schmerzlich vermißt; der Gelehrte, der seine historischen Interessen mit einem so lebendigen Sinn für die geistigen Strömungen der Gegenwart verband, sah sich hier in ein reges künstlerisches Treiben versetzt, vor allen Dingen trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Rietschel und den Bildhauern aus dessen Schule, durch welche damals die Plastik in der alten Kunststadt einen so glänzenden neuen Aufschwung nahm. Und der neue Director, von fruchtbringenden Ideen und weitausschauenden Plänen erfüllt, wirkte in hohem Grade anregend auf die culturellen Kreise Dresdens, offenbar hatte man auch an leitender Stelle bei seiner Berufung neben der eigentlichen Amtsthätigkeit auf eine derartige Wirkung gerechnet. Auch waren die Anforderungen seines Amtes nicht so zeitraubend, daß dadurch seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit gelitten hätte. Er veröffentlichte 1856 einen Katalog der Antikensammlung, 1857 einen Katalog der Gipsabgüsse; in seinen Aufsätzen über die Goethe- und Schillergruppe (1857) und über das Lutherdenkmal (1859) besprach er neu entstandene Werke des Meisters Rietschel, dem er bei seinem allzufrühen Hinscheiden (1861) einen warmherzigen Nachruf widmete. Als ein Beispiel für seine rege Theilnahme am Dresdner Kunstleben sei sein Aufsatz über den Neubau der Kreuzschule (1863) erwähnt, wo er mit Recht davor warnt, in das Dresdner Stadtbild durch Errichtung von Bauwerken im neuen gothischen Stil ein fremdartiges und störendes Element hineinzutragen.

Aber im Mittelpunkt seiner Thätigkeit stand doch noch für eine lange Reihe von Jahren das Werk, das er in Jena begonnen hatte. Der erste Band der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts erschien 1856; er umfaßt die englische Litteratur von 1660—1770, und der weitere Verlauf ergibt, daß H. mit Recht die Schilderung der englischen Zustände an den Anfang stellte. 1860 folgte der zweite Band „Die französische Litteratur im achtzehnten Jahrhundert", in dessen Mittelpunkt die lichtvolle Darstellung der Wirksamkeit Voltaire's und Rousseau's steht, doch wird zugleich auch die Rückwirkung der französischen Einflüsse nach England, sowie ihre Verbreitung über Italien und Spanien erörtert. Die Darstellung der deutschen Litteratur wollte H.

nicht in einen Band zusammendrängen; der erste Theil „Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen“ erschien 1862, der zweite „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“ 1864. Mit diesem Bande hätte der Verfasser die synchronistisch-vergleichende Darstellung der Aufklärungsbewegung abschließen können, aber es drängte ihn doch, im Anschluß daran darzustellen, wie die leitenden Ideen des Zeitalters in Deutschland in der Epoche Herder's und Kant's, Goethe's und Schiller's überwunden und umgebildet wurden. So ließ er noch einen dritten Band in zwei Theilen folgen; der erste Theil (1869) behandelt die Sturm- und Drangperiode, der zweite Theil, für den der Gesammttitel „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ allerdings nicht mehr zutreffend ist, trägt den Untertitel „Das Ideal der Humanität“ (1870); H. gesteht in der Vorrede, daß er mit Wehmuth von dem Werk Abschied nehme, an das er die besten Jahre seines Lebens gesetzt hatte.

Die Bände der Litteraturgeschichte wurden sogleich bei ihrem Erscheinen mit freudigem Beifall aufgenommen; sie haben bis auf den heutigen Tag ihre Stellung als standard work behauptet, und trotz allen Fortschritten der Erkenntniß werden sie diese Stellung wohl noch weiter behaupten in einer Zeit, wo unter den Fachgelehrten der Muth und die Kraft zu solchen großzügigen, zusammenfassenden Darstellungen immer seltener wird. H. besaß diese Eigenschaften im höchsten Grade; nur bei seiner resoluten Art, das Unwesentliche bei Seite zu schieben und die leitenden Ideen energisch hervortreten zu lassen, konnte ein solches Werk zu Stande kommen. Denn um eine Geschichte der Ideen war es ihm nach seinem eigenen Geständniß zu thun. Die ungeheure Masse des Materials ist natürlich nicht überall mit gleicher Sorgfalt und gleichem Geschick behandelt, manche Verstöße sind mit untergelaufen, und manche Beurtheiler haben ihm mit Recht oder Unrecht Vernachlässigung der oder jener historischen Erscheinung vorgeworfen; auch hat wohl H. manchmal bei dem Bestreben, das Einzelne in den großen Entwicklungsgang einzureihen, den Bereich der historischen Causalität zu weit ausgedehnt. Im allgemeinen ist aber die Gruppirung des Stoffes sehr gründlich durchdacht. Mit einem zugleich echt historischen und echt künstlerischen Sinn läßt H., wenn er uns mit einer hervorragenden Persönlichkeit bekannt macht, zunächst die Kritik ganz zurücktreten und ist bloß bestrebt, uns lebendig mitfühlen zu lassen, warum diese Persönlichkeit bei ihrem Auftreten eine solche Wirkung ausüben mußte, erst dann weist er uns auf das Unvollkommene und durch den späteren Entwicklungsgang Ueberholte. Dabei tritt überall hervor, wie er selber von einer edeln Begeisterung erfüllt ist für das Große und Unvergängliche, das in dem dargestellten Gedankenproceß gezeitigt wurde, und durch seinen eigenthümlichen, warmen und eindringlichen Stil weiß er diese Stimmung auch den empfänglichen Lesern mitzutheilen. Er entrollt vor ihnen ein ungemein reiches und mannichfaltiges Bild, wenn er darstellt, wie die nämlichen Zeitideen sich in Wissenschaft, Poesie, Malerei, Architektur, Gartenbau, Musik, in der Politik, der Volkswirthschaft und dem geselligen Leben wiederspiegeln. Sehr geschickt weiß er das charakteristische Detail hervorzuheben, und ohne alle kokettirende Originalitätssucht strebt er stets nach einem gerecht abwägenden Urtheil. Und was man auch gegen einzelne Stellen vorbringen mag, in vieler Beziehung ist Hettner's Auffassung für die Späteren maßgebend geblieben; Otto Harnack, der nach Hettner's Tod eine neue revidirte Auflage der letzten Bände besorgte (1894), sagt, er habe Auslassungen und Aenderungen hauptsächlich an solchen Stellen eintreten lassen, wo herrschende Irrthümer bekämpft wurden, die heute nicht mehr herrschen.

Schon während der langen Jahre, in denen sich H. der Litteraturgeschichte widmete, war in ihm der Entschluß gereift, nach Vollendung dieser Arbeit seine ganze Kraft wieder den kunstgeschichtlichen Studien zu widmen; durch Reisen nach England, Frankreich und den Niederlanden konnte er in diesem Entschluß nur bestärkt werden. Vor allem aber drängte es ihn wieder in den Bereich der italienischen Kunst; nach langer Unterbrechung wanderte er 1871 wieder in das Land seiner Sehnsucht, und kehrte 1875 und 1877 wiederum dorthin zurück. Das Hauptergebniß dieser Reisen hat er in seinen „Italienischen Studien. Zur Geschichte der Renaissance“ (1879) niedergelegt. In den kunsthistorischen Aufsätzen, die hier vereinigt sind, erkennen wir, wie er sich durch sein großes Hauptwerk den Blick für die Erforschung des Zusammenhangs zwischen den verschiedenartigen Aeußerungen des geistigen Lebens geschärft hatte; wie in dem Hauptwerk, so liegt auch hier die eigentliche Stärke des Verfassers nicht in der technisch-stilistischen, sondern in der culturgeschichtlichen Betrachtung. Gar manche von den Gedanken, die hier ausgestreut sind, haben sich in dem intensiven Betrieb der Renaissancestudien in den folgenden Jahrzehnten als fruchtbar erwiesen, besonders der vortreffliche Aufsatz über „Die Kunst der Dominicaner“ und der verwandte Aufsatz über „Die Franciscaner in der Kunstgeschichte“, der als ein Nachtrag 1881 erschien. Von Hettner's sonstigen kunstgeschichtlichen Arbeiten aus dieser Zeit möge hier noch der Aufsatz über den Dresdner Zwinger (1874) und der Nachruf auf Semper (1879) Erwähnung finden.

Ueber Hettner's Leben in Dresden ist nur noch Weniges anzufügen. Im J. 1868 wurde ihm die Oberleitung des historischen Museums übertragen, und auch sonst fehlte es ihm nicht an Beweisen officieller Anerkennung seiner Thätigkeit. Das wichtigste war wohl, daß ihm auch hier Gelegenheit geboten wurde, in lebendiger Rede unmittelbar zu wirken; er hielt kunstgeschichtliche Vorträge an der Kunstakademie, dann seit 1869 an der polytechnischen Schule, bei deren Erhebung zu einer technischen Hochschule er zum Professor der Kunstgeschichte ernannt wurde. Alle Nachrichten bezeugen, daß von ihm reichste Anregung ausging, daß er im persönlichen Verkehr sein Bestes gab, daß er sich Aelteren und Jüngeren stets wohlwollend und freundlich erwies, und als er nach längeren Leiden, aber im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte aus dem Leben schied, war die Trauer eine tiefe und allgemeine.

H. war zwei Mal vermählt. Seine erste Frau, Marie, die Tochter des Barons Stockmar (s. A. D. B. XXXVI, 304), lernte er auf seiner ersten italienischen Reise kennen, er heirathete sie 1848, doch wurde sie ihm nach acht Jahren der glücklichsten Ehe 1856 durch den Tod entrissen. Einen Ersatz für das verlorene Glück fand er in der Vermählung mit Anna, der Tochter des Dresdner Malers Grahl (1858). Die Reisebriefe, die er an seine beiden Lebensgefährtinnen richtete, zeigen ihn auch menschlich von der schönsten Seite. Aus erster Ehe hatte er drei Kinder, darunter der Archäolog Felix H., aus zweiter Ehe sieben Kinder, darunter der Geograph Alfred H.

Die reichhaltigsten Nachrichten über Hettner's Leben enthält die Biographie von Adolf Stern (Leipzig 1885, mit Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und einem Porträt). — Moleschott's Schrift mit dem wunderlichen Titel „Hermann Hettners Morgenroth“ (Gießen 1883) enthält allerlei kleine Züge aus den Heidelberger Docentenjahren. — An Hettner's „Kleine Schriften“, die in einer Auswahl von seiner Wittwe herausgegeben wurden (Braunschweig 1884), ist ein allerdings nicht ganz vollständiges Verzeichniß seiner selbständigen Schriften und Zeitschriftenartikel angefügt; einige Er-

gänzungen enthält der Aufsatz über Hettner von Seuffert im Archiv für Litteraturgeschichte 12, 1 ff. Wilhelm Creizenach.

Heyden *): August Jakob Theodor von H., Maler, wurde am 13. Juni 1827 in Breslau geboren als Sohn des Dichters Friedr. Aug. v. H. (s. A. D. B. XII, 351). Er widmete sich dem Bergfach und war als Bergbeamter einige Zeit in Istrien thätig, von wo aus er Venedig besuchte. Nachdem er 1854 sein Staatsexamen in Breslau abgelegt hatte, trat er in die Dienste des Herzogs von Ujest, dessen Bergwerke in Oberschlesien er zuletzt als Verwaltungschef leitete. Erst mit 32 Jahren kam er in die glückliche Lage, seinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, Maler zu werden. Beim Holzbildhauer Professor Holbein in Berlin erhielt er zunächst regulären Zeichenunterricht und trat dann später in das Atelier von Karl Steffeck ein. 1861 begab er sich zur weiteren Ausbildung nach Paris und arbeitete unter Gleyre und Couture. Sein erstes selbständiges Gemälde, eine „Heilige Barbara als Schutzpatronin der Bergleute", entstand 1864 in Paris und trug ihm die goldene Medaille ein. Der romantisch-poetische Zug in diesem Bilde, das sich als Altarbild in der Kirche zu Dudweiler im Saargebiet befindet, kündet uns schon die Richtung an, in der sich seine Kunst vorzugsweise bewegen sollte. Aus dieser Zeit stammt auch ein kleineres, wenig bekannt gewordenes Bild „In Gedanken" (im Besitz von Dr. F. v. Heyden in Dresden), das fein charakterisirt und etwas an die Art von Meissonier erinnert. Wiederholte Reisen nach Italien machten ihn mit den Monumentalmalereien der Renaissancekunst bekannt. Eifrig befaßte er sich mit dem Studium des deutschen Mittelalters und der deutschen Renaissance, das ihm Stoff zu mehreren Bildern gab, von denen „Luther's Zusammentreffen mit Frundsberg vor seinem Eintritt in den Reichstag zu Worms" (Germanisches Museum in Nürnberg) hervorzuheben wäre. Das Aufsehen, das damals dieses Bild wegen seines Realismus hervorrief, erscheint uns heute etwas unverständlich. Sein Bestreben, germanisches Empfinden mit hellenischem Geiste zu verschmelzen, zeigt uns die umfangreiche Composition für den Vorhang des Berliner Opernhauses: „Arion auf den Meereswogen" (1868), eine phantasiereiche Verkörperung der Macht des Gesanges. Leider ging dieses Kunstwerk durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde, und es wurde von ihm fast 25 Jahre später ein zweiter Vorhang gemalt, für den er Scenen aus der altnordischen Mythologie gewählt hatte. Seine Vorliebe für die Darstellung des nackten Frauenkörpers lockte ihn zu einer Reihe von Themen, die er mit großem Geschick durchgeführt hat. Seine unbekleideten Frauengestalten zeichnen sich fast durchweg durch eine hoheitsvolle Anmuth aus und sind frei von jedem frivolen Beigeschmack. Dies lehrt uns die künstlerische Wiedergabe der gewagten Situation, in welcher die Prinzessin Clemence den werbenden Abgesandten des Königs von Frankreich in völlig unverhüllter Schönheit vor Augen tritt (1869). Eine Reihe Genrebilder, zumeist auf Renaissancehintergrund, entstanden jetzt, darunter auch der „Festmorgen" in der Nationalgalerie (1870). Durch seinen „Walkürenritt" (im Besitz des deutschen Kaisers), der auf der Wiener Weltausstellung 1873 zu bewundern war, wurde sein Name weithin bekannt, wenn auch F. Pecht in der F. v. Reber'schen Kunstgeschichte sich etwas ablehnend dahin ausspricht, daß „diese Damen zu sehr ihre Abstammung von sehr modernen Berlinerinnen verrathen und dadurch die sonst schwungvolle Composition viel zu sehr ernüchtern". Eine reife Frucht seines Schaffens ist der „Hochzeitsritt des Herrn Olof" (1878), ein stimmungsvolles Bild, dessen Stoff einer dänischen Ballade aus

*) Zu Bd. L, S. 309.

Herder's „Stimmen der Völker“ entnommen wurde. Aus der deutschen Heldensage stammt „Wittichs Rettung“ in der Karlsruher Kunsthalle (1880) und „Siegfried in der Waberlohe“ (im Besitz des deutschen Kaisers). In seinem letzten größeren Tafelbild: „Treue Kameraden“ (1890) greift er wieder auf einen Gegenstand zurück, mit dem er sich als Maler eingeführt hat; wir sehen in einem oberschlesischen Kohlenbergwerk einen verunglückten Bergmann, dem seine Kameraden helfend beispringen. Außer diesen Oelbildern wurde A. v. Heyden mit Aufgaben der monumentalen und decorativen Malerei bedacht. So führte er Wandmalereien im Keller, im Bürgersaal und in der Thurmhalle des Berliner Rathhauses sowie im Moltkezimmer des Generalstabsgebäudes aus. Im Kuppelsaal der Nationalgalerie malte er in Wachsfarben auf schwarzem Grund in die Thürlünetten Scenen aus der deutschen Kunstgeschichte und innerhalb des Kuppelgewölbes friesartig einen prächtigen Thierkreis mit farbigen Figuren auf Goldgrund. Auch außerhalb Berlins war H. thätig. In Breslau hat er den Festsaal des Korn'schen Hauses mit Wandmalereien geschmückt, in Posen (1881) den Schwurgerichtssaal mit zwei Wandgemälden, die sich auf die Rechtsgeschichte des Landes beziehen, und in Guben die Aula des Gymnasiums mit einem großen Bilde, das die letzten Kämpfe des Markgrafen Gero mit den slavischen Leutizen bei Guben darstellt. Seit 1882 wirkte H. als Professor der Kostümkunde an der Berliner Kunstakademie als Nachfolger von Professor Hermann Weiß und bekleidete dieses Amt bis zum Winter 1893. Durch das besondere Wohlwollen des Kaisers Wilhelm II. vielfach ausgezeichnet, wurde er 1890 in den Staatsrath berufen. Am 1. Juni 1897 starb er nach längerem Leiden in Berlin.

Will man das Wesen der Kunst A. v. Heyden's kurz skizziren, so muß in erster Linie hervorgehoben werden, daß seine Bilder sich durch eine klare Linienführung wie eine anmuthige Composition und große decorative Wirkung auszeichnen, während sie nicht immer frei von einer theatralischen Auffassung sind. Seine Monumentalmalerei macht zuweilen den Eindruck von vergrößerten Staffeleibildern. Ein stark romantischer Zug, der selbst vor rein historischen Vorgängen nicht zurückscheut, durchdringt seine gesammte künstlerische Thätigkeit. Nicht so hoch wie seine Zeichnung darf man sein Colorit bewerthen, das bei manchen Bildern etwas verschwommen erscheint, oder durch allzustarke Farbencontraste die Gesammtwirkung beeinträchtigt. Eine tiefere Charakteristik seiner Personen vermißt man öfters, wohingegen die Kostümtreue seiner Figuren, die auf ernsten Studien beruht, fast eine absolute ist. Auch litterarisch war H. thätig. Er gab die „Blätter für Kostümkunde“ (Berlin 1874 ff. und in 2. Auflage 1876—1890) heraus und schrieb: „Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts“ (Leipzig 1889), wobei er einen Theil der 222 Abbildungen selbst zeichnete. 1878 erschienen zwei Bergmannsmärchen mit beachtenswerthen Naturschilderungen unter dem Titel „Aus der Teufe“ (Berlin) und hiervon 1881 eine Prachtausgabe mit Illustrationen von seiner Hand unter dem Titel „Die Perlen“.

F. v. Reber, Geschichte der Neueren deutschen Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1884. Bd. 3, S. 356. — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1889. Bd. 3, S. 166—171. — Müller-Singer, Allgem. Künstlerlexikon. Frankfurt a. M. 1896. Bd. 2, S. 175. — Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 1896/97, S. 527 u. 528. — Einzelne Angaben beruhen auf mündlichen Mittheilungen des Prof. Hubert v. Heyden, seines Sohnes, der als angesehener Landschafts- und Geflügelmaler in München thätig ist.

Karl Siebert.

Heyden*): Otto Johann Heinrich H., Maler, wurde am 8. Juli 1820 in Ducherow, Regbez. Stettin, geboren. Er widmete sich dem Studium der Theologie, das er im Alter von 23 Jahren aufgab, um Maler zu werden. Er studirte zunächst an der Berliner Kunstakademie unter Wach und Klöber und wurde 1847 und 1848 Schüler von Cogniet in Paris, bei dem er sich eine tüchtige artistische Grundlage aneignete. Später zog es ihn nach Italien, wo er in den Jahren 1850—1854 besonders in Rom und auf Sicilien thätig war. Genrebilder mit italienischen Motiven und italienische Landschaften waren die Erstlinge seines selbständigen künstlerischen Schaffens. Seine erste größere Composition „Hiob, umgeben von seinen Freunden“ entstand 1855 und wurde vom Museum in Stettin angekauft. Bei einigen Porträts aus dieser Zeit fiel schon seine große Begabung für dieses Fach auf. 1856 beendete er sein großes Historienbild, das er zur 400jährigen Jubelfeier der Universität Greifswald, auf der er einstens studirte, gemalt hatte, um es für die Universitätsaula zu stiften. Es stellt die Scene dar, wo der Pommernherzog Wratislaw IX. in der Greifswalder Nikolaikirche dem vor dem Altar knieenden Rector die silbernen Scepter, die Insignien der Macht, übergibt. Ein zweites Historienbild aus der pommerschen Geschichte „Herzog Boleslaw auf seiner Wallfahrt im Kampf gegen die Türken bei Kandia 1497“ ist in kräftigen Farben gemalt und von einer lebendigen Handlung (Museum in Stettin). Ein weiteres größeres Bild „Feldmarschall Schwerin in der Schlacht bei Prag“ befindet sich im königlichen Schlosse zu Berlin.

Der Feldzug gegen Oesterreich im J. 1866 bildet einen Abschnitt in der künstlerischen Thätigkeit Otto Heyden's, er sagte sich von der reconstruirenden Historienmalerei los und wandte sich der Darstellung der selbsterlebten Zeitgeschichte zu. Im Hauptquartier des Kronprinzen hatte er auf dem böhmischen Kriegsschauplatze als Augenzeuge reichlich Gelegenheit, über wichtige Vorgänge Studien zu künftigen Bildern zu machen. Am populärsten wurde sein Name durch das Oelgemälde in der Nationalgalerie „König Wilhelm reitet in den Nachmittagsstunden über das Schlachtfeld“ (1868), das eine figurenreiche Episode aus der Schlacht bei Königgrätz wiedergibt. Weitere Früchte seines Fleißes sind: „Das Eingreifen der II. Armee“, „Die Begegnung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl“, „König Wilhelm übergibt dem Kronprinzen den Orden pour le mérite am Abend auf dem Schlachtfeld“ (im Besitze des deutschen Kaisers). Bei aller geschichtlichen Treue sinken diese Bilder doch nicht zu bloßen Illustrationen von historisch bemerkenswerthen Momenten herab, sondern ihr Schöpfer versteht es, trotz des manchmal etwas nüchternen Colorits über das Ganze eine künstlerische Stimmung auszubreiten. Seine vorzüglichen Porträts von Bismarck, Moltke und Steinmetz machten bei ihrer ersten Ausstellung ein wohlberechtigtes Aufsehen. Im J. 1869 unternahm er eine Studienreise nach dem Orient und verwerthete seine dort gewonnenen Studien zu einer Reihe von Bildern, die besonders das Straßenleben von Kairo in seiner Vielgestaltigkeit und Buntfarbigkeit lebenswahr schildern. Dem Feldzug von 1870/71 wohnte er ebenfalls bei und befand sich im Hauptquartier des V. Armeecorps. Als die bedeutendste Schöpfung aus jener Zeit stammt „Der Besuch des deutschen Kaisers bei den Verwundeten in Versailles“, ein Gemälde von gesundem Realismus und einer ausgeglichenen coloristischen Wirkung. 1878 überraschte er mit einer großen Composition: „Apollo mit den Musen und Grazien“, die für den Vorhang des Theaters in Posen Verwendung fand, doch war er einer solchen Aufgabe

*) Zu Bd. L, S. 310.

nicht gewachsen, da seine Stärke in der getreuen Wiedergabe des wirklichen Lebens beruhte. Besser gelangen ihm seine Wandgemälde in der Dankeskirche zu Berlin (1883), unter denen besonders „Die Einsetzung des Abendmahls" hervorzuheben ist. In den letzten Jahren malte er außer Porträts auch Genrebilder, von denen nur das Madonnenfest zu Subiaco", „Am Meeresstrande" und „Freigesprochen" (1887) angeführt sein mögen. Eine gewisse Beimischung von Süßlichkeit oder auch Sentimentalität wie in „Freigesprochen" läßt sich nicht leugnen. Erfreulich in der Composition und in der charakteristischen Wiedergabe der einzelnen Personen ist dagegen seine „Sprechstunde des Prälaten Kneipp in Wörishofen".

Der Schwerpunkt der Kunst Otto Heyden's ist im Porträt gelegen und in allem, was von dem Porträt ausgeht. Hier versteht er es meisterlich, das geistige Leben der dargestellten Persönlichkeiten zu erfassen und außerordentlich lebendig wiederzugeben. Seine gelegentlichen Versuche auf romantischem Gebiete gelingen ihm nicht, seine Figuren besitzen zu viel Erdenschwere und reichen an verwandte Schöpfungen seines Namensvetters A. v. Heyden nicht heran. Sein Colorit ist meist gediegen, wenn auch bei einigen Bildern etwas schwerflüssig und bis ins Trübe gehend. Seine Bilder aus dem Orient entbehren der blendenden Farbe der gleichzeitigen Berliner Orientmaler. H. war Ehrendoctor der Universität Greifswald, kgl. preußischer Professor und Hofmaler. Er starb am 21. September 1897 zu Göttingen.

F. v. Reber, Geschichte der Neueren deutschen Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1884. Bd. 3, S. 356. — H. Becker, Deutsche Maler. Leipzig 1888. S. 222 u. 548. — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1889. Bd. 3, S. 153—155. — Müller-Singer, Allgem. Künstlerlexikon. Frankfurt a. M. 1896. Bd. 2, S. 175. Karl Siebert.

Holtzendorff *): Franz von H., hervorragender Gelehrter auf den Gebieten des Straf-, Staats- und Völkerrechts, des Strafvollzugs und des Gefängnißwesens, Vorkämpfer für eine bessere Rechtsstellung der Frauen im Erwerbs- und öffentlichen Leben, Förderer der mannichfachsten Wohlthätigkeitseinrichtungen und Vertreter tieferer Volksbildung namentlich im Dienste der Rechtspflege des modernen Staates.

Franz v. H. wurde am 14. October 1829 auf dem damals der altadeligen Familie der Holtzendorffs der Mark Brandenburg gehörenden Gute Vietmannsdorf in der Ukermark geboren. In der s. Z. dem Vater (A. D. B. XIII, 13 ff.) gewidmeten Skizze konnte der Verfasser nachfolgender Zeilen darauf hinweisen, daß der Sohn seinem während 42 Jahren ihm zur Seite gestandenen theuren Vater den gebührenden Dank in schönster Weise gezollt hat. Vorgebildet auf dem Grauen Kloster in Berlin, dann an der altberühmten Fürstenschule Schulpforta, bezog Franz v. H., sehr vertraut mit den Schätzen classischer und moderner Litteratur, auch für rasche Erlernung und Beherrschung fremder Sprachen besonders beanlagt, Ostern 1848 die Universität Berlin behufs des Rechtsstudiums, zu dem er anfänglich nicht gerade besonders hinneigte, an dem er jedoch bald größeres Gefallen und wirkliche Befriedigung fand. Nachdem er noch die Universitäten Heidelberg, Bonn und wieder Berlin besucht hatte, doctorirte er 1852 mit der einer schwierigen civilrechtlichen Frage gewidmeten Arbeit „De rebus quarum commercium non est", Berol. 1852, und machte dann den in Preußen vorgeschriebenen gerichtlichen Vorbereitungsdienst für Juristen durch. Auf Reisen

*) Zu Bd. L, S. 454.

nach England (1850 und 1853) und Italien (1851 bis Salerno) hatte er tiefere Kenntnisse vom Straf-, Staats- und Verfassungsrecht, auch von der Volkswirthschaft dieser Länder gesammelt. Er übertrug ins Deutsche — in Rücksicht auf die beabsichtigte Aenderung der preußischen Ehegesetzgebung — John Milton's werthvolle Abhandlung „The doctrine and discipline of divorce“ (Ueber Lehre und Wesen der Ehescheidung, Berlin 1855), ferner Macaulay's Essay über Samuel Johnson (biographische Skizze, Berlin 1857). Dann habilitirte er sich am 30. April 1857 für öffentlich-rechtliche Fächer an der Universität Berlin mit der Arbeit „De causis poenae mitigandae“, die gleichsam das Motto für sein ganzes lebenslanges Wirken auf dem Gebiete des Strafvollzugswesens darstellt. Kurz vorher hatte er mit der Tochter des weiland präsidirenden Bürgermeisters von Hamburg Dr. Binder den Ehebund geschlossen, der ihm und den Seinen zu großem Glück und Segen in guten wie schlimmen Tagen wurde. Wer je zu diesen Ehegatten an friedlicher Stätte häuslichen Glückes in nähere Beziehungen getreten ist, muß sich wohl sagen, daß das Haupt der Familie, gelegentlich der Bekämpfung des Priestercölibats (Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 63, 1875) in ergreifender Schilderung der Heiligkeit des Familienlebens, trotz sonstiger Anerkennung des echten und rechten Kerns der Frauenbewegung jener Tage, sein eigenes Haus geschildert hat, wenn er dort als höchste Vorbilder menschlicher Tüchtigkeit anführt: den sorgenden Hausvater, der in der Zukunft seiner Kinder gleichzeitig die bessere Zukunft der ganzen Menschheit pflegt; der aus dem Frieden der Heimstätte die Kraft gewinnt, um stets aufs neue einzutreten in den Ringkampf um die höchsten Güter seines Volkes, und neben ihm die züchtige Hausfrau, deren tägliche seelenvolle Aufgabe die Spendung des höchsten aller menschlichen Sacramente — der selbstvergessenden Mutterliebe ist. Als treue Reisebegleiterin, namentlich in den späteren Lebensjahren Holtzendorff's, hat sich die Gattin auch im Auslande Verehrung und Sympathie erworben.

Ausgerüstet mit schönen Charaktereigenschaften trat er in seine Laufbahn ein. Wie einer seiner treuesten und langjährigsten Freunde, Rudolf Virchow, es richtig ausgedrückt, hatte er von den Vorurtheilen seiner Standesgenossen keins ererbt. Nur die vornehme Weise seines Benehmens, der vollendete Anstand, der Freimuth seiner Sprache, die Beständigkeit seiner Ueberzeugungen zeugten von dem angeborenen Adel seines Wesens. Im übrigen war er ein Sohn seiner Zeit, jeder edlen Regung erschlossen, ein selbstgemachter Mann voll Freiheitsgefühl und idealen Strebens — der ganz mit Recht von sich sagen durfte „nulli me mancipavi, nullius nomen fero“ —, ganz im antiken Sinn ein homo liberalis und ein Liberaler (immerhin ganz eigener Art) im modernen Parteisinn! Ein Meister des Stils im Deutschen, ebenso auch im Französischen, Englischen und Italienischen, dazu gewandter Redner und poetischer Begeisterung leicht zugänglich — was freilich sein um wenige Jahre jüngerer Freund, Alphonse Rivier, bei einem Juristen eine etwas gefährliche Gabe genannt hat —, hatte er sicher die besten Aussichten auf eine glänzende Laufbahn als ein dem Leben und dem Wirken nach außen hin zugewandter Gelehrter, der allerdings in die Schablone des trockenen Buchgelehrten nicht paßte. Solche sprachen dann natürlich bei so ganz andersartigem Auftreten des jungen Docenten von Streberthum, Haschen nach Volksgunst, von Verwässerung der Wissenschaft, Profanation des ernsten, heiligen Lehrstuhls und riefen ein „caveant consules“ dem gegenüber aus. Gewiß mußten sich die Privatcollegia den Bedürfnissen wie den Wünschen der Zuhörer anschließen, deren viele ja noch Decennien lang die ihnen begehrenswerthen Wissensschätze getreulich im Heft fixirt nach Hause tragen wollten und höchstens insofern entschuldigt waren,

als für viele Zweige des Universitätsunterrichts in jenen Zeiten noch keine recht anziehenden Werke zum akademischen Gebrauche bestanden, bis endlich solche auftauchten, darunter z. B. das von H. während eines Winteraufenthaltes im fernen Süden ins Deutsche übertragene „Lehrbuch der römischen Rechtsgeschichte“ seines jungen, frühzeitig verstorbenen Verehrers Guido Padelletti (1843—78), Berlin 1880. Aber in öffentlichen Vorlesungen mit wesentlich anderen Zwecken konnte H. einer schon zeitig gewonnenen Grundauffassung vom Rechtsleben der Gegenwart Rechnung tragen, die ihn zeitlebens beherrscht hat und deren Erkenntniß überhaupt allein den Schlüssel zum Verständniß seiner Lebensarbeit gibt, die er, in Ermangelung anderer Vertreter, nach innerster Ueberzeugung auf sich zu nehmen sich verpflichtet hielt. Er ging aus von der leider damals völlig zutreffenden ungebührlichen, ja verhängnißvollen Zurücksetzung der Staatswissenschaften hinter die privatrechtlichen Disciplinen, die seiner Meinung nach, angesichts der überall im Rechtsleben des Staates fingirten Rechtskenntniß seiner Angehörigen, die große zwischen der Gesetzes- und Rechtsanwendung und der in dieser Richtung obwaltenden Volksrechtsüberzeugung vorhandene Kluft immer fühlbarer werden ließ. War nun allerdings nicht ohne jene große Fiction in der Rechtspflege auszukommen, so war es Pflicht der Wissenschaftsvertreter, für möglichste Verbreitung der den Gesetzen zu Grunde liegenden Ideen der Zeit und der nach Ausgestaltung ringenden Principien Sorge zu tragen. Je allgemeiner — sagte sich H. da — die Wahrnehmung gemacht wird, daß die Unabhängigkeit des politischen Urtheils nicht in dem Maße gewachsen ist, wie die Gelegenheit, dieselbe zu bethätigen, desto mehr ist die Annäherung der Staatswissenschaften an die Bildung der gegenwärtigen Epoche zu erstreben.

So lenkte er denn, sehr begreiflich mit der Strafrechtspflege und dem Strafvollzuge jener traurigen Zeit beginnend, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ein damals dabei vielfach verwendetes Strafmittel. Dies that er in seiner Monographie von größerem Umfange „Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit und die Verbrechercolonien der Engländer und Franzosen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und criminalpolitischen Bedeutung dargestellt“, Leipzig 1859 („Die Deportation im römischen Alterthum“ daraus als Separatabdruck). Er ahnte nicht, daß einstmals auch in seinem Vaterlande die Deportation schwerer Verbrecher eine Rolle spielen würde. Einen zweiten Beitrag dazu lieferte die Schrift: „Französische Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafrechtspflege in Frankreich und die Zwangscolonisation von Cayenne“, Leipzig 1859. Dann behandelte er in dem zwischen Anhängern strenger Einzelhaft und andererseits der Gemeinschaftshaft entbrannten heißen Kampfe ein ihm durch seine Beziehungen zu englischen Praktikern bekannt gewordenes, empfehlenswerth erscheinendes Institut, den sog. irischen Strafvollziehungsmodus von Sir Walter Crofton. Diese Schrift, „Das irische Gefängnißsystem, insbesondere die Zwischenanstalten vor der Entlassung der Sträflinge“, Leipzig 1859 (auch englisch), stieß auf heftige Opposition, die insofern begründet war, als H., nicht genügend bekannt mit ähnlichen in Deutschland angestellten, von den Gefängnißdirectoren mehr oder minder geheim gehaltenen Methoden, verschiedene theils vermeidliche, theils ihm nicht zur Schuld anzurechnende Versehen begangen hatte; dazu kam, daß jenes nur auf die Persönlichkeit des leitenden Mannes zugeschnittene System schon 1862, aber namentlich nach dessen Ausscheiden aus dem Amte 1864 sofort wesentlichen Modificationen unterzogen wurde, was man als Mißerfolg ausgab. Unbeirrt durch diese Gegnerschaft vertrat H. weiter in der dem Vicekönig von Irland, Grafen Carlisle gewidmeten Schrift „Die Kürzungsfähigkeit der

50*

Freiheitsstrafen und die bedingte Freilassung der Sträflinge in ihrem Verhältniß zum Strafmaß und zu den Strafzwecken“, Leipzig 1861, die Ansicht, daß nachträgliche Kürzungsfähigkeit der Strafen mit unbedingter Entlassung ein von der sog. provisorischen Freilassung verschiedenes, aber mit der Gerechtigkeit gleichfalls vereinbares Institut sei — eine Idee, welche damals freilich noch größerer Opposition begegnete und nur im Königreich Sachsen zu sofortiger Einführung der bedingten Entlassung führte. 1862 gab er darauf in seiner Strafrechtszeitung einen neuen Bericht über den Stand der irischen Gefängnißeinrichtungen, die er aus Anlaß seines persönlichen Besuches des socialwissenschaftlichen Congresses in Dublin 1861 aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, und glaubte sich dann der ihm anvertrauten Herausgabe des hinterlassenen Manuscripts des holländischen Justizministers Van der Brugghen „Études sur le système pénitentiaire irlandais“, Berlin 1864, nicht weigern zu sollen. Dadurch nahm der Kampf sehr unliebsame Formen an. Als Abschluß seiner Studien veröffentlichte er endlich „Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs“, Berlin 1865. Heut können wir über alles dies kurz sein! Die Hauptideen eines progressiven Strafvollzuges sind durch die Mitwirkung vieler bedeutender Männer zur Herrschaft gelangt und heutzutage Gemeingut im Gefängnißwesen aller civilisirten Staaten geworden. So war also der von H. in dieser Richtung entwickelte Eifer schließlich doch von Erfolg gekrönt. Besonders werthvoll war es für ihn gewesen, daß er schon 1850 in nähere Beziehungen zu Richard Cobden treten konnte. Ihm hat er dann 1866 sofort nach dessen Tode in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge (Heft 17) eine interessante, beifällig aufgenommene Studie (3. Aufl. 1874) gewidmet. Ebenso hatte er Crofton, Organ, Graf Carlisle, Lord Brougham und M. D. Hill persönlich kennen gelernt.

Ein neues Zerwürfniß trat ein, als er, mit den Hamburger und Moabiter Verhältnissen sehr vertraut, gegen die Verwaltungsmaximen des Dr. Wichern vom Rauhen Hause seinen Angriff richtete, der seit Januar 1857 mit dem Ressort des preußischen Gefängnißwesens betraut worden war, freilich schon am 1. October 1857 seine Stütze (Friedrich Wilhelm IV.) verloren hatte. Nach dem Inhalt einer dem Landtage vorgelegten amtlichen Denkschrift Wichern's von 1861 (jetzt abgedruckt in Bd. IV der Gesammelten Schriften Wichern's, Hamburg 1905) erachtete H. es für seine staatsbürgerliche Pflicht, Maximen bei Verwendung des von Dr. Wichern herangezogenen Aufseherpersonals, der sog. Brüder-Aufseher, entgegenzutreten, die er für bedenklich, ja verderblich hielt. So entstanden die Streitschriften „Gesetz oder Verwaltungsmaxime? Rechtliche Bedenken gegen die preußische Denkschrift über die Einzelhaft“, 1861; „Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer Orden im Staatsdienst“, 1.—4. Aufl., Berlin 1861; „Der Brüder-Orden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten“, 1. und 2. Aufl., Berlin 1862. Von der Gegenseite maßlos mit Ehrentiteln, vom „Satan“ anfangend, bedacht, erzielte H. schließlich doch, daß das Abgeordnetenhaus durch Beschluß vom 2. October 1862 die Regierung aufforderte, die Verträge mit dem Curatorium nicht zu erneuern. Ob und inwieweit H. damals mit diesen Angriffen Recht hatte und ob jener Beschluß wirklich zu begrüßen war oder nicht, läßt sich heute nach Verfluß mehrerer Decennien, viel kühler als in jenen Tagen der großen Aufregung aller Gemüther wegen der dabei mit hineinspielenden religiösen Momente, aus den jetzt vorliegenden Schriften des jedenfalls sehr edel gesinnten Mannes mit seinen großen, unleugbaren Verdiensten ersehen. Da kommt denn ein Dr. Wichern wesentlich günstig ge-

sinnter Fachmann (Dr. G. v. Rohden in der Zeitschrift von v. Liszt Bd. 26 [1906] S. 189 ff.) nach einigem gegen H. ausgesprochenen Tadel zu dem Schluß (S. 214), daß er sagt: „Dennoch muß man zugestehen, daß die gegnerischen Bedenken gegen die ganze Neuordnung doch nicht schlechthin gegenstandslos waren. Wichern's Doppelstellung als Vorsteher einer kirchlichen, dabei völlig freien Organisation und großen preußischen Anstalt und als preußischer Beamter, sowohl Kirchenbeamter als Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths wie Staatsbeamter, hatte etwas Künstliches, nur auf die Person Zugeschnittenes. Daß er zugleich der höchste amtliche Vorgesetzte der Rauhäusler Aufseher war, wie auch ihr geistlicher Berather und väterlicher Freund, als ihr ‚Oberconvictmeister‘, hätte bei einem weniger großen und freien Geist allerdings zu Mißverständnissen und Schwierigkeiten führen müssen.“ Ebenso gesteht Sander (s. A. D. B. XLII, 775) zu, „daß der Geist der Brüderschaft von Einseitigkeit und Selbstzufriedenheit nicht immer ganz frei war.“ Es liegen also wohl auch in diesem Falle viele Gründe vor, die für den Angreifenden sprechen.

Noch besser steht es um seine weiteren Angriffe hinsichtlich der Stellung der Staatsanwaltschaft im modernen Strafprocesse. Zufolge Anregung der Frage auf dem ersten deutschen Juristentage erörterte man in den verschiedensten Kreisen — und man hatte wahrhaftig damals leider Anlaß dazu! —, welche Veränderungen in der Stellung der Staatsanwaltschaft wünschbar wären. Hier meinte nun H., daß eine administrativ abhängige Staatsanwaltschaft das gefährliche Complement zu dem Grundsatze der politischen Ausnahmegerichte bilde und nichts schlimmer sei, als in der Stille ergehende Instructionen, welche der Staatsanwaltschaft „das öffentliche Interesse“ ans Herz legten. Er forderte Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Anklagebehörde und schloß seine erste Schrift „Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland“, Berlin 1864 (Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur XII), mit den schönen Worten: „Liberalismus ist in unsern Augen kein Ziel des Rechtslebens, wohl aber die Gleichheit aller politischen Parteien vor dem Strafgesetz. Die Wege des Rechtes seien fest, gleich jenen Alpenstraßen, die in die Felsen gehauen und mit Galerien bedeckt sind, unter denen der Wanderer seines Weges zieht, obwohl Gießbäche über ihn hinwegstürzen und Lawinen an seiner Seite dahinrollen. Denjenigen, welche die Institutionen des Staates lediglich nach dem Nutzen beurtheilen, den sie selbst daraus ziehen können, rufen wir die Worte eines hervorragenden französischen Advocaten zu: ‚Ihr, die ihr die Macht in Händen habt, wer ihr immer sein möget, achtet das Recht als den Schutz Aller, das Recht, welches euch selbst vielleicht ein Rettungsanker werden könnte. Das Schicksal der Machthaber ist veränderlich wie die Wogen des Meeres‘.“ Wenige Wochen nach dem Erscheinen dieser Schrift trat der fünfte deutsche Juristentag im wesentlichen den Forderungen Holtzendorff's bei, während ein bald darauf ausgegebener preußischer Strafproceßordnungsentwurf ganz anderen Principien huldigte. Dies veranlaßte ihn zu der Schrift „Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafjustiz und der Entwurf einer St.P.O. für den preußischen Staat“, Berlin 1865, worin er speciell auf eine der Staatsanwaltschaft zugewiesene Parteistellung Gewicht legte und eine wechselnde Ausübung durch Richter als Ideal erklärte. Hiermit war eine Controverse angeregt, die jetzt, nach 45 Jahren, wenigstens bei uns in Deutschland, noch der Erledigung harrt! Ob diese Frage in der Richtung seiner Vorschläge — wenigstens heute — zu lösen sei, kann nach neueren Arbeiten, z. B. von Dr. Wolfgang Mittermaier (Stuttgart 1897), zweifelhaft sein. Natürlich hatte sich H. mit so freimüthigem

Eintreten für schützenswerthe Freiheitsrechte des Staatsbürgers großen Anhang bei liberal Gesinnten errungen und trat auch in die nächste Verbindung zu den bedeutenderen Persönlichkeiten der Fortschrittspartei, aus der sich im J. 1866 die nationalliberale Partei ausschied; in anderen Kreisen wurde er dagegen einer der bestgehaßten Volksrechtsvertreter.

Noch ehe alle diese Vorgänge sich entwickelt hatten, war H. — eigentlich schnell — am 29. December 1860 zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Freilich hatte er zu Anfang dieses Jahres dadurch sich unzweifelhaft verdient gemacht, daß er zur Gründung eines deutschen Juristentags anregte. Er stellte nämlich am 4. März 1860 in der Berliner Juristischen Gesellschaft den Antrag, es solle der Vorstand mit der Einladung von Rechtsverständigen Deutschlands wie Oesterreichs zur Anbahnung fachmännischer Beeinflussung bei Gesetzgebungsarbeiten, namentlich aber zum Zwecke allmählich zu erringender deutscher Rechtseinheit betraut werden. Am 10. März wurde diesem Antrage bereitwilligst zugestimmt, und so konnte schon am 20. August 1860 der erste deutsche Juristentag unter dem Vorsitze von Karl Georg v. Wächter zusammentreten. Welche großen Verdienste dieser Juristentag sich um Deutschlands Rechtseinheit wie überhaupt die Gesetzgebung erworben hat, darüber zu reden ist überflüssig. Worin diesmal Deutschland vorangegangen, fand Nachahmung im Auslande, so in der Schweiz schon 1861, in Ungarn 1869, in Skandinavien und in den Niederlanden 1870—72, in Italien 1872, Polen 1887, Portugal 1888. Für die Erweckung des Interesses und Verständnisses für strafrechtliche Fragen hatte H. ferner, die weitesten nicht fachmännisch gebildeten Kreise ins Auge fassend, eine eigene, schon im Format diesen Zweck bekundende und inhaltlich dazu besonders eingerichtete „Allgemeine Deutsche Strafrechtszeitung“ gegründet, die er in Leipzig 1861—73 (zuletzt unter Aenderung des Formats) herausgab. Als sie ihren Zweck erfüllt hatte, verschmolz er sie mit dem „Gerichtssaal“, den damals der ihm befreundete Generalstaatsanwalt Oskar v. Schwarze in Dresden leitete. Nach dessen Tode übernahm H. 1886 diese Leitung und wurde 1889 durch Reichsgerichtsrath Dr. M. Stenglein ersetzt, dieser seinerseits 1904 durch die Professoren F. Oetker und A. Finger. Ein gut gearbeitetes Verzeichniß der wissenschaftlichen Aufsätze in den ersten 63 Bänden des „Gerichtssaals“ von Dr. jur. Georg Maas, Bibliothekar am Reichsmilitärgericht, leistet für Auffindung der Aufsätze der Mitarbeiter gute Dienste. Weiter förderte H. die Rechtspopularisirung durch seine vielen öffentlichen Vorlesungen, in denen er die interessanteren Grund- wie Tagesfragen des Rechtslebens erörterte. Während er in den Privatvorlesungen, besonders in seiner Sturm- und Drangperiode, nicht immer alle seine Zuhörer befriedigte, wußte er in jenen Vorträgen große, begeisterte Zuhörerschaften jüngerer wie älterer Männer dauernd an sich zu fesseln. Er las da über das Strafmittel der Deportation oder Transportation, die Todesstrafe, den Vollzug der Freiheitsstrafe, Zweikampf und Beleidigung, Staatsanwaltschaft und Privatklage, Criminalpsychologie, Eherecht, Staat und Kirche, Geschichte des Völkerrechts u. a. Aus diesen immer mehr vervollkommneten Besprechungen entstanden allmählich einige werthvolle Schriften mit wesentlich neuen Gesichtspunkten; daneben wurde auch ein nicht unbedeutender Beitrag zur Errichtung des Beccaria-Denkmals in Mailand erzielt.

Zu jenen Schriften gehört das dem theuren Vater in letzter schwerer Lebenszeit gewidmete Hauptwerk „Die Principien der Politik“ mit dem prächtigen Dedicationsvorwort, Berlin 1869, nach dem Tode des Vaters († am Ostersonntag des Jahres 1872) in 2., erweiterter Auflage dessen Andenken gewidmet, Berlin 1879 (im Titel mit dem Zusatze „Einleitung in die staatswissenschaftliche Betrachtung

der Gegenwart"), ins Französische von Ernest Lehr übertragen 1887, auch ins Spanische (Madrid 1888), Neugriechische und Portugiesische. Es behandelt in eigenartiger Auffassung ein auch heute noch von den wissenschaftlichen Bearbeitern sehr verschieden aufgefaßtes Gebiet mit reifer staatsmännischer Kenntniß. Er sucht und findet die maßgebenden Principien in der Rechtsidee, in der Sittlichkeit und in den Staatszwecken und schließt (S. 323 bzw. 333) mit den bezeichnenden Worten: „Der Mißbrauch der Macht durch die Regierungen, die Ausschreitungen der Parteileidenschaft und die Ausschreitungen des sich dem Staate entfremdenden Individualismus haben eine gemeinsame Schranke an den aus den Staatszwecken herzuleitenden Pflichten, deren im Volksgeiste lebendiges Bewußtsein die stärkste Garantie der Verfassungen ist." Als wesentliche Ergänzung können die den sehr gebildeten Schwestern (in Langenorla, Berlin und Groß-Kochberg) gewidmeten „Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes", München 1884, betrachtet werden. Aus den von emsiger Gedankenarbeit zeugenden, öfters eines guten Humors nicht entbehrenden, kurzen wie längeren Sentenzen kann sich der aufmerksame Leser die geistige Individualität des Verfassers am besten und leichtesten reconstruiren. In irgend einer fremden Sprache, etwa der den „Esprit" liebenden Franzosen veröffentlicht, hätten sie dort jedenfalls viele Auflagen erlebt, was dem Schatzkästlein des getreuen deutschen Eckart natürlich nicht beschieden war!

Zur weiteren Abrundung des Bildes seiner geistigen Persönlichkeit nehme man noch hinzu seine interessanten Reiseberichte aus früherer wie späterer Lebenszeit: einmal das kleine (der Kronprinzessin Viktoria gewidmete) Büchlein „Ein englischer Landsquire", Stuttgart 1877 (auch englisch 1879), nach einem Besuche bei Thomas Berwick Lloyd Baker, dem Begründer der Reformatory School in Hardwicke Court, Gloucester im J. 1861, sodann die „Schottischen Reiseskizzen", Breslau 1882, die beide speciell für den Criminalisten wichtige Aufschlüsse über schottische und englische Verhältnisse enthalten. Zur besseren Kenntniß des englischen Rechts hat er vielerlei beigetragen, so die interessante Arbeit über „Englands Presse" (Heft 95 der Vorträge), auch „Britische Colonien" (Heft 119) und „Howard und die Pestsperre gegen Ende des 18. Jahrhunderts" (Heft 317), dann seine Uebersetzung des Werkes von Bagehot „Englische Verfassungszustände", Berlin 1868, und Bevorwortung des von einem seiner Verwandten übersetzten anderen Werkes desselben Verfassers „Lombardstreet", Leipzig 1874, sowie Morier's Selbstregierung durch Dr. Beta, Leipzig 1876 — alles Schriften, die, vereint mit vorangegangenen, wie „Die Staatseinrichtungen Englands" von Homersham Cox (deutsch von H. A. Kühne), Berlin 1867, und den „Gedanken über Regierung und Gesetzgebung" von Lord Wrottesley (deutsch von G. F. Stedefeld), Berlin 1869, und den Schriften von Rudolf Gneist das bekannte Werk von Fischel in erwünschtester Weise ergänzten. Mit vielen Beiträgen war er betheiligt am Staatswörterbuche von Bluntschli und Brater (1857—1870), und brachte seinem Freunde Bluntschli, dem er ja auch auf religiösem Gebiete bei Schaffung des Deutschen Protestantenvereins begegnete, einen meisterhaft stilisirten Festgruß in der Schrift „Wesen und Werth der öffentlichen Meinung", München 1879 (2. Aufl. 1880) dar — leider nur eine Skizze, deren Fortführung durch andere große Arbeiten gehindert wurde. Er hat dann in der Schrift „J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften", Berlin 1882 (Deutsche Zeit- u. Streitfragen 161), diesem ein Ehrendenkmal gesetzt und zur Gründung einer Bluntschli-Stiftung angeregt, deren Nachbild in der ihm selbst von Verehrern 1891 gewidmeten „v. Holtzendorff-Stiftung" geschaffen wurde, welche beide Stiftungen schon viel Gutes ge-

zeitigt haben. Selbst aber hat er in Erinnerung an seinen Vater ein erstes Bismarckstipendium an der neuen Hochschule zu Straßburg als „v. Holtzendorff-Vietmannsdorf-Stipendium“ 1872 gestiftet. Welchen hohen Begriff er von den Aufgaben eines Staatsrechtslehrers hatte, geht aus einer Ausführung in obiger Schrift über die öffentliche Meinung hervor, wo er sagt: „Fern von dem Kampfe der Parteien, frei von dem Wahne der Unfehlbarkeit, mißtrauisch gegen die Selbstzuversicht, die dem Gegner das Wort abschneidet oder wegen vermeintlich unumstößlicher Lehrsätze den Schlußruf gegen das Bedürfniß weiterer Aufklärung erhebt, — bereit, jede Wahrheit von neuem zu prüfen oder zu beweisen, jeden Irrthum einzugestehen, unberührt von der Parteidisciplin, die ein Festhalten an der Rechtskraft einmal gefaßter Beschlüsse fordert, haben die Vertreter der Wissenschaft den Beruf, Bildner der öffentlichen Meinung nach dem Maße ihrer Kräfte und ihrer besten Einsicht zu werden.“ Wer sich da — und es ist geschehen — in lange Untersuchungen einläßt, warum er nie nach Theilnahme am parlamentarischen Leben getrachtet habe, muß diese seine Worte sowie ähnliche in den „Zeitglossen“ ganz vergessen oder nicht gelesen haben — ganz abgesehen davon, daß ihm die sich allmählich einstellende Schwerhörigkeit eine solche Theilnahme kaum gestattet hätte, die ja auch seinem ganzen Naturell im höchsten Maße widersprochen hätte. Nein, wir danken es ihm, daß er, wo es etwa noch möglich gewesen wäre, sich zur Aufgabe gemacht hat, in anderer Weise und wohl besser seiner Zeit zu dienen!

Dafür widmete er sich rastlos bis zur Ermattung unablässig der Förderung der Volkswohlfahrt in den verschiedensten Richtungen und für die verschiedensten Classen der Gesellschaft. So begründete er, mit Rudolf Virchow in die Redaction sich theilend, nach eigenem Plane die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (seit 1866). Sie waren bestimmt für die der Volksbildung dienenden Vereine; sie sollten bei der ihm überall begegnenden Verflachung der populären Litteratur den zwar lesekundigen, aber bisher in ihrem Lesebedürfniß unbeachtet und unversorgt gebliebenen Volksschichten gute Lectüre, unter Ausschluß rein religiöser und politischer Parteifragen der Gegenwart zuführen. „Es war doch wohl höchst verdienstlich in jener Zeit der größten politischen Conflicte, wenn er damit ein Organ schuf, das die Aufmerksamkeit des Volkes auf jenes große neutrale Gebiet der Erkenntniß lenkte, das Allen gemeinsam ist und das nicht bloß den Geist bildet und stärkt, sondern auch Mittel und Wege des Erwerbs eröffnet“ — so Virchow in seinem Nachruf! Dann, nach der Gründung des Deutschen Reiches, schuf er 1872 unter seiner Leitung mit Oncken eine Reihe von Abhandlungen zur Bildung eines gesünderen politischen Urtheils, die „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, die für so viele spätere Unternehmungen vorbildlich geworden sind. Was haben doch diese, erst nach seinem Tode zum Abschluß gelangten, im Preise möglichst billig gestellten Heftchen (dort 840, hier 330) Gutes gewirkt! Das zu schildern ist Sache derer, die eine Geschichte der Volksbildung jener Zeit schreiben wollen. Und er diente der Sache der Aufklärung noch unmittelbarer, indem er die alle Kreise mehr und mehr erregende Frage der Todesstrafe, wo immer sich Gelegenheit bot, zu gründlicher Erörterung im Sinne der Wünschbarkeit ihrer Abschaffung zog. So entstand (auch aus Vorlesungen) sein Werk: „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe. Criminalpolitische und psychologische Untersuchungen“, Berlin 1874 (ins Italienische von Baron Garofalo übersetzt 1877), und die kleinere populäre Schrift: „Die Psychologie des Mordes“, 1875 (Heft 232 der Vorträge). Er gewann hier der tausendfach behandelten Frage neue Gesichtspunkte ab. Jenes erstere Werk

widmete er den parlamentarischen Vorkämpfern gegen die Todesstrafe Eduard Lasker in Berlin und P. St. Mancini in Rom. In tief gründlicher psychologischer Prüfung der Motive, die zu Tödtungen Anlaß geben, bekämpfte er die bisherige Formulirung des Unterschiedes von Mord und Todtschlag. Die Wissenschaft ist ihm in neuester Zeit im wesentlichen zustimmend gefolgt, nicht minder z. B. der gerade jetzt mir zugehende Schlußentwurf (1908) zum Schweizerischen Strafgesetzbuch (Juli 1909) in seinem Artikel 64 (vgl. dazu Stoerk S. 13 und v. Liszt in Bd. V der Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts). M. E. ist jene größere Arbeit, wie keine zweite, geeignet, selbst den bisher eifrigsten Verfechter der Todesstrafe zu anderer Ansicht zu bekehren.

Weiter ist zu erwähnen die Gründung und Leitung der Berliner Volksküchen (dazu „Glossen“ S. 182—184 über Kochkunst und Küche), sein Vicepräsidium und nach Lette's Tode Präsidium des Lette-Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit und höheren Bildung des weiblichen Geschlechts, die Gründung des Victoria-Lyceums unter hohem Protectorate, thatkräftige Unterstützung des Berliner Handwerkervereins, auch des Vereins für Verbreitung von Volksbildung, Mitbegründung des Protestantenvereins und Herausgabe (mit P. W. Schmidt) der sogen. „Protestantenbibel Neuen Testaments“ mit Verbesserungen des Luthertextes in den Anmerkungen, in drei starken Auflagen 1872 ff. Den Herausgebern erschien die volle Erkenntniß der biblischen Urkunden, zunächst des Neuen Testaments, und die vertrauensvolle Annäherung der gelehrten Theologie an die Bedürfnisse religiöser und sittlicher Bildung im Volke als Lebensfrage des deutschen Protestantismus. „Nur als ewig fortschreitende Entwicklung christlicher Wahrheit — sagte H. im Vorworte —, nur in dem stets erneuten Bruch mit allen Anmaßungen menschlicher Autoritäten in Glaubenssachen und nur in der entschiedensten Verleugnung des in dem Bekenntnißzwange wurzelnden kirchlichen Unfehlbarkeitsdünkels kann der Protestantismus wahrhaft Bestand gewinnen als eine das deutsche Volk lenkende Macht“. (Vgl. hierzu Protestant. Kirchenzeitung f. das evangel. Deutschland, 36. Jahrg., Berlin 1889, S. 160 und namentlich über Holtzendorff's religiöse Richtung den geistvollen Artikel von P. W. Schmidt ebd. S. 246—251.)

Was sodann seine in den maßvollsten Grenzen gehaltene Propaganda in der Frauenfrage betrifft, so hatte er diese schon 1867 mit der Abhandlung „Die Verbesserungen der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen“ (schwedisch 1868, 2. Aufl. 1877) in Heft 40 der Vorträge begonnen und erfreute sich vielfacher Unterstützung von Vertreterinnen dieser Ansichten wie Fanny Lewald, Jenny Hirsch, Lina Morgenstern u. A., aber auch akademischer Gelehrter im Auslande, wie C. F. Gabba in Pisa (condizione giuridica delle donne, 2. Aufl., Turin 1880). Ebenso darf seiner treuen Förderung der jungen Studenten und aller, die als Jünger der Wissenschaft seinen Rath wie seine Unterstützung nie vergebens suchten, rühmend gedacht werden, wie dies auch Dr. Rettich (in Nr. 52 und 53 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1889) und der damals erfolgreich in Oxford lehrende Dr. Erwin Grueber in der Schrift „Das römische Recht als Theil des Rechtsunterrichtes an den englischen Universitäten“, Hamburg 1889 (Zeit- und Streitfragen N. F., Heft 48) gethan haben. Nicht minder hat der Schreiber dieser Zeilen dankbarst anzuerkennen, daß er, ohne je sein Schüler gewesen zu sein, sofort als junger U. J. D. 1867 für die Besprechung der ausländischen Litteratur (zuerst der Schriften von Francesco Carrara und anderer Italiener wie auch der Holländer) zur Mitarbeit an der Strafrechtszeitung freudigst angenommen und der akademischen Laufbahn zugeführt wurde.

Mit dem Jahre 1870 setzte übrigens die großartige, von Vielen — damals! — so kleinlich verkannte Thätigkeit ein, die für die Bedürfnisse weitester Kreise juristisch werthvolle Uebersichtswerke zu schaffen unternahm mit dem Zwecke, dem Studirenden wie dem beschäftigten Praktiker bei der rastlos fortschreitenden Umgestaltung aller Rechtsdisciplinen eine unentbehrliche Aushülfe bei Bewältigung des durch die Reichsgesetzgebung allmählich geschaffenen, sehr verwickelten Rechtszustandes zu gewähren. Dies war nur möglich in der Form der Collectivarbeit von Fachmännern unter Leitung eines mit seltenem organisatorischen Geschick begabten Mannes, wie es eben damals unter deutschen wie österreichischen Juristen in erster Linie nur H. war! Schon des fehlenden Raumes wegen, und weil es nicht besser gesagt werden kann, sei hier auf die Ausführungen von Stoerk S. 26 ff., Rivier S. 56 ff., Kleinfeller S. 523 ff. verwiesen. Es handelt sich dabei: 1. um die „Encyklopädie der Rechtswissenschaft", erschienen in 1. Auflage Leipzig 1870/71, zerfallend in einen systematischen und einen alphabetischen Theil („Rechtslexikon"). In bescheidenem Umfange gehalten, erlebte dieses Werk, an dem sich viele befreundete Gelehrte mit werthvollen Beiträgen betheiligten, weitere Auflagen, in denen es nach den verschiedensten Richtungen ergänzt und vervollkommnet wurde (1. Theil 4. Aufl. 1882, 2. Theil in 3 Bänden 3. Aufl. 1880, 1881). Die ausländische Litteratur hat kein ähnliches, gleich praktisch angelegtes Werk aufzuweisen. Im 1. Theile hatte er sich das deutsche Verfassungs- und das Völkerrecht erwählt, letztere Arbeit von Prof. Francis Hagerup in Christiania 1885 ins Norwegische übertragen, französisch von G. Chr. Zographos, Paris 1891. Die von ihm anfangs noch geleitete 5. Auflage des 1. Theils wurde von Stoerk (1889) beendet; eine 6. Aufl. gab Joseph Kohler in Neubearbeitung Leipzig 1902 in 2 Bänden heraus; Nachahmung fand sie durch Birkmeyer, Berlin 1901. — 2. erschien ein größeres Werk als „Handbuch des deutschen Strafrechts in Einzelbeiträgen" in 3 Bänden, Berlin 1871—74, dazu 4. Band 1877 mit Nachträgen, verfaßt von einer größeren Zahl von Fachvertretern. Es enthält, was sehr verdienstlich, auch Arbeiten über Geisteskrankheiten, Fragen der gerichtlichen Medicin, die Nachdrucksgesetzgebung, das Preßrecht und das Sonderstrafrecht von Elsaß-Lothringen. H. hat hierin die historische Einleitung und die Uebersicht über die Gesetzgebung des In- und Auslandes in Bd. I geliefert, sowie die Erörterung der ihn psychologisch am meisten interessirenden Tödtungsdelikte in Bd. III. Eine weitere Fortführung, oder Neuausgabe wäre sehr erwünscht, es fehlt leider nur der Organisator! — 3. Es folgte in ziemlich gleicher Weise behandelt das „Handbuch des deutschen Strafproceßrechts in Einzelbeiträgen" in 2 Bänden, Berlin 1877—79, in dem H. neben den Sicherungsmaßregeln, Vorführung und Vernehmung des Beschuldigten besonders die Lehre von der Vertheidigung bearbeitete, zu letzterem allerdings ganz besonders qualificirt. Hier hatte er sich der Mitarbeit des Oesterreichers Glaser, des Schöpfers der hervorragenden österreichischen St.P.O. und Justizministers zu erfreuen. Beide strafrechtliche Werke nehmen auch heute noch einen Ehrenplatz in der Litteratur dieses Gebietes ein und sind noch nicht übertroffen, wenigstens für den Praktiker, während allerdings für akademische Zwecke treffliche neuere und neueste Arbeiten vorliegen. — Es reihen sich weiter an 4. das „Handbuch des Völkerrechts", auf Grundlage europäischer Staatspraxis verfaßt, in 4 Bänden, Berlin und Hamburg 1885—89, nebst Registerbändchen, kurz vor seinem Tode zum Abschluß gelangt. Die außerordentlich großen Schwierigkeiten bei diesem endlich Deutschland in der Weltlitteratur dieser Disciplin ebenbürtig neben das Ausland stellenden Werke, von der Planentwerfung an bis zu den größten Kleinigkeiten, hat Stoerk als besonders

competenter Urtheiler dargelegt (S. 15—21). In ihm übernahm H. — neben dem für die Litteratur des Gebietes allein in Frage kommenden Freunde Rivier — einige der schwierigsten Partien, im 1. Band Grundbegriffe, Wesen und Verhältnißbestimmungen des Völkerrechts, Quellen, geschichtliche Entwicklung, im 2. Band die das Staatsrecht am nächsten berührenden Materien (Staat als völkerrechtliche Persönlichkeit, Grundrechte und Grundpflichten der Staaten, Staatsverfassungen und Verwaltung in internationaler Hinsicht, endlich das Landgebiet der Staaten). Eine Separat-Ausgabe erschien aus Band I als: „Introduction au droit des gens: Recherches philosophiques, historiques et bibliographiques", 1888 (Arbeiten von H. und Rivier). — Endlich erschien 5. (mit Dr. Eugen v. Jagemann herausgegeben) das „Handbuch des Gefängnißwesens in Einzelbeiträgen", Hamburg 1888, in 2 Bänden. Mit diesem waren ebenso zahlreiche Schwierigkeiten im Vorbereitungsstadium zu überwinden, wie sie das Vorwort des Werkes schildert, überwunden einzig wegen der Stellung, die H. auf diesem Gebiete sich durch Lebensarbeit errungen. Er hatte wesentlich mit Freunden in Europa und jenseits des Oceans die segensreiche Einrichtung periodisch zusammentretender, von den Regierungen beschickter internationaler Gefängnißcongresse angeregt, deren erster in London 1872, deren dritter 1885 in Rom tagte, welchen Versammlungen H. beiwohnte, während er auf dem zweiten zu Stockholm 1878 zu erscheinen verhindert war. Leider hat er das Erscheinen des zweiten Bandes nicht mehr erlebt, war dagegen noch in den letzten Tagen eifrig mit den Vorbereitungen zum vierten St. Petersburger Congreß (1890) im Verein mit dem Präsidenten der internationalen Gefängnißcommission Galkine-Wraskoy beschäftigt. Für dieses, dem Großherzog Friedrich von Baden gewidmete Lieblingswerk hat er Wesen, Verhältnißbestimmungen und allgemeine Litteratur der Gefängnißkunde sowie die rechtlichen Principien des Strafvollzugs (Bd. I) bearbeitet. Keine fremde Litteratur besitzt ein entsprechendes Werk. Hiermit ist sein Beitrag zum Gerichtssaal" Bd. 39, S. 1—35: „Die Richtungen des Strafvollzugs und der gegenwärtige Stand der sachverständigen Meinungen" auf Grundlage des „Souvenir du III^me^ congrès pénitentiaire international" (Rome, Forzani et C., imprimeurs du sénat 1885, aus den Actes du congrès vol. III, 1) zu verbinden, wozu er als sein Motto beitrug: „Un trionfo dell' incivilimento si manifesta nel fatto che il sentimento naturale ed originale, il quale spingeva la società a distruggere il delinquente mediante la vendetta legittima, viene lentamente superato dal concetto razionale della tutela della società mediante la restituzione del delinquente all' ordine morale" (p. 15), von Kleinfeller citirt S. 521. — Die Förderung des Interesses für Staats- und Verfassungsrecht im neuen Reich hatte er sich zum Ziele gesetzt bei Herausgabe des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs", das er (Leipzig 1871—76) leitete und dann zur Fortführung an Schmoller übertrug, unter dessen Redaction es bekanntlich zur leitenden Zeitschrift dieses und des nationalökonomischen Faches geworden ist. Betheiligt an der Herausgabe der „Gesetzgebung des Deutschen Reiches mit Erläuterungen" (zuerst von Dr. E. Bezold, später von Meves redigirt), veranlaßte H. jenen ihm befreundeten Mann zur Herausgabe der „Materialien der deutschen Reichsverfassung", 3 Bde., Berlin 1873, nach seinem dafür entworfenen Plane. Ein anderes, gleichfalls auf seine Idee zurückzuführendes Unternehmen, das mir unter Leitung Bamberger's zur Zusammenstellung übertragen wurde, das „Repertorium des deutschen Reichstags", Berlin 1872, fand bei dem Publicum damals nicht genügenden Anklang, so daß der Verleger es schnell entmuthigt fallen ließ.

Natürlich war H. von der Gründung eines Institut du droit international in Gent durch Rolin-Jaequemyns, Moynier u. A. (darunter Bluntschli) im J. 1873 hoch erfreut und wurde unter dessen erste Mitglieder, trotz Abwesenheit bei der Gründungssitzung, aufgenommen Die erste Idee war von dem zu Berlin am 18. März 1800 geborenen, am 2. October 1872 zu New-York verstorbenen Franz Lieber ausgegangen. Nachdem H. die für Deutschland erste Sitzung dieses Instituts auf deutschem Boden als Präsident (für 1883 bis 85) geleitet hatte, gab er in Uebersetzung die Schrift von Perry „Francis Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners“, Stuttgart 1885, heraus. An den Arbeiten des Instituts nahm H. regen Antheil, wurde auch 1884 in den Ausschuß zur Ausarbeitung eines organischen Reglements für die Schiffahrt auf den internationalen Strömen gewählt. Aus Anlaß der seit der Oxforder Sitzung des Instituts (1880) geprüften und überprüften Fragen des Auslieferungswesens unterzog er diese Frage einer eingehenden Untersuchung in der Abhandlung „Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht“ (Heft 366/67 der Vorträge) 1881, worin er sich nur unter schwerwiegenden Bedingungen für die Realisirbarkeit der dem Gedanken der Weltstrafrechtspflege entsprechenden Auslieferung auch eigener Staatsangehöriger aussprach, wie er andererseits auch „Die Idee des ewigen Völkerfriedens“ (ebd. Heft 403/4) 1882 behandelte. Trotz sehr naher Beziehungen zu den Vertretern des im internationalen Privatrecht in Aufschwung gekommenen Nationalitätsprincips hielt er für Deutschland eine Annäherung an die englisch-amerikanische Doctrin für näher liegend, weshalb er sich der schwierigen Uebersetzung des (in England in mehreren Auflagen verbreiteten) Werkes von J. Westlake unterzog („Lehrbuch des internationalen Privatrechts mit besonderer Berücksichtigung der englischen Gerichtspraxis“, Berlin 1884). Eine ebenso freimüthige Stellung bekundete er, der auf dem Schlachtfelde von Sedan als Mitbegründer des Berliner Hülfsvereins für die deutschen Armeen im Felde der Pflege Verwundeter obgelegen hatte, „in jenen noch zweifelnden Tagen“ — wie Stoerk sich sehr bezeichnend ausdrückt — als er in „Eroberungen und Eroberungsrecht“ (Heft 144 der Vorträge) es aussprach, daß die neuere Geschichte keine Eroberung kennt, die in ihrem Ursprunge so gerecht, in ihrer Vollendung so viel verheißend, in ihrer Begrenzung so maßvoll erscheint, wie die vom deutschen Volke 1870/71 vollbrachte. „Weil die Sicherstellung eines dauernden Friedens durch Vorschiebung bergender Höhenzüge und rauschender Ströme gegen die Rachsucht; weil die Erbauung lebendiger Festungen in dem Herzen eines uns wieder zu gewinnenden und zu versöhnenden Volksstammes das durch einen großen Krieg geschaffene Ziel eines friedliebenden und von falscher Ruhmsucht freien Volkes werden mußte, deswegen war die Eroberung der ehemals deutschen Grenzlande ein Rechtsact der neueren Geschichte!“ Ebenso hatte er schon früher in der kleinen Abhandlung „Britische Colonien“ (Heft 119 der Vorträge) auf die colonisatorische Ueberlegenheit der germanischen Stämme gegenüber den romanischen mit ihrer unnatürlichen Centralisation hingewiesen; ohne jene Eigenschaft hätte jedenfalls die später in Angriff genommene Colonialpolitik Deutschlands der nöthigen Stütze entbehrt.

Zeitlich zurückgreifend, müssen wir erwähnen, daß H. trotz aller ihm in Berlin begegnenden Anfechtungen der Ansicht gewesen war, es sei, ungeachtet der immer noch ausbleibenden Beförderung im akademischen Kreise, für ihn Ehrensache, in der Heimath, in der deutschen Reichshauptstadt zu verbleiben. Dagegen sprach freilich die immer drückender für ihn werdende Geschäftslast, die er sich allerdings durch sein emsiges Wirken nach den verschiedensten Richtungen in edelster Absicht selbst zugezogen hatte, ebenso aber auch die bei

seiner Arbeit häufig eintretende Störung durch an sich sehr erfreuliche Besuche so vieler Berlin berührender in- und ausländischer Gelehrter, von denen nur wenige ihn nicht aufsuchten, auch Besuche hochstehender Persönlichkeiten des Auslandes bis zu den japanischen und siamesischen u. s. w. Abgesandten, die bei ihm aus- und eingingen. So viel er konnte, entledigte er sich mancher Stellungen, die er Anderen überlassen konnte, nachdem die betreffende Angelegenheit in gute Geleise geleitet war. Eines letzten Restes allerdings, der ihm sonst aus Anstandsrücksichten doch verblieben wäre, schien er nur durch Weggang sich entledigen zu können, was ihm durch wiederholte Ersuchen und Anerbietungen, z. B. nach München in ihm befreundete Kreise zu kommen, möglich wurde. So waren denn, so zu sagen, die Koffer nach dem schließlich erwählten München gepackt, als die Ernennung zum ordentlichen Professor in Berlin im Februar 1873 eintraf. Daher mußte die Abreise wenigstens um ein Semester verschoben werden. Er ging also im Herbst nach München und war daselbst erst etwa ein Jahr, als der Proceß gegen Graf Harry v. Arnim ihn als einen der drei Vertheidiger des Grafen nach Berlin zurückrief, um im December vor dem Stadtgericht daselbst aufzutreten. Der Entschluß mag ihm nicht ganz leicht geworden sein; er erregte auch selbst im Freundeskreise sehr getheilte Empfindungen. Wie er die Sache ansah, zeigt seine Vertheidigungsrede „Für den Grafen Harry von Arnim“, Berlin 1875, worin er sagt, „ich kenne keine Interessen, wie sie selbst meine Freunde als gefährdet erachteten, denn ich diene nicht auf Avancement. Wären aber solche wirklich vorhanden, so würde ich sie meiner Ueberzeugung getrost zum Opfer bringen. Wenn es sich darum handelt, eine falsche Anwendung des Strafgesetzes abzuwehren, und außerdem, wenn meine Vertheidigung ein geringes dazu beigetragen hat, den zweifelhaften Sinn des Strafgesetzbuches klarer zu stellen, so würde ich glauben, daß der Dienst, den ich dem Grafen Arnim geleistet habe, geringer wäre, als derjenige, den ich Deutschland erwiesen!“ Hiernach hatten also selbst seine Freunde seinen Freimuth unterschätzt. Auch war nicht zu leugnen, daß durch die von ihm, Wahlberg, Merkel und Rolin-Jaequemyns dann veröffentlichten „Rechtsgutachten zum Processe des Grafen Harry von Arnim“, München 1875, einschließlich der Vertretung des Standpunktes im Processe selbst, ein wichtiger Beitrag zur tieferen Erfassung des Urkundenbegriffes geschaffen wurde, der seine Anerkennung durch die weitere wissenschaftliche Erörterung dieser Fragen sich errungen hat. Freilich hat man von einem tragischen Geschicke Holtzendorff's gesprochen (Stoerk S. 31/32), das er sich durch Auftreten gegen Fürst Bismarck zugezogen habe, indem er in einen freilich nur äußerlichen und vielfach nur scheinbaren Gegensatz zu dem Träger leitender, auf die Geschicke des deutschen Staates tief einwirkender Ideen trat, deren Kerngehalte er persönlich jedenfalls beträchtlich näher gestanden sei, als dem Parteikanon derer, die ihn lediglich wegen jenes Gegensatzes gegenüber dem Gegner seines Klienten bedingungslos als einen der Ihrigen ausgeben zu dürfen glaubten. Ob dem wirklich so war, möge dahin gestellt bleiben; jedenfalls gibt seine Bemerkung in den Zeitglossen S. 74 („über die Partei Bismarck“) vieles zu denken und verdient sicher größere Beachtung, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Allerdings läßt sich der Zeitpunkt, in dem sie geschrieben wurde, nicht leicht feststellen! — Noch in einer andern über die Maßen berühmt gewordenen und von zahlreichen Rechtsverständigen behandelten Proceßsache hielt er mit seiner Ansicht nicht zurück in der Schrift: „Der Rechtsfall der Fürstin Bibesco“, München 1876. Ein näheres Eingehen auf die zahllosen intrikaten Fragen dieses sog. Bauffremont-Processes ist nicht dieses Ortes. Mein Auftreten in Erörterung dieser höchst interessanten Rechtsfragen hatte

leider — zu meinem großen Erstaunen wegen der vollen Sachlichkeit meiner Ausführungen — eine (bald wieder in Minne beigelegte) Differenz zwischen uns zur Folge. Daß er mit seiner Ansicht durchgedrungen sei, läßt sich kaum behaupten. Was man 1876 kaum hoffen konnte, ist dann plötzlich nach kaum einem Decennium in Frankreich, wie es von mir wie Andern als einziges Abhülfmittel auch erhofft worden war, 1884 Rechtens geworden, indem die Wiedereinführung der in Belgien geltend gebliebenen Ehescheidung (divorce) erfolgte. Vielleicht — ein Urtheil steht mir hier nicht zu — lag die Sache ähnlich bei seinem Eintreten in rumänischem Interesse auf Ansuchen der rumänischen Regierung, dem Rechtsgutachten „Rumäniens Uferrechte an der Donau", Leipzig 1883, französisch 1884. Hier drückte er sich dahin aus: „Selbst das nahezu vollendete oder unabwendbare Unrecht festzustellen, ist nicht ohne Bedeutung für die Entwicklung der Nationen. In solchem Falle wäre Schweigen, wo man von dem in seinem Rechte bedrohten Theile zum Sprechen aufgefordert wird, eine Mitschuld, von der die wissenschaftlichen Vertreter des Völkerrechts sich unter allen Umständen frei halten müssen." Den in diesen Worten bekundeten edlen Gesinnungen wird jedermann beipflichten können. In durchaus versöhnlichem Sinne hat er sich endlich in den Grenz- und Paßfragen Elsaß-Lothringens geäußert — Revue de droit international 1888, S. 217—228 (aus der „Deutschen Revue"), 617/618 — während speciell in letzterer Beziehung Rolin-Jaequemyns mit abweichender Beurtheilung dieser Maßregel der deutschen Regierung das Richtige getroffen haben dürfte. Die hinterlassenen Papiere enthalten übrigens mancherlei Spuren noch weiterer in völkerrechtlichen Fragen verfaßter Gutachten, z. B. über die Beschlagnahme einer Kanonensendung für die türkische Regierung im Hafen von Antwerpen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Thätigkeit Holtzendorff's in München 1873—88 keine geringere war, als die in Berlin bis 1873. Auch hier hat er seinen Principien nachgelebt, die Bestrebungen des Münchener Volksbildungsvereins unterstützt, die Reform der höheren Bildungsanstalten mit Eifer vertreten, sich auch um die Bildung einer Juristenvereinigung im Kreise von Collegen und Freunden verdient gemacht. Mit Specialfragen des namentlich staatswissenschaftlichen Universitätsstudiums hatte er sich schon früher eingehender beschäftigt; in dieser Hinsicht sei genannt seine Arbeit in Faucher und Michaelis' Vierteljahrsschrift Bd. III des Jahrg. IV und in der „Alma Mater" 1877. Auch sei hier gelegentlich erwähnt, daß H. jahrelang einer der geschätztesten auswärtigen Correspondenten des „Economist" gewesen war. Als Delegirter der Universität München wohnte er der achten Jahrhundertfeier der Universität Bologna im Juni 1888 bei. Bei diesem Anlasse sah ich ihn, mit zwei Collegen als Vertretern der Universität Basel behufs Ueberreichung meiner Festschrift „Amerbachiorum epistolae mutuae Bononia et Basilea datae" dort zugegen, das letzte Mal; auch dies Mal fand er begeisterte Aufnahme in dem ihm so lieben Südlande, das er aus sanitären Gründen für sich und ihm zunächst Stehende öfters für längere Zeit aufgesucht. Hatte er am 22. November 1885 anläßlich des internationalen Gefängnißcongresses in Rom auf dem Campidoglio die höchste Genugthuung und Freude seines Lebens erfahren (Rivista di discipline carcerarie, 1885, p. 604) und im Anschluß an den Congreß auch noch Sardinien (Cagliari und Castiadas) besucht, so feierte er in Bologna in seinem Festlied „Nord und Süd" die Verbindung Italiens und Deutschlands in den Worten:

Durch Fels und Meer hat sich gefunden,
Was ehemals verfeindet schien.

Wir kennen uns, wir sind verbunden,
Der Rheinstrom grüßt den Apennin.
In brüderlichem Hochgefühl
Sehn wir gemeinsam uns beschieden
Das gleiche Recht, das gleiche Ziel:
Die heil'ge Freiheit und den Frieden.

(Aus: Alexander Tille, Aus den Ehrentagen der Universität Bologna, Leipzig 1888, S. 51.)

Traurig hatte auch für ihn das Kaisertrauerjahr 1888 begonnen. Am 15. Januar starb Francesco Carrara, der von ihm so hoch verehrte große italienische Criminalist, und es folgte ihm im Tode am 26. December Pasquale Stanislao Mancini, der zeitlebens für Italiens Ehrenstellung in wissenschaftlicher wie politischer Beziehung thätige, ihm eng befreundete Staatsmann. H. widmete ihm — wohl in einer der letzten Arbeiten — einen Nachruf (Gerichtssaal XLI S. 324 f.) unter völlig gerechter Hervorhebung der Licht- und Schattenseiten der amtlichen Wirksamkeit des einst von den Bourbonen verfolgten und deshalb nach Piemont geflohenen Neapolitaners. Leider kamen aber auch ihm bald qualvolle Tage. Sein Herzleiden steigerte sich mehr und mehr; schon war nochmalige Reise an die Mittelmeergestade in Angriff genommen, als ihm am 4. Februar 1889 Erlösung von schwerem Leiden zu Theil wurde. Mit diesem herben Geschick konnte die Seinen wie die Freunde nur der Gedanke etwas aussöhnen, daß er — noch nicht sechzigjährig — in dreißigjähriger Arbeit geleistet, was kein Anderer in doppelter Frist, und daß eigentlich alles vollendet war, nach dem er getrachtet. Voll der Hoffnung auf Zustandekommen eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, gleiches für Civil- wie Strafrecht in der Schweiz erwartend (wie ich solche Rechtsvereinheitlichung in meiner akademischen Antrittsrede im März 1873 bei Betreten eines neuen Vaterlandes als wünschbar, ja nothwendig hingestellt hatte), entgegensehend einem Zeitalter schiedsgerichtlicher Beilegung bedrohlicher Streitfälle, sowie der Schaffung eines Weltrechts für viele Zweige des Verkehrslebens, freudig die Gründung der Internationalen Criminalistischen Vereinigung begrüßend, und noch in den letzten Tagen die Annahme des italienischen Strafgesetzbuches ohne Todesstrafe im Parlamente erlebend, vertrauend auf freundliche Gestaltung der Dinge im Kreise der Seinen, konnte er, der gewirkt, so lange es Tag war, nun die Sonne des Lebens — allzufrüh — ihm zur Rüste ging, die Arbeit niederlegen und die Beurtheilung seines wissenschaftlichen Strebens ruhig der Zukunft überlassen — und wir können jetzt nach zwanzig Jahren sagen, er hat sich nicht getäuscht. Anhänger wie Gegner müssen ihm Adel der Gesinnung, Selbstlosigkeit, ideales und reales Wirken für die Wohlfahrt seines Volkes, für die Interessen seiner Mitmenschen zugestehen. Und wer mehr kritisch sein Lebenswerk werthen will, kann es mit dem oder jenem derer halten, die ihn am besten kannten, weil sie ihm am nächsten gestanden. Er kann dem treuen Freunde und Verehrer August v. Bulmerincq zustimmen, der kurze Zeit vor dem auch ihn treffenden Schlag (13. August 1890) das Große in dem Wesen Holtzendorff's darin gesehen hatte, daß dieser schon zeitig die Eigenart seiner Veranlagung richtig erkannt habe, vermöge deren er schon kraft seines Sprach- und Sprechtalentes zum Wirken nach außen hin in die Ferne, in das Ausland hinein zur Ehre des Vaterlandes bestimmt gewesen — er kann andererseits mit dem in noch minderem Alter uns entrissenen Stoerk (18. Januar 1908) neben großem Lobe doch auch einigen Tadel nicht zurückhalten, weil manchmal die schön klingende Form den Mangel an tieferem Inhalt nur auf kurze Frist dem Zuhörer verdecken konnte — oder endlich mit dem gleichfalls früh dahin-

geschiedenen Rivier (21. Juli 1898) diese Schwierigkeit umgehen mit Berufung auf das Wort des Evangeliums „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ — gleichviel! Und wollen wir die Lebenden hören, so verweise ich auf die schönen Nachrufsworte von Arthur v. Kirchenheim und besonders auf das ganz gelegentlich gefällte Urtheil von Franz v. Liszt, der von H. sagte: „Ein überaus beliebter und anregender Lehrer, mit den hervorragendsten Criminalisten aller Länder in engster Fühlung stehend, hat er mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen durch die Macht seiner Persönlichkeit gewirkt, nach allen Richtungen hin reichlichste Anregungen ausströmend, ein Vermittler zwischen den Völkern, ein Apostel des Rechts, einer der glänzendsten Vertreter des deutschen Geistes. Die strengen Dogmatiker haben ihn niemals für voll genommen; an der Stiftung, die seinen Namen trägt, haben sich nur wenige von ihnen betheiligt. Und sie hätten Recht in ihrem Sinne; nur das Eine, freilich gerade das Wesentliche, haben sie übersehen, daß in der Pflege und Ueberlieferung der Dogmatik sich die Aufgabe des Rechtslehrers nicht erschöpft. Sein Name wird leben, wenn gar mancher unserer heutigen Dogmatiker vergessen sein wird.“ — In der That können wir sagen, daß manches von ihm gestreute Samenkorn sich prächtig entfaltet hat, daß andere noch des Ausreifens zur Frucht harren, und werden mehr und mehr dessen inne, daß die uns hinterlassene Erbschaft noch nicht erschöpft ist, vielmehr unser die Pflicht ist, sie in vollem Maße auszunützen. Durch Kampf und Nacht zu Sieg und Licht zu dringen, war ihm höchstes Bedürfniß — Recht und Gerechtigkeit sein Losungswort — Friede auf Erden die höchste ihn begeisternde Idee.

Nun ruht er aus von den Kämpfen des Lebens im Herzen Deutschlands, in thüringischer Erde, in Groß-Kochberg, zur Seite der Mutter, die in langem Leben sich eines solchen Sohnes zu freuen wahrlich Anlaß hatte! Und es wird die strenge Richterin alles Menschenwerkes, die Geschichte, den Namen „Franz von Holtzendorff“ auch einer kommenden Generation in die helleren Tage eines von Haß und Aberglauben mehr, als jetzt der Fall, befreiten Menschenthums als leuchtendes Vorbild bewahren.

Dr. Felix Stoerk, Franz v. Holtzendorff. Ein Nachruf. Mit Bildniß. Hamburg 1889 (Sammlung d. Vorträge, N. F. III. Serie, Heft 71, dazu Nachruf von Rudolf Virchow). — Alphonse Rivier im Annuaire de l'Institut de droit international, vol. XI, Paris 1892, S. 53—64. — Dr. Georg Kleinfeller, Nachruf. In der Zeitschrift f. d. ges. St.R.Wiss. IX, Berlin 1889, S. 519—527 (mit genauen amtlichen Angaben über Orden und Auszeichnungen S. 526). — Dr. H. Rettich, Nachruf in der Beilage der Allg. Ztg. 1889 Nr. 52/53. — August v. Bulmerincq in: „Unsere Zeit“. Deutsche Revue der Gegenwart. Jahrg. 1889, Bd. I, S. 564—568. — A. Teichmann im Gerichtssaal XLI, 257—272; in der Zeitschr. f. Schweizer Strafrecht (von Carl Stooß) II, 117—124. — Dr. Jürgen Bona Meyer in seinem Nachruf für die „Zeit- und Streitfragen“. — Emilio Brusa in „Il Filangieri“ XIV, Milano 1889. — Dr. Erwin Grueber in Law Quarterly Review 1889, p. 190 ss. — v. Kirchenheim in s. Centralblatt f. Rechtswissenschaft VIII, 221/22. — Wahlberg, Erinnerung an F. v. Holtzendorff, in den Jurist. Blättern XVIII. — W. Lexis, Die deutschen Universitäten, Bd. I, Berlin 1893, S. 358 (v. Liszt), 373 (v. Martitz). — Revue pénitentiaire 1889, p. 417 ss. (Guillaume). — „Nachrichten über die Familie v. Holtzendorff“, 3. Jahrg. Nr. 6, vom October 1909. — Bulletin de la comm. pénit. internat. 1888, p. VII—XII; p. 311—377: Un gentilhomme campagnard anglais (T. B. Lt. Baker). — Rivista penale XXIX, 303.

— Rendiconti della R. Accad. dei Lincei 1889 (serie IV, vol. 5, p. 303). — Bulletin de l'Acad. de Belgique III. série 17, p. 209. — Weekblad van het Recht, No. 5666. — Rechtsgeleerd Magazijn VIII, 1889, bl. 341, 479. — Dr. Francis Hagerup in der Tidsskrift for Retsvidenskab II (1889), 518—520. — Nordisk Tidskrift for fængselsvæsen XII, 28. — Cav. Aristide Bernabò Silarati in der Rivista di discipline carcerarie XVI (1886), p. 547—551; comm. Martino Beltrani-Scalia XIX (1889), p. 79, 80.

A. Teichmann.

Humann *): Karl H., Ingenieur und Alterthumsforscher, geboren am 4. Januar 1839 in Steele, † am 12. April 1896 in Smyrna. Der Entdecker der pergamenischen Bildwerke, des kostbaren Schatzes der königlichen Museen in Berlin, Karl H. ist in Steele an der Ruhr geboren, wo sein Vater Besitzer eines Gasthauses und großer Steinbrüche war. Im nahen Essen besuchte er das Gymnasium und widmete sich nach bestandenem Abiturientenexamen dem Ingenieurfach. Das praktische Jahr war er bei Eisenbahnbauten in der Rheinprovinz und im Vermessungsdienst beschäftigt; dann begann er an der Bauakademie in Berlin sein eigentliches Studium. Aber schon nach kurzer Zeit sah er sich durch ein Brustleiden gezwungen, südliches Klima aufzusuchen. Im Herbst 1861 begab er sich deshalb nach der Levante, wo ein älterer Bruder von ihm als Unternehmer und Geschäftsmann thätig war, und kam so, ohne seine Studien in der daheim üblichen, geordneten Weise je wieder aufzunehmen, in eine nichts weniger als sichere Laufbahn.

Zunächst war H. bei seinem Bruder auf der Insel Samos thätig, wo dieser die Wiederherstellung des antiken Hafens von Tigani, einem kleinen Orte, der an der Stelle der alten Hauptstadt der Insel liegt, contractlich übernommen hatte. Später stand er im Dienst anderer Unternehmer oder führte selbst ähnliche Aufträge in den verschiedensten Theilen der Türkei aus. So übernahm er im Sommer 1864 Vermessungen für eine damals projectirte Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem; Ende des Jahres war er wieder in der Donaugegend; in den Jahren 1865 und 1866 wurde er zeitweilig bei Bauten auf den Prinzeninseln im Marmarameer beschäftigt, und im Sommer 1866 erhielt er einen Auftrag zu Terrainstudien in Kleinasien, um die leichteste und kürzeste Landverbindung zwischen Constantinopel und Smyrna zu ermitteln. Es war ein bewegtes, zuweilen wohl etwas abenteuerliches Leben, das H. in diesen Jahren geführt hat, auch als er 1869 dann selbst für die türkische Regierung die Ausführung verschiedener Chausseebauten im westlichen Kleinasien contractlich übernommen hatte. Damals baute er eine Landstraße von Pergamon nach dem 28 km entfernten Hafenplatze Dikeli und hatte längere Zeit in der ausschließlich von Türken, Griechen, Armeniern und orientalischen Juden bewohnten heutigen Stadt Bergama sein Hauptquartier. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach Smyrna, gründete sich hier einen eigenen Hausstand und vermählte sich während eines vorübergehenden Aufenthalts in Deutschland im Winter 1873/74 mit Louise Werwer, die, aus seiner engeren Heimath gebürtig, ihm nach dem Orient folgte und hier die Geschicke und Arbeiten ihres Gatten in treuer Hingabe getheilt hat. In Smyrna betheiligte sich H. auch an mercantilen Unternehmungen, wie an der Gewinnung und dem Vertrieb von Schmiergel, der einen Hauptartikel des dortigen Handels bildet.

Auf seinen ausgedehnten Reisen und in den mannichfachen Geschäften hatte H. eine große Vertrautheit mit dem Land und allen Verhältnissen im

*) Zu Bd. L, S. 506.

kleinasiatischen Küstengebiet erlangt, die Umgangssprachen des Orients, insbesondere auch das Türkische und das Neugriechische, sich vollkommen angeeignet und sich in die Eigenart der aus so vielen verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Bevölkerung gründlich eingelebt. Vortrefflich verstand er es, die Einheimischen, Hoch und Niedrig, zu behandeln und alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich jedem größeren Unternehmen in der Türkei in den Weg legen. Trotzdem waren seine geschäftlichen Unternehmungen eigentlich nicht von besonderem Glücke begleitet, und weder als Ingenieur noch als Kaufmann würde H. es wohl zu einer hervorragenden Stellung gebracht haben. Da griff im J. 1878 das Geschick mächtig in sein Leben ein und stellte ihn vor eine große Aufgabe, zu deren glänzender Bewältigung er nicht allein alles das einsetzen konnte, was er an Geschick und besonderer Erfahrung erworben hatte, sondern die zugleich das Beste in seiner Natur zur Entfaltung und Wirkung gelangen ließ.

In allzu jungen Jahren war H. hinausgeworfen worden in eine fremde Welt, um unberührt zu bleiben von ihrem Wesen. In manchen Anschauungen und Gewohnheiten war er Levantiner geworden, und die Dinge von ihrer materiellen Seite zu betrachten, war bei einem Berufe, wie H. ihn hatte, nur selbstverständlich. Aber die Grundlage seiner ganzen Natur war deutsch, und der Idealismus, der zurückgedrängt war durch die Last der täglichen Arbeit in fremder Umgebung, weit ab von geistigem Austausch und vertrautem Verkehr, brach mächtig bei ihm hervor, als er die Gelegenheit, der Wissenschaft und seiner Heimath einen Dienst zu leisten, vor sich sah. H. hat dies selber empfunden, namentlich als Ernst Curtius, Friedr. Adler und Heinr. Gelzer im Herbst 1871 in Pergamon seine Gäste waren und er ihnen die ersten, damals noch unerkannten Stücke der Gigantomachie aus den byzantinischen Mauern der Burg holte. Und seitdem er diese ersten Marmorreliefs dem Berliner Museum zum Geschenk gemacht hatte, geht es wie ein Sehnen nach solcher Bethätigung idealeren Strebens durch seine Natur. Auf Curtius' Bitten nimmt er Planskizzen von Pergamon, Ephesos und Philadelphia auf, die 1872 in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurden, theilt ihm in demselben Jahre seine Entdeckung des von Herodot erwähnten Sesostris-Reliefs an der alten Straße zwischen Sardes und Smyrna mit, liefert Kiepert die auf den weiten Reisen gesammelten Nachträge und Verbesserungen zur Karte Kleinasiens und sucht Antiken für das Berliner Museum anzukaufen. Aber vor allem liegen ihm doch die Ausgrabungen in Pergamon im Sinn. Er wirbt dafür Jahre lang, bei jeder Gelegenheit, die sich darbietet, ja er sucht auf der Reise nach Deutschland im Herbst 1873 Ernst Curtius persönlich auf, um ihn für den Plan zu gewinnen. Indeß Curtius' eigenes großes Unternehmen, die Aufdeckung der Altis von Olympia, sollte gerade beginnen. Inzwischen war in Pergamon wieder eine Reliefplatte zum Vorschein gekommen, die H. in sein Haus bringen ließ, und als im nächsten Jahre Gust. Hirschfeld, Curtius' Schüler, nach Kleinasien kam, ließ H. in dessen Anwesenheit die vierte Platte aus der Mauer ziehen und drängte ihn, doch zu bleiben und die Ausgrabungen in die Hand zu nehmen. Es war ihm gewiß nur um die Sache zu thun — „denn", so schreibt er später über seine eigenen Ausgrabungen, „daß mir selbst diese vorbehalten sein sollten, daran habe ich nie gedacht" —, aber er empfand sie doch zugleich als eine ganz persönliche Sache, als das, was ihn befreien wird aus der Welt der materiellen Interessen und Sorgen und ihm den idealen Lebensinhalt gewähren wird. Die Sache ging jedoch nicht voran. Ohne Humann's Vorwissen war allerdings im J. 1874 bei der Botschaft in Constantinopel ein Anlauf gemacht

worden zur Erwirkung der Ausgrabungserlaubniß für Pergamon, aber auch das kam wieder ins Stocken. Die pergamenischen Marmorreliefs im Museum blieben unbeachtet, und Niemand dachte daran, ihren Entdecker von „seinem chronischen Pergamon-Leiden“ zu befreien.

Da übernahm im J. 1877 Alexander Conze die Direction der Skulpturenabtheilung des Berliner Museums, erkannte den hohen Werth der pergamenischen Bildwerke, trat alsbald mit H. in Verbindung und erwirkte beim preußischen Unterrichtsministerium die Mittel zu einer kurzen Versuchsgrabung. H. sollte selbst die Ausführung übernehmen. Inzwischen hatte sich auch die Bedeutung der Reliefs als Theile einer Gigantomachie, die einen großen Altarbau geschmückt hatte, auf Grund einer Schriftstellernotiz der späteren römischen Kaiserzeit herausgestellt.

Wohl selten ist eine archäologische Arbeit mit größerer Freudigkeit und mit zuversichtlicherer Hoffnung begonnen worden als damals am 9. September 1878, „dem großen Tage in Humann's Leben“, als er mit vierzehn Arbeitern den Spaten auf der Burg der Attaliden ansetzen durfte. Schon am dritten Tage konnte H. die Entdeckung von elf weiteren Platten der Gigantomachie und des Altarbaues selbst telegraphisch nach Berlin melden. Der Erfolg steigerte seine Energie und Arbeitsfreudigkeit in außerordentlicher Weise. Man muß in dem ersten vorläufigen Bericht über die pergamenischen Ausgrabungen die von H. selbst verfaßte Geschichte des Unternehmens lesen, um die feurige Begeisterung für die Sache und die in warmer Vaterlandsliebe aufleuchtende Freude an dem Gewinn für die heimischen Sammlungen nachzuempfinden, um zugleich aber auch ein Bild von der unermüdlichen Thatkraft und dem staunenswerthen Geschick zu bekommen, mit dem H. aller entgegenstehender Schwierigkeiten Herr geworden ist. Die Frist für die Ausgrabungen, erst auf drei Monate verlängert, wurde schließlich auf ein Jahr und drei Monate ausgedehnt. Ende September 1878, nach dreiwöchentlicher Arbeit, waren schon 23 Platten der Gigantomachie gefunden, am Jahresschluß wurde die 39. entdeckt, und am 1. Mai 1879 wies das Inventar 66 Platten der Gigantomachie und 23 des Telephosfrieses, der den Aufsatz des Altarbaues geschmückt hat, ferner 37 andere Skulpturen und 67 Inschriften auf. Kurz zuvor war Conze nach Pergamon gekommen und unterstützte H. in der Leitung der Grabungen, für die jetzt zeitweise über 100 Arbeiter eingestellt wurden; später kam der Baumeister R. Bohn hinzu, der schon an den Ausgrabungen in Olympia theilgenommen hatte, und die Architekten H. Stiller und O. Raschdorff, und übernahmen die Aufnahme der architektonischen Altarfunde und die Untersuchung anderer Baudenkmäler. Denn außer der Beaufsichtigung der Grabarbeiten, welche große Umsicht und Aufmerksamkeit erforderten, hatte H. für die sachgemäße Verpackung der Funde Sorge zu tragen, für den äußerst schwierigen Transport der Kisten nach Dikeli und für ihre Verladung auf den „Komet“, den Stationär der deutschen Botschaft in Constantinopel, der, wie später die „Loreley“ für die Ueberführung der Marmore nach Smyrna, wo sie vom Oesterreichischen Lloyd übernommen werden konnten, zur Verfügung gestellt war. Und zu allen diesen Obliegenheiten kamen die Unterhandlungen mit den türkischen Localbehörden über diese für die Verhältnisse des Landes so ungewöhnlichen Dinge und mit der Regierung in Constantinopel über den nachträglichen Erwerb des ursprünglich der Türkei vorbehaltenen Gewinnantheils, ganz abgesehen von der fortlaufenden Berichterstattung an das Museum bis zu Conze's Ankunft.

Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die ganzen Vorgänge unbemerkt und ungestört geblieben sind. Die Funde, 462 Kisten im Gewicht von an-

nähernd 7000 Centnern, waren längst in Berlin, als die Welt durch den erwähnten ersten vorläufigen Bericht Kunde von den pergamenischen Entdeckungen erhielt. Auch in Deutschland selbst hatten außer den zunächst Betheiligten nur Wenige davon erfahren. Das allgemeine Interesse war durch Olympia und noch mehr durch Schliemann's trojanische Funde abgelenkt. Wird doch erzählt, daß ein Seecadett des „Komet“, der über den Transport der Marmore von Pergamon und über Humann nach Hause geschrieben hatte, von seinem Vater die Belehrung empfing, der Ort heiße doch Troja, und der Mann nenne sich Schliemann.

Aber nun, als die Skulpturen in Berlin, wenn auch in provisorischer Weise, aufgestellt und die Umstände ihrer Entdeckung bekannt geworden waren, brach die Freude über den kostbaren Besitz, die Anerkennung des ungeheuren wissenschaftlichen Werthes der Funde und die Begeisterung für ihren Entdecker sich Bahn. Im Frühjahr 1880 kam H. nach Berlin. „Wie ein Feldherr, der siegesgekrönt aus der Schlacht zurückkehrt, wurde er empfangen.“ Mit den betheiligten Behörden vereinigten sich alle, die aus Beruf oder Neigung den wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen nahe standen, ihn zu feiern. Ganz besonders wurde er auch von dem Kronprinzen, dem Protector der königlichen Museen, ausgezeichnet, und die philosophische Facultät der Universität Greifswald ernannte ihn zu ihrem Ehrendoctor.

Bereits im Sommer 1880 durfte H. die Ausgrabungen in Pergamon wieder aufnehmen. Es hatte sich gezeigt, daß außer Ergänzungen zu den bereits entdeckten Museumsstücken die Gesammtanlage der hellenischen Königsstadt noch in den Hauptzügen zu finden war. Auf dieses wissenschaftliche Ziel hin wurde nunmehr unter Conze's Einfluß, der mit R. Schöne's Hülfe die Mittel dafür flüssig machte und die Oberleitung in der Hand behielt, das Unternehmen ausgedehnt. Die Aufgabe war aber jetzt zu umfassend, als daß H. sie allein hätte bewältigen können ohne die Hülfe Bohn's, der ihm abermals zur Seite stand, und ohne die Unterstützung jüngerer deutscher Archäologen (1883 und 1885 E. Fabricius, 1884 Fr. Köpp, 1886 C. Schuchhardt und P. Wolters u. A.), die sich im Laufe der Jahre in der Betheiligung an den Untersuchungen und Aufnahmen ablösten. Vor allem aber wurde das ganze Unternehmen durch die bewunderungswürdige Hingabe von Humann's Gattin in außerordentlicher Weise gefördert. Frau H. stand entweder in Pergamon selbst dem oftmals sehr großen Haushalt der nun von zahlreichen Gästen besuchten Expedition vor oder trug von Smyrna aus für ihre mannichfachen Bedürfnisse in unermüdlicher Weise Sorge, selbst dann, wenn ihr Gemahl durch andere Aufgaben von Pergamon ferngehalten war.

Denn auch zu weiteren wissenschaftlichen Unternehmungen wurde H., nachdem seine Kraft einmal erprobt war, in Anspruch genommen. Nach Beendigung der zweiten Ausgrabungs-Campagne in Pergamon führte er im Sommer 1882 im Auftrage der Berliner Akademie eine Reise nach Angora aus, um einen Gipsabguß des nur in ungenügenden Abschriften bekannten Monumentum Ancyranum, der bekannten Inschrift über die Thaten des Kaisers Augustus, zu beschaffen. Auf diesen Abguß, der in 194 Tafeln im Berliner Museum aufbewahrt wird, und auf die Nachvergleichung des Textes durch A. v. Domaszcewski, Humann's Begleiter auf dieser Reise, hat alsdann Mommsen seine zweite, im folgenden Jahre erscheinende Ausgabe des Denkmals gegründet. Dort ist der Bericht mitgetheilt, in welchem H., wieder sehr anschaulich, schildert, wie die nicht geringen Schwierigkeiten des Unternehmens überwunden wurden. H. dehnte die Reise noch weiter bis nach Bogasköi aus und brachte außer photographischen Aufnahmen und Gipsabgüssen der Reliefs

die erste zuverlässige Planskizze der großartigen Ueberreste dieses berühmten, alten Cultursitzes im Herzen Kleinasiens mit. Die Veröffentlichung seiner Beobachtungen und Aufnahmen verband er dann aber mit den Ergebnissen einer anderen Reise, die ihn nach Nordsyrien führte.

Von einem deutschen Ingenieur in Syrien waren der Berliner Akademie Nachrichten über ein großes Denkmal zugegangen, das sich an der Stelle, wo der Euphrat aus dem Taurus bricht, auf der Spitze eines über 2200 m hohen Berges, des Nemrud-Dag, befinden sollte. Im Auftrag der Akademie hatte O. Puchstein 1882 unter den größten Schwierigkeiten das Monument untersucht, die an ihm angebrachten großen Inschriften copirt und festgestellt, daß es sich um das Grabmal eines Königs Antiochos von Komagene aus der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts handelte. Die Aufklärung, welche Puchstein brachte, ließ es nun aber wünschenswerth erscheinen, genaue Aufnahmen der riesenhaften Anlagen und Proben der dazu gehörigen Bildwerke in Gipsabgüssen zu beschaffen. Zu diesem Zwecke unternahm H. im Sommer 1883 zusammen mit Puchstein und F. v. Luschan eine größere Expedition nach dem Nemrud-Dag, die ihre Aufgabe vortrefflich erfüllte und außer reichem geographischen Material genauere Kunde über zahlreiche Monumente namentlich hettitischen Ursprungs, auch einige Originale für das Berliner Museum mit heimbrachte. Die Ergebnisse beider Reisen, nach Bogasköi und dem Nemrud-Dag, sind 1890 in dem von H. und Puchstein gemeinsam veröffentlichten Werke „Reisen in Kleinasien und Nordsyrien“ herausgegeben worden.

Schon vorher hatte indeß die von der syrischen Reise ausgehende Anregung neue Pläne gezeitigt, zu deren Verwirklichung H. wieder hülfreich die Hand bot. Im J. 1884, zur Zeit der dritten pergamenischen Campagne, war H. definitiv in den preußischen Staatsdienst aufgenommen und mit dem Amtscharakter eines Directors an den königlichen Museen in Berlin, zum Vertreter der Interessen der preußischen Sammlungen in Kleinasien mit dem Wohnsitz in Smyrna ernannt worden. Und während er jetzt, nach dem vorläufigen Abschluß der pergamenischen im December 1886, weitere Ausgrabungen für das Museum vorbereitete, ergriff er zugleich jede Gelegenheit, um den archäologischen oder geographischen Unternehmungen in Kleinasien und den Nachbarländern seine Dienste zu leihen.

Durch den Director des kaiserlichen Museums in Constantinopel, Hamdy Bey, der auf Puchstein's Spuren gleichfalls den Nemrud-Dag besucht hatte, war die Aufmerksamkeit auf die Reste einer altorientalischen Stadt bei Sendschirli in Nordsyrien gelenkt worden, deren Untersuchung das Berliner Orientcomité, eine private Vereinigung von Alterthumsfreunden, in die Hand nehmen wollte. Um seine Mitwirkung ersucht, führte H. im Sommer 1888 abermals eine Expedition nach Nordsyrien und leitete hier das Unternehmen wenigstens ein, das dann von seinen Begleitern v. Luschan, Fr. Winter und später von R. Koldewey fortgesetzt und 1894 erfolgreich zu Ende geführt wurde. Dabei war es von großem Vortheil, daß H. für die nicht leichten Verhandlungen mit den türkischen Behörden in Constantinopel mit gewohntem Geschick bis zu Ende eintrat. Hamdy Bey, der mit wirklichem Verständniß und hervorragendem Eifer die Fürsorge für die Alterthümer im osmanischen Reich in einer den Verhältnissen nach vortrefflichen Weise organisirt hatte, hielt gerade auf H. große Stücke und schenkte ihm ein auch auf persönlicher Zuneigung beruhendes, unbedingtes Vertrauen. Nicht minder stand H. mit den türkischen Behörden in Smyrna stets auf bestem Fuß. Er war der natürliche Berather und Helfer für Alle, die zu wissenschaftlichen Zwecken nach der Le-

vante kamen, und neben den deutschen trat H. insbesondere für die österreichischen Unternehmungen auf kleinasiatischem Boden gern mit Rath und That ein. Weit über die nächste Aufgabe seiner amtlichen Stellung hinaus wußte ihr H. „den Charakter einer Station für die gesammte alterthumswissenschaftliche und kartographische Erforschung Kleinasiens und der angrenzenden Länder zu geben“. Und nicht allein Archäologen gingen bei H. aus und ein, sondern sein gastliches Haus öffnete sich stets der großen Zahl bevorzugter Fremder, die, wie Diplomaten oder Marineofficiere in dienstlicher Eigenschaft oder auch nur zum Vergnügen, jahraus jahrein nach Smyrna kommen, und wurde zum geselligen Mittelpunkte der deutschen Colonie, die in H. ihr allseitig verehrtes Haupt sah.

Für das Berliner Museum führte H. selbst dann zunächst von 1890—94 Ausgrabungen in Magnesia am Mäander aus, bei welchen ihm O. Kern als Epigraphiker und R. Heyne als Architekt zur Seite standen. In erster Linie handelte es sich hier um die vollständige Untersuchung des kunstgeschichtlich besonders wichtigen Tempels der Artemis Leukophryene, die erschöpfend durchgeführt wurde. Dazu kam als weiterer Gegenstand der Untersuchung der große, von H. mit glücklichem Scharfsinn entdeckte Marktplatz mit den ihn umgebenden Säulenhallen, an deren Wänden ein wahres Archiv von Inschriften zum Vorschein kam.

Schon während der letzten Campagne in Pergamon hatte H. zuweilen mit Störungen seiner Gesundheit, den Vorboten schwerer Leiden, zu thun gehabt, und seine Frische war zuletzt nicht mehr ganz die alte gewesen. In dem gefährlichen Klima von Sendschirli hatte er sich dann ein heftiges Fieber zugezogen, und auch die Ausgrabungen in dem tiefgelegenen und versumpften Gelände von Magnesia hatten seine Gesundheit in besorglicher Weise angegriffen. Dennoch plante er immer neue Unternehmungen. Zusammen mit R. v. Kekule, der seit 1889 an der Spitze der Skulpturenabtheilung des Berliner Museums stand, wurde der Entschluß zu den Ausgrabungen in dem Magnesia benachbarten, aber auf hoher Felsterrasse gelegenen Priene gefaßt, der, von der Museumsverwaltung mit Energie durchgeführt, zu der vollständigen Aufdeckung des gesammten Stadtgebietes führte und die Kenntniß hellenistischer Stadtanlagen außerordentlich gefördert hat. Aber H. sollte die Vollendung nicht mehr erleben. Schon bald nach Beginn der Grabungen trat eine solche Verschlimmerung seines Leidens ein, daß er die Fortsetzung der örtlichen Arbeiten seinen jüngeren Mitarbeitern, insbesondere Th. Wiegand, überlassen mußte und nur vom Krankenlager aus ihren Fortgang zu verfolgen vermochte.

Die Aerzte riethen H., nach Deutschland zu reisen, und wie er einst seine Hoffnung auf den Süden gesetzt hatte, so glaubte er jetzt, die Heilung in der Heimath zu finden. Aber trotz der sorgsamen Pflege der Seinen schwanden seine Kräfte zu rasch dahin. Am 12. April ist er in Smyrna gestorben und hat in dem Land, in dem er durch unermüdliche Arbeit für die Wissenschaft und seine deutsche Heimath so Großes geleistet hat, die letzte Ruhe gefunden.

Wie die Grundlage von Humann's ganzer Natur echt deutsch war, so war es auch seine äußere Erscheinung. Die hohe, schlanke Gestalt, die blonden Haare und der röthliche Bart, die blauen Augen, die unter einer hohen Stirn hervorleuchteten, das leichte, gewinnende Wesen und die niederdeutsche Sprache verriethen seine rheinisch-westfälische Abstammung. In der Regel höchst aufgeräumt, in gesunden Tagen von unverwüstlichem Humor, auch ein großer Freund des heimischen Gerstensaftes, liebte er heitere Geselligkeit und trug immer sehr wesentlich dazu bei, das Zusammensein der verschiedenen, in der

Fremde ganz auf einander angewiesenen Theilnehmer an der gemeinsamen Arbeit behaglich und zugleich anregend zu gestalten. Selbst poetisch veranlagt, war H. ein großer Verehrer der deutschen Dichter. Wenn er im Freundeskreis so recht in Stimmung kam, dann konnte er Goethe'sche Strophen mit größter Begeisterung vortragen, und der „Faust“ hat ihn auf so mancher Fahrt begleitet. Seitdem H. die Schulbank verlassen hatte, war er eigentlich nie aus der praktischen Thätigkeit herausgekommen. Auch wenn er nicht bei der Arbeit im Ausgrabungsgebiet oder auf Reisen war, nahmen ihn die technischen Arbeiten, das Auftragen und Auszeichnen der Karten und Pläne oder das Entwickeln seiner photographischen Aufnahmen fast ganz in Anspruch. Die praktische Veranlagung war in der That bei ihm entschieden vorherrschend. Wußte er sich doch immer zu helfen, wenn es galt, sei es, mit den gerade zu Gebote stehenden primitivsten Mitteln ungeheure Lasten zu bewegen, sei es, für den Abguß des Monumentum Ancyranum im Backofen eines Bäckers den nöthigen Gips zu brennen. Und trotz dieser Richtung seiner Natur war H. ein vortrefflicher Schriftsteller und verstand es ausgezeichnet, in den Berichten über die von ihm ins Werk gesetzten Unternehmungen deren Ursprung und Verlauf, die entgegenstehenden Schwierigkeiten und ihre Ueberwindung, die begeisterte Hingabe an die Sache und die Freude des Erfolges frisch und anschaulich und spannend darzustellen mit einem poetischen Hauch, der um so anziehender wirkt, als er die Persönlichkeit des Verfassers ahnen läßt. Und es war in der That ein eigenthümlicher Zauber, den diese seine Persönlichkeit ausübte, was H. nicht bloß den Respect der Einheimischen sicherte, sondern vor allem auch die herzliche Zuneigung und warme Verehrung vieler deutscher Landsleute erworben hat, die durch gleiche Interessen oder gemeinsame Arbeit mit ihm zusammengeführt wurden.

Die pergamenischen Ausgrabungen, Humann's Lebenswerk, wurden nach seinem Tode von Conze, der 1886 an die Spitze des Archäologischen Instituts getreten war, wieder aufgenommen und nunmehr mit Reichsmitteln und unter W. Dörpfeld's bewährter Leitung auf die Abhänge und den Fuß des Berges ausgedehnt. Die ganze Königsstadt so erschöpfend und vollständig zu untersuchen wie es überhaupt möglich ist, das ist jetzt als die große Aufgabe anerkannt, deren Lösung Deutschland sich nicht mehr entziehen kann, nachdem es durch Humann's Verdienst in den Besitz der kostbaren Hinterlassenschaft der Attaliden getreten ist.

Als Quelle kommt in erster Linie der „Vorläufige Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Pergamon“, Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen I, Berlin 1880, in Betracht, für welchen Humann selbst die Geschichte des Unternehmens geschrieben hat. Der kritische Leser wird die oben angedeuteten poetischen Elemente darin nicht verkennen. Auf naher persönlicher Kenntniß beruhen die beiden ausgezeichneten Nekrologe von R. Schöne in demselben Jahrbuch Bd. 17, 1896 und von A. Conze in Bettelheim's Biograph. Jahrbuch Bd. I, S. 369 ff., 1897. Ein Nachruf in der Beilage zur Vossischen Zeitung vom 15. April 1896, Nr. 175 von O. K(ern) enthält gleichfalls persönliche Erinnerungen, wie sie auch mir zu Gebote stehen. Ernst Fabricius.

Jolly *): Philipp Johann Gustav von J., Physiker (älterer Bruder des namhaften badischen Staatsmannes A. D. B. L, 690 ff.), geboren in Mannheim am 26. September 1809, † den 24. December 1884 zu München. Der Vater, Louis J., Abkömmling hugenottischer Emigranten, war in pfalz-

*) Zu Bd. L, S. 701.

bairischen Kriegsdiensten zum Hauptmann avancirt und hatte sich in der Bamberger Garnison mit Marie Eleonore, Tochter des dortigen Archivars v. Alt, vermählt. Im J. 1809 nahm er den Abschied, um sich in seiner Heimath Mannheim dem Kaufmannsstande zu widmen. Bei zahlreich anwachsender Familie — acht Kinder, darunter zwei Söhne — arbeitete er sich mühsam zu Wohlstand und Ansehen empor; 1836—49 hat er das Amt des ersten Bürgermeisters bekleidet. Der ältere Sohn Philipp ward anfangs, da ihm mathematische Arbeiten leicht fielen, aus Sparsamkeit zum praktischen Ingenieur bestimmt; doch bewirkte das Fürwort des Physikers Wilhelm Eisenlohr seine Rückkehr aufs Lyceum, das er im Herbst 1829 mit dem Zeugniß der Reife verließ. In Heidelberg, wo er die zwei ersten Universitätsjahre zubrachte, war für die physikalischen Disciplinen damals nicht viel zu holen; doch vertiefte sich der fleißige Student in die Lectüre mathematischer Classiker und löste bereits im Herbst 1830 die Preisfrage der philosophischen Facultät: „de Euleri meritis de functionibus circularibus“, worauf er sich für die akademische Laufbahn als Lebensberuf entschied. Auch in Wien, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien im Herbst 1831 begab, fand er in den naturwissenschaftlichen Vorlesungen nicht die ersehnte Förderung; dagegen genoß er den anregenden Umgang strebsamer und talentvoller Altersgenossen, besonders Ferdinand Redtenbacher's, dem er später (1840) die Professur der Maschinenkunde an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe verschafft hat. Von ihm empfing J. den Antrieb, sich während seines zweijährigen Wiener Aufenthaltes regelmäßig in der praktischen Arbeit des Mechanikers zu üben, was ihm hernach bei der Construction physikalischer Apparate wohl zu statten kam. Verwandten Zwecken dienten die größeren Wanderungen, die er in den Ferien durch die industriösen Gebiete der österreichischen Monarchie unternahm, um sich mit dem Betriebe der Berg- und Hüttenwerke, der Fabriken und anderen gewerblichen Anstalten technologisch vertraut zu machen. Theoretisch entscheidend aber wurde für ihn erst der Eintritt in Berlin gegen Ende des Jahres 1833. Dort fand er an der Universität die exacten Wissenschaften im regsten Aufschwung; insbesondere hatte Magnus eben seine Thätigkeit begonnen, die in der Folge zur bedeutungsvollen Entfaltung der Berliner physikalischen Schule führte. Die hier empfangenen Eindrücke haben auch in J. den Entschluß gereift, sich vornehmlich dem Lehrfach der Experimentalphysik zu widmen. Durch den mahnenden Ruf des Vaters zur Heimkehr bewogen, promovirte er am 21. Juni 1834 in Heidelberg und habilitirte sich gleich darauf daselbst als Privatdocent für Mathematik, Physik und Technologie.

Zwanzig Jahre lang, bis zum Herbst 1854, hat J. an der Heidelberger Universität gelehrt. Ende 1839 wurde ihm als außerordentlichem Professor die erledigte Lehrkanzel der Mathematik übertragen, 1846 ward er zum Ordinarius für Physik ernannt und erhielt gleichzeitig die Befugniß zur Errichtung des ersten, freilich noch kleinen physikalischen Laboratoriums für Studirende, während er bisher bei der Anschaffung der Instrumente, selbst für die Demonstrationen im Hörsaal, auf die eigenen bescheidenen Mittel angewiesen war. Allein alle Schwierigkeiten hatten nur dazu gedient, seine eifrige Lehrthätigkeit zu beflügeln; von Anfang an erwies er sich als der geborene Docent, der durch die — man möchte sagen: französische — Klarheit und Präcision seines Vortrags den Geist der Zuhörer befriedigte, während er durch stete Liebenswürdigkeit ihr Herz gewann. Weniger seine „Anleitung zur Differential- und Integralrechnung“ (Heidelberg 1846), als die vorzügliche gemeinfaßliche Darstellung der „Principien der Mechanik“ (Stuttgart 1852) gibt eine Anschauung davon, in welchem Maße er die Gabe besaß, sowohl die

leitenden Ideen als die wichtigsten Resultate einer physikalischen Disciplin dem Verständniß nahe zu bringen. Von eigenen Forschungen Jolly's in der Heidelberger Zeit sind, abgesehen von seinem Antheil an den chemisch-physiologischen Untersuchungen des Anatomen Bischoff über die Vorgänge bei der Respiration (1837), besonders hervorzuheben die Experimental-Untersuchungen über Endosmose (1848), die seinen Namen vornehmlich bekannt gemacht haben; sie trugen zur Klärung der osmotischen Vorgänge wesentlich bei, wenn sich auch seine Formeln nicht als haltbar erwiesen. In Heidelberg begann er ferner jene weit angelegte Untersuchung über das Wirkungsgesetz der Molekularkräfte, deren Principien er in einer Münchener akademischen Rede entwickelte („Die Physik der Molecularkräfte", München 1857) und die er noch Jahre lang, obwohl schließlich ohne befriedigendes Ergebniß, fortgesetzt hat. Inzwischen hatte er (1839) Luise Wüstenfeld die Hand gereicht, sein Haus füllte sich mit Leben. Er verdiente sich die Freundschaft der besten Collegen, der Pfeufer und Henle, Gervinus und Häusser, Vangerow und Mohl, die in ihm den Mann von scharfem, hellem Urtheil, von geradem, ehrlichem, rührend neidlosem Charakter schätzten. So fühlte er sich durchaus glücklich. Allein als 1854 — wie es scheint, auf Pfeufer's Empfehlung — der ehrende Ruf an ihn erging, der Nachfolger des berühmten Ohm in München zu werden, und als die damalige reactionäre badische Regierung grundsätzlich nicht das geringste that, um den mustergültigen Docenten dem Lande zu erhalten, bloß weil er sich zum besonnensten Liberalismus bekannte, da blieb J. keine Wahl. Uebrigens hatte Heidelberg das Glück, an seiner Statt Kirchhoff zu gewinnen.

Jolly's Wirksamkeit in München erstreckt sich über dreißig Jahre, vom Herbst 1854 bis nah an seinen Tod; sie war vom glücklichsten Erfolge begleitet und hat ihn selber tief befriedigt. Vor allen Dingen bewährte er sich auch hier als bewundernswerther Docent von unübertrefflicher Klarheit und Eleganz der Darstellung, auf das genaueste vertraut mit der ganzen Geschichte und dem jüngsten Stande seiner Wissenschaft. Das große Colleg über Experimentalphysik, das nach guter Münchener Tradition von Studirenden aller Facultäten der allgemeinen Bildung wegen gehört wurde, hat er nicht nur immer vollzählig zu erhalten verstanden; die Besuchsziffer war sogar die größte, die in jenen Jahren überhaupt an der Universität vorkam. Auch an der geräuschloseren Thätigkeit im physikalischen Seminar ließ er es nicht fehlen; manchen Schüler, wie Wüllner, Lommel u. a. m., hat er zu wissenschaftlicher Production angeleitet. Seine Forscherarbeit ist in dieser späteren Periode meist von dem Streben nach Verbesserung und Vereinfachung der Meßinstrumente und Meßmethoden beseelt, um dadurch für andere Zwecke genauere Zahlen zu gewinnen. So verdankt man ihm die Construction einer Federwage, der Quecksilberluftpumpe, eines Luftthermometers, des Kupfereudiometers u. dgl. mehr; er bestimmte das specifische Gewicht des flüssigen Ammoniaks, suchte die Tiefe der Gebirgsseen zu ermitteln, studirte die Ausdehnung des Wassers durch die Wärme, stellte die Ausdehnungscoefficienten des Sauerstoffs und anderer Gase fest und constatirte gewisse Schwankungen in der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, die er mit vorherrschenden Windrichtungen in Beziehung brachte. Am bedeutsamsten waren seine den Jahren 1878—81 angehörenden Versuche der Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation; sie führten zu einer neuen Methode, die Dichtigkeit der Erde zu bestimmen. Was Jolly's außeramtliche Stellung in München betrifft, so begegnete ihm, dem fremdbürtigen Protestanten, wohl eine Zeit lang das gleiche Mißtrauen, mit dem die von König Max II. Berufenen überhaupt betrachtet wurden, und seinen vertrauteren Verkehr hat er auch nachmals vornehmlich in den Kreisen

der Zugewanderten, der Sybel, Siebold, Heyse, Windscheid gesucht und gefunden. Gar bald aber erwarb und erhielt er sich auch unter den Einheimischen eine durchaus unangefochtene und geachtete Position. Dies vermochte er, abgesehen von seiner Tüchtigkeit im Amt, durch unverbrüchliche Geradheit, Fernhaltung von aller Intrigue, feinfühligen Takt und vollkommene Uneigennützigkeit. „Es machte doch Eindruck“, versichert Mohl, „daß er zu allen besonderen Aufträgen bereit war, aber nur unter der Bedingung, keinerlei besondere Belohnung oder Auszeichnung dafür zu erhalten.“ So betheiligte er sich mit lebhaftem Interesse an der Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems, war schon 1861 als bairisches Mitglied in der Commission am Bundestag dafür thätig, half 1869 die Organisation in Baiern selbst besorgen und wirkte lebenslänglich als wissenschaftlicher Rathgeber bei der Normalaichungscommission. Nicht minder thätigen und fördernden Antheil nahm er an der Reform des höheren technischen Unterrichts — nur daß er als Sitz der Hochschule Nürnberg vorgezogen hätte — und half auch bei der Organisation der bairischen Kriegsakademie. Er vertrat sein Land bei der internationalen Meterconferenz 1872 in Paris und fungirte im folgenden Jahre als Mitglied der deutschen Centralcommission für die Wiener Weltausstellung. Der Münchener geographischen Gesellschaft, der er seit ihrer Gründung 1869 bis an sein Lebensende präsidirte, hat er in wissenschaftlicher und socialer Hinsicht den Stempel aufgedrückt. Auch das große gebildete Publicum erfreute er bei den Vorträgen im Liebig’schen Hörsaal jezuweilen durch die Meisterschaft seiner lichtvoll darstellenden Kunst.

Im Sommer 1884 feierte J. sein funfzigjähriges Doctorjubiläum und beschloß zugleich, sich nun nach dem hundertsten Semester zur Ruhe zu setzen. In der Dankrede, mit der er die ihm dargebrachten Begrüßungen erwiderte, pries er sich dreifach glücklich: daß er in diesem Jahrhundert des wissenschaftlichen Fortschritts geboren sei, daß ihn sein Schicksal nach München geführt und daß er als Deutscher die Erhebung des Vaterlands geschaut habe. Die Gattin hatte er schon 1874 verloren; von seinen Söhnen standen drei, als Jurist, Psychiater und Sprachforscher, mit Ansehen in auswärtigen akademischen Aemtern. Er verstarb nach kurzem, aber schwerem asthmatischen Leiden, 75jährig, am Weihnachtsabend 1884.

Nekrolog von C. v. Voit in den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, Bd. XV, Jahrg. 1885, S. 119 ff. — Gottfried Böhm: Philipp v. Jolly, ein Lebens- und Charakterbild. München 1886. Am Schluß Verzeichniß der Schriften Jolly’s. — Badische Biographien, hrsg. von Fr. v. Weech, IV. Th., S. 199 ff. Karlsruhe 1891. — Rob. v. Mohl: Lebenserinnerungen, I—II. Stuttgart u. Leipzig 1902. D. R.

Juliane*) Wilhelmine Luise, Gräfin zu Schaumburg-Lippe, wurde am 8. Juni 1761 als die Tochter des Landgrafen Wilhelm aus dem Hause Hessen-Philippsthal und der Ulrike Eleonore geb. Prinzessin von Hessen-Barchfeld in Zütphen in Holland geboren. Ihre Jugend verlebte sie in Herzogenbusch, woselbst ihr Vater als holländischer General seinen Wohnsitz hatte. Die Erziehung der jungen Prinzessin war durchaus deutsch, obwohl ihre Mutter, ebenfalls in Holland geboren und erzogen, kaum der deutschen Sprache mächtig war. Später verlegte der Landgraf Wilhelm die Hofhaltung nach Kassel, und hier lernte Juliane den regierenden Grafen zu Schaumburg-Lippe Philipp Ernst aus dem Hause Alverdissen kennen, der in erster Ehe

*) Zu Bd. L, S. 717.

mit einer Prinzessin von Sachsen-Weimar, Ernestine Albertine, vermählt gewesen war, und die aus dieser Ehe hervorgegangenen vier Kinder sämmtlich durch den Tod verloren hatte. Die 19jährige Prinzessin folgte dem 57jährigen Grafen (geboren am 5. Juli 1723) als Gemahlin 1780 nach Bückeburg. Mit Rücksicht auf ihre Abstammung nannte sie sich stets Fürstin zu Schaumburg-Lippe, auch in officiellen Actenstücken ist ihr diese Würde immer beigelegt. Im Februar 1787 weilte Juliane in Kassel, als sie durch die Nachricht von einer ernsten Erkrankung des Grafen nach Bückeburg zurückgerufen wurde. Bei ihrer Ankunft daselbst am Nachmittage des 15. Februar traf sie ihren Gemahl nicht mehr am Leben, er war seinen Leiden bereits zwei Tage vorher erlegen. Am 16. Februar traf die überraschende Kunde in Bückeburg ein, daß der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen — derselbe, der später von den Franzosen aus seinem Lande vertrieben wurde — die vormundschaftliche Regierung der Wittwe für den am 20. December 1784 geborenen Erbgrafen Georg Wilhelm (s. A. D. B. VIII, 688 f.) nicht anerkennen, und die aus dem sogenannten Münsterischen Exekutionsreceß von 1647 hergeleiteten Lehnsansprüche auf die Grafschaft, wenn nöthig, mit Gewalt geltend machen werde. In der That traf vier Tage nach dem Tode von Philipp Ernst der hessische Generallieutenant v. Loßberg mit seinem Infanterieregiment aus Rinteln und drei Compagnien leichter Infanterie in Bückeburg ein und besetzte Stadt und Schloß. Der Landgraf ließ durch Patent, das noch an demselben Tage überall angeschlagen wurde, von der Grafschaft als erledigtem hessischen Lehen Besitz ergreifen. Den Rechtstitel für seine Handlungsweise leitete er davon her, daß die Mutter des verstorbenen Grafen ein Fräulein v. Friesenhausen gewesen sei, deren Nachkommen nicht successionsberechtigt seien. Der Landgraf setzte sich darüber hinweg, daß im Jahre 1752 Philippine Elisabeth v. Friesenhausen vom Kaiser Franz I. in den Reichsgrafenstand erhoben, und ihr Sohn, der Graf Philipp Ernst, auf sein Ansuchen am 19. März 1778 von Hessen mit der Grafschaft Schaumburg belehnt und während seiner Regierung auch unbehelligt von Hessen geblieben war. Ja, Hessen-Kassel hatte auch 1780 den Ehevertrag zwischen Philipp Ernst und der Landgräfin Juliane bestätigt, durch den der Wittwe für den Fall des frühzeitigen Ablebens ihres Gemahls die Obervormundschaft und kraft dieser die Landesregierung der schaumburg-lippischen Lande zugestanden worden war.

Obwohl das Schloß in Bückeburg von dem Grafen Wilhelm neu befestigt war und eine Besatzung hatte, war doch an einen Widerstand mit bewaffneter Macht gegen die hessische Invasion nicht zu denken. Die Gräfin zeigte sich gleichwohl von Anfang an der schwierigen Lage gewachsen. Sie suchte mit ihren Kindern in dem nahen Minden Zuflucht und rief von hier die Hülfe des Kaisers und des Königs von Preußen gegen das Vorgehen des Landgrafen von Hessen an. Die ganze Grafschaft befand sich bald in den Händen der Hessen, nur die Besatzung der kleinen Musterfestung des Grafen Wilhelm, des Wilhelmssteins im Steinhuder Meere, leistete unter dem Commandanten Rottmann den hessischen Truppen erfolgreichen Widerstand. Durch das energische Eingreifen des Kaisers und ganz besonders des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen arbeitete die Reichsmaschine diesmal schneller als gewöhnlich: schon am 2. April wurde dem Landgrafen durch den Reichshofrath in Wien eine vierzehntägige Räumungsfrist des unrechtmäßig besetzten Landes vorgeschrieben, und als er noch nicht nachgab, wurden 14 000 Mann Exekutionstruppen gegen ihn aufgeboten. Das half; am 18. April räumte das hessische Militär die Grafschaft, und die Gräfin trat wieder die Herrschaft an, aus der sie 61 Tage lang verdrängt worden war. Hessen wurde für seinen Uebergriff

zu einem angemessenen Schadenersatz angehalten, aber erst nach langen Verhandlungen wurde im Jahre 1797 durch einen Vergleich, der am 6. November 1800 vom Kaiser Franz II. bestätigt wurde, der Streit gänzlich aus der Welt geschafft.

Juliane führte die Regentschaft fortan mit Unterstützung des Grafen v. Wallmoden-Gimborn, der am 20. November 1787 als Mitvormund bestellt war, und baute auf der Grundlage weiter, die ihr Gemahl geschaffen hatte. Die Anlage von Chausseen im Lande, zu deren Unterhaltung am 23. Juli 1784 die Erhebung des Wegegeldes angeordnet war, wurde fortgesetzt. Besondere Fürsorge wandte sie der Landwirthschaft zu und sie erreichte es, daß der Ertrag der Forsten und Domanialgüter wesentlich gesteigert wurde. Der Bauer wurde von manchen Lasten befreit. Zahlreiche, auf das Wohl der Unterthanen abzielende Erlasse aus dieser Zeit sind auf die eigenste Initiative der Gräfin zurückzuführen. So die Herabsetzung der militärischen Dienstzeit auf sechs Jahre vom 26. December 1790, die Verfügung, die die Abkürzung der Processe bezweckte und die überhand nehmende Proceßlust zügeln sollte, das Forst-, Jagd- und Fischerei-Strafregulativ von 1792, das Verbot der Anlage neuer Strohdächer vom 3. Mai 1796, und manche andere. Durch der Gräfin Freigebigkeit entstanden neue Volksschulen und Lehrerstellen, und durch ihre Beihülfe wurde eine Erweiterung des durch Philipp Ernst gegründeten Volksschullehrerseminars ermöglicht. Auf ihre Veranlassung schrieb ihr Leibarzt Dr. Bernhard Christoph Faust seinen Gesundheitskatechismus, der in den Schulen unentgeltlich vertheilt wurde. Das eigenartige Volksbuch fand einen derartigen Anklang, daß es in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden ist. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Gräfin eine Reise nach Lausanne unternahm, um dem jungen Erbgrafen von dem berühmten Arzt Tissot die Pocken einimpfen zu lassen. In Begleitung des Dr. Faust, der bekanntlich als einer der ersten in Deutschland eifrig für die Pockenimpfung eingetreten ist und der durch seine Schriften über die Blattern großes Aufsehen erregte, kehrte der Erbgraf nach längerem Aufenthalte 1789 nach Bückeburg zurück.

Auch die Stadt Bückeburg und ihre Umgebung verdankt der Gräfin Juliane viel. Sie ist die Schöpferin der Anlagen und Alleen in der Nähe des Bückeburger Schlosses. Sie ist die Erbauerin der Klus, die damals einer der beliebtesten Erholungsplätze für die Bewohner von Bückeburg und Minden war, sie ist die eigentliche Gründerin des Badeortes Eilsen. Sie baute auch das Schloß in Hagenburg aus und führte die Gebäude des Maschvorwerkes bei Bückeburg auf. In ihrem Wirken unterstützten die Gräfin treffliche Männer, wie der Consistorialrath Horstig, die Regierungsräthe v. Ulmenstein und Reiche, der Landbaumeister v. Vagedes, der schon genannte Dr. Faust und der Oberstlieutenant v. Etienne, die sie zum Theil schon am Hofe ihres Gemahls vorgefunden, zum Theil erst nach Bückeburg berufen hatte. Eine wahrhaft vornehme, feine Bildung und Geschmack verbreitende Hofhaltung zeichnete unter Juliane die Residenz Bückeburg aus. Die schon durch den Grafen Wilhelm gegründete und unter der Leitung von Johann Christoph Friedrich Bach stehende Hofcapelle gelangte unter der musikverständigen Gräfin zu einer gewissen Berühmtheit. Zweimal in der Woche fanden im Schlosse öffentliche Concerte statt, und Juliane verschmähte es nicht, bei Musik- und Theateraufführungen gelegentlich selbst eine Rolle zu übernehmen. Im Jahre 1795 wurde der Weilburger Capellmeister Franz Neubauer nach Bückeburg berufen, der nach dem Tode Bach's dessen Nachfolger wurde. Während

der Revolutionskriege war auch die Mutter der Gräfin mit ihrer Schwester, der Gräfin von Isenburg-Büdingen, nach Bückeburg übergesiedelt.

Von den Töchtern der Gräfin Juliane war die älteste, Eleonore Luise, am 6. Januar 1783 in zartem Alter gestorben. Wilhelmine Charlotte, am 18. Mai 1783 geboren, wurde am 7. November 1814 die Gemahlin des Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster. Die dritte Tochter, Karoline Luise, blieb unvermählt und lebte in Bückeburg am Hofe ihres Bruders bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ende October 1799 warf eine heftige Erkältung die Gräfin Juliane auf das Krankenlager. Die Gefahr schien schon beseitigt zu sein, als ein plötzlicher Rückfall am 9. November ihren Tod in einem Alter von 38 Jahren und 5 Monaten herbeiführte. Ihrem Wunsche gemäß hat sie die letzte Ruhestätte neben ihrer Mutter († 1795) gefunden in einem einfachen Mausoleum im stillen Schaumburger Walde.

Karl Gottl. Horstig, Juliane: Westphäl. Taschenbuch. Bändchen 1. Minden 1801. — Justus Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens am Ende des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1802, S. 167—179. — Otto Zaretzky, Die Fürstin Juliane: Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 5. November 1899. — Ottomar Habersang, Gräfin Juliane zu Schaumburg-Lippe: Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 5. und 12. April 1908. — Gerhard Anschütz, Der Fall Friesenhausen. Tübingen und Leipzig 1904, hier auch Angaben über die ältere Litteratur. — Philipp Losch, Der erste lippische Erbfolgekrieg. Melsungen 1905. Otto Zaretzky.

Kalckreuth *): Stanislaus Graf von K., Landschaftsmaler, geboren am 24. December 1821 zu Kozmin in Posen, † am 25. November 1894 in München, besuchte zuerst das Gymnasium zu Berlin, dann zu Polnisch-Lissa. Nach bestandenem Abiturientenexamen trat er in das 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam ein, dem er fünf Jahre als Secondlieutenant angehörte. Schon während dieser Zeit genoß er den Unterricht des Landschafters und Marinemalers „Hofmaler“ Prof. Karl Gustav Wegener († 1887 zu Potsdam). Im Jahre 1845 reichte er seinen Abschied ein und widmete sich völlig der Kunst. Eduard Hildebrandt zog ihn am meisten an. Dieser aber wies ihn auf seinen eigenen Lehrer, den Berliner Marinemaler Wilhelm Leopold Christian Krause (geboren 1803 in Dessau, † 1864 zu Berlin). Bereits im Jahre darauf bezog aber K. die Düsseldorfer Kunstakademie, an der er in J. W. Schirmer seinen eigentlichen Meister fand; außerdem erhielt er bestimmende Einflüsse, namentlich in Bezug auf Stoffwahl und Auffassung, von dem Genfer Hochgebirgslandschafter Calame. Leicht bemächtigte er sich alles in Düsseldorf Lernbaren und begab sich bald auf größere Studienreisen nach der Schweiz, Tirol und Oberitalien. Mit einer Tochter des Bildhauers Cauer vermählt, von Friedrich Wilhelm IV. zum Professor ernannt, nahm er seinen ständigen Wohnsitz in Köln und dann wieder in Düsseldorf bis zum Jahre 1853, bis zum Fortgang Schirmer's nach Karlsruhe. Er selbst unternahm 1854 eine Studienreise in die Pyrenäen, als deren reifste Früchte die Gemälde „Lac de Gaube“ und „Canigaithal“ zu betrachten sind. In demselben Jahre wurde er von dem Großherzog von Weimar nach dessen Hauptstadt berufen, um daselbst die Gründung einer Kunstschule in die Wege zu leiten. Nach langjährigen Vorbereitungen wurde diese im October 1860 eröffnet, und Stanislaus Graf K. trat als Director an ihre Spitze. Männer wie Böcklin, Lenbach, Reinhold Begas, Gussow, v. Ramberg, Hagen, Albert Baur, Ferdinand

*) Zu Bd. LI, S. 1.

Pauwels wirkten und lehrten neben ihm, deren Berufung seinem vorurtheilsfreien und gesunden Blick für alles wahrhaft Gute und Bedeutende zu danken war. Sechzehn Jahre waltete er in Weimar seines Amtes; dann legte er, 1876, das Directorat nieder, siedelte sich in Kreuznach an und unternahm Studienreisen in die Alpen, nach Italien und Spanien; auch hielt er sich längere Zeit in Wien auf. Endlich zog er 1883 nach München, wo er bis zu seinem Tode verblieb.

K. war Mitglied der Akademien von Berlin, Amsterdam und Rotterdam, Inhaber mehrerer Medaillen, z. B. der großen goldenen Medaille Berlin 1868. Gemälde von ihm hängen in der Berliner Nationalgalerie, im Walraf-Richartz-Museum zu Köln, in den städtischen Museen zu Stettin und Königsberg, in mehreren fürstlichen Privatsammlungen, im Officierscasino des 1. Garderegiments zu Fuß in Potsdam, eine Folge von 25 Landschaften in den so genannten Cavalierzimmern der Orangerie bei Potsdam. Zu seinen Hauptwerken gehören Rosenlauigletscher, Montblanc, Alpenglühen, Lac de Gaube, Canigaithal.

K. beherrschte mit vollendeter Sicherheit die zu seiner Zeit in Düsseldorf erlernbare und übliche Technik. Er hatte sich an Schirmer's Größe der Auffassung auferbaut und verpflanzte Calame's Hochgebirgsmalerei nach Deutschland. Wie dieser begeisterte auch er sich für „die Natur in ihren großartigsten Offenbarungen“, wie sie im Apennin, in den Pyrenäen und besonders in den Alpen in majestätischen Gebirgsketten, in blauschwarzen Tannenwäldern und smaragdgrünen Bergseen, in tosenden Sturzbächen und saftig grünen Matten, in starrenden Felsenschroffen, ewigem Gletscherschnee und über all dem im klarblauen Himmel zu Tage tritt. Ganz besonders liebte er es, die überwältigende Erscheinung des Alpenglühens zu malen. Was seit den Tagen der Romantiker bis zur Gegenwart die europäische Menschheit nach Tirol und in die Schweiz zieht, hat er in seiner Kunst bewußt festzuhalten gesucht und damit Tausenden und Abertausenden vor seinen Gemälden das Herz höher schlagen lassen. Allein der maßgebenden Kritik der Gegenwart entspricht seine Kunst nicht. In den neueren wissenschaftlichen Werken wird er kaum oder gar nicht genannt. Indessen ist der Abstand noch zu gering, um ein endgültiges geschichtliches Urtheil zu fällen, was auch erst möglich sein wird, wenn namentlich seine Jugendwerke, die von einer „überwältigenden Größe und Naturbegeisterung“ erfüllt sein sollen, gegenwärtig aber in Schlössern ein unbekanntes Dasein führen, dem Publicum zugänglich gemacht sein werden. Inzwischen lebt des Künstlers Name in der Kunstgeschichte fort in seinem Sohne Leopold Grafen v. Kalckreuth, einem der bedeutendsten und erfolgreichsten Vertreter der naturalistischen und impressionistischen Malerei in Deutschland.

Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst II, 423/424. — Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts I, 2, S. 635/6. — Müller-Singer, Künstlerlexikon II, 303. — Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert II, 274. — Max Schmid, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts II, 190.

Friedrich Haack.

Kneller *): Gottfried K., eigentlich Kniller, in England Sir Godfrey Kneller genannt, berühmter Maler, war geboren zu Lübeck 1646 oder 1649 (?) und starb in London am 19. October 1723. Sein Großvater besaß ein Gut in der Gegend von Halle und war Bergwerksinspector und Finanzverwalter des Grafen Mansfeld. Von seiner Gattin, einer geborenen Krause (wir kennen sie freilich nur in der anglisirten Namensform Crowsen bei de Piles und

*) Zu Bd. LI, S. 255.

Horace Walpole), hatte er einen Sohn Zacharias. Derselbe war 1611 zu Eisleben geboren, studirte in Leipzig und lebte eine Zeit lang in Schweden, wo er die Gunst der Königin Marie Eleonore, der Wittwe Gustav Adolf's, genoß. Nach ihrem Tode ließ er sich in Lübeck nieder, er ist daselbst als Werkmeister zu St. Catharinen im J. 1675 gestorben. Es heißt, er habe Architektur und Mathematik studirt. Mit mehr Sicherheit können wir sagen, daß schon er als Maler eine gewisse Bedeutung besessen hat; eine Reihe tüchtiger Porträts von seiner Hand sind noch jetzt in Lübeck erhalten. Aus seiner 1639 geschlossenen Ehe mit Lucia Beuten stammten vier Söhne; einer der jüngeren war Gottfried, der Maler.

Die Feststellung des Geburtsjahres macht Schwierigkeiten. Das früher stets genannte Jahr 1648 ist nicht genügend beglaubigt. Hingegen enthält das Taufregister von St. Marien zu Lübeck die Taufdaten (1642. Dec. 15; 1644. Oct. 6; 1646. Aug. 6; 1649. Aug. 23), aber nicht die Namen von vier Kindern des Zacharias K. Ferner nennt ein von Schröder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengestelltes, heute im Lübecker Staatsarchiv befindliches genealogisches Register, dessen Quelle freilich nicht mehr bekannt ist, den Namen Gottfried an dritter Stelle. Diese Angaben würden combinirt das Geburtsjahr 1646 ergeben. Damit stehen nun aber die handschriftlichen Notizen der Vertue Collection im Britischen Museum in Widerspruch. Eine beiläufige Bemerkung daselbst (Add. Mss. 23 068 f. 9), welche etwa auf das Jahr 1650 führt, mag nicht viel zu bedeuten haben. An anderer Stelle aber (Add. Mss. 21 111 f. 36 b) findet sich die Erzählung von Mr. Byng, einem Schüler von K., dieser und sein älterer Bruder seien 1718 bei ihm gewesen und hätten gesprächsweise ihr Alter verglichen. Der ältere war damals 73, der jüngere, Sir Godfrey, 69 Jahre alt, „so daß", wie die Notiz schließt, „Sir Godfrey im Jahre 1649 geboren ist." So stehen die Quellenangaben einander entgegen, und ob nun das aus dem Taufregister zu errathende Jahr 1646 oder das durch die eigenen Aussagen der beiden Brüder gestützte Jahr 1649 den Vorzug verdient, können wir heute nicht mehr entscheiden.

Von seinem Vater für einen militärischen Beruf bestimmt, kam K. in jungen Jahren nach Leyden, um daselbst die Kriegswissenschaften zu studiren. Da soll nun, bei der Beschäftigung mit Mathematik und Fortificationswissenschaft, die wohl vom Vater ererbte Liebe zur Malerei in dem jungen Manne erwacht sein. Er beschließt, ein Maler zu werden und begibt sich nach Amsterdam. Dort wird er durch Ferdinand Bol, den Schüler Rembrandt's, in die Kunst eingeführt. Ja, er ist auch diesem selbst nahe getreten und hat gelegentlich seinen Unterricht genossen. Das Bildniß des jungen Prinzen von Oranien im Palast von Kensington, wenn es wirklich Kneller's Werk ist, zeigt den Rembrandt'schen Einfluß deutlich genug, und dasselbe mag bei anderen Bildern aus der ersten Periode des Künstlers der Fall sein. Dagegen ist die von Horace Walpole mitgetheilte Angabe, K. habe auch den Unterricht von Franz Hals empfangen, kaum zu belegen, und schwerlich wird sich ein Kneller'sches Bild nachweisen lassen, welches den Einfluß von Franz Hals bemerken ließe.

Als fertiger Maler kehrt K. in seine Vaterstadt zurück und lebt dort seiner Kunst. Unter mehreren, in Lübeck von ihm erhaltenen Werken pflegt die Darstellung eines studirenden Alten, halb Porträt, halb Genrestudie als das bedeutendste genannt zu werden, wie denn überhaupt die Bilder dieser frühen Periode (das eben genannte trägt die Jahreszahl 1668), zu seinen sorgfältigsten Arbeiten gehören sollen und sicherlich noch ganz frei sind

von dem schablonenhaften Charakter, der vielen seiner späteren Bilder anhaftet. Aus dieser Zeit (1672) stammt auch eine Behandlung des Themas „Tobias und der Engel", ein Bild, welches bis zu Kneller's Tode in seinem persönlichen Besitz verblieb, und welches beweist, daß er damals auf die Darstellung biblischer oder historischer Stoffe bedacht war. In Lübeck blieb K. nur wenige Jahre. 1672 begab er sich nach Italien, um seine künstlerische Ausbildung daselbst zu vervollständigen. Er kam nach Rom und studirte die Werke der Antike, wie diejenigen Raffael's und der beiden Caracci, er arbeitete bei Carlo Maratta und Bernini, ohne sich freilich in seiner Kunst einer bestimmten Richtung anzuschließen. Er ging nach Neapel und später nach Venedig, wo er nicht nur die Werke der großen Venetianer studirte, sondern selbst bereits einen bedeutenden Namen als Maler gewann. Er ward von den großen Familien beschäftigt und zwar ebensowohl als Historien- wie auch schon als Porträtmaler, d. h. auf demjenigen Gebiete, auf dem er sich später ausschließlich bethätigte. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, verweilte und malte einige Zeit in Nürnberg und später in Hamburg.

Nach dem Tode seines Vaters, der 1675 starb, ging K. zusammen mit einem (schon erwähnten) wenige Jahre älteren Bruder, welcher ebenfalls Maler war und ihn immer begleitete, abermals ins Ausland. Wie es heißt, wollte er damals über Frankreich nach Italien reisen. Zunächst aber begab er sich nach England, und dort machte er sein Glück. Wir wissen genau, wie das geschah. Er kam nach London mit einer Empfehlung an einen dort lebenden reichen Kaufmann aus Hamburg, Namens Banks. Dieser nahm ihn in seinem Hause freundlich auf und ließ sich und seine Familie von K. malen. Die Bilder kommen einem Mr. Vernon zu Gesicht, welcher Secretär des Herzogs von Monmouth, des natürlichen Sohnes Karl's II., war. Durch Vernon, den er gleichfalls malt, kommt K. zu Monmouth. Auch Monmouth läßt sich von ihm malen, und das Bild erregt das Wohlgefallen des Königs. Karl II. willigt ein, dem vielversprechenden deutschen Künstler eine Sitzung zu gewähren.

Der erste lebende Porträtmaler in England war damals Peter Lely, ein Niederländer, welcher, an Van Dyck sich anlehnend, den Geschmack der Engländer in seinen Porträts immer glücklich zu treffen wußte, der in der Zeit der Republik das Bildniß Oliver Cromwell's gemalt, und in der Restaurationsperiode die gefälligen Schönheiten vom Hofe Karl's II. durch seinen Pinsel verewigt hatte. Der nun zwischen ihm und K. sich erhebende Wettstreit findet seinen bezeichnendsten Ausdruck in einer ganz eigenartigen Atelierscene. Der König hatte seinem Bruder, dem Herzog von York, versprochen, sich für ihn von Lely malen zu lassen; Monmouth soll dagegen das von Kneller's Hand gefertigte Bildniß des Monarchen erhalten. Karl beschließt, der Einfachheit halber beiden Künstlern gleichzeitig zu sitzen. Als der König Platz genommen hat, wählt Lely, als der angesehenere, den günstigsten Standpunkt, K. stellt seine Staffelei auf, so gut er kann, und der Malerkrieg beginnt. Als die Sitzung zu Ende war, bemerkten die anwesenden Herrschaften, York, Monmouth und andere Edelleute, überrascht und bewundernd, daß Kneller's Bild nahezu beendet war und vortrefflich wirkte, während Sir Peter bei dem seinigen kaum die Untermalung begonnen hatte. Lely selbst kann nicht umhin, zu erklären, daß Mr. K. ein tüchtiger Meister und das Porträt wohl gelungen sei.

Die Erzählung dieser kleinen Begebenheit ist gut beglaubigt, und sie zeigt uns schon den ganzen K. Rasche, kühne Zeichnung, schnell aufgetragene Farben, frappirende Aehnlichkeit waren die Eigenheiten seiner Kunst, welche immer eines gewissen Erfolges sicher war. Kein Zweifel, daß hier ein un-

gewöhnliches Können vorhanden war. Aber dazu gesellt sich nun ein stark virtuosenhafter Zug, die momentane äußere Wirkung überwiegt, von tieferem Erfassen der Charaktere, von schärferer Individualisirung ist selten etwas zu bemerken. Wer von dem Porträtmaler fordert, daß er über die Zufälligkeiten der augenblicklichen Erscheinung hinaus das innere Leben des Menschen, gleichsam die dauernden Züge desselben, zu erfassen und zu künstlerischem Ausdruck zu bringen vermöge, der wird in der Kunst eines K. nicht die höchste Stufe der Bildnißmalerei erkennen.

K. war nun in England ein gemachter Mann. Er ward der bevorzugte Porträtist der vornehmen Gesellschaft, und er ist es — wenn wir die beschriebene Scene etwa in das Jahr 1678 zu setzen haben — 45 Jahre lang, bis an sein Ende geblieben. Lely starb 1680 und der Hofklatsch versäumte nicht, die Fabel zu verbreiten, das Emporkommen des glücklichen Nebenbuhlers habe ihm den Tod gegeben. K. war bald der Alleinherrscher auf dem Gebiete der Malerei. Freilich schlägt er nun auch denselben Weg ein, wie so viele andere ausländische Künstler in England vor ihm — es genügt, den Namen Van Dycks zu nennen. Die Historienmalerei gibt er auf und widmet sich ausschließlich dem Porträt. Man verlangt nichts anderes mehr von ihm, die Masse der Aufträge nimmt ihn völlig in Anspruch, der bequeme Gewinn lockt ihn fort von der Bahn der ernsten Arbeit und der künstlerischen Vertiefung. Wohl hat die Gesellschaft auch Sinn für andere Zweige der Malerei, für religiöse und historische Stoffe, für Landschaft und Genre, aber diese Bilder holt man sich vom Auslande. Schon kommen gelegentlich die großen Sammlungen Italiens zum Verkauf; die englischen Großen zahlen die höchsten Preise. Man kauft die Niederländer des 17. Jahrhunderts, man kauft Claude Lorrain und Poussin und Velasquez. Die Sitze des englischen Adels füllen sich mit den Kunstschätzen aller Zeiten. Aber von dem einheimischen Künstler verlangt man nur, daß er Porträtmaler sei. Noch Hogarth nannte die Porträtmalerei den einzigen blühenden Zweig an dem hohen Baume der britischen Kunst. K. aber meinte, die Historienmaler rufen die Todten ins Leben, beginnen aber selbst erst zu leben, wenn sie todt sind. „Ich male die Lebenden und ich selbst lebe von ihnen.“

K. malt die elegante Gesellschaft wie sie repräsentirt, vornehm, würdevoll, feierlich, aber ohne rechtes Leben. Es sind Typen, nicht Menschen, die er schafft. Er malt Könige und Adlige, Minister und Feldherren, und wir sehen eigentlich nur allgemein gültige Verkörperungen der Majestät, der vornehmen Geburt, der Staatskunst, der Strategie. Die Gesichter immer mit derselben hoheitsvollen Miene, sie sind einander alle ähnlich, die bartlosen, von der mächtigen Allongeperücke umrahmten Köpfe. Der König wird dargestellt im Krönungsmantel mit Krone und Scepter, das linke Bein weit vorgestreckt, um den Hosenbandorden sichtbar werden zu lassen. Eine bleierne Langeweile weht uns Moderne an aus diesen Gesichtern mit ihrer ewigen Amtsmiene.

Selbst Kneller's Frauen zeigen mehr Haltung und Würde als Anmuth und weiblichen Reiz. Die Charakterisirung im Einzelnen ist noch unvollkommener als bei den männlichen Porträts, Haltung und Kleidung noch schematischer als bei diesen. Ein Hals und oberen Theil der Brust freilassendes Gewand umschließt den Oberkörper mit leichter Drapirung, der Kopf ein wenig zur Seite gewendet, das gelockte Haar auf einer Schulter ruhend. Halb zufällig mag dem Maler in seinen jüngeren Jahren wohl noch einmal die Darstellung eines anmuthigen Frauenbildes gelungen sein, wie das der jugendlichen Lady Marl=

borough in der National Portrait Gallery. Die Königin Maria, Wilhelm's III. Gemahlin, hatte den wenig glücklichen Gedanken, den sie sich auch nicht ausreden ließ, wieder einmal eine Galerie von schönen Frauen ihrer Hofgesellschaft malen zu lassen, wie Lely es an dem galanten Hofe Karl's II. gethan hatte. Es fehlte aber — zur Ehre des englischen Hofes sei es gesagt — ebenso sehr an den pikanten Objecten für eine solche Galerie, wie an dem richtigen Maler. K. wurde mit der Aufgabe betraut. Das Ergebniß seiner Arbeit waren die tugendhaft steifen Hampton Court Beauties, welche von den Lely'schen Windsor Beauties so verschieden sind, wie der ehrbare Hof Wilhelm's III. von der lustigen Gesellschaft Karl's II.

Ihrem Umfange nach ist die von K. geleistete Arbeit ungeheuer. Er hat die Gunst von fünf englischen Souveränen genossen. Die Familie der Stuarts hat er in allen ihren Gliedern so oft gemalt, daß er 1688 wohl mit Recht von sich sagen durfte, er könne besser als irgend ein Anderer über die Echtheit des eben geborenen Prinzen entscheiden, denn Niemand kenne so genau wie er die Gesichtszüge der Stuarts. Und noch in anderer Weise ist Kneller's Name mit der Geschichte der „glorreichen Revolution" verknüpft. Jakob II., heißt es, habe gerade K. zu einem Porträt gesessen, das er Mr. Pepys als Geschenk zugedacht hatte, als er die Nachricht von der Landung Wilhelm's von Oranien erhielt. Der König bewahrte seine Ruhe vollständig und erklärte: „Ich habe Mr. Pepys mein Bild versprochen, und ich will die Sitzung zu Ende führen." Wilhelm III., Königin Anna und Georg I. haben immer neue Ehren auf Kneller's Haupt gehäuft. Wilhelm erhob ihn zum Ritter und gewährte ihm eine jährliche Rente von 200 £. K. durfte ihn wiederholt malen. Mehrere dieser Porträts sind heute im Kensington Palast, und man mag dort Vergleiche anstellen zwischen ihnen und dem viel früheren Bildniß Wilhelm's, das einst der junge K. angefertigt hatte. Hier künstlerisches Erfassen, leuchtende Farben, gute Charakterisirung, dort conventionelle Auffassung und Behandlung. Man sieht, wie ein bedeutendes Können im Dienste der Mode und Schablone verflacht ist. Auch in einer allegorischen Darstellung hat K. Wilhelm III. einmal behandelt, auf welcher der König als Bringer des Friedens auf englischem Boden im J. 1697 erscheint; ein Bild, das ehedem als Wunderwerk gepriesen wurde, und in dem wir heute doch nur eine steife Nachahmung Rubens'scher Malweise und Figuren zu erkennen vermögen. Königin Anna und endlich der erste hannöverische König übernahmen von ihren Vorgängern auf dem englischen Throne auch die traditionell gewordene Bewunderung Kneller's; Georg I. erhob ihn 1715 zum Baronet. „Noch lebt er in voller Gunst bei dem gegenwärtigen König", schreibt ein Zeitgenosse in demselben Jahre.

Die ganze vornehme Gesellschaft folgte dem Beispiele des Hofes. Die Landsitze in England zeigen uns die Personen von Stande um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts in Kneller'schen Porträts. Die Zahl seiner Bilder wurde wohl ohne Uebertreibung nach Tausenden geschätzt. Mehr als 500 fanden sich unvollendet in seinem Nachlasse. Diese Zahlen werden freilich nur verständlich, wenn man weiter vernimmt, daß K., um den massenhaften Aufträgen genügen zu können, sich einen Stab von Hülfsarbeitern hielt, denen er immer mehr die nebensächlichen Theile des Bildes überließ. Wir wissen, daß auch Größere, wie Rubens, dasselbe gethan haben. Niemandem fiel es ein, K. einen Vorwurf daraus zu machen, „denn es ist eine allgemeine Regel in England", so schreibt der eben erwähnte Zeitgenosse, „daß von dem Meister nur Gesicht und Hände, die Kleider und das Beiwerk aber von Anderen gemalt werden."

Kneller's Name ist endlich auch aufs engste verknüpft mit der Geschichte der ersten englischen Kunstakademie. Sie ward 1711 begründet als eine private Vereinigung einer Anzahl von Malern, nebst einigen Bildhauern und Architekten, denen sich auch noch einer oder der andere Kupferstecher oder Kunstschnitzer hinzugesellte. Der Gedanke der Gründung soll von K. ausgegangen sein. Viele der namhaftesten Künstler folgten seinem Rufe. Unter den 62 Namen der ersten Mitgliederliste finden wir diejenigen von Dahl, Thornhill, Richardson und Clostermann, Laguerre und Vertue. Freilich hafteten dem Unternehmen noch alle Mängel einer rein privaten Veranstaltung an, das Fehlen der schützenden Staatsautorität, der durchgreifenden Organisation und der ausreichenden Mittel. Die Leitung wurde, ähnlich der Verfassung der großen Handelsgesellschaften, einem Gouverneur und 12 Directoren anvertraut. K. ward einstimmig zum Gouverneur ernannt, im nächsten Jahre auch wiedergewählt, obwohl der Schwede Dahl gehofft hatte, sein Nachfolger zu werden und enttäuscht seinen Austritt anmeldete. An Erfolg kann es dem Unternehmen nicht gefehlt haben, denn im zweiten Jahre traten 12, im dritten 14 neue Mitglieder hinzu. K. selbst blieb bis 1718 an der Spitze, aber das Bestehen der Anstalt läßt sich bis 1750 weiter verfolgen. Sie scheint mit ihrer Entwicklung gleichsam auszumünden in die Gründung der Royal Academy im J. 1768.

Es versteht sich, daß der geschilderte große Betrieb dem Meister reichen Gewinn eintrug. Er verstand es, ihn in beweglichen Werthen sowie in Häusern und Grundstücken nutzbringend anzulegen. Auch trotz der großen Verluste, die er wie so mancher Andere durch die Südsee-Katastrophe 1720 erlitt, ist K. 1723 noch als reicher Mann gestorben. Sein Vermögen vermachte er seiner Gattin Susannah, geb. Cawley, mit der er in kinderloser Ehe gelebt hatte. Nach ihrem Tode aber sollte es an den Sohn einer natürlichen Tochter fallen und in seiner Familie forterben, freilich unter der Bedingung, daß diese Nachkommen den Namen Kneller annehmen und beibehalten würden. Unter den mit Legaten bedachten Personen befanden sich auch seine Gehülfen. Einer derselben, Edward Byng, sollte die unfertigen Bilder vollenden oder vollenden lassen. Die im Leben Kneller's geübte Praxis wurde so gleichsam über seinen Tod hinaus noch fortgesetzt. Im Garten seines prächtigen Landsitzes zu Whitton fand K. seine Ruhestatt. In der Westminster Abtei aber ward ihm ein Denkmal errichtet — der einzige Maler, dem solche Ehre zu Theil ward. Und um eine wahrhaft würdige Aufschrift für dasselbe zu finden, hat Pope die Grabschrift Raffael's ins Englische übersetzt. Im Tode wie im Leben ward also K. gleich überschwenglich geehrt.

So sehen wir in K. einen nach England verschlagenen deutschen Maler, dem der leicht gewonnene Beifall des Publicums verhängnißvoll geworden ist. Wie Van Dyck hat er sich, mit Größerem beginnend, auf das einzige Gebiet der Porträtmalerei beschränkt. Nur hat Van Dyck alsdann die höchste Vollkommenheit auf diesem Gebiete erreicht; bei K. aber ist über der Massenproduction die künstlerische Ader verdorrt.

In der Geschichte der englischen Kunst steht K. an dem Endpunkt einer Entwicklung, welche, mit Holbein und den frühen Niederländern beginnend, die englische Nation in ihrem Kunstleben zweiundeinhalb Jahrhunderte lang als die im Banne des Auslandes stehende und lediglich empfangende erscheinen läßt. Wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine nationale englische Kunst in stolzer Schönheit und Unabhängigkeit erstand, so liegen zwar die wenig beachteten Anfänge dazu schon in den Jahrzehnten, mit denen wir es in dieser biographischen Skizze zu thun hatten. Aber es ist die Abkehr von der

Kneller'schen Malweise. Der Ruf Jonathan Richardson's nach einer nationalen englischen Kunst berührt uns wie ein Protest gegen das Ausländerthum im allgemeinen und gegen K. insbesondere. Von Richardson selbst ging auch die neue, vom Zwange der Tradition befreite Malweise aus. Von K. aber führt keine Brücke zu Reynolds hinüber.

Die auf das Geburtsdatum bezüglichen Lübecker Notizen sind mir von Herrn Dr. Fr. Bruns in Lübeck gütigst mitgetheilt. — Für die Lebensumstände Kneller's und für die Geschichte der Akademie von 1711 sind handschriftliche Nachrichten in der Vertue Collection im Britischen Museum erhalten. Weiteres findet sich bei R. De Piles' The Art of Painting. 3. ed. 1750; A. Houbraken, Große Schauburgh der Niederländischen Maler, herausgeg. von Wurzbach 1880 ff.; C. H. v. Heinecken, Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 1768; Hor. Walpole, Anecdotes of Painting in England, ed. R. N. Wornum, London 1876. Vgl. ferner: W. Ackermann, Der Porträtmaler Sir G. Kniller, Lübeck 1845; E. Law, Royal Gallery of Hampton Court, London 1898; R. S. Cobbett, Memorials of Twickenham, 1872; Art. Kneller im Dict. Nation. Biogr; W. Michael, Die Anfänge der englischen Porträtmalerei (Zeitschr. f. bild. Kunst, N. F. XV, H. 4). Wolfgang Michael.

Kopp*): Hermann Franz Moritz K., der Begründer der physikalisch-chemischen Stoechiometrie und der classische Geschichtschreiber der Chemie, wurde am 30. October 1817 zu Hanau als Sohn des angesehenen Arztes Heinrich K. geboren. Durch diesen, der selbst naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Besitzer einer berühmten mineralogischen Sammlung war, wurde er frühzeitig mit den Naturwissenschaften befreundet. Gleichzeitig erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine vorzügliche classisch-humanistische Ausbildung, welche ihn zu seinen späteren großen geschichtlichen Quellenstudien bereits einigermaßen philologisch vorbereitete. 1835 bezog er die Universität Heidelberg, wo er besonders bei Leopold Gmelin Chemie und bei Wilhelm Muncke Physik studirte. Nachdem er nach Marburg übergesiedelt war, promovirte er dort am 31. October 1838 mit der Inauguraldissertation: „De oxydorum densitatis calculo reperiendae modo“. Nunmehr wandte er sich nach Gießen, dem Mekka der damaligen Chemiker, wo Justus Liebig seine einzigartige Lehrthätigkeit ausübte. Aus jener Zeit stammen seine freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich Buff, Heinrich Will, A. W. v. Hofmann, Adolf v. Bardeleben, Moritz Carriere, Remigius Fresenius, Carl Vogt, Hermann v. Fehling, Adolf Strecker, Adolf Wurtz u. a., besonders aber zu Friedrich Wöhler und Liebig selbst. Im J. 1841 habilitirte sich K. in Gießen als Privatdocent und wurde zwei Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannt. Hier entfaltete er eine äußerst fruchtbare Thätigkeit sowohl als experimenteller Forscher wie als Historiograph seiner Wissenschaft. Als Liebig im Herbst 1852 einem Rufe nach München folgte, wurde er (1853) gleichzeitig mit Heinrich Will zum ordentlichen Professor ernannt und mit der Leitung des Gießener Universitätslaboratoriums beauftragt. Bald jedoch beschränkte er seine Thätigkeit auf die Professur für theoretische Chemie, um sich ganz seinen eigenen Studien hingeben zu können. Hier entstanden seine grundlegenden experimentellen Forschungen über die Beziehungen zwischen Raumerfüllung und chemischer Zusammensetzung der Stoffe, über die ähnlichen Beziehungen zur spezifischen Wärme, die ausführlichen Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Siedepunkt und chemischer Natur der Stoffe und neben diesen aus-

*) Zu Bd. LI, S. 336.

gedehnten naturwissenschaftlichen Forschungen bereits wenige Jahre nach seiner Habilitation sein Meisterwerk, seine „Geschichte der Chemie“ in vier Bänden.

Als Robert Bunsen in Heidelberg, der geniale Experimentator und Lehrer, zu seiner Entlastung und Ergänzung einen zweiten ordentlichen Professor der Chemie der Facultät zu Heidelberg vorschlagen sollte, wurde von ihm als einziger Hermann K. auserwählt, „der größte chemische Historiograph, der gründlichste Kenner alles Dessen, was in der Chemie überhaupt bis zu seiner Zeit gedacht und gemacht worden war“ (Curtius). K. wurde als ordentlicher „Professor der Chemie“ berufen und siedelte Ostern 1864 nach Heidelberg über. Er erhielt ein eigenes, sehr bescheidenes Laboratorium. In Heidelberg hielt K., in Ergänzung zu Bunsens Lehrthätigkeit, Vorlesungen über angewandte Krystallographie, physikalische und theoretische Chemie, Geschichte der Chemie, Stoechiometrie mit Uebungen in chemischen Berechnungen. Außerdem aber las er noch, ein Beispiel merkwürdiger Vielseitigkeit, Meteorologie und physikalische Geographie. Dies führte er 24 Jahre lang durch. Das Vertrauen seiner Collegen ernannte ihn für das Jahr 1869 zum Prorector der Heidelberger Universität. Vergeblich versuchte man mehrmals, ihn an die Berliner und Leipziger Universität zu ziehen, er blieb der schönen Neckarstadt und ihrer Hochschule treu. Der mit den höchsten Ehren bedachte Geheimrath K. vereinigte in sich eine seltene Fülle von naturwissenschaftlicher und historisch-philologischer Gelehrsamkeit und nahm dadurch eine ganz besondere Stellung in der Gelehrtenwelt ein. Kopp's anerkannte Objectivität in der Beurtheilung geschichtlicher Zusammenhänge, seine vielseitigen Verbindungen mit allen hervorragenden Gelehrten seines Faches, seine umfassende Uebersicht über die Entwicklung der vergangenen und der werdenden Wissenschaft befähigten ihn besonders auch zur Uebernahme zweier wichtiger literarischer Aemter, die er lange Zeit erfolgreich bekleidet hat. Als nämlich der Großmeister chemischer Kritik und Berichterstattung, Berzelius, im J. 1848 gestorben war, übernahm er 1849 in Gemeinschaft mit Liebig die weitere Herausgabe und Fortsetzung der von Berzelius geführten Jahresberichte unter dem Titel „Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, der Physik, Mineralogie und Geologie“. Dieser groß angelegte, noch heute erscheinende Jahresbericht galt ein halbes Jahrhundert hindurch als ein maßgebendes Quellenwerk für die Fachwelt, für welches K. die physikalische, theoretische und organische Chemie bearbeitete und den größten Theil der redactionellen Arbeit übernahm. Im J. 1857 trat H. Will an die Stelle Liebig's in der Redaction des „Jahresberichtes“, die K. seinerseits bis zum Jahre 1862 mit ihm weiterführte. Im J. 1851 trat K. auf Ersuchen seiner Freunde Liebig und Wöhler auch zugleich in die Redaction der von diesen herausgegebenen, noch heute blühenden, berühmten „Annalen der Chemie und Pharmacie“ ein und gehörte ihr lebenslänglich an. Ungeheure Geschäftigkeit als Gegengewicht zu seiner tiefen Gelehrsamkeit scheint überhaupt ein Grundbedürfniß seines Wesens gebildet zu haben. Besonders sympathisch berührt in diesem Sinne eine Bemerkung Liebig's in einem Briefe an Wöhler aus dem Kriegsjahr 1870 über den oft nervös überarbeiteten K.: „Er ist Vorstand des Lazarethwesens in Heidelberg und voller Thätigkeit; es ist dies so gut für ihn, als wenn er nach Gastein gegangen wäre.“ Am 1. Juli 1890 trat K. vom Lehramte zurück, im letzten Lebensjahre war er körperlich sehr leidend; er starb zu Heidelberg am 20. Februar 1892 im 75. Lebensjahre. A. W. v. Hofmann hielt ihm in einer Sitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft eine tiefempfundene und formvollendete Gedenkrede. Ein wohlgetroffenes Bildniß mit den äußerst charakteristischen Zügen des Gelehrten

findet man in Band 4 der Zeitschrift für physikalische Chemie. Verheirathet war K. mit Johanna Tiedemann. Seine einzige Tochter Therese wurde die Gattin des leider früh verstorbenen ausgezeichneten Professors der Chemie E. Baumann in Freiburg i. B.

Wenn wir die Verdienste Hermann Kopp's würdigen wollen, so haben wir eigentlich zwei Gelehrte, in einer Person vereinigt, zu schildern, den erfolgreichen Naturforscher und den großen Historiker.

Kopp's Hauptverdienst als Naturforscher liegt in der Begründung jenes ersten und älteren Theiles der physikalischen Chemie, welchen wir heute als Stoechiometrie im weiteren Sinne bezeichnen und welcher sich mit den Beziehungen zwischen der chemischen Zusammensetzung der Stoffe und ihren Eigenschaften beschäftigt. Kopp's Untersuchungen erstrecken sich hauptsächlich auf die hier vorhandenen und größtentheils zuerst von ihm entdeckten Regelmäßigkeiten der Raumerfüllung, der Siedepunkte und der specifischen Wärmen. Er hatte die ungemein glückliche Idee, die verschiedenen Stoffe nicht nach gleichen Gewichtsmengen zu vergleichen, sondern in solchen Mengenverhältnissen, welche für den Chemiker besonders wichtig und besser vergleichbar sind, nämlich im Verhältniß ihrer sogenannten Molekulargewichte. Es sind dies die Mengenverhältnisse, nach denen die Stoffe miteinander in chemische Wechselwirkung zu treten pflegen und die nach einem Satze von Avogadro und Ampère aus dem Gewichtsverhältniß gleicher Volumina ihrer Dämpfe unter gleichen Druck- und Temperaturbedingungen ermittelt werden können. Nach den Vorstellungen der Chemiker setzen sich die Moleküle der verschiedenen Stoffe aus den Atomen der Elemente zusammen und somit ist auch das Molekulargewicht zusammengesetzt aus der Summe der Gewichte der zum Molekül vereinigten Atome. Dementsprechend konnte nun K. zeigen, daß auch die Raumerfüllung, d. h. die Volumina solcher Mengen verschiedener Stoffe, die im Verhältniß ihrer Molekulargewichte stehen, zusammengesetzt erscheint als die Summe von Volumgrößen, welche den die Moleküle bildenden Atomen eigenthümlich sind. Jene sogenannten Molekularvolumina der Stoffe lassen sich also nach K. als Summe der sogenannten Atomvolumina der Bestandtheile des Moleküls darstellen. Daher muß auch einem gleichen Zuwachs in der Zusammensetzung eines chemischen Moleküls ein gleicher Zuwachs im Molekularvolumen des betreffenden Stoffes entsprechen. Für diese Sätze hat nun K. ein ungeheuer großes Versuchsmaterial zusammengetragen und seine Thesen haben auch andere Forscher zu zahlreichen und gründlichen Untersuchungen angeregt. Erwähnt sei auch, daß K. bei festen isomorphen Körpern auf interessante Beziehungen zwischen Molekularvolumen und Krystallform hingewiesen hat. Besonders bewundernswerth ist der feine wissenschaftliche Tact, mit welchem K. als Vergleichstemperatur für die Molekularvolumina verschiedener flüssiger Stoffe nicht die vom gewöhnlichen Thermometer angegebenen gleichen Temperaturen wählte, sondern die zu jedem der Stoffe zugehörige Siedetemperatur unter gleichem Drucke, also solche Temperaturen, „bei welchen die Wärme auf die verschiedenen Flüssigkeiten gleiche Wirkung ausübt“. Diese Art der Vergleichung ist nicht ohne Widerspruch geblieben, indessen hat gerade die spätere Entwicklung der Atomistik, besonders durch van der Waals, gezeigt, daß Kopp's Wahl der Siedetemperatur in der That wenigstens eine der besten Annäherungen an die strenge Forderung der Atomistik war. Die Theorie von van der Waals über den stetigen Uebergang des flüssigen Zustandes in den gasförmigen zeigt nämlich, daß die Volumina bei gleichen Bruchtheilen der sogenannten „kritischen“ Temperaturen und des kritischen Druckes exact vergleichbar sind. Die von K. gewählten Siedetemperaturen unter Atmo=

sphärendruck entsprechen nun in der That dieser Bedingung sehr annähernd (vgl. Nernst, Theoret. Chemie, 1909, S. 311). Dank den Kopp'schen Untersuchungen sind wir also im Stande, aus der Molekularformel eines chemischen Stoffes sein Molekularvolumen als Summe der das Molekül zusammensetzenden Atomvolumina, die man als specifische Constanten der Elemente bestimmt hat, wenigstens annähernd vorauszuberechnen und damit also auch das specifische Gewicht des betreffenden Stoffes. Freilich hat sich bald herausgestellt, daß Kopp's Satz von der „Additivität" der Molekularvolumina nur eine sehr angenäherte Gültigkeit besitzt, denn z. B. gleich zusammengesetzte, d. h. sogenannte isomere chemische Stoffe haben nicht immer gleiche Molekularvolumina bei ihren Siedepunkten, was nach dem streng additiven Schema der Fall sein müßte. Da solche Stoffe sich nur noch durch die Art der Bindung der sonst gleichen Anzahl und Art der Atome untereinander unterscheiden, so hat also offenbar diese Art der Bindung der Atome im Molekül, die sogenannte „chemische Constitution" des Stoffes, noch einen besonderen Einfluß auf das Molekularvolumen. Aber auch diesen sogenannten „constitutiven" Einfluß hat K. durchaus vermuthet, und auch diesen hat man schließlich als einen gesetzmäßigen erkannt. Mit besonderer Klarheit betont K. in einer letzten großen, die damaligen Kenntnisse zusammenfassenden Arbeit noch in hohem Alter (Liebig's Annalen 1889, Bd. 250, S. 114) in sehr lehrreicher Weise, wie der Naturforscher seinen Blick zunächst stets auf das allgemeine Gesetz in großen Umrissen richten muß und sich nicht durch secundäre Abweichungen ablenken und entmuthigen lassen soll.

Durch die obigen Untersuchungen wurde K. veranlaßt, auch die Siedetemperaturen der verschiedenen chemischen Stoffe bei gleichem Druck einem vergleichenden Studium zu unterziehen. Mit seinem für Regelmäßigkeiten geschärften Blicke entdeckte er auch hier (1842) in der That bald neue, wie z. B. die, daß sehr häufig gleichen Unterschieden in der chemischen Zusammensetzung innerhalb derselben Reihe gleichartiger Verbindungen gleiche Unterschiede in den Siedepunkten entsprechen. Diese sogenannte „Kopp'sche Siedepunktregel" hat ebenfalls Veranlassung zu zahlreichen Nachprüfungen und Untersuchungsreihen auch vieler anderer Forscher gegeben. Dabei hat sich ebenfalls herausgestellt, daß die von K. entdeckte Regelmäßigkeit nur ein erstes grobes Schema ist, das aber zweifellos das Eingangsthor zu weiterer Erkenntniß bildete. Auf die Kopp'schen Entdeckungen passen daher treffend die Worte W. Ostwald's (Lehrb. d. allgem. Chemie 1891, I, 345): „Einen ähnlichen Gang hat die Stoechiometrie zahlreicher anderer Eigenschaften genommen. Zunächst erkennt man dieselbe als additive, d. h. als eine, die sich summatorisch aus den Werthen zusammensetzt, welche den Bestandtheilen zukommen. In den meisten Fällen findet man dann bei genauerer Untersuchung, daß dieses additive Schema sich nur annähernd durchführen läßt; es werden Abweichungen beobachtet. Erst allmählich bricht sich dann die Erkenntniß Bahn, daß diese Abweichungen ihrerseits wieder gesetzmäßiger Natur sein müssen. Da sie nicht mehr durch die Art und Zahl der Atome allein bestimmt werden, sondern durch deren Beziehungen zueinander, so bieten sie eine Handhabe dar, letztere an das Licht zu ziehen." So dürften Untersuchungen nach dem Kopp'schen Schema gerade durch die Möglichkeit, die Abweichungen davon zu studiren, uns noch oft einen tieferen Einblick in den Bau der Moleküle gestatten, und in diesem Sinne sind z. B. auch in neuerer Zeit die Untersuchungen von Thorpe, L. Meyer, Lossen, Schiff und besonders von Horstmann über die Molekularvolumina, die von Young, Henry, Vernon, Linnemann, Naumann, Hinrichs u. a. über die Siedepunkte, sowie die Arbeiten von Landolt,

Brühl u. a. über die Lichtbrechung der chemischen Stoffe von besonderem Werthe geworden.

Am besten hat sich das additive Schema Kopp's bewährt bei seinen ebenfalls classisch gewordenen Untersuchungen über die Molekularwärme der Stoffe, also beim Vergleiche der Wärmemengen, welche nöthig sind, um solche Mengen verschiedener Stoffe um 1° zu erwärmen, die im Verhältniß ihrer Molekulargewichte stehen. Auch hier ist nach K. (1864) die Molekularwärme einer festen Verbindung gleich der Summe der Atomwärmen der in ihr enthaltenen Elemente und zwar stimmen meistens sogar die aus den specifischen Wärmen der Verbindungen berechneten Atomwärmen mit denen der Elemente im freien Zustande überein. Umgekehrt gestattet diese Regelmäßigkeit, aus den specifischen Wärmen der Verbindungen die Atomgewichte der darin enthaltenen Elemente zu berechnen. Zu erwähnen sind ferner die Untersuchungen über die Volumenänderungen der Stoffe beim Schmelzen und Erstarren, sowie über die gegenseitige Beeinflussung der Löslichkeit von Salzen in gemeinsamer Lösung. Die drei letztgenannten Probleme sind nicht unwichtig für spätere Aufgaben der thermodynamischen Forschung geworden, obgleich K. die Entwicklung in dieser Richtung wohl kaum geahnt hat.

Dies sind die wichtigsten experimentellen Arbeiten Kopp's als Naturforscher, deren Ergebnisse er meistens aus einem sehr zahlreich zusammengetragenen oder mühsam selbst beobachteten Versuchsmaterial gewonnen hat. Seine experimentellen Hilfsmittel sind dabei meistens von erstaunlicher Einfachheit, genügen aber immer der gestellten Aufgabe, da er die erforderliche Genauigkeit seiner Versuchsanordnung stets gut zu beurtheilen verstand. Von anderen rein theoretischen Leistungen ist hervorzuheben, daß K. einer der ersten war (1858), welcher die abnormen Dampfdichten verschiedener Stoffe (fast gleichzeitig mit Kekulé und Cannizzaro) durch einen Zerfall der fraglichen Stoffe in ihre Componenten zu erklären verstand und damit ein wesentliches Hinderniß beseitigen half, welches der allgemeinen Anerkennung der nachmals für die Chemie so segensreich gewordenen Avogadro'schen Molekulartheorie im Wege stand. — Eine wichtige schriftstellerische That war auch die Abfassung seiner „Theoretischen Chemie", welche im J. 1863 als zweite Abtheilung des ersten Bandes des bekannten Lehrbuches der Chemie von Graham-Otto erschien. Es erschienen ferner aus seiner Feder eine „Einleitung in die Krystallographie" und eine Schrift „Ueber Witterungsangaben". —

Der Stil Kopp's verrieth deutlich die intensive historiographische Beschäftigung mit der lateinischen Sprache und erhielt durch die Neigung zum Bau langer Perioden etwas Schwerfälliges. A. W. Hofmann wendet aber hierauf das schöne Dante'sche Wort an: „Wenn Deines Worts anfänglicher Geschmack auch herb erscheint, so wird er, wenn verdaut, dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen." Daß K., bei aller Schwere des Stiles, einen graziösen Humor besaß, geht u. a. auch aus seinen beiden Schriftchen, seinen Freunden Wöhler und Bunsen gewidmet, „Aurea catena Homeri" und „Aus der Molekularwelt" deutlich hervor. Auch zeigt sich überall neben einer geradezu phänomenalen und unübertroffenen Kenntniß alles chemischen Schriftthums eine ebensolche Vertrautheit mit den Werken der schönen Litteratur, die er anmuthig, oft sogar bei Polemiken, anzubringen verstand.

Kopp's Verdienste als Historiker seiner Wissenschaft, der Chemie, sind zweifellos noch bedeutender als die seiner Forscherthätigkeit. Er gilt unbestritten als der größte und bahnbrechende Historiker seines Faches. Auf diesem Gebiete hat er nur einen würdigen Rivalen, den großen französischen Chemiker und Historiker Marzellin Berthelot, dem er aber wohl besonders

durch die tiefe, gründliche Systematik seiner historischen Werke überlegen ist. Kopp's bereits erwähnte vierbändige „Geschichte der Chemie", welche 1843—1847 erschien, bildet in der That den Glanzpunkt seines Schaffens. Während im ersten Bande die allgemeine Geschichte der Chemie von den Uranfängen bis zu den Zeiten Liebig's und Wöhler's dargestellt wird, geben die folgenden Bände die Geschichte einzelner Zweige dieser großen Wissenschaft, ja verfolgen sogar für jede Stoffgruppe die Entwicklung der menschlichen Kenntnisse. Die Gründlichkeit dieser Riesenarbeit ist allgemein anerkannt, sie war nur möglich für einen Geist wie den Kopp's, der als Unicum eine universelle Kenntniß der Fachgegenstände mit einer philologischen und sprachlichen Gelehrsamkeit hervorragendster Art vereinte und so allein im Stande war, das Wissen der Jahrhunderte bis an seine Urquellen zu verfolgen. Gerade beim Lesen dieses Kopp'schen Fundamentalwerkes hat man am deutlichsten den Eindruck, wie gerade die Geschichte der Naturwissenschaften und speciell der Chemie so recht eigentlich die Culturgeschichte der Menschheit widerspiegelt und zugleich die wichtigsten Einblicke in die Fähigkeiten und die Entwicklung, ja auch in die Pathologie der menschlichen Psyche gibt. Mit Recht betont K. am Schluß seines großen Werkes, wieviel man daraus auch für die Zukunft lernen könne. Bei aller Gründlichkeit in der Behandlung des einzelnen Gegenstandes sind die Entwicklungen der Hauptbegriffe der Wissenschaft großzügig dargestellt, so daß man über dem Inhalt rasch und leicht die bereits erwähnte Härte des Stiles vergißt.

Als die Münchener Akademie der Wissenschaften auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Baiern eine großangelegte „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" herausgab, wurde als einzig in Frage kommende Autorität K. als Historiograph seines Faches aufgestellt. So entstand im J. 1873 sein Buch: „Die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit", welches die Geschichte der Chemie bis zum J. 1858 behandelt. Dies ist das Jahr, in welchem die Lehre Avogadros, besonders durch Cannizzaro's lichtvolle Abhandlung endlich eingeführt und mit Betonung auch auf den letzten Seiten des Kopp'schen Buches besonders hervorgehoben, siegreich ein neues Zeitalter der theoretischen Chemie einleitete. Offenbar Vorstudien zu geplanten weiteren Bänden oder einer zweiten leider nicht mehr erschienenen Auflage seiner „Geschichte" sind Kopp's „Beiträge zur Geschichte der Chemie" (drei Stücke, 1869 bis 1875), welche Gegenstände aus den verschiedensten Zeitaltern von Demokritos bis Lavoisier behandeln und ein ungeheuer großes und gründliches Material enthalten. Hierher gehören auch die sehr interessanten beiden Bände „Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit" (1886). Ein Jahr vor seinem Tode noch hat der 74jährige K. in der bekannten Ostwald'schen Sammlung der „Klassiker der exakten Wissenschaften" liebevoll die Herausgabe der berühmten Abhandlung seines Freundes Liebig „Ueber die Constitution der organischen Säuren" besorgt und mit zahlreichen Commentaren versehen. — Das Grundergebniß, das aus Kopp's geschichtlichen Werken hervorleuchtet, wird wohl am besten durch die Worte von Fr. A. Lange (Geschichte des Materialismus 1902, II, S. 173) begleitet: „Das wichtigste Resultat der geschichtlichen Betrachtung ist die akademische Ruhe, mit welcher unsere Hypothesen und Theorien ohne Feindschaft und ohne Glauben als das betrachtet werden, was sie sind: als Stufen in jener unendlichen Annäherung an die Wahrheit, welche die Bestimmung unserer intellectuellen Entwicklung zu sein scheint."

A. W. v. Hofmann, Ber. d. deutsch. Chem. Gesellsch. 25, 505 (1892). — T. E. Thorpe, The life work of H. Kopp, Journ. of Chemic. Society. Trans. 63, 775 (1893). — F. Krafft, Badische Biographien V, 406

(1906). — Th. Curtius, Prorectoratsrede Heidelberg 1905/06. — Th. Curtius u. J. J. Rissom, Geschichte d. Chem. Univ.-Laboratoriums in Heidelberg, 1908, S. 23. — Hintzelmann, Almanach d. Univers. Heidelberg, 1886, S. 262. — E. v. Meyer, Geschichte d. Chemie, 1905, S. 558. — A. W. v. Hofmann, Liebig-Wöhler's Briefwechsel, Braunschweig 1888. — W. Ostwald, Lehrb. d. allgem. Chemie, 1891, S. 1151. — Nernst, Theoret. Chemie, 1909, S. 781. — Poggendorff's biograph.-litterar. Handwörterb., I, 1303; III, 742; IV, 792. Bredig.

La Roche*): Karl von L., Schauspieler, geboren in Berlin am 14. October 1796, † in Wien am 11. März 1884. Das Geburtsjahr steht nicht ganz fest, manche Angaben verzeichnen 1794, ich folge einer Notiz in dem Stammbuch seiner Gattin. Der Vater war Polizeiinspector und stammte aus der französischen Colonie, die Gerüchte der Abkunft des Sohnes von Goethe, die besonders in Karl's Alter, wo eine auffallende Aehnlichkeit durch die Verbreiterung der unteren Gesichtspartien hervortrat, nicht verstummen wollten, entbehren jeder Begründung. Er studirte zuerst Thierarzneikunde, der Schauspieler und Lustspieldichter Karl Töpfer brachte ihn auf verschiedene Haustheater, auch Iffland bestärkte ihn in seiner noch geheim gehaltenen Neigung zur Bühne. Als der Vater einen Theil seines Vermögens verlor, wurde seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Er betrat die Bühne zum ersten Male am 10. Juni 1811 auf dem Theater beim Lincke'schen Bade in Dresden, als Mitglied der Joseph Seconda'schen Gesellschaft in „Rochus Pumpernickel“, keck für einen durchgegangenen Komiker eintretend. Angeblich soll seine „Schwester“, die hier engagirt war, das Debut vermittelt haben, aber das Frl. La Roche dürfte wohl die Tochter des schon 1796 bei Seconda erscheinenden Ehepaars La Roche, also wahrscheinlich eine Cousine gewesen sein. 1812 kommt er nach Danzig, wo er trotz seiner Jugend eines der meistbeschäftigten und beliebtesten Mitglieder ist. Neben den verschiedensten Rollen des Lust- und Singspieles, namentlich der Wiener Possen, stehen große Opernpartien, in denen er durch seine prächtige Baßstimme wirkte. Im „Don Juan“ spielt er abwechselnd die Titelrolle, den Masetto, den Leporello, Anschütz spricht sehr anerkennend von seinen Leistungen in niedrig komischen Rollen. Nachdem er sich 1815 mit Henriette Wagner, die 1814 in Breslau debutirt hatte, vermählt, geht er 1816 nach Lemberg, wo er bereits die Regie führt und neben seine komischen Partien große, später berühmte Charakterrollen, wie den Schewa im „Juden“ stellt; der Einfluß Ludwig Devrient's, den er, 1818 nach Danzig zurückgekehrt, in einer Reihe seiner größten Rollen sieht, macht sich von da ab bei ihm merklich fühlbar und führt ihn immer mehr in ein höheres Fach, das sich ihm auch, wie er in das größere Königsberg übersiedelt, weiter aufthut. Neben einen Pachter Feldkümmel, einen Figaro, einen vielbewunderten Caspar im „Freischütz“ stellt er einen Domingo im „Don Carlos“, Patriarchen im „Nathan“, Perrin in „Donna Diana“, Oberförster in den „Jägern“. 1823 zieht er, nachdem er 1821 in Leipzig große Aufmerksamkeit erregt, nach Weimar, wo er am 12. März im „Obrist“ von Blum und in einer französischen Oper von Soulié: „Das Geheimniß“ debutirt; der Elias Krumm in Kotzebue's „Der gerade Weg der beste“, der „Figaro“, der Truffaldino im „Diener zweier Herrn“ folgen. Sehr rasch wird er zum Liebling des anfangs seinem Vorgänger, dem in seiner Laune unmittelbareren Unzelmann, noch anhänglichen Publicums und erfreut sich des fördernden Interesses Goethe's wie der begeisterten Zustimmung Eckermann's. Auch hier ist wieder der Umfang seiner

*) Zu Bd. LI, S. 595.

Beschäftigung staunenswerth: im „Fidelio“ der Rocco, der Hausmeister im „Neuen Sonntagskind“, der Edmund im „Lear“, der Franz Moor, der Bartolo im „Barbier von Sevilla“, den auch Henriette Sontag als unübertrefflich bezeichnet, der Geßler im „Wilhelm Tell“, der Polonius im „Hamlet“, der Mohr im „Fiesco“, unzählige Charakterfiguren in Lustspiel und Posse, Baßpartien in Opern und Singspielen; besonders gefällt er in Angely's Vaudevilles. Wie er 1827 erkrankt, ist das Theater durch mehrere Monate in schweren Verlegenheiten. Eckermann, der von seinem „Schewa“ mit Entzücken spricht (s. Gespräche mit Goethe, hrsg. von Houben S. 442) preist in der „Dresdener Abendzeitung“ 1828 namentlich seine Leistung in dem Sensationsstücke „Die beiden Galeerensklaven“, wie er da mit den einfachsten Mitteln und der vollsten Realität die zwingendste Wirkung erzielt habe. Auch seine Regie der Oper, die er 1829 übernimmt, muß er „von Herzen loben“. Von besonderer Bedeutung wurde für den Künstler der Mephisto, den er, wie er behauptet, vollständig nach Goethe's Angaben, der ihn auch bei anderen Rollen wie dem Carlos im „Clavigo“ berieth, ausführte. „Wir freuten uns“, schreibt Eckermann vor der Faustaufführung am 30. Januar 1829, „daß der bedeutende Künstler Gelegenheit fände, sein Studium und Talent auf eine Rolle zu verwenden, die ihm zur Entwicklung seiner Kräfte die reichsten Anlässe gibt.“ Auch das Haus Goethe's erschloß sich ihm und warme Freundschaft verbindet ihn mit August und Holtei. Auch auf Gastspielen in Breslau (1824), in Berlin (1827), Königsberg (1828) erregt er großes Aufsehen, wenn ihm auch in Berlin die Nachahmung Ludwig Devrient's zum Vorwurfe gemacht wird. So schreibt auch bei seinem Auftreten in Dresden 1831 der Schauspieler L. Pauly an seine Freundin Julie Gley-Rettich: „Er ist ein Affe von Devrient. Aber wie er sich räuspert u. s. w.“ Von Bedeutung für seine Zukunft wurde sein Gastspiel in Wien, das er anschließend an ein Brünner Gastspiel im August 1832 absolvirte.

Er begann am 16. mit einer Rolle, die in Weimar zu seinen beliebtesten zählte, in Vogel's „Erbvertrag“. Hier hat die Stimme des durch ihn wesentlich beeinträchtigten Costenoble großes Gewicht, der ausruft: „Mir ist seit Iffland's Zeiten so etwas Wahres und Tiefes noch nicht vorgekommen.“ Weniger befriedigen ihn andere Gestalten, wie der Ossip in Raupach's „Isidor und Olga“ oder sein berühmter, von Holtei und Genast gefeierter Mephisto, der ihm „zu ehrlich“ und gar nicht diabolisch erscheint, auch dem Mohren im „Fiesco“ fehlt die „Lustigkeit des Halunken“. Die Kritik, namentlich die Saphir's, äußert sich warm anerkennend, besonders über die echte Natur des Künstlers, wenn auch gelegentlich, so namentlich beim Posert im „Spieler“, die Copie Iffland's oder Devrient's durchschimmert. Jedenfalls wird das Engagement unter glänzenden Bedingungen — lebenslänglicher Vertrag und die damals ungewöhnliche Gage von 3300 Gulden — abgeschlossen; in Weimar will man zunächst an seinen Abgang nicht glauben, und wie er Anfangs 1833 wirklich scheidet, behandelt man ihn recht ungnädig. Er zieht nach Wien, an Seite seiner zweiten Gattin, der jungen, auch von Eckermann verehrten Schauspielerin Auguste Kladzig, mit der er sich in Berlin, das vergebliche Anstrengungen machte, seinen Wiener Vertrag zu lösen, 1833 vermählte. Am 8. April debutirte er wieder im „Erbvertrag“ als engagirtes Mitglied des Burgtheaters, das er nun nicht mehr verließ, obwohl ihn eine Zeit lang die ihm angetragene Direction des Breslauer Theaters sehr lockte. Sein anschmiegsames Talent fand sich sofort in dem neuen Kreise zurecht, und der Wegfall der Beschäftigung in Oper, Operette und Lokalposse, den ersehnend er hauptsächlich Weimar aufgegeben, machte ihn für große, ernste Aufgaben,

wie den „Shylock", den Zanga im „Traum ein Leben", den Attinghausen im „Tell", den Jago im „Othello", immer reifer, während die großen Charakterrollen in den Stücken Bauernfeld's, Töpfer's, Benedix', sowie in französischen Uebersetzungen und Chargen der Shakespeare-Dramen seine eigentliche Domäne wurden. Schon 1835 heißt es in der „Abendzeitung": „Das Publicum fängt an, an ihn zu glauben und ist dies der Fall, so thut es die Direction auch", und 1842 constatirt der oberste Chef, Graf Czernin, daß er „so viel, wenn nicht mehr Werth habe, als Ludwig Löwe". Dem höchst ungerecht abfälligen Urtheile Glaßbrenners in den „Bildern und Träumen aus Wien" (1836) stellten Gutzkow's „Wiener Eindrücke" (1842) das Wort entgegen: „Einer der feinsten Charakteristiker, besonders im Komischen." Schon 1841 wurde er Regisseur, zahlreiche Gastspiele führen ihn in die österreichische Provinz und nach Deutschland, gerne kehrt er (1851 und 1858) nach Weimar wieder. Seine ungeheure Vielbeschäftigung, die tragische wie humoristische, ältere wie jüngere Charakterrollen umfaßt, schränkt die Direction Laube's ein, der ihn vielmehr im Fache des Schau- und Lustspiels festhält und durch das Engagement Dawison's, später Lewinsky's, ihm eine Reihe seiner geliebten großen ernsten Partien entzieht, ja ihm auch durch Lußberger und Wilhelmi in mancher Conversationsrolle einen Ersatz hinstellt, nach dem er sich noch gar nicht sehnt. So wird das Verhältniß zwischen dem Künstler und dem Director ein recht unerquickliches, L. geht offen in das Lager der Gegner Laube's über, während dieser über sein abnehmendes Gedächtniß wiederholt Klage führt. Bezeichnend sind Briefe, die der Künstler an Halm, nach dem Sturze Laube's, schrieb. Schon war er (26. Juli 1867) im Begriffe, seine Pensionirung zu fordern, jetzt, „wo die Stunde der Vergeltung und Erlösung schlug", wolle er die „wenigen Kräfte", die ihm „die schändliche Führung des Herrn Laube gelassen, mit Wonne anstrengen, das gesunkene Institut wieder zu heben". Oder am 21. December: „Durch 17 Jahre habe ich die Willkür und Parteilichkeit, die größte Zurücksetzung und Mißachtung des Herrn Laube ertragen müssen, nicht nur in künstlerischer, auch in finanzieller Hinsicht hat er die Mittelmäßigkeit mir vorgezogen" u. s. w. Er hat 1861 nicht einmal sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum „aus Ekel an den neuen Zuständen", wie Hebbel sagt (Werke, hrsg. von R. M. Werner 12, S. 388) begangen. Und doch war es Laube, der ihn zu einigen seiner schönsten Leistungen, wie dem Adam im „Zerbrochenen Krug", den schon Hebbel für ihn 1849 gefordert (Werke 11, S. 275), dem Weiler im „Erbförster", dem Vater Barbeaud in der „Grille" u. a. gerufen. Er überlebte noch Halm und Dingelstedt, der den „Michel Perrin" 1876 (wo er „wie eine Novität" wirkte) wieder mit ihm aufnahm, er wagt noch öfters den Shylock, wie er auch 1878 im Theater an der Wien den Schewa vorführt; jedes seiner freilich seltener werdenden Auftreten wird, namentlich im „Störenfried", enthusiastisch bejubelt. 1879 zu seinem 85. Geburtstage spielt er in den „Gönnerschaften", seine letzte Sprechrolle war der Schal in „Heinrich IV.", eine seiner schönsten Leistungen, am 3. Januar 1880. Von den Regiegeschäften war er schon 1874 dispensirt worden, er blieb aber zeitlebens actives Mitglied des Burgtheaters. Auch reiche Ehren und hohe Auszeichnungen wurden ihm zu Theil, 1873 erhielt er den Ritterstand. Einen großen Theil des Jahres verlebte er in seinem behaglichen Tusculum an der Gmundener Esplanade, bis in seine letzten Lebenstage ein liebenswürdiger Wirth und glänzender Gesellschafter, voll Freude am Genusse des Daseins.

Von Goethe bis zu Ibsen: über ein halbes Jahrhundert streckt sich der Weg, den er als Schauspieler gewandelt, und fast wie eine mythische Figur

ging er durch jüngere Generationen, die ihn aus Vaters und Großvaters Munde verehren gelernt, seine Verbindung mit Goethe gab ihm eine nie entschwindende Weihe. Seine schauspielerische Individualität dürfte sich der Iffland's in mancher Hinsicht genähert haben: er ist der echte, bühnenfrohe Komödiant, voll Lust an der Schauspielerei und ihren Künsten, immer technisch fertig, aufs sauberste ausarbeitend, ohne von seinen Aufgaben seelisch und geistig tief berührt zu werden. Das Problematische, Düstere ist seine Sache nicht, er ist, wie Wilbrandt ihm nachrief, ein „Sohn des Tages", und weil er ein Lebenskünstler war, so wurde er ein Bühnenkünstler. Einfachheit und Wahrheit zeichnen ihn überall aus, eine Neigung zur Uebertreibung, die ihm manchmal vorgeworfen wird, wußte er rasch zurückzudrängen, wo sie seinem Wesen nicht gemäß war. Er arbeitete nirgends ins Große, aber setzte in kleinen Zügen lebensvolle, runde Gestalten zusammen, die trotz einer gewissen Vornehmheit doch im Grunde ihrer Natur bürgerlich-behaglich blieben und ihren deutschen Grundton nicht verleugneten, auch wo es Franzosen darzustellen galt. „Seine größte Kraft lag da, wo es ihm gestattet war, eine Gestalt mit gemüthlich komischem oder derbem Beigeschmack in das behaglichste Detail auszumalen" (Speidel). Diese Entwicklung, die eigentlich erst in Schaufert's „Erbfolgekrieg" abschloß, mit dem Bankier Lanz, den der achtzigjährige Mann noch mit voller Kraft durchführte, hat er in Wien durchgemacht, nachdem er seine Weimarische Vergangenheit langsam abgestreift. Diese machte sich eigentlich nur in seinen tragischen Rollen geltend, die in Wien bald als angelernte, seinem Wesen eigentlich nicht zusagende Elemente erkannt werden. Mag der Dichter selbst ihm den Mephisto bis ins kleinste einstudirt haben, wie er selbst erzählt, oder auch ein bischen fabulirt, wie es fast den Anschein hat, mag Holtei auch erklären, er habe ihm den Teufel zu Danke gespielt wie vor ihm und nach ihm Niemand — Wien fand ihn bald zu gutmüthig und vermißte die Schärfe, die selbst seinem trefflichen Just fehlte, und die Jugend sprach von seinem im behaglichen Basse hinrollenden Philipp, den Gabillon nur ironisch abthut (s. Bettelheim-Gabillon S. 93), oder Jago mit Rudolf Valdek: er ist „in humoristischen Rollen so meisterhaft, daß ihm Mancher seine tragischen glaubt", wenn auch z. B. Hanslick sogar von seinem Lear sich in Prag entzücken läßt (Aus meinem Leben 1, S. 222). In Wien wird er zum Wiener, auf der Bühne wie im Leben hat er etwas von der echt wienerischen Gestalt des Kotzebue'schen Klingsberg, der Bauernfeld'schen Salonfiguren. Und ist er rasch aus Weimars Schule gegangen, mit seinem Meister Goethe verband ihn der conservative Zug, der sich im Alter zu jenem gesunden Greisenegoismus, zu jenem maßvollen Epikureismus ausbildete, wie sie sein großes Vorbild auszeichneten. Solche Eigenschaften höchster, achtsamster Cultur erhalten den Menschen wie den Künstler jung, über alle senilen Gebrechen hinweg, in Harmonie und Ruhe. So kann Speidel 1876 vor seinem Adam im „Zerbrochenen Kruge" ausrufen: „Die Anderen spielten, La Roche allein lebte." So steht er noch in der Erinnerung manches Lebenden als ein äußerst vornehmer, soignirter alter Herr, voll launiger Würde, verwöhnt von Frauen, galant huldigend und sich huldigen lassend. Und als vor wenigen Jahren Coquelin auf der Wiener Scene als treuer Diener in dem Stücke der Mme de Girardin „Furcht vor der Freude" erschien, da war es, als sei La Roche wieder erstanden in all der Liebenswürdigkeit, Einfachheit und anmuthigen Koketterie des schauspielerischen Spieltriebs.

Wurzbach Bd. 14, S. 162 (1865). — Ed. Mautner, Carl La Roche. Gedenkblätter zur Feier seiner vierzigjährigen ruhmreichen Wirksamkeit am k. k. Hofburgtheater. Wien 1873. — Eisenberg, Biographisches Lexikon

d. deutschen Bühne, S. 574. — Weilen, Geschichte d. Burgtheaters passim. — H. Laube, Burgtheater passim. — L. Speidel, Wien 1848—1888, Bd. II, S. 365 ff. und Neue Freie Presse Nr. 7023. — F. Uhl, Aus meinem Leben. 1908, S. 25 f. — L. Hevesi, Wiener Totentanz 1899, S. 122 ff. — Ueber seine Weimaraner Zeit: Genast, Aus dem Leben eines Schauspielers. 1854, Bd. 2, S. 161, 270, 288, 292; Bd. 3, S. 52; Bd. 4, S. 16 f., S. 196. — Gotthardi, Weimarische Theaterbilder, Bd. 2, S. 187. — Ad. Bartels, Chronik des Weimarischen Hoftheaters. 1908, S. 20 u. ö. — Zum Mephisto vgl. K. Schröer's Faust-Commentar (1881) S. LXXXI ff. — Ueber die erste Wiener Zeit siehe Costenoble, Aus dem Burgtheater, Bd. 2 passim. — H. Schöne, Aus den Lehr- und Flegeljahren eines Schauspielers, S. 108. — Mittheilungen aus Papieren Auguste Kladzigs und Eckermanns von Rud. Beer, Montags-Revue (Wien) 1896, Nr. 41 und Wiener Zeitung 1897, Nr. 264 ff. — Einige Briefe La Roche's gibt F. A. Mayer, Wiener Zeitung, Abendpost 1909, Nr. 57.

Alexander v. Weilen.

Meyer *): Julius Lothar M., hervorragender chemischer Forscher, Lehrer und Schriftsteller, wurde am 19. August 1830 zu Varel a. d. Jade (Großherzogthum Oldenburg) als Sohn des Amtsphysikus Dr. Friedrich August Meyer geboren. Nach vorübergehender Beschäftigung mit der Gärtnerei aus Gesundheitsrücksichten bezog er schließlich neu gekräftigt das Gymnasium zu Oldenburg, das er Ostern 1851 mit dem Zeugniß der Reife verließ, mit gleicher Vorliebe für die Naturwissenschaften, wie für das classische Alterthum begabt. M. widmete sich zunächst zwei Jahre lang an der Universität Zürich dem Studium der Medicin, insbesondere bei dem Physiologen C. Ludwig und dem Chemiker Löwig, studirte dann in Würzburg weiter und promovirte dort 1854 zum Dr. med. Im Jahre 1854 an die Universität Heidelberg übergesiedelt, wandte er sich den Naturwissenschaften und besonders der Chemie unter Bunsen's Leitung zu und arbeitete in dessen Laboratorium. In Heidelberg traf er mit Beilstein, Barth, G. Quincke, Lieben, Landolt, Pebal, Kekulé, Adolf Baeyer, Volhard, Adolf Wagner u. a. zusammen. Von diesem Sammelpunkte der Chemie aus wandte er sich im Herbst 1856 nach Königsberg i. Pr., um dort ebenso wie sein Bruder, der Physiker O. E. Meyer (nachmals Professor der Physik in Breslau) die berühmten Vorlesungen des Physikers Franz Neumann zu hören. 1857 reichte er eine Abhandlung „Ueber die Gase des Blutes“ als Inauguraldissertation bei der medicinischen Facultät der Universität Würzburg ein und erwarb sich außerdem 1858 mit der Abhandlung „De sanguine oxydo carbonico infecto“ an der Universität Breslau den philosophischen Doctorgrad. Am 21. Februar 1859 habilitirte sich M. in Breslau mit der historisch-kritischen Schrift „Ueber die chemischen Lehren von Berthollet und Berzelius“ für Physik und Chemie und übernahm die Leitung der chemischen Abtheilung des physiologischen Instituts. Von hier aus wurde er im Herbst 1866 als Docent für Naturwissenschaften an die Forstakademie in Eberswalde berufen und vermählte sich am 16. August 1866 mit Johanna Volkmann. 1868 folgte M. einem Rufe als ordentlicher Professor der Chemie und Vorstand des chemischen Laboratoriums an das Polytechnicum zu Karlsruhe i. B. und zeichnete sich im Kriegsjahre 1870 bei der Leitung des in den Räumen der Hochschule eingerichteten Hülfslazareths aus. Im Frühjahr 1876 siedelte M. als ordentlicher Professor der Chemie und Nachfolger R. Fittig's an die Universität Tübingen über, wo er

*) Zu Bd. LII, S. 370.

eine fruchtbare Lehrthätigkeit bis zu seinem Lebensende ausgeübt hat. Für das Studienjahr 1894/95 wurde M. zum Rector gewählt, 1883 zum Ehrenmitglied der Chemical Society in London, er war auch u. a. correspondirendes Mitglied der Berliner und der Petersburger Akademie der Wissenschaften. M. war bei Schülern, Mitbürgern und Freunden wegen seines wohlwollenden Wesens und der Lauterkeit seines Charakters besonders geschätzt und beliebt; ein Bildniß seines feinen Kopfes findet man in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft“ 28, 1109 (1895). M. starb nach einem rüstigen Lebensabend plötzlich am 11. April 1895 infolge eines Gehirnschlages.

Lothar Meyer's Name wurde besonders berühmt durch seine Aufstellung des periodischen Systems der chemischen Elemente. Zwar wurde diese Entdeckung, wie so oft große Ideen in demselben Moment an verschiedenen Puncten der Culturwelt auftauchen, fast gleichzeitig auch von dem geistreichen russischen Chemiker D. Mendelejeff gemacht. Nachweislich aber ist M. unabhängig zu seinem System gekommen, das er sowohl in seinem Buche „Die modernen Theorien der Chemie“ 1864, wie besonders in den „Annalen der Chemie“ 1870 veröffentlicht hat. Die Geschichte dieser Entdeckung und ihrer Vorläufer ist von seinem langjährigen Mitarbeiter Karl Seubert in Heft 68 von „Ostwald's Klassiker der exakten Wissenschaft“ genau beschrieben und wird am besten durch die Thatsache erhellt, daß M. für sein System gleichzeitig mit Mendelejeff 1882 die goldene Davy-Medaille von der Royal Society in London zuerkannt erhielt. Der Inhalt dieses Systems ist kurz folgender. Ordnet man die chemischen Elemente nach ihrem Atomgewichte, so ändern sich die Eigenschaften der Elemente von Glied zu Glied der Reihe so regelmäßig, daß nach einer bestimmten Anzahl von Gliedern sich die früheren Eigenschaften oder ihnen naheliegende wiederholen. Es lassen sich also die chemischen Elemente in verschiedene Gruppen ordnen, in denen die Glieder mit analogen Eigenschaften stets dieselbe Reihenfolge besitzen. So erhält man eine übersichtliche und natürliche Classification der chemischen Elemente, die auch wichtige praktische Anwendungen ergibt. Fehlt z. B. in einer Gruppe ein Element, für welches in einer anderen Gruppe ein Analogon bekannt ist, so darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit die künftige Entdeckung und sogar das Atomgewicht und die Eigenschaften jenes fehlenden Elementes auf Grund dieser Analogie zur anderen Gruppe voraussagen. Solche Voraussagen sind in den folgenden Jahrzehnten wiederholt eingetroffen. Kommt ferner ein Element auf Grund einer Bestimmung seines Atomgewichtes an eine Stelle des Systemes zu stehen, wohin es nach seinen Eigenschaften nicht paßt, so ist anzunehmen, daß jene Atomgewichtsbestimmung unrichtig gewählt war, und man hat in der That so durch das periodische System öfters Anleitung gefunden, das Atomgewicht entsprechend richtig zu corrigiren. M. wies nach, daß nach diesem Systeme die meisten Eigenschaften der Elemente, wie ihr Atomvolumen, ihr Schmelzpunkt, Siedepunkt, ihre mechanischen und elektrischen Eigenschaften u. s. w. sich als periodische Functionen ihrer Atomgewichte darstellen lassen. Die neuere Forschung hat dies auch noch für eine ganze Reihe anderer Eigenschaften bestätigt. In seiner ersten Mittheilung betrachtet M. diese Gesetzmäßigkeiten und zwar wohl mit einiger Berechtigung als einen Fingerzeig, daß auch die Atome „nicht untheilbare Größen, vielmehr wiederum Verbindungen von Atomen höherer Ordnung, also zusammengesetzte Radicale“ seien. Dieser Gedanke ist bekanntlich nach Meyer's Tode durch die neuesten Forschungen über Radioactivität und Elektronentheorie wieder aufgenommen, wenn auch noch nicht endgiltig bewiesen worden, während M. selbst stets mit großer Vorsicht vor allen zu weit gehenden Schlüssen über die Natur der

Materie, auch aus seiner Theorie, warnt. Mit Recht sagt aber Ostwald (Grundriß d. allgem. Chemie, 1909, S. 175), daß das „periodische System“ nicht als der Abschluß, sondern vielmehr als der Anfang einer fruchtbaren Ideenreihe anzusehen sei.

Die zweite bedeutende Leistung Meyer's besteht in dem großen erzieherischen Einflusse, den er durch sein in mehreren Auflagen (Breslau 1864—1896) erschienenes Lehrbuch: „Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische (Statik) Mechanik“ Jahrzehnte lang auf die Fachgenossen ausgeübt hat. In diesem Buche stellte er das theoretische Wissen seiner Zeit in klarer und gründlicher Form dar, stets bemüht, in jeder Auflage mit ihm fortzuschreiten. In einer Zeit, wo die Chemiker in Folge schlechter Erfahrungen jedem Theoretisiren abhold geworden waren und sich erfolgreich der reinen Empirie widmeten, war es keine geringe, aber von M. mit großer Meisterschaft gelöste Aufgabe, das Interesse seines ausgedehnten wissenschaftlichen Leserkreises für die großen, allgemeinen und theoretischen Fragen und Probleme der Chemie nicht bloß wach zu halten, sondern zu concentriren und weiter zu beleben. Was H. Kopp's „Lehrbuch der physikalischen und theoretischen Chemie“ für die Zeitgenossen Liebig's, Wöhler's und Bunsen's gewesen war, das bedeuten Meyer's „Moderne Theorien der Chemie“ für die darauffolgende Chemikergeneration, für das Zeitalter der Structurchemie und der Valenztheorie der Atome. In den letzten Jahrzehnten begann freilich auch die chemische Verwandtschaftslehre durch die Arbeiten eines Horstmann, Helmholtz, van't Hoff, Ostwald, Arrhenius, Nernst u. a. neue mächtige thermodynamische und elektrochemische Grundlagen zu erhalten, und hier wurde M. allerdings im Alter schließlich durch eine nicht ganz glückliche Skepsis verhindert, wie in früheren Jahren mit den jüngeren Generationen fortzuschreiten. Meyer's „Moderne Theorien der Chemie“ sind daher in neuerer Zeit durch modernere Werke überholt und ersetzt worden, ihr historischer Werth bleibt aber bestehen und es wird unvergessen bleiben, daß sie Generationen von Chemikern vortreffliche Belehrung gegeben haben und daß sie auch heute noch äußerst lesenswerthe Capitel über Atomtheorie, Structurchemie und Valenztheorie enthalten.

M. hat ferner die Arbeiten seiner Vorläufer: J. W. Döbereiner's und Max Pettenkofer's Abhandlungen unter dem Titel „Anfänge des natürlichen Systems der chemischen Elemente“ und S. Cannizzaro's berühmten „Abriß eines Lehrganges der theoretischen Chemie“ als Heft 66 und 30 von Ostwald's „Klassikern der exakten Wissenschaften“ neu herausgegeben und mit Commentaren versehen. Besonders erwähnenswerth und ganz actuell für unsere neuesten Schulprobleme sind seine Schriften über Schulwesen, besonders das Heft: „Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten“ (Breslau 1873), in denen er besonders die nach seiner Meinung „unglückselige Zweitheilung der nationalen Bildung“ in eine humanistische und eine realistische bekämpft, „weil der Schule obliegt, den Menschen allseitig auszubilden, alle seine Kräfte zu entwickeln“.

Es ist noch darauf hinzuweisen, daß M. in Gemeinschaft mit seinen Schülern eine reiche experimentelle Forscherthätigkeit entfaltet hat. Unter anderem seien genannt die Studien über die Blutgase, über die Transpiration der Dämpfe durch Capillaren, über Molekularvolumina, über Löslichkeit, über Diffusion, über die Chlorüberträger, über Sauerstoffüberträger, über Massenwirkung bei chemischen Reactionen, wie bei Nitrirung, Amid- und Chloraethylbildung, bei Fällungen, Gasreactionen u. s. w.

K. Seubert, Ber. d. deutsch. chem. Gesellsch. 28, 1109 (1895). Daselbst ausführliches Verzeichniß von L. Meyer's Schriften. — E. Fischer, ebenda

28, 971 (1895). — Ostwald's Klassiker d. exakten Naturwiss., Heft 68, S. 119. — W. Nernst, Theoret. Chemie, 1909, S. 183. — G. Rudorf, Das period. System (deutsch von Riesenfeld). Hamburg 1904.

Bredig.

Meyer*): Victor M. nahm im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts unter den Chemikern eine hervorragende Stelle ein. Seine ausgezeichneten Experimentaluntersuchungen führten zu wichtigen Entdeckungen in der physikalischen und organischen Chemie; sie sind gekennzeichnet durch Mannichfaltigkeit der bearbeiteten Gebiete, Originalität der Methoden und die Zähigkeit, mit der bedeutsame Ziele verfolgt wurden. Sein frühzeitig erworbener Gelehrtenruhm, sein Lehrtalent und ein ungewöhnliches Geschick für die Organisation chemischer Unterrichtsstätten bewirkten es, daß die Laboratorien, an denen er während seiner kaum drei Jahrzehnte umspannenden akademischen Laufbahn thätig war, von Schülern aller Länder aufgesucht wurden und sich zu Mittelpunkten regster Forschungsarbeit entwickelten.

Am 8. September 1848 zu Berlin geboren, zeigte Victor M. schon als Kind eine ungewöhnliche und vielseitige Begabung. Fast in zu eiligem Schritt absolvirte er, nachdem er zunächst privaten Unterricht genossen hatte, die Classen des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, das er bereits mit 16 Jahren — obwohl zur Verhütung allzu frühzeitiger Entwicklung zeitweise absichtlich zurückgehalten — Ostern 1865 als Abiturient verließ. Seine Interessen wandten sich damals vorwiegend der Litteratur und den schönen Künsten zu; nur mit Mühe konnten ihn die Seinigen daran hindern, seinem leidenschaftlichen Wunsche, Schauspieler zu werden, zu folgen. Da vollzog sich ein entscheidender Umschwung in der Wahl des Berufes, als er kurz nach bestandenem Abiturientenexamen seinen älteren Bruder Richard, der schon das Studium der Chemie begonnen hatte, in Heidelberg besuchte. Eindrücke, die er als Kind in der Fabrik des Vaters empfangen, Anregungen, die er als Gymnasiast von seinem trefflichen Lehrer Bertram — dem nachmaligen Berliner Stadtschulrath — beim Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften erhalten hatte, mögen mit zu dem Entschlusse beigetragen haben, dem Bruder in der Wahl des Studiums zu folgen. Nachdem er ein Semester in Berlin studirt hat, wo kurz zuvor A. W. Hofmann seine Lehrthätigkeit begonnen hatte, sucht auch Victor im Herbst 1865 die Ruperto-Carola auf, deren Lehrerkreise damals die glanzvollsten Namen der deutschen Naturwissenschaft — Bunsen, Helmholtz, Kirchhoff, Kopp — angehörten; kein Wunder, daß es ihn nicht mehr nach einer anderen Universität zog! Unter der Leitung Bunsen's — des unerreichten Meisters der anorganischen Chemie — beendigte er dort seine Studien und erwarb sich zugleich die Zuneigung und das Vertrauen seines geliebten Lehrers, der ihn als Assistenten in der Abtheilung zur Untersuchung von Mineralwässern sich erwählte.

Allein in dieser Stellung verweilte er nicht lange. Der Wunsch, sich auch in der organischen Chemie auszubilden, führte ihn 1868 in seine Vaterstadt zurück, wo damals Adolf Baeyer in den bescheidenen Räumen des Laboratoriums der Gewerbeakademie als Forscher und Lehrer wirkte. Um ihn sammelte sich eine Schar begabter und für wissenschaftliche Forschung begeisterter Schüler. In diesen anregenden Kreis trat Victor M. ein, und hier reifte der Entschluß, in wissenschaftlicher Arbeit den Lebensberuf zu suchen. Der Vater, der seinen Söhnen eine praktische Thätigkeit in der von ihm be-

*) Zu Bd. LII, S. 370.

gründeten Fabrik zugedacht hatte, war freilich anfänglich nicht ganz mit diesem Entschlusse einverstanden; doch wurden die Bedenken bald überwunden, wobei namentlich auch der Rath des älteren Bruders Richard, der Victor's Begabung für exakte naturwissenschaftliche Forschung schon erkannt hatte, die Zustimmung des Vaters erleichterte.

So sehen wir denn den jungen Gelehrten, der die Arbeitsgenossen schon damals durch seine Kenntnisse, sein Gedächtniß und die Lebhaftigkeit seines chemischen Denkens erstaunte, rüstig an selbständige wissenschaftliche Arbeit gehen. Der Erfolg blieb nicht aus; in den Sitzungen und den „Berichten“ der kurz zuvor begründeten „Deutschen chemischen Gesellschaft“ kann er häufig Ergebnisse seiner Versuche mittheilen, welche ihm die Aufmerksamkeit der Fachkreise zuwenden. Bevor er noch Zeit findet, in der üblichen Form als Privatdocent in die akademische Laufbahn einzutreten, wird er schon 1871 im Alter von 23 Jahren als außerordentlicher Professor an das Polytechnicum in Stuttgart berufen. Auch hier ist seines Bleibens nicht lange; denn schon nach einem Jahre zieht ihn der Präsident des schweizerischen Schulraths, Kappeler — in Gelehrtenkreisen durch die Sicherheit und originelle Methode, mit der er besonders hervorragende wissenschaftliche Talente zu „entdecken“ verstand, bekannt — als ordentlichen Professor an das eidgenössische Polytechnicum zu Zürich.

In Zürich hat M. am längsten (1872—1885) gelehrt und gearbeitet. Hier glückten ihm bahnbrechende Entdeckungen in rascher Folge, hier strömten ihm Schüler von allen Seiten zu, hier begründete er seine Schule und erwarb sich den Weltruf. Aber hier führte er auch seine verständnißvolle Gattin heim (1873), gründete sein Haus und machte es zur Stätte angeregten, geselligen Verkehrs; trat mit Collegen, Schriftstellern und Künstlern in enge Beziehungen, die seinem theilnehmenden Herzen und seinem lebendigen Geiste zur stets ergiebigen Quelle edler Freude wurden. Wenn er in späteren Jahren von der Züricher Zeit erzählte, fühlte der Hörer etwas wie Sehnen nach Heimath, nach jugendlicher Schaffenskraft und Daseinsfreude heraus.

Doch konnte ein Mann, der sich in seiner Wissenschaft einen Platz unter den Ersten geschaffen hatte, nicht für die Dauer der schweizerischen Hochschule unbestritten bleiben. Im J. 1884 erhielt er einen Ruf an eine vaterländische Universität, und im Frühjahr 1885 verließ er Zürich, um in Göttingen die Stelle einzunehmen, die bis vor wenigen Jahren Wöhler bekleidet hatte. Seine Wirksamkeit an der Georgia Augusta währte nur wenige Jahre; denn gegen das Ende des Jahres 1888, als der greise Robert Bunsen beschlossen hatte, sein Lehramt niederzulegen, erfüllte sich, was dem jungen Studenten als der schönste Traum seines Lebens erschienen war: er wurde nach Heidelberg berufen, in jene Musenstadt ohne gleichen, die Jedem ewiges Zurücksehnen hinterläßt, der je das Glück hatte, dort zu leben. Sein einstiger Lehrer, in welchem er den Forscher und Menschen gleich verehrte, hatte selbst M. der Facultät als den Nachfolger bezeichnet, den er am liebsten an seiner Stelle sähe. Wie schwer, diesem Rufe zu widerstehen! Und doch glaubte M. anfänglich, ihn ablehnen zu müssen, da an dem gleichen Tage, der ihm das Telegramm aus Heidelberg brachte, der schöne Erweiterungsbau des Göttinger Laboratoriums feierlich eröffnet wurde, der auf seine Veranlassung und nach seinen Plänen errichtet war. Allein nach einem halben Jahre wurde der Ruf erneuert, nach hartem Kampfe schwanden die Bedenken, und im Herbst 1889 ging es von der Leine zum Neckar, wohin dem verehrten Lehrer eine ganze Schar von Studenten, Assistenten und Docenten folgte.

In allen Stellungen, die M. bekleidete, hat er die Einrichtungen, die er

antraf, auf eine den gesteigerten Bedürfnissen entsprechende Höhe gehoben. So war es auch in Heidelberg seine erste Sorge, das von Bunsen 1854 bis 1855 erbaute Laboratorium, das nur für anorganische Arbeiten geeignet war, zu erweitern. Nachdem zunächst provisorische Einrichtungen für die Ausführung organisch-chemischer Arbeiten getroffen waren, wurde alsbald ein stattlicher Neubau als Ergänzung des alten Laboratoriums in Angriff genommen, der 1892 eröffnet werden konnte.

Jetzt konnte er endlich den Lohn einer fast zehnjährigen, an Kämpfen und Schwierigkeiten reichen Bauzeit ernten. Kräftig und rege pulsirte das Leben nun in den einzelnen Räumen der chemischen Werkstatt, die freilich auch trotz ihrer großen Zahl nicht alle Studirenden aufnehmen konnten, die der gefeierte Lehrer anzog. Und alle Theile dieses Ganzen — Director, Assistenten, Studenten — blieben durch eine Harmonie verknüpft, die kaum jemals ein Mißklang störte, von einer arbeitsfreudigen Stimmung getragen, die jeden Hauch von Unzufriedenheit verjagen mußte! Wem es vergönnt war, an diesem Leben theilzunehmen, hat eine Erinnerung davon getragen, die ihn nie verlassen wird.

Der große Forscher, der treffliche Lehrer konnte wohl Schülerscharen heranziehen und fesseln; aber sein ganzes Gefolge in einem so schönen Zusammenleben zu verschmelzen, — das hätte er nicht vermocht, wäre er nicht auch ein so lieber Mensch gewesen, hätte er nicht einen Zauber der Persönlichkeit besessen, wie ihn die Natur nur selten verleiht. M. hatte eine merkwürdige Macht über die Menschen. Wo er auftrat, war er auch bald der Mittelpunkt; Jeder hörte ihm zu, Alle sammelten sich um ihn. In dieser Gewalt, die er ausübte, aber lag nichts Absichtliches; sie war weit weniger der Ausfluß imponirender Größe, als vielmehr die Wirkung einer unvergleichlich anziehenden und vielseitigen Natur. Auch seine Erscheinung trug dazu bei; wer den schön geschnittenen Kopf mit den herrlichen blauen Augen sah, mochte zunächst wohl glauben, einem Künstler gegenüber zu stehen; und doch sprach wieder neben dem lebhaften Temperament in seltsamer Mischung die sinnende Ruhe des Gelehrten aus den ausdrucksvollen Zügen. Diese Mischung von Gelehrtennatur und künstlerischem Sinn zeigte sich auch darin, daß M. — im Gegensatz zu den meisten deutschen Naturforschern — gern die Feder zur Popularisirung seiner Wissenschaft ergriff. Einige größere, für weitere Kreise bestimmte Aufsätze finden sich in der Sammlung „Aus Natur und Wissenschaft“ (Heidelberg 1892). Als trefflicher Naturschilderer zeigte er sich namentlich in der reizenden Schrift „Märztage im kanarischen Archipel“ (Leipzig 1893).

Im Kreise der Fachgenossen fesselte er durch die Lebhaftigkeit, mit der er alles Neue verfolgte und in seiner eigenartigen Weise beleuchtete und discutirte; durch die freudige, oft begeisterte Anerkennung, die er jedem Erfolge eines Anderen darbrachte; durch das warmherzige Interesse, das er dem wissenschaftlichen Streben der Jüngeren zuwandte. In der Gesellschaft zeigte er sich als vollendeter Plauderer und Erzähler, als verständnißvoller und genußfreudiger Kenner der bildenden Künste, der Musik, der Litteratur. Als Gastgeber wußte er jedem seiner Gäste es in seinem Hause behaglich zu machen. Am Biertische wieder konnte er durch fröhliche Laune und sprudelnden Witz gemüthlichste Stimmung wecken. Ueberall aber leuchtete seine Herzensgüte hervor. Er hatte ein weiches Gemüth, das Freude und Schmerz seiner Lebensgenossen mitempfand. Es war ihm eine Freude, Schüler zu fördern, Bedrängten zu helfen; ein Bedürfniß, Ungerechtigkeit zu verhindern; ein natürlicher Trieb, Behagen in seiner Umgebung zu verbreiten. In der Herz-

lichkeit, die er Jedem entgegenbrachte, in der vollendeten Liebenswürdigkeit, die er bei jeder Begegnung zeigte, lag nichts Conventionelles; es spiegelte sich darin aufrichtige, erquickende Theilnahme.

Vergegenwärtigt man sich alles, was die Natur ihm auf den Weg gab, was er durch eigene Kraft in Entfaltung ihrer Gaben leistete, was das Schicksal hinzufügte, so sollte man glauben, daß ihm wie Wenigen auch inneres Glück beschieden gewesen sei. Seine Laufbahn war für einen Gelehrten fast beispiellos; seine wissenschaftlichen Thaten wurden von gelehrten Corporationen durch eine Ehrenbezeugung nach der anderen anerkannt; von seinen Schülern wurde er geliebt und verehrt, wie kaum je ein Lehrer. Zu den Freuden, die der Beruf ihm gab, kam das Glück in der Familie, das innige Zusammenleben mit seiner Gattin und vier erblühenden Töchtern, kamen freundschaftliche Beziehungen aus allen Orten, in denen er gelebt hatte. Denn wo er war, hatte er Freunde errungen, die ihn mit Wehmuth scheiden sahen und nie vergaßen!

Aber die Natur, die ihn mit Vorzügen des Geistes, des Gemüthes und der äußeren Erscheinung so verschwenderisch ausstattete, hatte ihm die körperliche Kraft versagt, die einer so ungemein frühzeitigen geistigen Entwicklung und einer so angestrengten Thätigkeit das Gleichgewicht halten konnte. Trat er doch schon im Alter von 24 Jahren, wo Andere meist noch sorglos an der eigenen Ausbildung arbeiten, an die Spitze eines großen Laboratoriums als verantwortlicher Leiter, gründete als Jüngling eine Schule und schritt nun rastlos vorwärts auf einer Bahn, die ihn in immer größere Stellungen führte und ihm immer mehr Pflichten aufbürdete. Sein zwar nicht kräftiger, aber zäher Körper wäre vielleicht diesen Anforderungen gewachsen geblieben, hätte er es von frühe an verstanden, Arbeit und Ruhe richtig zu vertheilen. Aber er besaß durchaus nicht die Fähigkeit, sich auszuruhen. Schon aus seiner Studienzeit erzählen seine Kameraden, daß er häufig beim fröhlichen Zusammensein aus ausgelassenster Stimmung für einige Zeit in einen Zustand völliger Theilnahmlosigkeit für die Umgebung verfiel; eine wissenschaftliche Frage war ihm dann in den Sinn gekommen und hatte ihn ganz gefangen genommen. So arbeitete es unablässig in ihm, wahre Ruhe kannte sein Geist nicht. Wohl konnte er von der Wissenschaft durch Geselligkeit, Kunstgenuß, Nebenbeschäftigungen von allerlei Art abgelenkt werden. Aber bei der Lebhaftigkeit, mit der er all dies trieb, erwuchs ihm daraus nicht rechte Erholung. Sobald dann die äußere Ablenkung fehlte, begann es sich wieder in seinem Kopfe zu regen; der Schlaf blieb schon in jungen Jahren für lange Zeiten verscheucht, oft erhob er sich mitten in der Nacht vom Lager, um stundenlang am Schreibtisch zu arbeiten. Später traten neuralgische Schmerzen hinzu, steigerten die Schlaflosigkeit und machten sie immer quälender; so wurden seine Nerven mehr und mehr zerrüttet. Als er noch in den Jahren des kräftigsten Mannesalters stand — er ist überhaupt kaum darüber hinausgekommen — machte er in müden Stunden den Eindruck eines Greises.

Freilich wer ihm gelegentlich — etwa in einer Gesellschaft, bei einem Besuch oder auf einem Congreß — begegnete, hat diesen Eindruck nicht gehabt. Denn jede äußere Anregung ließ seine elastische Natur wieder emporschnellen. Auch das Aussehen wechselte dann, wie man es so häufig bei Nervösen beobachtet, mit wunderbarer Plötzlichkeit; die müden Züge belebten sich und spiegelten die ganze Lebenslust und Lebenskraft wieder, die in ihm lag. Aber wer ihn täglich sah, wußte es, wie oft Zustände gänzlicher Erschlaffung über ihn kamen, in denen er unfähig zu der geringsten Leistung war, — wie er sich fast alltäglich quälen mußte, um sich zur Erfüllung der

Berufspflichten aufzuraffen, — wie jeder unvorhergesehene Zwischenfall ihn in ganz unverhältnißmäßige Aufregung versetzte und ihm aufs neue Kraft raubte. Wenn er dann von der Arbeit abstehen mußte, sah man ihm an, daß es in seinem Hirn wühlte, daß er in der Ruhe keine Erquickung fand. Wie müssen die langen, schlaflosen Nächte den armen Mann gemartert haben! Und als wieder Wochen kamen, in denen er keinen Schlaf finden konnte, als von neuem neuralgische Schmerzen hinzutraten, da hielt er es nicht mehr aus, da übermannte ihn die furchtbare Angst vor zukünftiger geistiger Umnachtung; er faßte einen unseligen Entschluß und setzte in der Nacht vom 7. bis 8. August 1897 seinem Leben ein Ende. —

Vergegenwärtigen wir uns nun die wissenschaftlichen Leistungen Victor Meyer's, so lassen die ersten, im Baeyer'schen Laboratorium ausgeführten Untersuchungen über neurinähnliche Basen, schwefelhaltige Derivate der Kohlensäure, Fragen aus der Chemie des Camphers, sowie über die Constitution des Chloralhydrats ein bestimmtes Ziel noch nicht erkennen, sind aber durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gegenstände bereits bezeichnend für die universelle Beanlagung des Forschers, der nach kaum beendeter Lehrzeit sich schon in den verschiedenartigsten Gebieten der organischen Chemie zurechtfindet. Bald aber wird er, indem er 1870 eine neue Synthese aromatischer Carbonsäuren (durch Erhitzen von sulfosauren Alkalisalzen mit ameisensaurem Natrium) entdeckt, in ein Untersuchungsgebiet geführt, das in der ersten Hälfte der siebziger Jahre eine der brennendsten Tagesfragen bildete, — die Ermittlung der gegenseitigen Substituentenstellung bei den Derivaten des Benzols. Die Reaction bietet neue Handhaben für die „Ortsbestimmung"; letztere aber bot sich den Bebauern der aromatischen Gruppe als wichtigste Aufgabe dar, nachdem ihnen Kekulé in seiner genialen Benzoltheorie einen festen Boden geschaffen hatte. Mit klarem Blick erkennt M. die Wichtigkeit seiner Reaction für diese Frage, baut sie in stetem Hinblick auf dieses Problem aus und nimmt lebhaften Antheil an den Discussionen, welche Verbindungen als Ortho-, Meta- oder Para-Derivate aufzufassen sind. Seine ersten größeren Abhandlungen in Liebig's Annalen sind solchen Fragen gewidmet.

Doch wird er von diesem Gegenstande, nachdem er in Stuttgart seine Thätigkeit begonnen, bald durch eine neue Entdeckung abgelenkt — die Auffindung der Nitroverbindungen von aliphatischen Kohlenwasserstoffen, für die er eine allgemein gültige Bildungsweise in der Wechselwirkung zwischen Silbernitrit und Alkylhalogeniden kennen lehrte. Die eigenthümlichen Reactionen dieser Körper, welche sich zum Theil überraschender Weise als stark saure Verbindungen erweisen und demnach einen erheblich anderen Charakter als die längst bekannten analogen Verbindungen der aromatischen Gruppe besitzen, geben ihm und seinen Schülern reichen Arbeitsstoff auch noch für die ersten Jahre des Züricher Aufenthaltes. In meisterhafter Weise werden diese „Nitroparaffine" mit ihren Derivaten, die durch Einwirkung von Brom, salpetriger Säure (Nitrolsäuren, Pseudonitrole) ꝛc. darauf entstehen, durchgearbeitet.

Bei diesen Untersuchungen beobachtete M. die außerordentliche Reactionsfähigkeit, welche die an die elektronegative Nitrogruppe $—NO_2$ gebundene Methylengruppe $—CH_2—$ in Umsetzungen mit salpetriger Säure und Diazokörpern auszeichnet. Diese Beobachtung führt ihn dazu, zu prüfen, ob nicht die Methylengruppe auch dann ein ähnliches Verhalten zeigt, wenn sie an andre Radicale negativen Charakters — wie CO, $CO_2.C_2H_5$ ꝛc. — gebunden ist. Die Verfolgung dieses Gedankengangs führte ihn zur Entdeckung von Nitrosoverbindungen der aliphatischen Ketonsäuren, wie $CH_3.CO.CH(NO)$.

$CO_2.C_2H_5$, die später als „Isonitroso-Verbindungen“ $CH_3.CO.C(:N.OH).CO_2.C_2H_5$ erkannt wurden, und von „fett-aromatischen Azokörpern“.

Eine überraschende Wendung in Meyer's wissenschaftlicher Thätigkeit bringt das Jahr 1876: der jugendliche Forscher, der bisher seine Stärke in specielleren oder umfassenden Untersuchungen über Verbindungsgruppen der organischen Chemie gezeigt hat, stellt sich nun Aufgaben aus dem Gebiete der physikalischen und allgemeinen Chemie. Er beginnt über Methoden der Dampfdichtebestimmung zu arbeiten, welche bekanntlich für den Chemiker als sicherste Grundlage zur Ermittlung des Molekulargewichtes eine besondere Bedeutung besitzt. Das Metallverdrängungsverfahren, das er zunächst ausarbeitet, ist freilich verhältnißmäßig selten angewendet worden. Um so allgemeinere Verbreitung fand das im Jahre 1877 mitgetheilte Luftverdrängungsverfahren, welches die Bestimmung der Dampfdichte mit einer für die Zwecke des Chemikers vollkommen genügenden Genauigkeit zu einer der denkbar müheloseſten Operationen machte. Dieses Verfahren von beinahe verblüffender Einfachheit wurde rasch ein Gemeingut aller chemischen Laboratorien; unzählige organische Verbindungen sind in der gläsernen „Birne“, die den wesentlichen Theil des dafür erforderlichen Apparates bildet, verdampft worden und haben in dem Luftvolum oder Stickstoffvolum, das sie bei ihrer Verdampfung verdrängten, das Volumgewicht ihres Dampfes ablesen lassen. Die außerordentliche Nützlichkeit des Verfahrens bereitete dem Entdecker, wie er später häufig mit Vergnügen erzählte, um so größere Freude, als befreundete Physiker, denen er den Plan seines Verfahrens vorher mittheilte, ihm erklärt hatten, es würde unmöglich sein, mit einem solchen Verfahren vernünftige Resultate zu erzielen.

Doch liegt in der Nützlichkeit des Luftverdrängungsverfahrens für organisch-chemische Arbeiten nur ein Theil seiner Bedeutung; Dampfdichtebestimmungen bei niederen und mittleren Temperaturen hatte man ja schon früher nach den vortrefflichen Methoden von Gay-Lussac und A. W. Hofmann, sowie von Dumas ausführen können; nur eine freilich sehr wesentliche Vereinfachung bei äußerst geringem Substanzaufwand war für solche Zwecke hier erzielt. Die Hauptbedeutung des neuen Verfahrens aber lag in der Verwendbarkeit bei hohen Temperaturen. In den Händen Meyer's und seiner Schüler wandelt sich die Glasbirne zur Porzellanbirne und Platinbirne, und durch gleichzeitige Vervollkommnung der Ofenconstructionen wird der Dampfdichtemessung ein Temperaturbereich bis zur Hitze von etwa 1700° hinauf erschlossen. Welche Fülle von Fragen über das Verhalten der Elemente und der einfachen anorganischen Verbindungen bei hoher Temperatur bietet sich nun dem Experimentator zur Beantwortung dar!

Mit solchen „pyrochemischen Untersuchungen“ ist M. — von seinen Schülern unterstützt — dauernd beschäftigt geblieben. Aus dem reichhaltigen Material, welches er der Wissenschaft dadurch zuführte, können hier nur einige der wichtigsten Ergebnisse genannt werden: der Nachweis, daß die Moleküle des Zinkdampfes — ebenso wie Deville und Troost es schon früher für Quecksilber und Cadmium gezeigt hatten — aus isolirten Atomen bestehen, daß auch die Dampfdichte des Wismuts jedenfalls kleiner ist, als der Molekularformel Bi_2 entspricht, daß der Dampf des Jodkaliums eine für die Formel KJ passende Dichte besitzt, daß das Gay-Lussac'sche Ausdehnungsgesetz bis gegen 1700° seine Gültigkeit für Stickstoff, Sauerstoff, Kohlendioxyd und Schwefeldioxyd beibehält. Die schönste Frucht aber war die Erkenntniß, daß der Dampf der Halogene bei höheren Temperaturen eine Verringerung der Dichte erfährt, die beim Jod am stärksten, beim Chlor am schwächsten auftritt, während das Brom sich in die Mitte stellt. Die eingehende Verfolgung dieser Erscheinung

beim Joddampf, die gleichzeitig und unabhängig J. M. Crafts in exaktester Weise studirte, führte zu dem Resultate, daß bei 1400° die Dichte des Jods genau auf die Hälfte des normalen Werthes reducirt ist, bei weiterer Temperatursteigerung eine Verringerung aber nicht mehr erleidet; daraus ergibt sich die Deutung, daß die ursprünglich aus zwei Atomen bestehenden Jodmoleküle bei höherer Temperatur in isolirte Atome dissociirt werden.

Die pyrochemischen Untersuchungen Meyer's gehören zum classischen Besitzstand der Chemie. Sie waren es auch, welche auf den einstigen Schüler, der so kühn und in so echt wissenschaftlichem Geiste zugleich vordrang, das Auge des Altmeisters Bunsen lenkten, als er Umschau hielt, wer an seiner Stelle der Pfleger chemischen Unterrichts und chemischer Forschung sein sollte.

Beim Beginn der Dampfdichte-Arbeiten schien es so, als ob M. sich ganz der physikalischen und anorganischen Richtung zuwenden wollte. Allein nach einigen Jahren schon findet er wieder Zeit zu eifrigster Arbeit auf organischem Gebiete. Vom Beginn der achtziger Jahre ab bis zu seinem Tode hat er es verstanden, in beiden Arbeitsrichtungen werkthätiger Meister zu bleiben. Die staunenswerthe Beherrschung der Methodik beider Disciplinen ist für seine wissenschaftliche Stellung geradezu charakteristisch; unter den Chemikern seiner Generation ist ihm kein Anderer hierin gleich oder auch nur nahe gekommen.

Kehren wir zurück zu Meyer's organisch-chemischen Arbeiten, so sind noch aus der Züricher Zeit zwei weittragende Entdeckungen zu berichten: die Bildung der Oxime aus Carbonylverbindungen und Hydroxylamin, und die Auffindung des Thiophens, beide aus dem Jahre 1882 herrührend. Die Fähigkeit der Carbonylgruppe, mit Hydroxylamin im Sinne der Gleichung:

$$>CO + H_2N.OH = >C:N.OH + H_2O$$

unter Bildung von „Oximen" zu reagiren, ist seither eines der wichtigsten Mittel zur Charakterisirung von Carbonylverbindungen, das von Lossen entdeckte Hydroxylamin eines der unentbehrlichsten Laboratoriumsreagentien geworden. Die Gruppe der Oxime gehört heute zu den reichhaltigsten der organischen Chemie; allein nicht nur an Körperzahl ragt sie hervor, sondern auch durch die interessanten Umsetzungen und Isomerie-Erscheinungen, die man an ihren Vertretern beobachtete.

Die Entdeckung des Thiophens gehört wohl zu den überraschendsten Ereignissen, von denen die Geschichte der Naturwissenschaft zu berichten hat. Ein Stoff, der seit Jahrzehnten von der Industrie in Tausenden von Tonnen gewonnen und weiter verarbeitet wird, der in jedem Laboratorium seit ebenso langer Zeit das Ausgangsmaterial geradezu zahlloser Versuche von Schülern und selbständigen Forschern bildete, — das aus dem Steinkohlentheer isolirte Benzol erweist sich plötzlich als behaftet mit einer kleinen Menge einer Beimengung! Und es zeigt sich, daß gerade diese winzige Beimengung die Ursache für einige besonders intensive Farbenreactionen bildet, die man bisher als charakteristisch für das Benzol betrachtet hat, die aber dem reinen Benzol gar nicht eigen sind. Die zielbewußte Verfolgung eines mißglückten Vorlesungsversuches führt zu dieser Entdeckung, die nun der Ausgangspunkt für eine große Reihe von Einzeluntersuchungen wird. Denn das Thiophen ist ein Stammkörper, der durch analoge Reactionen, wie sie in der Benzolreihe seit langer Zeit ausgebildet waren, in unzählige Derivate verwandelt werden kann. Es ersteht eine „Thiophen-Gruppe", welche — wollte man Zeit und Mühe genug auf ihren Ausbau verwenden — einen ebenso stattlichen Bau wie die Benzolgruppe darstellen würde. Doch führt schon die nur auf die Hauptzüge sich beschränkende Durchforschung zu einer Erkenntniß von grundlegender Bedeutung: die beiden Verbindungen „Benzol" C_6H_6 und „Thiophen"

C_4H_4S, von denen die eine in ihrem Molekül 6 CH-Gruppen ringförmig vereinigt enthält, während in den Molekülen der anderen 4 CH-Gruppen und ein Schwefelatom sich zum Ringe zusammenfügen, zeigen nicht nur an sich, sondern auch in ihren Derivaten eine ganz unerwartete, geradezu frappirende Aehnlichkeit. Für jeden Denker, der es einst versuchen wird, die heute noch so räthselhaften Beziehungen der einzelnen Elementaratome unter einander zu klären, wird die Thatsache, daß der Ersatz des Complexes $\diagdown CH = CH \diagup$ durch ein Schwefelatom im Benzolkern die wichtigsten chemischen Charakterzüge ungeändert läßt, ja selbst auf die physikalischen Eigenschaften vielfach nur einen ganz unerheblichen Einfluß übt, zweifellos einen Angelpunkt seiner Ueberlegungen bilden.

Noch in voller Beschäftigung mit den Abkömmlingen des Thiophens zog M. von Zürich in Göttingen ein. Hier aber wird er nach kurzer Zeit wieder in ein anderes Gebiet geführt. Es war die Zeit, als van t'Hoff's geniale Ideen über die räumliche Anordnung der Moleküle immer mehr Boden gewannen, und als J. Wislicenus in seiner bekannten Broschüre: „Ueber die räumliche Anordnung der Atome in organischen Molekülen" den Chemikern die Fruchtbarkeit dieser Ideen eindringlich vor Augen führte. M. hatte schon beim Erscheinen von van 't Hoff's Broschüre: „La chimie dans l'espace" (1875) die fundamentale Bedeutung der darin niedergelegten Anschauungen erkannt; unter den Docenten der Chemie gehörte er zu den Ersten, welche die Theorie vom asymmetrischen Kohlenstoffatom in ihre allgemeine Vorlesung aufnahmen. Jetzt bot ihm die Beobachtung zweier isomerer, aus Benzil und Hydroxylamin entstehender Verbindungen, welche früher in seinem Züricher Laboratorium H. Goldschmidt gemacht hatte, die Handhabe zu experimenteller Thätigkeit in der neuen Richtung. Gemeinschaftlich mit Auwers führte er in Untersuchungen, die für alle ähnliche Fragen durch planvolle Anlage und vollendete Durchführung als leuchtendes Vorbild dienen können, den Nachweis, daß diese Benzildioxime von gleicher Structur und demnach raumisomer sind. Von dieser Grundlage aus entwickelte sich dann die von Hantzsch und Werner ausgebildete Stereochemie des Stickstoffs. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß diese Arbeiten auch Gelegenheit boten, die Raoult'sche Methode der kryoskopischen Molekulargewichtsbestimmung für organisch-chemische Arbeiten bekannt und zweckdienlich zu machen.

Man ist heute gewohnt, das gesammte Gebiet von Untersuchungen und Speculationen, die auf die räumliche Anordnung der Moleküle gerichtet sind, mit dem Ausdruck „Stereochemie" zu bezeichnen. Auch dieses Wort gibt Anlaß, Victor Meyer's zu gedenken; denn es stammt von ihm und ist recht bezeichnend für sein Talent zu kurzer und treffender Ausdrucksweise. Mit einem Vortrage „Ergebnisse und Ziele der stereochemischen Forschung" eröffnete er im J. 1890 auf Einladung des Vorstandes der deutschen chemischen Gesellschaft die Reihe der „zusammenfassenden Vorträge", welche seither zu den regelmäßigen Institutionen dieser Gesellschaft gehören.

Mit der Stereochemie stehen auch die Untersuchungen über die Esterificirung der aromatischen Carbonsäuren in Zusammenhang, die Victor M. in den letzten Jahren seiner Heidelberger Thätigkeit beschäftigten. Sie gipfeln in der Aufstellung des „Meyer'schen Estergesetzes" — einer Regel, die noch heute zu den wichtigsten Gesetzmäßigkeiten in einer Gruppe von Erscheinungen gehört, die man als „sterische Hinderungen" deutet, d. h. auf Herabminderung der einer bestimmten Atomgruppe zukommenden Reactionsfähigkeit durch die räumliche Beziehung zu anderen Atomgruppen oder Atomen zurückführt.

In der Heidelberger Zeit waren stereochemische und pyrochemische Untersuchungen, Versuche über explosive Gasgemenge und über die Absorption von Gasen durch Permanganat meist neben einander in Arbeit. Aber noch andere Versuchsreihen kamen zu dieser schon so vielseitigen Thätigkeit durch die schöne Entdeckung neuer Classen von aromatischen Jodverbindungen hinzu — der Jodoso-, Jodo- und Jodonium-Verbindungen, charakterisirt durch die Typen:

$$C_6H_5 . JO \qquad C_6H_5 . JO_2 \qquad {C_6H_5 \atop C_6H_5}{>}J . OH$$

Eine allgemeine Ueberraschung rief namentlich die Auffindung der Jodoniumbasen hervor, da diese Verbindungen, deren complexe Radicale aus lauter negativen Bestandtheilen zusammengefügt sind, sich als Basen von ähnlicher Stärke wie die Alkalihydroxyde erwiesen.

Mehrfach hat M. auf Naturforscherversammlungen allgemeine Fragen behandelt. Auf der Schweizerischen Versammlung in Zürich 1883 sprach er über „die Umwälzung in der Atomlehre“, auf der Heidelberger Versammlung 1889 über „chemische Probleme der Gegenwart“, in Lübeck 1895 über „Probleme der Atomistik“. Auf seine populären Aufsätze ist oben schon hingewiesen worden. In Buchform faßte er die beiden größten Gebiete seiner Experimentalstudien zusammen: „Pyrochemische Untersuchungen“ (in Gemeinschaft mit Langer. Braunschweig 1885) und „Die Thiophengruppe“ (Braunschweig 1888). Mit dem Verfasser dieses Artikels begründete er ein „Lehrbuch der organischen Chemie“ (Leipzig), dessen erster Theil 1893 abgeschlossen wurde, während weitere Theile nach Victor Meyer's Tode erschienen sind.

Der vorstehende Artikel ist eine Umarbeitung des vom gleichen Verfasser herrührenden Nachrufs auf Victor Meyer, der 1897 in der Naturwissenschaftlichen Rundschau, Jahrg. XII, Nr. 43 u. 44 erschien. — Eine ausführliche Biographie gab Richard Meyer in d. Berichten d. Dtsch. Chem. Gesellsch. 41, S. 4505—4718 (1908). — Weitere Nekrologe u. Gedächtnißreden: C. Liebermann, Berichte d. Dtsch. Chem. Gesellsch. 30, S. 2157 ff. (1897). — H. Goldschmidt, Gedächtnißrede, am 16. Novbr. 1897 in der Chem. Gesellschaft in Heidelberg gehalten (Heidelberg 1897). — G. Lunge, Zeitschrift für angewandte Chemie, Jahrg. 1897, S. 777 ff. — H. Biltz, Zeitschrift für anorganische Chemie 16, S. 1 ff. (1898). — T. E. Thorpe, Journal of the Chemical Society 77, S. 169 ff. (London 1900). — Th. Curtius, Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert, Bd. II, S. 365 ff. (Heidelberg 1903). Paul Jacobson.

Meykow *): Ottomar M., Professor des Römischen Rechts an der Universität Dorpat, geboren am 7. Januar 1823, † am 5. Februar 1894, war der Sohn eines Dorpater Bürgers. Er besuchte das Dorpater Gymnasium und studirte die Rechte an der Dorpater Universität mit großem Erfolge, für eine Preisschrift empfing er die goldene Medaille. Seine Schrift, „Die Lehre des römischen Rechts von dem Eigenthumserwerbe durch Specification“, wurde n Professor Osenbrüggen's Dorpater Juristischen Studien gedruckt und erwarb sich auch in Deutschland Anerkennung. Im J. 1847 errang er den Magistergrad durch die Schrift „De duplae stipulationis computatione“ und trat als Beamter in das Justizministerium ein, wo er bald durch seine Kenntniß des römischen und deutschen Rechts sowie des baltischen Provincialrechts sich allgemeine Anerkennung verdiente. Im J. 1850 erlangte er in Dorpat den Doctorgrad durch seine Schrift: „Die Diction der römischen Brautgabe“ und trat dann als Secretär in den Dienst des Senats in Peters-

*) Zu Bd. LII, S. 370.

burg. 1855 wurde er Professor des römischen Rechts in Kasan und 1857 in Dorpat. Er beherrschte das römische Recht völlig, und mit großer Sicherheit verstand er die schwierigsten Controversen zu lösen. Diese Fähigkeit bewies er auch bei seiner Mitarbeit an der Codification des Baltischen Provincialrechts, doch lehnte er den Uebertritt in die Gesetzgebungscommission in Petersburg ab. In den Jahren 1863—1864 bearbeitete er mit O. Schmidt (s. d.) die baltischen Processe in der Dorpater Reformcommission. Allein diese Entwürfe, obwohl den Bedürfnissen der Provinzen entsprechend und der russischen Proceßordnung überlegen, wurden zu Gunsten der letzteren beseitigt.

Seine Vorlesungen waren so sorgfältig ausgearbeitet und wurden von ihm mit solchem Fleiß immer wieder ergänzt und gefeilt, daß er stets eine große Anzahl Zuhörer an sich fesselte und so eine ganze Reihe tüchtiger Romanisten ausgebildet hat. Durch das Vertrauen seiner Collegen wurde er im J. 1876 zum Rector erwählt und bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1881. Einige Jahre später begann die Russificirung der Universität. M. glaubte durch Entgegenkommen wenigstens den Uebergang verzögern und die Erhaltung des wissenschaftlichen Niveaus der Universität erreichen zu können und leitete durch seine Rathschläge, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Collegen, die Russificirung in die Wege. Sein Einfluß steigerte sich, als er, nachdem der Universität das Wahlrecht entzogen war, 1890 von der Regierung zum Rector ernannt wurde. Als er sich endlich überzeugen mußte, daß es dem Ministerium gar nicht auf die Erhaltung des wissenschaftlichen Niveaus der Universität ankam, erbat er im J. 1892 seine Entlassung aus dem Dienst und ist dann im Anfang des Jahres 1894 vereinsamt gestorben.

Ausführliche biographische Nachrichten vom späteren Professor des römischen Rechts in Dorpat Passek im Biographischen Lexikon der Professoren der Universität Dorpat (russisch) I, 604—613. J. Engelmann.

Michelet*): Karl Ludwig M., Philosoph, wurde zu Berlin geboren am 4. December 1801. Der Vater war Kaufmann; die Eltern beide gehörten der Gemeinde französischer Calvinisten an, die infolge der Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich nach Berlin übergesiedelt waren. Die französische Abstammung machte sich in Michelet's Persönlichkeit und auch wohl in seiner wissenschaftlichen Arbeit bemerkbar; er selber hat sich die Aufgabe zugeschrieben, zwischen deutschem und französischem Wesen zu vermitteln. Der Knabe besuchte seit 1814 das französische Gymnasium zu Berlin. 1819 bezog M. die Berliner Universität. Er wendete sich Schleiermacher zu, hörte auch die Vorlesungen des jüngeren Fichte, aber in der Hauptsache betrieb er das Studium der Rechtswissenschaft. Die Vorlesungen von Hegel über Rechtsphilosophie und über Logik wurden seit dem Jahre 1821 für seine weitere wissenschaftliche Entwicklung entscheidend. Er hörte bis 1824 sämmtliche Vorlesungen Hegel's und war damit für die Philosophie überhaupt und insbesondere für die seines großen Lehrers gewonnen. Der Plan, akademischer Lehrer der Philosophie zu werden, ließ sich fürs erste nicht verwirklichen. M. bestand die erste juristische Prüfung 1822 und trat als Auscultator beim Stadtgericht ein. Aber schon im J. 1824 begehrte und erlangte er die Entlassung aus dem Amt, erwarb auf Grund einer Dissertation „De doli et culpae in iure criminali notionibus“ die philosophische Doctorwürde, bestand die Prüfung für das Lehramt und wirkte fortan als Lehrer am französischen Gymnasium ein Vierteljahrhundert hindurch 1825—1850. Aber der Gedanke an eine akademische Lehrthätigkeit ließ ihn nicht los. Im J. 1826 bewirkte

*) Zu Bd. LII, S. 376.

er seine Habilitation an der Berliner Universität, an der er dann als gern gehörter Lehrer eine sich weithin erstreckende Wirksamkeit geübt hat, bis das hohe Alter ihm seit 1874 das Einstellen seiner Lehrthätigkeit auferlegte. Im J. 1829 wurde er zum außerordentlichen Professor, auf Anlaß seines neunzigsten Geburtstags zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Am 15. December 1893 ist er gestorben.

M. ist als Anhänger der Hegel'schen Philosophie mit Wort und Schrift überaus thätig gewesen, immer bereit zur Vertheidigung Hegel's gegen die Widersacher. Innerhalb der Hegel'schen Schule gehörte er derjenigen Richtung an, die man wohl als die linke Seite bezeichnet, und die die Lehren des Meisters nicht sowohl im Sinne der Vertheidigung des vorhandenen Bestandes in Staat, Gesellschaft und Kirche, sondern vielmehr im Sinne der Opposition deutete, auch mit dem praktischen Streben, den Anforderungen der Idee in der Wirklichkeit Raum zu schaffen. Eine solche Gesinnung war nicht geeignet, ihm bei den Trägern der politischen Gewalt seit dem Jahre 1840 Gunst zu verschaffen. So hatte er mancherlei Anfechtungen, auch recht kleinlicher Art, zu bestehen, ohne sich dadurch beugen zu lassen. Er gehörte seit 1827 der „Societät für wissenschaftliche Kritik“ an, die die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, lange Zeit das Organ der Hegel'schen Schule, herausgab. Nach Hegel's Tode betheiligte er sich an der Herausgabe von Hegel's Werken. M. hat Bd. I der Werke, „Hegel's philosophische Abhandlungen“, Bd. VII, 1, die „Naturphilosophie“, Bd. XIII — XV, die „Geschichte der Philosophie“, herausgegeben. Einen großen Theil seiner Zeit und seiner Arbeitskraft widmete er der „Philosophischen Gesellschaft zu Berlin“, die er in Verbindung mit dem Grafen Cieszkowski im J. 1843 gründete als Mittelpunkt für die philosophischen Studien im Sinne Hegel's, der er aber auch treu blieb, als in ihr ganz andere Richtungen die Oberhand gewannen. Einen hervorragenden Antheil hatte M. an den erfolgreichen Bemühungen für ein in Berlin zu errichtendes Denkmal Hegel's, das 1871 feierlich enthüllt worden ist.

Als Schriftsteller ist M. zuerst mit Studien über Aristoteles hervorgetreten. 1827 erschien: „Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältniß zum System der Moral“, woran sich 1828 das „System der philosophischen Moral“, 1829 die Textausgabe der Nikomachischen Ethik des Aristoteles, 1835 und in zweiter Ausgabe 1848 der Commentar zu diesem Buche anschloß. Im Jahre 1835 gewann er neben Ravaisson den Preis der französischen Akademie mit einer Arbeit über Aristoteles' Metaphysik, die 1836 unter dem Titel „Examen critique de l'ouvrage d'Aristote intitulé la Métaphysique“ in Paris im Druck erschienen ist.

Von seinen sonstigen Werken nennen wir die „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel“, 2 Bde., 1837—1838; ferner „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes“, drei Gespräche, 1844, 1847, 1852; „Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange von 1775 bis auf die neuesten Zeiten“, 1859—1860; „Naturrecht oder Rechtsphilosophie“, 2 Bde., 1866; „Das System der Philosophie als exakter Wissenschaft“, 5 Bde., 1876—1881, wo Logik, Naturphilosophie, Geistesphilosophie und Philosophie der Geschichte behandelt ist. Die Zeitschrift „Der Gedanke“ hat M. als Schriftführer der Philosophischen Gesellschaft 1860 bis 1866 herausgegeben; Fortsetzungen erschienen noch bis 1884. In letzterem Jahre veröffentlichte M. auch die Schrift „Wahrheit aus meinem Leben“, in der er mit der Gesprächigkeit des Alters alles, was ihm irgendwie denkwürdig erschien, in behaglicher Breite darlegte.

M. schreibt sich nicht mit Unrecht einen hitzigen Charakter zu, aber auch

einen außerordentlichen Forschungstrieb; sein gesammtes Leben sei „von der Idee durchdrungen“ gewesen. Jedenfalls beseelte ihn ein lebendiges Streben für die idealen Güter, wie er sie erfaßte. Eine Reihe von Abhandlungen über Kunstwerke, besonders der Antike, beweist sein Interesse an der Kunst, und auch an den praktischen Fragen des politischen und kirchlichen Lebens hat er sich rege betheiligt. Für die Verbreitung Hegel'scher Gedanken ist er mit Erfolg thätig gewesen, wenn ihm auch schöpferisches Vermögen in höherem Grade nicht zuerkannt werden kann. Adolf Lasson.

Nasse *): Erwin N., Nationalökonom, wurde als das achte unter neun Kindern des Klinikers Christian Friedrich N. (s. A. D. B. XXIII, 265 ff.) in Bonn am 2. December 1829 geboren. Das Gymnasium besuchte er in seiner Vaterstadt; mit größter Anerkennung gedachte er seines Lehrers in Oberprima, Professor Schopen. Vom Herbst 1846—48 studirte er in Bonn, in erster Linie classische Philologie, wie er denn Mitglied des von Welcker und Ritschl geleiteten philologischen Seminars war. Ferner hörte er namentlich Dahlmann, E. M. Arndt, Löbell, Brandis, auch den Theologen Nitzsch. 1848 ging er nach Göttingen, wo er Hermann und Lotze und ein Colleg über Bevölkerungsstatistik bei Wappäus hörte. Nachdem er nach Bonn zurückgekehrt, promovirte er bei Ritschl im August 1851 mit einer Dissertation „de publica cura annonae apud Romanos“. Das Thema deutet seine erwachenden staatswissenschaftlichen Neigungen an. Aber sein Studiengang war bis dahin durchaus der des Philologen. Diese Entwicklung haben ja im Zeitalter der historischen Richtung der Nationalökonomie mehrere ihrer namhaftesten Vertreter genommen: Roscher wie K. Bücher liefern dafür ebenfalls classische Belege. Während des militärischen Dienstjahrs, das N. nach seiner Promotion ableistete, faßte er den bestimmten Entschluß, Nationalökonom zu werden. Er ging 1852 auf 1853 nach Berlin, hörte bei Riedel Nationalökonomie sowie bei Dieterici Statistik des preußischen Staats und verlebte den Sommer des Jahres 1853 in England, wohin ihn auch später wiederholt während der großen Sommerferien seine Studien führten. 1854 habilitirte er sich in Bonn. Im Frühjahr 1856 wurde er als Professor nach Basel, im Herbst 1856 nach Rostock berufen. Von hier ging er im Jahre 1860 nach seiner Heimathstadt als Professor zurück. Hier hat er bis zu seinem Lebensende gewirkt. 1868/69 bekleidete er das Decanat der philosophischen Facultät, 1872/73 das Rectorat. Dem akademischen Senat gehörte er die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens fast ununterbrochen an. Ein Jahr vor seinem Tode wählte ihn die Universität nach dem Ableben Hälschner's zu ihrem Vertreter im Herrenhause. Am 4. Januar 1890 erlag er der Influenzaepidemie, die damals so verheerend auftrat.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit, in der er die Form der Abhandlung bevorzugte, ist sehr vielseitig. „Man ist erstaunt über die Fülle der Gegenstände, über die er geschrieben hat: Geldwesen und Bankwesen, englische und preußische Steuerpolitik, das englische Parlament, das preußische Beamtenthum, die deutsche Handelspolitik, das Armenwesen — kurz, es gibt kaum ein Gebiet, zu dem er nicht werthvolle Beiträge geliefert hätte“ (G. F. Knapp). Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch kritische Art und sorgsame Ueberlegung aus; nirgends findet man etwas Eiliges, Unüberlegtes. Er war der Ansicht, daß die philologische Schulung für ihn besonders werthvoll gewesen sei: seine Befähigung auf dem Gebiet der Kritik führte er auf sie zurück. Seine ersten rein nationalökonomischen Schriften sind dem britischen Steuerwesen und dem

*) Zu Bd. LII, S. 588.

preußischen Bankwesen gewidmet (1854 und 1856). Diese und ähnliche Studien hat er bis zu seinem Tode festgehalten, besonders eifrig bis zum Ende der sechziger Jahre gepflegt. „Am meisten beachtet sind die Abhandlungen über Geld- und Bankwesen. Schritt für Schritt hat N. die großen Umwälzungen in Deutschland begleitet, stets voraussagend, was jetzt kommen müsse — und stets hat er dabei das Richtige getroffen. Merkwürdig ist, daß er die herrschende Stellung der preußischen Bank, wie sie heute ist, bereits im J. 1856 voraussah, also zu einer Zeit, ehe Preußen politisch eine herrschende Stellung besaß, und ferner zu einer Zeit, in der man uns für unbeschränkte Errichtung von Zettelbanken zu begeistern suchte“ (G. F. Knapp). Wirthschaftsgeschichtliche Arbeiten, die man bei N. im Hinblick auf seine philologisch-historische Ausbildung auf der Universität zunächst erwarten sollte, setzen erst im J. 1863 ein. Ihren Höhepunkt erreichen sie mit dem 1869 veröffentlichten Buch „Ueber die mittelalterliche Feldgemeinschaft und die Einhegungen des 16. Jahrhunderts in England“, in welchem er der erstaunten Welt darlegte, daß England früher dieselben Grundlagen der Agrarverfassung gehabt hat wie Deutschland. Das Resultat dieser Schrift, die auch ins Englische übersetzt wurde (von Ouvry, 1871), bedeutet eine außerordentliche Erweiterung unserer wirthschaftsgeschichtlichen Kenntnisse. Die weitere litterarische Thätigkeit Nasse's erhält ihren besonderen Charakter durch seine religiöse und politische Stellung.

Wie im Hause von Nasse's Vater, einem Freunde der Romantiker, eine ausgesprochene Religiosität herrschte, so hielt auch der Sohn diese mit Bewußtsein fest. Er bekannte sich zu einem milden positiven Christenthum, war ein fleißiger Besucher der sonntäglichen Predigt und setzte eine Ehre darein, Mitglied der kirchlichen Gemeindevertretung zu sein. Politisch vereinigte er deutsche mit conservativer preußischer Staatsgesinnung. Wenn er nicht als einseitiger Vertreter der historischen Richtung der Nationalökonomie angesehen werden kann, so bauten sich doch seine allgemeinen Anschauungen wesentlich auf der Erkenntniß der historischen Grundlage unseres öffentlichen Lebens auf. Seine Beschäftigung mit der historischen Litteratur ging weit über das rein nationalökonomische Interesse hinaus. „Man kann nie eine zu breite historische Bildung haben“, und „nur der historisch gebildete Mensch kann die vaterländischen politischen Verhältnisse richtig beurtheilen“, sind Sätze, die er seinen Kindern einschärfte. Aus seinem Sinn für das Historische erklärt sich gewiß auch großentheils seine Sympathie für die englischen Verhältnisse. An der dortigen aristokratischen Gesellschaftsordnung schätzte er namentlich den ohne staatliche Besoldung geleisteten freiwilligen Dienst für das Land. Während seines Aufenthalts in Basel fühlte er sich, obwohl ihn mit den dortigen Patriciern und Collegen vieles in Lebensanschauung und Gesinnung verband, doch durch die antipreußische Gesinnung der Baseler beengt. In Rostock trat er in persönliche Beziehungen zu einer Reihe mecklenburgischer Conservativer. Ihre Art interessirte ihn lebhaft; er hatte Freude am Disput mit ihnen. Aber auch hier gab es Differenzen der conservativen Richtung. In Bonn hielt er in der Conflictszeit treu zur Regierung, war mit Cl. Th. Perthes der einzige der Professoren, der den Antrag an das Abgeordnetenhaus, die dreijährige Dienstzeit abzulehnen, nicht unterschrieb. Durchdrungen von der Nothwendigkeit der Heeresreorganisation, kam er oft in heftigen Streit mit Männern wie Sybel und Noorden (seinem Neffen). Wenig später vereinigte sie eine starke Gemeinsamkeit der politischen Anschauungen. Die neue Gestaltung der politischen Dinge verschaffte N. 1869 ein Mandat in einem rheinischen Wahlkreis für das Abgeordnetenhaus, das er, der freiconserva-

tiven Fraction beitretend, bis zum Jahre 1879 ausgeübt hat. Er erwies sich auch als gewissenhafter und thätiger Parlamentarier; besondere Verdienste erwarb er sich in der Budgetcommission. Nebenbei sei hier erwähnt, daß er auch dem Bonner Stadtrathscollegium angehörte. Die Bonner Zeitung schrieb darüber nach seinem Ableben: „Er nahm durch sein Wissen, seine Erfahrung, durch die Macht seiner Persönlichkeit eine hervorragende Stellung in dem Collegium ein, und wenn er manchmal im Kampfe der Meinungen seinen Standpunkt etwas scharf betont haben mag, so konnte diese Geradheit seiner Natur der Hochachtung keinen Abbruch thun, welche ihm stets im öffentlichen und politischen Leben auch von seinen Gegnern gezollt worden ist."

Noch etwas früher als seine parlamentarische, beginnt seine socialpolitische Thätigkeit, zunächst im Rahmen christlicher Gemeinschaften. Im J. 1868 hielt er in der Versammlung des zu Bonn tagenden Vereins für innere Mission einen Vortrag über „Armenpflege und Selbsthülfe"; ein Vortrag auf dem Stuttgarter Kirchentage von 1869 über „den Antheil der inneren Mission an der Lösung der Arbeiterfrage" folgte. N. war es auch gewiß, der den Altkatholiken Held, seinen nationalökonomischen Collegen in Bonn, veranlaßte, an den von dem Centralausschuß des Vereins für innere Mission angeregten Erörterungen über die Lage der Lohnarbeiter (seit 1870) sich zu betheiligen. Bald nahm ein breiterer Kreis die angedeuteten Bestrebungen auf: es wurde der Verein für Socialpolitik begründet, in dem N. an leitender Stelle stand, seit 1873 Vicevorsitzender, seit 1874 Vorsitzender war und bis zu seinem Tode blieb. So reiht er sich der Gruppe interessanter Persönlichkeiten ein, die von conservativ-christlichen Anschauungen aus zu socialpolitischen Forderungen gelangen. Wenn auch die Socialpolitik des deutschen Reichs zum größeren Theil Bismarck's eigenstes Werk ist, so bildet doch die Voraussetzung für seinen Erfolg eine gewisse Disposition an anderer Stelle, und es gewährt großen Reiz, den verschiedenen Ideencomplexen nachzuspüren, die die erforderliche Stimmung vorbereiteten.

Im J. 1879 schied N., wie erwähnt, aus dem parlamentarischen Leben. Der Grund war einmal der, daß er in Bonn seit dem Weggang Held's nach Berlin eine vermehrte Lehrthätigkeit auf sich nehmen mußte. Sodann aber verminderte sich auch seine Neigung für die parlamentarische Thätigkeit. Vom Standpunkt des gemäßigten Freihändlers aus mißbilligte er nämlich die eben jetzt inaugurirte Schutzzollpolitik Bismarck's, während er doch im übrigen der conservativen Regierung durchaus seine Sympathien entgegenbrachte. Seine Loyalität und Sachlichkeit ließen es nicht zu, daß er von dem Widerspruch in einem Punkt zur allgemeinen Opposition überging. Aber er zog es immerhin vor, das Parlament zu verlassen. Litterarisch freilich vertrat er seine abweichende Auffassung in energischer Weise. Hierher gehört vor allem seine Auseinandersetzung über den Cobdenclub. Als Lothar Bucher seine aus leidenschaftlicher Abneigung gegen das englische Freihändlerthum entsprungene, grundlos auch deutsche, gänzlich uninteressirte Mitglieder des Cobdenclubs verdächtigende Broschüre über diesen veröffentlichte (anonym; später wurde sie unter seinen Aufsätzen wieder abgedruckt), bekämpfte N. sie in seinem Artikel „Der Cobdenclub und die deutsche Waarenausfuhr" (Jahrbücher f. Nationalökonomie 1882). Als dann Gustav Tuch in Schmoller's Jahrbuch 1883 mit weiteren Angriffen auf den Freihandel gegen ihn auftrat, erwiderte er mit der Abhandlung „Die Richtung der deutschen Waarenausfuhr" (Jahrbücher f. Nationalökonomie 1883). Uebrigens hat er Bucher als Verfasser jener Broschüre schwerlich gekannt.

Seit seinem Ausscheiden aus dem parlamentarischen Leben widmete er

sich in erhöhtem Maße der Lehrthätigkeit. Als akademischer Lehrer wirkte er durch den Eindruck seiner unbestechlichen, vornehmen Persönlichkeit. Wie seine hohe Gestalt, so unterstützte ihn auf dem Katheder wie im Parlament seine markige Stimme und die kräftige Betonung seiner vorsichtig erwogenen Sätze mit der entschieden norddeutschen Aussprache. Eine kleine Einschränkung der Wirkung seiner Vorlesungen lag vielleicht darin, daß seine vornehme Zurückhaltung ihn hinderte, manches so ohne alle Umschweife zu sagen, wie es das pädagogische Interesse vielleicht empfiehlt.

Als Zeichen der Hochschätzung, die N. in der wissenschaftlichen Welt fand, sei erwähnt, daß er von der Berliner Facultät zwei Mal für eine vacante Professur vorgeschlagen worden ist, vor Held's Berufung und nach dessen Tode (die Professur erhielt jetzt der gleichfalls von der Facultät genannte Schmoller). Das Institut de France wählte ihn zum correspondirenden Mitglied.

Nasse's Vater war ein Mann von überaus mannichfaltigen Interessen gewesen: neben seiner medicinischen Fachwissenschaft fesselten ihn politische und religiöse Probleme, Poesie, Musik, Malerei. Wenn bei dem Sohn die Richtung auf die mehr praktischen Fragen des wirthschaftlich-politischen Lebens und der Verwaltung überwiegt, so bewahrte er doch viel von dem Erbtheil des Vaters. Vor allem war er ein gründlicher Kenner Shakespeare's und Goethe's. Sie waren seine unzertrennlichen Begleiter auf Reisen. Ein großer Freund der Natur, hatte er bei seinen Wanderungen in die Umgegend Bonns stets ein Bändchen in der Tasche. Persönlichen Austausch fand er in so reichem Maße im Kreise der eigenen Familie, daß ihm für weiteren intimeren Verkehr kaum Zeit blieb. Von seinen Brüdern bekleideten mehrere namhafte Stellungen. Der älteste, Hermann, war Physiologe in Marburg (ein Sohn von ihm Vertreter der Pharmakologie in Rostock), ein anderer, Werner, Psychiater in Bonn, der jüngste, Bertold, Verwaltungsbeamter in den Rheinlanden, dann Unterstaatssecretär im Cultusministerium, zuletzt Oberpräsident in Coblenz. Mit allen nah verbunden, theilte N. mit dem jüngsten Bruder die gemeinsamen Interessen vielleicht noch ganz besonders. Im J. 1858 hatte er sich mit Hermine v. Hogendorp vermählt, die er im Hause seiner mit einem Grafen Bylandt vermählten Schwester Linde im Haag kennen gelernt hatte. Dieser Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter. Es hat ihm auch nicht an Beziehungen gefehlt, die über den großen Kreis seiner Familie, deren Leben sich aufs glücklichste gestaltete, hinausgingen; schon seine öffentliche und akademische Thätigkeit mußten sie mit sich bringen. Sein Verhältniß zu seinem näheren Fachgenossen Held war das beste; er bewies ihm, der vom Privatdocenten zum Ordinarius neben ihm in Bonn aufstieg, das liebenswürdigste collegiale Entgegenkommen. Indessen ein Mann, der leicht Verbindungen anknüpft und sich leicht gibt, war er nicht. Er hatte nicht die Art, sich über das zu äußern, was ihn bedrückte; die Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten des Lebens empfand er tief und war selbst gegenüber den vertrautesten Familienmitgliedern in der Mittheilung seiner Sorge karg. Ueber seine Schwerlebigkeit hinaus trug ihn jedoch seine tiefe Religiosität.

G. F. Knapp, Ein Wort zur Erinnerung an E. Nasse, Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 47; wiederholt: G. F. Knapp, Grundherrschaft und Rittergut, Vorträge, nebst biographischen Beilagen, Leipzig 1897. — K. Lamprecht, Die Schriften E. Nasse's, Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik, N.-F. Bd. 20. — Lippert, Art. E. Nasse, Handwörterbuch der Staatswissenschaften (hier ebenfalls ein Verzeichniß der Schriften Nasse's). — Kölnische Zeitung 1890, Nr. 5, 6, 8. — Bonner Zeitung 1890, Nr. 4. — Für die Erkenntniß der Anschauungen Nasse's

sind auch wichtig die Ansprachen, die er in den Versammlungen des Vereins für Socialpolitik als dessen Vorsitzender gehalten hat (s. z. B. Schriften des Vereins Bd. 21, S. 1). — Mittheilungen der Familie. — Eigene Erinnerungen.
G. v. Below.

Neuhoff *): Theodor Stephan Freiherr von N., König von Corsica. — Theodor v. N. († am 11. December 1756) entstammte einem alten westfälischen Adelsgeschlechte. Wie sehr viele Thatsachen aus seinem Leben, so stehen auch sein Geburtsort und das Datum seiner Geburt nicht fest. Nach einer Angabe ist er in einem kleinen Fort im Gebiete von Metz, das sein Vater commandirte, nach Anderen in Westfalen und zwar in Altena, wohin seine Mutter sich nach dem Tode ihres Gatten vor der Geburt des Sohnes begeben haben soll, geboren. Wegen des Datums der Geburt hält man sich am besten an die bestimmte Nachricht, daß N. im 69. Lebensjahr am 11. December 1756 gestorben ist. Danach wäre er 1688 oder Ende 1687 geboren. Ueber seine Kindheit und frühe Jugend ist nur wenig Zuverlässiges zu ermitteln. Als sicher kann gelten, daß er entweder posthum geboren wurde, oder seinen Vater früh verlor, daß er also ohne starken, zügelnden, männlichen Einfluß aufwuchs, der seine überquellende Phantasie und seinen außerordentlichen Thatendrang in die richtigen Bahnen gelenkt hätte. Wie sein Vater, wandte er sich nach Frankreich und wie dieser fand er in der pfälzischen Liselotte, Herzogin von Orleans, eine wohlwollende Gönnerin. Er wurde Page bei ihr und erhielt so die Gelegenheit, sich im französischen Hofdienst viele Elemente der Bildung des Geistes und des Charakters, gute und schlechte, anzueignen, die den Westfalen erst zu seiner erstaunlichen Laufbahn befähigten. Später wurde er als Officier in verschiedenen französischen Regimentern angestellt, zeigte aber frühzeitig seine Neigung zu Leichtsinn und Spiel in so hohem Grade, daß er sich, schon wegen seiner Schulden, nicht zu halten vermochte. Von diesem Moment an ist er Abenteurer geworden und geblieben, freilich, wie man mit Recht gesagt hat, von den zahlreichen Abenteurern der damaligen Zeit der preiswürdigste. Veranlaßt durch den Kriegsruhm Karls XII. oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine entfernte Verwandtschaft mit dem Freiherrn v. Görtz begab er sich, vor seinen Gläubigern fliehend, nach Schweden. Von Görtz scheint er gut aufgenommen worden zu sein. Nach dessen Sturz mußte er Schweden verlassen. Wir finden ihn dann in der Umgebung von Alberoni, Ripperda und Law, sich also erfolgreich immer wieder an merkwürdige Männer der Zeit herandrängend, die, wie er selbst, gedankenreich und geschickt, auf verschiedenen Gebieten Neues und Unerhörtes, aber mit unzureichenden Mitteln, zu erreichen strebten, und die in der Geschichte weiterleben als Mittelgebilde zwischen Genies und Schwindlern. In ihrer Umgebung wurde offenbar sein Charakter für den Rest seines Lebens festgelegt. Betrachtet man Neuhoff's späteres Leben mit seinen unerhörten, wenn auch ephemeren, Erfolgen, so wird man sich auch nicht darüber wundern, daß er bei diesen Geistesverwandten immer wieder zu Stellung und Ansehen gelangte. Mehrfach soll er in ihrem Dienste sich große Vermögen erworben, diese aber dann wieder verloren haben. In Spanien heirathete er eine, wie es scheint, aus Irland stammende Hofdame der Königin, die ihm auch einen Sohn gebar; die Ehe war indeß nicht von langer Dauer, da N. seine Gemahlin bald wieder verließ. Wieder finden wir ihn in Frankreich, dann an verschiedenen Punkten Europas auftauchend; bei Rakotzy von Siebenbürgen soll er gelebt, auch dem Sultan sich genähert haben. Meist mittellos und vor Gläubigern fliehend, verstand er es doch immer wieder, als Grand

*) Zu Bd. LII, S. 614.

Seigneur reisend aufzutreten, und als solcher vorübergehend Credit zu erhalten. Im Verlauf seiner oft fluchtartigen Reisen gelangte er schließlich auch einmal nach Genua und hier knüpfte er Beziehungen an, die für sein ganzes späteres Leben entscheidend wurden.

Die Insel Corsica hatte sich gegen die Herrschaft Genuas erhoben. Es schien aber dieser Freiheitskrieg des kleinen Bergvölkchens ein schnelles und übles Ende nehmen zu sollen. Mehrere der Häupter der Bewegung wurden gefangen nach Genua gebracht. Vielleicht mit ihnen, jedenfalls mit anderen Corsen, die er in Genua traf, knüpfte N. Beziehungen an. Er begab sich darauf nach Livorno, wo der Domherr Orticoni für die Sache seines Volkes zu werben suchte. Mit ihm setzte er sich in Verbindung und durch ihn mit andern Führern in Corsica. Wie er es auch sonst oft in erstaunlicher Weise vermochte, die Menschen von der Solidität seiner finanziellen und sonstigen Ressourcen zu überzeugen, verstand er es den Corsen den Gedanken beizubringen, daß er der Mann dazu sei, durch seine persönlichen Eigenschaften und vor allem durch seine Verbindungen mit vielen Höfen Europas der Herrschaft Genuas in Corsica ein Ende zu bereiten. Es scheint, daß die corsischen Führer ihm gleich damals für den Fall, daß er genügende Truppen und Kriegsmittel für den Kampf mit Genua zusammenbringe, die Königswürde in Aussicht stellten. Bei der Ausführung des lockenden Planes zeigte N. seine einzigartige Betriebsamkeit. An den Höfen Europas und speciell Italiens trotz geschickten Versprechungen abgewiesen, verstand er es dennoch, persönlich und durch Agenten in Europa Geld aufzunehmen. Vor allem aber gelang ihm vieles in Tunis, wohin er sich (wie es scheint, mit Geleitbriefen an den Bei von Seiten der Pforte versehen) begab. Nach mehrjährigen Bemühungen hatte er nach seiner Ansicht genug Kriegsvorräthe und Geld beisammen, um den kühnen Versuch wagen zu können. Am 12. März, nach anderen Angaben am 13. März 1736 landete er in Aleria. Er brachte einige Kanonen, Tausende (die Zahlen werden verschieden angegeben) von Flinten, Röcken, Stiefeln, ferner Munition, Mehl und Geld mit. Er wurde, angethan in phantastischer, halb orientalischer, halb europäischer Kleidung, von seinen Freunden, die auf seine Ankunft vorbereitet waren, im Triumph eingeholt und durch den Titel Excellenz und Vicekönig (oder „designirter König") geehrt. Nach einigen kleinen Erfolgen Neuhoff's den Genuesen gegenüber, trat auf Betreiben der bedeutendsten corsischen Führer (darunter Hyacinth Paoli, der Vater des berühmten Freiheitshelden Pasquale Paoli) in Alesani ein Convent von Abgeordneten des ganzen corsischen Volkes zusammen, der am 15. April 1736 N. durch Zuruf zum erblichen König wählte. Unmittelbar darauf wurde er mit einer Krone aus Lorbeer und Eichenlaub gekrönt. So wurde der westfälische Edelmann König von Corsica, die Revanche dafür vorwegnehmend, daß dereinst ein corsischer Edelmann, ebenfalls vorübergehend, König von Westfalen werden sollte. N. war keineswegs absoluter Monarch; vielmehr hatte er bei seiner Wahl eine Art von Constitution unterschrieben, wonach neben ihm ein Rath von 24 Mitgliedern stand, von denen 3 immer bei ihm sein mußten. Auch war er bei der Erhebung von Steuern an die Zustimmung des Parlamentes gebunden, das auch das Gesetzgebungsrecht erhielt.

Theodor I. zeigte alsbald in seiner inneren Regierung, daß er bei geistig regsamen Politikern in die Schule gegangen war. Möglich auch, daß er dem „Fürsten" des Machiavelli Regeln für die Befestigung seiner jungen Herrschaft entnahm! Er führte persönlich ein einigermaßen geregeltes Gerichtsverfahren ein. Er suchte eine geordnete Finanzwirthschaft einzurichten und Truppen und

Beamte regelmäßig zu besolden. Er zog Handwerker nach Corsica, u. a. durch Gewährung von Religionsfreiheit. Durch einige Hinrichtungen wußte er sich auch gefürchtet zu machen. Er stiftete einen Orden „der Befreiung“ und verlieh zahlreiche Adelstitel und Hofämter. Er prägte Münzen mit seinem Bilde, die heutzutage von Sammlern sehr gesucht sind, die aber auch schon während seiner kurzen Regierungszeit im Auslande mit dem 30-fachen ihres Werthes bezahlt worden sein sollen; ein böses Omen für die Dauer der Herrschaft Theodors! Denn trotz aller Energie und Regsamkeit des Königs war es von vornherein unwahrscheinlich, daß er sich als Oberhaupt des durch Parteiungen zerrütteten und nur ungern regierten Volkes würde halten können; unwahrscheinlich, wenn auch gewiß nicht unmöglich! Allein, es wurde ihm gar keine Gelegenheit gegeben, dauernd seine Herrschergaben zu erproben; denn die eigentlichste Grundlage seiner Herrschaft war noch gar nicht gelegt: die Genuesen, zu deren Vertreibung er zum König berufen worden war, vermochten sich zu halten! Zwar nahm er den Kampf gegen sie sofort mit der höchsten Energie auf: er erwiderte ihre Schmähschriften mit gleicher Münze — es ist schwer zu sagen, welcher von den Gegnern dabei witzloser vorging —; er zeigte im Gefecht, sich öfters exponirend, persönlich den größten Muth; er errang in Scharmützeln eine Reihe von kleinen Erfolgen. Allein er konnte nicht in wenigen Wochen aus dem äußerst unpraktisch organisirten Volksaufgebot der Corsen ein wirkliches Heer machen, dessen es, vornehmlich zu den nothwendigen Belagerungen, bedurft hätte. So behaupteten sich die Genuesen in einer Reihe von wichtigen Punkten, vor allem in Bastia, das N. vergebens belagerte. Die Anerkennung auch nur eines europäischen Hofes zu erlangen vermochte er nicht. Seine Erklärungen, daß weitere Truppen und Kriegsvorräthe zu erwarten seien, fanden auf die Dauer keinen Glauben, wenn auch einen Augenblick die Ankunft eines westfälischen Vetters des Königs, v. Droste, seinen Optimismus zu bestätigen schien. (Dieser Droste und ein Neffe Theodors v. Neuhoff, kämpften auch noch nach des Königs Abreise lange Zeit für ihn.) In dieser Lage, bei der Ungeduld des lebhaften Volkes, bei seiner Erregung über Verluste an Gut und Blut und über den Druck des ungewohnten, dauernden Kriegsdienstes, bildete sich bald eine große Partei, welche die Beseitigung des Königs erstrebte. An ihre Spitze stellte sich Hyacinth Paoli, zuerst eine der Stützen Neuhoff's; bald wurde die Lage Theodors I. unhaltbar. In seiner unerschrockenen Weise beschloß er aber, sich nicht aus seinem Reiche fortzuschleichen, sondern in einer Versammlung, in der auch seine Feinde vertreten sein würden, offen seine Absicht kundzuthun, Corsica auf einige Zeit zu verlassen, um persönlich Hülfe herbeizuholen. Dies geschah Anfang November 1736 zu Sartene. Wenige Tage darauf setzte er eine Regentschaft ein, in der auch Paoli wirken sollte, und verließ gegen Mitte November die Insel, nach einem Aufenthalt von 8 und einer Königsherrschaft von 7 Monaten.

Noch zwei Mal kehrte Theodor I. in sein Königreich zurück, und zwar vom September bis zum November 1738 und dann wieder Ende Januar 1743. Wie lange er dieses letzte Mal verweilte, ist nicht genau zu ermitteln, doch scheint es sich nur um wenige Wochen gehandelt zu haben. Blieb ihm also der dauernde Erfolg versagt, so ist doch seine Thätigkeit nach der ersten Abreise November 1736 eine auch in ihren Resultaten geradezu staunenswerthe gewesen. Vor der zweiten Ankunft gelang es ihm, einige große Kaufherren in Holland, vornehmlich jüdische Häuser, zu gewinnen, sodaß er stattliche Kriegsmittel theils vorausschicken, theils mitbringen konnte, die allerdings nur zum Theil gelandet wurden. Die letzte Landung dagegen wurde mit englischer Unterstützung und

zwar, wie es scheint, sogar mit geheimer Connivenz der Regierung unternommen. Man staunt, wenn man dergleichen vernimmt (vor allem über die Gewinnung der holländischen Hülfe) und wird nicht umhin können, eine besondere fascinirende Wirkung dieser Persönlichkeit und ihrer phantasievollen Beredsamkeit anzunehmen. Der zweite Versuch scheiterte, abgesehen von dem Mißtrauen der Corsen und dem Standhalten der Genuesen, an einem dritten, neuen Moment, nämlich an dem Eingreifen Frankreichs. Nach der ersten Abreise Theodors, am 12. Juli 1737, hatte Frankreich sich auf Bitten Genuas verpflichtet, die Republik durch eine Armee bei Unterwerfung der corsischen Rebellen zu unterstützen. Der Cardinal Fleury ließ sich zu diesem Schritt verleiten, weil er befürchtete, daß sich eine andere Macht auf Corsica festsetze, wahrscheinlich eben durch Neuhoff's Erfolge aufmerksam gemacht, die er sich nicht ohne den Rückhalt an einem Staate erklären zu können meinte. Vermuthlich dachte er in erster Linie an Spanien. Im Februar 1738 landeten französische Truppen auf Corsica. Der Befehlshaber, Graf Boissier, unternahm nun zwar anfangs eher eine bewaffnete Vermittelung, als einen Kriegszug an der Seite der Genuesen, aber als N. landete, nahm er sofort eine äußerst drohende Haltung gegen ihn an und trug so das Meiste zu seinem Mißerfolg bei. Die dritte Landung fiel in die Zeit nach der Zurückziehung der französischen Truppen (1741). Dieses dritte Unternehmen scheiterte in kürzester Zeit an der nahezu allgemeinen Abneigung der Corsen gegen die Herrschaft Theodors.

N. zog sich, nachdem er noch jahrelang, vornehmlich von Italien aus, die corsischen Verhältnisse beobachtet hatte, 1749 dauernd nach England zurück. Dort ereilte ihn endlich das Schicksal, dem er bisher, von vorübergehenden Ausnahmen abgesehen, in so wunderbarer Weise entgangen war: er wurde in den Schuldthurm geworfen, wo er 6 Jahre lang, zuletzt in äußerster Dürftigkeit, lebte. Im Jahre 1755 wurde er infolge der Insolvency-Act befreit; aber seine materielle Lage wurde erst im Jahr darauf wieder erträglich, und zwar in Folge einer Sammlung, die Horace Walpole zu Neuhoff's Gunsten veranstalten ließ. Dieser schenkte dafür seinem Gönner das Großsiegel seines Reiches, während er die Schar der Gläubiger auf sein Königreich Corsica verwies. Wenige Monate darauf starb er, am 11. December 1756. Er wurde auf dem Friedhof von St. Anne in Westminster bestattet. Walpole verfaßte eine Grabschrift, deren zweiter poetischer Theil mit dem Satze schließt, daß das Schicksal: bestow'd a kingdom and denied him bread!

Theodor v. N. ist zweifellos eine merkwürdige Persönlichkeit; gewiß ein Lump, aber ein ins Geniale gesteigerter. Denn Genie wird ihm nicht abgesprochen werden, wenigstens nicht von dem, der mit jenem Engländer „Genie“ definiren mag als „die Fähigkeit sich anzustrengen“. Seine Tapferkeit, seine Thatkraft, sein Geschick, Menschen zu behandeln und zu überzeugen, sind über jede Bewunderung erhaben. Er erhebt sich aus der Schar der politischen Abenteurer der Zeit, schon weil der Kampf für seine Krone zugleich der Freiheitskampf eines hochgemuthen Völkchens war, und sein Leben ist schließlich, als Ganzes genommen, ein erfrischender Beleg für den Satz, daß ein Mann von Geist und leidenschaftlichem Wollen auch das scheinbar Unmögliche zu erreichen vermag.

Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale I. 2. Aufl., Berlin 1845, S. 257—362. Ebd. S. 368—370 zahlreiche weitere Litteraturangaben. — F. Gregorovius, Corsica, I. u. II. Band. 2. Aufl., Stuttgart 1869.

A. W.

Overbeck*): Johannes O., Archäologe. Geboren am 27. März 1826 zu Antwerpen, bezog er 1845 die Universität Bonn, promovirte hier 1848 und habilitirte sich gleichfalls daselbst im März 1850. 1853 als Extraordinarius nach Leipzig berufen, war er von 1858 als Ordinarius dort bis zu seinem Tode am 8. November 1895 thätig. Seit 1874 war er Mitglied der Centraldirection des kaiserl. archäologischen Instituts in Berlin.

Overbeck's wissenschaftliche Richtung ward für sein ganzes Leben bestimmt durch den Familienkreis, in dem er aufwuchs, und den Studienkreis, der diesen alsbald ablöste. Ein Sohn der alten Malerstadt und Neffe des gleichnamigen „Nazareners", empfing seine nach Kunst verlangende Seele durch F. G. Welcker in Bonn ihre entscheidende Orientirung auf die Antike hin und zugleich ihre besondere Nuancirung ins Mythologische. Welcker ist Overbeck's erste größere Schrift gewidmet, und Zeit seines Lebens ist er „Bonner" geblieben, auch wenn er den größten Theil desselben, nach ganz kurzen Anfängen am Rhein, über vier Jahrzehnte lang einer anderen Hochschule angehörte. Seine Veranlagung entbehrte indessen jener originalen Kraft, Selbständigkeit und Tiefe, die allein einen wirklichen Führer auch auf archäologischem Gebiete ausmachen können. So steht O. dauernd im Gefolge der Größeren. Nach Welcker ist es Otfried Müller und später der nur wenig ältere Rivale und Zeitgenosse Heinrich Brunn, Welcker's bedeutendster Schüler, in deren Bann O. unwillkürlich gerathen mußte. Besonders durch Brunn's überragendes Genie ward er vielfach angespornt und stand viel mehr auf dessen Schultern, als ihm selbst bewußt geworden zu sein scheint. Neuen Grund zu legen, neue Pfade zu finden war weniger seine Sache, als das allerorts Gewonnene schulmäßig herzurichten, tradirbar aufzubauen. Dabei kam es ihm zu gute, daß er viel leichter und fließender sprach, auch rascher schrieb, als der die Probleme durchkämpfende, philosophisch weit tiefer, künstlerisch ungleich feiner veranlagte Brunn. Aber diesem Vortheil entsprach weder Gehalt noch Gestalt dessen, was O. gab, so vielgebraucht seine Hauptwerke auch gewesen sind.

Overbeck's zahlreiche Schriften sind theils rein kunstgeschichtlicher, theils kunstmythologischer Art. Als die wichtigeren sind zu nennen: „Pompeji, dargestellt in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken", 1. Aufl. 1855, 4. Aufl. 1884 (im Verein mit A. Mau ganz neu durchgearbeitet, aber durch dessen neuere selbständige Schriften jetzt antiquirt); „Geschichte der griechischen Plastik", 1. Aufl. 1857, 4. gänzlich umgearbeitete Aufl. in 2 Bdn. 1893/94 (bei allen großen Mängeln immer noch die einzige illustrirte deutsche, ausführliche und vollständige Geschichte der griechischen Plastik); „Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen", 1868 (nach Epochen und innerhalb dieser nach Kunstkreisen und Künstlern geordnet; immer noch durch kein neueres kritischer gesichtetes Buch ersetzt); „Gallerie heroischer Bildwerke der alten Kunst, Bd. 1: Die Bildwerke zum Thebischen und Troischen Heldenkreis" (mit 32 Tafeln; Versuch einer Ergänzung der lückenhaften poetischen Tradition — Epos, Lyrik, Drama — durch die bildlichen Denkmäler), 1853; „Griechische Kunstmythologie, Bd. II bis IV (1.—5. Buch). Besonderer Theil: Zeus und Hera, Poseidon, Demeter und Kora, Apollon"; mit Atlas (in Riesenfolio, mit Unterstützung des königl. sächs. Cultusministerium). Alles weitere, auch der I. allgemeine, zusammenfassende Theil ist nicht mehr erschienen. — Außerdem von kleineren Arbeiten etwa 60 Aufsätze in verschiedenen archäologischen und philologischen Zeitschriften.

*) Zu Bd. LII, S. 742.

Overbeck's Wirken fällt schon in die Zeit, da durch die sich beständig mehrenden Reisen und Ausgrabungen die Menge der antiken Denkmäler ins Unübersehbare anzuwachsen drohte. Dieser „praktischen", mit der Erde selbst ringenden Archäologie ist er stets fern geblieben, nur wenige Male hat er classischen Boden betreten, und sein Buch über Pompeji ist bekanntlich zuerst entstanden, ohne daß er jemals dort gewesen wäre. O. hat sich ausschließlich in der heimischen Luft des Katheders entwickelt. Diese Beschränkung mußte zu einer gewissen Unselbständigkeit und fühlbaren Einseitigkeit führen. Darum ist auch so wenig Licht und Luft in seinen Schriften, ganz anders als bei Brunn und noch mehr bei Furtwängler. Dieser Nachtheil konnte auch nicht ausgeglichen werden durch die zusammenfassende Weise der Verarbeitung, zu der O. genöthigt wurde durch die beständige Verpflichtung, die vielen alten und neuen Erscheinungen collegweise in großem Zusammenhange vorzuführen. Ueber einen etwas magazinartigen, nützlichen Fächerbau, ein beständiges Einreihen und Umordnen in lehrhafte Kategorien ist er dabei kaum hinausgekommen. Das Lernbedürfniß der studirenden Jugend stand ihm eben ganz im Vordergrund. All den aus solch schulmäßigem Docentenbedürfniß herausgewachsenen Schriften Overbeck's fehlt trotz aller Neuauflagen eben eine Hauptgrundlage: hinreichende Autopsie der Originale und damit die rechte eigene Erfahrung. Wie stark er, in alten Vorurtheilen befangen, die Wichtigkeit der Denkmäler selbst unterschätzte, zeigen Leitsätze aus der Einleitung noch der letzten Auflage seiner „Griechischen Plastik": „Die schriftlichen Nachrichten der Alten sind die Hauptquelle, die Monumente wesentlich nur als deren Ergänzung zu betrachten. — Die Grundlage bilden die schriftlichen Quellen. Diesen Umriß ergänzen wir aus den Monumenten."

Die mangelnde eigene Kenntniß der Originale war O. indessen aufs eifrigste bemüht einigermaßen zu ersetzen durch den Ausbau der Abgußsammlung seines Leipziger Universitätsinstituts. Um dieses hat er sich auch sonst in hohem Maße verdient gemacht. Durch zahlreiche Zuwendungen dankbarer Schüler und begeisterter Kunstfreunde war die alte Gipssammlung schließlich in ihren Räumen (im Fridericianum, seit 1881 im Augusteum) so angewachsen, daß im neuen Collegiengebäude bedeutend mehr Platz dafür geschaffen werden mußte. Den Umzug dorthin im Herbst 1895 konnte O. theilweise selbst, wenngleich schon todtkrank, noch bewerkstelligen. Durch die Menge und Vielartigkeit der Monumente, die er in seinen Collegien, Uebungen und Führungen heranzog, verstand er es, seine Hörer, auch die weiterer Kreise zu fesseln; seine Hauptvorlesungen zählten über 100 Zuhörer, und auch auf die archäologische Schulung der sächsischen Gymnasiallehrer gewann er nachhaltigen Einfluß. Seine eigenste Gründung (auf Jahn'scher Grundlage) ist das archäologische Seminar der Universität mit seinen sechs, alle Jahre staatlich prämiirten Mitgliedern (1874). Aus dem Kreise dieser Schüler ist 1893 zu Overbeck's 40jährigem Amtsjubiläum in Leipzig die „Festschrift für Overbeck" hervorgegangen. Aber auch über den Rahmen seines Lehrfaches hinaus gehörte des „Professors" Wohlwollen und bestes Streben der Leipziger Studentenschaft und ihrer Hochschule: O. begründete dort die akademische Lesehalle und die studentische Krankencasse.

Ein Verzeichniß von Overbeck's sämmtlichen Schriften findet sich in den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1895, S. 359—363, sein Bildniß (nach Photographie) im American Journal of Archaeology, 1896, S. 361. Seine Büste steht in der Bibliothek des archäologischen Seminars der Universität Leipzig.

Archäologischer Anzeiger 1895, S. 195 (Conze). — Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1895, S. 351—359 (Theodor Schreiber). — American Journal of Archaeology, 1896, S. 361—370 (Walter Miller). — Vgl. dazu Festschrift zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig (1909), S. 14—20: „Der Ausbau des archäologischen Instituts durch J. Overbeck“ (Fr. Studniczka). H. Th.

Prantl*): Carl von P., Philosoph und Philolog. — Carl P. wurde geboren am 28. Januar 1820 zu Landsberg am Lech als Sohn eines Kaufmanns. Seine Gymnasialstudien machte er in München, wohin sein Vater übergesiedelt war. Im Alter von 17 Jahren bezog er die Münchener Universität, um sich dem Studium des classischen Alterthums zu widmen. Der vielseitige Friedrich Thiersch, der Begründer des philologischen Seminars und Reorganisator des humanistischen Unterrichts in Baiern, Leonhard Spengel, von dem P. in die Aristotelischen Studien eingeführt wurde, und der Philosoph Andreas Erhard waren die Lehrer, welcher er in der Widmung seiner Doctordissertation „De Solonis legibus“, mit deren Vertheidigung er im August 1841 seine vierjährigen Münchener Universitätsstudien abschloß, dankbar gedenkt. Nach vorzüglich bestandener philologischer Staatsprüfung widmete er sich vorübergehend in München dem praktischen Schuldienste. Eine kleine Abhandlung über eine Horazische Ode (carm. I, 28), die er einem Abschiedsgruß Namens des philologischen Seminars an den nach Heidelberg übersiedelnden Lehrer Leonhard Spengel beifügte, ist zwar sachlich nicht von besonderer Bedeutung, zeigt aber, daß ihr Verfasser von vornherein nicht gesonnen war, in den Aufgaben des praktischen Lehrberufs aufzugehen. Seine auf Höheres gehenden Absichten auszuführen, setzte P. ein Reisestipendium, das er wohl der Empfehlung von Friedrich Thiersch verdankte, in den Stand. Er ging für das Studienjahr 1842/43 nach Berlin, um dort als Schüler Böckh's, des führenden Vertreters der realen Auffassung der Alterthumswissenschaft, und Trendelenburg's, des feinen Aristotelikers und scharfsinnigen Gegners der Hegel'schen Philosophie, sein Wissen und Können zu vertiefen. Seinem Lehrer Trendelenburg hat P. später bei dessen Tode (1873) als auswärtigem Mitgliede der Münchener Akademie eine Gedächtnißrede gewidmet, in der er besonders der anregenden Stunden in Trendelenburg's philosophischem Seminar gedenkt, sowie der hingebenden Herzensgüte, mit welcher jener dort die Jüngeren anleitete. Auch über die Alterthumswissenschaft hinaus suchte P. in Berlin seinen Gesichtskreis zu erweitern. Der Besuch juristischer Vorlesungen bezeugte das schon früh sich regende Interesse Prantl's für rechtsphilosophische Fragen, dem später seine Festrede über „die geschichtlichen Vorstufen der neueren Rechtsphilosophie“ (1858) und manches in seiner akademischen Abhandlung „Zur Causalitätsfrage“ (1883) auch litterarischen Ausdruck gab. Daneben hörte er auch physiologische Vorträge bei Johannes Müller, der in feinsinniger Weise exacte Beobachtung mit philosophischem Geiste vereinte und durch seine Theorie der specifischen Sinnesqualitäten der Kant'schen Lehre von den apriorischen Bewußtseinsformen eine neue Stütze zu geben schien. Auch schriftstellerisch bethätigte P. sich während seines Berliner Studienaufenthalts. Vom Fortschreiten und von der Richtung seiner philologischen Studien zeugen die seinem Gönner Thiersch noch von Berlin aus als Geburtstagsgabe gewidmeten „Symbolae criticae in Aristotelis physicas auscultationes“ (Berlin 1843), in denen er eine Anzahl von Stellen der Aristotelischen „Physik“ kritisch und exegetisch behandelt.

*) Zu Bd. LIII, S. 106.

So vorbereitet, habilitirte sich P. am 18. November 1843 mit einer Abhandlung: „De Aristotelis librorum ad historiam animalium pertinentium ordine atque dispositione“ (München 1843), sowie mit dem üblichen Probevortrag — er hatte die Physik des Aristoteles zum Gegenstande gewählt — und der herkömmlichen Vertheidigung von Thesen. Auch die Habilitationsschrift bewegt sich, gleich den „Symbolae“, in den Bahnen seines Lehrers Spengel. Mit großem Fleiß sammelt P. die gegenseitigen Verweisungen in den naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles und sucht vornehmlich hieraus Kriterien für ihre zeitliche und systematische Ordnung zu gewinnen. Als Privatdocent erhielt P. von vornherein dadurch eine feste Stellung, daß er schon wenige Monate nach seiner Habilitation zum zweiten Vorstand des unter der Oberleitung seines Begründers Thiersch stehenden philosophischen Seminars ernannt wurde (10. März 1844), aus dem auch er selbst hervorgegangen war. Seiner Dankbarkeit gegen den Begründer gab er noch weit später durch eine ihm gewidmete Festschrift zum vierzigjährigen Bestande der Anstalt am 11. März 1852: „Ueber die dianoetischen Tugenden in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles“ Ausdruck, in der er nicht ohne Scharfsinn darzuthun sucht, daß die übliche Aufstellung der fünf dianoetischen Tugenden: Vernunft, Wissenschaft, Kunst, Weisheit, praktische Einsicht, nicht nur unsystematisch sei, sondern auch der Absicht des Aristoteles nicht entspreche. Die Vorlesungen Prantl's waren in der ersten Zeit seiner Lehrthätigkeit vorwiegend philologischen Inhalts. Eine oft gehaltene Vorlesung über die Geschichte der griechischen und römischen Philosophie bildete den Uebergang zur eigentlichen Philosophie und zu Vorlesungen über specifisch philosophische Gegenstände, wie über Moral. Darauf gestützt, erstrebte P. lebhaft den philosophischen Lehrstuhl, der durch den Tod seines ehemaligen Lehrers Andreas Erhard († am 27. November 1847) frei wurde. Man braucht nicht gleich mit Prantl's Biographen W. v. Christ auf die „Zeiten des Abel'schen Regiments“ sich zu berufen, um es erklärlich zu finden, daß der siebenundzwanzigjährige junge Mann, der erst drei Jahre Privatdocent war, nicht sofort ein Ordinariat erhielt. Aber für P., der nach desselben Christ Zeugniß „bei dem ausgesprochenen Idealrealismus seiner philosophischen Lebensrichtung durchweg die Schwärmerei des Ideologen von sich wies, besonders aber in seiner Gelehrtenlaufbahn mit größerer Ungeduld als andere Beförderung und Auszeichnung anstrebte“, mochte das Scheitern seiner Hoffnungen eine schmerzliche Enttäuschung bedeuten. Doch schon wenige Wochen darauf ward ihm eine Entschädigung zu Theil, freilich in der Art, daß er dadurch erst recht in den Streit der Parteien versetzt wurde. Unter dem neuen Ministerium war Ernst v. Lasaulx wegen seines Auftretens im Senat beim Abgang des Abel'schen Ministeriums von seinem Lehrstuhl entfernt. An seiner Statt wurde P. am 14. April 1849 zum außerordentlichen Professor ernannt, und zwar, wie es der Stelle und Prantl's bisherigen litterarischen Arbeiten entsprach, „zunächst für die Lehrvorträge der Philologie“.

Nunmehr suchte P. auch litterarisch sich als Philosophen zu erweisen. Während die Schrift: „Aristoteles über die Farben, erläutert durch eine Uebersicht der Farbenlehre der Alten“ (München 1849) — eine Ausgabe mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, sowie mit einer längeren, als fleißige Materialsammlung auch jetzt noch werthvollen geschichtlichen Zusammenstellung — noch ausschließlich philologischer Natur ist, sucht er in dem im gleichen Jahre erschienenen Werkchen: „Die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie“ durch eine längere kritische Auseinandersetzung und eine kurz skizzirte systematische Entwicklung seine Position als Philosoph dar-

zulegen. Der Standpunkt, welchen P. in dieser Schrift einnimmt, ist zwar im einzelnen weder der Hegel's noch der der Identitätsphilosophie des jungen Schelling. In der Grundanschauung jedoch, der Entwicklung des Absoluten im dialektischen Proceß durch Natur und Geist hindurch zum absoluten Wissen, in dem Objectives und Subjectives bewußt vereinigt sind, stimmt er mit dem Grundgedanken jener überein. Ablehnend dagegen verhielt sich P. in jener Zeit wie zeitlebens gegen jede Verbindung des Offenbarungsglaubens mit der Philosophie. Nicht nur gegen jede Beengung der philosophischen Bewegungsfreiheit durch das Dogma, nicht nur gegen confessionelle Bestrebungen in der Philosophie hat er sich stets aufs neue gewandt, sondern auch die spätere Philosophie Schelling's und der Schellingianer, die als „positive Philosophie" der rationalen oder „negativen" Philosophie eine Philosophie der Mythologie und Offenbarung entgegenstellte, ist ihm als „Mystik" durchaus widerwärtig. Aus dieser Gegnerschaft gegen die „positive Philosophie" des späteren Schelling dürfte es, wie nebenbei bemerkt sei, sich erklären, daß man die Philosophie Prantl's als „negative Philosophie" bezeichnete, eine Bezeichnung, die später freilich, als Schelling's „positive Philosophie" aus dem Gesichtskreis verschwunden war und andere Gegensätze sich geltend machten, wohl auch mißverstanden wurde. In München aber, wo Franz v. Baader gewirkt und auf die Hinwendung Schelling's zur positiven Philosophie einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte, wo Schelling's Traditionen nicht vergessen waren und Schüler von ihm Lehrstühle bekleideten, war auch am Ende der vierziger und in den fünfziger, ja noch in den sechziger Jahren der Geist der späteren Schelling'schen Philosophie weit verbreitet, nicht so sehr als reiner Schellingianismus, wie in verwandten Bestrebungen. Er verband sich zum Theil mit kirchlicher Rechtgläubigkeit, wie bei dem Mediciner Joh. Nep. v. Ringseis. War doch selbst Joseph v. Görres, auch nachdem er vom Pantheismus der Schelling'schen Identitätsphilosophie sich abgewandt hatte, doch stets innerhalb der Gedankenwelt der Schelling'schen Naturanschauung verblieben. Und auch der in Freising, München und Dillingen wirkende Martin Deutinger, dessen siebenbändige „Grundlinien einer positiven Philosophie" (1843/53) den Ausdruck „positive Philosophie" in kirchlich denkenden Kreisen befestigte, war nicht unbeeinflußt von Schelling. So stand P. in Gegensatz nicht nur zu den Theologen und zu der theologischen Censur seiner Lehre, sondern auch zu den außerhalb der theologischen Facultät verbreiteten Stimmungen.

Die Festrede, welche P. am 27. März 1852 in der Akademie der Wissenschaften über „die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie" hielt und in ausgeführter Form herausgab, verschärfte noch die Gegensätze. Zwar betont auch hier P. seine Gegnerschaft gegen Hegel. Aber doch verbindet ihn vieles mit diesem. Mit Hegel faßt er die Religion — die nicht mit Kant auf die Ethik zurückgeführt werden soll — als Vorstufe der Philosophie. Und wenn er jetzt sein System auch als „Anthropologismus" oder „Historismus" bezeichnete und damit den Schwerpunkt auf eine andere Seite hinübergleiten läßt, so sind durch die vorsichtigen Erörterungen hindurch doch auch seine alten Anschauungen noch zu erkennen. In der entschiedenen Ablehnung jedes Dualismus von Geist und Natur, von Idealem und Realem, in der Verwerfung einer außergöttlichen Materie — er polemisirt dabei u. a. gegen den ihm auch sonst höchst unsympathischen Schleiermacher — tritt der Monismus deutlich zu Tage. So wurde das Verhältniß zwischen P., der es auch seinerseits an bittern Reden nicht fehlen ließ, und seinen Gegnern ein sehr gespanntes. In der Presse und in Broschüren wurde P. als Pantheist und Gottesleugner bekämpft. Die theologische Facultät verwahrte sich gegen seine Thätigkeit und

verlangte in ihrer Majorität (der berühmte Orientalist Abt Haneberg ging hier nicht mit) eine Untersuchung und ein Einschreiten der Behörde. Wie die theologische Facultät, so hatte P. auch den größeren Theil des übrigen Professorencollegiums gegen sich. Dieser Stimmung entsprach der Ausgang der Sache. P. wurde im October 1852 auf das Lehrfach, für das er zunächst angestellt war, die griechische und römische Philologie beschränkt; philosophische Vorlesungen zu halten wurde ihm dagegen verboten. Ja es wurde ihm — was bei den eigenartigen Rechtsverhältnissen der bairischen Universitäten ja möglich war — im Falle des Ungehorsams Versetzung an ein Lyceum oder die gänzliche Quiescirung angedroht. Die nach den Stürmen von 1847/49 wieder zur Herrschaft gelangte Partei war gewillt, P. dasselbe Schicksal zu bereiten, wie es unter der entgegengesetzten Strömung wenigstens für einige Zeit E. v. Lasaulx betroffen hatte, dessen so erledigten Stuhl damals P. einnahm.

P. hat in jener Zeit sich in Wort und Schrift auf die Philologie und die rein geschichtliche Betrachtung der Philosophie zurückgezogen. Indeß auch in seiner rein philologischen Lehrthätigkeit gelangte er neben dem 1847 nach München zurückgekehrten Leonh. Spengel, neben dem reactivirten Lasaulx und neben dem 1853 an die Universität berufenen Karl Halm nicht recht zur Geltung. Fleißig schaffte er dagegen auf litterarischem Gebiete. Nicht von sonderlicher Bedeutung ist die „Uebersicht der griechisch-römischen Philosophie“ (Stuttgart 1854, ²1863), eine Frucht seiner Vorlesungen über den Gegenstand, bei der besonders die Darstellung der Stoa und noch mehr die des von P. als unphilosophische Mystik aus der Geschichte der Philosophie ganz herausgeworfenen späteren Platonismus und Neuplatonismus zu wünschen übrig läßt, während der Verfasser von dem von ihm hoch geehrten Aristoteles eine des wissenschaftlichen Interesses nicht entbehrende eigenartige Darstellung gibt. Das Werkchen war eigentlich eine von buchhändlerischer Seite veranlaßte Gelegenheitsschrift, verfaßt für die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinende Bibliothek deutscher Uebersetzungen griechischer Autoren. Solche Gelegenheitsarbeiten sind auch die Ausgaben und Uebersetzungen, mit denen sich P. an der Sammlung griechisch-deutscher Ausgaben von Engelmann in Leipzig und der Sammlung deutscher Uebersetzungen von Hoffmann in Stuttgart betheiligte. Sie erweisen P. als tüchtigen Gräcisten und sind an sich recht nützlich, bringen aber im übrigen weder nach der kritischen, noch nach der exegetischen Seite hin wesentliche Förderung und können mit den Aristotelischen Arbeiten von Trendelenburg und Bonitz nicht verglichen werden. Es sind griechisch-deutsche Ausgaben von Aristoteles Physik (1854) und von den Aristotelischen Büchern über das Himmelsgebäude und vom Werden und Vergehen (1857); ferner Uebersetzungen von Platos Phädon (1854), Phädrus (1854), Gastmahl (1855), Staat (1857), Apologie (1858). — Die eigentlich selbständige Arbeit Prantl's war in dieser Zeit der Geschichte der Logik zugewandt, deren systematischer Aufbau ihn schon lange beschäftigt hatte. Eine Vorarbeit war der Aufsatz: „Ueber die Entwicklung der aristotelischen Logik aus der platonischen Philosophie“, der 1853 in den Abhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurde. Im Jahre 1855 erschien dann der erste, das Alterthum behandelnde Band der „Geschichte der Logik im Abendlande“, mit dem P. das Hauptwerk seines Lebens, seine eigentliche Lebensarbeit, eröffnete.

Prantl's unausgesetzte Bestrebungen um Wiederzulassung zu philosophischen Vorlesungen und um Verleihung einer philosophischen Professur (eine solche war zweimal kurz nacheinander, 1854 und 1855, frei geworden) waren in Folge der — auch im Schoße der Universität — bestehenden Widerstände zunächst

mehrere Jahre lang ebenso vergebens, wie seine Bemühungen um die Verwandlung seiner außerordentlichen Professur in ein Ordinariat. Erst am 28. Januar 1857 wurde ihm die Abhaltung philosophischer Vorlesungen neben den philologischen wieder gestattet, und am 26. Juli 1859 wurde er auch zum Ordinarius befördert. Endlich wurde auch sein Wunsch, sich ausschließlich der Philosophie widmen zu können, erfüllt. Am 26. April 1864 wurde ihm, unter gleichzeitiger Entbindung von seinen Lehrverpflichtungen am philologischen Seminar, das Ordinariat der Philosophie übertragen. Zum außerordentlichen Mitgliede der bairischen Akademie der Wissenschaften war er schon im Jahre 1848, zum ordentlichen im Jahre 1857 erwählt. Seit 1873 bekleidete er zugleich die Stelle eines Secretärs in der philosophisch-philologischen Classe und hat in dieser Eigenschaft eine große Anzahl von Nekrologen gehalten, die in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlicht sind. Die preußische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1874 zum correspondirenden Mitgliede.

Mit der Ernennung zum Professor der Philosophie hatte P. die Stellung erreicht, in der er seine größte Wirksamkeit entfaltet und in Wort und Schrift einen weitgehenden Einfluß ausgeübt hat. Zwar eigentliche Schule hat er nicht gemacht, weder als Philosoph, noch als Philosophiehistoriker. Den Schwerpunkt seiner akademischen Lehrthätigkeit sah er in den allgemeinen Vorlesungen, auf die er, wie man aus der Autobiographie seines Schülers Spicker (Gideon Spicker, Vom Kloster ins akademische Lehramt. Schicksale eines ehemaligen Kapuziners. Stuttgart 1908, S. 87 f.) sieht, gleiches Gewicht legte, ob sie von einigen Wenigen oder von Hunderten von Zuhörern besucht wurden. Logik und Encyklopädie der Philosophie, Geschichte der Philosophie bis Kant und von Kant an, Rechtsphilosophie waren die Hauptvorlesungen. Die seminaristischen Uebungen dagegen, die er nach dem Vorbilde Trendelenburg's über Plato und Aristoteles, über Spinoza und Kant zeitweilig abhielt, gab er bald wieder auf; und auch sonst lag ihm die opferwillige persönliche Bemühung um den Einzelnen und seine wissenschaftliche Arbeit, durch die er in seinem eigentlichen Arbeitsgebiete, der Philosophiegeschichte, leicht hätte selbständige Schüler heranbilden können, ziemlich fern. Freilich kam wohl hinzu, daß er gerade auf dem Felde, auf dem seine bleibenden Verdienste liegen, nämlich dem der mittelalterlichen Philosophiegeschichte, zu dem Gegenstande selbst keinerlei inneres Verhältniß besaß, vielmehr des öfteren nachdrücklich betonte, daß er hier so viel Unnützes nur deshalb lese, damit Andere es nicht mehr zu lesen brauchten. Eine solche Auffassung der selbstgestellten Aufgabe konnte natürlich nicht zur Mitarbeit anlocken. Immerhin verdankten auf anderen Gebieten einzelne namhafte Philosophen P. mancherlei Anregung, wie namentlich Friedrich Jodl und Gideon Spicker, von denen freilich der letztere von der Richtung, die P. in seinen späteren Jahren vertrat — aus dem hegelianisirenden Metaphysiker war ein entschiedener Antimetaphysiker geworden — sich bald abwandte.

War in Prantl's schriftstellerischen Arbeiten das Philologische schon lange an die zweite Stelle gerückt, so ist seit der Zeit, wo ihm die Abhaltung philosophischer Vorlesungen wieder gestattet war, sein litterarisches Schaffen, wenigstens soweit es eigener Initiative entsprang, so gut wie ausschließlich auf die Philosophie gerichtet gewesen. Was er außerdem schrieb, war meist von außen angeregt; wie denn, nach Christ's Zeugniß, P. überhaupt gern zur Betheiligung an Unternehmungen, die von außen her an ihn herantraten, sich bereit finden ließ, vielleicht mehr, als im Interesse seiner selbständigen Pläne zu wünschen war. Solch fremder Anregung entsprang es, wenn P. noch ein=

mal kurze Zeit philologisch thätig war. Für die Teubnersche Bibliothek griechischer und lateinischer Autoren besorgte er Textausgaben einiger Aristotelischer Schriften: der Physik (1879), der Bücher De caelo und De generatione et corruptione (1881) und der drei pseudo-aristotelischen Werkchen De coloribus, De audibilibus und Physiognomica (1881). Mit Ausnahme der letzten beiden Schriftchen sind es wesentlich nur Wiederholungen früherer Arbeiten, alle ohne selbständige Bedeutung. Die geniale Intuition divinatorischer Kritik fehlte P. ebenso sehr, wie der Sinn für die Ordnung und Werthung der handschriftlichen Unterlage. — P., der in seinen Vorlesungen so viele künftige Lehrer vor sich gesehen hatte und in der Zeit seiner Thätigkeit am philologischen Seminar in unmittelbarer persönlicher Beziehung zu so vielen stand, hatte sich ein lebhaftes Interesse für das Unterrichtswesen bewahrt. So lieferte er gern für die „Bavaria“ (I. 1860) einen Beitrag: „Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts in Baiern“. Auf das Gebiet der Universitätsgeschichte führt der Aufsatz: „Ueber eine Parteispaltung an der Universität Ingolstadt“ (Sitzungsber. d. bair. Ak. 1863 I.). Mit der Universitätsgeschichte in höherem Stile sich zu befassen, wurde er durch einen äußeren Umstand veranlaßt. Es war seitens der Universität beabsichtigt, zur vierhundertjährigen Jubelfeier der bairischen Landesuniversität eine größere Festschrift erscheinen zu lassen. P. wurde im Jahre 1868 durch das Vertrauen des Senates mit der Abfassung derselben betraut. Mit Energie besorgte er die Ordnung des Universitäts-Archivs, durcharbeitete dasselbe wie auch das Münchener Archiv-Conservatorium, und pünktlich erschien die „Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München“ (München 1872) in zwei starken Bänden, von denen der erste die Darstellung, der zweite die (fast ausnahmslos bis dahin ungedruckten) Urkunden sowie einen biographisch-bibliographischen Theil enthielt: neben der „Geschichte der Logik“ Prantl's zweites Hauptwerk. Dasselbe brachte P. auch äußere Anerkennung. Aus Anlaß der Stiftungsfeier erhielt er laut Ministerial-Entschließung vom 6. August 1872 das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone und damit das Recht, sich in die bairische Adelsmatrikel eintragen zu lassen.

Das Werk gibt Zeugniß von einer gewaltigen Arbeitskraft und einer unermüdlichen Sorge um das Große und um das Kleine und Kleinste. Es wird, nicht zum wenigsten wegen seiner reichen Urkundensammlung und wegen seiner biographischen und bibliographischen Nachrichten, stets eine höchst schätzenswerthe Fundgrube für die Geschichte der Universitätsverfassungen und für die Gelehrtengeschichte sein. Manchmal auch, wie bei der Darstellung der humanistischen Periode, geht es in dankenswerther Weise über den engeren Rahmen der Universitätsgeschichte hinaus und bringt Zusammenstellungen von allgemeinem culturgeschichtlichen Inhalt. Freilich werden diese Vorzüge durch verschiedene Mängel nicht unerheblich beeinträchtigt. Es fehlt dem Verfasser einigermaßen an der Fähigkeit zu anschaulicher Synthese. Er versteht es nicht, die jedesmalige Epoche in ihrer Eigenart vor uns lebendig zu machen. Statt dessen handelt er in stets gleicher Weise nach einem abstrakten Schema an der Hand der Urkunden die verschiedenen Punkte ab, nach denen gefragt werden kann. Sein Geist ist zu starr, um sich in das Fremde einzufühlen und es so nachempfindend und nachschaffend in seiner Eigenart anschaulich vor uns hinzustellen. Damit ist ein zweiter Mangel schon gegeben, der auch sonst bei P. hervortritt. Seine Darstellung entbehrt der reinen Objectivität, die sich in erster Linie bemüht, das Vergangene aus seinen eigenen Bedingungen heraus zu verstehen und in seiner relativen Bedeutung zu würdigen. Gewiß hat auch der Historiker nicht nur Thatbestände fest-

zustellen, sondern auch sie zu werthen. Er hat nicht nur für die Auswahl und Sichtung des Stoffes Werthmaßstäbe anzulegen, sondern es gehört auch die Abgabe von subjectiven Werthurtheilen zu seiner Aufgabe. Aber diese subjectiven Werthurtheile dürfen weder eine objective Würdigung verhindern, noch, wie bei P., zu einem fortwährenden Dreinreden ausarten. Jenes unablässige Kritisiren, das zudem im Tone sich nur zu häufig aufs ärgste vergreift, wirkt nicht nur störend selbst bei dem, der sachlich mit P. übereinstimmt; es hat leider auch nicht selten zu Ungerechtigkeiten im Urtheil und zur Einseitigkeit in der Auswahl dessen, was dargestellt und was übergangen wird, geführt. Schon Leonhard Spengel hatte in einem Facultätsgutachten über den ersten Band der „Geschichte der Logik" tadelnd auf die vielen überflüssigen Ausfälle in dem Buche hingewiesen: eine Eigenthümlichkeit, die auch für Prantl's mündliche Vorträge charakteristisch war (Spicker S. 76). Im Alterthum sind es besonders die Stoiker und Neuplatoniker, auch Cicero, die seinen Grimm tragen müssen; im Mittelalter sind es die Lateiner (im Gegensatz zu den Byzantinern) im allgemeinen und die Theologen insbesondere; in der Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität sind es die Jesuiten. Ein sehr großer Theil dieses Buches ist Prantl's Auseinandersetzung mit den Jesuiten. Sie dienen ihm zur Periodisirung der geschichtlichen Entwicklung; die Streitigkeiten zwischen ihnen und den übrigen Lehrern, insbesondere den Juristen, werden bis in die kleinsten Katzbalgereien verfolgt. Nun hat P. gewiß Recht mit dem Vorwurf, daß der durch die Obern veranlaßte fortwährende Wechsel der jesuitischen Lehrer einer ruhigen Entwicklung nicht förderlich war, Recht auch wohl damit, daß die Zwiespältigkeit in der Organisation eine nothwendige Quelle von Mißhelligkeiten war; wer wollte überhaupt den dominirenden Einfluß des Ordens auf die gesammte bairische Landesuniversität für glücklich halten? Aber wenn P. stets wieder von „Vergiftung der Universität durch die Jesuiten", von „jesuitischem Verderben" und „jesuitischem Unheil" sprach und für die jesuitischen Lehrer das Schlagwort „Jesuiten-Nullen" prägte — neben denen er indeß Männer wie einen Scheiner, einen Gretser, einen Balde durchaus anerkannte —, so sprach daraus nicht der objective Historiker, sondern der Parteimann. Begreiflich ist es schon, daß sich dagegen in Baiern eine lebhafte Bewegung erhob, und es ist nur zu bedauern, daß die Ausgestaltung der Schrift zur Parteischrift die Freude an der vielen soliden Arbeit, die darin steckt, nothwendig beeinträchtigen muß. — Von Prantl's anderen historischen Arbeiten war die Festrede zur Vorfeier des Wittelsbachjubiläums im Jahre 1880: „Das Wittelsbachische Regentenhaus und die Ludwigs-Maximilians-Universität" eine Frucht seiner Studien für die Festschrift. Die zahlreichen Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie und in Bluntschli's Deutschem Staatswörterbuch dagegen betreffen durchweg Philosophen und Philosophiegeschichte und gehören darum zu Prantl's eigentlichem Arbeitsgebiet, der Philosophie und der Philosophiegeschichte. Wenden wir uns nunmehr zu diesem.

Gewissermaßen Prantl's Abschiedsgruß an die Philologie, zugleich aber auch an die Philosophie seiner Jugend ist die Friedrich v. Thiersch, „dem Lehrer der Lehrer", zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmete Festschrift: „Die Philosophie in den Sprichwörtern" (München 1858). Es ist eine wunderliche Mischung hegelianisirender Abstraktionen in abstrusester Terminologie und philologischer Untersuchungen. P. sucht darin zu zeigen, daß die philosophische Funktion des menschlichen Geistes schon im volksthümlichen Sprichwort zu erkennen sei. Denn wenn die Philosophie die Identität des Realen und Idealen in vermittelter Weise erfasse, indem sie durch die gesammte uns zugängliche Welt der Natur und des Geistes hindurch den dialektischen Proceß der Vereinigung,

Entzweiung und Rückvereinigung verfolge, so leiste das wahre Sprichwort dieses in unmittelbarer Weise. In einem solchen nämlich, z. B. „Auf einen Hieb fällt kein Baum“, „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache“, fasse der einzelne Fall unmittelbar, wie durch einen ursprünglichen Instinkt, die analogen Fälle zusammen. Während die Philosophie das Ideale und Reale mittelbar vereine, treffe dagegen auf diese Weise „im Sprichwort die wesentliche Allgemeinheit und Einheit des Idealen einerseits, und die wesentliche Einzelnheit und Vielheit des Realen andererseits in unmittelbarer Weise zusammen“. In der aus dem Sprichwort erwachsenen allgemeinen Sentenz sei darum auch historisch bei den Sieben Weisen Griechenlands der Anfang der Philosophie gegeben. Für den modernen Leser, der aus der Psychologie der Sprache und des Volksgeistes das Verständniß derartiger Erscheinungen zu gewinnen sucht, sind solche Geistreichigkeiten ungenießbar geworden. Aber die Schrift ist gleichwohl nicht ohne historisches Interesse. Sie zeigt, wie lange das Bestreben der Romantik und Hegels nachwirkt, den ganzen Culturbesitz der Menschheit in den Zusammenhang eines Alles umfassenden Systemes des Geistes einzufangen. Zugleich aber läßt sie deutlich erkennen, wie dieses Bestreben trotz alles Berechtigten und Tiefsinnigen darin doch immer wieder zu qualvollen Vergewaltigungen und zum Spiel mit bloßen Analogien führt, nicht anders, wie dies bei der constructiven Naturphilosophie der Fall gewesen. So ist die Schrift ein zeitgeschichtliches Document. Für P., dessen nüchtern verständiger Sinn jene ganze Richtung zuletzt doch wie etwas Angequältes empfinden mußte, wurde die Schrift gewissermaßen wie eine Krisis. Wenngleich er den „Idealrealismus“ auch in der Folge noch stets vertreten hat, so gewinnt derselbe doch allmählich einen anderen Sinn. Von der „absoluten Philosophie“ wendet er sich mehr und mehr ab und wird allmählich zum Antimetaphysiker, der zuletzt nur noch im abweisenden Sinne von der „sogenannten Metaphysik“ redet (in der Abhandlung über die mathematische Logik, 1886).

Eine allgemeine Weltanschauungsfrage behandelt die Rede über „die Berechtigung des Optimismus“, mit der P. 1879 sein Rectorat antrat. Gegenüber dem Schopenhauer-Hartmann'schen Pessimismus, der in den siebziger Jahren anfing Mode zu werden, weist er hin auf die idealen Werthe des Lebens, insbesondere auf den Werth der Arbeit, um das junge Geschlecht zu freudiger Zuversicht im Lebenskampfe anzufeuern, nach des Dichters Wort: „Erst dann genieß ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag auf's neu erbeute.“ Im übrigen concentrirt sich jetzt sein Interesse mehr und mehr auf das, was von Anfang an seinem selbständigen philosophischen Arbeiten Richtung gab, auf logische, methodologische und erkenntnißtheoretische Fragen, wie denn auch die Vorlesung über Logik und Encyklopädie der Philosophie sein vielbesuchtes Hauptcolleg wurde. Doch liebte er es auch jetzt, nach dem Muster seiner logischen Jugendschrift vom Jahre 1849, in die Behandlung der logischen Fragen Erörterungen allgemeinerer Art einzuflechten, aus denen sein philosophischer Standpunkt, wie auch G. Spicker (Zeitschr. für Philos. und philos. Kritik Bd. 69 S. 165) hervorhebt, für den Kundigen deutlich erkennbar ist. So vor allem in den „Reformgedanken zur Logik“ (Sitzungsber. d. bair. Ak. d. Wiss. 1875 I), in denen er entsprechend dem „Ideal-Realismus“ seines Systems, die Idee seiner sprachlichen Logik näher zu begründen sucht. Die Abhandlung über „Verstehen und Beurtheilen“, eine Festgabe zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum von Leonhard Spengel (München 1877), gibt den Inhalt eines Capitels aus seiner Vorlesung über Logik und Encyklopädie wieder, nämlich der zwischen Logik und Encyklopädie eingeschobenen Methodologie. In Prantl's

Nachweis der Verkettung der psychischen Funktionen beim Auffassen steckt an sich manche feine Bemerkung. Der Leser von heute freilich, der solche allgemeine Fragen vom psychologischen Standpunkte der Associationstheorie aus zu betrachten gewohnt ist und die eigentliche Methodenlehre im Zusammenhange mit der Methodik der einzelnen Wissenschaften weniger abstract gestaltet, weiß mit dem zopfigen Schematismus nichts anzufangen, der ihn nach dem Dreischlag zuerst beim Verstehen durch die drei Stufen: Allgemeines, Individuelles, Allgemeines im Individuellen führt, dann beim Beurtheilen wieder durch die drei gleichen Stufen, um ihn endlich bei der Synthesis von Verstehen und Beurtheilen landen zu lassen. Eine seitdem oft behandelte logische Frage bespricht der Aufsatz: „Ueber das Sprachmittel der Negation" (Stzber. d. b. Ak. 1869 II). Der Aufsatz: „Die mathematische Logik" (ebd. 1886), Prantl's letzte Arbeit, bringt seine kritische Auseinandersetzung mit einer damals von England und Nordamerika her sich auch nach Frankreich und Deutschland verbreitenden logischen Richtung. — Erkenntnißtheoretische Studien werden in der Abhandlung: „Zur Causalitätsfrage" (Stzb. d. b. Ak. 1883) geboten. Durch Heranziehung eines reichen Materials sachlicher Beispiele aus den verschiedensten Wissenschaften, u. a. auch aus der des Rechtes, erhält der Aufsatz zugleich methodologische Bedeutung. Die Erörterungen über den Zweckbegriff in der Natur sind interessant als Versuch, unter Abweisung alles Anthropomorphistischen dem Zweckbegriff doch eine objective Bedeutung zu sichern.

Die erfolgreichste Hauptarbeit Prantl's aber lag auch in dieser Zeit auf philosophiegeschichtlichem Felde. Hatte der 1855 erschienene erste, das Alterthum behandelnde Band seiner „Geschichte der Logik im Abendlande" eine bereits vielfach bearbeitete Periode zum Gegenstande, wenngleich der specifisch logische Stoff auch hier fast überall neu aus den Quellen geschöpft werden mußte, so galt es nun beim Uebergange zum Mittelalter einen noch wenig bebauten Boden in Angriff zu nehmen, auf dem bis dahin fast nur französische Gelehrte, denen die Schätze der Pariser Bibliotheken („Parisius quae est civitas philosophorum", sagte Albert d. Gr. De natura locorum tr. 3 c. 2) zu Gebote standen, als selbständige historische Forscher thätig gewesen waren; und je mehr die Arbeit vorrückte und der späteren Scholastik sich zuwandte, desto mehr war es nöthig, aus unzähligen alten Drucken der Münchener Hof- und Staatsbibliothek ein wissenschaftliches Neuland zu erobern. P. hat diese Arbeit mit bewundernswerthem Fleiße geleistet; auch mit großer Selbstentsagung, da ihm der Stoff so unsympathisch wie möglich war — wofür er sich denn freilich in unablässigem Tadel Luft macht, der nicht selten in einen merkwürdigen polternden Ton verfällt. In den fünfzehn Jahren von 1855 bis 1870 vollendete er die dem ersten folgenden drei das Mittelalter behandelnden Bände seiner Geschichte der Logik (II Leipzig 1860, III 1867, IV 1870), von denen der der Frühscholastik gewidmete Bd. II 1885 noch einmal in erweiterter Form zum Abdruck kam. Schon wegen der ungeheuren Fülle des hier in concisester Form verarbeiteten Materials wird Prantl's Logik des Mittelalters, deren sachliche Würdigung für den Schluß dieses Artikels aufbewahrt sei, noch lange in der wissenschaftlichen Forschung lebendig bleiben, wenn vielleicht auch die Mehrzahl seiner sonstigen Arbeiten nur noch ein geschichtliches Interesse erregen kann. — Um die Geschichte der mittelalterlichen Logik gruppiren sich mehrere Aufsätze, welche der Vorbereitung oder Ergänzung des Hauptwerks dienen. Es waren die Aufsätze „Ueber den Abt Wilhelm von Hirschau" (Stzb. d. b. Ak. 1861 II) — freilich ein Fehlgriff, da die in dem von P. benutzten Basler Drucke dem Wilhelm von Hirschau beigelegte Schrift in Wahrheit Wilhelm von Conches

zum Verfasser hat und darum auch der von P. behauptete vereinzelte Einfluß, den die arabische Wissenschaft auf Deutschland schon im 11. Jahrhundert ausgeübt haben sollte, ein Trugbild war —; „Ueber den Universalienstreit im 13. und 14. Jahrhundert“ (ebd. 1864 II), sowie eine kritische Auseinandersetzung mit Thurot und Val. Rose: „Michael Psellus und Petrus Hispanus“ (Leipzig 1867). — P. scheint die Absicht gehabt zu haben, sein Werk noch über den Ausgang des Mittelalters hinaus durch die Periode der Renaissance und der neu sich entwickelnden mathematischen und exakten Wissenschaften hindurch bis auf die Zeit von Descartes durchzuführen. Daraus ist leider nichts geworden. Doch haben wir dankenswerthe Vorarbeiten dazu: „Galilei und Kepler als Logiker“ (Stzb. d. b. Ak. 1875 II) und eine Abhandlung „Ueber Petrus Ramus“, den Gegner der aristotelischen Logik (ebd. 1878 II). Auf „Die zwei ältesten Compendien der Logik in deutscher Sprache“ — von Fuchsperger von Ditmoning (Augsburg 1523) und von M. W. Bütner (Eisleben 1574) — hatte P. schon früher hingewiesen (Abh. d. b. Ak. 1856). — Kleinere Aufsätze über „Daniel Wyttenbach als Gegner Kants“ (Stzb. 1877) und über „Leonardo da Vinci in philosophischer Beziehung“ (ebd. 1885) zeigen die Vielseitigkeit von Prantl's philosophiegeschichtlichen Interessen.

So war P. als Lehrer, wie als Schriftsteller bis zu späteren Jahren rastlos thätig. Der Heimathsuniversität, an der er herangewachsen war und an der er festen Boden gewonnen hatte, blieb er treu. Einen Ruf nach Leipzig lehnte er ab, wofür die Amtsgenossen ihm den Dank der Universität durch Erwählung zum Rector für das Jahr 1879/80 abstatteten. Auch eines glücklichen Familienlebens erfreute er sich und erlebte noch das Emporkommen seines 1849 geborenen Sohnes Karl, eines hervorragenden Botanikers, der leider früh (1893) als Professor in Breslau gestorben ist. Erst in den letzten Jahren trat Krankheit und häusliches Leid unter den Seinen an ihn heran. Doch las er noch rüstig im Sommersemester 1888 bis zum Schluß. In den Ferien, auf einem Landaufenthalt in Oberstdorf im Allgäu, traf ihn ein Schlaganfall, dem er am 14. September 1888 erlag. —

Was noch übrig bleibt, ist eine Analyse von Prantl's Entwicklungsgang als Philosoph und eine Würdigung seiner philosophiegeschichtlichen Arbeiten. Als Philosoph war P. kein genialer Geist von ursprünglicher Eigenart und spontan hervorbrechender Triebgewalt. In kritischer Orientirung und kritischer Auseinandersetzung an und mit den ihn umgebenden Geistesrichtungen hat er seine Welt- und Lebensanschauung entwickelt. Nur auf einem Specialgebiete, der Logik, entwarf er, wenn auch nicht ohne Vorgänger, so doch in selbständiger Durchführung, einen eigenen Plan; die großen Linien seines Denkens dagegen erinnern überall an Bekanntes. Nicht als ob er Anhänger irgend einer Philosophenschule gewesen wäre; aber die Kraft seiner geistigen Bethätigung zeigt sich doch mehr in der Synthese des Vorhandenen und in der Durcharbeitung und Modification im einzelnen, als daß es ihm gelungen wäre, ein wahrhaft Ursprüngliches zu geben. Will er in der Gedächtnißrede auf Trendelenburg doch auch nicht darin die allumfassende Aufgabe der Philosophie erblicken, daß sie neue Systeme aufstelle; vielmehr liegt ihm dieselbe „in einer möglichst tiefen Verwerthung der reichen Errungenschaften aller bisherigen Philosophie und der Förderung des idealen Sinnes“. Und da nun die geistige Umwelt während Prantl's Entwicklungsgang sich wandelte, so hat auch sein Denken tiefgreifende Wandlungen erfahren. So ist Prantl's philosophische Entwicklung interessant als Spiegel der Umwandlungen, welche die allgemeine Denkweise in Deutschland in der Zeit von der Herrschaft des Hegelschen Systems bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts erfuhr.

Sein erstes philosophisches System bietet P. als Skizze in der Schrift über die Bedeutung der Logik (1849). Sie zeigt ihn noch ganz unter dem Einfluß der Hegel'schen Strömung stehend. Trotz aller Aenderungen in der Terminologie und trotz mancher sachlichen Verschiedenheiten im Einzelnen erkennen wir doch überall die Grundlinien und die Denkmittel der herrschenden Zeitphilosophie. Nur gegen die Construction des Historischen durch apriorische Ableitung hat er von allem Anfang an sich ablehnend gestellt und Hegel die Unfähigkeit vorgehalten, Natur, That und Wollen anders als durch Sprünge und Lücken zu erklären. Nicht zu eigen gemacht hat er sich auch die besonderen Kategorien der Hegel'schen Logik, auf die er wenigstens nirgendswo eingeht. Aber von der Möglichkeit, alles Allgemeingesetzliche in der Natur und der Geisteswelt in den Zusammenhang eines Gesammtsystems einzufügen und dieses System in Form einer Entwicklung des Absoluten zu deduciren: von dieser Grundtendenz der Hegel'schen Strömung, auf deren Durchführung ihr Urheber eine imponirende Geistesarbeit verwendet hatte, ist auch er ganz erfüllt. Und wie bei Hegel, so dient auch bei ihm der in formelhaft stets gleichem Gange voranschreitende „dialektische Proceß" diesem Zwecke. Natürlich soll auch bei ihm dieser „dialektische Proceß" die naturgeschichtliche und geistesgeschichtliche Entwicklung nicht nach ihrem historischen Verlauf bewirken, sondern nach ihrem inneren Sinn verstehen lehren. Wenn P. für die Stufen dieses Processes statt der sonst üblichen Bezeichnungen Thesis, Antithesis, Synthesis den Dreischritt von Synthesis, Thesis und Antisynthesis setzte — er erklärte das später (Philos. i. d. Sprichw. 8) als unmittelbares Vereinigtsein, Heraustreten zur Besonderung und Rückvermittelung —, so war dies gerade keine Verbesserung. Jener dialektische Proceß nun soll die Formel für die Totalentwicklung des Seins enthalten. Es soll durch ihn ebensowohl der universale Verwirklichungsproceß, wie die Verwirklichung der besonderen Stufen begriffen werden. Ausgegangen ist P. dabei, ähnlich wie schon der junge Schelling in seiner Identitätsphilosophie, von dem Absoluten als der ursprünglichen Einheit von Object und Wissen, von unbewußtem und subjectivem Vernünftigem, von absoluter Substanz und von dem „Sich-als-absolute-Substanz-wissen", oder kurz von Natur und Geist. Später (z. B. in „Philos. d. Sprichw.") sprach er statt dessen lieber von der ursprünglichen Synthesis des Idealen und des Realen, die den Impuls ihrer Verwirklichung in sich trage. Die Entwicklung des Absoluten erfolgt durch drei Ideen, die im abstracten Begriffsjargon der Zeit das Sichverschiedensetzen, das Inverhältnißsein und das Sichmitsichidentischsetzen heißen und in räthselhafter Weise mit den „populären Begriffen" des Schönen, Wahren und Guten identificirt werden. Indem diese Ideen nach zwei Seiten thätig sind, nach der unbewußten und der bewußten, entwickelt das Absolute sich nach den zwei Seiten der Natur und des Geistes. So lange diese Entwicklung der Ideen (der dialektische Proceß) im Reiche des reinen Gedankens verbleibt, so lange ist sie zeit- und raumlos. Aber der Proceß — wir werden wieder lebhaft an Hegel erinnert — verbleibt nicht im Reiche des Alles noch einenden reinen Gedankens; er kommt zur Erscheinung in einer unterschiedlichen Vielheit. Hier untersteht er dem Raum und der Zeit, dem ersteren als der Offenbarung der ewigen Substanz, der zweiten als der Offenbarung des ewigen Wissens. So kommt es im Gegensatz zur Zeit- und Geschichtslosigkeit des Absoluten in den beiden Entwicklungsreihen der Natur und des Geistes zu einer Geschichte.

Wie Natur und Geist im Absoluten, dem Ausgangspunkte der Entwicklung, ihre ursprüngliche und absolute Synthesis haben, so kommt die Entwicklung durch die Entzweiung (Thesis) hindurch zu einer neuen Einheit, der Antisyn-

thesis. Diese neue Einheit von Natur und Geist ist der Mensch. Im Menschen kann der dialektische Proceß nicht still stehen. Zuerst muß die wesenhaft in ihm liegende Vereinigung von Natur und Geist auch in die Erscheinung treten. Das geschieht in der Sprache, in der das naturhafte äußere Wort und der innere geistige Gedanke vereinigt sind als zwei Seiten eines an sich Identischen. Hier ist der Ort, wo Prantl's Sprachphilosophie einsetzte. Weiterhin muß die menschliche Entwicklung in die zwei Seiten, Natur und Geist, auseinanderfallen, um so durch die Entzweiung hindurch wieder zu höherer Rückvereinigung zu gelangen. So ist in der Menschheitsentwicklung eine Doppelreihe, eine äußere und eine innere. Der äußere Entwicklungsproceß, welcher der Natur im Menschen entspricht, vollzieht sich in den drei Momenten: Familie, Cultus und Staat; der innere, dem Geiste entsprechende in der Dreiheit von Kunst, Religion und Wissenschaft. Aber da immer das durch die Entzweiung herbeigeführte zweite Glied nur dazu da ist, um zu dem die neue Einheit enthaltenden dritten hinüber zu führen, so sind die drei Momente jeder Reihe nicht gleichgeordnet. Das mittlere ist in das letztere „zurückzunehmen", der Cultus in den Staat, die Religion in die Wissenschaft. Dieses „Zurücknehmen", so verlangt es die Formel des dialektischen Processes, darf aber bei dem letzten jener Glieder, der Wissenschaft, nicht auf das unmittelbar ihr voraufgehende Glied beschränkt bleiben. Es muß sich vielmehr auch auf die ganze voraufgehende Entwicklung erstrecken. So wird das Objective — eben jene Entwicklung — in bewußter Weise mit dem Subjectiven — der Wissenschaft — vereinigt und es entsteht so eine neue Synthese, das Wissen. Das Wissen aber verwirklicht sich in sprachlicher Form. Auf diese Weise gelangt die ursprüngliche Synthesis der Sprache, in der die Einheit von Natur und Geist im Menschen zuerst in die Erscheinung trat, und die höhere Synthesis des Wissens abermals zu einer neuen Vereinigung. Doch damit ist der dialektische Proceß noch nicht zu Ende. Wie die Sprache in die Einzelsprachen der verschiedenen Völker zerfällt, so gliedert das Wissen sich in die Vielheit der Wissenschaften: in die Mathematik als das „Wissen um die Idee der mit sich identischen Zeiträumlichkeit selbst", in die Wissenschaft von der Natur und in die Wissenschaft vom Geiste oder die Geschichte. Aus dieser Getheiltheit und Diremtion aber stellt sich die höhere Einheit wieder her. Das ist die absolute Synthesis, in welcher der dialektische Proceß vollendet ist, nämlich die Philosophie des Menschengeschlechts.

Es ist leicht ersichtlich, wie hier im wesentlichen Gedanken wiederholt werden, welche der constructiven Philosophie der nachkantischen Periode überhaupt eigen waren. Insbesondere klingt, trotz mancherlei Verschiebungen im Einzelnen, Hegel überall an. Ein Unterschied freilich tritt bereits hier hervor. Familie, Gesellschaft, Staat sind bei Hegel als Formen der substantiellen Sittlichkeit Entwicklungsstufen des Geistes, u. zw. des objectiven Geistes, wie Kunst, Religion und Philosophie solche des absoluten Geistes. Bei P. dagegen gehören Familie, Cultus (der wenig organisch an die Stelle der Hegel'schen Gesellschaft gesetzt wird) und Staat nicht der Entwicklung des Geistes, sondern der Entwicklung der Natur im Menschen an. Sie sind die Stadien der äußeren Entwicklungsreihe, während erst Kunst, Religion und Wissenschaft als Stadien der inneren Reihe die Stufen des Geistes im Menschheitsleben ausmachen. Schon hier tritt die stärkere Betonung des Materiellen gegenüber der Hegel'schen idealistischen Geistesphilosophie deutlich hervor. Ob sich der Einfluß der Identitätsphilosophie des jungen Schelling hier geltend macht? Oder vielleicht der Spinozas und seiner Lehre vom Parallelismus in der Entwicklung der beiden Attribute der einen Substanz, Ausdehnung und Denken, vermöge welches

Parallelismus Ordnung und Verbindung der Ideen dieselbe ist, wie die der Dinge (res), d. h. der Körper? So würde es sich wenigstens am besten erklären, daß P. später sein System mit Vorliebe mit einem zu jener Zeit auch bei Anderen beliebten vieldeutigen Worte als „Idealrealismus“ bezeichnete. Denn bei P. soll der im „Idealrealismus“ steckende „Realismus“ nicht bloß ein transubjectives Sein außerhalb des Bewußtseins anerkennen, sondern er will dieses Sein im Gegensatz zu der geistigen Welt des Idealen als ein materielles fassen, so daß der „Idealrealismus“ die Vermittlung der beiden Extreme Geist und Materie sich zur Aufgabe stellt. Freilich gehört die schärfere Betonung der materiellen Seite erst Prantl's späterer Philosophie an.

Noch in der Schrift über „die Philosophie in den Sprichwörtern“ (1858), die echt Hegelisch einen Beitrag zur „Phänomenologie des menschlichen Geistes“ liefern will (S. 6), gibt P. einen Abriß dieses Idealrealismus. Aber freilich hat sich da der Gehalt desselben gegenüber seiner neun Jahre früher vertretenen Form schon wesentlich verschoben. Den Gang und Sinn dieser Verschiebung ersehen wir aus der Festrede über „die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie“ vom Jahre 1852. Zweck dieser Abhandlung ist es, den Idealrealismus in kritischer Auseinandersetzung mit den Extremen des Idealismus und des Realismus zu begründen. Der subjective Idealismus vernachlässigt das Concrete und ist darum „antihistorisch“; der empiristische Realismus verliert die ideale Triebfeder und kann darum nicht dem ganzen Menschen genügen, ist „antimenschlich“. Nur der Idealrealismus verwirklicht beide Aufgaben; er wahrt das Ideale und läßt doch das Allgemeine nur in seiner Entfaltung im Particulären und Vielen als wirklich gelten. Was nun der Inhalt dieses, Idealismus und Realismus vereinenden Systems sein solle, das hat P. in jener Abhandlung im einzelnen freilich nicht entwickelt. Nirgendwo nimmt er Ausführungen der älteren Schrift zurück, und vieles weist darauf hin, daß er die Grundzüge des Systems von damals auch jetzt noch inhaltlich festhält. Und doch hat sich im Geiste des Ganzen eine große Veränderung vollzogen. Völlig neue Momente drängen sich vor und zeigen, wie sehr Prantl's Gedanken im Fluß waren. Der tiefste Grund dafür liegt darin, daß P. nunmehr nicht mehr mit der Schelling-Hegel'schen Philosophie beim Absoluten beginnt, sondern daß er seinen Ausgangspunkt vom Menschen nimmt. Die allgemeinen metaphysischen Gedanken heben nicht mehr mit dem Absoluten an, um beim Menschen und dem Menschheitsleben zu endigen, sondern sie gehen vom Menschen aus rückwärts. Man verspürt deutlich den Einfluß Ludwig Feuerbach's, dessen Einseitigkeit ihm zwar nicht gefällt, auf den als Wegweiser er aber selbst deutlich hinweist (S. 21, 29). Weil im Menschen — die Sprache als „umfassendste Erscheinung der Identität des Idealen und Realen“ (S. 32) beweist es — eine Einheit von Idealem und Realem ist, so vereint die vom Menschen als ihrer Grundlage ausgehende Weltanschauung Ideales und Reales. Dieser wahren Menschennatur werde sein System gerecht, und daher nennt er es nunmehr „Anthropologismus“. Indem aber P. jetzt vom Menschen ausgeht, werden bei ihm, so sehr er auch noch mitten in der Metaphysik steht, doch zugleich auch antimetaphysische Motive lebendig. „Der Mensch als solcher kommt über den Menschen nicht hinaus“ (S. 31). „In schlechthiniger Objectivität“, heißt es bei ihm, „werden Gott, Unsterblichkeit und Weltganzes, der Gegenstand der drei unmöglichen Wissenschaften Kant's, nie gewußt. In diesem Sinne kann die Philosophie nie mehr hinter Kant zurückfallen.“ Auch auf Trendelenburg's Polemik gegen Hegel beruft er sich. Er kann es wohl verstehen, „warum in neuester Zeit“ (das schrieb Prantl 1852, also lange bevor E. Zeller im J. 1862 den Ruf „Zurück auf Kant“ erhob) „zuweilen

der Gedanke ausgesprochen wurde, der Philosophie thue vor allem eine Rückkehr zu Kant, aber zugleich auch zu Aristoteles, welcher mit Kant zu verbinden sei, Noth" (daß „von der ganzen Philosophie nur Aristoteles und Kant übrig blieben, auf die man immer wieder zurückkäme", war auch später Prantl's Meinung; vgl. Spicker S. 109). Der philosophirende Mensch, betont P. ähnlich wie Feuerbach, „denkt alles nach Menschen-Maß sub specie aeterni." Darum nennt er anderswo (Ueber die Entw. d. arist. Log. u. s. w. [1853] S. 6) einmal den Satz des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, die „magna charta" des Anthropologismus.

Aber, fragt es sich, wie kommt der Mensch überhaupt zum Philosophiren? Indem P. diese Frage sich stellt, wird er auf die Bestimmung des Verhältnisses der Philosophie zu Kunst und Religion geführt. Vor aller mittelbaren Erfassung des Idealen im Realen, wie die Philosophie sie erstrebt, liegt die unmittelbare, nicht reflectirende Erfassung desselben durch die Kunst und durch die Religion. Die Religion ist nicht, wie Kant wollte, mit der Sittlichkeit identisch. Sie ist ebensowenig eine abstracte Idee, etwa die der Humanität. Sie erfaßt vielmehr in symbolischer Unmittelbarkeit die Einheit des Idealen und Realen. Indem nun aus dem unmittelbaren religiösen Bewußtsein das vermittelte Wissen hervorgeht, wird die Religion die Mutter der entwickelten Intelligenz. Kunst, Religion und Wissen, die drei Phasen des geistigen Entwicklungsprocesses im Menschheitsleben, stehen nicht gesondert neben einander. Ein und derselbe ideale Impuls vielmehr bethätigt sich auf all diesen Stufen in continuirlichem Fortgange. Damit glaubt P. nun auch den Inhalt der Religion (deren Zurückführung auf das Gefühl durch Schleiermacher er entschieden mißbilligt) in das Wissen aufnehmen zu können. Trotz aller Anerkennung Kant's will er die theoretische Erkenntniß von Gott, Unsterblichkeit und Universum nicht aufgeben. Freilich ist diese Erkenntniß niemals eine absolute, im Sinne des absoluten Wissens bei Hegel. Sie bleibt eben immer eine menschliche, und zwar entspricht sie der jedes Mal erreichten Stufe der historischen Entwicklung. Der „wahre Anthropologismus" erkennt an, daß durch die Continuität des „idealen Impulses" Gott, Unsterblichkeit und Weltganzes immer von den Menschen erkannt wurden. Aber diese Erkenntniß erfolgte doch nur „jedes Mal in der Epoche und bei jedem Volke in der menschlich historisch bedingten möglichen Weise". So geht der wahre Anthropologismus nicht etwa auf einen abstracten Menschen, sondern auf den Menschen in seiner historischen Entwicklung. Darum nennt P. sein System auch „Historismus". Gestützt auf die Continuität des Idealen will dieser Historismus „das Ideale erkennen, wie es von Poesie und religiösem Bewußtsein angefangen alle Verhältnisse ohne Ausnahme und die ganze Geschichte durchzieht".

Die in dem Uebergang zum „Anthropologismus" sich regenden antimetaphysischen Tendenzen haben sich bei P., wie schon oben hervorgehoben wurde, zusehends verschärft. Hatte er 1853 sich nur gegen die Meinung gewandt, daß Gott, Unsterblichkeit, Universum in „schlechthiniger Objectivität" erkannt werden könnten, so verwirft er 1873 in der Gedächtnißrede auf Trendelenburg den Objectivismus in der Erkenntnißtheorie, wenn auch mit vorsichtiger Zurückhaltung, überhaupt. In den „Reformgedanken zur Logik" (1875) erscheint es ihm nicht nur überflüssig, gegen das „reine Denken" Hegel's — das in Prantl's eigener erster Philosophie noch eine nicht geringe Rolle gespielt hatte — überhaupt zu polemisiren (Stzb. d. bayr. Akad. 1875, I, 163); es ist in dem ganzen Aufsatz, trotzdem derselbe wiederum eine Darstellung des Prantl'schen Systemes in die Behandlung des speciellen Problems

einflicht, von metaphysischen Speculationen, die hinter die Frage nach der Natur des Menschen zurückgingen, nicht mehr die Rede. Nur der allgemeine Grundgedanke des Monismus wird wiederholt, daß im ganzen Universum „Natürliches" und „Geistiges" eine Wesenseinheit bilden (S. 162) — entsprechend Spinoza's Parallelismus der zwei Attribute Ausdehnung und Denken in der einen Substanz. P. hatte sich von der Metaphysik so weit abgewandt, daß sein Schüler G. Spicker damals von seiner „unüberwindlichen Abneigung gegen alle Metaphysik" sprach (Ztsch. f. Philos. u. philos. Krit. Bd. 69, S. 267). Er theilte in der Erkenntnißtheorie im ganzen den neukantischen Standpunkt von Alb. Lange, dessen „Geschichte des Materialismus" er, wie uns berichtet wird, besonders hochschätzte. Sein Gang war von Hegel durch Feuerbach zum Kant'schen Kriticismus vorangeschritten: ein typisches Bild der damaligen Geistesentwicklung. Zu diesen innerphilosophischen Strömungen kam damals eine starke Bewegung, die von den Naturwissenschaften ausging. Die Psychologie verband sich mit der Physiologie, und der Entwicklungsgedanke erhielt durch Darwin eine neue Form. Beides hat mächtig auf P. eingewirkt. Infolgedessen fällt jetzt bei ihm der Schwerpunkt noch mehr auf die natürliche Entwicklung. Der Hegel's Geistesphilosophie entstammende „dialektische Proceß" bleibt nur noch als ein unorganisches Residuum aus früherer Zeit. Das letzte System ist naturalistisch. Aber P. will nicht Materialist sein. So ringt er mit der Aufgabe, Monismus und Idealismus zu vereinen. Mancherlei Wege sind dazu eingeschlagen. Der Prantl's hat einige Besonderheiten und sei darum noch kurz skizzirt.

Leib und Seele sind nicht zwei Substanzen. Den Cartesianischen Dualismus verwirft P. Die Seele ist nicht ein substantielles Wesen, sondern „eine immanente Kraft des wesenseinen, unzerstückelten Menschenwesens". Die physischen Thätigkeiten faßt P. durchweg als identisch mit den Nervenprocessen, ohne daß er die hier offenbar zu Grunde liegende metaphysische Parallelismustheorie näher ausführte. Der Mensch hat sich aus dem Thier entwickelt; P. bezieht sich dafür auf Darwin. Die physischen Vorgänge, die beim Menschen in höchster Vollendung sich finden, sind im Thier bereits angelegt. Nicht nur Empfindungen und Bewegungsreactionen hat das Thier, sondern auch Wollen, Fühlen (selbst Reue) und Denken. Auch die Sprache wurzelt schon im Thierreich. Aber alles das ist beim Thier doch nur in unvollkommener Weise. Sein Denken ist noch ein bloßes Auffassen, sein Wollen entbehrt der Freiheit, seine Sprache beschränkt sich auf bloße „Signale". Wodurch wird nun trotzdem ein so einschneidender Unterschied zwischen Mensch und Thier herbeigeführt? Wie kommt es, daß das Denken des Menschen logische Gesetze erfaßt und abstracte Begriffe bildet, während das Thier zwar nicht unlogisch, aber ohne Logik denkt und zur wissenschaftlichen Abstraction sich nie erhebt? Woher der Unterschied der inhalt- und bedeutungsreichen menschlichen Sprache von den bloßen Signalen des Thieres? Woher die Freiheit des menschlichen Wollens? Daher, antwortet P., daß der Mensch allein den Zeitsinn besitzt; „d. h. die Gehirnthätigkeit des Menschen ist befähigt, auch die reine Succession als solche und die reine Intensität des Geschehens überhaupt zu erfassen" (S. 173). Das Thier dagegen besitzt nur den „Raumsinn", der das ausgedehnte, „expansive" Sein zur Perception bringt. Aus dem Zeitsinn läßt P. — hier, wie öfter, Kant'sche Gedanken eigenthümlich umformend — die dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit des Zählens hervorgehen. Und noch Anderes leitet er daraus ab. Weil der Mensch den Zeitsinn besitzt, so ist er fähig, das identische Beharren in der Zeit zu erfassen. Er besitzt den „Continuitätssinn". Vermöge des letzteren erkennt das Ich sich als identisch in den verschiedenen

Punkten des Zeitverlaufs. Das ist das unwandelbare Ichbewußtsein, welches P. mit Kant's transscendentaler Apperception identificirt. Indem diese nun weiter mit dem Verstande gleichgesetzt wird, ergibt sich, daß der Verstand als eine dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit aus dem Zeit- oder Continuitätssinn hervorgeht.

Indem der Mensch durch den Zeitsinn über die Gegenwart und über das bloß passive associative Gedächtniß des Thieres hinausgehoben wird, ist er durch die spontane Rückerinnerung Herr über die Vergangenheit, durch die Voraussicht Herr über die Zukunft. Er gestaltet das vorgefundene Reale nach seinen Zwecken um. Sein Denken ist nicht mehr bloße Auffassung des unmittelbar gegebenen Einzelnen. Es ist vielmehr „von der Continuität durchwoben" und gelangt darum zur Erfassung des Abstracten und Allgemeinen oder des Idealen; denn „das Allgemeine erscheint dem Menschen als das Ideale, als das wahrhaft Angemessene" (Verst. u. Beurth. S. 21). Dies ist der dem Thiere fehlende „ideale Sinn". Seine Function liegt überall vor, wo der Blick über das Momentane hinausreicht. So können denn auf dem Grunde des Zeitsinns die einzelnen besonderen idealen Funktionen im Menschenleben: Familien-, Rechts- und Staatstrieb, Kunst-, Religions- und Wissenstrieb eine Welt nicht concret-materieller, sondern idealer Güter aufbauen, die dem Optimismus Recht gibt und den Pessimismus überwinden lehrt (Rectoratsrede von 1879). Während also P. den „Zeitsinn" selbst nach seinem Sein ausdrücklich in eine Fähigkeit der Gehirnthätigkeit verlegt und daher die gleiche Folgerung für den damit im Grunde identischen „idealen Sinn" ziehen muß, erkennt er in den Inhalten, die dieser ideale Sinn vorstellt, etwas dem concret Materiellen gegenüber Verschiedenartiges an. Die „sensual-physiologischen Impulse" und die „idealen Impulse" sind nach ihm „heterogen", ähnlich wie Raum und Zeit heterogen sind. In dieser Heterogeneität sieht P. eine durchschlagende Abwehr des Materialismus. Aber „sowie wir trotz dieser Heterogeneität von Raum und Zeit es gewiß nicht unternehmen, das Universum dualistisch in Raum und Zeit zu spalten, so werden wir auch jene Wesenseinheit nicht zerstücken, welche der mit Raum-Sinnen und mit Zeit-Sinn ausgerüstete Mensch ist" (Stzb. d. b. Akad. 1875, I, 174 f.). So glaubt er den Monismus gewahrt zu haben.

G. Spicker unterzog alsbald in einer Abhandlung „Mensch und Thier. Eine psychologisch-metaphysische Abhandlung mit besondrer Rücksicht auf Carl von Prantl's Reformgedanken zur Logik" (Ztschr. f. Philos. u. philos. Krit., Bd. 69 [1-76], S. 193—270) diese Anschauungen seines Lehrers einer scharfen Kritik und suchte zu zeigen, daß dieselben entweder zum Materialismus hin oder zum Dualismus zurück führten. P. war, wie Spicker in seiner Autobiographie (S. 116) erzählt, hierdurch sehr erregt. Wenn aber Spicker seine Kritik mit dem Wunsche schloß, daß „der berühmte Verfasser der Geschichte der Logik durch diese eingehende Kritik seiner Anschauungen sich veranlaßt fühlen möge, in einer umfangreicheren Arbeit seine Gedanken weiter auszuführen und die hier gemachten Einwürfe zu widerlegen", so hat P. dieser Erwartung nicht entsprochen. Neues brachte er seitdem nur noch in Specialuntersuchungen über historische oder sachliche Fragen; sein letztes naturalistisches System dagegen ließ er stehen. Unverändert stellte er es in der Abhandlung vom „Verstehen und Beurtheilen" (1877), wie in der Rede über den Optimismus (1879) und in der Abhandlung über die Causalität (1883) wieder hin. Die letztere Abhandlung gibt ihm zugleich Veranlassung, entgegen dem Neukantianismus die realistische Grundlage seiner Philosophie zu betonen. Raum und Zeit sind nicht ausschließlich subjective Anschauungsformen; und ebensowenig darf aus

der Subjectivität der Sinnesqualitäten geschlossen werden, daß dem System dieser subjectiven Zeichen überhaupt keine objective Geltung zukomme (Stzb. d. b. Akad. 1883, S. 119). — So bleibt Prantl's Kantianismus, ebenso wie der E. Zeller's, der gleichfalls von Hegel herkam, ein gemäßigter.

War es nöthig, bei den Grundanschauungen Prantl's, die eine seine Gesammtentwicklung umfassende genetisch-systematische Darstellung bislang noch nirgendwo gefunden haben, länger zu verweilen, so genügen für seine Thätigkeit in philosophischen Specialgebieten einige wenige Bemerkungen. Die Logik, und im Zusammenhange damit die Sprachphilosophie waren es, die P., wie als Historiker, so als Systematiker, zeitlebens beschäftigten. In seiner ersten Schrift über „Die Bedeutung der Logik“ u. s. w. vom Jahre 1849 stellt er den Entwurf eines deductiven logischen Systems als Lehre von Urtheil, Begriff und Schluß auf, die nach dem Schema von Synthesis, Thesis und Antisynthesis unabhängig von Hegel und doch in stark hegelianisirender Weise abgeleitet und mit Grammatik und Metaphysik in Beziehung gesetzt werden. Die „Reformgedanken zur Logik“ und andere oben angeführte Abhandlungen der späteren Zeit entwickeln die Stellung der Logik im wissenschaftlichen System und bemühen sich, durch den Versuch, auf Grund einer monistischen Weltansicht die Wesenseinheit von Gedanken und Sprache zu erweisen, eine neue Grundlegung der Logik zu entwerfen. Die Logik darf nicht in traditioneller Weise bloß als Mittel betrachtet werden, den Irrthum zu vermeiden, so wenig wie das Recht aus dem Mißfallen am Streit oder die Kunst aus dem Mißfallen am Häßlichen abgeleitet werden kann. Sie ist ein Positives und aus dem Wissenstrieb abzuleiten. Dieser sucht allem gegebenen Inhalt die abschließende Gestalt und Form zu verleihen. So hat die Durchführung des Wissenstriebes die zwei Fragen zu erledigen: 1. wie verwirklicht sich die Form der Wissenschaft überhaupt? — Wissenschaftslehre oder Logik; und 2. wie entwickelt sich systematisch der in dieser wissenschaftlichen Form gewußte Inhalt — Encyklopädie der Philosophie. Der Encyklopädie schickte P. dann noch, wie oben bereits erwähnt wurde, die Methodologie als Einleitung voraus, die er in seiner Schrift „Verstehen und Beurtheilen“ behandelt. Die logische Betrachtung aber muß sich mit der sprachlichen verbinden. Denn die Sprache ist nicht ein bloßes Kleid des Gedankens. Das Denken ist vielmehr „untrennbar wesenseinheitlich mit der Sprache verbunden“ (Verst. u. Beurth. S. 7). P. hat sich ein nicht geringes Verdienst durch den Hinweis auf die enge Beziehung von Sprache und Gedanken erworben, die schon Plato sich aufdrängte. Hat doch auch die moderne Psychologie gezeigt, daß die sprachliche Formulirung nicht bloß der Mittheilung des Gedankens dient, sondern zugleich für die Entstehung und Bildung desselben wesentlich ist. Es ist nur zu bedauern, daß P. seinen Satz nach der psychologischen Seite hin gar nicht verfolgte, sondern ihn ausschließlich im Zusammenhang mit seinem universellen und anthropologischen Monismus entwickelt. Die Sprache ist ihm eben von Anfang an „die umfassendste Erscheinung der Identität des Idealen und Realen“ (Aufg. d. Philos. S. 32). So wird ihm eine Sache, die bei empirischer Behandlung zu den fruchtbarsten Ergebnissen hätte führen können, zum Object metaphysischer Deduction. Dadurch ist ein richtiger und werthvoller Gedanke manchmal übertrieben und verzerrt.

Die aristotelischen Arbeiten Prantl's und seine Geschichte der Philosophie sind schon bei Aufzählung der Werke gewürdigt. Hier sei nur sein philosophiegeschichtliches Hauptwerk, seine das Alterthum und das Mittelalter umfassende „Geschichte der Logik im Abendlande“, noch einmal ins Auge gefaßt. Dasselbe ist nirgendwo ein Werk aus zweiter Hand; es ist kein bequemes Com-

pendium, sondern Forscherarbeit für den Forscher, ein gründliches, von unermüdlicher Arbeit und staunenswerthem Fleiße zeugendes Werk, das der Forschung noch auf lange hin die werthvollsten Dienste leisten wird. Unermüdlich geht es der weitverzweigten Entwicklung der logischen Lehren nach und verfolgt den Gang des Ganzen und des Einzelnen von der ersten Wurzel bis zu den letzten Verästelungen. So entsteht ein geschichtliches Netzwerk von filigranartigem Linienverlauf, dem gleichwohl die feste Führung und die charakterisirende Zusammenfassung nicht fehlt. Reichliche Anmerkungen bieten zu dem knappen Texte nicht nur werthvolle Erweiterungen, sondern vor allem auch die bei der schweren Zugänglichkeit vieler Quellen doppelt willkommene documentarische Gewähr. Daß dabei im einzelnen hie und da ein Mißverständniß unterlaufen ist, nimmt bei der Fülle des zu bewältigenden Materiales kein Wunder. Mehr zu bedauern ist es, daß die schon oben hervorgehobenen Mängel des Historikers P. auch in der Geschichte der Logik wiederkehren. Was ihm auch hier fehlt, das ist einmal die Gabe, das Historische in seinem Werden glaubhaft zu machen und es begreiflich werden zu lassen, wie Vergangenes einmal lebendig war. Und zweitens nimmt sich auch hier wieder die Geschichtsdarstellung ein thema probandum, das dann, obwohl anscheinend Ergebniß reiner Induction, doch rasch dogmatische Gestalt annimmt und zu einer apriorischen Construction der Geschichte führt. Für das Mittelalter ist dies zu beweisende Thema der Satz, daß das lateinische Abendland eines wissenschaftlichen Gedankens überhaupt unfähig gewesen und daß daher jeder philosophische Gedanke nur von auswärts gekommen sein könne. P. wird nicht müde, diesen Satz in den stärksten Ausdrücken zu wiederholen. Daher seine unverhohlene Mißachtung so ziemlich ausnahmslos von allem, dessen Geschichte er darstellt. „Oft dachte ich bei meinen Arbeiten“, so beginnt er die Vorrede seines letzten Bandes, „an Lessings Ausspruch: Keine Mühe ist vergebens, die einem Andern Mühe ersparen kann; ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf.“ Ebendaher auch die schroffen Urtheile über fast alle sonst höher geschätzten Geister des Mittelalters, bei denen P. zudem gar keine Rücksicht darauf nimmt, daß doch die von ihm behandelte und ganz isolirt betrachtete formale Logik für den Gesammtorganismus des mittelalterlichen Denkens nur von untergeordneter, propädeutischer Bedeutung war. Nun ist es gewiß durchaus richtig, daß das Denken des Mittelalters durch vorwiegende Receptivität charakterisirt ist, daß in Theologie nicht nur, sondern auch in Philosophie Tradition und Auctorität eine maßgebende Bedeutung besitzen, und daß auch bei den selbständigeren Geistern die Eigenart mehr in einer besonderen Art der Synthese vorhandener Strömungen und im Ausdenken, als im Neudenken und im selbständigen Entwerfen besteht. Aber P. übertreibt doch die Sache gewaltig. Das zeigt sich namentlich in seiner Behandlung der von ihm so genannten byzantinischen Logik und seinem Versuche, die bescheidene Eigenarbeit, deren schließliche Resultate uns in den logischen Summen eines Petrus Hispanus und Anderer vorliegen, als Entlehnung aus Psellus zu erweisen. So vielfache Zustimmung P. anfangs auch fand: heute wissen wir, daß Thurot und Valentin Rose hier richtiger sahen. Heutzutage würden wir für das frühere Mittelalter auch eine eindringlichere Benutzung des noch unedirten Handschriftenmateriales, als sie P. noch für ausreichend hielt, für unerläßlich halten. Aber über dem, was wir vermissen, möge das viele Werthvolle nicht vergessen bleiben, was die aufopferungsvolle Arbeit des Verfassers der „Logik im Abendlande“ uns geboten hat.

W. v. Christ, Gedächtnißrede auf Carl von Prantl, gehalten in der Sitzung der k. bayr. Akademie d. Wiss. zu München am 28. März 1889. München 1889. — Ferner die beiden im Text citirten Arbeiten von Gideon Spicker. Clemens Baeumker.

Riemenschneider *): Tilmann R. (Tylmann, Tylman, Dilman, Dillman, Dill, Tyll, Thyl, Tiel, Thilo — Rymenschneyder, Rymschneyder), „Bildschnitzer“, wie er in den Urkunden genannt wird und wie er sich selbst bezeichnet, Bildhauer, wie wir gegenwärtig sagen, weil er den Meißel des Bildhauers ebenso meisterhaft geführt hat, wie das Messer des Bildschnitzers, wurde 1468 (?) geboren und ist 1531 gestorben. Er gehörte also, kunstgeschichtlich gesprochen, der Dürerzeit an und war ein Weggenosse der Nürnberger Bildhauer Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Vischer, er aber kein Insasse der freien deutschen Reichsstadt, vielmehr ist unsre Vorstellung von ihm mit dem uralten Fürstbischofsitz Würzburg innig verknüpft, dessen allgemeine Kunstblüthe zwar erst in die späteren Jahrhunderte des Barock und Rokoko fallen sollte, der aber bereits mit R. auf der Weltbühne der Kunstgeschichte weithin glänzend hervortritt. Indessen war dieser Künstler kein Sohn der Mainstadt, wenn daselbst auch der Name Riemenschneider vor ihm mehrfach vorkommt, sondern aus Osterode am Harz eingewandert und gebürtig. Er war der einzige Niederdeutsche unter den führenden Meistern jener zweiten und höchsten Blüthezeit altdeutscher Bildnerei.

Tilmann R. gehört zu den seltenen Künstlern seines Jahrhunderts, von denen wir wissen, daß sie ein Schicksal gehabt haben. Die Quellen, aus denen man die Kunde von seinem Leben schöpft, fließen so reichlich wie bei wenigen seiner Genossen. Indessen steht das Geburtsjahr des Meisters noch nicht mit unumstößlicher Sicherheit fest. Zwar hat sein letzter und bei weitem gründlichster Biograph Eduard Tönnies darauf hingewiesen, daß R. urkundlich vor Gericht im J. 1528 ausgesagt hat, er sei 60 Jahre alt. Mithin müsse er 1468 geboren sein. An derselben Stelle aber sagte R. aus, „40 Jahre zu Würzburg gesessen“ zu sein; danach wäre er 1488 eingewandert, während er nach dem „liber de causas de anno 1434—1488“ im Würzburger Stadtarchiv bereits 1483 in die Zunft aufgenommen worden ist. Es tritt hier also ein Widerspruch zu Tage, den es Tönnies u. E. nicht gelungen ist, zu beseitigen, wenn er annimmt, R. habe vor Gericht die Zeit seiner Anwesenheit in Würzburg vielleicht „der Einfachheit halber“ abgerundet (!), sein Geburtsjahr aber zweifellos richtig angegeben. Außerdem stimmen mit diesem auffallend spät angesetzten Geburtsjahr die übrigen Daten aus dem Leben unseres Künstlers herzlich schlecht überein. Am 7. December 1483 wurde R. von Osterode mit Lorenz Müller von Landsberg und Michel Boltz von Volkach als „Malerknecht“ in die „Glaser-, Maler- und Schnitzerzunft“ zu Würzburg aufgenommen. Bloß fünf Vierteljahre später, am 28. Februar 1485, erhielt er, der dies Mal richtig als „Bildschnitzer“ bezeichnet wird, kostenlos das Würzburger Bürgerrecht. Aus dieser unentgeltlichen Bürgeraufnahme hat man geschlossen, daß R. damals bereits Meister gewesen und es in so jungen Jahren durch seine Heirath mit der Wittwe Anna des zünftigen Goldschmieds Ewald Schmidt, einer geborenen Uchenhofer, geworden sei. Urkundlich wird dieser Schmidt bereits 1484 unter den Todten genannt, während auf der anderen Seite R. zum ersten Mal 1490 als Meister und als Ehemann jener Wittwe auftritt. Die Letztere brachte dem Knaben-Jüngling, der sie freite, drei Söhne erster Ehe zu: Jörg, Hans, Klaus und gebar ihm eine Tochter Gertrud. Im J. 1501 wird die Mutter

*) Zu Bd. LIII, S. 383.

bereits unter den Todten erwähnt. R. hat sich dann ein zweites Mal mit Margarethe Rappolt verheirathet, die er auch überleben sollte. Seine erste Frau hatte ihm das Haus zum Wolfmannsziegel, jetzige Franciscanergasse, zugebracht, das im 19. Jahrhundert mit einer Gedenktafel und zwei Wappenschilden ausgestattet wurde, deren eines Meißel und Schlegel, und das andere das Zeichen des Künstlers, die zerschnittenen Riemen, aufweist. Dieses Anwesen scheint R. aber durchaus nicht etwa sein Leben lang bewohnt zu haben, wenigstens zahlt er 1506—25 seine Steuern als Inwohner eines Hauses „hinter der Münze", und im J. 1512 nahmen er und seine Frau Margarethe eine Schuldverschreibung auf ihre Behausung, den Heubarnhof an der Wagnergasse auf, wie R. überhaupt mehrfach Geld gegen Zins aufnimmt und auch einmal um ein Anlehen beim Rath einkommt. Andererseits besaß er einen Weingarten am Spitaler Berg in der Würzburger Markung. Wenn man Alles in einander rechnet und ferner hinzunimmt, daß er schon 1501 zwölf Lehrlinge beschäftigte, so darf man wohl zusammenfassend behaupten, daß R. für seine Zeit in ziemlich großen Verhältnissen gelebt hat, aber von Geldsorgen durchaus nicht unberührt geblieben ist. Andererseits wurde er 1504 in den unteren Rath gewählt und nun bekleidete er bis zum Jahre 1525 abwechselnd die verschiedensten Aemter und Würden als städtischer Baumeister, Fischermeister, Mitglied des oberen Rathes, Pfleger der Mariencapelle, Mitglied der Steuerbehörde, Schoßmeister und Spitalpfleger. Am 12. November 1520 wurde er sogar zum Bürgermeister von Würzburg gewählt. In das Jahr seiner Amtsführung fiel der Sühnezug gegen die von Thüngen, weil sie einige Söldner des Fürstbischofs niedergeworfen und auf den Reußenberg geführt hatten. Der Aufforderung des Bischofs gemäß beschloß der Rath, ihm 300 Gewappnete, dazu Steinmetze, Zimmerleute und des Raths Büchsenmacher zur Verfügung zu stellen. Und als im Jahre 1522 der Fürstbischof von neuem 200 Mann nebst zwei bis drei Büchsen von der Stadt für einen Zug gegen Gmunden und den Brandenstein verlangte, hatte R. als Altbürgermeister darüber vor dem Rath zu berichten. Wenn aber die geschäftige Einbildungskraft eines nachgeborenen Geschichtsschreibers sich bei solchen kriegerischen Auszügen unsern Bildschnitzer an der Spitze der städtischen Reisigen vorgestellt hat, so lassen sich derartige kühne Phantasiegebilde urkundlich nicht stützen. Bei dem zweiten Auszug werden sogar zwei andere Männer, Hans Schneider und Christoph Scherrle, als Hauptleute über die städtischen Truppen eigens namhaft gemacht. Als Altbürgermeister war R. dem Herkommen gemäß wiederum, jetzt zum vierten Male, Mitglied des oberen Rathes und nachher Jahr für Jahr Capellenpfleger. So erlebte er in Ehren und Frieden das verhängnißvolle Jahr 1525 und wurde nun in den allgemeinen Strudel des Bauernkrieges hineingezogen. Die Antheilnahme der Würzburger Bürger scheint allgemein auf Seiten der Aufständischen gewesen zu sein. Wahrscheinlich hofften sie auch, ihr Gemeinwesen von der geistlichen Herrschaft zu lösen und zur freien Reichsstadt zu erheben. Unter diesen Verhältnissen trat ein gewisser Hans Bermeter auf, der die Seele der ganzen Bewegung in Würzburg gewesen zu sein scheint. Er redete den Bürgern ein, die Rüstungen des Fürstbischofs wären nicht gegen die Bauern, sondern gegen sie selbst, die Bürger gerichtet. Er schrieb für die Bauern Briefe an den Bürgermeister von Würzburg und wieder andere an die Bauern, wie wenn sie vom Bürgermeister wären. Diesem Bermeter scheint es auch gelungen zu sein, unsern R. hinters Licht zu führen. Wenigstens vertheidigte sich der Künstler später damit, er habe Bermeter's Lügen für Wahrheit gehalten. Es liegt für uns kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß R. aus voller Ueberzeugung eines edlen Herzens für die Bauern-

bewegung Partei genommen hat. Jedenfalls gehörte er zu den maßgebenden Persönlichkeiten, welche bewirkten, daß der Rath der Aufforderung des Fürstbischofs, einen Theil der Bürgerschaft gegen die Bauern ins Feld zu stellen, nicht Folge leistete. Als nun der Bischof endgültig gesiegt hatte und unerbittlich Gericht hielt, wurde unter 70 Bürgern neben anderen Mitgliedern des Raths auch R. ins Gefängniß gesetzt. Später ist er mit zwei Mitangeklagten vom Henker „gewogen“ und gemartert worden. Schließlich mußte er Urfehde schwören und wurde unter Einziehung eines Theiles seines Vermögens wieder in Freiheit gesetzt. Der Künstler hat diesen Schlag überlebt, wir wissen aber nicht, ob und wie er sich davon je wieder erholt hat. Die Urkunden schweigen fürderhin gänzlich über ihn. Weder erscheint er mehr im Rath Würzburgs, das übrigens seine städtischen Freiheiten wegen seiner zweideutigen Haltung im Bauernkrieg im wesentlichen eingebüßt hatte, noch sind uns Werke von ihm erhalten, die nach 1525 bezeichnet wären oder sich mit einiger Sicherheit bestimmen ließen. Am 8. Juli 1531 ist er verschieden. Auf dem Leichhof zwischen Neumünster und Dom ward er begraben. Daselbst wurde im J. 1822 beim Anlegen einer Straße sein Grabstein aufgefunden, der jetzt in der Nähe des alten Grabes an der äußeren Nordwand des Domes angebracht ist. Das Flachreliefbildniß aus rothem Sandstein stellt den Meister in ganzer Figur dar mit weit herabreichender Schaube, dem Barett auf dem Haupt und dem Rosenkranz in den zum Gebet zusammengelegten und erhobenen Händen. Zu seinen Füßen ein kleines Wappenschild mit den zerschnittenen Riemen. Rings herum die Inschrift: „Anno domini 1531 am Abend Kiliani starb der ehrsame und kunstreiche Tilmann Riemenschneider, Bildhauer, Bürger zu Würzburg, dem Gott gnädig sei. Amen.“ Man nimmt an, daß der Stief- und Adoptivsohn des Meisters Jörg R. dem Vater diesen Grabstein gemeißelt hat. Ein anderes Bildniß, Flachrelief in Holz, das dem Grabstein sehr ähnlich sein soll, den Künstler aber nur in halber Figur mit der Unterschrift: „Tilmann Riemenschneider A. D. 1519“ zeigt (Alb. Göbl, Würzburg S. 8), besitzt der Fränkische Kunst- und Alterthums-Verein zu Würzburg.

Der 1532 als Meister, 1534 als Zunftmeister und sonst verschiedentlich als Bildhauer genannte Jörg R. dürfte mit dem ältesten Stief- und Adoptivsohn des großen Künstlers identisch sein. Der zweite Stiefsohn wurde Geistlicher und bekleidete seit 1507 ein Pfarramt in Geißelbach. Vom dritten, Klaus, ist keine weitere Nachricht erhalten. Der Hofbaumeister beim Landgrafen Philipp von Hessen Anton R. kann nur als Enkel des Meisters in Betracht kommen. Tilmann Riemenschneider's vermuthlich einziges leibliches Kind, seine Tochter Gertrud war mit dem Hofschultheißen Hop verheirathet, der mit seinem Schwiegervater unter demselben Grabstein ruhte, wie dessen zweite Inschrift besagt. —

Von T. R. sind uns Einzelfiguren und Gruppen, Reliefs und Freifiguren, Arbeiten in Holz (Lindenholz), Sandstein und Marmor erhalten. Es sind entweder Marienbilder, Andachtsbilder namentlich weiblicher Heiligen, Altäre oder Grabmäler. Alle seine Werke sind dem religiösen Stoffkreis entnommen oder dem Todtencult geweiht. Die Stätte seines Wirkens, Würzburg, besitzt noch ein gut Theil seiner Werke. Andere hat er selbst für die Kirchen des Tauberthales geschaffen, und sie sind größtentheils bis auf die Gegenwart treu darin verwahrt worden. Wieder andere sind in das Münchener National-Museum, das Kaiser Friedrichs-Museum in Berlin, das Städelsche Institut zu Frankfurt a. M., das Germanische Museum zu Nürnberg, sowie in einige Privatsammlungen gelangt. Als Hauptwerke seien hier eigens namhaft gemacht die schlichten Sandstein-Grabmäler der Ritter Eberhard von Grumbach, † 1487,

in der Pfarrkirche zu Rimpar, Conrad von Schaumberg, † 1499, in der Mariencapelle zu Würzburg, in gothischer Rüstung, und des Johannes von Bibra in der Pfarrkirche zu Bibra (bei Meiningen), wahrscheinlich aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, (nicht, wie Tönnies meint, von 1501 oder 1502) in Renaissance-Rüstung. Ferner das gleichfalls einfache, aber sehr schöne Sandstein-Grabmal des 1516 verstorbenen Schottenabtes Johann Trithemius, eines s. Zt. berühmten Humanisten und Polyhistors, in der Neumünsterkirche zu Würzburg, sodann die reichen und prächtigen Hochreliefgrabsteine aus Sandstein und Marmor der Fürstbischöfe Rudolf von Scherenberg in lebensvoller spätgothischer und Lorenz von Bibra in nicht ganz so vollendeter figürlicher und architektonisch-decorativer Umrahmung im Geschmacke der deutschen Frührenaissance, beide im Dom zu Würzburg. Das ausgezeichnetste Werk dieser ganzen Gruppe ist aber das berühmte Hochgrab aus Solnhofer Kalkstein im Bamberger Dom. Auf dem Deckel des Sarkophags der Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde in der bekannten mittelalterlichen Auffassung: halb stehend, halb liegend, mit der Krone auf dem Haupt, Scepter und Reichsapfel in der Hand, während sich genremäßige Darstellungen aus dem Leben des Kaiserpaares um die Seitenflächen des Hochgrabes herumziehen. — Eine andere große Gruppe bilden die holzgeschnitzten Altäre, zuerst der Münnerstädter Magdalenen-Altar, von 1490—92, gegenwärtig auseinander genommen und in seinen besten Stücken im Münchener National-Museum verwahrt. Ferner die großen Flügelaltäre im Tauberthal, vor allem der herrliche Marien-Altar in der Herrgottskirche zu Creglingen, um 1495—99, der Altar des heiligen Bluts in der Pfarrkirche zu Sanct Jakob in Rothenburg, um 1499—1505, und der Kreuzaltar in der Pfarrkirche zu Detwang, um 1500. Es ist bemerkenswerth, daß diese Altäre im Tauberthal alle unbemalt geblieben sind. Man darf vielleicht die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß, wie das architektonisch-ornamentale Gerüst des Rothenburger Blutaltars von dem einheimischen Schreiner Erhart verfertigt, so auch die Reliefs und Freifiguren, die bei R. in Arbeit gegeben waren und stückweise in Rothenburg abgeliefert wurden, erst nach ihrer endgültigen Zusammensetzung an Ort und Stelle von anderer Hand gefaßt werden sollten. Wahrscheinlicher ist uns aber doch, daß sie farblos vom Künstler erdacht wurden und ihre Wirkung lediglich auf ihre starken plastischen Ausdrucksmittel berechnet war. — Unter den Einzelfiguren und Gruppen seien besonders hervorgehoben die Steinfiguren Adam und Eva, von 1491—93, am Südportal der Marienkirche zu Würzburg, die jedenfalls zu den bedeutendsten der damals äußerst seltenen Actfiguren gehören; die 14 Sandsteinfiguren, von 1500—1506, an den Strebepfeilern der Mariencapelle zu Würzburg, darunter geradezu großartige Erfindungen, z. B. der Petrus und auch Christus selbst (beide gegenwärtig im Dom aufgestellt und an ihrem ursprünglichen Standort durch Copien ersetzt); die köstliche Apostelfolge aus Holz im Münchener National-Museum; das Sandsteinrelief der Beweinung Christi in der Pfarrkirche zu Heidingsfeld; die Madonna im Rosenkranz, aus Holz, auf dem Kirchberg bei Volkach und die Sandsteingruppe der Beweinung Christi in der Pfarrkirche zu Maidbrunn. Von Riemenschneider's Madonnenstatuen sind besonders die Sandsteinfiguren in der Neumünsterkirche zu Würzburg, vom Jahre 1493, und im Städel'schen Institut, um 1510, berühmt geworden. Von Einzelfiguren anderer weiblicher Heiligen die Elisabeth im Germanischen Museum, die Dorothea und besonders Margaretha in der Mariencapelle zu Würzburg, alle drei aus Lindenholz und ohne Fassung. Endlich sei noch auf die liebreizende Büste der hl. Afra, Lindenholz — bemalt, im Münchener National-Museum, hingewiesen; die aus

Birnbaumholz geschnitzten, (ohne den Sockel) noch nicht 10 cm hohen Köpfchen von Adam und Eva, vorausgesetzt daß sie wirklich von R. herrühren, im Kensington-Museum zu London und das von Bode sogenannte „Ehepaar im Betstuhl", d. h. offenbar ein Ueberbleibsel einer heiligen Sippe, eine prächtige Schnitzerei aus Lindenholz — unbemalt, ebendaselbst.

Ueber diese Hauptwerke hinaus ist noch eine außergewöhnlich große Anzahl von Arbeiten mit dem Namen T. Riemenschneider's in Zusammenhang gebracht worden, so ziemlich Alles, was in Würzburg und überhaupt in Unterfranken um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert an Bildnerei entstanden ist. Aber auch ganz abgesehen von dem, was mit unserm Künstler sicherlich nichts zu thun hat, sind die Werke, die zweifellos mit ihm irgendwie zusammenhängen, an Güte der Arbeit und künstlerischer Auffassung erstaunlich ungleich. So konnte es geschehen, daß Wilhelm Bode s. Zt. ein beträchtliches Theil gerade der besten Arbeiten ausschied und sie nach dem Hauptstück dem von ihm sogenannten „Meister des Creglinger Altars" gab. Indessen haben Graf und Tönnies die Unhaltbarkeit dieser Scheidung aus den Urkunden überzeugend nachgewiesen, die daher auch in der Litteratur allgemein verworfen wurde. Schließlich ist auch kein besonderer stilistischer Unterschied gerade zwischen den von Bode seinem „Meister des Creglinger Altars" zugeschriebenen und den übrigen Werken vorhanden. Ungleichheiten in der künstlerischen Auffassung und namentlich in der Güte der Arbeit aber kommen hier wie dort vor. Besonders die letzteren dürfte man sich am besten aus der Unberechenbarkeit der Künstlerlaune, der geringeren oder höheren Bezahlung, der mannichfaltigen und zerstreuenden Thätigkeit des Rathsherrn, Pflegers, Baumeisters und Fischermeisters, Schoßmeisters und Bürgermeisters, vor allem aber damit erklären, daß neben R. und unter seiner Leitung eine Anzahl von Gesellen und Lehrlingen an seinen Aufträgen, z. B. an ein und demselben Altarwerk mitgearbeitet haben. Trotzdem giebt es eine stattliche Anzahl von Werken, deren Ausführung durch die eigenen Hände des Meisters über allen Zweifel erhaben ist.

Tönnies hat versucht, eine stilistische Entwicklung festzustellen aus jugendlicher Unfertigkeit über einen Höhepunkt zu schließlichem Erstarren in Manier. Uns muthet diese Annahme ein wenig gezwungen an, da R. gleich bei seinem ersten Auftreten als eine in sich geschlossene und abgerundete Persönlichkeit erscheint und sich, von Auffassungs-Unterschieden und qualitativer Minderwerthigkeit einzelner, eben von seinen Gesellen ausgeführter Theile der umfangreichen Altarwerke abgesehen, bis zu seiner letzten Arbeit annähernd auf gleicher Höhe erhält.

T. R. war durchaus ein Sohn seiner Zeit, jener eigenartigen Uebergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit, von der Spätgothik zur Renaissance. Aber er gehört mehr jener als dieser an. Ja, er ist als einer der merkwürdigsten und bedeutendsten Vertreter der spätesten Gothik aufzufassen, während er von der Renaissance nur rein äußerlich berührt wurde. Seltsam bei einem Künstler, der erst im J. 1531 zu Grabe getragen ward! Seine Kunst trägt alle Kennzeichen des Stils von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, aber ihre besonderen Wurzeln sind noch nicht aufgedeckt. Auf dem Gebiete der Bildnerei gleicht ihm schlechthin so recht Niemand. Unter Malern und Kupferstechern ist es ohne Zweifel Schongauer, dem er am nächsten kommt, also ein Schwabe und kein Franke. Allgemein findet man seine Kunst zwischen Schwaben und Franken in der Mitte stehend. Uns scheint aber, daß sie doch mehr dorthin als hierher neigt. Gewisse Berührungspunkte und jedenfalls mehr als mit irgend einem Nürnberger lassen sich zwischen R. und den Ulmer Kunstschreinern Jörg Syrlin d. A. und d. J. feststellen. Sticht doch schon die Eigenthümlichkeit

unsers Künstlers stark hervor, die er mit den Syrlin und mit sonst Niemandem theilt, das edle feine Lindenholz von aller Farbenfassung zumeist fast unberührt und rein zu erhalten und seine hohe Kunst der Schnitzerei lediglich auf rein formale Wirkungen aufzubauen. Gemeinsam mit Syrlin ist unserm R. der Ausdruck des Mißmuths und der Vergrämtheit in den gefurchten hageren Männerköpfen. Der Druck der Sünde und die bange Sorge des Mittelalters vor der Vergeltung im Jenseits lasten schwer auf diesem Geschlecht. Bemerkenswerth ist immerhin auch die verblüffende Aehnlichkeit, die auf dem Relief des Creglinger Marienaltars „Christus lehrt im Tempel“ der im Vordergrund sitzende Mann mit dem bekannten Selbstbildniß Jörg Syrlin's am Ulmer Chorgestühl besitzt. Die Aehnlichkeit könnte schließlich auf Zufall beruhen, ist aber dort umso auffälliger, als der Nachbar jener Creglinger Sitzfigur als Riemenschneider's Selbstbildniß gedeutet wird. Endlich erscheint uns eine gewisse compositionelle Anlehnung einzelner Reliefs, wie der Verkündigung und Heimsuchung (Creglingen), an Syrlin's Landmann, den großen Ulmer Maler Bartholome Zeitblom nicht unwahrscheinlich.

Im letzten Grunde aber war T. R. ein durch und durch selbständiger und eigenartiger Kunstcharakter. Vor allem fallen seine Gestalten schon rein äußerlich durch ihre erstaunliche Flächigkeit auf — Flächigkeit der Armbehandlung wie überhaupt des ganzen Körpers. Damit hängt auch Riemenschneider's Vorliebe für das Relief zusammen, das er sehr kindlich-mittelalterlich behandelt, die einzelnen Pläne unvermittelt hinter einander schiebt, für die Bäume und Berge des Hintergrundes einen anderen Augenpunkt wählt als für die Menschen des Vordergrundes. So gelingt es ihm durchaus noch nicht, das Uebereinander als Hintereinander wirken zu lassen. Ferner, eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, die es mit allen primitiven Epochen der Kunstgeschichte theilt, die aber durch die christlich-katholische Anschauung von der Sündhaftigkeit des Leibes noch besonders genährt wurde, eben diesen sündhaften Leib hinter dem Antlitz, dem Spiegel der Seele zurücktreten zu lassen und ihn im Verhältniß zum Kopf und auch zu den Händen möglichst klein und unscheinbar zu bilden — diese Eigenthümlichkeit hat R. am Ausgang des Zeitalters, als sie im allgemeinen von einer richtigeren Naturanschauung abgelöst zu werden anfing, noch einmal auf das allerentschiedenste betont. In den in der gothischen S-Linie geschwungenen Leibern der Riemenschneider'schen Figuren vermöchte kein Herz zu schlagen und keine Lunge zu athmen, so flach und schmal sind sie. Sie erscheinen förmlich zusammengeschnürt und zusammengepreßt. Hüften und Schultern sind kaum vorhanden. Die Körper treten auch ganz hinter den Gewändern zurück, die sie in schier unendlicher Faltenfülle verhüllen, wenig Rücksicht auf die in ihnen verborgenen Körper nehmen und ihre eigene, davon fast völlig unabhängige hohe Schönheit besitzen. Den Riemenschneider'schen Gewandstil charakterisiren durchgehende, großmächtige, lebensvoll geschwungene Längsfalten neben kleinen eng und dicht, vielmals im rechten Winkel zusammengeschobenen Querfalten, lang herabhängende weite Bäusche, Trichterfalten und launisch umgeschlagene Gewandränder. Die Falten sind insgesammt scharfkantig ins Holz geschnitzt oder tief in den Stein gemeißelt. So ergibt sich ein köstlicher Reichthum von vielfach gebrochenen Linien und unendlichen Licht- und Schattenabstufungen. Während so der menschliche Körper im Gewand fast ganz untergeht, ist die Natürlichkeit und Beweglichkeit der wenigen daraus hervorlugenden Gliedmaßen, wie der Füße, der Unterarme und der Hände umso bemerkenswerther. Die Greiffähigkeit der Hände mit den kräftig betonten Knöcheln erscheint in erstaunlich hohem Grade entwickelt. Die Sorgfalt der Mache und die vortreffliche stoffliche Charakteristik, welche die Werke Riemen-

schneider's überhaupt auszeichnen, machen sich an den Händen ganz besonders bemerkbar. Man kann R. geradezu den altdeutschen Meister nennen, der die feinen schönen Hände gebildet hat. Schönheit ist überhaupt das Kennzeichen seiner Kunst. Ist bei Adam Krafft die Naturwahrheit, die Innigkeit des seelischen Empfindens, die Stärke des Ausdrucks, die Erzählungsfreude und Erzählungsgabe, bei Veit Stoß die große Wandlungsfähigkeit, bald die ungestüm hinreißende Leidenschaft, bald die schlichte, erstaunlich tief eindringende Natürlichkeit, bei Peter Vischer die Formenreinheit und das Vermögen sich mit der damals in Deutschland eindringenden italienischen Renaissance auseinander zu setzen, so ist bei unserm R. schlechthin die hohe Empfindung für Schönheit zu bewundern, eine Schönheit allerdings eigener und echt deutscher Art, wofür der Maßstab weder von der Antike, noch von der italienischen Hochrenaissance hergeholt werden darf. Die Schönheit seiner Kunst besitzt etwas von der zurückhaltenden Vornehmheit, wie sie die altniederdeutsche vor der oberdeutschen Kunst auszeichnet, während R. gerade die hervorragendsten Eigenschaften dieser letzteren vermissen läßt: die Fülle der Einbildungskraft, den Reichthum der Erfindung und besonders den Humor, der bei Krafft, Stoß, Vischer wie bei Dürer und überhaupt allen Oberdeutschen bald hier bald dort durchblitzt. R. ist auch kein Dramatiker gewesen. Allerhöchstens gelingt es ihm, Begebenheiten, wie diejenigen des Kaiserpaares an den Seitenflächen des Bamberger Hochgrabes in einem allerliebsten Märchenton vorzutragen. Bisweilen haut er auch gründlich daneben, wenn es gilt, mehrfigurige Gruppen zu componiren (Abendmahl am Blutaltar in Rothenburg). Sein eigentlichstes und persönlichstes Können entfaltet er hauptsächlich in der Einzelfigur, die er gleichsam decorativ, als „Stillleben“, wie man gegenwärtig zu sagen pflegt, stilisirt, aber wie er dies thut, wie er die Silhouette zurechtschneidet, Gestalt und Gewand, Kopf und Krone zu einem seltsam capriziösen und dennoch in den Massen wie in allen Einzelheiten wohlabgewogenen Ganzen zu verschmelzen versteht, ist über alle Maßen köstlich. Es ist gleichsam das Rococo der Spätgothik, das letzte, feinste, zarteste, fast überzarte und daher schon ein wenig angekränkelte Reis am Baume dieses Stils. Ganz besondere Wirkungen erzielt R. bei männlichen wie bei weiblichen Figuren mit dem meisterhaft behandelten Haupthaar, gleichviel ob er es bei jenen als kurze krause Lockenmasse oder als schlichte Strähnen gibt, ob er es seinen Marien und Magdalenen in sanften Wellenlinien weit über die Schulter herabfließen läßt oder seiner Kaiserin Kunigunde und ihrem Hoffräulein in üppigen Locken ums Haupt flicht. Die feinen ovalen Mädchenangesichter seiner Madonnen und heiligen Frauen mit dem langen schmalen Nasenrücken, dem entzückenden Grübchen im Kinn und dem empfindsam schwärmerischen Ausdruck in den mandelförmigen Augen mit den herabgezogenen Unterlidern sind, so rein menschlich, oder echt mütterlich sie sich auch immer geben mögen, vom höchsten Liebreiz erfüllt und von einem geheimnißvollen Zauber keuscher Unnahbarkeit umflossen. Wie wenigen Meistern ist es R. gelungen, den Anforderungen zu genügen, die ein nachgeborener Künstler, Moritz v. Schwind, an die Schöpfung einer Madonna gestellt hat, sie müsse gleicher Weise Jungfrau, Mutter und Himmelskönigin sein.

L. Becker, T. R. Leipzig 1849. — Wilhelm Lübke, Gesch. der Plastik. Leipzig 1871. — Anton Weber, T. R. Würzburg-Wien 1884. Zweite Auflage 1888. — W. Bode, Gesch. der deutschen Plastik. Berlin 1887. — Carl Streit, T. R. Photographien-Album (leider großentheils im Gegensinn!). Berlin 1888. — H. Graf, Die neu erworbenen Werke T. R.'s im bairischen National-Museum. Beil. zur Allgem. Ztg. 1891. Nr. 13 und 14. — Eduard Tönnies, T. R. Straßburg 1900. — F. Hertlein, Vom Marien-

altar in der Creglinger Herrgottskirche. Zschft. des histor. Vereins für württ. Franken 1903. — Friedrich Haack, Studien aus dem Germanischen Museum. I. Zu R. Repertorium für Kunstwissenschaft. XXIX. S. 242. — Berthold Daun, T. R. „Museum“ VI, 13. S. 49. — Wilh. Vöge, Der Meister des Blaubeurer Hochaltars. Monatshefte f. Kunstwissenschaft 1909, S. 11. Friedrich Haack.

Rönne*): Ludwig Peter Moritz von R., Rechtsgelehrter, Bruder des früher (A. D. B. XXIX, 133 fg.) besprochenen Friedrich Ludwig v. Rönne, wurde geboren am 18. October 1804 zu Glückstadt. Die Familie v. Rönne gehört dem althannöverschen und zwar dem alten Bremischen Ritterschafts-Adel an, und unseres R. Vater Johann Georg entstammt der im Lande gebliebenen Hauptlinie dieser Familie, obschon er dann in dänische (schleswig-holsteinsche) Dienste aus seiner ursprünglich hannoverschen Anstellung übergegangen ist. Als das jüngste Kind ist L. P. M. v. Rönne geboren erst nach dieser Uebersiedlung, während sein Vater Mitglied des damaligen Obergerichts für das Herzogthum Holstein in Glückstadt war, einer Behörde, der zugleich die Verwaltungsgeschäfte oblagen. Die Mutter war Caroline Sophie Christine geb. Cordemann aus Hannover, die der Sohn dankbaren Gemüthes preist als eine „der edelsten und liebenswürdigsten deutschen Frauen, die in anspruchsloser Bescheidenheit nur für das Gute und die Familie lebte“, deren stets gleichbleibender Mutterliebe und sorgfältiger Erziehungsbemühung er, was Gutes an ihm sei, verdanke. Der Geist der Familie aber ist, von Seite des Vaters wie der Mutter, stets ein echt deutscher gewesen und geblieben, wie schon die Betheiligung älterer Geschwister an den Kriegen gegen Napoleon, sei es in russischen Diensten, sei es in der englisch-deutschen Legion, in die ein Bruder unter Zustimmung des Vaters eintrat, darthut. So geschah es denn auch durchaus planmäßig, daß der Vater seine beiden jüngsten Söhne dem preußischen Staatsdienste zuführte, um ihnen die feste Verbindung mit vaterländischem Boden und die Möglichkeit großzügiger Wirksamkeit zu sichern, wovon sie dann so förderlichen Gebrauch gemacht haben.

Vorbereitet dazu war unser R., nach einer durch die Zwischenfälle der Napoleonischen Kriegszeit mannichfach bewegten, einmal auch, wennschon nur vorübergehend, ziemlich bedrückten Kinderzeit zunächst durch Privatunterricht seitens des Predigers Börne auf Kahleberg im Lande Angeln, sodann durch den Besuch der Glückstadter „Gelehrtenschule“, 1820 bis Ostern 1822 endlich durch die Universitätsstudien, die schon mit Rücksicht auf den Eintritt in preußische Dienste in Bonn und, seit Michaelis 1822, in Berlin betrieben wurden. Darüber, ob R. hiebei bereits tiefere, wissenschaftliche Anregungen empfangen hat, sind wir leider ohne Kunde, da seine autobiographischen Aufzeichnungen vorher abbrechen; doch läßt sich jedenfalls aus allen seinen späteren Schriften so viel folgern, daß er solche Anregungen keinesfalls von Seiten Savigny's oder sonstiger Anhänger der historischen Schule empfangen hat.

Vielmehr scheint es hauptsächlich der spätere Justizminister H. G. von Mühler († 1857, s. A. D. B. XXII, 469), der in Breslau Oberlandesgerichtspräsident war, als R. nach 1825 bestandenem Auscultator- und nach 1827 bestandenem Referendarexamen von Berlin noch in demselben Jahre 1827 dorthin versetzt wurde, — Mühler scheint es gewesen zu sein, dessen besonderes Interesse für die Ausbildung künftiger junger Juristen R. zu gute gekommen ist, so daß seine praktische Vorbereitungszeit, die dabei gewonnene gründlich-gediegene, aber fast ausschließlich geschäftsmäßig-praktische Schulung für seine

*) Zu Bd. LIII, S. 458.

ganze Richtung entscheidend wurde. Nach 1828 bestandener großer Staatsprüfung wurde er sofort zum Assessor mit unbeschränktem Stimmrecht bei dem Kammergericht in Berlin ernannt und zugleich mit der Vertretung des bekannten Dr. Hitzig als Director des „Kammergerichtsinquisitoriats“ beauftragt. Allein noch in demselben Jahre erfolgte auf Veranlassung Mühler's seine Anstellung als Land- und Stadtrichter in Münsterberg (Schlesien) und bereits 1832 seine Beförderung zum Director des Land- und Stadtgerichts in Hirschberg, verbunden mit einigen Nebenämtern. Mehr Muße und Anregung zu schriftstellerischen Arbeiten gewährte ihm die Stellung als Rath am Oberlandesgerichte zu Breslau, in die er schon 1836 eintrat, bis er 1841 durch den Justizminister Mühler als Hülfsarbeiter an das Kammergericht nach Berlin gezogen wurde. Er wurde dann Anfang 1843 Kammergerichtsrath und Rath bei dem kurmärkischen Pupillarcollegium, von da aber erst weiter befördert 1859 als Vicepräsident an das Appellationsgericht in Glogau, eine Stellung, in der er verblieben ist, bis er 1868 seinen Abschied aus dem Justizdienst nahm, um sich wieder in Berlin niederzulassen und da ausschließlich seiner litterarischen und parlamentarischen Thätigkeit zu widmen. Ob diese spätere Versandung einer zunächst so glänzenden Amtslaufbahn und vielleicht auch deren Abbruch im J. 1868 mit v. Rönne's ausgesprochen liberaler politischer Stellungnahme oder bloß damit zusammenhängt, daß er sich seinen Berufspflichten infolge Inanspruchnahme durch anderweite Aufgaben nicht mehr mit voller Kraft zu widmen vermochte, kann aus den dem Berichterstatter vorliegenden Materialien nicht beurtheilt werden. Jedenfalls ist ihm später von der Regierung, gerade „in Anerkennung seiner schriftstellerischen Verdienste“ der Stern zum Kronenorden 2. Classe, wie mir von Seite der Familie mitgetheilt wird, verliehen worden.

Zu solcher litterarischer Thätigkeit ist R. zunächst vorgegangen, indem er das 1815 von Klein veröffentlichte „System des Preußischen Landrechts“ zusammen mit seinem Bruder Friedrich 1833 neu herausgab. Dann entstand während der Breslauer Jahre das umfassende Werk: „Ergänzungen und Erläuterungen der Preußischen Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Unter Benutzung der Akten eines hohen Justiz-Ministerii und der Gesetz-Revisions-Arbeiten herausgegeben von R. Gräff, C. F. Koch, L. v. Rönne, H. Simon und A. Wentzel“, 13 Abtheilungen und 7 Supplementbände, Breslau 1837—1841 (2. und 3. Aufl. bearbeitet von Gräff, v. Rönne und Simon 1842—1844 und 1847—1849), eine gewaltige Compilation aller ersinnlichen und irgendwie einschlägigen Materialien, Ministerial-Verordnungen, Verbesserungsentwürfe, sowie auch umfassender Litteraturauszüge, von hoher praktischer Brauchbarkeit, aber ohne jeden Anspruch auf eigene wissenschaftliche Bedeutung. Dagegen kommt diese doch schon in wesentlich höherem Maße zu dem Unternehmen, mit dem R. sich seinem eigentlichen Gebiete, dem öffentlichen Rechte Preußens, zugewandt hat, indem er sich wieder mit dem Stadtgerichtsrath H. Simon (dem bekannten liberalen Kämpen, s. A. D. B. XXXIV, S. 371 fg.) vereinigte zu einer systematischen Quellenzusammenstellung des gesammten preußischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts nach damaliger Rechtslage. Zwar konnte es sich auch dabei zunächst wieder nur um eine Compilation handeln, da die öffentlichrechtlichen Verhältnisse Preußens vor der Jahrhundertmitte zu einer systematisch-dogmatischen Behandlung wohl kaum einladen mochten. Aber auch nur äußerlich in dieses Chaos eine gewisse Ordnung zu bringen, eine praktische Vollständigkeit zu erreichen und Antiquirtes auszusondern, war eine Riesenleistung, die den Verfassern — zuerst in getreuer Gesammtarbeit, dann, als Simon seit 1846 auf andere Bahnen

gedrängt ausscheidet, R. allein — in unendlich mühsamer, treuer und gediegener langjähriger Anstrengung gelungen ist. Das geradezu encyklopädische Werk, das überall die Gesetzes- und Verordnungsmassen in wortgetreuer Vollkommenheit gibt, außerdem aber historisch-dogmatische Einführungen für jede Materie, für die Landesculturgesetzgebung sogar einen vollen Commentar, und wieder überall reiche Auszüge aus Ministerial- und anderen Acten, Zusätze, Erläuterungen und Noten, ist unter dem Titel „Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates" hauptsächlich bis 1856 (Beginn 1843) erschienen in 9 Abtheilungen oder 16 Bänden und bildet ein Fundamentalrüstzeug aller einschlägigen praktischen und wissenschaftlichen Arbeit. Ein Stück daraus, betreffend die Baupolizei, ist auch besonders, und noch 1872 in dritter Auflage, erschienen.

So war R. unvergleichlich vorbereitet, als dann endlich Preußen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintrat und dadurch ein die wissenschaftlich-dogmatische Bearbeitung erst lohnendes Verfassungsrecht erhielt, an diese Aufgabe heranzutreten. Nachdem er zunächst eine verdienstliche „Bearbeitung der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 unter Vergleichung mit den früheren Entwürfen derselben und den Revisionsarbeiten der Kammern, unter Berücksichtigung der Motive" (Berlin 1850, 2., durch Nachtrag vervollständigte Auflage 1852) herausgegeben hatte, veröffentlichte er sein wissenschaftlich wichtigstes Werk „Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie", in zwei Bänden, den ersten, verfassungsrechtlichen 1856, den zweiten, verwaltungsrechtlichen 1863. Daran reihen sich die weiteren, von R. noch selbst besorgten Auflagen: 2. 1864, 1865; 3. 1869—1872; 4. (3 Abtheilungen in 5 Bänden) 1881—1883. Bei der Beurtheilung dieses weit und breit bekannten, lange alleinherrschend und maßgebend gewesenen Werkes muß zweierlei, soll man ihm unbefangen im Streite der früher mehr bewundernden, heute mehr abfälligen Urtheile gerecht zu werden versuchen, wohl auseinander gehalten werden. Das Eine ist die, auch wissenschaftliche, Beherrschung des gewaltigen Stoffes, in Verfassungs- und Verwaltungsrecht, die Vollständigkeit und der überwältigende Reichthum der Einzelheiten, die „einzig dastehende Kenntniß des ganzen Details der preußischen Verfassung und Verwaltung", die aus dem früheren Sammelwerk Rönne's nicht nur hierhin übernommen, sondern gründlich durchgearbeitet, gewissermaßen in eine höhere Form gebracht und um alle Einzelheiten des neuen Verfassungsrechts und seiner parlamentarischen Anwendung bereichert erscheint; all dies ebenso fortgeführt in den weiteren Auflagen, deren gewaltiges Anschwellen ebendarum wohl unvermeidlich war. Dieser unbestrittene und unbestreitbare Vorzug hat dem Buche denn wohl auch hauptsächlich seine Durchschlagskraft verliehen. Das Andere ist die politisch-constitutionelle Stellungnahme im doctrinär und orthodox liberalen Sinne, die zugleich auch als wissenschaftlich-juristisches Princip wirkt. Man wird nicht übersehen dürfen, daß diese principielle Auffassung diesem Werke Rönne's weit über alle seine bisherigen Schriften hinaus Geschlossenheit, Zusammengehörigkeit des Ganzen und der Einzelheiten, Selbständigkeit der aufgestellten Ansichten und Folgerichtigkeit ihrer Durchführung, vor allem also ein sonst mangelndes Moment der Persönlichkeit verschafft. Man wird aber auch nicht zu leugnen vermögen, daß diese Verwendung einer politischen Auffassung an Stelle eines wissenschaftlichen Princips zu Verwirrungen und Einseitigkeiten führen, gerade die Ueberzeugungskraft der Beweisführung mindestens häufig erschüttern und erst recht jedem rein wissenschaftlich-geschichtlichen Verständnisse in den Weg treten mußte. In dieser Beziehung gehört das Werk einer heute doch wohl

wissenschaftlich entschieden überwundenen Periode an, für deren Doctrinarismus auch liberal gesinnte Juristen wohl kaum mehr Verständniß gewinnen können, während die Bedeutung des Werkes in der andern Beziehung eher eine bleibende ist. So ist ihm denn auch hauptsächlich wohl deshalb 1899—1906 eine fünfte Auflage in zwei Bänden zu Theil geworden, die von dem Neu-Bearbeiter Ph. Zorn wissenschaftlich-principiell auf eine ganz andere Grundlage gestellt ist.

Wir übergehen kleinere Arbeiten Rönne's, Textausgaben von Gesetzen, kleine Commentare zu solchen, verschiedene Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften u. dgl. m., um zum Schlusse dieses Ueberblicks über seine schriftstellerische Thätigkeit noch zu erwähnen, daß R. sich auch noch mit der Neugestaltung des Deutschen öffentlichen Rechts, zuerst durch den Norddeutschen Bund, dann sogar durch das Deutsche Reich mit unter den Ersten zu befassen vermocht hat. Auf die durch die Begründung des Norddeutschen Bundes herbeigeführten Veränderungen geht er ausführlich ein in der dritten Auflage seines Preußischen Staatsrechts, Bd. 1, Abth. 2, S. 734—866; und eine erste Darstellung über „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs“ gibt er schon 1871 in Heft 1 und 2 von Hirth's Annalen, zu einem besonderen Buche unter dem Titel „Das Staatsrecht des Deutschen Reiches“ erweitert 1876. Ist der Veröffentlichung von 1871 auch durch die maßlos übertreibende Behauptung, sie beruhe auf Plagiat, schweres Unrecht geschehen (vgl. einerseits: „Herr Ludwig von Rönne im Schmucke fremder Federn dargestellt von D. Fr. Thudichum, o. Prof. der Rechtswissenschaft a. d. Univ. Tübingen, 1872; andererseits: „Abwehr gegen die Angriffe des Herrn Professor Thudichum von Ludwig von Rönne“, Leipzig 1872, zwei Broschüren, in denen die letztere entschieden im Tone wie in der Sache die siegreiche ist), so kann sie doch ebensowenig wie die beiden anderen zugehörigen Werke, die ruhiger und gleichmäßiger durchgearbeitet sind, wissenschaftliche Selbständigkeit oder gar bleibende Bedeutung beanspruchen. Die Bewältigung der neuen Probleme auch nur anzubahnen, war R. nicht mehr berufen; aber das Verdienst einer frühzeitigen und eifrigen Bemühung wird ihm auch hier nicht abzusprechen sein.

Außer seiner Thätigkeit als juristischer Schriftsteller hat R., der überdies viele Jahre hindurch Justitiar der Disconto-Gesellschaft war, ferner eine stetige parlamentarische Wirksamkeit geübt, seitdem er 1849 durch das ihm aus seiner früheren amtlichen Stellung bewahrte Vertrauen des Wahlkreises Hirschberg-Schönau zum Abgeordneten in die Kammer des ersten Preußischen Abgeordnetenhauses berufen wurde, wo er sich dem damaligen „linken Centrum“, d. i. der Constitutionellen Partei, angeschlossen hatte. Er wurde dann seit 1858 regelmäßig ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er zuerst der altliberalen, dann der nationalliberalen Partei angehörte, und wurde ebenso später Mitglied des norddeutschen und deutschen Reichstages. Erst nachdem er am 15. Juli 1878 das Fest der goldenen Hochzeit mit seiner Gemahlin Ottilie geb. Kuhlmeyer inmitten zahlreicher Kinder und Enkel gefeiert hatte, zog er sich 1881 auch vom politischen und parlamentarischen Leben ganz zurück, um noch eine längere Zeit der wohl verdienten Muße zu genießen. Noch war es ihm gestattet, das seltene Fest der diamantenen Hochzeit 1888, wennschon nicht mehr in der alten körperlichen Rüstigkeit, zu begehen; dann wurde ihm die treue Gefährtin aller dieser Jahre am 14. November 1891 durch den Tod entrissen; er selbst ist ihr bald darauf, am 22. December 1891, nach langem, schwerem Leiden, in dem hohen Alter von 87 Jahren, ins Grab gefolgt. Eine nach ihm benannte Straße in Charlottenburg mag auch weiteren Kreisen seines Namens Gedächtniß bewahren; in der Rechtswissenschaft lebt er hauptsächlich

fort als der erste praktisch erfolgreiche, aber auch wissenschaftliche Bearbeiter des Preußischen Staats- und Verwaltungsrechts.

Ueber Stammbaum und erste Jugendjahre autobiographische Aufzeichnungen, mir gütigst zur Verfügung gestellt durch Herrn Kriegsgerichtsrath K. Elsner v. Gronow in Danzig, einen Enkel Rönne's. — „Unsere Zeit", Jahrbuch zu Brockhaus' Konversations-Lexikon, Bd. 1, S. 524 f. Leipzig 1857. — Verschiedene Zeitungs-Nekrologe, insbesondere Schlesische Zeitung, Nr. 900 vom 24. December 1891 und Illustrirte Zeitung, Nr. 2532 vom 9. Januar 1892, S. 41, mit Abbildung. Ernst Landsberg.

Schmidt *): Oswald Sch., Professor des Provincialrechts an der Universität Dorpat, geboren am 17. Januar 1823 auf der zu Livland gehörenden Insel Moon, als Sohn des dortigen Predigers, † zu Dorpat am 29. Juli 1890. Sch. besuchte das Gymnasium zu Reval, studirte in Dorpat die Rechte, war dann seit 1847 in der Gerichtspraxis, seit 1850 als Obersecretär des Dorpater Magistrats thätig. Nach mehr als 10jährigem Wirken in der Praxis wandte er sich der wissenschaftlichen Forschung zu und veröffentlichte im J. 1860 eine Abhandlung über den „Begriff des Besitzes nach römischem Recht", durch die er die Magisterwürde erlangte. Er habilitirte sich im selben Jahr als Privatdocent, wurde im folgenden Jahr zum Docenten gewählt und leitete mit besonderem Erfolg praktische Uebungen im Civilproceß. Diese Beschäftigung führte ihn zu historischen Untersuchungen, deren Resultat die Schrift: Das Verfahren vor dem Manngericht in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zur Zeit der bischöflichen und Ordensherrschaft, Dorpat 1866, war, auf welche hin er zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Im selben Jahr wurde er zum außerordentlichen und 1868 zum ordentlichen Professor des Provincialrechts und der juristischen Praxis gewählt. Sch. stellte sich nun zur Aufgabe die Erforschung, Bearbeitung und Darstellung des livländischen Civilprocesses. Dieser Proceß war nicht codificirt und hatte sich auf Grund des gemeinen deutschen Civilprocesses, jedoch unter Einwirkung der Erlasse polnischer, dann schwedischer Könige und russischer Kaiser, rein historisch entwickelt; vieles war durch autonome Constitutionen des örtlichen Obergerichts geregelt. Handbücher gab es nicht, der Proceß konnte nur aus den historischen Rechtsquellen und der Praxis kennen gelernt werden, und diese war in den verschiedenen Behörden oft verschieden und dazu eine häufig schwankende. Schmidt's Verdienst ist es gewesen, diesem Zustande ein Ende gemacht und durch theoretische Bearbeitung des gesammten Stoffes die wesentlichen Normen des livländischen Civilprocesses auf ihre historischen Grundlagen zurückgeführt und klargestellt zu haben. Im J. 1871 veröffentlichte er: Vorschläge zur Reform des in Liv-, Esth- und Kurland geltenden Civilprocesses. Diese Vorschläge wurden durch Constitution der obersten Gerichtsbehörde für Livland, des Hofgerichts, zur Norm für die Praxis erhoben. Weitere Arbeiten in derselben Richtung, sowie kritische Studien zur provinciellen Rechtsgeschichte veröffentlichte Sch. in der Dorpater Zeitschrift für Rechtswissenschaft 1883—1889. Sein Hauptwerk: der ordentliche Civilproceß nach livländischem Landrecht (Dorpat 1880), erwarb sich bald die Bedeutung einer Rechtsquelle und behielt sie bis zur Einführung des russischen Civilprocesses in Livland 1889. Es war ihm nicht beschieden, die zweite Lebensaufgabe, die er sich gestellt: die provincielle Rechtsgeschichte — zu Ende zu führen, am 29. Juli 1890 endete ein rascher Tod sein thätiges Leben. 1893 sind seine Vorlesungen über die provincielle Rechtsgeschichte von E. v. Nottbeck in den Dorpater Juristischen Studien Band III veröffentlicht.

*) Zu Bd. LIV, S. 110.

Engelmann Dorp. Jur. Studien III und Biographisches Lexicon der Prof. d. Univ. Dorpat (russisch) I, 569. J. Engelmann.

Schönburg-Waldenburg*): Otto Viktor Fürst von Sch.-W. ist einer der edelsten Söhne dieses alten Dynastengeschlechts, dessen Ahnen sich urkundlich bis ins zwölfte Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Es war im oberen Thal der Mulde seßhaft und verfügte da südlich von der Stadt Rochlitz bis an die böhmische Grenze sowie im Thal der Pleiße über einen ausgedehnten Herrschaftsbesitz. Im Laufe der Zeit hat sich das Geschlecht in zwei Linien getheilt, die sogenannte obere und die untere. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts residirte in Waldenburg als einziger Vertreter der oberen Linie Graf Otto Karl Friedrich, ein leutseliger Herr von patriarchalischer Gesinnung. Er wurde mit seiner Linie im J. 1790 von Kaiser Leopold II. in den Fürstenstand erhoben, so daß von da an eine fürstliche und eine gräfliche Linie neben einander bestehen. Bereits im J. 1800 starb er, 42 Jahre alt. Von seinen acht ihn überlebenden Kindern war der älteste Sohn Otto Viktor, geboren am 1. März 1785, damals also erst 15 Jahre alt. So lag die Aufgabe der Erziehung allein in den Händen der Mutter, einer geborenen Gräfin Reuß-Köstritz, die sich ihrer aber mit ebensoviel Treue wie Einsicht annahm. Und O. V. verfügte nicht nur über eine ganz hervorragende geistige Begabung: Ernst, Pflichttreue, Sorgfalt, Strebsamkeit haben von Jugend auf seinen Charakter bezeichnet. Nachdem er seine Studien vollendet, stellte er sich zunächst dem Vaterland zu Dienst. Wiederholt hat er gegen Napoleon unter den Waffen gestanden, seit 1805 in der österreichischen, 1813 in der sächsischen und später 1815—17 in der preußischen Armee. Hier war er dem Generalstab Blücher's zugetheilt und hat an den Schlachten bei Ligny und Waterloo theilgenommen, in einer dieser Schlachten auch am Fuß eine nicht unbedeutende Schußwunde erhalten, deren Folgen er noch in späteren Jahren zu spüren hatte. Nachdem er als Generalmajor seinen Abschied genommen, kehrte er in seine Besitzungen zurück, um sich von nun an ganz den Werken des Friedens zu widmen, vermählte sich auch in demselben Jahre 1817 mit Prinzessin Thekla von Schwarzburg-Rudolstadt: er fand in ihr eine durchaus gleichgestimmte Gattin voll eingehenden Verständnisses für seine Lebensaufgabe. Wie er aber bereit gewesen war für die Befreiung seines größeren Vaterlandes sein Leben einzusetzen, so nahm er nun auch an den Berathungen und Beschlüssen zum Wohl seines engeren Vaterlandes treu und gewissenhaft theil, dessen ständischer Vertretung er angehörte. Von allen den entscheidenden Verhandlungen, bei denen er sein gewichtiges Wort mit in die Wagschale gelegt hat, sei hier nur seine Mitwirkung bei dem constituirenden Landtag vom Jahre 1831 erwähnt, wo er sich um die Schaffung der constitutionellen Verfassung die allerwesentlichsten Verdienste erworben hat. Die Regierung schätzte seinen Rath so hoch, daß sie ihm ein Ministerium anbot, das er jedoch um seiner übrigen umfassenden Verpflichtungen willen ablehnte.

Bei der völlig veränderten Lage der Dinge war nämlich eine gründliche Neuordnung der Rechtsverhältnisse seines Hauses und der Schönburgischen Lande zum Königreich Sachsen nothwendig geworden, und dabei gab es nur eine richtige Lösung, die völlige Aufnahme dieser in den sächsischen Staatsverband, während sie hier bisher förmlich als „Ausland“ betrachtet worden waren. Die Verhandlungen waren freilich sehr schwierig und mußten, da die Bevölkerung dafür unbegreiflicher Weise nur geringe Theilnahme zeigte, auf Schönburgischer Seite vom Fürsten fast ganz allein

*) Zu Bd. LIV, S. 154.

geführt werden. Wohl mußte dabei sein Haus auf sehr wichtige Rechte verzichten, aber er war nicht nur zu diesem Opfer bereit, sondern auch sonst vor allem auf die möglichst günstige Stellung seines Herrschaftsgebiets bedacht. Er erreichte es, daß für dasselbe zur Entschädigung für die zu übernehmenden höheren Steuerlasten nach und nach eine Summe von über elf Millionen Mark ausgezahlt wurden; aber er sorgte auch dafür, daß die eingehenden Gelder nicht sofort verwendet werden durften, sondern für bleibende Zwecke, zu einem großen Theil zur Erhaltung der Kirchen und Schulen dienten. Er hatte dabei ganz uneigennützig gehandelt und nur an das Wohl seiner Schutzbefohlenen gedacht, allein man verstand das nicht und wollte es nicht verstehen. Gerade diese günstigen Abschlüsse erregten in der Bewohnerschaft gegen den Fürsten die größte Erbitterung, die von außen her nur immer stärker angeschürt wurde. So kam es zu dem beklagenswerthen Ereigniß vom 5. April 1848, wo eine wüthende Menge unter der Führung eines ehemaligen Dieners des Fürsten in das Schloß eindrang, es ausplünderte und schließlich in Brand steckte. Um diese verbrecherische Gewaltthat erklärlich zu finden, muß man die ganze Aufregung jener Tage mit in Rechnung ziehen, die förmlich ein Opfer forderte. Auch lag die ausgesprochene Absicht zu Grunde, an dem Fürsten ein Exempel zu statuiren, um damit Andere in Schrecken zu setzen. Dieser hatte zwar auf seinen Rechten bestanden und war durchaus nicht gesonnen, sich etwas abtrotzen zu lassen, hatte aber dabei stets die möglichste Milde und Schonung geübt und für die Ablösung unzeitgemäß gewordener Lasten sehr entgegenkommende und billige Bedingungen gestellt. Und dann hatte er Jahrzehnte hindurch eine reiche Aussaat wohlthätiger Stiftungen und sonstiger Zuwendungen in die Schönburgischen Lande und weit darüber hinaus ausgestreut. Er hatte neben der Verwaltung seines ausgedehnten Herrschaftsbesitzes hierin förmlich seinen Lebensberuf erfaßt.

Ihm verdankte in dem Schönburgischen Gebiete eine ganze Reihe von Waisenanstalten, Krankenhäusern, Stiftungen zur Armenunterstützung, für Schulen und Unterrichtsanstalten sowie für gemeinnützige Einrichtungen aller Art wie Volks-, Schul- und Gefängnißbibliotheken ihre Entstehung oder doch ganz wesentliche Förderung. Ausdrücklich sei die Gründung der drei Seminare erwähnt. Im Jahre 1841 gründete er eins in Waldenburg für Lehrer, im Jahre 1872 das Seminar in Droyßig bei Zeitz, im Jahre 1853 das zu Callenberg, die beiden letzteren für Lehrerinnen. Diesen Anstalten hat er je und je sein ganzes Interesse zugewendet, nicht ihren äußeren Einrichtungen nur, sondern auch ihren Lehrern und Schülern; wie der Unterricht ertheilt, was gelernt und geleistet wurde, davon erhielt er sich immer in Kenntniß. Allein seine werkthätige Fürsorge ging auch weit über den nächsten Bereich hinaus. Wie manche Zuwendungen verdanken ihm die Wohlthätigkeitsanstalten des ganzen Landes Sachsen und wie vieles die kirchlichen Einrichtungen und Vereine! Er bedachte ebenso freigebig die evangelischen Schulen Oesterreichs, wie er für die Ausbildung von Eingeborenen in unseren Missionsgebieten Anregung gab und ansehnliche Mittel zur Verfügung stellte und im „Rauhen Haus“ bei Hamburg die Kosten für ein Familienhaus übernahm. Aber ebenso förderte er die Herausgabe von volksthümlichen und von wissenschaftlichen Werken, wie ihn denn in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft die asiatische Gesellschaft zu Paris im J. 1852 zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannte. Die Summe aller dieser Stiftungen und Zuwendungen berechnet sich auf mehrere Millionen Mark; allein der Umfang seiner Wohlthätigkeit ist damit noch bei weitem nicht bezeichnet. Der Fürst verausgabte außerdem noch sehr viel im stillen zur Unterstützung Einzelner und zur Hebung

augenblicklicher Nothstände, worüber Buch und Rechnung nicht geführt wurde; er hielt sich dazu einen Geheimfond, den er für sich allein verwaltete. So viel er nämlich von allen Seiten mit Bitten bestürmt wurde — er ließ keine ungeprüft. Und so hat er für sehr viele die Hand aufgethan, so daß sie eine Gabe ausbilden, eine bessere Lebensstellung gewinnen, eine höhere Laufbahn ergreifen konnten. Insbesondere übte er für seine Dienerschaft die treueste Fürsorge. Wohl war er in seinen Forderungen streng, aber sie erzieherisch und belehrend zu heben und sie vorwärts zu bringen, war ihm eine Genugthuung. Mancher seiner Diener hat ihm sein ganzes Lebensglück zu verdanken.

Der Fürst war eine ganz außergewöhnliche, eine großartig angelegte Persönlichkeit. Das trat auch in seinem häuslichen Leben hervor. Hier herrschte in allem die größte Einfachheit und war alles auf das strengste geregelt. Es war von dem ernstesten Pflichtbewußtsein getragen und stetiger Arbeit gewidmet. Kein Wunder, daß dieser ganze, mitunter etwas schwerfällige Ernst der Gesinnung und Lebensführung, diese Großzügigkeit seines ganzen Wesens und Auftretens vielfach nicht verstanden wurde und nicht dazu angethan war, ihm eine große Popularität zu erwerben. Und doch hatte er eine ausgesprochene Vorliebe für den gemeinen Mann, und bei seiner einfachen Art sich zu tragen, konnte er sich unerkannt mit allerlei Leuten in ein Gespräch einlassen, wozu er gern die Gelegenheit wahrnahm. Im J. 1859, während eines Aufenthaltes in Leipzig, erkrankte er plötzlich und starb dort nach mehrwöchentlichem Leiden am 16. Februar. 1880 ließen ihm die Schönburgschen Gemeinden im Schloßgarten ein Denkmal setzen zum Zeugniß dafür, wie sie sich diesem ihrem Wohlthäter für alle Zeit dankbar verbunden wissen.

K. G. Eckardt, Otto Victor Fürst von Schönburg-Waldenburg in seinem öffentlichen Leben und Wirken geschildert. Waldenburg o. J. (Dem Schriftchen liegt ein Aufsatz zu Grunde, den der Fürst theils selbst verfaßt, theils durchgesehen hat.) — Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung, Jahrg. 1859, Nr. 33. — Schönburgische Geschichtsblätter, Heft 1 u. 2. 1894. 95. Waldenburg. — Handschriftliche und mündliche Mittheilungen.

J. Winter.

Zillmer*): August Z. wurde am 23. Januar 1831 als Sohn eines Maurermeisters in Treptow a. d. Rega geboren. Nach der Absolvirung der Bürgerschule seiner Vaterstadt trat er in das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und bestand hier Ostern 1851 die Reifeprüfung. Alsdann studirte er an der Berliner Universität Mathematik und Naturwissenschaften. Nach seiner Promotion, die auf Grund einer nicht im Druck erschienenen Arbeit 1858 in Rostock erfolgte, trat er im gleichen Jahre die Stellung des Mathematikers bei der Lebensversicherungsgesellschaft Germania in Stettin an. 1867 siedelte er nach Berlin als zweiter Director der neugegründeten Lebensversicherungsgesellschaft Nordstern über. Hier verblieb er bis zum Jahre 1876, in dem er als Director der Vaterländischen Lebensversicherungsgesellschaft nach Elberfeld ging. Durch den Tod seines letzten Kindes wurde ihm der Aufenthalt in Elberfeld verleidet; daher kehrte er 1882 nach Berlin zurück, wo er am 22. Februar 1893 verstarb.

Z. verdankt man nach Johann Nicolaus Tetens das erste systematische und selbständige deutsche Lehrbuch der Versicherungsmathematik. Es führt den Titel „Die mathematischen Rechnungen bei Lebens- und Rentenversicherungen“ (erste Aufl. Berlin 1867, zweite Aufl. 1887). An Zillmer's Namen knüpft

*) Zu S. 423.

sich die von ihm erfundene Zillmer'sche Methode der Berechnung des Deckungscapitals oder der Prämienreserve einer Lebensversicherungsanstalt. Das für die Praxis des Lebensversicherungsbetriebes wichtige „Zillmern" findet man in allen einschlägigen Lehrbüchern ausführlich behandelt; es hat den Zweck, die mit der Anwerbung einer Todesfallversicherung verknüpften Abschlußkosten rationell bei der Bildung des Deckungscapitals zu berücksichtigen. Z. hat seine Methode zuerst in der Schrift „Beiträge zur Theorie der Prämienreserve", Stettin 1863, publicirt. Auf seine Anregung wurde auch das „Collegium für Lebensversicherungswissenschaft zu Berlin" begründet, dessen erste Sitzung am 21. Januar 1868 stattfand. Die im Auftrage des Collegiums veröffentlichten „Deutschen Sterblichkeitstafeln aus den Erfahrungen von dreiundzwanzig Lebensversicherungsgesellschaften" (Berlin 1883) enthalten im Anhang „Ausgeglichene Sterblichkeitstafeln, berechnet im Auftrage des Vereins Deutscher Lebensversicherungsgesellschaften von Dr. August Z." Die hierunter befindliche sogenannte Sterblichkeitstafel 23 D. G. M u W I kommt gegenwärtig bei etwa 75 Prozent der großen deutschen Lebensversicherungsanstalten zur Prämienbestimmung der auf Grund ärztlicher Prüfung normal versicherten Personen mit guter Gesundheit in Anwendung. Z. hat auch eine Reihe fachwissenschaftlicher werthvoller Aufsätze, so im Assecuranzjahrbuch, veröffentlicht.

Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung. Vierter Band. 1894—1895, S. 23. — A. Manes, Versicherungs-Lexikon, Tübingen 1909, Artikel „Zillmer". — A. Loewy, Versicherungsmathematik, Sammlung Göschen, 2. Aufl. (1910), S. 17 und 131.

Alfred Loewy.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 115. Z. 17—16 v. u. l.: Der letzte Fürst, welcher Friedrich II. den Eid geleistet, ist A. der erste gewesen, welcher ihn brach.

S. 768. Z. 21 v. u.: Die Mittheilung, daß George (so, nicht Georg) Bähr, Erbauer der Frauenkirche in Dresden, an den Folgen eines unglücklichen Falles vom Gerüste der Kirche gestorben sei, hat die neuere Forschung ebenso widerlegt, wie die erst 100 Jahre (1834) nach seinem Ableben (1738) aufgetauchte und trotz früherer Widerlegung auf unsere Zeit gekommene, anderweit verbreitete Legende, B. habe durch Sprung vom Gerüste Selbstmord verübt. Der Rathsarchivar und Stadtbibliothekar Prof. Dr. Otto Richter in Dresden hat 1896 aus alten Stadtrechnungen, Rathsprotokollen u. s. w. ermittelt, daß B. an einer „langwierigen, lagerhafften Krankheit" gelitten und acht Tage vor seinem Tode den Abschied als Rathszimmermeister erbeten und erhalten hat; weshalb für ihn keine Veranlassung mehr vorlag, „den Bau der Frauenkirche einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen und die Gerüste zu besteigen, selbst wenn die noch als fortdauernd bezeugte lagerhafte Krankheit ihm dies gestattet hätte." Und in vom Stadtrath geführten Kirchennachrichten, die als Ersatz für verbrannte Kirchenbücher dienen, fand Dr. Richter als am 20. März 1738 begraben verzeichnet: „H. George Bähr, E. Hoch Edl. Raths Baumeister, ein Ehem. 72 Jahr, an Steckfl. und Verzehrung, See G. in eigen Hause. — St. Joh." Vgl. Richter, Meister George Bährs Tod, Dresdner Geschichtsblätter 1896, Nr. 4.

Ernst Arnold.

Band II.

S. 110. Z. 9 v. u.: Der Verfasser der ersten deutschen Augenheilkunde („. . . . Augendienst" 1583), Georg Bartisch („Burger, Oculist, Schnit- und Wundarzt in der Churfürstlichen Alten Stadt Dreßden" — Dresden-Neustadt —), stammte nicht aus Osnabrück, sondern aus Königsbrück im Königreiche Sachsen. Sein gedachtes, für den Culturhistoriker noch wichtiges, dem Kurfürsten August zu Sachsen gewidmetes Werk besitzt die königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden („Ophthalm. 3") in dem prachtvoll gebundenen, mit Goldschnitt versehenen Dedicationsexemplar, in dem die Blätter 5—10 — leider! — fehlen.

Theodor Distel.

Band III.

S. 707. Z. 26 v. u.: Ueber den Jesuiten Franz Callenbach ist neuerdings von Dr. R. Dammert eine Monographie erschienen, welche ihn cultur- und litterarhistorisch behandelt, seine Biographie und Bibliographie bringt (1903); zu beziehen durch Troemer's Univ.-Buchhandlung, Freiburg i. Br.

S. 793. Z. 20 v. o: Joh. Gottfr. Biedermann wurde geboren am 19. August 1705 zu Plauen im Voigtlande als Sohn des Bürgers und Sattlers Johann Heinrich B. (Acten des Gebrechenamts zu Würzburg aus den Jahren 1736 ff. im Würzburger Kreisarchiv).
F. Hüttner.

Band V.

S. 240. Z. 1 v. o. l.: Plieningen (statt Plöningen).

Band VI.

S. 124. Z. 21 und 25 v. o. l.: Isenberg und Isenbergers (statt Isenburg und Isenburgers).

S. 385. Z. 25 v. o.: Erst 1819 vertauschte Eßlair Stuttgart mit München.

S. 633. Z. 12 v. o. l.: die habsburgischen Brüder (statt Länder).

Band VII.

S. 73. Z. 9 v. u. l.: Weiltingen (statt Eßlingen).

S. 276. Z. 6 v. u. l.: 1773 (statt 1733).

Band VIII.

S. 529. Z. 1 v. u. (zu Zacharias Geizkofler): Vgl. Joh. Müller in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. 21.

Band X.

S. 83. Z. 5. v. u.: Hippolitus Guarinonius, der sich gewöhnlich Quarinoni schrieb, ist keineswegs so unbekannt, wie J. Franck annahm. Vgl. jetzt über ihn: Berthold Riehl, Die Kunst an der Brennerstraße (1898), S. 43. In Hall i. T. hat man ihm an seinem Wohnhause eine Mosaikgedenktafel errichtet. Er ist nicht in Prag geboren und erzogen, sondern 1571 in Trient geboren und zu Mailand als Page des Cardinals Karl Borromäus aufgewachsen. Er war Leibarzt der 1607 ins Stift Hall aufgenommenen Erzherzoginnen Christine und Eleonore, Töchter Karl's von Steiermark. Er starb als Stadtphysicus am 31. Mai 1654. — Sein Hauptlebenswerk ist die Stiftung und der Bau des Klosters Volders, 1 Stunde innabwärts von Hall, dessen Kirche am 2. April 1620 gegründet und am 25. Juli 1654 geweiht wurde. Er soll selbst daran mit gebaut haben. Die hübsche Barockkirche (in gelblichem Putz) ist sehenswerth und fällt von der Eisenbahn auf. Später (1764 f.) ist sie von Martin Knoller ausgemalt worden. Dr. Otto Brandis.

Band XII.

S. 710. Z. 6 v. u.: P. H. D. Frhr. v. Holbach wurde geboren zu Edesheim bei Landau in der Pfalz Anfang December 1723; getauft

ward er am 8. December. Sein eigentlicher Familienname war Thierry (Dirre; Dietrich ist Uebersetzung davon). Den Namen Holbach und seinen Adel erhielt er durch Adoption seines Mutterbruders, des Freiherrn Franz Adam v. Holbach, der ihn in Paris erziehen ließ und ihm die Hälfte seines sehr großen Vermögens vermachte. — Pfälzisches Museum 1900, Nr. 4, S. 50 f.

Band XIII.

S. 215. Z. 7 und 4 v. u.: Hoven ist geboren 1759, promovirt 1780.

Band XVI.

S. 493. Z. 3 v. u.: Ueber Kölreuter s. jetzt J. Behrens, Jos. Gottl. K. Ein Karlsruher Botaniker des 18. Jahrhdts. Karlsruhe, Braun, 1894.

S. 622. Z. 16 v. u. l.: 1829 (statt 1828).

Band XVII.

S. 121. Z. 20 v. o.: Ueber dies Verfahren handelt neuerdings auf archivalischer Grundlage: Dr. Benno Bohnenstädt, Das Proceßverfahren gegen den kursächsischen Kanzler Dr. Nicolaus Krell 1591 bis 1601, dargestellt nach den Akten des Dresdener Hauptstaatsarchivs. Inaugural-Dissertation, Halle a. S. 1901. E. A.

S. 145. Z. 26 v. o.: Riedlingen war vorderösterreichisch, nicht Reichsstadt.

S. 196. Z. 24 v. o. l.: Vietinghoff.

S. 716. Z. 18 v. u. l.: Bönnigheim (1770—71).

Band XVIII.

S. 691. Z. 7 v. o.: Vgl. „Heinrich Lindenborn, der kölnische Diogenes; sein Leben und seine Werke.“ Von Karl Beckmann. Bonn 1908.

Band XXII.

S. 631. Z. 26 v. o. l.: 1845—49 (statt 1843—49).

Band XXIII.

S. 570. Z. 17 v. u.: Nichthonius war höchst wahrscheinlich bloß der Herausgeber; über den vermuthlichen Verfasser des Schauspiels (Karl Christoph Beyer von Speyer) s. Erich Schmidt, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1902 S. 642 ff.

Band XXIV.

S. 285. Z. 8 v. u.: Ueber den Porträtmaler A. Friedrich Oelenhainz († 1804) ist ein ergänzender Artikel von Leop. Oelenhainz (Architekten beim Stadtbauamt in Nürnberg) erschienen in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Geschichte, Jahrg. 1895, Heft 1, S. 103—113.

S. 502. Z. 18 v. o.: Der biographische Artikel über den Kammerherrn Friedrich Wilhelm von der Osten auf Plathe, Begründer der Bibliothek hierselbst, einen meiner directen Vorfahren, enthält so mannichfache Irrthümer, daß er dringend der Berichtigung bedarf.

Ich entnehme diese der von F. W. v. d. Osten selbst geschriebenen Familiengeschichte, welche hier auf der Bibliothek vorhanden ist. Er wurde geboren am 23. Februar 1721 zu Stargard in Pommern und starb am 27. Februar 1786 auf Plathe. In Halberstadt war er nie. Seine Eltern sind ganz falsch angegeben. Vater war: Matthias Konrad, geboren 1691, Herr auf Pinnow, Plathe ꝛc., † 1748 zu Berlin. Er war zuletzt Chefpräsident der Churmärkischen Kriegs- und Domainenkammer. Mutter war Clara Sophia, geb. v. Blücher, Tochter des Hofraths Matthias v. Blücher auf Plathe, durch welche der Sohn den Besitz Plathe erhielt. Sie starb gleich nach der Geburt dieses ihres einzigen Kindes 1721. Der Vater vermählte sich zum zweiten Male mit Helene Charlotte v. Eickstedt. Sein eigenes Leben beschreibt F. W. v. d. Osten folgendermaßen: „Er ging 1740 nach der Universität Frankfurt und war schon vorhero 1732 auf der Universität Königsberg ebenfalls immatriculieret; von Frankfurt ging er 1742 nach Leipzig und kam 1744 über Halle nach Hause. Er ward darauf 1745 Kgl. Preuß. Würckl. Cammerherr, allein wegen des Todesfalls seines Vaters quittierte er 1749 den Hoff und begab sich auf die Güter ..... Er heirathete 1752 Charlotte Henriette, des Matthias Heinrich v. Liebeherr auf Woitfick Tochter." Durch die berühmte Liebeherr'sche Sammlung angeregt, begann F. W. v. d. Osten seine theilweise noch vorhandenen Sammlungen zusammenzubringen. Zum Schluß des Aufsatzes ist noch unrichtig angegeben, daß ihn nur ein Sohn überlebte. Seine beiden überlebenden Söhne waren: August Wilhelm Heinrich, welcher ihm in Plathe folgte, geboren 1760, † 1834, und Karl Friedrich August, geboren 1761, † 1807.

Graf v. Bismarck-Osten auf Schloß Plathe in Pommern.

Band XXVII.

S. 242. Z. 22 v. o.: Das biographische Material, auf welchem der Artikel Leopold v. Ranke beruht, ist zwei Jahr später (1890) größtentheils in Band LIII/IV seiner Sämmtlichen Werke unter dem Titel „Zur eigenen Lebensgeschichte" veröffentlicht worden. Mannichfache Ergänzungen sind seitdem hinzugekommen, deren Aufzählung indessen zu weit führen würde, zumal sie eine wesentliche Aenderung an dem Gesammtbild nicht zur Folge haben. Nur zwei Mittheilungen von Dr. Hans Helmolt verdienen eine eingehende Erwähnung. In der Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten v. J. 1908, Nr. 47, S. 442 werden „Name und Geburtstag des größten deutschen Geschichtschreibers" von ihm besprochen. Zunächst bemerkt er, daß die bei den Vorfahren überwiegende unorganische Schreibung des Familiennamens mit ck auch von Leopold selbst in seiner Jugend gebraucht worden ist. So hat dieser noch die Abhandlung „de tragoediae indole et natura", womit er sich in der üblichen Form von der Landesschule Pforta unterm 2. April 1814 verabschiedete, eigenhändig als „Franciscus Leopoldus Rancke" abgefaßt und eingereicht. Sodann publicirt Helmolt die schon vordem besprochene Eintragung der Geburt und Taufe ins Kirchenbuch zu Wiehe. Sie lautet:

„Anno 1795...... 41) H[errn] Gottlob Israel Ranke, Churfürstl. Advocat und Kaiserl. Notario Ein Sohn nat[us] 20. De-

cember, ren[atus, d. h. getauft] 26. ej[usdem] Franz Leopold. [Pathen:] 1. H[err] M[agister] Johann Heinrich Israel Ranke Past[or] senior aus Ritteburg. 2. H[err] Johann Friedrich Wilhelm Lemicke, Erblehn- und Gerichtsherr aus Weidenthal bei Querfurt. 3. Fr[au] Maria Magdalena Elisabeth Sophie Rothnasin, des H[errn] Bürgermeister Rothnas aus Nebra Fr[au] Eheliebste."

Nichtsdestoweniger bleibt die Thatsache bestehen, daß nach stetiger Annahme der Seinen Ranke's Geburtstag der 21. December gewesen ist. Der Widerspruch läßt sich nicht heben; nur so viel läßt sich sagen, daß man dem kaiserlichen Notarius einen Irrthum im Datum der Geburt seines Erstgeborenen gewiß nicht eher zutrauen darf, als dem buchführenden Geistlichen in der Ermüdung nach dem Weihnachtsfest. Allein der mitgetheilte Text ist in anderer Hinsicht lehrreich. Ranke's Vornamen Franz Leopold — bis 1822 unterschreibt er sich Unvertrauten gegenüber mit dem Doppelnamen — müssen entschieden befremden, da sie uns weder bei den früheren Vorfahren begegnen, noch von einem der Pathen, der beiden Großväter, entlehnt sind. Der bisher unbekannte Umstand, daß der Vater den Titel eines kaiserlichen Notarius führte, legt nun die Vermuthung nahe, daß er in dankbarer Erinnerung an den Verleiher, Kaiser Leopold II., seinem ersten Sohne den Namen Leopold gegeben; den in so lutherischer Umgebung noch auffallenderen Namen Franz mochte er aus Artigkeit gegen den regierenden Kaiser hinzufügen. Ranke's Vornamen bewahrten somit historisch ein ehrerbietiges Andenken an die letzten Zeiten des untergehenden alten Reichs.

Und nicht so rasch und unbedingt, wie man bisher annehmen mußte, ist er mit dem Kern des werdenden neuen Reichs, dem preußischen Staate, herzlich verwachsen. Hier setzt eine frühere Mittheilung Dr. Hans Helmolt's ein, die er unter der Ueberschrift „Ein merkwürdiger Brief Leopold Ranke's" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung v. J. 1907, Nr. 106 S. 253/54 gemacht hat. Der dort gedruckte Brief war längst im Cimeliensaal der Münchener Hof- und Staatsbibliothek öffentlich ausgestellt, aber nie beachtet worden. Ranke schrieb ihn am 28. April 1822 als Oberlehrer in Frankfurt a. O. an Friedrich Thiersch in München. Aufs lebhafteste führt er darin Beschwerde gegen eine Maßregel der damaligen Reaction: „Die Unterdrückung der Lehre und der Lehrer ist in preußischen Landen mit dem Edict vom 12. April auf so hohen Punkt gestiegen, daß ein gewissenhafter Mann ihr entfliehen muß." Der preußische Staat habe ihn einst von Leipzig nach Frankfurt berufen. „Er bricht aber den Vertrag, den ich mit ihm auf ein früheres Gesetz geschlossen . . . . es ist unerträglich, in einem Staat zu wohnen, der den moralischen Grund, auf dem er ruht, unter seinen Füßen weghebt, und nun erst bestehen zu können meint. Er ist nicht wesentlich mein Vaterland: ich habe keine Verpflichtung gegen ihn." Sachsen sei mit seinesgleichen erfüllt, darum bittet er um eine Anstellung in Baiern — „um Deutschlands willen, das in seiner Zerstückelung den einigen Trost gehabt hat, daß wer hier flieht, dort aufgenommen wird." Es bleibt danach wahr, daß Ranke — wie Bd. XXVII, S. 245/46 gesagt worden ist — ohne sonderliche Gemüthsbewegung oder irgendwelchen Vorbehalt der sächsischen Erde den Rücken kehrte. Den Proceß seiner Einbürgerung in den deutschen

Großstaat aber haben wir uns doch langsamer vorzustellen; vor der Hand hatte sein lebendiges Nationalgefühl einen politisch neutralen Charakter. Erst in Berlin ist er dann zum Preußen geworden.

Alfred Dove.

S. 414. Z. 10 v. o. l.: 19. September (statt November).

S. 502. Z. 26 v. u. l.: 1754 (statt 1756); Z. 15 v. u. l.: Gottlob David Hartmann; Z. 17 v. u. l.: Dorothea (statt Anna).

Band XXVIII.

S. 317. Z. 15 v. u.: Friedrich Zarncke hat (Berichte der philol.-histor. Cl. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. zu Leipzig, Sitzg. v. 8. Dec. 1894) den Helden des Lustspiels „Graf Ehrenfried" von Christian Reuter (1700) nachgewiesen, auch aus einem Spottgedichte der Gräfin Aurora v. Königsmarck („Der Name pranget an der Stirn") über Georg Ehrenfried v. Lüttichau auf denselben geschlossen und dessen Geburtsjahr ins Jahr 1667 gesetzt. Aus dem Willkommenregister des königlichen Schlosses Moritzburg ergibt sich zu dem Gesagten Folgendes: Am 1. Januar 1694 war Kurfürst Johann Georg IV. zu Sachsen in fideler Gesellschaft, auch mit seiner „Gräfin von Rochlitz", dort. Unser Pseudograf trug damals seinen Namen eigenhändig in das erhaltene Zechbuch ein, und der Kurfürst zeichnete daneben einen Ochsenkopf, an dem die Worte stehen:

„So war gestalt an seinen [!] bart und haren
her Litig als er war bey 26 Jaren."

Th. Distel.

S. 410. Z. 11 v. u. l.: 987 (statt 887).
Z. 10 v. u. l.: 986—989 (statt 886—889).

Band XXX.

S. 648. Z. 16 v. u.: Schauroth ist nach den Stuttgarter Kirchenbüchern am 22. October 1720 getauft.

Band XXXIII.

S. 624. Z. 7 v. o. l.: 1641—1643 (statt 1741—1743).

Band XXXIV.

S. 51. Z. 3 v. o. l.: 1880 (statt 1890).

Band XXXV.

S. 727. Z. 8 v. o. l.: Eningen (statt Emingen).

Band XXXVI.

S. 643. Z. 26 v. u. l.: 1757 (statt 1752).

S. 782. Z. 6 v. u.: Für geschichtliche Gegenstände besaß Hans Dietrich von Schönberg ein lebhaftes Interesse. Er arbeitete nicht nur für die Geschichte des eigenen Geschlechts, sondern hatte auch weitere Ziele. Insbesondere legte er sich eine große Privatsammlung von Acten wie Urkundenabschriften an und stapelte darin vielerlei Stoff zur Reichs-, Landes-, Orts- und Adelsgeschichte auf. Dieses v. Schön-

bergische Privatarchiv, 130 starke Actenbände umfassend, wurde 1713 mit dem Herzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Gotha vereinigt und bildet dort noch jetzt die eigene Abtheilung J J J (oder J_3) mit der Registrande XX, die in sechs Haupt- und zahlreichen Unterrubriken viele schätzbare Materialien, besonders zur Geschichte der verschiedenen Sachsen-Ernestinischen Linien in sich schließt. — Vgl. E. C. Löbe, Altenburgica (Altenburg 1878), S. 97, Nr. 2 und P. Mitzschke, Wegweiser durch die historischen Archive Thüringens (Gotha 1907), S. 25 u. 27. (Dazu schriftliche Mittheilungen der herzogl. Archivverwaltung zu Gotha). Mitzschke.

Band XXXVIII.

S. 431. Z. 14 v. o.: Die dort nach den „Unschuldigen Nachrichten" dem Wittenberger Toltz oder Dölsch, lateinisch Doelschius, zugeschriebenen Bücher rühren meist von Johann Toltz, Pfarrer in Plauen und im voigtländischen Reichenbach († 1573) her. Vgl. über diesen: Ferd. Cohrs, Joh. Toltz, ein Schullehrer und Prediger der Reformationszeit, in „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", herausgeg. von Kehrbach, Jahrg. 1897, Heft 4. Ueber den Wittenberger Dölsch schrieb Friedrich Kropatscheck, Joh. Dölsch aus Feldkirch, Professor in Wittenberg. Greifswald 1898. P. Tschackert.

Band XL.

S. 510. Z. 3 v. u. l.: Unseld (statt Unfeld).

Band XLI.

S. 133. Z. 1 v. u.: Johannes Wanckel ist am 1. Februar 1554 in Kamberg (nicht Bromberg) geboren.

S. 136. Z. 22—20 v. u. ist der Satz „und von dessen" bis „erschien" zu streichen.

S. 362. Z. 4 ff. v. o.: Der Artikel Webercus ist zu streichen. Weberous, wie der Name nach der einzigen Quelle, der Stuttgarter „Stadtglocke" des Buchdruckers Munder, richtig lautet, ist eine Erfindung von dessen Bruder Wolf Friedrich M., Pfarrer in Eltingen, 1799 bis 1851. J. Hartmann.

S. 428. Z. 7 v. o. l.: 1787 (statt 1791).

S. 431. Z. 2 v. u. l.: 26. (statt 27.) Januar.

Band XLII.

S. 396. Z. 12 v. o.: J. S. Wieland † 25. Juli 1635 in Ilsfeld.

Band XLIII.

S. 165. Z. 23 v. u. l.: „Bei der Publicirung der Rheinbundsacte wurden seine nassauischen Länder zum größten Theile zu dem neu gegründeten Großherzogthum Berg geschlagen, während die Grafschaft Diez und der oranische Antheil an mehreren, theils mit Trier, theils mit Nassau-Weilburg gemeinsam innegehabten Besitzungen den Usinger Vettern zugesprochen wurde." Vgl. Weidenbach, Nassauische Terri-

torien ..., in: Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. X.

Band XLIV.

S. 184. Z. 10 v. o. l.: K. F. Robert Schneider (statt L. F. Schneider).
S. 580. Z. 26 v. u.: Teller † 23. Juni 1872 (nicht 1882).

Band XLVI.

S. 71. Z. 23 v. u. l.: begleitete (statt bekleidete).
S. 76. Z. 23 v. u. l.: 50jährigen (statt 25jährigen).

Band XLVIII.

S. 129. Z. 3 v. u. l.: mit dem Basler Polizeidirector Bischoff (statt mit dem Bischof von Basel).

Band XLIX.

S. 288. Z. 12 v. u. l.: geboren am 26. December 1806 (statt 6. December).
S. 364. Z. 4 v. u. ist hinzuzufügen: „† daselbst am 27. October 1892."

Band L.

S. 63. Z. 18 v. o.: Die hier angekündigten Veröffentlichungen Ludwig Geiger's sind inzwischen erschienen: „Zeitschrift für Bücherfreunde" VIII (1905) S. 431—447 und 457—468 „Max Waldau zum Gedächtnis" (ganz authentisch mit vielen neuen Daten und Porträts), sowie „Breslauer Zeitung" Nr. 46 vom 19. Januar 1905 (Morg.-Ausg. Feuilleton „Max Waldau (Georg v. Hauenschild)".
L. Fränkel.
S. 256. Z. 22 v. u. l.: Nr. 130 vom 18. März 1904.
S. 297. Z. 21 v. o. l.: älteste (statt einzige).
S. 515. Z. 20 v. u. l.: Hannoverisch-Münden (statt Minden).

Band LI.

S. 438. Z. 18 v. u. l.: 1906 (statt 1905).
S. 474. Z. 17 v. o. l.: Olivier (statt Olivieo).
Z. 24 v. o. l.: 19. Februar 1884.
S. 495. Z. 26 v. o. l.: Vrenchen (statt Dortchen).

Band LII.

S. 28. Z. 21 v. u. l.: Liszt (statt Lißzt) und ebenso im ganzen Artikel bis S. 49 Z. 22 v. o.
S. 36. Z. 8 v. u. und S. 38 Z. 17 v. u. l.: Belgiojoso (statt Belgioso).
S. 123. Z. 20 v. o. bis S. 131 Z. 23 v. u: Der ausgezeichnete Physiolog Carl Ludwig ist an jener Stelle in seiner wissenschaftlichen Bedeutung als Forscher und Lehrer von einem Fachgenossen hinlänglich gewürdigt worden; die Angaben über sein persönliches Leben sind dagegen so dürftig und zum Theil so irrig ausgefallen, daß es biographisch wünschenswerth erscheint, sie aus vertrauter Kenntniß zu ergänzen und richtig zu stellen.

L. ist geboren am 29. (nicht am 15.) December 1816 zu Witzenhausen a. d. Werra. Der Vater, Friedrich L. (1781—1843) ist nicht als „einfacher Beamter“ zu bezeichnen. Vielmehr hatte er als junger Reiterofficier 1807 nach der Auflösung des Kurfürstenthums den fremdherrlichen Dienst verlassen und während der westfälischen Zeit auf einem kleinen Landgut, zu Hetzlos bei Hammelburg im Fuldischen, gelebt. Dort führte er 1810 Christiane Nagel, Erbförsterstochter aus Allendorf in Hessen heim. 1814 folgte er von neuem als Rittmeister der Fahne des wieder hergestellten Landesherrn, ward im französischen Feldzug verwundet, mit dem Eisernen Helm decorirt und nahm 1815 den Abschied, worauf ihn der Kurfürst zum Rentmeister in Witzenhausen, später zum Oberrentmeister in Hanau ernannte. Der Ehe entsprossen acht Kinder, darunter sechs Söhne, von denen drei namhaft geworden sind, außer Carl ein älterer Bruder, Rudolf (s. A. D. B. XIX, 612 f.) als Geolog, ein jüngerer, Heinrich (ebd. LII, 120 f.) als Maler und Kunstgelehrter. Man hat die fast militärische Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Strenge gegen sich selbst, die Carl L. in reifen Jahren eigen war, wohl als väterliches Erbtheil angesprochen; zunächst indeß war die ungemein frische, männliche Erziehung dazu angethan, Kühnheit und Unbeugsamkeit in dem Sohne zu entwickeln. Das Gymnasium machte L. in Hanau durch; er hat im Alter häufig beklagt, wie wenig Anregung der Unterricht geboten habe. In der ersten Marburger Studentenzeit — er gehörte dem Corps der Hasso-Nassoven an — entlud sich der Uebermuth seiner fröhlichen Natur; nicht Politik war es, was ihn mit den Disciplinarbehörden in Conflict brachte, sondern einfach Unabhängigkeitsgefühl gegenüber jeglichem Zwang. In der Stille der Bamberger Chirurgenschule, auf der er die erste Zeit seiner Verbannung zubrachte, besann er sich eines Besseren; über Erlangen nach Marburg zurückgekehrt, warf er sich mit genialer Energie auf das Studium seiner Wissenschaft.

Fragt man nach den Männern, die auf die Entfaltung seiner wissenschaftlichen Individualität einen fördernden Einfluß ausgeübt haben, so ist zunächst sein nur wenig älterer Jugendfreund, der Marburger Anatom Ludwig Fick zu nennen, der nicht nur 1841 seine Anstellung als Prosector, 1846 die als außerordentlicher Professor für vergleichende Anatomie betrieben hat, sondern ihm auch die Mittel des anatomischen Instituts für die physiologischen Arbeiten seiner Marburger Periode zur Verfügung stellte. Die epochemachende Wendung der Physiologie zu rein physikalischen Principien lag in der Luft der Zeit; als Muster empfahl L. seinen ersten Schülern Arbeiten der Gebrüder Weber, Poiseuille's und Johannes Müller's. Sich selbst mit präciser physikalischer Methodik vertraut zu machen, hatte er im Laboratorium des damals in Marburg weilenden Robert Bunsen Gelegenheit gehabt. Als Vorbild endlich für die Wirksamkeit eines wissenschaftlichen Lehrers, eines Organisators der Forscherarbeit im größten Stil mochte ihm Liebig im nahen Gießen gelten; wie aufmerksam L. dessen geistiges Wesen und Treiben verfolgt hat, beweist der feine Nachruf, den er ihm — anonym — in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ (1873 I, 693 f.) gewidmet. Mit der gleichstrebenden Generation, die sich in

der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin zusammenthat, trat er brieflich in Verbindung; erst 1847 lernte er sie bei vorübergehendem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt persönlich kennen und schloß mit Brücke, Du Bois-Reymond und Helmholtz einverstandene Freundschaft. Im folgenden Jahre gerieth auch er in den Strudel der politischen Bewegung; er ward mit Gildemeister, Knies und Bunsen in den Ausschuß des von Sybel gegründeten Vaterlandsvereins gewählt und hat im Frühjahr 1848 sogar eine Zeit lang die Redaction des „Neuen Verfassungsfreundes" übernommen. So entschieden abhold auch der Marburger Liberalismus allem radicalen Gebaren blieb, in den Augen der hereinbrechenden Reaction wurde er dennoch als demokratisch verdächtigt, und L. begrüßte daher 1849 den Ruf nach Zürich als Professor der Anatomie und Physiologie als einen Ausweg ins Freie.

In Zürich führte er Weihnachten 1849 die Braut heim, mit der er sich in Marburg verlobt hatte: Christiane, hinterlassene Tochter des Juristen Hermann Ernst Endemann (s. A. D. B. VI, 105), die ihm in 45 jähriger Ehe musterhaft zur Seite stand; Gustav Freytag hat ihren Tugenden in seinen Erinnerungen (Werke I, 233) neben L. selbst ein schönes Denkmal gesetzt. Ihrem Einfluß schreibt es Helmholtz schon 1851 nach einem Zürcher Besuche zu, daß L. nunmehr alles burschikose Wesen abgelegt habe und ganz in seiner edlen und liebenswürdigen Natur erscheine. Seitdem verband beide Gelehrte ein Verhältniß unbegrenzter Hochachtung, auf Ludwig's Seite bis zur Bewunderung gesteigert, während es in der gemessenen Sprache eines Helmholtz viel besagen will, wenn er versichert, L. sei ihm immer für Physiologie, so lange er sie vortrug, Hauptautorität geblieben. (Vgl. C. Ludwig: H. v. Helmholtz, der Arzt. Aerztliches Vereinsblatt 1894 Nr. 289; Leo Königsberger: Hermann v. Helmholtz I—III. Braunschweig 1902—3.) Zur nämlichen Zeit, 1852, entspann sich eine andere Herzensbeziehung von gleichem geistigen Gehalt und ebenfalls lebenslanger Dauer, als Theodor Mommsen, aus Leipzig vertrieben, in Zürich eine Zuflucht und im Ludwig'schen Hause warme Aufnahme fand, die er mit offener Hingebung erwiderte. Es waren Tage großartig wetteifernder litterarischer Productivität, als gleichzeitig der erste Band des Lehrbuchs der Physiologie vollendet und der erste Band der Römischen Geschichte geschrieben ward. Die Zueignung des zweiten Bandes an L., der allzeit für historische Dinge das regste Interesse besaß, ist ein beredtes Zeugniß für die leider kurze Blüthezeit des unmittelbaren Verkehrs; aber auch in späteren Jahrzehnten bildet der Briefwechsel mit L. eine der ursprünglichsten Quellen für die vollständige Kenntniß der Mommsen'schen Eigenthümlichkeit. (Vgl. A. Dove: Zur Erinnerung an Th. Mommsen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 26 und 27).

Nach Mommsen's Wegzug (1854) entbehrte L. in Zürich des ebenbürtigen Umgangs; auch äußerlich verlangte seine Lage dringend eine in der Schweiz nicht mögliche Verbesserung. Aber vergebens verhoffte er sie von der preußischen Regierung; während seine Leistungen ihn bei jeder Vacanz in der Reihe der Würdigsten erscheinen ließen, stellten sich immer Vorurtheile anderer Art einem wirklichen Ruf entgegen. Waren es früher (1849) mehr politische

Bedenken gewesen, so wurden jetzt unterm Ministerium Raumer vorzugsweise religiöse geltend gemacht, zumal nachdem L. im Herbst 1854 auf der Naturforscherversammlung zu Göttingen durch Rudolf Wagner's Herausforderung ganz wider seinen Willen in den materialistischen Streit des Tages hineingezogen war. In der hochherzigsten Gesinnung verwandte er sich darauf bei demselben Ministerium ungefragt für die Berufung von Helmholtz nach Bonn. Wo Preußen zauderte, griff Oesterreich zu; es gestattete sich den Luxus, die Lehrstelle der Physiologie an seiner medicinisch-chirurgischen Militärakademie mit einem Forscher ersten Ranges zu besetzen. L. hat diese Stelle am Josefinum von 1855 an ein Jahrzehnt hindurch eingenommen und alle Vorzüge eines großstädtischen Gelehrtenlebens in Wien genossen. Vom Staat in der Verfolgung seiner höheren Zwecke nicht wesentlich behindert, hatte er im eigenen Fach, da Brücke die Physiologie an der Universität vertrat, einen eng befreundeten und doch grundverschiedenen Geist ohne jede Concurrenz an der Seite (vgl. den erlesenen Nachruf Ludwig's: Ernst Brücke. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. März 1892, Nr. 55). Als Gleichberechtigter anerkannt, bewegte er sich in der Akademie der Wissenschaften unter bedeutenden Vertretern aller Disciplinen; von der Wiener gebildeten Gesellschaft, die das Geistreiche und Originelle zu schätzen verstand, ward er gesucht und verwöhnt; Kunst und Natur im gesegneten Oesterreich enthüllten ihm ihre Reize. Dennoch hat er sich auf die Dauer nicht heimisch gefühlt. Ein herbes Schicksal entriß ihm schon 1858 in der Kindheit den einzigen Sohn, und ihm blieb nur die Tochter übrig; aber auch sonst fand er für sein eigenstes deutsches Wesen — im Inneren Idealität, im Aeußeren Solidität — in Wien doch nicht den rechten, vollen Widerhall. Erst in Leipzig, wohin er 1865 als Nachfolger im physiologischen Amt des von ihm so hoch gefeierten, ehrwürdig schlichten Ernst Heinrich Weber ging (vgl. C. Ludwig, Rede zum Gedächtniß an E. H. Weber. Leipzig 1878), kam sein Dasein und Wirken auf die Höhe.

Ueber das nach Ludwig's Plan erbaute, im April 1869 eingeweihte Institut (vgl. C. Ludwig, Rede zum Beginne der Vorlesungen in der neuen physiologischen Anstalt. Leipzig 1869) und über die beispiellose Wirksamkeit, die er 26 Jahre lang darin entfaltete als „der stolze Naturforscher, welcher sein Wissen und Können in einer auch bei uns unerhörten Selbstlosigkeit den Erfolgen seiner Schüler dienstbar macht“, wie ihn Gustav Freytag charakterisirt, erstattet der biographische Artikel in Band LII anschaulichen Bericht. Nur verdient die allgemeine Bedeutung der Anstalt noch bestimmter betont zu werden. „Wenn wir heute“, sagt His (1895), „unter einem wissenschaftlichen Institut eine Schule und Arbeitsstätte freier wissenschaftlicher Forschung verstehen, so ist dies ein Begriff, den erst L. geschaffen und praktisch verkörpert hat. Das von ihm begründete physiologische Institut in Leipzig ist aber das Vorbild geworden für zahllose ähnliche Schöpfungen in den verschiedensten Städten inner- und außerhalb Europas.“ Und keineswegs bloß auf sein eigenes Fach erstreckte sich dieser reformatorische Einfluß Ludwig's. Er wußte in König Johann wie in dem tief einsichtigen Minister v. Falkenstein den Eifer für die moderne Ausstattung des medicinischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts überhaupt zu

entzünden, dessen fortdauernde Pflege dann auch die Nachfolger, König Albert und Minister v. Gerber sich angelegen sein ließen; L. war Falkenstein's Rathgeber bei den wichtigsten Berufungen, selbst über den Kreis jener Disciplinen hinaus. „Es ist wohl kein Zufall“, sagte der Rector an seinem Sarge, „daß mit seinem Erscheinen unter uns der Aufschwung beginnt, welcher Leipzig an die Spitze der deutschen Hochschulen brachte“. Seit dem Sommer 1868 ließ es München hinter sich, in den Jahren 1872—78 übertraf es sogar Berlin bei weitem; erst in der Beschämung besann sich die preußische Unterrichtsverwaltung auf ihre massivere Kraft. Schon im Sommer 1872, als sich die deutschen Naturforscher und Aerzte im Andenken an die vor 50 Jahren vollzogene Stiftung ihrer Versammlungen abermals in Leipzig einfanden, konnte L., der die Gäste in gedankenreicher Festrede begrüßte (s. Im neuen Reich 1872 II, 321 f.), als das Haupt der exacten Wissenschaften an der sächsischen Universität betrachtet werden; als solches anerkannt, hat er zehn Jahre hindurch (1883—93) als erster Secretär der mathematisch-physikalischen Classe die Geschäfte der dortigen akademischen Gesellschaft geleitet. Im übrigen trat er außer seiner Berufsthätigkeit nur selten augenfällig hervor; das Rectorat zu übernehmen, mußte er aus Zeitmangel ablehnen. Aber als Idealgestalt deutschen Professorenthums in sittlicher wie geistiger Beziehung, unübertroffen an Reinheit, Festigkeit und Vornehmheit der Gesinnung, übte er doch geräuschlos eine vielfach maßgebende Autorität aus und begegnete auch in weiteren Kreisen verständnißvoller Schätzung. Die Stadt ernannte ihn zur Feier seiner 25jährigen Anwesenheit in Leipzig 1890 zum Ehrenbürger. Wichtiger war, daß er in der gesunden Sympathie der Bürgerschaft den bei der staatlichen Behörde vermißten Halt fand, um in seiner schwersten Leipziger Zeit, gegen Ende der siebziger Jahre, der heftigen Agitation zu widerstehen, die von England her gegen die sogenannte Vivisection eröffnet und in rohen Formen nach Sachsen übertragen ward. Er selbst bewies nicht nur jederzeit in der schonenden Technik des wissenschaftlichen Thierversuchs die größte Virtuosität, sondern bewährte auch hülfreichen Zartsinn in der Bekämpfung des alltäglichen thierischen Elends; dem Leipziger Thierschutzverein, der sich durch die erfinderische Praxis seiner humanen Maßregeln rühmlich hervorthat, hat er Jahre lang berathend vorgestanden. (Vgl. C. Ludwig, Die gemüthliche Stellung des Menschen zum Thier; Vortrag in der I. Generalversammlung des Thierschutzvereins zu Leipzig. Im neuen Reich 1876 II, 121. Derselbe, Die wissenschaftliche Thätigkeit in den physiologischen Instituten; Vortrag im Kaufmännischen Verein zu Leipzig. Ebenda 1879 I, 513.)

Ludwig's nächsten Umgang in Leipzig bildete die Geistesaristokratie des Bürgerthums, Männer wie der Verleger Salomon Hirzel, der Vicebürgermeister und Reichstagsabgeordnete Eduard Stephani, der Bankdirector Rudolf Wachsmuth und vor allem, so lange er dort heimisch blieb, Gustav Freytag, der sich ihm in besonders zutraulicher Freundschaft auch fürs spätere Leben anschloß. Es war der alte Kreis der „Grenzboten“, und L. theilte mit ihm im ganzen auch die politischen Ueberzeugungen und Empfindungen in Freud' und Leid jener großen vaterländischen Periode. Was wahrhaft deutsch

war an unserer neuen nationalen Erhebung, befriedigte ihn tief; das specifische Preußenthum blieb seinem Herzen eher fremd. Vor allen Dingen war er ein Gegner des Einheitsstaats; der Rest von bundesstaatlicher Selbständigkeit schien ihm die Mannichfaltigkeit deutscher Cultur zu verbürgen. Insbesondere am Königreich Sachsen bewunderte er den bürgerlich modernen Geist im Großhandel, im Großbetrieb des Feldbaues und vor allem in der Blüthe des Gewerbfleißes, den er nach allen Richtungen seiner Entwicklung mit der lebhaftesten Theilnahme begleitete. Und so betrachtete er denn auch die Leipziger Universität, deren Gedeihen er die Arbeit seines Lebens geweiht hatte, als eine eigene Ausdrucksform der deutschen Gelehrsamkeit und hing an ihr mit der ganzen Wärme des edelsten Partikularismus. Im übrigen war der Gesichtskreis seiner geistigen Interessen beinahe unbegrenzt, außer den gesammten Naturwissenschaften umfaßte seine Anschauung auch das Reale aller übrigen Disciplinen; nur was ihm an Philosophie und Theologie als bloße Speculation, an Philologie und Jurisprudenz als leere Silbenstecherei erschien, ließ ihn kalt. Bildende Kunst genoß er mit begeistertem Verständniß, Musik, Poesie und Litteratur, so weit er dafür Zeit fand, mit naiver Freude. Sein Gespräch war überaus lebendig, kunstlos in der Form, aber immer originell und nicht selten von heiterer Paradoxie; nur war im Hintergrund stets eine hohe, ernste, ja strenge Ansicht der Welt und des Lebens zu erkennen. Hierauf und auf dem ungemeinen Reichthum an Beziehungen seiner Gedanken beruht es, daß seine Reden und Vorträge, seine Schriften und Briefe häufig etwas geheimnißvoll Dunkles an sich tragen; es war fast die Regel, daß der fleißige Student dasselbe Colleg zwei, ja drei Mal bei ihm hörte, um es vollkommen zu verstehen. Doch ist der Behauptung entschieden zu widersprechen, daß „das Schreiben Ludwigs schwächste Seite war"; man müßte denn in der Leichtigkeit die einzige stilistische Tugend erblicken wollen. Und wenn man gar „viele seiner Arbeiten aus der physiologischen Anstalt in Leipzig" als „geradezu abstoßend geschrieben" bezeichnet, so darf nicht vergessen werden, daß es sich dabei meist um mühsam zurecht gerückte Texte ungewandter, oft genug ausländischer Schüler handelt. Thatsache ist, daß Hirzel unaufhörlich L. um Beiträge für seine Wochenschrift anlag, ja daß Keil, der Patron des Gemeinverständlichen, ihm für Artikel in der „Gartenlaube" die höchsten bisher dagewesenen Honorare bot.

L. blieb jugendlich frisch bis ins achtzigste Jahr und zum Schluß des hundertundsiebenten Semesters, weil er ganz in seinen jungen Freunden, wie er seine Schüler nannte, zu leben gewohnt war. Sein Körper war von mancherlei Leiden heimgesucht und konnte nur durch die äußerste Mäßigkeit und sorgfältigste Vorsicht so lange bei voller Leistungsfähigkeit erhalten werden. Seine Erholungsreisen in den Ferien gingen mit Vorliebe nach Ober- und Mittelitalien; sonst hat er außer Deutschland, Oesterreich und der Schweiz auch Holland und Belgien, Frankreich und England öfters besucht. Er war mittelgroß, breitschulterig und mager. Sein Antlitz konnte nur dem ersten Anschein nach, durch Bartlosigkeit und Haartracht, an einen Theologen erinnern. Außer dem scharfen Blick des Arztes oder Naturforschers, der durch die Brille hervorlugte, besaß er großartige Ge-

sichtszüge von niederhessischem Typus, mit außerordentlich fein und kühn geschwungener Nase. Knaus hat ihn (1867) mehrfach gezeichnet. Seine mächtige Idealbüste von Schilling steht im Physiologischen Institut, eine realistisch lebenswahre von Seffner in der Aula der Universität zu Leipzig. Er starb am 23. (nicht 24.) April 1895. —

Auch von der nekrologischen Litteratur sind Bd. LII, S. 131, Z. 13 f. gerade die wichtigsten Erscheinungen übergangen worden; wir holen sie nach: Wilhelm His: Karl Ludwig und Karl Thiersch, akademische Gedächtnißrede. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895, Nr. 164 u. 165. — Derselbe: Zum Gedächtniß an Carl Ludwig. Berichte der math.-phys. Classe der K. Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig, Sitzung v. 14. Nov. 1895. — Adolf Fick: Karl Ludwig. A. Bettelheim, Biogr. Blätter I, 265. Berlin 1895. — Frithjof Holmgreen: Carl Ludwig, hans lif och betydelse. Upsala Läkareförenings förhandlingar B. 1 h. 3 o. 4. 1896. — Johannes v. Kries: Carl Ludwig †. Freiburg i. B. u. Leipzig 1895. — Robert Tigerstedt: Ludwig, minnesord vid Svenska läkare sällskapets sammanträde d. 30. April 1895. Stockholm; in deutscher Uebersetzung bei A. Bettelheim a. a. O. S. 271 f. — M. v. Frey: Carl Ludwig †. Biolog. Centralblatt Bd. XV, Nr. 19 v. 1. Oct. 1895. Leipzig. Alfred Dove.

S. 182. Z. 14 v. o. l.: Alexanders II. (statt III).
S. 284. Z. 20 v. o. l.: Rotenburg (statt Rottenburg).
Z. 24 v. o. l.: Strafbayern (statt Strafjägern).
S. 285. Z. 10 v. u. l.: Gustav (statt August).
S. 704. Z. 21 v. u. l.: „Nach dem Tode R. Oldenbourg's († in München am 10. October 1903)“ 2c. Dies Datum lehrt, daß der Artikel eigentlich nicht mehr in unser Werk gehört.

Band LIII.

S. 53. Z. 23 v. o.: Erst nach dem Druck wurde mir zugänglich: H. Coppieters-Stochove, Régestes de Philippe d'Alsace, Gand 1906. Extrait des Annales de la Société d'histoire et d'archéologie de Gand t. 7. Vgl. dazu V. Fris in den Archives belges 9 (1907), Nr. 3. Alexander Cartellieri.

Band LIV.

S. 427. Z. 7 v. u. l.: Thann- (statt Thun-) und Warthausen.
S. 594. Z. 7 v. u. l: in der Wochenschrift „Im neuen Reich“ (statt in den „Grenzboten“).

Band LV.

S. 596. Z. 17 v. o.: Scharnweber war trotz Raumer (Lebenserinnerungen I, 124. 129), dem ich gefolgt bin, Mitglied der Immediatcommission.
S. 598. Z. 21 v. o.: Die Hannöverische Verfassungs-Geschichte gehört eine Zeile höher unter die Schriften von E. v. Meier.
Z. 25 v. u.: Zur Litteratur, die ich bei der Zerstreutheit des Materials möglichst vollständig anführe, sei noch nachgetragen: Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1809/10 S. 141, 144, 379, 404,

der gleichfalls wiederholt anerkennt, daß Sch. dem preußischen Staat „sehr nützliche Dienste“ geleistet habe. Pertz, Stein II, 488; VI, 2. Beilagen S. 165, 174. Bach, Hippel S. 138 ff. besonders 142, 150 ff., 218 ff. Varnhagen, Blätter aus der preuß. Geschichte I, 13, 292, 334; II, 97, wonach Sch. zuerst im April 1821 von Wahnsinn befallen wurde. Meinecke, Boyen I, 290 ff. Delbrück, Gneisenau I³ S. 324 f. Steffens, Hardenberg und die ständische Opposition 1810/11 (1907) S. 66 u. ö.

F. Meusel.

Verzeichniß

der im 55. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Adolf Georg, Fst. zu Sch.-Lippe 662.
Albrecht, D. L., Cabinetsrath 427.
Altenhöfer, A. J., Redacteur 431.
Bachstrom, J. F., Litterat 664.
Bacmeister, L. A., Germanist 434.
Bauer, Karoline, Schauspiel. 667.
Baumgarten, Herm., Histor. 437.
Blaas, Karl v., Maler 451.
Braun, Karl, Polit. 454.
Braun, Paul v., bair. Beamter 672.
Bray, F. G. de, Diplomat 680
Bray-Steinburg, Otto Graf v., Minister 680.
Brückner, Alex., Histor. 688.
Brunn, Heinr., Archäol. 691.
Büchner, Ludw., Philos. 459.
Buhl, F. A., Parlament. 715.
Candidus, K. A., Theol. 462.
Clausius, Rud., Physik. 720
Cohnheim, Jul., Pathol. 729.
Denis, P. C. v., Ingenieur 464.
Dietrich, F. E. Ch., Sprachf. 733.
Ebers, Georg, Aegyptol. 469.
Eberty, Felix, Schriftst. 473.
Eitelberger, Rud., Kunstgel. 734.
Elsner, Wilh., preuß. Patriot 738.
Erdmann, Karl, Jurist 742.
Eulenburg, Fritz Graf zu, Minister 743.
Fabricius, A. K., Finanzpolit. 747.
Falke, Jac. v., Kunstgel. 753.
Fechner, G. Th., Philos. 756.
Floto, Hartwig, Histor. 476.
Gabillon, Ludw., Schauspieler 477.
Gagern, Max v., Staatsm. 479.
Geffcken, F. H., Diplomat 763.
Gossen, H. H., Nationalök. 483.
Hagen, E. A., Kunsthist. 770
Hanssen, Georg, Nationalök. 771.
Hausmann, F. K., Maler 773.
Herquet, Karl, Archivar 488.
Herrmann, Ernst, Histor. 489.
Hettner, Herm., Litterarhist. 776.
Heyden, Aug. v., Maler 782.
Heyden, Otto, Maler 784.
Heynitz, F. A. v., Minister 493.
Hochstetter, Ferd. v., Geol. 500.
Holtzendorff, Franz v., Criminalist 785.
Humann, Karl, Ingen. 801.
Jank, Christ., Maler 503.
Jolly, Phil. v., Physik. 807.
Jordan, Andr., Weinbauer 507.
Jordan, L. A., Parlament. 509.
Juliane, Gräfin z. Sch.-Lippe 810.
Kalckreuth, Stanislaus Graf v., Maler 813.
Karoline Luise, Mkg. v. Baden 510.
Kierulff, J. F. M., Jurist 513.
Kinkel, Gottfr., Dichter 515.
Kinkel, Johanna 515.
Klasing, Aug., Buchh. 638.
Kneller, Gottfr., Maler 814.
Kopp, Herm., Chemiker 820.
Krupp, Alfr., Industr. 528.
Krupp, Friedr., Industr. 537.
Krupp, Herm., Industr. 539.
La Roche, Karl v., Schausp. 826.
Ludwig II., Kg. v. Baiern 540.
Ludwig, Karl, Physiol. (Zusatz) 895.
Lutz, Joh. Frhr. v., Staatsm. 555.
Mendelssohn-Bartholdy, Karl, Histor. 558.
Meyer, J. B., Philos. 560.
Meyer, Loth., Chemiker 830.
Meyer, Vikt., Chemiker 833.
Meykow, Ottom., Jurist 841.
Michelet, K. L., Philos. 842.
Nagel, L. Th., Publicist 563.
Nasse, Erwin, Nationalök. 844.
Neuhoff, Theod. v., Kg. v. Corsica 848.
Orges, Herm. R. v., Redacteur 565.
Overbeck, Johs., Archäol. 852.
Petersen, Marie, Dichterin 576.
Pichler, Oskar, Archit. 577.
Prantl, Karl v., Philos. 854.
Ranke, Leop. v., Histor. (Zusatz) 891.
Reuß, Eduard, Theol. 579.
Riemenschneider, Tilm., Bildh. 872.
Röder, K. D. A., Criminal. 590.
Rönne, Ludw. v., Jurist 879.
Rubino, Jos., Histor. 591.
Sauppe, Herm., Philol. 146.
Schack, A. F., Gf. v., Dichter 158.
Scharnweber, Ch. F., Staatsrath 595, vgl. 901.
Schenck, Pet., Buchdr. 163.
Schenck, Wolfg., Buchdr. 163.
Schenk, Karl, Bundesrath 165.
Schliemann, Heinrich, Alterthumsf. 171.

Schlüter, Andr., Bildh. 184.
Schmidt, Friedr. Frhr. v., Archit. 598.
Schmidt, Oswald, Jurist 883.
Schönburg-Waldenburg, O. V. Fürst zu 884.
Schuckert, J. S., Industr. 616.
Schulz, Alb., Germanist 194.
Schurig, K. W., Maler 617.
Schwarz, Berth., Erfinder 617.
Schweitzer, J. B. v., Socialist 197.
Siemens, Brüder, Techniker 203.
(Friedr. 219, Karl 224, Werner 203, Wilh. 213.)
Simon, Jordan, Theol. (Ergänzung) 619.
Spangenberg, G. A., Maler 621.
Stadion, Franz Gf. v., Staatsmann 228.
Staub, Fritz, Sprachf. 624.
Stichart, Alex., Maler 630.
Stimmer, Tob., Maler 630.
Sträter, Aug., Sammler 633.
Stübel, Alfr., Oberbürgerm. 633.
Taaffe, Eduard Gf., Staatsmann 234.
Taubert, Emil, Dichter 634.
Thiersch, Karl, Chirurg 255.
Tobler, Ludw., Germanist 635.
Treitschke, Heinr. v., Histor. 263.
Velhagen, Aug., Buchh. 638.
Verner, Karl, Sprachf. 326.
Vicari, Herm. v., Erzb. von Freiburg 641.
Vierordt, K. F., Histor. 330.
Virmont, rhn. Adelsgeschlecht 332.
(Ambros. 332, Damian Hugo, Diplom. 338, Joh. u. Adrian Wilh., Generale 334, 337.)
Vitzthum v. Eckstädt, K. F. Gf., Diplom. 341.
Volkhart, Albr., Buchdr. 351.
Wachsmuth, Rud., Bankdir. 352.
Wala, Abt v. Corbie 354.
Wandersleb, Adolf, Musik. 1.
Wasielewski, W. J. v., Musik. 1.
Wastler, Jos., Geodät 3.
Weber, Heinr., Histor. 6.
Wegelin, J. R., Histor. 357.
Wegleiter, Christoph, Theol. u. Dichter 358.
Wehle, H. Th., Maler 358.
Wehme, Zachar., Maler 359.
Wehrmann, Theod., Schulm. 7.
Weichmann, Ch. F., Dicht. 8.
Weickum, K. F., Theol. 10.
Weierstraß, Karl, Mathem. 11.
Weigand, Karl, Lexikogr. 360.
Weigand, Konr., Maler 14.
Weinart, Benj., Geschichtschr. 14.
Weingarten, Herm., Kirchenhist. 364.
Weinsberg, Herm. v., Chronist 18.
Weis, Ludw., Parlament. 19.
Weisflog, Karl, Schriftst. 372.
Weiß, J., B. v., Histor. 24.
Weißensee, Friedr., Musik. 26.
Weizsäcker, Karl, Theol. 27.
Welcker, Herm., Anatom 38.
Weller, D. F., Maler 375.
Welter, Mich., Maler 375.
Welti, Emil, Staatsm. 376.
Wenck, F. A. W., Histor. 41.
Wendler, F. M., Maler 384.
Werdy, F. A., Schausp. 384.
Werk, F. X., Theol. 43.
Wermuth, Christ., Medaill. 43.
Werner d. H. 45.
Werner v. Falkenstein, Erzb. von Trier 47.
Wernher v. Tegernsee, Dicht. 48.
Wernich, A. L. A., Medic. 53.
Wessely, Jos., Forstm. 53.
Westermeyer, Georg, Histor. 61.
Wetzell, G. W., Jurist 61.
Wiebeking, K. F. v., Hydrotechn. 659.
Wieck, K. F., Schulm. 63.
Wiedemann, G. H., Physik. 67.
Wiener, Heinr., Jurist 70.
Wietersheim, Ed. v., Minister 72.
Wigand, Paul, Rechtshist. 89.
Wilhelm, Erzh. v. Oesterr. 91.
Willatzen, J. P., Dichter 93.
Wilmers, Wilh., Jesuit 94.
Wilmowski, Gust. v., Jurist 96.
Windmaier, Ant., Maler 97.
Windthorst, Ludw., Polit. 97.
Winkler, Jos., Theol. 104.
Wintzer, Alb., Schulm. 105.
Wippel, W. J., Schulm. 107.
Wirri, Heinr., Spruchdichter 385.
Wirri, Ulr., Spruchdicht. 388.
Wirz, Achill., Theol. 388.
Wittichen, Karl, Theol. 108.
Wolf, Ludw. Afrikaf. 112.
Wolff, Bernh., Unternehmer 661.
Wolff, Emil v., Landw. 115.
Wolfradt, Ant., Fürstb. von Wien 389.
Wolgemut, Michel, Maler 118.
Wolters, Otto, Pastor 122.
Wrangel, Karl Frhr. v., General 124.
Wucke, Ludw., Sagenf. 125.
Wundt, pfälzische Gelehrtenfamilie 126.
(Dan. Ludw. 127, Friedrich Peter 128, Joh. Jak. 126, Karl Friedr. Kasimir 129.)
Wunsch, Marie, Malerin 130.
Wurm, Christ., Germanist 396.
Würth, Jos. Edl. v., Rechtsgelehrter 131.
Wurzbach, Constant R. v., Biogr. 135.
Wurzinger, Karl, Maler 138.
Wüstenfeld, Ferd., Orient. 139.
Wyle, Nikl. v., Humanist 140.
Wyttenbach, F. A., Maler 145.

Zach, Ant. Frhr. v., Feldzeugm. 400.
Zdekauer, R. Th., Arzt 401.
Zeisberg, Karl, Samml. 402.
Zeising, Ad., Aesthet. 404.
Zeißberg, Heinr. R. v., Histor. 411.
Zelger, J. J., Maler 414.
Zell, F. J., Politiker 415.
Zeller, J. K., Maler 417.
Zetter, J. G., Dichter 418.
Zetzsche, F. A., Forstm. 419.
Ziegler, Alex., Reisender 421.
Zillmer, Aug., Mathem. 886.
Zöllner, J. F., Theol., Pädag. 423.
Zuckermann, Bened., Mathem. 425.
Zwirner, E. F., Archit. 426.

Zusätze und Berichtigungen 888.

Berichtigungen.

S. 253, Z. 12 v. u. lies: Föderalismus.
S. 314, Z. 21 v. u. lies: D. F. Strauß.
S. 460, Z. 15 v. o. lies: 1853 (statt 1854).
S. 460, Z. 24 v. o. lies: Schabelitz.
S. 477, Z. 5 v. u. lies: das (statt daß).